



- 1852, n° 51 & 52, Art. Ueber das Verhältniß der Christen zur Kirche de. à propos d'un écrit de Hirschke.
- n° 91-3 une réponse (de Hirschke) sur les rapports de l'Egl. à l'Etat suivie d'un autre art. sur même
sur la 1^{re} ligne.
- 1853, n° 5 & 6, Bedenken de J. (Lortorius) en réponse à Hirschke, relatif aux 2 points de l'Egl. & de la l^{re} ligne. [cf. n° 65 un autre art. de Lortorius.]
- n° 67-70, Brachten de E. (D.) Hirschke en réponse au Bedenken de Lortorius. Il y traite 2 questions
les 2 points de la l^{re} ligne de (à partir de la col. 568) de l'Egl. & de l'Etat.
- ~~1854~~,
Outre plusieurs réponses & remarques particulières parues en
1844, n° 8. une réponse de Lortorius à Hirschke.

260
8

Evangelische

Tom-62

3^{me} ÉTAGE

Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

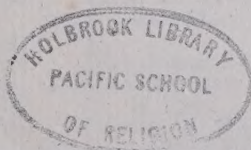
von

R
E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., d. leht. ord. Professor an d. Universität zu Berlin.

Zehnter Band.

Januar bis Juni 1832.



Berlin,

bei Ludwig Dehmitz.

V, 10-11
1832

79411

I n h a l t.

I. A u f s ä t z e.

	Seite		Seite
Vorwort	1	Johann Heermann von Ribben	209
Von einigen Einwürlen gegen die Lehre der heiligen Schrift vom göttlichen Rechte der Obrigkeiten	25	Die Evangelische Gesellschaft in Genf	233
Vgl. Jahrg. 1831, S. 641.		Freundnachbarliche Gedanken bei Anlaß des Baseler Pressgeses. Von Zeller	236
Beitrag zur Beleuchtung des Strebens nach kirchlichen Reformen, mit Beziehung auf die Schrift: Ueber die Reform der Protestantischen Kirchenverfassung, in besonderer Beziehung auf Kurhessen, von Dr. F. W. Dickell. Nebst einem Nachworte von Dr. H. Hupfeld. Marburg 1831	41	Der Uebertritt des Pfarrvikars Lutz in Karlsbuhl und seiner Gemeinde zur Protestantischen Kirche	241
Ueber menschliche Auctorität in Glaubenssachen	57	Vgl. S. 110 und 761.	
Die alte Lehre der Evangelischen Kirche und die neue Orthodorie	65	Gegenbemerkungen wider den Aufsatz über Halten am Buchstaben und Spiritualismus. Von Prof. Dr. Dischhausen	249
Fortsetzung	177	Vgl. S. 143.	
Die Anordnung eines allgemeinen Fuß- und Betttages im Großherzogthum Sachsen-Weimar am 2. December 1831	81	Ueber die rechte Achtung menschlicher Auctorität in Glaubenssachen	281
Vgl. S. 14.		Vgl. S. 57.	
Griechenland und der Orient	89	Kirchlich Neues aus Griechenland	289
Ueber F. A. Bengel, mit Beziehung auf die Schrift: Dr. Johann Albrecht Bengel's Leben und Wirken, von M. Jo. Chr. Fr. Burf. Stuttgart 1831	113	Johann Newton's Leben und Wirken	302
Noch einige Bemerkungen, den neuen Badischen Landeskalenderschismus betreffend	132	Revision der neueren Verhandlungen über die Lehre vom heiligen Abendmahl	318
Vgl. Jahrg. 1831 S. 731.		Die Missionen unter den Juden	340
Einige kurze Bemerkungen zu der in Nr. 5. der Ev. A. Z. mitgetheilten Probe aus Sächsischen Tagesblättern	134	Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden	345
Vgl. S. 36.		England und Nordamerika und die Missionen	366
Ueber das Verhältniß der Theologie zur Astronomie	137	Das Christenthum und die Nationalisten in Danemark seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts	385
Ueber Halten am Buchstaben und Spiritualismus in Bezug auf die Auslegung der heiligen Schrift. Veranlaßt durch Dr. Dischhausen's Commentar zum Neuen Testamente	143	Vgl. Jahrg. 1827, 1830 u. 1831 Inhaltsanzeige.	
Vgl. S. 249.		Ueber das Verhältniß der Christen zur Kirche und der Kirche zum Staate	404
Ueber die neuere Behandlung der Geschichte des Alten Testaments	169	Vgl. S. 721.	
Fortsetzung	269	Ein theologisches Bedenken	411
Mittheilungen aus dem Reiche S. 192, 204, 419, 432, 478, 494. Vgl. die früheren Jahrgänge.		Aus dem ersten Jahresberichte der Evangelischen Gesellschaft zu Genf	425
Das Evangelium in Frankreich	193	Verkuht zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum in einer unter den Gläubigen verbreiteten Lehre vom Reiche Gottes	433
Anzeige der Abhandlung von Dr. Stendel: Ueber Sünde und Gnade. Ermittlung biblischer Ergebnisse	201	Vgl. Jahrg. 1830 u. 1831 Inhaltsanzeige.	
		Ueber die Kindertaufe	449
		Vgl. S. 505, 670.	
		Das Hambacher Fest	455
		Gutachten der Reformirten Synode in Sachen des Herrn Pfarrers Geibel in Braunschweig	461
		Vgl. S. 508 u. 569.	

Ueber die Bischöfliche Kirche und das Christenthum in Eng-	Seite
land im Verhältniß zu den Zeitbegebenheiten	468
Dr. Bretschneider und Dr. Hahn	481
Rechtfertigung der Kindertaufe	505
Vgl. S. 449. Fortsetzung	670
Protestation der Evangelisch-Reformirten Gemeinde in Braun-	
schweig gegen das Evangelium	508
Vgl. S. 461 u. 569.	
Die Erziehung in der Zucht und Vermahnung zum Herrn,	
die Grundlage der wahren Wohlfahrt	511
Beleuchtung des Austritts des Professors Freiherrn v. Reich-	
lin-Meldegge aus der Römisch-Katholischen Kirche und	
seines sogenannten Uebertritts in die Evangelische	513
Soll die Lutherische Reformation wirklich fortgesetzt werden?	
Von Grundtvig	526
Vgl. Jahrg. 1831 S. 193.	
Gellert ein Mystiker	549
Die Zukunft des Herrn nach Matth. C. 24.	553
Das Evangelium und der Nationalismus in Braunschweig .	569
Vgl. S. 461 u. 508.	
Der Senior Goeze und die theologische Fakultät in Götting-	
en über und gegen das Theater	581
Die Kirchenreform im Hannoverschen nach den Schriften:	
1. Die Kirche und die Stände des Königreichs Hannover,	
von Fr. Köhler. Hannover 1832. 2. Wünsche der Lan-	
deskirche zu Nuzze, allen denen, die helfen können, vorge-	
gelegt von Fr. Köhler. Hannover 1832. 3. Ueber die	
Verwaltung und Verfassung der Lutherischen Kirche im Kö-	
nigreich Hannover. Von einem Juristen. Hannover 1832	603
Ehre und Niede der Katholischen Kirche	612
Ueber freie Forschung und kirchliche Auctorität	628
Beleuchtung des Daumerischen Sendeschreibens an Pfarrer	
Kindler von Dr. Joh. Wilh. Friedr. Höfling.	
Nürnberg 1832	649
Der Streit zwischen Herrn Dr. Tholuck und Herrn	
Dr. Frische	676
Vom rechtfertigenden Glauben Abraham's	679
Die Synoden der Grafschaft Mark über Conventikel	687
Die Predigerwahl in Wandsbeck im April 1832. Lüneburg 1832	689
Das Stillestehen der Sonne Jos. C. 10.	697
Einige Bemerkungen über Synodalverfassung mit Bezug auf	
die Aeusserungen der Ev. K. Z. über diesen Gegenstand,	
von Dr. R. H. Sack. Bonn 1832	704
Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus der Französi-	
schen Schweiz	709
Einige erwidernde Bemerkungen zu dem Aufsatze: Ueber das	
Verhältniß der Christen zur Kirche und der Kirche zum	
Staate	721
Vgl. S. 404.	
Wie siehet geschrieben? Wie liestest du?	735
Der Negeraufstand und die Drangsale der Missionare in Jamaika	
Uebersicht der wichtigsten kirchlichen Ereignisse in England seit	
Anfang dieses Jahres	741
Fortsetzung	745
Der Pfarrvikar Lutz und die Gemeinde Karlsbuhl auf dem	826
Donaumoese im Jahre 1832	761
Vgl. S. 110 u. 241.	
Felix Neff nach der Schrift: Züge aus dem Leben des Felix	

Neff u. Nach dem Französischen bearbeitet von Gerold	Seite
Meyer v. Knorau. Erlangen 1832	796
Der Verein von Freunden Israels in Basel	803
Ueber die angebliche Entwendung der Gefäße der Aegypter	
durch die Israeliten	812

II. Litterarische Anzeige.

Die Weisheit Dr. Martin Luther's. 2te Auflage. Nürn-	
berg. 1r Thl. 1822., 2r Thl. 1818	39
Sammlung (535) geistlicher Lieder. Nebst einem Anhange von	
Gebeten. Basel 1831. Choralbuch. Ebendaselbst	213
Die Jahre 1830 und 1831. Erlangen 1832	247
Nachweis der Aechtheit sammtlicher Schriften des Neuen Tes-	
taments. Für gebildete Leser aller Stände bearbeitet. Von	
Dr. Herm. Dischhausen. Hamburg 1832	473
Predigten, vornämlich über die Gleichnisse Jesu und über freie	
Texte. Von Friedr. Gust. Lisco. Berlin 1828 und	
1830. 2 Thle. Die Parabeln Jesu, exegetisch-homiletisch	
bearbeitet von Friedr. Gust. Lisco. Ebendas. 1832 . . .	497
Des Christen Wallfahrt nach der himmlischen Stadt. Frei,	
nach dem Englischen des John Bunyan, bearbeitet von	
Dr. Heinrich Ranke. Mit einer Einleitung von Dr.	
Georg Heinrich Schubert. Erlangen 1832	566
Luther's Katechismus als Grundlage des Confirmanden-Un-	
terrichts im Zusammenhange erklärt von Rudolf Stier.	
Berlin 1832	623
Evangelische Zeugnisse aus dem Wuppertthale. Eine Samm-	
lung von Predigten der Evangelischen Prediger in Eber-	
feld und Barmen, herausgegeben von der Rheinischen Miss-	
sionsgesellschaft zum Besten ihrer Afrikanischen Mission.	
Barmen 1832	652

III. Nachrichten.

I. Europa.

Berlin. Geistlicher Niederschlag 109.	
Schreiben aus Bonn 343.	
Westliches Deutschland 279.	
Nördliches Deutschland 831.	
Bayern 110.	
Beuggen 53.	
Erlangen 208.	
Licht und Finsterniß im Königreich Sachsen 36.	
Lüdingen 223.	
Weimarisches Bußtagsauschreiben 14. Vgl. S. 81.	
Genf 60, 239.	
St. Gallen 694.	
Paris 176, 719.	
Die Waldenser in Piemont 264.	
London 271.	
England 311. Vgl. S. 366.	
Kopenhagen 294.	
Schweden 543.	
Belgien 688.	

II. Amerika.

Nordamerika 22, 71, 88, 103. Vgl. S. 366.	
Nachrichten und Anzeigen 56, 80, 352, 568, 592.	

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 4. Januar.

N^o 1.

V o r w o r t.

Das vergangene Jahr ist für die Ev. K. Z. weniger stürmisch gewesen als das vorige; schon bald nach seinem Beginnen nahmen die Verhandlungen über die Gallische Sache in ihrer individuellen Bestimmtheit ziemlich ein Ende. Wir durften sie, nachdem sie von allen Seiten beleuchtet worden, um so getrost ruhiger lassen, je deutlicher selbst in dem sichtbar Erscheinenden die Wirkungen sich kund gaben, in deren Hoffnung wir im Glauben diesen Kampf begonnen hatten. Wir dürfen wohl nicht ohne Grund hoffen, daß dieser auf der betreffenden Universität selbst nicht ohne Wirkung geblieben; wir dürfen diese Wirkung, wie groß oder wie klein auch ihr Umfang und ihre Tiefe seyn möge, doch immer als eine Bestätigung des Satzes betrachten, daß die frei und offen dargelegte Wahrheit, und wenn man sich auch noch so sehr bemüht, sie sich selbst und Anderen zu verdunkeln und zu entstellen, dennoch zu seiner Zeit durchbricht, und von denen aufgenommen wird, die durch die vorbereitenden Wirkungen der Gnade Gottes aus der Wahrheit sind, und somit zugleich als eine Ermunterung, in dem freien Bekenntniß muthig fortzufahren. Aber auch in viel weiteren Kreisen hat der auf Hoffnung ausgestreute Same, durch den Thau und Regen des Geistes Gottes befeuchtet, seine Früchte getragen. Sicher nicht ganz ohne Zusammenhang mit dieser Angelegenheit haben sich zahlreicher und kräftiger als je in der letzten Zeit die Stimmen über den Nothstand der Kirche, über die Verwüstungen, welche in ihr der Rationalismus angerichtet hat, vernehmen lassen; daß es anders werden muß, als es jetzt ist, wenn unsere Kirche ferner den Namen einer christlichen führen, wenn sie nicht selbst die stärkste Verspottung ihres Daseyns seyn soll, das wird uns jetzt weit allgemeiner, wie wir es noch vor Kurzem erwarten konnten, zugestanden. Dies Zugeständniß aber, wo es sich, wie jetzt zu unserer großen Freude nicht selten, als hervorgehend aus einem von Schmerz über den gegenwärtigen Zustand der Dinge und von Sehnsucht nach einem besseren erfüllten Herzen kund gibt, ist die erste Bedingung und die Grundlage des Bessers werdens. Erkenntniß des Uebels ist in geistlichen Dingen schon halbe Heilung. Sucht man auch diese noch nicht allgemein bei

dem Arzte, der allein helfen kann, zeigt sich vielmehr ziemlich allgemein das Bestreben, die Früchte gut zu machen, ehe der Baum gut gemacht ist, will man auch durch allerhand Hausmittelchen den verzweifelt bösen Schaden heilen, von dem wilden Stamme selbst die Pflanzfreier schneiden, womit er veredelt werden soll, die Disteln in recht guten Boden pflanzen, in der gutmüthigen Hoffnung, dann von ihnen eine reiche Traubenlese halten zu können, — so soll das unsere Freude über das bereits Erreichte nicht stören, dem Herrn der Kirche seinen Dank, und denen, die er berufen hat, auch nur insoweit seiner Wahrheit Zeugniß zu geben, unsere freudige Anerkennung nicht schmälern. Es soll uns nur bewahren vor der sanguinischen Hoffnung, dem Ziele bereits nahe zu seyn, während wir uns noch im Anfange des Weges befinden, und vor jener Trägheit im Dienste des Herrn, welche diese Hoffnung eben so sehr erzeugt und nährt, als sie wiederum von ihr erzeugt und genährt wird. Es soll uns antreiben, daß wir uns selbst immer mehr aus dem Bänden des Göddienstes befreien, damit wir um so freimüthiger und lauter von der Nichtigkeit der stummen Götzen zeugen können, bei denen die Zeit Abhülfe ihrer Uebel sucht, hinweisen zu dem lebendigen Gott, den seine Gemeinde so schmachlich verlassen, daß wir sein Angesicht suchen und ertretet werden. — Es ist hier mit der Kirche im Ganzen, wie mit jedem einzelnen Gliede derselben. Die niedrigste Stufe ist die, wo der Mensch sicher und sorglos in seinen Sünden dahin wandelt, und statt das Glende seines Zustandes zu kennen, ihn für den normalen hält. Die zweite, wo die Hand Gottes ihn aus seinem geistlichen Schlafe aufweckt, und ihn sich mehr oder weniger in seiner wahren Beschaffenheit erblicken läßt. Ob er von dieser Stufe wieder zur ersten herabsinke, oder ob er sich zur dritten, der Kindschaft Gottes und der Theilnahme an seinem Erbe erhebe, und wenn das letztere geschieht, wie lange er auf der Mittelstufe verweile, das hängt von der Treue ab, mit der er die ihm ertheilte Gnade bewahrt, von dem Eifer, mit dem er nach Wehrung derselben ringt, von dem Verlangen, mit dem er die ihm angebotenen Gnadenmittel annimmt. Aus der natürlichen Blindheit des alten Menschen, aus dem Wahne eigener Kraft, womit er sich schmeichelt, aus dem Betruge des Satans, welcher fürchtet, daß sein

Schlachtopfer ihm entrinne, geht das Bestreben hervor, für die wohl erkannte Noth die Hülfe auf Erden zu suchen, von eigener Kraftanstrengung, von Veränderung der Verhältnisse und von der dadurch bewirkten Hinwegschaffung der Hindernisse des Fortschrittes zum Guten, von dem Anschließen an Menschen als solche, viel zu erwarten. Gelangt dieses Bestreben zur Herrschaft und behauptet es sich in derselben, wird es nicht durch die Gnade entweder von vorn herein, oder doch dann überwunden, wenn es sich durch schmerzliche Erfahrung gezeigt hat, wie unermöglich es ist, sein Ziel zu erreichen, so wird es mit demselbigen Menschen ärger als es zuvor gewesen; „der Weg zur Hölle wird von ihm mit guten Vorsätzen gepflastert.“ So wie es nun dort die Pflicht eines Jeden ist, der auf den Wegen des Heiles schon gewandelt hat, den Irrenden zurechtzuweisen, so sollen sich auch hier die, welche nicht nur den Schaden Joseph's, sondern auch seine Heilung kennen, kräftig erheben, um alle, zum Theil aus der besten Absicht, aber ohne die nöthige Einsicht unternommenen Versuche zu bekämpfen, wodurch man die Kirche heilen will, um es ihr zu ersparen, daß sie nicht im besten Falle durch Schaden klug werde, — ein Experiment, das hier um so weniger gefahrlos angestellt werden kann, weil die Kirche aus wechselnden Individuen besteht, von denen ein gutes Theil während des Experimentes verloren gehen könnte, — oder im schlimmsten, selbst des ihr schon gewordenen Segens beraubt, in den Abgrund des Nichts wieder zurücksinke, aus dem Gottes treue Hand sie eben zu erheben begann.

Aber auch ein specieller Zweck, den wir bei der Hallischen Sache verfolgten, der, das schreiende Unrecht, welches durch die Anstellung rationalistischer Professoren in Evangelisch-theologischen Facultäten gegen die Evangelische Kirche begangen wird, zum öffentlichen Bewußtseyn zu bringen, ist über unsere Hoffnung erfüllt worden. Oder durften wir es z. B. wohl erwarten, daß der Herausgeber der Allgemeinen Kirchenseitung diesen Grundsat in derselben Schärfe aussprechen würde, wie wir es gethan? Dieses unfreiwillige, und daher um so stärkere Zeugniß für die Wahrheit, mußte uns um so werthvoller seyn, da derselbe, der es ablegte, grade um feinetwillen uns mit dem beständig wiederholten Vorwurfe der Kezermacherei u. dgl. in Aufsätzen verfolgt ließ, die er durch das hinzugefügte Motto als Ausdruck seiner Gesinnung bezeichnete, und, ohne zu bedenken, was ihm als Christ, was ihm als Doctor der Theologie obliegt, keine Lüge und Verläumdung gegen uns so schlecht fand und noch findet, daß er ihr die Aufnahme in sein Blatt versagte. Wie einleuchtend muß doch eine Wahrheit seyn, die sich selbst durch die stärkste, alle Schranken durchbrechende persönliche Abneigung gegen ihre Vertheidiger Bahn zu brechen, und zum Zeugniß gegen diejenigen zu nöthigen weiß, mit denen man, wie eben diese Abneigung zeigt, im Wesentlichen auf derselben Grundlage der Gesinnung steht!

Nachdem die Verhandlungen über die Hallische Sache in und außerhalb der Ev. K. Z. geschlossen worden, ist überhaupt auf dem kirchlichen und theologischen Gebiete ein gewisser Stillstand eingetreten, zum Theil dadurch hervorgerufen, daß die politischen Begebenheiten die Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nahmen. Hiedurch ist es denn bewirkt worden, daß, während früher sich der Stoff aus der Zeit aufdrang, im verflossenen Jahre die Wahl desselben mehr durch den von der Zeit unab-

hängigen Willen der Mitarbeiter bestimmt wurde. Dies hat allerdings sein Gutes, und wir dürfen es nicht bedauern, wenn dieser Zustand noch eine Zeitlang fort dauern sollte. Abgesehen davon, daß ein beständig fortgesetzter lebhafter Kampf sehr der Gefahr menschlicher Erhitzung aussezt, erhalten wir auf diese Weise Gelegenheit, den ursprünglichen Plan der Ev. K. Z. nach seinem ganzen Umfange auszuführen, manche Partheien des christlichen Lebens und der christlichen Lehre, die bisher nicht behandelt worden, weil durch die Zeit kein specieller Impuls dazu gegeben wurde, zu beleuchten. Was uns in dieser Beziehung als besonders wünschenswerth erscheint, ist eine häufigere eingehende Behandlung wichtiger Schriftstellen, namentlich solcher, deren tiefere Erkenntniß für die bereits zum Heile Gelangten von Bedeutung ist. Wir dürfen es nie vergessen, daß der Beruf eines christlichen Blattes in der gegenwärtigen Zeit nicht bloß der seyn kann, nach außen eine Weckstimme erschallen zu lassen, sondern auch nach innen zu befestigen, aus der Unbestimmtheit zur Bestimmtheit, aus der Verwirrung zur Klarheit, aus der Trägheit zur Regsamkeit zu erheben. O wie ganz anders würde es mit den Angelegenheiten des Reiches Gottes bei uns stehen, wenn nicht auch seine Genossen so gar schläfrig und träge wären, so wenig aus einem Stücke, so sehr noch mit der Welt verflochten! Welch eine tiefe Beschämung muß uns anwandeln, wenn wir uns mit unseren Brüdern in der Vorzeit, unseren Glauben und unsere Liebe, wir wollen nicht sagen, mit denen der apostolischen Gemeinden, sondern nur mit denen der Brüdergemeinde und der Methodisten in ihrer besten Periode, ja wenn wir uns nur mit unseren Brüdern in America vergleichen! Woher kommt es, daß wir so wenige Menschen des Gebetes haben, daß wir so sehr unseres Berufes vergessen, Knechte zu seyn, welche in jedem Augenblicke die Ankunft ihres Herrn erwarten, daß die Lenden unseres Gemüthes so selten umgürtet sind, und unsere Lichter so trübe brennen? Was sind die Mittel, wodurch die Herzen der Väter wieder zu den Kindern, und der Kinder zu den Vätern bekehrt werden können? Dies zu untersuchen, ist die würdigste, ist die unabweisliche Aufgabe eines Blattes, das in diesen letzten Zeiten, in diesem äußersten Greisenalter der Welt, wie wir unsere Zeit mit noch weit größerem Rechte nennen, als unsere Bekenntnißschriften aus ähnlichem Gefühle die ihrige, der Ehre Christi in Schwachheit dienen will. Muß gleich jeder Mitarbeiter, der diesen Gegenstand zu behandeln unternimmt, in seinen eigenen Busen greifen, muß er mit dem Propheten klagen: „Ich bin unreiner Lippen und unter einem Volke unreiner Lippen wohne ich,“ so darf uns dies Gefühl unserer Unwürdigkeit doch nicht abhalten, außer uns auch unseren Brüdern die Höhe unserer Bestimmung und die Tiefe unseres Zustandes vorzuhalten, ihnen zuzurufen: „Gehet aus von Babel, reiniget euch, ihr, die ihr des Herrn Gefäße tragt,“ und ihnen aus dem untrüglichen Worte Gottes die Augenfarbe nachzuweisen, wodurch allein sie, wie wir, vollkommen sehend werden können. Es kommt hier vor Allem darauf an, es zum lebendigen Bewußtseyn zu bringen, wie die Theilnahme an der durch die Sünde erzeugten pantheistischen Ansicht von der Sünde, wie sie die ganze Zeit beherrscht, und auch, ohne alle Ausnahme, bei denen sich in der Empfindung stets wieder geltend macht, die in der Lehre ihr glücklich entflohen sind, so wenig zu der lebhaften Erkenntniß des eigenthümlichen Wesens der Sünde gelangen, wie sie dieselbe wohl als Schranke, als Uebel, als Elend betrachten läßt, aber nicht als Beleidigung

des heiligen Gottes, — wie dieser schwächlichen Trauer nun auch der Natur der Sache nach nur eine schwächliche Freude folgen kann, dem oberflächlichen Verzagen an sich selbst, nur ein oberflächliches Vertrauen auf den Herrn, seine uns dargebotene Gnade und sein Verdienst, — wie diese elende Anlehnung der Rechtfertigung eine gleich elende Beschaffenheit der Heiligung zur nothwendigen Folge hat, wie der Mensch dabei nie recht zu göttlichen Kräften gelangt, und daher entweder die in seiner Natur liegenden Scheinkräfte anbietend, um Gott einigermassen zu genügen, in eine gemachte Frömmigkeit verfällt, mit Recht Pietismus genannt, welche das Geplär der Lippen oder das selbst-erzeugte Sinnen des Herzens mit dem Gebete aus Gott zu Gott verwechselt, und weil der dürre Baum nicht aus inwohnender Kraft Blüten und Früchte zu treiben vermag, sich an ihrer Statt mit gemachten Blumen und Früchten ergötzt, Gott dadurch mehr verunehrend als ehrend, daß sie ihn zum Urheber ihres kindischen Spielwerkes macht, — oder auch in einen um nichts besseren Jacobinismus, welcher sich damit zufriedent gibt, daß die größten Schrecken der Sünde hinweggeräumt sind, und über den Tausenden welche in und vor Gott verlebt werden, die Tage vergehen, während deren er mehr oder weniger ohne Gott ist in der Welt. Es kommt darauf an, nachzuweisen, wie verkehrt das Bestimmen derjenigen ist, welche glauben, diesen Schaden, dessen tieferen Vererbung sie nicht kennen, dadurch heilen zu müssen, daß sie, den Glauben und die Rechtfertigung als vorhanden voraussetzend, ernsthaft auf die Heiligung und ihre Früchte dringen, ein Verfahren, welches höchstens die Leichtsinnsigen in Pietistien verwandeln kann, — zu zeigen, daß man in solchem Falle sich selbst und Anderen das Geheiß allerdings predigen müsse, und zwar in weit größerer Schärfe, als es jetzt gewöhnlich geschieht, aber nur deshalb predigen müsse, damit daraus tiefere Erkenntniß der Sünden, aus ihr größere Festigkeit und Lebendigkeit des Glaubens, aus dem festen und lebendigen Glauben die Heiligung hervorgehe. Nach dieser Seite hin ihre Bemühungen zu richten, diese wichtigen, einer unendlich mannichfaltigen Ausführung fähigen Gegenstände zu behandeln, so wie Alles, was mit ihnen in näherer oder fernerer Beziehung steht, überhaupt Alles, was geeignet ist, die Gläubigen zu erbauen, im biblischen Sinne, nicht in dem jetzt gangbaren, wo man von der Erbauung einen kreitenden und langweiligen Predigtton nicht glaubt absondern zu können, bitten wir alle diejenigen unter unseren Mitarbeitern, denen der Herr die Gabe dazu verliehen.

Wir können nicht umhin, eines Uebelstandes zu gedenken, den der ruhigere Gang der kirchlichen Dinge jetzt von Neuem in unserem Blatte hervorgerufen angefangen hat, während er in dem vorliegenden Jahrgange schon ganz im Verschwinden begriffen war. Wir meinen die unverhältnißmäßige Länge mancher Aufsätze, welche dem Zwecke einer Zeitschrift, besonders einer solchen von dem Umfange der *Ev. R. Z.*, und der Stimmung, welche die Leser zu ihrer Lesung mit hinzubringen, entgegen ist. Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß wir die Kürze keineswegs auf Kosten der Gründlichkeit angestrebt wünschen. Wir haben schon früher bemerkt, daß sich beide Anforderungen durch die Vertheilung eines reichhaltigeren Stoffes in verschiedene Artikel befriedigen lassen. Eine solche Vertheilung, nicht eine bloße den Zusammenhang willkürlich zerschneidende und dadurch den Eindruck schwächende Theilung, kann aber nicht vom Herausgeber, sie muß von den Verfassern selbst ausgehen.

Nach diesen allgemeineren Vorbemerkungen halten wir noch für zweckmäßig, uns über zwei specielle Gegenstände auszusprechen, über das Verhältniß der *Ev. R. Z.* zu den Bestrebungen der Zeit, den kirchlichen, und zu den Bestrebungen derselben, den politischen Zustand zu reformiren. Nach unserer Ansicht von den Erfordernissen einer Zeitschrift ist es nothwendig, daß die Redaction einer solchen in Bezug auf jeden wichtigen Gegenstand der Verhandlung wenigstens einmal selbstredend auftritt, um zu zeigen, daß sie mit festem Auge ein Ziel verfolgt, daß ihr Schiffelein nicht von den Bogen der Beiträge dahin getrieben wird, wohin sie es treiben wollen. Der Schein einer solchen Zufälligkeit und Bewußtlosigkeit ist für eine Zeitschrift, wie für jede moralische Person, nicht weniger gravirend, als für ein Individuum.

Beginnen wir mit dem Verhältnisse der *Ev. R. Z.* zu dem Streben nach kirchlichen Reformen. Was hier als das Verbreitetste unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nimmt, ist die Zeitanficht von der gänzlichen Unverträglichkeit des Verhältnisses, worin der Evangelische Landesherr in Deutschland zu der Kirche seines Landes steht, mit der Natur der Kirche, und von der Nothwendigkeit, daß die Kirche sich selbst regiere, sey es nun bloß durch ihre Geistlichen, oder sey es durch selbstgewählte, aus Laien und Geistlichen zugleich bestehende Behörden.

Diese Ansicht und das durch sie erzeugte Streben stehen in so engem Zusammenhange mit den parallelen Ansichten und Bestrebungen auf dem politischen Gebiete, wie sie sich schon seit Jahren geltend gemacht haben; sie sind ein so nothwendiges Erzeugniß eines sich schon seit geraumer Zeit durch die Völker hindurchziehenden Sehns nach einer unbestimmten Freiheit, so alt als die Unbekanntheit mit der wahren Freiheit, welche das Evangelium gewährt, sie sind denen, welche auch nicht einmal wissen, daß ein Geist ist, und welche daher, falls sie das Unbefriedigende des bestehenden Zustandes erkennen, nur an menschliche Ursachen des Verfalls und an menschliche Hülfsmittel dagegen denken können, so natürlich, so angemessen der Weise des natürlichen Menschen, nicht sich selbst anzulagen, und vorerst danach zu streben, selbst seine Schuldigkeit zu thun, sondern die Schuld außer sich zu suchen, so vortreflich passend zu dem Pelagianismus der Zeit, welcher das Verderben immer nur an einer Stelle sucht, und meint, wenn man nur das Unterste zu oberst kehre, so werde Alles vortreflich werden, — daß sie unmöglich erst ein Erzeugniß der jüngsten Vergangenheit seyn können. Die *Ev. R. Z.* fand sie zur Zeit ihrer Entstehung schon in voller Blüthe. Ihr Wachstum war in den lezt vorhergehenden Jahren theils dadurch befördert worden, daß das parallele Streben auf dem politischen Gebiete, hier durch die Maaßregeln der Regierungen seines freien Spielraumes beraubt, einen anderen Ausweg suchte und wirklich auf dem kirchlichen Gebiete einen weit gefahrloseren Schauplatz seiner Thätigkeit fand, theils, und dies noch weit mehr, dadurch, daß die Preussische Agendenangelegenheit auf der einen Seite Veranlassung gab, das naturgemäße Streben zu entwickeln und zum allgemeinen Bewußtseyn zu bringen, auf der anderen Seite die rationalistischen Geistlichen, denen der Inhalt der sich zu unserem allerheiligsten Glauben bekennenden Agende höchst widrig war, antreiben mußte, um jeden Preis eine Theorie ausfindig zu machen, welche sie von

der Annahme dieser Agende dispensirte. Wie mächtig dies Streben war, wie jedes auf einer tiefen Wurzel des Gemüthes zugleich und des Interesses beruhende, geht daraus hervor, daß es sich, eben so wie das analoge politische, zugleich einer nicht unbedeutenden Anzahl solcher bemächtigte, bei welchen die subjectiven Gründe seiner Entstehung nicht vorhanden waren, und gerade diese so hinnahm, daß sie mit einer Uebergangstreue, welche, aus dem Glauben hervorgehend, achtbarer war, als ihr Gegenstand, als die rüstigsten Gegner auf den Kampfplatz traten, während die eigentlichen Falschmünzer sich feige verkrochen, sobald es an den Mann ging. In diese Lage der Dinge hereintretend, glaubte die Redaction der *Ev. R. Z.*, Schweigen sey hier das der christlichen Weisheit Angemessenste. Sie hoffte, das auf einen äußeren Effect, die Abschaffung des bestehenden Kirchenregiments, gerichtete Streben werde nach und nach ermüden, da zur Erreichung des angestrebten Zieles so wenige Aussicht war. Sie fürchtete so manche christliche Gemüther, die damals nicht ohne Leidenschaft von diesem Zeitirthume eingenommen waren, sich von vorn herein abgeneigt zu machen; sie mochte auch den nichtchristlichen lieber durch die Hauptsache selbst den von ihr unzertrennlichen Anstoß geben, als durch den ihnen zur Zeit ganz besonders empfindlichen Widerspruch in diesem einzelnen Punkt. Sie konnte die Agendensache schon deshalb nicht unbedingt zu der ihrigen machen, weil sie die Art und Weise ihrer Einführung und Anderes nicht so durchgängig billigte, wie ihren dogmatischen Inhalt. Sie durfte um so mehr hoffen, daß die öffentliche Aufmerksamkeit, falls man ihr nur andere Gegenstände kräftig vorhalte, durch deren Erledigung auch für die Erledigung dieses einzelnen die Grundlage gegeben werden mußte, sich auf diese ablenken werde, da die lebhaft geführte Verhandlung, nachdem sie in der Schrift von Pacificus Sincerus ihren geistigen Gipfelpunkt erreicht hatte, sich nun immer mehr abwärts in langweilige Wiederholungen des bereits hundertmal Gesagten herabließ, und, wo sie in Ermangelung eines Anderen sich noch einspielte, mit Gähnen bewillkommnet wurde.

Unserem einmal gefaßten Entschlusse sind wir bisher stets treu geblieben. Selbst in der Hallischen Angelegenheit, welche so viele Veranlassung zu ausführlicherer Behandlung dieses Gegenstandes darbot, haben wir ihn nur grade so weit beleuchtet, als es für unseren Zweck unumgänglich nothwendig war. Wir ließen die Frage bei Seite, ob das Verhältniß der Evangelischen Fürsten zu der Kirche ihrer Länder an und für sich recht und heilsam sey; wir zeigten nur, welche einzelnen Rechte und Pflichten ihnen zukommen, so lange dies Verhältniß im Ganzen bestehe, so lange dasjenige, was es ersetzen soll, nur in den Köpfen der Erfindungsreichen existirt. Jetzt aber nöthigt uns eine neue Wendung der Dinge ein neues Verfahren einzuschlagen. Wir fühlen uns gedrungen, unser Blatt den Verhandlungen über kirchliche Verfassung zu eröffnen, und wünschen dringend, diese mit solchem Ernst und Nachdruck geführt zu sehen, daß der Eifer, mit welchem sich unsere götzdienerische Zeit an diesen Gößen anflammet, wenigstens etwas abgekühlt werde. In Folge der Julitage in Frankreich hat in Deutschland das

Streben nach kirchlicher, nicht weniger wie nach politischer Freiheit, nicht nur an Stärke und Ausdehnung gewonnen; es hat sich sogar in mehreren Ländern schon den Weg zu einem glücklichen äußeren Erfolge gebahnt und wenn es auch bis jetzt noch nirgends sein Ziel vollkommen erreicht hat, so rückt es doch demselben an manchen Orten immer näher, besonders dadurch, daß es sich in den Ländern, wo das Streben nach politischer Freiheit freien Spielraum hat, als den Bruder desselben ankündigt und empfiehlt, wie schon früher bemerkt, gar nicht mit Unrecht, doch ohne daß wir diese Brüderschaft für eine ehrenvolle halten könnten. Wir sehen, wie selbst edle Männer, die zu tief denken und fühlen, als daß sie, wie die Hefe der Geistlichkeit, von einer Verbesserung der Pfarrstellen und von weltlicher Ehre der Geistlichen das Heil der Kirche erwarten könnten, sich durch diesen blendenderen Schein täuschen lassen, und öffentlich als Herolde der kirchlichen Freiheit auftreten, wie sogar Manche, welche die christliche Wahrheit in ihrem volleren Gehalte erkannt haben, wiederum von vorne diesen elenden Sägungen der Welt dienen. Aufforderung genug für Alle, die der Herr dazu berufen, dies blutlose Phantom so lange zu verfolgen, bis es unter ihren Händen, so es des Herrn Wille ist, sein Scheinleben aufgegeben!

Stellen wir vor Allem eine Betrachtung an über die Rechtmäßigkeit des Strebens nach Emancipation der Kirche, nach Aufhebung des Verhältnisses Evangelischer Landesfürsten zu derselben. Läßt sich diese dardun, so vermag Alles, was über die zu besorgenden nachtheiligen Folgen gesagt werden kann, höchstens so viel zu zeigen, daß es rathamer ist, die Realisirung dieses Strebens für jetzt noch aufzuschieben. Läßt sich das Gegentheil erweisen, so würden alle eingebildeten oder wirklichen Vortheile gar nicht in Betracht kommen. Es sey, sagt man, ganz ungereimt, daß Jemand durch die Geburt Träger einer Würde in der Kirche werde. Diese Behauptung beruht aber ganz auf derselben Verwechselung der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche, wie sie einen der Grundirthümer der Römischen Kirche bildet. Sie erklärt sich nur aus der zu unserer Zeit herrschenden Verwirrung der Begriffe auf diesem Gebiete; Jeder redet über Kirche nach gewissen dunkeln Vorstellungen, und mengt Wesen und Erscheinung auf sonderbare Weise durcheinander. Das Wesen der Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen, mit ihrem Herrn und untereinander verbunden durch das Band des Geistes, er ihr Haupt, sie seine Glieder. Dies Wesen hat als real existirendes, als ein nicht bloß ideelles, in sich selbst das Streben in die Erscheinung zu treten. Sobald dies aber geschieht, sobald sich die Kirche in der Welt manifestirt, so nimmt sie auch aus der Welt Fleisch und Blut an sich; die Prädicate des Wesens können der Erscheinung hier eben so wenig beigelegt werden, wie man von dem Wiedergeborenen als Individuum, in dem das Göttliche mit dem Menschlichen verbunden erscheint, schlechtthin dasjenige prädiciren kann, was nur dem göttlichen Principe an sich zukommt.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Samstag den 7. Januar.

N^o 2.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

So wie nun hier die Differenz des Wesens und der Erscheinung, je nach der Beschaffenheit und der geistlichen Förderung der Individuen, eine gradweise verschiedene ist, so findet dieselbe Verschiedenheit auch unter den verschiedenen äußeren Kirchen statt. Am nächsten treten Wesen und Erscheinung zusammen, doch ohne daß deshalb die große, zwischen beiden der Natur der Sache, dem Zustande des gefallenenen Menschen nach statt findende Verschiedenheit je ganz beseitigt würde, in Kirchen wie die apostolische, oder wie die Brüdergemeinde zur Zeit ihrer Blüthe. Am weitesten treten sie auseinander in Kirchen, wo wie in der unsern, die Mitgliedschaft nicht durch die Geburt von oben, sondern durch die fleischliche Geburt und die an sie geknüpfte Taufe gegeben ist, ohne daß auch nur ein Versuch gemacht würde, durch eine schonungslos gehandhabte Kirchenzucht den Weizen von der Spreu zu sondern. Nehmen wir eine solche Kirche einmal als gegeben, so kann es durchaus nichts ihrer Idee Widersprechendes haben, wenn die Leitung ihrer Angelegenheiten eben so an die fleischliche Geburt geknüpft ist, wie ihre Mitgliedschaft. Zu welchem anderen Ziele ließe sich auch in einer solchen kirchlichen Gemeinschaft wohl dadurch gelangen, wenn alle ihre äußeren Mitglieder das Recht ausübten, ihre Obern selbst zu wählen? Die vorwiegende Menge der Fleischlichen würde auch bei der Wahl ihrer Obern nicht auf den Geist, sondern auf das Fleisch sehen, wie sich dies ja im Kleinen auf das Deutlichste da zeigt, wo die Gemeinden das Recht der Wahl ihrer Geistlichen haben. Das Streben nach kirchlicher Freiheit würde also nur dann einen Schein von Rechtmäßigkeit haben, wenn es sich nicht einseitig gegen die, so lange das Ganze als rechtsbeständig anerkannt wird, wohlbegründeten Rechte Einzelner richtete, sondern die ganze Erscheinung als zu sehr vom Wesen ausgeartet angegriffe. Dann müßten nicht wenige unserer eifrigsten Streiter für Kirchenfreiheit in ihren eigenen Busen greifend bekennen, daß sie selbst der Stellung unwürdig seyen, die sie, sey es als bloße Mitglieder, oder sey es gar als Obern, in ihr einnehmen. Auch dann aber würde es denen, welche die

ganze Basis unserer Kirche verwürfen, mit welchem Rechte, dies zu untersuchen gehört zunächst nicht hieher, nicht freistehen, dieselbe Kirche selbst ihre Reform aufzudringen; sie müßten die in ihr bestehenden Rechte achtend, von ihr ausgehen, und wie Zinzendorf that, eine neue Kirche stiften, in welcher sie das Recht hätten, ihre Principien geltend zu machen, es sey denn, daß die Berechtigten in der bestehenden Kirche sich freiwillig ihrer mit den neuen Principien unverträglichen Rechte entäußerten.

Aus dem bereits Gesagten geht zugleich hervor, was wir davon halten, wenn man den Maßstab der Aussprüche des N. T. über das Kirchenregiment ohne weiteres an das unfrige anlegt. Ist unsere Kirche eine Gemeinde der Heiligen, so thut man daran recht und gut. Ist sie dagegen eine aus Wiedergeborenen und Nichtwiedergeborenen gemischte Gemeinschaft, welche als Werkzeuhen nur die richtige Lehre des Evangelii und die richtige Austheilung der Sacramente hat, mit welchen beiden die Wirksamkeit des heiligen Geistes in ihrem Bereiche nothwendig verbunden ist, was heißt es denn wohl anders, als einen neuen Lappen auf ein altes Kleid flicken, wenn man ein Einzelnes aus einem harmonischen Ganzen herausreißt, und es in ein ganz verschiedenes hineinzwängt, ohne in der Verblendung den grellen Abstand von allen übrigen Bestandtheilen zu bemerken? Wie kann eine Kirche, die sich selbst von ihrer ursprünglichen Einrichtung, wo die Erscheinung dem Wesen näher stand, so weit entfernt hat, daß sie nicht einmal den ruchlosesten Sünder aus ihrer Mitte ausschöft, daß sie unter ihren Lehrern eine Unzahl duldet, welche laut und frech die Lehre Balaams verkünden, eine Kirche, in der die Zahl derer, die vor dem Baal ihre Kniee nicht gebeugt haben, so geringe ist, wie kann diese unheilige Heerde Anspruch machen auf das Privilegium der Heiligen, sich ihre Hirten selbst zu wählen, auch abgesehen davon, daß die Einbildung, auf diese Weise die rechten zu treffen, reine aus pelagianischer Selbstverblendung hervorgehende Täuschung ist. Denn „wie kann wohl ein Reiner von einem Unreinen kommen? Auch nicht einer.“

Gehen wir jetzt zur Beleuchtung der angeblichen Vortheile über, welche die projectirte Verfassung vor der jetzt bestehenden haben soll. Daß der einzige überhaupt mögliche große Vortheil,

der, daß der Kirche gläubige Obern gesichert werden, auf diese Weise nicht erreicht werden kann, ist schon aus dem Vorhergehenden klar. Warum sollte aber der Geist des Herrn, der da weht, wohin er will, nicht eben so gut über die gekrönten Häupter der Kirche und die von ihnen eingesetzten Kirchenbeamten kommen können, wie über die von einer gemischten Masse gewählten? Was lehrt in dieser Beziehung die Geschichte unserer Kirche? Will man ihr zum Troste behaupten, es gehöre nur zu den seltenen Ausnahmen, wenn Männer wie Arndt, Jo. Gerhard, Geier, Spener, Porst, an der Spitze der geistlichen Angelegenheiten ganzer Länder gestanden? Auch nur eine oberflächliche Bekanntschaft mit ihr zeigt uns unter den Evangelischen Fürsten eine ganze Reihe solcher, welche kein höheres Streben hatten, als mit ihrem ganzen Hause und Lande dem Herrn aufrichtig zu dienen, zeigt uns, daß auch bei den weniger Beförbten von jeher sich die Neigung zeigte, die Angelegenheiten der Kirche durch wahrhaft fromme Theologen verwalten zu lassen. Und von welcher Verfassung dürfen wir wohl namentlich in unserer Zeit mehr Heil erwarten? So wie die Sachen jetzt stehen, braucht der Geist des Herrn nur Einem zu Theil zu werden, und es geht sofort von ihm nach dem Maaße seiner Entschiedenheit Segen über sein ganzes Land aus. Träte die projectirte Verfassung in's Leben, so müßte, wenn etwas Gutes herauskommen sollte, der Sauerteig des Geistes Gottes entweder vorher die ganze verderbte Masse der Wähler durchdringen, oder, wenn dies nicht geschehen, wenn nach dem natürlichen Gange der Dinge das Geisloze das Geisloze und daher dem Geiste Feindliche gewählt hätte, nachher die ganze Gesellschaft der Vertreter, oder doch die überwiegende Majorität derselben, aus der Finsterniß zum Lichte geführt werden. Haben wir aber wohl Grund, einen solchen großen Wechsel der Dinge, eine solche allgemeine Ausgießung des Geistes in der nächsten Zukunft zu hoffen? Ist es nicht höchst unweise, dasjenige, was höchstens nur bedingungsweise ein Vortheil seyn kann, eher als solchen anzupreisen, als die Bedingung schon in's Leben getreten?

Aber, hören wir diejenigen sagen, welche in der neuen Kirchenverfassung einen Himmel auf Erden erblicken, wenn es auch um diesen Vortheil etwas mißlich stehen sollte, so bleibt doch sicher der, daß durch die allgemeine Theilnahme am Kirchenregimente, durch die Selbstregierung der Kirche, statt der jetzt herrschenden trügen Gleichgültigkeit gegen die Kirche und die Religion, ein lebhaftes Interesse an ihnen entstehen würde. Das Leben, sagt man, ist auf jeden Fall dem Tode vorzuziehen. Allein auch diesen Vortheil können wir nicht als solchen anerkennen. Wahr ist es allerdings, daß die Art, wie das Kirchenregiment jetzt in manchen Ländern ausgeübt wird, mehr dem Tode als dem Leben dient. Allein dies liegt nicht in der Verfassung, sondern in den Personen, welche die kirchliche Gewalt ausüben. Wie sollten, wo allgemeiner Tod herrscht, grade sie alleine lebendig und daher Leben erweckend seyn? Laßt uns nur erst eine allgemeinere Ausgießung des Geistes erfahren, so wird gewiß dieser einzelne Acker nicht trocken bleiben, während das ganze übrige Land durch den gesegneten Regen erfrischt wird. Man werfe doch nur einen Blick auf die Gegenden, in welchen die Presbyterial- und Synodalverfassung herrscht, und man wird sich überzeugen, wie wenig dieser Schluß von der Wirkung auf die Ursache gegründet ist. In keiner Gegend Deutschlands konnte größerer geistlicher Tod herrschen, wie in der Grafschaft Mark noch vor zehn Jahren; daß das neue Le-

ben, welches sich dort jetzt auf so erfreuliche Weise regt, eine Folge der Presbyterial- und Synodalverfassung sey, ja daß diese auch nur in irgend einem bedeutenden Maaße dazu beigetragen, wird kein Kundiger behaupten. Leiten wir dort den Tod nicht von der Kirchenverfassung ab, warum denn hier? Eine tiefere Betrachtung vielmehr führt uns auf eine doppelte Ursache der Erstorbenheit des kirchlichen Regiments, wo sie nur irgend statt findet. Zuerst die, daß der Theil sich nicht aus seinem Ganzen aussondern und über dasselbe erheben kann, dann das gerechte Gericht Gottes, welcher seine abgefallene Kirche mit bösen Obern straft, grade so wie die Völker, die ihn, die alleinige Quelle des Heiles, verlassen, mit bösen Fürsten. Was hilft es nun, durch eigenwilliges Thun die Wirkungen fortzuschaffen, wenn die Ursachen fortbestehen? Und wodurch könnten diese wohl anders weggeschafft werden, als wenn Jeder zuerst sich selbst wahrhaft bekehrt, dann in dem Kreise, in den Gott ihn gestellt hat, durch die Predigt vom Kreuze auch andere Sünder zur Buße zu führen sucht, und mit dieser Thätigkeit noch eine andere, die der Fürbitte für das verödete Zion, verbindet, daß der Herr nicht ferner sein Angesicht vor ihm verbergen, sondern ihm Rätze geben möge, wie im Anfang, und Nichter, wie im Anbeginne, daß er die Hirten strafe und die Böcke heimsuche, und also die Stadt, die nun zur Hure geworden, zu ihrer früheren Treue zurückführe! — Uebrigens aber wollen wir es keineswegs in Abrede stellen, daß wenn jetzt grade, wo Alles so erregt ist, die Banden des bestehenden Kirchenregiments gelöst würden, eine Art von Leben in der Kirche entstehen würde. Allein wir können der Voraussetzung nicht beitreten, daß Alles, was irgend den Schein des Lebens trägt, etwas Gutes, etwas Wünschenswerthes sey. Wir werden vielmehr dadurch unwillkürlich an den Ausruf des verewigten Hoffmann erinnert: „Leben, leben, leben, — unter welcher Bedingung es auch seyn möge!“ (Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß, Thl. 2. S. 156.)

So wie Niemand ohne Entsetzen in dem angeführten Buche die grausige Erfüllung lesen kann, welche dieser Wunsch fand, so graut uns auch vor diesem Leben. Es würde nichts anders seyn, wie das Wimmeln der Berwesung in einem Leichnam. Von ihren Fesseln entbunden, würden die Selbstsucht, die Leidenschaft, die ungemessene Gier des natürlichen Menschen nach Herrschaft, sich in der Kirche eben so zügellos ergehen, wie im Staate; sie würden alles wahre Leben, das ja nur aus Gott stammen kann, in seiner Geburt zu ersticken suchen, und so, nach unsers Luther's Ausdrücke, dem Faß den Boden ausschlagen.

Fassen wir diesen letzteren Gegenstand noch etwas näher in's Auge. Das köstlichste Kleinod, welches unsere Kirche besitzt, ist die reine Lehre des Evangelii. Nur scheinbar ist dies Besitztum ein bloß todtes und daher unnützes. Eine Kirche, in welcher diese Lehre noch öffentliche Geltung hat, kann wohl auf eine Zeit, aber nicht für immer, und nicht allgemein in unevangelischen Irrthum verfallen; es können in ihr gegen die Befehle der Evangelischen Grundwahrheiten einzelne Verfolgungen ergehen, aber nie kann ein eigentliches Verfolgungssystem gegen sie organisiert werden; ein Versuch der Art kann weder von Dauer seyn, noch consequent durchgeführt werden; denn was Recht ist, kann nie ganz und gar als solches verkannt werden, und macht sich zuletzt in seinem ganzen Umfange geltend. So lange nun das Kirchenregiment bei den Evangelischen Landesherren und bei von ihnen eingesetzten kirchlichen Behörden ist,

dürfen wir kaum fürchten, dieser Wohlthat, welche Gott unserer Kirche ertheilt hat, beraubt zu werden. Es läßt sich so einleuchtend darthun, daß das Verhältniß der Landesfürsten zur Evangelischen Kirche das unverlegbare Bestehen der Bekenntnisschriften und der in ihnen enthaltenen Lehre voraussetzt, und daß es von dieser Sicherstellung des Glaubens der Gemeinde abgesehen, sinnlos ist, daß selbst diejenigen unter den vom Landesherrn angestellten kirchlichen Beamten, denen die Evangelische Lehre nicht zugesagt, von Gewaltschritten gegen sie dadurch zurückgehalten werden, daß sie fühlen, wie unverträglich dieselben mit ihrer Stellung sind. Die Ausnahmen von dieser Regel, wie z. B. ein neuerlicher Erlaß des Weimarischen Ober-Consistoriums, in welchem die Schriften des A. B. gerade als rechen Unsinne haltend, bezeichnet werden, geben sich schon dadurch als abnorm kund, daß sie allgemeine Verwunderung und allgemeines Ersauern erregen. In keinem einzigen Lande, wo die Consistorialverfassung herrscht, ist man noch so weit gegangen, die Bekenntnisschriften öffentlich und förmlich abzuschaffen. Ganz anders würde sich die Sache stellen bei jener projectirten Aenderung der kirchlichen Verfassung. Eins der ersten Geschäfte der Synoden würde gewiß das seyn, die Bekenntnisschriften abzuschaffen. Das bisherige Kirchenregiment erkennt seinen Beruf, nur das Bestehende zu erhalten, erkennt, daß es nicht die Kirche selbst ist, sondern daß ihm nur innerhalb derselben ein begrenzter Kreis von Rechten und Pflichten zugetheilt worden. Das neue repräsentative Kirchenregiment würde sich mit der Kirche selbst identificiren; denn man kennt ja in neuerer Zeit keinen anderen Begriff der Kirche, als den eines Inbegriffes aller gegenwärtig lebenden äußerlich zu einer gewissen Kirchengemeinschaft vereinigten Individuen, und diese würden ja durch das neue Kirchenregiment repräsentirt werden. Man kennt in dieser Kirche kein anderes Gesetz, keine andere Norm, als die Ansicht der Mehrzahl der jetzt Lebenden, die jedesmal herrschende Zeitmeinung, und da diese der Rationalismus ist, das grade Gegentheil der in den Bekenntnisschriften enthaltenen Lehre des Evangeliums, so würde man sich für berechtigt halten, ohne weiteres die drückenden Fesseln der Symbole abzuwerfen, und nun nach der neu aufgestellten Norm des Zeitgeistes die Geistlichen und die Laien zu richten, welche dem Bekenntnisse der Wahrheit treu geblieben. Eine merkwürdige geschichtliche Bestätigung für dieses aus der Natur der Sache entwickelte Resultat liefert es, daß die Synode der Grafschaft Mark die einzige kirchliche Behörde Deutschlands ist, welche es versucht hat, durch einen im Jahr 1812 gefaßten Beschluß, wonach die Bekenntnisschriften nur noch insofern Geltung haben sollen, als sie mit der heiligen Schrift und mit der Vernunft übereinstimmen, also grade so viel wie der Koran und der Zendavesta, die Auctorität derselben aufzuheben. Eine Bestätigung anderer Art ist der Eifer, mit dem unsere rationalistischen Stimmführer, z. B. ein Röhr, Schuderoff, Schulz, ja so viel wir wissen alle ohne Ausnahme auf die Realisirung des Projectes der neuen Verfassung hinarbeiten. Wahrlich, schon diese Wahrnehmung sollte die Diener des Herrn darauf aufmerksam machen, daß hier eine Schlange im Grase verborgen liegt, und daß sie das: timeo Danaos nicht vergessen dürfen. Aber leider sind auch hier, wo es so sehr gefährlich und verantwortlich ist, sich hintergehen zu lassen, wo es wohl beachtet werden muß, daß die Schlangenflugheit neben der Taubeneinfalt ein Gebot des Herrn ist, die Kinder dieser Welt klüger wie die Kinder des Lichtes. — Am schroff-

sten würden diese Folgen eintreten, wenn nach der Ansicht des einen Theiles unserer Reformatoren die Repräsentation der Kirche und das Kirchenregiment allein den Geistlichen überlassen würde. Sie würden wie eine Riesenschlange den Leib der Kirche umschlingen und nicht ruhen, bis sie ihr alles Blut ausgesogen. Das dem Rationalismus einwohnende Streben nach Hierarchie, wie es sich jetzt schon in der despotischen Willkür offenbart, mit der jeder einzelne Geistliche über den Glauben seiner Gemeinde herrscht, würde dann, von allen Hemmungen befreit, sich in der ganzen ihm einwohnenden Kraft entwickeln. Aber auch diejenigen, welche die Repräsentation aus Laien und Geistlichen zusammengesetzt wissen wollen, irren sich sehr, wenn sie glauben, hierin ein taugliches Gegengewicht gegen diese Gefahr gefunden zu haben. Hat etwa der Rationalismus seinen Sitz bloß in der Geistlichkeit? Muß er nicht als die Theologie des natürlichen Menschen seine Arme über das ganze Gebiet desselben ausstrecken, sobald ihm nur Gelegenheit gegeben worden, das ihm von Rußen aufgedrungene Fremdartige als solches zu erkennen, und sich desjenigen, was seiner Natur gemäß ist, bewußt zu werden? Und fehlte es wohl an dieser Gelegenheit bei uns, wo in zahlreichen Gemeinden durch langjährige Wirksamkeit rationalistischer Geistlichen die Evangelische Lehre bis auf die letzten Spuren ausgerottet, der Same des Rationalismus ausgebreitet ist, wo eine ganze Unzahl von Tagesblättern, wo fast die ganze belletristische, fast die ganze pädagogische Litteratur diesen Geistlichen in die Hände arbeitet, so daß sie sich Mühe und Kosten der Errichtung von Tractatgesellschaften füglich ersparen können? Und wird es wohl etwas helfen, wenn auch in einzelnen Gegenden, unabhängig von den Geistlichen, das christliche Leben unter den Laien mehr oder weniger erwacht ist? Wo fände dies wohl in solchem Grade statt, daß auch der gutmüthigste Beobachter sich die Mehrzahl der Wähler als dem Besseren zugewandt denken könnte? Und so lange dies nicht ist, was wird dann aus der Diaspora gläubiger Laien für das Kirchenregiment für Vortheil erwachsen? Man denke doch nur nicht, daß die geistlich Gefinnten, die, sobald sie auftauchen, von den Fleischlichen durch den Namen der Pietisten und Mystiker gebrandmarkt werden, durch diese selbst gewählt werden sollen. Man denke dies um so weniger, da, wie die Erfahrung zeigt, der rationalistische Geistliche über die Laien, so lange nicht ihr Herz durch die Gnade fest geworden, in geistlichen Dingen einen unumschränkten Einfluß ausübt. Ganz natürlich! Denn der indifferente Laie, und dies sind, falls nicht ein christliches Interesse sie belebt, fast alle ohne Ausnahme, steht in Bezug auf Religionserkenntniß weit unter dem eifrigen rationalistischen Geistlichen, ja sogar unter dem indifferenten, da auch dieser durch seine Amtsverrichtungen immer zu einer gewissen Beschäftigung mit religiösen Dingen gezwungen wird.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Weimarisches Bußtags-Ausschreiben.)

Das Großherzogth. Sächsische Ober-Consistorium zu Weimar hat auf Landesherrlichen Befehl einen allgemeinen Buß- und Bettag auf den 2. December v. J. ausgeschrieben. Dem gedruckten Ausschreiben ist eine Erklärung angehängt, welche auf die Drangsale der Zeit, Aufruhr und Cholera, hinweist und Anleitung geben

soll, wie man dieselben zu betrachten habe. Wir heben daraus folgende Stelle aus:

Viele halten sich für berechtigt, die Drangsale solcher Zeiten als förmliche göttliche Strafgerichte anzusehen oder sie denjenigen Veranlassungen zuzuschreiben, durch welche Gott seinen Zorn über die Sünden der Menschen kund thun und seiner beleidigten Majestät auf ausgezeichnete Weise Genugthuung verschaffen will. Diese Ansicht ist selbst der heiligen Schrift nicht fremd, besonders der des Alten Testaments. Denn es gibt viele Stellen in dem Letzteren, aus denen erhellt, daß die gottesfürchtigen Männer, welche dem jüdischen Volke zu religiösen Führern gegeben waren, die Uebertretungen der göttlichen Gebote, deren es sich schuldig machte, nicht nur mit außerordentlichen Uebeln, als Strafen derselben, bedrohten (3 B. Mos. 26, 14 ff., 5 B. Mos. 28, 15 ff., Jer. 29, 17—19, Ezech. 14, 13 ff.), sondern auch den wirklichen Eintritt solcher Uebel als einen sichtbaren Beweis der göttlichen Ungnade darstellten, welche von Seiten des sündigen Menschen nur durch aufrichtige Buße abgewendet und gesühnt werden könne (Klagl. Jer. 3, 34—43., 2 Sam. 24, 14 ff., Jer. 18, 7—11.)

Ein solches Urtheil ist aber Christen nicht gestattet. Denn es tritt mit der ausdrücklichen Lehre des Herrn, der uns zum einzig sicheren Führer auf dem Wege zur Wahrheit und zum Leben dienen soll (Joh. 8, 12, 31, 32., 12, 46., 14, 6.), und mit der Lehre seiner Apostel in eben so offenem Widerspruch, als mit unserem eigenen vernünftigen Nachdenken.

Wie nämlich Jesus selbst es für ein thöriges und strafbares Vorurtheil erklärte, gewisse irdische Uebel, welche nicht unmittelbare und nothwendige Folgen menschlicher Vergehungen und Sünden wären, als Strafen zu betrachten, die Gott in seinem Zorne über deren Urheber verhängt habe (Luc. 13, 2—5., Joh. 9, 1—3.), und wie er überhaupt Gott als den Vater der Menschen predigte, dessen Gerechtigkeit mit seiner Güte stets in engstem Bunde gehe (Matth. 5, 45., Luc. 6, 35., Matth. 10, 29—31.): so erklärten auch seine Apostel alle Prüfungen, mit denen er die Menschen heimsuchte, nicht für Beweise seiner göttlichen Ungnade, sondern vielmehr für Offenbarungen seiner väterlichen Liebe gegen sie (Hebr. 12, 6—8.), und forderten die Bekenner Christi auf, die Ueberzeugung von dieser Liebe unter feinerlei Art irdischen Ungemachs in sich wandeln zu lassen (Röm. 8, 35—39.). Und wie könnten wir selbst jene rebe, einer noch sehr unvollkommenen religiösen Bildung angehörige Betrachtungsweise schwerer Lebensübel mit den reineren und besseren Vorstellungen vereinigen, welche uns im Lichte der christlichen Offenbarung von Gott und seiner Weltregierung aufgegangen sind? Diesen zu Folge würden wir Gott zu lästern glauben, wenn wir in ihm, wie in Menschen, welche sich von sinnlichen und sinnlichen Leidenschaften beherrschen lassen, Zorn und Rache und die Gerechtigkeit suchen wollten, seine Gerechtigkeit durch Verhängnisse zu bewahren, welche aus der natürlichen, einmal von ihm festgesetzten Einrichtung der Dinge hervorgehen, nicht aber mit menschlichen Vergehungen und Sünden in dem Verhältnisse von Ursache und Wirkung stehen.“)

Eine von den Stellen des göttlichen Wortes, die durch diese Annahme beseitigt werden sollen, lautet (Klagl. Jer. 3, 37—43.):

Wer darf denn sagen, daß solches geschehe ohne des Herrn Befehl, und daß weder Böses noch Gutes komme aus dem Munde des Allerhöchsten? Wie murren denn die Leute also! Ein Jeglicher murre wider seine eigene Sünde. Und laßt uns forschen und suchen unser Wesen, und uns zum Herrn bekehren. Laßt uns unser Herz, sammt den Händen, aufheben zu Gott im Himmel. Wir, wir haben gesündigt; und sind ungehorsam gewesen, darum hast du billig nicht verschont

uns, sondern du hast uns mit Zorn überschüttet und verfolget; und ohne Barmherzigkeit erwürget. Diese und ähnliche Zeugnisse des Wortes, das da bleibt in Ewigkeit, erklärt das Ober-Conistorium zu Weimar vor allem Volk für roh, unvernünftig, unchristlich und gotteslästerlich. Der Nachfolger Johann Friedrich's, der Abkömmling Johann's des Beständigen schreibt einen Buß- und Bettag aus in einem Lande, über welches die Erbsüßigkeiten der Reformation in reichen Strömen sich ergossen, zugleich aber verwirft sein Ober-Conistorium öffentlich die Grundlehren des Christenthums von Gottes des Richters aller Welt, Zorne und strafender Gerechtigkeit, und setzt eine mechanische Naturnothwendigkeit an ihre Stelle. Und es beruft sich dabei, als müßte dem dreisten Unglauben noch Hohn und Spott beigelegt werden, auf die Auctorität dessen, der nicht gekommen ist, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, auf den Mund der Wahrheit, der uns versichert hat, bis daß Himmel und Erde zergerbe, werde nicht der kleinste Buchstabe noch ein Tütel von dem Gesetze vergehen, — ja es scheut sich nicht die Stelle Luc. 13, 2—5. anzuführen, wo der Heiland das Gegenheil jener Ausrufung des Unglaubens, nämlich: daß Gott allerdings durch specielle strafende Verhängnisse seine Gerechtigkeit bewähre, — deutlich ausspricht, indem er auf die Nachsicht von den Galiläern, die Pilatus getödtet, versichert, daß, so wie diese, und die vom Thurne zu Siloa Erschlagenen, alle diejenigen unkommen würden, die sich nicht bessern.

Es wird auch Niemand, der nicht Anstoß sucht und deshalb findet, in diesen klaren Zeugnissen der Schrift einen Widerspruch finden gegen die andere angeführte Stelle, die vom blind Geborenen, Joh. 9., wo Jesus auf die missige Frage, ob dessen Blindheit eine Folge besonderer Sünden des Blinden selbst oder seiner Eltern sei, beides verneint, und vielmehr die Verherrlichung Gottes durch seine wunderbare Heilung als Ursache dieser göttlichen Fügung angibt, oder gegen die Stellen, in denen die versöhnten Kinder Gottes gelehrt werden, ihre Leiden als Züchtigungen aus der Hand ihres liebenden Vaters im Himmel (nicht als Resultate des „einmal“ eingerichteten Naturmechanismus) mit dankbarem Herzen anzunehmen.

Wen aber die leichte Gleichstellung des Zornes Gottes mit dem Zorne der Menschen irre machen sollte, der möge bedenken, daß Gottes Zorn heilig ist, wie seine Liebe, und daß im Herzen des gesonnenen Menschen die Liebe sowohl als der Zorn von der Sünde getrieben ist. Wer dies erkennt, wird sich eben so wenig daran stoßen, daß die Schrift uns Gott als den zürnenden Richter zeigt, als daß sie seine Vaterliebe preist. Daß der Mensch Gottes Ebenbild, aber gefallen ist, das ist der Schlüssel zum Verständnisse der menschlichen Sprache, welche die Schrift von Gott braucht, einer Sprache, welche, eben so wahr als tief, den kindlichen Glauben in Geheimnisse des Wesens Gottes einführt, während der Stolz des Unglaubens schon an der Schwelle Anstoß nimmt. Daß aber die Lehre, welche einen Naturmechanismus an die Stelle des lebendigen Gottes setzt, von seiner Liebe so wenig als von seinem Zorne weiß, dies kann jene Aeußerung eines ungläubigen Predigers anschaulich machen, der auf den Befehl der geistlichen Obrigkeit bei düsterm Wetter um Degen betete, und als die bedrängten Landleute beim Herausgehen aus der Kirche durch einen inzwischen eingetretenen sanften Regenschauer überrascht und erfreut wurden, in die Worte ausbrach: „Es ärgert mich doch, daß es grade jetzt regnet, nun denkst das dumme Volk, daß das Gebet daran Schuld ist.“

Wenn wir auf unser Deutsches Vaterland, wenn wir auf Sachsen sehen, wo vor dreihundert Jahren die Sonne der Gerechtigkeit so hell aufging und leuchtete, müssen wir da nicht ausrufen: „Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volks war! Sie ist wie eine Wittwe. Die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen.“

*) Man vergleiche, als Gegenfas, das vom Erzbischof von Canterbury 1830 ausgegangene allgemeine Kirchengebet wegen der Drangsale des Landes im letzten Stüde unseres Novemberhefts, Jahrgang 1831.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 11. Januar.

N^o 3.

Vorwort.

(Schluß.)

Diese geistige Ueberlegenheit der Geistlichen über die Laien würde sich auch auf den Synoden aufs Stärkste äußern. Man sehe sich nur in den Gegenden etwas um, wo die Presbyterial- und Synodalverfassung die hergebrachte, und also die rechtlich begründete ist. Man wird überall finden, daß in todtten Gemeinden die Mitglieder der Presbyterien, in Allem was nicht die bloßen externa betrifft, bloße Jährlüder, erbärmliche Statisten, und in einem gewissen Punkte den Verehrern des Dalai Lama höchst ähnlich sind. — Wir gestehen jedoch gerne zu, daß wenigstens in einer Beziehung diese Modification des Reformationsprojectes vor der anderen gar zu plumpen, ihren Ursprung aus der Selbstsucht der Geistlichen gar zu deutlich verrathenden, einen bedeutenden Vorzug hat. Bei dem Einschreiten gegen die Anhänger des alten Glaubens würden die Laien in der Regel mehr zur Milde und Toleranz gestimmt seyn, wie die Geistlichen. Denn bei jenen findet ein Hauptgrund nicht statt, welcher diese zur Härte und Intoleranz verleitet. Das Gewissen des Geistlichen läßt ihn in jedem christlichen Laien einen solchen erblicken, der auch schweigend als Zeuge gegen ihn auftritt, der den Diener des Hochverrathes an seinem Herrn bezüchtigt. Jedes Streben nach Erbauung außerhalb der Kirche erinnert ihn daran, was er im Innersten seines Herzens fühlt, wenn er es auch nicht einmal sich, viel weniger Anderen gestehen will, daß er das Bedürfniß nach Erbauung nicht befriedigen kann. Was diese Empfindung bei dem Nichtwiedergeborenen für Folgen haben müsse, zeigt in einem Extrem das Beispiel Kain's, welcher seinen Bruder tödtete, weil seine Werke böse waren, seines Bruders aber gerecht. Der indifferente Laie dagegen wird, wenn es nicht dem Geistlichen gelingt, ihn zu erhitzen, was freilich nicht selten geschieht, die Sache mehr als eine theils bedauernswürdige, theils lächerliche Schwäche und Verrückung des Verstandes ansehen, und auf jeden Fall das Vergehen nicht als groß genug, um durch bedeutende äußere Nachtheile, die ihm

um so wichtiger erscheinen, je schwächer sein Interesse für die Religion ist, bestraft zu werden. Seine Abneigung gegen ein hartes Straffsystem wird durch ein bei ihm nicht in dem Grade, wie bei dem Geistlichen, unterdrücktes Gerechtigkeitsgefühl, besonders so lange die Evangelische Lehre noch öffentliche Geltung hat, und durch den neben der größten Abhängigkeit bestehenden Gegensatz des Laienstandes gegen den geistlichen, der nur in dem Verhältniß christlich gesinnter Prediger zu gleichgesinnten Gemeindegliedern aufgehoben wird, verstärkt werden. Ein eclatantes Beispiel des Unterschiedes, welcher in dieser Beziehung zwischen Geistlichen und Laien statt findet, einen merkwürdigen Beleg zu der Behauptung, daß das Rechtsgefühl in kirchlicher Beziehung bei den letzteren weit reger ist, wie bei den ersteren, liefert die neulich von uns besprochene Sache des Predigers Seibel in Braunschweig. Während die Reformirte Synode ihn der Entsetzung schuldig erkannte, wurde er von dem Gerichte in Wolfenbüttel freigesprochen.

Doch man will unsere Bedenkllichkeiten durch die Bemerkung beseitigen, wenn sich gleich allerdings nicht anders erwarten lasse, als daß bei der Einführung einer kirchlichen Repräsentativverfassung eine bedeutende rationalistische Majorität entstehen würde, so würde doch nichts desto weniger die besser gesinnte Minorität sich das Uebergewicht erwerben, weil diese sich im Besitze der Wahrheit befinde, die Wahrheit aber, falls sie nur geltend gemacht werde, durch ihre inwohnende Kraft sich den Sieg über den Irrthum verschaffe. Allein diese Behauptung beruht auf einer so oberflächlichen Betrachtung der menschlichen Natur, daß es sich kaum der Mühe verlohnt, sie aus den Vätern der Kirchen- und der Profangeschichte, welche auf allen Blättern gegen sie zeugen, zu widerlegen. Sie sezt gutmüthig, aber zugleich gottlos, weil im Widerspruche mit dem Zeugnisse Gottes in seinem Worte und im Gewissen, voraus, daß der Mensch vorwiegend gut sey, daß daher die Wahrheit ihm nur nahe gebracht werden dürfe, um von ihm mit Begierde ergriffen zu werden. Daß die Wahrheit nimmer untergehen kann, daß sie sich am glänzendsten dann wieder erhebt, wenn sie ganz darniedergeworfen zu seyn schien, das ist so gewiß, als es einen

Geist der Wahrheit gibt, als derjenige, welcher sich selbst als die Wahrheit bezeichnet, zur Rechten seines Vaters sitzt und herrscht mitten unter seinen Feinden, als er uns in seinem Worte verheißt, daß die Pforten der Hölle die Kirche, die Bewahrerin seiner Wahrheit, nicht überwältigen werden. Aber eben so gewiß ist es, daß die Finsterniß das Licht nicht begreift, daß nur derjenige, welcher aus der Wahrheit ist, der Stimme der Wahrheit folgt, daß Viele das Licht der Wahrheit hassen, weil ihre Werke böse sind, daß die große Menge auf der breiten Heerstraße des Verderbens wandelt, Viele berufen, Wenige auserwählt sind. — Man beruft sich, zur Unterstützung seiner Behauptung, auf gewisse Erfahrungen der neuesten Zeit, namentlich auf den Synoden des Bergischen Landes. Aber mit welchem Rechte will man aus Erfahrungen, die in dem gegenseitigen Landstriche Deutschlands, dem einzigen, wo die christliche Gesinnung in mancher Beziehung als herrschend betrachtet werden kann, gemacht worden sind, allgemeine Schlüsse ziehen? Wie ganz anders, wie dort, wo kaum eine Minorität der Anzahl nach statt findet, und wo zugleich ein so auffallendes Uebergewicht des Talents und der theologischen Bildung auf der besseren Seite ist, würde sich die Sache z. B. in Hessen und Sachsen gestalten. Und dann darf ja nicht übersehen werden, daß von dem jetzigen Zustande, wo die Evangelische Lehre noch kirchliche Geltung hat, nicht auf den nach Abschaffung der Bekenntnisschriften geschlossen werden darf, wie sie aller Wahrscheinlichkeit nach eine nahe Folge der Einführung der neuen Verfassung seyn würde. Jetzt werden die rationalistischen Geistlichen noch dadurch kleinlaut gemacht, daß sie es nicht wagen dürfen, am wenigsten in unserem Lande, die normative Auctorität der Bekenntnisschriften in öffentlichen Verhandlungen offen zu perhorresciren. Und wo sie dies auch wagen sollten, würden sie doch durch ein Residuum von Rechtsgefühl von entschiedenen Maßregeln gegen diejenigen abgehalten werden, welche an der Lehre der noch nicht durch förmlichen Beschluß abgeschafften Bekenntnisschriften festhalten. Sie würden immer noch mehr oder weniger die Offensive scheuen, und zufrieden seyn, wenn sie sich nur in der Defensiv halten könnten. Aber was würde wohl geschehen, wenn erst Thor und Niegel zerbrochen wären!

Aber, entgegnet man uns, wie, wenn nun alle diese Bedenklichkeiten dadurch beseitigt würden, daß man von vorn herein die Lehre ganz aus den Objecten des neuen Kirchenregiments ausschloß? Wir bemerken dagegen zuvörderst, daß eine solche Ausschließung ein Ding der Unmöglichkeit sey. Die Lehre ist nicht etwas Vereinzelt; alle möglichen Objecte der Thätigkeit einer Synode, etwa das gemeinsame Mahl der Synodalen und die Berathungen über die Pfarremolumente abgerechnet, stehen damit in untrennlicher Verbindung. Die kirchliche Verfassung selbst, wie könnte sie wohl regulirt werden, ohne in die innersten Tiefen der christlichen Lehre einzugehen? Welche unter den zahlreichen christlichen Gemeinschaften hätte wohl eine Verfassung, die nicht auf ihre Lehre von dem Wesen der Kirche gegründet wäre? Stellt man nicht schon dadurch eine Lehrbehauptung auf, daß man festsetzt, die projectirte Verfassung werde durch das Wesen der christlichen Kirche erfordert? Und nun, bei der Handhabung des Kirchenregiments, würde man doch, wenn man sich auch begäbe, gegen Häresie einzuschreiten, die Sectirerei nicht außer Acht lassen können. Wie ließe sich aber wohl anders bestimmen, was Sectirerei ist, als wenn man von einer bestimmten Lehre ausgeht? Es kann z. B. eine nothwendige

Folge gewisser Religionsgrundsätze seyn, daß diejenigen, welche sie hegen, sich in Privatversammlungen erbauen, daß sie den öffentlichen Gottesdienst gar nicht besuchen, daß sie ihre Kinder nicht taufen lassen. Ist es nicht schreiendes Unrecht, solche Leute, ohne daß man ihnen einen vernünftigen Grund des Verfahrens gegen sie anzugeben weiß, der ja nur aus der entgegengesetzten Lehre entnommen werden kann, zu hindern, ihrem Gewissen, ihrer Ueberzeugung zu folgen, die man nicht einmal wagen darf, eine irrige zu nennen? Will man gegen Geistliche einschreiten, die sich weigern, Geschiedene zu trauen, wie kann man dies, ohne sich roher Gewaltthat schuldig zu machen, anders, als indem man so gut, als es gehen will, ihre Lehre in dieser Beziehung als irrig darzuthun sich bestrebt, oder doch wenigstens sie so nennt? Und nun denke man erst an Katechismus, an Liturgie, an Gesangbuch! Wahrlich, sie ohne Lehre zu Stande zu bringen, wäre ein Kunstwerk, gegen das die sieben Wunder der alten Welt in Nichts verschwinden, und nach dessen Erfindung man auch für den Stein der Weisen und das Goldmachen die beste Hoffnung haben könnte, freilich aber auch ein Kunstwerk, was eben so wenig von Nutzen seyn würde, wie ein von Luft gezimmelter Palast. — Entgegnet man uns, man wolle allerdings nicht von der Lehre überhaupt, sondern nur von den feineren und wesentlichen Distinctionen abstrahiren, so sehen wir uns auf einmal in das weite Gebiet subjectiven Beliebens versetzt. Wir müßten schon hierin eine Lehrherrschschaft des rationalistischen Principes bemerken, die sich in Katechismus, Gesangbuch, Liturgie und in der Ausübung des ganzen Kirchenregiments auf eine dem Glauben höchst nachtheilige Weise äußern würde. Denn was ist in der Religion unwesentlich? Eben was die Mehrzahl der Synodalen dafür hält? Dann würden uns wohl nur die drei abstracten Begriffe Gott, Unsterblichkeit und Freiheit übrig bleiben, also nach unserer Ueberzeugung gar nichts; denn in ihrer Logetrenntheit von dem übrigen Inhalte des Christenthums können wir sie, ein dürres Reis von einem lebensvollen Baume, für nicht mehr als nichts halten. Und wie würde es nun dem ergehen, der gerade dies Unwesentliche, diese feinen Distinctionen zum Hauptgegenstande seiner Predigt machte? — Doch wir wollen annehmen, man entwickelte in der Entfernung der Lehre aus den Verhandlungen der Synoden wirklich eine große Virtuosität, wie leer, wie geistlos, wie unwirksam müßten dann diese Verhandlungen werden! Wie groß ist dann die Verblendung derer, die von einer so geringfügigen Sache so große Dinge erwarten! Wahrlich, ein christlich gesinnter Geistlicher und Laie müßte sich schon deshalb die Theilnahme an diesen Verhandlungen verbitten, weil sie nur unnützer Zeitverlust seyn würden. Er würde die Zeit, die ihm sein nächster Beruf übrig ließe, mit Rücksicht darauf, daß er für sie bereits Rechenenschaft zu geben hat, weit lieber auf die Thätigkeit für die zahlreichen christlichen Gesellschaften verwenden, deren Vorhandenseyn in unserer Zeit dem Streben nach kirchlicher Freiheit deshalb seinen Vorwand benimmt, weil hier ja Jedem, der den Trieb und die Fähigkeit hat, nach Außen zu wirken, ein so reiches und so fruchtbares Feld eröffnet ist.

In Bezug auf den auch ferner fortzusetzenden Kampf der Ev. K. Z. gegen die Umwälzungslast auf dem politischen Gebiete, haben wir hier nur einen Hauptgesichtspunkt zu eröffnen. Unsere Absicht ist hier, wie bei allem unserem Thun, nicht auf die Reiche dieser Welt, sondern auf das Reich des Herrn gerichtet, unser Streben kein politisches, sondern ein religiöses.

Die schmerzliche Erfahrung, wie Viele durch die politischen Zeitirrhümer von der Bekehrung abgehalten, viele Bekehrte dadurch verunreinigt und auf einer niederen Stufe des Glaubens und der Heiligung zurückgehalten werden, hat uns veranlaßt, diesen Zeitirrhümern insofern entgegenzutreten, als sie ein Hinderniß auf dem Wege zur Seligkeit sind. Mußten wir dabei nicht selten in specielle Verhältnisse eingehen, so geschah dies doch nicht um dieser speciellen Verhältnisse willen, sondern weil ohnedem unsere Principien nicht zur anschaulichen Klarheit geführt werden konnten. Wir haben uns hiebei den Ausspruch des Herrn vor Augen gestellt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch das Andere von selbst zufallen.“ Wir sind überzeugt, daß, auch wenn dieses „Andere“ hier nach des Herrn Rath nur spärlich gewährt werden sollte, wenn auch die schwache christliche Stimme gegen den Revolutionsgeist unter dem Geschrei der tobenden Menge äußerlich mehr oder weniger wirkungslos verhallte, unseren Bestrebungen doch nimmer das weit edlere Ziel entgegen kam, nach dem wir eigentlich trachteten. Oder ist es wohl etwas Geringes, auch nur einige redliche Seelen von den Ketten zu befreien, mit denen sie noch in irgend einer Beziehung an die Welt und ihren Fürsten gebunden sind? — Wir bitten daher, unsere Beschäftigung mit diesen Dingen nicht als ein Ueberschreiten in ein fremdes Gebiet, nicht als Surrogat einer christlich-politischen Zeitschrift zu betrachten. Eine solche würde neben wichtigen Berührungen mit unseren Bemühungen doch auch eben so bedeutende Verschiedenheiten von ihnen entwickeln. Die Hauptberührung würde die seyn, daß ein solches Blatt die von uns aufgestellten Principien mit derselben Entschiedenheit und derselben Offenheit aufstellen und Alles auf sie zurückführen müßte. Die Scheu vor dem Ausprechen dieser Principien ist schon deshalb verwerflich, weil sie, wenn nicht aus Glaubenslosigkeit, doch aus Glaubenschwachheit hervorgeht. Wer fest im Glauben steht, der muß, wo er auch redend auftritt, der vollen göttlichen Wahrheit Zeugnis geben und kann nicht anders. Auch täusche man sich nicht mit der Einbildung, in einem größeren Kreise wirken zu können, wenn man diese dem Zeitgeiste besonders anstößigen Principien mehr verhüllt und zurücktreten läßt. Das gegenwärtige Bestreben ist grade durch die Principien, auf denen es beruht, so furchtbar. Es kann nur durch die entgegengesetzten mit der Wurzel ausgerottet werden. Das revolutionäre Treiben ist das dem von Gott losgerissenen Menschen natürliche; nicht etwa ein bloßer Anflug, eine Verzerrung des Verstandes, die durch Aufklärungen über gewisse specielle Verhältnisse gehoben werden könnte. Wie könnte es nun wohl ohne durchgängige Beziehung auf Gott, der allein eine neue Natur zu gründen vermag, ohne die beständige Hinweisung darauf, daß so wie die politischen Schäden einzig durch die Abkehr von ihm hervorgebracht worden, so auch ihre Heilung einzig und allein durch die gründliche Zukehr zu ihm geheilt werden könne, ausgerottet werden? Meinte man doch nicht, etwas erreicht zu haben, wenn man wurmfichiges Holz überfirnist und Gräber übertüncht! Es ist besser ganz zu schwelgen, als durch unzweckmäßiges öffentliches Auftreten den Gegensatz zu steigern, ohne zugleich die Kraft zu seiner Ueberwindung. Gott ist es gleichviel, durch Viele und durch Wenige zu helfen, wenn diese Wenigen nur, wie die Streiter Gideons, ganz sind. Was die Gegner stark macht, ist der Weltgeist, durch den sie getrieben werden. Man sehe sich aber in der ganzen Geschichte um, ob es wohl je gelungen ist, den Geist ohne Geist, den Geist

von unten ohne den Geist von oben zu bekämpfen. Es ist nichts leichter, als eine Menge von Menschen dadurch gegen das revolutionäre Streben einzunehmen, daß man ihnen zum Bewußtseyn bringt, wie die Folgen derselben ihrer Selbstsucht zu nahe treten, wie sie daher höchst unklug handeln, wenn sie sich demselben ferner hingeben. Aber was helfen Millionen von Weibern und Kindern gegen ein wenn auch unendlich kleineres wohlgerüstetes Heer? Eine solche christlich-politische Zeitschrift dürfte daher ihr Absehen gar nicht auf die Quantität, sondern nur auf die Qualität ihrer Freunde richten. Sie müßte erschrecken, wenn sie den dauernden Beifall einer Parthei erhielte, welche, ohne von göttlichen Principien getrieben zu werden, dem politischen Zeitgeiste nur deshalb feind ist, weil er ihre Interessen beeinträchtigt. Sie müßte es als ein sicheres Zeichen der Abirrung vom richtigen Wege ansehen, wenn sie diesen geistlosen Gegnern der Revolutionen, die eben so wie ihre Freunde nur von Rechten, nicht von Pflichten hören mögen, obgleich doch durch die richtigen Principien beide auf gleiche Weise festgestellt, Alle, Hohe und Niedere, Herrschende und Dienende, auf gleiche Weise durch ihre Geltendmachung beschämt und bestraft werden, nicht wenigstens eben so großen Anstoß gäbe, wie diesen Freunden selbst, grade so, wie ein christlich-kirchliches Blatt die todtten Orthodoxen und Supernaturalisten nicht weniger zu Feinden haben muß, wie die Neologen. Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß wir nur dann die Erscheinung eines solchen Blattes für unbedingt heilsam halten könnten, wenn die sich zur Herausgabe eines solchen Verbindenden zugleich innerlich vollkommen geeinigt wären, sämmtlich christlich entschieden, sämmtlich innerlich durchdrungen von den wahren Principien, sämmtlich durch den Geist der Wahrheit von den Trugkünsten der Sophistik frei gemacht, welche den in der Sache selbst liegenden gewaltigen Anstoß noch durch eigene Schuld verstärkt. — Die Verschiedenheit der Bemühungen einer solchen Zeitschrift von denen der unsrigen, würde besonders darin bestehen, daß ihr Absehen direct auf die Hervorbringung von Wirkungen auf dem politischen Gebiete gerichtet wäre, daß daher die Behandlung specieller Verhältnisse bei ihr, nicht wie bei uns, nur Mittel der Verdeutlichung wäre, sondern zu ihrer eigentlichen Aufgabe gehörte, daß sie die Anwendung der gemeinsamen Principien auf diese Verhältnisse zeigte, und also vor Fehlgriffen in Urtheil und Handlung bewahrte.

Wir bitten, indem wir zum Schlusse eilen, den Herrn der Kirche um seinen Segen für das kommende Jahr, unsere Mitarbeiter um fortgesetzten und verstärkten Eifer in der Unterstützung unserer Schwäche, unsere geneigten Leser um ihre Nachsicht und ihre Fürbitte.

Die Redaction.

Nachrichten.

(Nordamerika.) Der folgende Aufsatz, den wir aus dem New-York-Observer mittheilen, wird unsere Leser einen lehrreichen Blick in das Wesen des großen Missionswerkes thun lassen, durch dessen gesegneten Fortgang der Herr so Viele der Heiden, die um sich her fast nichts sehen, als Wäudel der Verwüstung, im Glauben starkt, und sein Wort bestätigt, daß er bei uns seyn wolle bis an das Ende der Tage.

„Die große Americanische Heiden-Missionsgesellschaft (american board of commissioners for foreign missions)

besteht nun seit 21 Jahren. Es war im Jahre 1810, als vier junge Männer im theologischen Seminare zu Andover *) sich befanden, welche sich entschlossen hatten, ihr Leben der Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden zu widmen. Damals gab es aber in Nordamerika noch keine Missionsgesellschaft. Sie wendeten sich daher an die Synode (general association) der congregationalistischen (oder Independents) Prediger des Staates Massachusetts, und fragten dieselbe über ihr Vorhaben, und die Mittel zur Ausführung desselben um Rath. Die Synode billigte ihren Entschluß, und veranlaßte die Entsendung der gedachten Gesellschaft. Aber man wird es jetzt kaum glauben; daß damals nicht einer jener Prediger es für möglich hielt, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hinreichende Geldmittel zusammenzubringen, um diese vier jungen Männer unter die Heiden zu schicken, ohne sich vorher einer Bürgschaft aus dem Auslande zu versichern. Eine der ersten Maassregeln der Gesellschaft war daher, einen derselben (Judson) nach England zu schicken, um die Londoner Missionsgesellschaft um Unterstützung dieser Americanischen Mission für den Fall zu ersuchen, daß die in America zu sammelnden Fonds nicht hinreichen sollten. Diese Unterstützung wurde zugesagt, aber die Unterredungen in America veranstalteten Sammlungen fielen so reichlich aus, daß man sie nicht in Anspruch zu nehmen brauchte.

Fünf Missionare segelten hiernach im Jahre 1812 auf Kosten der Americanischen Kirchen nach Ostindien ab, und achtzig hat dieselbe Gesellschaft ihnen seitdem in die Heidenwelt nachgeschickt, von denen sechzig noch jetzt im Missionsdienste selbst thätig sind. Die Zahl der Aerzte, Buchdrucker, Schullehrer u. s. w., welche mit ausgesendet worden, ist wenigstens eben so groß, und das ganze Personal, welches die Gesellschaft im Missionsdienste unterhält, Frauen mit eingeschlossen, beträgt gegenwärtig zwei hundert und vier und dreißig. In solchem Maasse hat der Umfang dieser Missionen seit zwanzig Jahren zugenommen; sehr langsam, wenn wir auf die Bedürfnisse der ungeheuren Menge verfinstelter Heiden sehen, zu welchen sie gesandt worden, und von denen zwei Dritttheile seit Entsendung der Gesellschaft in die Ewigkeit hinübergegangen sind; aber sehr schnell, wenn wir diesen Erfolg mit dem Auserkornen vergleichen, was die ersten Urheber jenes heiligen Unternehmens zu hoffen wagten.

Aber, was haben denn nun diese Missionen gefruchtet? Hätten nicht die Americanischen Kirchen diese fünf und achtzig ihrer Söhne zu ihrer eigenen geistlichen Förderung besser brauchen können? Würde nicht das viele an die Heiden-Missionen gewendete

Geld mehr zu unserem eigenen Vortheil verwendet worden seyn, wenn man es nicht dorthin gegeben hätte? Ist nicht Alles, was wir an die Heiden-Missionen gewendet, den Mitteln unserer Kirchen, zu Hause Gutes zu wirken, entzogen worden? Haben wir es nicht aus dem Lande geschickt, ohne etwas dafür wieder zu bekommen? Auf alle diese Fragen können wir auf das Bestimmteste: Nein! antworten. Was unsere Missionare unter den Heiden gethan, was sie über die Heiden geschrieben, was sie für Christum gelitten haben, Alles dies hat unschätzbare Segnungen über unser Vaterland verbreitet. Man kann auf das Deutlichste nachweisen, daß unsere Kirchen besser mit Predigern versehen, daß mehr Candidaten des Predigamts vorhanden, und mehr junge Männer in der Vorbereitung dazu begriffen sind, als da seyn würden, wenn wir unsere Heidenprediger zu Hause behalten hätten. Und eben so läßt sich zeigen, daß wir mehr zur Verbreitung von Bibeln und Erbauungsschriften, mehr zu Sonntagsschulen, mehr zu einheimischen Missionen beigetragen, als wir thun würden, wenn wir nichts an die Heiden-Missionen wendeten. Die Geschichte unserer Lage lehrt, daß die Heiden-Missionen den übrigen christlichen Unternehmungen die Bahn gebrochen haben; so war es in England, eben so in Nordamerika. Gleichzeitig mit den Heiden-Missionen zusammen hat auch die lange Reihe der großen Erweckungen (revivals) unserer Tage begonnen, — diese haben zugenommen an Umfang, Kraft und Reinigkeit in demselben Maasse, wie unsere Missionen sich unter den Heiden ausdehnten. Und wer kann sagen, wieviel von dem göttlichen Segen, der jetzt so wunderbar auf unseren Kirchen ruht, wir unserer (freilich von ihm gewekten und von unserer Seite so unvollkommenen) Treue in Bezahlung unserer Schuld an die Heiden zu verdanken haben. Die Rückwirkung der Missionen auf die Kirchen der Heimath wird von Missionären und Missionsfreunden selbst oft übersehen. Gordon Hall's und Alinius Fisk's Stimmen sind von den Ebenen von Ostindien und den Gebirgen von Palästina her weit und breit in Nordamerika gehört worden, mehr als es von irgend einem Theile unseres Vaterlandes aus geschehen seyn würde, und die Mission auf den Sandwichs-Inseln hat unseren Kirchen die Kosten ihrer Ausendung schon vielfach erspart. In der That, unsere Kirchen können ohne die Heiden-Missionen nicht mehr bestehen, es wäre ein furchtbares Bagdad, sie in Verfall gerathen zu lassen. Je mehr Christenthum wir ausführen, desto mehr haben wir zu Hause. Wir streuen aus, und werden dadurch reich; wir verarmen, wenn wir sparen. „Ein voll, gedrückt, geschüttelt und überflüssig Maass wird uns in unseren Schooß gegeben“ für den Samen, den wir in die Heidenwelt aussaen.

Wir betrachten nun den Einfluss dieser Gesellschaft auf die Heiden selbst. Hier müssen wir zuerst bedenken, daß nur der kleinste Theil dieses Einflusses unseren Blicken zugänglich ist. Wer kann hineinschauen in die Laufende von Herzen, zu denen unsere Missionen Zutritt haben? Wer kann die seligen Veränderungen beobachten, die in Tausenden von Familien durch ihren Umgang, durch ihre Predigten und Schriften, durch den Anblick ihres heiligen Wandels oder die Nachrichten davon bewirkt werden? Wer kann die besondere Geschichte einer jeden ihrer kleinen Erbauungsschriften, eines jeden Theiles des Wortes Gottes erzählen, den sie unter die Heiden bringen?

(Schluß folgt.)

*) Im Staate Massachusetts, unweit Boston, im Jahre 1808 durch Privatbeiträge gegründet, und mit einem Fonds von 4—500,000 ausgestattet, der fast ganz von nur sechs Familien herrührt. Der in Berlin und Halle wohlbekannte Professor Robinson ist an demselben angestellt. — Einer von jenen vier jungen Männern war der noch jetzt im Birmanischen Reiche thätig wirkende Judson. Die Statuten des Seminars erforderten Evangelische Frömmigkeit als Bedingung der Aufnahme. Judson hatte sich im Suchen nach Gnade und Wahrheit befunden, und, in der Hoffnung was er suchte, in der Gemeinschaft der christlichen Studenten zu finden, um Aufnahme gebeten, wiewohl er zugleich den Vortheilen erklären mußte, daß er nicht hoffen dürfe, die Wiederkehr an sich schon erfahren zu haben. Er wurde, ungeachtet dieser Erklärung, aufgenommen, und empfing nach einigen Wochen das Zeugnis des Geistes in seinem Herzen, das er an Jesu Christi Theil habe. (Memoir of Mrs. Judson, by Knowles, London 1829.) Die Heiden, welche ihn und seine bald nachher verorbene Ehegattin in den Jahren 1824—26 während des letzten Englisch-Birmanischen Krieges, in der Gefangenenschaft zu Ava trafen, und welche sie so heldenmüthig zur Ehre Gottes ertrugen, werden vielen unserer Lesern aus der Missionsgeschichte bekannt seyn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 14. Januar.

N^o 4.

Von einigen Einwürfen gegen die Lehre der heiligen Schrift vom göttlichen Rechte der Obrigkeiten.

(Fortsetzung.)

Von den Einwürfen gegen die Lehre der Schrift: daß die Obrigkeiten Gottes verordnete Diener sind, haben wir in unserm letzten Octoberhefte den tiefgehendsten: daß ja doch die einzelnen Obrigkeiten durch menschliche Handlungen, ja durch menschliche Sünden entstehen, zu beantworten versucht. Wir mußten dabei auf das Verhältniß der Allmacht Gottes zu der Selbstständigkeit des Menschenwillens, der wider Gott wollen kann, zurückgehen, und zeigen, wie selbst dieser Menschenwille Gottes Werkzeug ist. Die verschiedenen Irrlehren über das Wesen des Rechts mußten beseitigt werden, die materialistischen, die es nur aus dem Brauchverstände, die rationalistischen, die es nur aus der Menschenvernunft, die pantheistischen, die es nur aus der Weltgeschichte herleiten. Wir mußten zu der obersten Quelle alles Rechts uns erheben, zu dem Willen und Gebote Gottes, durch welches allein, was Weltgeschichte, Menschenvernunft und Brauchverständnis unter dem Namen des Rechtes zu Tage fördern, wahres Recht werden kann; und welches, als die eigentliche Seele des Rechts, nicht etwa in einem abstracten unpractischen Jenseits, nur auf ein erträumtes Utopien anwendbar, ferne von uns bleibt, sondern, als ein Wort, das da „nahe ist in unserem Munde und in unserem Herzen,“ mit Allem, was in dieser Zeitlichkeit wird und geschieht, sofort in lebendige Beziehung tritt, selbst mit dem, was durch die Sünde der Menschen hervorgebracht worden; und, als ein Gebot, was Menschen gegeben ist, seinen ewigen Inhalt der Schwäche und Beschränktheit der Söhne des Staubes, die von gestern her sind, anzupassen weiß, — so wie die Sonne, während sie die Himmel erleuchtet, das Stübchen des geringsten Handwerkers zu bescheinen und ihm zu seiner Arbeit Licht zu gewähren, ja die elendesten Winkel dieser vergänglichen Erde zu erhellen nicht verschmähet. In dieser nothwendigen und beständigen Beziehung auf das göttliche Gebot haben wir die rechtliche Natur des Besizes, der, an und für sich betrachtet, ein todtes Factum ist, in's Licht gestellt, den abstracten Gegensatz zwischen Recht und Besiz, wel-

cher den Geist von seinem Leibe scheidet, durch Darstellung ihrer Verbindung und gegenseitigen Einwirkung vermittelt, und so den uns entgegengesetzten Einwurf, welcher auf einem Verkennen dieses Verhältnisses beruht, in seinem innersten Grunde zu entkräften versucht.

Wir fühlten wohl, indem wir diesen viel umfassenden Gegenstand abhandelten, wie schwer es uns seyn würde, unsere Darstellung jedem Leser so anschaulich zu machen, wie wir gewünscht hätten; und die Bemerkungen von Lesern, die unserer Ausführung mit Aufmerksamkeit und Interesse gefolgt sind, haben diese Besorgniß bestätigt. Schon unser oberster Satz, daß das Recht seinem innersten Wesen nach nichts Anderes sey, als Wille und Gebot Gottes, bedarf einer weiteren Entwicklung. Denn so klar dieser Satz an und für sich ist, so sehr schon die Sprache ihn beglaubigt, die dieselben Worte: „Recht und Unrecht“ im gemeinsten juristischen, wie im höchsten religiösen Sinne gebraucht, — so sehr wird derselbe durch den herrschenden Geist unserer Zeit verdunkelt. Was uns zunächst als Recht, als Gesetz, als Verfassung, im juristisch-politischen Sinne entgegentritt, trägt oft das Gepräge bloß menschlichen Ursprungs so sehr an sich, daß der erste Eindruck an alles Andere eher, als an das ewige göttliche Gesetz erinnert; ja, in den Constitutionen, Gesetzbüchern und organischen Gesetzen der letzten fünfzig Jahre ist die Irrlehre von dem bloß menschlichen Ursprunge der Staaten und des Rechts und ihren bloß zeitlichen Zwecken oft deutlich und ausdrücklich enthalten. Von der anderen Seite sind deistisch-rationalistische oder pantheistische Vorstellungen von dem Wesen Gottes und Ueberreste davon selbst unter Christen allgemein verbreitet. Der lebendige Schöpfer Himmels und der Erden, der Gott Abraham's, Isaac's und Jacob's, der in Christo Mensch geworden ist, der Richter aller Welt, der nicht allein zu seinem Volke Israel, sondern zu allen Völkern geredet, und ihnen sein Gesetz, die Grundlage aller Staatsverfassungen und Rechtssysteme, in den zehn Geboten gegeben und in die Herzen geschrieben, der seinen Sohn, es in und durch die Seinigen zu erfüllen, gesendet, — der Gott, der ein Reich, nicht von aber auf dieser Welt hat, und darin als König herrschet, — dieser Christengott, dessen Wort täglich an uns ergeht, und dessen Ohr von unserem kindlichen „Du“ erreicht wird, ist den bethörten

Blicken so vieler durch nebelhafte Vorstellungen und eitle Worte von einem Allwesen entzogen worden, das so groß und erhaben, so übermenschlich ist, daß es mit uns in keine Beziehung zu treten, um unsere kleinen Angelegenheiten sich nicht zu kümmern vermag, so vollkommen, daß man nichts von ihm aussagen kann, ohne es herabzumüßigen; von dem sich nur in lauter Vereinerungen reden läßt, und von dem Niemand recht zu sagen weiß, ob es Alles oder Nichts, oder beides zugleich ist. Unter diesen Einwirkungen der uns umgebenden Welt und des Zeitgeistes kommen nur Wenige dahin, die Staatsverfassungen und Rechtssysteme, in denen sie leben, mit dem ewigen göttlichen Gesetze, die Königreiche und Herrschaften auf Erden mit Gottes ewigem Königthume und Alles umfassender Herrschaft in ihrem Bewußtseyn in lebendige Beziehung zu bringen. Selbst Christen geben oft sogar das Streben nach dieser ihrem practischen Glaubensleben doch so nothwendigen Einheit auf, und finden sich darin, was Gott Recht nennt, und was Menschen so nennen, Gottes Herrschaft und das Regiment der menschlichen Obrigkeiten bloß als neben einander liegende Dinge zu betrachten, als zwei Systeme, in deren jedem andere Gesetze, andere Principien gelten, und deren Vermengung man zwar wohl zu verhüten, um deren Einheit man sich aber weiter nicht zu kümmern habe. Dies ist der Standpunkt vieler unter dem Einflusse des Liberalismus stehender Christen, auch unter uns, besonders aber der der meisten Gläubigen in Nordamerica, welche diese schriftwidrige und tödtende Trennung mit einer Art von Begeisterung verfechten: während Gott sich den König aller Könige, den Herrn aller Herren nennt, und alle Obrigkeiten für seine verordneten Diener, für seine Reichsbeamten erklärt, weisen sie die (offenbar richtige) Behauptung ihrer ungläubigen Landsleute, daß die Bestrebungen der Christen die Tendenz haben, auch den Staat christlich zu machen, mit Abscheu von sich, und versuchen, die Reiche dieser Welt nicht in sondern neben das Gottesreich zu stellen. Es sind nun zwar in allen Ländern der Christenheit in den Verfassungen, Gesetzen und Sitten noch mannichfache Anerkenntnisse der alten christlichen Lehre, daß Gottes Gesetz die Quelle und Seele alles menschlichen Rechtes ist, übrig, — und es ist dies ein köstliches Besitztum, welches bewahrt und festgehalten werden sollte, um, in der Zerrüttung, welche die Irrlehren anrichten, der Zukunft einen Anknüpfungspunkt an die Vergangenheit, und durch sie an die ewige Wahrheit, zu sichern, — allein von den Zeitgenossen werden diese Zeugnisse für die Wahrheit meist entweder als todte Formeln aus einer finstern Zeit, oder zwar als gemüthlicher Ausdruck eines frommen Sinnes betrachtet, aber die tiefe christliche und zugleich politisch-juristische Weisheit, die darin (z. B. in dem Eingange der Fürfentitel: „Von Gottes Gnaden“) enthalten ist, doch fast durchgängig ganz übersehen. —

Unter so ungünstigen Einflüssen des herrschenden Zeitgeistes kann unser Satz, daß Gottes Gebot die Quelle, die Seele alles Rechtes sey, nur anschaulich werden, wenn wir im Lichte der heiligen Schrift, welches unserm Gewissen Zeugniß gibt, den lebendigen Gott, als unseren Schöpfer und Erhalter, als unseren Gesetzgeber und Richter, als unseren Herrn, der „um uns ist und alle unsere Wege sieht, wir sitzen oder stehen auf, wir gehen oder liegen,“ in seiner Persönlichkeit, uns vor Augen stellen, und uns klar machen, wie es kein Verhältniß von Menschen zu Menschen gibt noch geben kann, auf welches sein Gebot keine Anwendung fände, in welchem sein Wille nicht unser höchstes Gesetz, sein Wort nicht die Leuchte unserer Füße wäre. Hieraus

ergibt sich dann von selbst, daß neben diesem göttlichen Gesetze ein anderes, bloß menschliches, schlechthin von dem göttlichen getrenntes, ohne Frevel und Majestätsverbrechen nicht anerkannt werden kann. Demnächst müssen wir uns erinnern, daß, wie wir in unserer ersten Abhandlung bereits aus der Schrift und aus der Natur des Menschen, als des Ebenbildes Gottes, entwickelt haben, Gott, dessen Wesen mittheilende Liebe ist, auch seine Majestät und Herrschaft nicht schlechthin für sich behalten, sondern den Menschen etwas davon, nach dem Maße ihrer Schwäche und Beschränktheit, verliehen und anvertraut und sie zu lebendigen Bildern auch seiner Macht und Gewalt gemacht hat, daß sie, nicht außer und neben ihm, sondern in seiner Furcht und Liebe, als seine Diener, in seinem Namen diese Majestäts- und Herrschaftsrechte, nach seinen Geboten und zu seiner Ehre, verwalteten und ihm dereinst Rechnung von diesem ihren Haushalt ablegten. Ist so die göttliche Einsetzung und das Wesen der Obrigkeit nachgewiesen, so erhellt daraus weiter, daß und inwiefern der Wille, die Gebote der Obrigkeiten eine Quelle des Rechtes werden können und müssen, nämlich innerhalb der Grenzen, welche Gottes Gesetz, als die Quelle ihrer Majestäts- und Herrschaftsrechte, diesen bestimmt hat, so daß, was sie innerhalb dieser Grenzen verordnen, kraft der göttlichen Vollmacht Recht, was sie außerhalb derselben zu befehlen sich anmaßen, Unrecht ist. Diese Grenzlinien im Einzelnen scharf und vollständig nachzuweisen, ist ohne gründliche Erforschung der Besonderheiten jedes einzelnen Verhältnisses dieser Art, unmöglich, da die Anwendung des Einen und ewigen Gesetzes Gottes auf die unendliche Mannichfaltigkeit der menschlichen Verhältnisse die verschiedenartigsten Gestalten des Rechtes hervorbringt, durch welche dennoch, als durch Glieder Eines großen Leibes, derselbe Geist als Lebensprincip hindurchgeht, so wie die Eine Sonne, indem sie unsere Erde bescheint, dieselbe mit den mannichfaltigsten Gewächsen, von der Ceder bis zum Hyos, die nur durch ihr Licht und ihre Wärme hervorsprießen, bedeckt; — und selbst bei genauer Kenntniß des besonderen Falles wird das Erkennen jener Grenzlinie oft schwierig und das Resultat zweifelhaft bleiben. Aber diese Schwierigkeiten und Zweifel dürfen uns nicht hindern, die Wahrheit festzuhalten, daß Gottes Gesetz die Majestäts- und Herrschaftsrechte der Obrigkeiten begrenzt, und ihren Verordnungen und Aussprüchen die Rechtskraft gibt oder nimmt; — denn jede allgemeine Wahrheit veranlaßt, wenn sie in dieser Zeitlichkeit in die Erscheinung tritt, — (in Folge der Vereinzelung underspaltung, worunter alles endliche Seyn laborirt) — dergleichen Schwierigkeiten und Zweifel: das Gebot der Nächstenliebe z. B. kann, auch wenn es auf das Klarste erkannt wird, an und für sich den Zweifel, ob ich diesem oder jenem Bittenden geben oder nicht geben soll, nicht lösen noch entscheiden. Wollen wir aber jene Wahrheit in ihrer Erscheinung, in ihrer Wirkung in besonderen Fällen uns anschaulich machen, so brauchen wir uns nur das Verhältniß eines Hausvaters zu seinem Hause vor Augen zu stellen, ein einfaches Verhältniß, mit welchem wir durch die tägliche Erfahrung nach allen Richtungen hin vertraut sind, und dessen Erkenntniß deshalb durch die Irrlehren der Zeit nicht so, wie die der verwickelteren juristischen und politischen Verhältnisse, verdunkelt ist. Hier ist es klar, daß dem Hausvater eine von Gott ihm übertragene Auctorität, und seinen Geboten eine Rechtskraft im Hause zusteht; eben so klar aber, daß diese Auctorität und Rechtskraft sich nicht auf alles und jedes, was ihm zu befehlen einfallen könnte, erstreckt, und daß von Gott selbst, als dem Schöpfer der menschlichen Natur, die verschiedenen

Grenzl意思 gezogen sind, innerhalb deren das unmündige Kind, der erwachsene Sohn, die Ehefrau, dem Hausvater zu gehören haben.

Man verstehe aber den Satz, daß Gottes Gesetz die Herrschaftsrechte der Obrigkeit, und die Rechtskraft ihrer Verordnungen und Aussprüche begrenzt, auch nicht so, als ob nur solche obrigkeitliche Verordnungen und Aussprüche rechtsverbindlich wären, die ihrem Inhalte nach mit dem göttlichen Gesetze übereinstimmen. Obrigkeiten, wie Väter, können aus ungerechter Willkür, aus Verblendung und Irrthum, aus unreinen Gründen aller Art Gebote erlassen und Aussprüche thun, durch welche sie sich gegen Gott versündigen, denen aber die Unterthanen und Hausgenossen dennoch zu gehorchen schuldig sind, um ihrerseits das obrigkeitliche und hausväterliche Amt und Gottes Einsetzung desselben zu ehren und anzuerkennen. Denn erst, wo ihnen etwas sündliches zu thun (nicht zu leiden) zugemuthet wird, fängt die Pflicht an, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Aber auch die Rechtsverbindlichkeit der ungerechten obrigkeitlichen und hausväterlichen Gebote und Aussprüche fließt nur aus dem Gesetze Gottes, indem dieses Gesetz es eben mit sich bringt, daß wir, bis uns zugemuthet wird, zu sündigen, den Obrigkeiten und Hausvätern zu gehorchen haben. Es ist daher auch hier Gottes Wille, auf welchen die Herrschaft und das Ansehen der Obrigkeit und des Hausvaters sich gründet, und nicht der sündige Menschenwille, die Seele der Rechtskraft. Der Unterthan, der Sohn ist jenem Gotteswillen um des Gewissens willen zu gehorchen schuldig, während dieser Menschenwille, an und für sich betrachtet, schlechthin unverbindlich ist, so daß also in einem solchen Falle das, was in jeder anderen Hinsicht unrecht ist, lediglich aus Gottes Gesetze die Natur und Heiligkeit des Rechts erhält. So kann, wenn ein Rechtsfreier in höchster Instanz entschieden ist, die letzte Entscheidung ihrem Inhalte nach zwar widerrechtlich seyn, sie muß aber dennoch von Rechtswegen vollstreckt werden; nicht als ob das Unrecht selbst jemals Recht, oder verbindlich seyn könnte, sondern die Verfassung, nach welcher Entscheidungen letzter Instanz nicht mehr in Zweifel gestellt werden dürfen, ist rechtlich und darum verbindlich. Oder, wenn ein hartherziger Gläubiger seinen Schuldner, wider das Gebot der Liebe, drängt, — oder ein Beleidigter, statt, wie er sollte, zu vergeben, aus fleischlicher Rache auf Bestrafung des Beleidigers besteht, und die Obrigkeit ihren Anträgen statt gibt, so ist zwar was jene Kläger thun, sündlich und deshalb, im eigentlichen Sinne, widerrechtlich; dem Gesetze Gottes gemäß dagegen, und sonach rechtlich ist es, wenn die Obrigkeit, welche nicht in die Herzen sehen kann, die Fragen, ob dieser Gläubiger die Schuld erlassen, ob dieser Beleidigte vergeben sollte, ihrem Gewissen und dem göttlichen Gerichte anheim stellt, und nach Maafgabe der klar vor Augen liegenden Verpflichtung oder Beleidigung der Verklagten, welche zu beurtheilen die Obrigkeit fähig ist, die Schuld beitreibt, und dem Beleidigten durch die Bestrafung des Beleidigers Genußthung verschafft. Es leiden daher die Verurtheilten auch in solchen Fällen nicht nach dem bloßen sündigen Willen ihrer Dränger, sondern nach Gottes Willen und Gesetze, nämlich nach dem Gesetze, durch welches er beschränkten Menschen, die nur so und nicht anders urtheilen können, einen Theil seiner Majestät und Herrschaftsrechte anvertraut, und uns Gehorsam gegen diese Diener seiner Macht und Heiligkeit auferlegt hat; wir sollen daher auch in solchen Fällen nicht allein um des obrigkeitlichen Zwanges willen, sondern auch um des Gewissens willen (wie Paulus Röm. 13. es verlangt) unterthan seyn.

Diese Beispiele zeigen zugleich, wie das göttliche Recht, wenn es von Menschen gehandhabt in dieser gefallenen Welt erscheint, nicht in der ihm eigenthümlichen Vollkommenheit und Herrlichkeit, sondern gleichsam nur in Knechtsgehalt erscheinen kann, wie diese Sonne durch die Nebel unserer Sünden gleichsam verdunkelt wird. So erscheint auch Christus in seinen Gläubigen hier auf Erden nicht in der vollen Glorie der Sonne der Gerechtigkeit, — „es ist noch nicht erschienen, was wir sehn werden,“ — sondern die Wolken des alten Menschen verdecken unseren Augen die Herrlichkeit der Kinder Gottes und ihr glänzendes innerdiges Leben, wiewohl es durch diese Wolken durchleuchtet; — es wird aber die Zeit kommen, wo diese Erscheinung ihrem Wesen vollkommen gemäß seyn wird; wäre diese Zeit jetzt schon, wo bliebe Glaube und Hoffnung? Denn wie kann man glauben und hoffen, was man siehet? Die nun bei der unvollkommenen Erscheinung stehen bleiben, während ihnen der Geist zum Gespenst wird, nennen den ungerechten Inhalt der obrigkeitlichen Verordnungen schlechthin Recht, und das Drängen des hartherzigen Gläubigers, des unversöhnlichen Beleidigten, wenn die Obrigkeit ihren Anträgen von Rechtswegen statt geben muß, schlechthin rechtlich, und meinen, daß Gottes Gesetz, wonach sie dies alles für widerrechtlich erklären müßten, von dem Rechte, welches die Obrigkeit handhabt, durch eine unübersteigliche Kluft getrennt sey, wie ja aus diesem Widerspruche hervorgehe. So verweisen sie das göttliche Gesetz in ein Jenseits, von woher es auf unser irdisches Recht nicht mehr wirken kann, und entweihen das Recht, welches die Obrigkeit handhabt, indem sie es seines ewigen Grundlage, seines Lebensprinzips berauben. Für diesen Leichnam von Recht müssen sie nun ein anderes Lebensprincip in dieser Zeitlichkeit ansuchen, was ihnen aber nie gelingen kann, sondern der Leichnam bleibt todt und geht in Verwesung über, wenn Gottes Odem ihn nicht wieder beseelt. Hätten sie dagegen in der Erscheinung das Wesen, in dem Leibe den Geist erkannt, so würde die Lösung jenes Widerspruchs und die Einheit des göttlichen und des von Menschen gehandhabten Rechts aus dem richtig aufgefaßten Wesen der Obrigkeiten sich ihnen ergeben haben, indem diese einerseits Gottes Diener, andererseits beschränkte und sündige Menschen sind, ohne daß jenes ihr Amt diese ihre Natur, noch diese ihre Natur jenes ihr Amt aufhebt. So liegt uns denn also in diesem besonderen Theile der christlichen Lehre dieselbe Aufgabe vor, wie im Christenthume überhaupt, nämlich von idealistischen und materialistischen Irrthümern gleich weit entfernt, in der Erscheinung das Wesen, im Leibe den Geist, in der Knechtsgehalt Gott durch den Glauben zu erkennen, ohne, was Gott verbunden hat, zu trennen, oder über dem was sichtbar und zeitlich ist, das was unsichtbar und ewig ist zu vergessen. Ist daher von dem in einer Stadt, in einem Lande geltenden Rechte die Rede, so muß alsbald die Erinnerung an Gottes ewiges Gesetz, als das eigentliche, das allein wahre und gültige Recht, uns erfüllen, wir müssen aber auch zugleich bedenken, daß dieses Gesetz hier von Menschen aufgefaßt, angewendet, ausgesprochen und gehandhabt vorliegt, mithin in einer unvollkommenen, durch Sünde und Irrthum getrübbten Erscheinung. Das Maaf der Trübung wird von dem Maafse der Erleuchtung und Heiligung der Menschen abhängen, durch deren Mund und Hand es diese Gestalt erhalten hat, und von der ungetrübbten Verkündigung des heiligen Gesetzes Gottes auf Sinai durch seinen Knecht Moses bis zur gänzlichen Verlesung des göttlichen Lichtfunken herab, wie wir sie jetzt in den scheußlichen Decreten des kuglerigen Pariser Congresses

von 1794 finden, wird die Mischung von Licht und Finsternis in unzähligen Abstufungen und Schattirungen sich zeigen. Immer aber müssen wir uns hüten, die unbedingte höchste Ehrfurcht, welche nur dem Worte Gottes gebührt, auf Menschenfagen, die unter dem Einflusse der Sünde stehen, zu übertragen, so wie von der anderen Seite den in den Menschenfagen wohnenden Gottesgeist zu verachten. —

Ist es uns nun gelungen in unseren bisherigen Entwicklungen das Wesen der Obrigkeiten, als Diener Gottes zur Handhabung seines Gesetzes, und den Satz anschaulich zu machen, daß Gottes Gebot die Seele alles Rechts, und daß das Recht im menschlich-juristisch-politischen Sinne, nichts Anderes ist, als die Anwendung des göttlichen Gesetzes auf die Mannichfaltigkeit der menschlichen Verhältnisse, insbesondere insofern diese Anwendung durch das den Obrigkeiten anvertraute Schwert gehandhabt wird, so wird es keine Schwierigkeit weiter machen, die Natur des Besitzes als eines werdenden Rechtszustandes, und dessen allmählichen Uebergang in einen vollkommenen Rechtszustand aufzufassen, und diesen Begriff auf Obrigkeiten de facto, auf unrechtmäßig entstandene Obrigkeiten, anzuwenden. Zunächst ist der Besitz allerdings eine bloße Thatsache: der Wille und die physische Möglichkeit über eine Sache zu verfügen, oder, auf Obrigkeiten angewendet, der Wille und die Macht, andere Menschen in Abhängigkeit und Unterthänigkeit zu erhalten. Als bloße Thatsache an und für sich betrachtet kann der Besitz auf Anerkennung keinen Anspruch machen, er sieht den Naturkräften, der Hitze, der Kälte, der Stärke der Thiere gleich; alles Dinge, die auf uns einwirken, denen wir uns aber ohne Sünde widersetzen und ihnen, so viel an uns ist, zu unserer Erhaltung oder Bequemlichkeit, entgegenhandeln. Bei dieser abstracten Betrachtung des Besitzes bleiben heute zu Tage Viele stehen; weil sie eine Wahrheit darin sehen, verschließen sie gegen die sich daran anknüpfenden Wahrheiten ihre Augen, um nachher in ihrer eben so abstracten und einseitigen Auffassung des Rechts nicht gestört zu werden. Gehen wir aber von der Thatsache des Besitzes zu der Person des Besitzers über, fassen wir unser Verhältniß zu ihm als das von Menschen zu einem Menschen in's Auge, und erheben wir unseren Blick zu Gott, als dem überall gegenwärtigen Herrn und Richter der Menschen, so ergibt sich sogleich, daß wir den Besitz nicht stören können, ohne die Persönlichkeit des Besitzers zu berühren und zu verletzen, mit welcher der Gegenstand des Besitzes in einer Verbindung, wie die Haut oder doch wie das Kleid mit dem Leibe sich befindet, und es entsteht die Frage, ob wir dies nach Gottes Gesetz dürfen, eine Frage, die im Allgemeinen, sofern wir im einzelnen Falle keine besondere Vollmacht dazu aus diesem Gesetze aufweisen können, offenbar verneint werden muß, da Gott der Herr und Richter aller Menschen und nicht ein Mensch (als solcher betrachtet, und abgesehen von göttlichen Vollmachten, wie sie Obrigkeiten, Väter u. s. w. haben) der Herr und Richter des anderen ist, mithin das Gesetz der Liebe und Demuth, — „was du nicht willst, daß dir die Leute thun, das thue du ihnen auch nicht,“ — „die Nahe ist mein, ich will vergelten,“ — und selbst das Gesetz: „du sollst nicht stehlen,“ dem Besitzer zur Seite steht.

(Schluß folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Nordamerika.) (Schluß.) „Einige von den oben vorliegenden Thatsachen, welche die Wirkung der Arbeiten der großen

Americanischen Heiden-Missionsgesellschaft in's Licht stellen, sind folgende:

Fünfzehn verschiedene Missionen sind errichtet worden, einige davon sind Antipoden von einander. Auf fünfzig Missions-Stationen wird das Evangelium regelmäßig gepredigt. Drei Sprachen, in denen vorher nie geschrieben worden war, sind durch Männer im Dienste der Gesellschaft geschriebene Sprachen geworden. Das Neue Testament und Theile des Alten sind in die vorher nie geschriebene, Sandwichsprache, in das Armenische und in die Mahrattensprache, und eines der vier Evangelien in jede der drei Indianersprachen von Nordamerika übersetzt worden. Viele andere Schriften sind in eils verschiedenen, theils Asiatischen, theils Europäischen, theils Australischen, theils Nordamericanischen Sprachen herausgegeben worden. Druckereien sind auf den Sandwich-Inseln, im Mitteländischen Meere und in Ostindien errichtet worden; eine ist im Begriff nach China abzugehen. Siebzig tausend Schüler haben unsere Missionsschulen besucht, — jetzt befinden sich fünfzig tausend, größtentheils Erwachsene, darin. Vor zehn Jahren gab es noch kein Buch auf den Sandwich-Inseln, jetzt reichen das selbst zwei Pressen nicht aus, die jährlich 600 Nieß Papier (so viel als 22,000 Bände, jeder zu 300 Seiten) bedrucken. Vor zehn Jahren war Lesen und Schreiben auf diesen Inseln etwas Unerhörtes, jetzt können Tausende schreiben, und viele Tausende lesen. Vor zehn Jahren gab es auf den Sandwich-Inseln keine einzige Schule; jetzt gibt es daselbst sechs hundert eingegeborene Schullehrer, die ihren Unterricht von unseren Missionaren empfangen haben. Vor zehn Jahren lebte die ganze Bevölkerung der Sandwich-Inseln ohne Gott in der Welt und wußte nichts von seinem Geiste und Evangelium. Sie waren dem Kindermorde, dem Trunk, der Wollust und den abscheulichsten Laster der niedrigsten Klasse der Wilden ergeben — die Masse des Volks war so verderbt, daß ihre Zahl rasend abnahm. Jetzt sind die zehn Gebote das Gesetz des Landes, das Volk bekennt sich zum Christenthume; die Ordnung, der Anstand, die Annehmlichkeiten der Civilisation verbreiten sich schnell über die Inseln. Vor zehn Jahren gab es daselbst vielleicht keinen Menschen, der auch nur ein äußerlich sittliches Leben führte. Jetzt besteht auf der Insel Oahu allein eine Gesellschaft von 3,500 Personen, Männer und Weiber, die wöchentlich zum Gebet zusammenkommt, und nach ihren Grundgesetzen Niemand unter sich duldet, der ein unsittliches Leben führt. Auf derselben Insel ist ein anderer Verein von tausend Mitgliedern, dessen Zweck ist nach religiöser Wahrheit zu forschen und die Laster zu unterdrücken; die Glieder dieses Vereins haben sich feierlich verpflichtet, keine Brandwein zu fertigen, zu kaufen, zu verkaufen, zu trinken, noch ihren Freunden oder Arbeitsleuten zu reichen. In einem District einer anderen Insel ist ein Verein von ungefähr 5,000 Mitgliedern, der ebenfalls ein sittliches Leben zur Bedingung der Aufnahme macht.

Im Ganzen zählen wir zwölfhundert Personen, die, nach dem sie durch die Missionen der großen Americanischen Heiden-Missionsgesellschaft vom Heidenthum zum Christenthum bekehrt worden, Glieder der christlichen Kirche geworden sind, und als solche im Glauben regelmäßig an dem heiligen Abendmahl theilnehmen.

Außerdem ist viel Vorbereitungsarbeit geschehen, — viel große Landfrüchte sind erkundet, viel Wälder gelichtet, viele Aecker umgepflügt, viel guter Same ausgestreut worden. In manchen Gegenden ist die Erndtzeit noch nicht gekommen, aber schon werden die Felder, auf Bergen, in Thälern und in Ebenen, weiß zur Erndte. Die Nachfrage nach Missionaren hat in den letzten Jahren rasend zugenommen, besonders weil einige von unseren Missionsgebieten immer glänzendere Hoffnungen erwecken. In den meisten derselben kann der Missionar jetzt sein Werk schneller anfangen und mehr in derselben Zeit thun, als noch vor einigen Jahren. Er kann sich mit den Sprachen, Sitten, Gebräuchen, Vorurtheilen und Bedürfnissen der Heiden schneller bekannt machen, und eher mit ihnen reden und ihnen predigen, als es damals möglich war.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 18. Januar.

N^o 5.

Von einigen Einwürfen gegen die Lehre der heiligen
Schrift vom göttlichen Rechte der Obrigkeiten.

(Schluß.)

So nimmt also der unrechtmäßige Besitz, der vor Gott ein Gräuel ist, den sein Fluch und seine Gerichte bedrohen, anderen Menschen gegenüber, die kein besonderes dem Besitze entgegenstehendes Recht haben, sofort eine rechtliche Natur an, das heißt: Gottes Gebot schützt einen solchen Besitz und untersagt dessen Störung, und demgemäß schützen ihn auch Gottes Diener, die Obrigkeiten, obgleich dasselbe göttliche Gebot und dieselben Obrigkeiten dem Berechtigten gegenüber, den jener unrechtmäßige Besitzer beraubt hat, diesen Besitz für nichts achten, und ihn zu Gunsten des Berechtigten wider vernichten. Hieraus erkennen wir, wie das Gebot Gottes, — das wir uns, wenn wir eine lebendige Anschauung des Rechts gewinnen wollen, als immer gegenwärtig, und in beständiger Beziehung und Einwirkung auf den neuesten sowohl als auf jeden früheren Moment aller menschlichen Verhältnisse, wie es denn auch in der That ist, denken müssen, — wir erkennen, wie dieses Gebot jedem auch noch so unrechtmäßigen Besitze sofort eine rechtliche Sanction verleiht, die sich mehr und mehr erweitert, je mehr im Laufe der Zeiten diejenigen durch den Tod oder sonst hinwegfallen, welche denselben anzufechten befugt sind, bis endlich, wenn sie alle hinweggefallen und wenn auch keine Obrigkeit, die als Rächerin der Uebelthat von Amtswegen auftreten könnte, vorhanden, oder der Uebelthäter selbst ihrer Rache durch den Tod entgangen ist, der Besitz in Beziehung auf die Menschen zum vollkommenen Rechtszustande erwachsen ist, und von ihnen als in jeder Beziehung rechtmäßig anerkannt werden muß, indem Niemand mehr ihn anzufechten das Recht, sondern Alle ihn zu respectiren die Pflicht haben. Was man auch von Ludwig Philipp's von Orleans Thronbesteigung denken mag, — wer würde ihm den Thron streitig machen dürfen, wenn das jetzt vertriebene Königshaus mit Tode abginge, oder Heinrich der Fünfte, nach erlangter Mündigkeit, ihn anerkennt? Oder wer kann des Hauses Braunschweig Recht auf den Thron von Großbritannien anfechten, nachdem der Mannsstamm

des Hauses Stuart ausgestorben, von der weiblichen Nachkommenschaft desselben aber ausdrücklich oder stillschweigend der Besitz jenes Hauses anerkannt ist, wenn auch Wilhelm's des Dritten Thronbesteigung für eine unrechtmäßige Usurpation, wie sie ein bedeutender Theil der Kirche von England ansah, erklärt werden müßte? Vor dessen Gerichte freilich, der die Königreiche nimmt und gibt, wenn er will, wird die begangene Sünde durch den Verlauf der Zeit, und durch den nachherigen Wegfall menschlicher Ansprüche nicht getilgt, noch ihre Strafe aufgehoben, — er wird die Thaten der Julitage in seiner Waage wiegen, ob Heinrich der Fünfte seinen Thron fordere oder aufgebe, — ja, vor ihm ist Alles, was wir haben und besitzen, durch die äußeren oder inneren Sünden besetzt, mit denen wir es erworben und besessen haben, wie Jederzugeben wird, dem der heilige Geist die Augen geöffnet, und, wie aller Geiz und alle Selbstsucht Diebstahl gegen Gott ist, gezeigt hat; aller „ungerechte Mammon,“ wie Christus den irdischen Besitz überhaupt nennt, ist dem Herzenskündiger verfallen, so daß wir gegen ihn uns keines Rechtes berühren, sondern nur seiner Gnade leben können. Aber, so wie er sogar an dem Mörder Kain, den er verflucht hatte, ein Zeichen machte, und siebenfältige Rache androhte, daß ihn Niemand erschläge, so hat er diesem vor ihm ungerechten Mammon den Stempel seines Schutzes aufgedrückt, der seine Ordnung, durch das Bestehen des Eigenthums, der Familien und der Obrigkeiten, unter uns aufrecht hält.

2. Nach diesen Ausführungen dürfte es kaum noch erforderlich seyn, auf den zweiten Einwurf gegen die Lehre der heiligen Schrift vom göttlichen Rechte der Obrigkeiten, — „daß unwürdige Obrigkeiten keine Bilder und Abgesandte Gottes seyen“ — näher einzugehen. Er erledigt sich von selbst, wenn wir erwägen, was es heißt, Gottes Bild an sich tragen, ein von ihm verliehenes Amt führen. Was „von Gottes Gnaden“ ist, kann nicht aus Verdienst oder Würdigkeit seyn, sonst würde Gnade nicht Gnade seyn. Kein Mensch ist der geringsten Gnade Gottes würdig, geschweige denn der hohen Ehre, sein Bild, sein Amt zu tragen. Wenn Paulus von sich sagen mußte, er sey nicht werth, ein Apostel zu heißen, — welcher Fürst, welche Obrigkeit, welcher Vater könnte sich einer Würdigkeit rühmen,

die Namen zu führen, mit der Majestät, mit der Herrschaft bekleidet zu seyn, die Gott allein zugehören? Aber, Gott schuf den Menschen sich zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn, und auch nach dem Fall ist „seine Lust bei den Menschenkindern,“ er schenkt ihnen nicht bloß die Werke seiner Hand, sondern auch seinen Namen, seine Majestät und Herrschaft theilt er ihnen mit; seine unendliche Liebe kann nichts von allem diesem schlechthin für sich behalten. Wie sollten sich Christen hieran stoßen, welche wissen, daß er uns sogar seinen eingeborenen Sohn gegeben hat, um uns seiner göttlichen Natur theilhaftig zu machen? Ein neidischer Spötter wollte den Kaiser Maximilian durch die Erinnerung an seine Abstammung von dem ersten Sündenpaare demüthigen, indem er an seine Thüre schrieb: „Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?“ Der Kaiser aber kannte wohl seine Niedrigkeit und seine Hoheit, und, ohne die Demüthigung von sich zu weisen, schrieb er darunter: „Ich bin ein Mann, wie andre mehr, doch gab mir Gott der Herr die Ehr.“ — Haben wir uns aber erst darein gefunden, daß alle Obrigkeiten des göttlichen Ebenbildes und Amtes unwürdig sind, und es dennoch von Gottes Gnaden tragen, so wird der Unterschied der mehreren oder minderen Unwürdigkeit, so groß er auch in menschlichen Beziehungen seyn mag, hier, wo es darauf ankommt, das Wesen der Obrigkeit im Lichte des Wortes Gottes zu erkennen, uns nicht weiter irre machen, und, so wie wir bei einem königlichen Beamten die Ehre, welche ihm von wegen seines Amtes und als Stellvertreter des Königs gebührt, von der Achtung oder Nichtachtung in unserem Bewußtseyn trennen können, die sein persönlicher Charakter, abgesehen von seinem Amte, uns einflößt (wiewohl die practische Durchführung dieser Unterscheidung in gewissen Fällen viel Demuth und Weisheit erfordert), so haben wir auch bei unwürdigen Obrigkeiten und Vätern die göttliche Würde von der menschlichen Unwürdigkeit zu trennen. Als Pilatus sich seiner Macht über den vor sein Gericht gestellten Sohn Gottes überhob, wies Christus ihn als Menschen in seine Schranken zurück, während er zugleich sein obrigkeitliches Amt, im Hinblick auf dessen Urheber, ehrte, mit den Worten: „Du hättest keine Gewalt über mich, wäre sie dir nicht von oben gegeben.“ Und von den Kaisern, Obrigkeiten und Hauptleuten, für welche, als für Gottes Diener, die Apostel Unterthänigkeit, Gehorsam, Ehre, Gebet und Fürbitte, um des Gewissens willen, aus einsältigem Herzen, verlangten, waren viele sehr verderbte, in Ungerechtigkeit und bösen Lüsten lebende Heiden oder gar Verfolger der Christen, und dennoch finden wir nicht, daß die Gläubigen hierin einen Anstoß oder Widerspruch gefunden hätten.

Die Lehre von den gottlosen Obrigkeiten wird indessen noch mehr in's Licht gestellt werden, wenn wir diejenigen Einwürfe gegen die Lehre vom göttlichen Rechte der Obrigkeiten betrachten, die auf die practischen Wirkungen dieser Lehre sich beziehen. Diese Betrachtung wird als eine Anwendung des bisher Entwickelten auf einzelne uns aus Erfahrung bekannte Verhältnisse hoffentlich überhaupt geeignet seyn, die gewonnenen Resultate noch fester zu stellen, anschaulicher zu machen und den Herzen der Leser näher zu bringen, wir müssen uns aber dieselbe für einen folgenden Aufsatz aufsparen.

Licht und Finsterniß im Königreiche Sachsen.

1. Eingabe einiger Stände der königl. Sächsischen Landesversammlung.

Allerdurchlauchtigster zc. zc.

Es ist seit längerer Zeit darüber Klage geführt worden, daß die bisher gebrauchte Kirchenordnung mancherlei Mängel habe; man hat hierin eine mitwirkende Ursache von der immer mehr überhand genommenen Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Gottesverehrung zu finden gemeint; man hat auch wohl davon den Vorwand genommen, die Entfernung von dem Gottesdienste zu entschuldigen; und mehrere willkürliche Abweichungen von den bestehenden liturgischen Vorschriften sind dadurch veranlaßt worden.

Bereits im Jahre 1787 trugen daher die Universitäten Leipzig und Wittenberg bei dem damaligen Landtage in der von ihnen übergebenen Präliminarschrift darauf an, daß eine Verbesserung der Liturgie statt finden möchte, in der Hoffnung, daß dadurch die Theilnahme an der öffentlichen Gottesverehrung wieder belebt, und den Geistlichen der Vorwand zu willkürlichen Abweichungen, welche vielfach wahrzunehmen gewesen, werde beseitigt werden können.

Hierauf ward auch im Jahre 1809 die Abfassung eines neuen Kirchenbuches anbefohlen, dasselbe von Erw. zc. zc. Kirchenrathe entworfen, und sodann dessen allgemeiner Gebrauch durch Höchstes Rescript vom 11. November 1812 angeordnet. Dieses neue Kirchenbuch entsprach auch dem Bedürfnisse insoweit, als es eine höchst schätzbare Sammlung liturgischer Formulare, an Gebeten, Collekten, Taufs-, Trau- und Beichtreden und dergleichen enthielt, welche im biblischen Sinne und in einer zeitgemäßen Sprache abgefaßt sind, und die nöthige Mannichfaltigkeit darbietet.

In Ansehung der Liturgie selbst aber wurde nichts geändert, vielmehr ward in einem besonderen Rescripte vom 13. October 1810 ausdrücklich zu erkennen gegeben, daß Man es zur Zeit bei denjenigen älteren liturgischen Vorschriften, welche den Ritus bei den gottesdienstlichen Handlungen betrafen, im Allgemeinen und unter Vorbehalt besonderer Anordnungen darüber in einzelnen Fällen bewenden lasse.

Jetzt aber ist eine weit dringendere Nothwendigkeit vorhanden, die wirksamsten Mittel aufzusuchen, wodurch der Sinn für das kirchliche Leben und für die Quelle dieses Lebens, für die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, wiederum geweckt und die Evangelische Kirche in unserem Vaterlande auf das einfache Festhalten in dem Worte Gottes, als der alleinigen Norm des Glaubens und des Lebens zurückgeführt werden könnte. Denn der beklagenswerthe Mangel an jenem frommen, sonst so allgemeinen christlichen Sinn zeigt sich fast allenthalben bei der öffentlichen Gottesverehrung, indem man die Erwartung des gemeinschaftlichen Gottesdienstes größtentheils auf das Anhören der Predigt beschränkt und an den Gesängen und dem Gebete nur wenigen Theil nimmt, bei den heiligen Handlungen aber, wie bei der Beichte, bei Taufen und Begräbnissen, so wie auch bei dem heiligen Abendmahle, wahrer Ernst und die Andacht der Herzen oft schmerzlich vermisst werden.

Auch ist es nicht zu läugnen, daß ein Theil der Geistlichen bei ihren Abweichungen von den bestehenden liturgischen Vorschriften, Ansichten und Grundsätzen folgen, welche die Gemeinden von dem Evangelischen Glauben abführen und die Nicht-

achtung des göttlichen Lichtes, welches den Menschen in Christo geschenkt ist, auch im Volke verbreiten.

Nun sind zwar in der neueren Zeit einzelne Anordnungen erlassen worden, welchen die Abzicht zum Grunde gelegen, die Theilnahme an der öffentlichen Gottesverehrung zu wecken und jeder Willkühr, so wie dem Leichtsinne, den Vorwand zu Abweichungen und Vernachlässigungen zu nehmen. Es hat aber die Erfahrung gezeigt, daß diese Anordnungen ihren Zweck nicht erreicht haben und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sie ihn zum Theil um deswillen verfehlt haben, weil man der Meinung gewesen, ihn durch größere Nachgiebigkeit gegen die Gewohnheiten und Anforderungen der Zeit noch besser erreichen zu können, wie dies z. B. bei Einführung der allgemeinen Beichte, bei Abfassung neuer Gesangbücher und selbst bei der Erneuerung des Sabbathmandats vom Jahre 1811 §. 2. ersichtlich gewesen ist.

Es ist daher sehr zu wünschen, daß diese Anordnungen sowohl, als die älteren liturgischen Vorschriften einer sorgfältigen Prüfung unterworfen und daß nach Befinden eine neue, den in den öffentlichen Bekenntnisschriften unserer Kirche enthaltenen Glaubenswahrheiten in allen ihren Theilen vollkommen entsprechende Liturgie eingerichtet, und diese Arbeit Männern aufgetragen werde, welche an den Grundsätzen dieser Kirche festhalten, zugleich aber auch die Fortschritte in der wahren Bildung des Geistes und Herzens nicht verkennen und über die Bedürfnisse und Gebrechen unserer Zeit die vollständigste und unbefangenste Ansicht haben. Hierbei ist aber nicht zu verkennen, daß auch die zweckmäßigste Liturgie und Kirchenordnung den Mängeln, welche in Vorstehendem erwähnt worden sind, nicht werde abhelfen können, wenn nicht unserer Kirche das, was ihr allein Leben und Bestand und bei aller Mannichfaltigkeit der Ansichten und Richtungen einzelner Glieder derselben Einheit geben kann, der Glaube an das Evangelium, von welchem sie ihren Namen hat, wieder belebt und gewissermaßen von Neuem begründet wird, was, so weit es durch Menschen geschehen kann, nur von der rechten erbaulichen Predigt und von einem wahrhaft christlichen Unterrichte in den Schulen erwartet werden kann.

Denn die Liturgie kann an sich nur Ausdruck eines in der Gemeinde lebenden Glaubens seyn; sie wird ohne Theilnahme bleiben, wo dieser Glaube fehlt. Es läßt sich aber nicht läugnen und wäre leicht mit Beispielen zu belegen, daß der Inhalt des Religionsunterrichts in den Schulen und auch wohl in der Kirche selbst, nicht selten einen offensbaren Widerspruch gegen den Inhalt derjenigen Wahrheiten und Bekenntnisse bildet, welche in der Liturgie ausgesprochen und den Gemeinden an's Herz gelegt werden. Dergleichen betrübende Erfahrungen erneuern den schon oft gehegten Wunsch, daß für eine erste, treue und thätige Aufsicht auf Kirchen und Schulen in unserem Vaterlande noch besser, als es zum Nachtheil wahrzunehmen gewesen, gesorgt werde; es steht jedoch zu hoffen, daß die dem Vernehmen nach beabsichtigte Anstellung einiger, mit besonderer Aufsicht über das Wirken in Kirchen und Schulen beauftragten Männer zu Erreichung dieser Absicht nicht wenig beitragen werde, wenn dieselben, eben so wissenschaftlich ausgebildet, als im Evangelischen Glauben fest begründet, mit dem nöthigen Ernst Milde und Besonnenheit vereinigen und unter Leitung der Consistorien darauf Acht haben, daß überall dem Evangelischen Bekenntnisse gemäß gelehrt und gepredigt und die Kirchenordnung gehörig beobachtet werde. Eingedenk unserer theueren Pflicht, das Beste der Evangelischen Kirche in unserem Vaterlande wahrzunehmen, fühlen wir uns gedrungen,

diese wichtigen Gegenstände bei Gelegenheit der gegenwärtigen Landesversammlung zur Sprache zu bringen, mit der ehrfurchtsvollen Bitte: daß Erw. rc. rc. geruhen mögen,

eine Revision der bisherigen Liturgie und aller liturgischen Anordnungen und nach Befinden die Ausarbeitung einer neuen, im Wesen des Evangelischen Glaubens und Gottesdienstes gegründeten Liturgie oder Kirchenordnung anzubefehlen, auch wegen nöthiger Aufsicht über gewissenhafte Befolgung derselben, so wie über den christlichen Unterricht in Kirchen und Schulen überhaupt zweckmäßige Verfügungen berathen und entwerfen zu lassen,

damit das Resultat den getreuen Ständen bei der nächstbevorstehenden Wiedereröffnung des Landtags vorgelegt werden könne.

Wir verharren in tieffter Ehrfurcht Erw. rc. rc.

Dresden,
den 29. Mai 1831.

rc. rc. rc.
der Abgeordnete des Domcapituls
des Hochstifts Meissen, Graf und
der Grafen und Herren, so wie der
Universität zu Leipzig.

2. Probe aus Sächsischen Tagesblättern.

Die erste Nummer des Janus, eines „Scherz- und Toilettenblatts für Theater, Geselligkeit und Localität“ betitelt: Dresden, wie es war und ist, beginnt mit folgender Einleitung: „Um nicht allzuweit auszuholen zu dürfen, erinnere ich den geneigten Leser nur, wie Gott Vater vor längstens 6,000 Jahren einen großen Federball schuf, unsere gute Erde. Viele geschiedene Leute haben ihm das sehr für übel gehalten, und er selbst scheint seiner Sache nicht so recht gewiß zu seyn, indem er noch auf keine von allen diesen Rügen zu antworten den Muth hatte. Jerner vermaß sich der liebe Gott kurz nach diesem Versuche ein Lach- und Schauerpiel eigenthümlicher Art zu schreiben, das menschliche Leben, welches er unter die Cenfur von fünf Sinnen stellte. Das Stück ist weit entfernt, für ein Meisterwerk zu gelten, aber es ist wenigstens Originalwerk.“

E. Herlossohn redet in Nr. 9. des Kometen, eines von ihm herausgegebenen „Unterhaltungsblattes für die gebildete Lesewelt“, die Polen unter Anderen so an:

„Da das Schwerdt als eh'rner Würfel fiel;
Also lernet sterben jetzt, lernt morden,
Haltet fest das Eine, große Ziel!“

Der „Sächsische Stadtverordnete und Communalgarbist“, eine Wochenschrift für Ordnung, Recht und bürgerliche Freiheit, erzählt in der achten Patrouille: „— Ein guter Geist, des Sächsischen Volkes würdig, hat begonnen unter Dresdens Bürgern sich zu regen; allein, soll er nicht spurlos wieder verschwinden, so dürfte es an der Zeit seyn, dem freundlichen Gaste auf einem anderen Wege, als dem, der sich zuerst darbot, den Eingang zu eröffnen. Deshalb war es Noth, daß die Glieder der Communalgarde andere Berührungspunkte aufsuchten.“ (als das nun seltener gewordene Zusammentreffen der Wehrmannschaft unter den Waffen.) „Solch' einen Berührungspunkt der verschiedenen Compagnien glaubte man durch den, im Kreuzischen Gasthause vorgeschlagenen geselligen Verein zu erzielen. Schon am nächsten Donnerstagsabende“ — (den Donnerstag zuvor hatte man nämlich in Dresden das Rathhaus und Polizeigebäude erstürmt, die Acten öffentlich verbrannt, und letzteres mit Gewalt und Feuer großentheils zerstört) — „war der geräumige Saal gefüllt und acht Tage darauf überfüllt. — Allein der Winter

hat seine eigenen Belustigungen. — Mehrere Compagnien veranstalteten zu diesem Zwecke musikalische Abendunterhaltungen, denen Gardisten wie Gardistinnen in reicher Zahl beiwohnten. Im größeren Umfange aber versuchte es zuerst die zweite Compagnie, indem sie sich am Abende des 18. Januars im Kreuzischen Gasthause zu einem Abendessen versammelte" (welchem mehrere Personen aus dem Militär-, Civil- und geistlichen Stande beiwohnten). Mit wahrer Begeisterung sang die Gesellschaft das von dem" (Candidate des heiligen Predigamts) „Rottenmeister Espe, Lehrer an der Friedrich-August-Schule gedichtete Tischlied. Daß folgte jetzt auf Daß. Den ersten brachte der Rottenmeister Espe ic. Gegen Ende der Tafel ward das von Herrn R. gefertigte Trinklied abgesungen; worauf zum Beschlusse der Rottenmeister Espe mit den Worten zu den versammelten Damen sich wendete: Allen Mädchen, allen Frauen, die dem Wehrmann freundlich sind ic. ic. Die Tafel ward aufgehoben, und mit Tanz vergnügte sich die Gesellschaft bis zum frühen Morgen."

Der Merkur (Mittheilungen aus Vorräthen der Heimath und der Fremde, für Wissenschaft, Kunst und Leben, herausgegeben von Ferdinand Philippi zu Dresden), enthält in Nr. 15. einen Correspondenzartikel aus Breslau, worin es unter Anderen heißt: „Das eigentlich wissenschaftliche Leben scheint mehr nach Innen als nach Außen gerichtet zu seyn, da man von Kontroversen und polemischen Frictionen, welche die Lehrstühle der Hallenser, Berliner und Breslauer Academien so lange in Athem erhielt, wenig mehr hört. Einige mystisch gesinnte Geistlichen, welche sich der Annahme der neuen Aegende widersetzen, sind suspendirt worden, und so scheint der Nationalismus seine Fittige siegend auch über uns ausbreiten zu wollen, nachdem lange Zeit einzelne krasse Protestanten unter dem Namen des Evangeliums sich dem Indifferentismus der Nationalisten — wie sie es nannten — opponirt hatten. Wir lachen mit Recht, wenn wir die Spitzfindigkeit der Scholastiker lesen, die sich darüber nicht beruhigen konnten, ob die Seraphim eberne oder wächserne Flügel hatten, und doch sehen wir mit dem Eifer eines Doctor quodlibetarius oder eines Bernard von Clairvaux sich auch im 19ten Jahrhundert die Herren über Erbsünde, Gnadenwahl und Ubiquität streiten." (Vgl. die Allg. K. Z. Nr. 10.)

In Nr. 23. des Dresdner Anzeigers warnt ein Anonymus das Armen-Directorium vor Anstellung von Schullehrern, welche dem „Berlinisch-Evangelischen Christenthume" zugethan sind, und wird in Nr. 26. von Ferdinand Philippi getadelt, weil er „der partialen Hengstenberger Verfinsternung das Berliner Stadtsiegel ausdrücke."

Die Weisheit Dr. M. Luther's. 2te Aufl. Nürnberg bei Lechner. 1ster Th. 1822, 2ter Th. 1818. *)

Schon ein alter Heide wußte es, daß der am besten zu

*) Auf Druckpapier 2 Nthlr. oder 3 Fl. 30 Kr., auf Schreibpapier 3 Nthlr. oder 5 Fl.

reden verstehe, dessen Rede beiden, den Einfältigsten und den Gelehrtesten gleichwohl gefalle. Demnach mußte wieder Gottes Wort der erste Redner seyn; denn dieses hat zu allen Zeiten die Einfältigsten — und auch die Gelehrtesten zu Liebhabern gehabt, so viele nämlich von den letzteren nicht vom Gotte dieser Welt verblendet waren. Nach ihm kämen diejenigen, welche ihre Kunst zu reden in der Schule der heiligen Schrift lernten, — unsere frommen, alten Väter meine ich. Sie wußten's nicht anders, sie übten, was Bengel lehrt: Te totum applica ad textum. (scripturae s.), rem totam applica ad te: — sie fanden ein neues, seliges Leben in der heiligen Schrift, — und dieses ihr neues Leben auch Anderen zu predigen, konnten sie nirgends eine schönere, natürlichere Form und Sprache finden, als eben die Sprache der heiligen Schrift, ihrer theuren Lehrerin. So bekamen auch ihre Predigten und anderen Bücher die Eigenschaft der heiligen Schrift, daß sie „auf's Einfältigste den Ungelehrten predigten und es Allen gefiel;" — auch ihre Schriften wurden gewissermaßen Wasser, in denen Lämmer gehen und Elephanten schwimmen können. — Unter den Neueren kann man dies nur von Wenigen sagen: sie haben meist das Eine verloren, was Alle selig machen kann, und zugleich die heilige Kunst, zu predigen und zu reden, wie es für Alle paßt. — Darum ist es löblich und dankenswerth, daß in der neuesten Zeit die Schriften älterer Lehrer, namentlich der Reformatoren und insbesondere Luther's, wieder an's Licht gezogen und zugänglich gemacht worden sind. Die Ev. K. Z. hat (1828. Nr. 71. 72.) dergleichen Bemühungen unserer Tage verdienter Maßen gewürdigt. Hier soll nun nachträglich obgenannte „Weisheit Luther's" in frischeres Andenken zurückgerufen werden. — So bündereich, wie andere Auszüge aus Luther, ist sie nicht; aber es ist auch leichter aus Luther's reichen, schönen Schriften viel Schönes, als wenigeres und das aus dem Schönsten auszulesen. Auch ist anderwärts der Geist der Sammlung nicht so sehr in Luther's Sinn und Art wie hier, und der treffliche Plan dieser Sammlung, den man unten näher angedeutet finden wird, gibt ihr ohnehin den Preis vor manchen Anderen.

Luther hat das, was man heut zu Tage Breite nennt, zwar nicht in demselben Maas, wie andere seiner Zeitgenossen und besonders seiner Nachfolger in den nächsten zwei Jahrhunderten. Aber er hat es doch auch bald mehr, bald weniger. Auch ist seine Sprache und die Bildung seiner Sätze nicht immer für unsere Leute leicht verständlich. Der Bearbeiter hat darum die ausgewählten Stücke nicht gradehin abdrucken lassen; sondern was an die Fehler jener Zeit erinnern konnte, wegwischt, so daß ihre Kraft und Tugend desto freundlicher und heller erscheint. Er hat durch Abkürzung, Umstellung und Zusammenziehung einen etwas gedrängteren und bündigeren Vortrag hervorgebracht, — meistens aber so in Luther's Geist, daß man von den Zusammenziehungen ic. nichts merkt, wenn man nicht das betreffende Stück aus Luther in extenso daneben liegen hat.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonntag den 21. Januar.

N^o 6.

Beitrag zur Beleuchtung des Strebens nach kirchlichen Reformen, mit Beziehung auf die Schrift:

Ueber die Reform der protestantischen Kirchenverfassung, in besonderer Beziehung auf Kurhessen, von Dr. J. W. Bickell, ordentl. Professor der Rechte zu Marburg. Nebst einem Nachwort von Dr. S. Supfeld, ordentl. Professor der Theologie daselbst. Marburg, 1831. 72 S. in 8.

Unter den vielen Stimmen, welche sich vorzüglich seit anderthalb Jahren für eine äußere Reform der Kirche vernehmen lassen, kommen in dem vorliegenden Schriftchen uns zwei der achtbarsten entgegen. Die trefflichen Verfasser sind zwei Freunde und Geistesverwandte, ein rühmlich bekannter Kirchenrechtslehrer, und ein bisher nur als Orientalischer Sprachforscher, bekannt gewordener Theologe. Beiden achtungswerthen Männern ist ihr Gegenstand Herzenssache, der tiefe Verfall der Kirche schmerzt sie, ihre Schilderungen desselben sind lebendig und kräftig, und ihre Verbesserungsvorschläge von Ernst und Wärme durchdrungen: selbst da, wo wir mit ihren Ansichten nicht übereinstimmen, weil leider auch ihr Standpunkt nicht der der Evangelischen Kirche ist, sind wir ihnen nicht ungern gefolgt, weil sie auch da noch der Wahrheit näher stehen, als die meisten sogenannten Stimmführer des Zeitgeistes, und gelegentlich manches Treffliche und Schöne sagen.

Beide Verff. sind von dem Gefühl durchdrungen, daß unsere Kirche einer großen, tief greifenden Reform bedürfe. Nicht nur unter den höheren Klassen, sondern allmählig auch unter dem übrigen Volke habe sich eine fast völlige Gleichgültigkeit für kirchliche Dinge immer mehr verbreitet, deren Quelle „der erbärmliche Egoismus der neueren Zeit und die leichte, oberflächliche Aufklärerei sey, welche alle geheiligte Sitte durch einige hohle Phrasen zu zerstören gesucht habe.“ Besonders zeige sich der Mangel an kirchlichem Sinne in der Geringschätzung, welche gegen den geistlichen Stand herrsche. Die eine Ursach des Verfalls desselben sey die fehlerhafte Kirchenverfassung, die Dienst-

pragmatik unseres zersplitterten Consistorialregiments. „Schon der Zutritt,“ sagt Herr Dr. Supfeld (S. 46.), „zu dem in unseren Tagen doppelt schweren Beruf eines Geistlichen ist Jedem ohne Unterschied gestattet, der nur, wenn auch ohne die geringste Fähigkeit und Neigung zur Sache selbst, Lust zu einer geistlichen Pfründe trägt; keine Warnung, keine Controlle von irgend einer officiellen Seite her, die dem Untauglichen auch nur einigermaßen erschwerte, einen Beruf zu wählen, worin er keinen Nutzen, wohl aber unabsehbaren Schaden stiften kann.“ Eben so wenig wie der Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen, unterliegt auch die Vorbereitung dazu irgend einer kirchlichen Aufsicht und Controlle; kein Auge wacht über der Verwendung der so wichtigen Universitäts- und Candidatenjahre, außer daß ein Candidatexamen das academische Studium beschließt, nach welchem die Candidaten in der Irre und Zerstreuung sich umhertreiben, bis es ihnen gelingt, eine Stelle zu erhaschen. Weder bei der ersten Anstellung, noch bei der Weiterbeförderung — welche beide lediglich Sache der Privatbetriebsamkeit der Bethheiligten sind, und wobei selbst das sittliche Verhalten so wenig in Betracht kommt, daß nicht selten Menschen, die längst allen guten Ruf verloren haben, in's geistliche Amt kommen, und darin weiter befördert werden — ist irgend eine Regel oder Ordnung sichtbar, als höchstens das Dienstalter.“ — Eine andere Ursache des tiefen Verfalls der Kirche findet namentlich Herr Dr. Supfeld in der Art unserer Universitätsbildung. Vermöge derselben sey die Mehrzahl der Geistlichen nicht bloß dem Kirchen- und Volksglauben entfremdet worden, sondern alles lebendigen Glaubens überhaupt verlustig gegangen. Hier fühlt nun der treffliche Verf. das Uebel tief, kennt aber weder seine Ursache, noch auch das Heilmittel dagegen. Er führt aus, es gebe eine religiöse und eine natürliche, uns auf gleiche Weise angeborene Ansicht der Dinge; die Bibel stehe auf dem kindlich-religiösen Standpunkt, ihr sey Alles zugleich göttlich und menschlich, ohne daß sie sich eines Widerspruches bewußt wäre; die Kirche habe das religiöse Princip bewahrt, das entgegengesetzte gewaltsam unterdrückt, bis es sich im Nationalismus durch eine nothwendige Reaction geltend ge-

macht habe. So irrig aber diese Meinung ist, welche den rationalistischen Unglauben zu einer in der religiösen Geistesentwicklung nothwendigen, nur durch Einseitigkeit schädlichen, von der ungöttlichen Richtung des Willens unabhängigen Ansicht macht, so treffend ist Mehreres in der Schilderung, welche der Verf. von der verwüstenden Einwirkung des Rationalismus auf Religion und Theologie entwirft. „Auf diese Weise ist es denn dahin gekommen, daß nicht nur die heilige Geschichte, der historische Boden, in welchem das Christenthum wurzelt, ihres überirdischen Scheins entkleidet, und in das Gebiet der gemeinen Geschichte, ja in die Reihe niedriger Betrugsgeschichten herabgezogen, sondern auch die christlichen Religionsideen, nach Abstreifung des ihnen angeborenen überschweblichen Beweises, wodurch sie dem Verstande anfassig waren, ihres eigentlichen Nervs und ihrer Bedeutung beraubt worden sind, und der ganze lebensvolle Inhalt des Christenthums in ein paar dürftige Begriffe und Formeln zusammengeschrunpft ist, die zwar keinem Menschen den Kopf verrücken und die Ruhe stören können, aber auch ohne alle Wirkung auf das menschliche Herz und Leben sind, und — was das Bedenklichste ist — das, was sie noch von religiösem Gehalt besitzen, zu verlieren fürchten müssen, da sie kein eigenes Wesen haben, sondern bloß abgezogene Schattenbilder der überlieferten Religionsideen sind, denen der Verstand alles übrige Lebensblut unfehlbar noch vollends ausaugen, und so einen vollendeten Atheismus einführen wird. Da ist ein Gott, dem man die specielle Vorsehung abgenommen hat, weil der Naturmechanismus und die menschliche Freiheit ihr keinen Raum zur Thätigkeit übrig lassen, ohne die bedenklichsten Collisionen fürchten zu müssen; und dem, obgleich offenbar überflüssig, noch aus altem Respekt ein stiller Platz zum Zusehen, wie dem Gott der Epicuräer, eingeräumt worden zu seyn scheint; eine Unsterblichkeit der Seele, die besonders um einen Himmel und die Rück Erinnerung an dieses Erdenleben und das Wiedersehen verlegen scheint, der aber die Physiker immer mehr die Möglichkeit des Lebens selbst abstreiten, und die durch Alles in der Natur Lügen gestraft wird; eine Freiheit des Willens, die ihre der göttlichen Vorsehung abgerungene Selbstständigkeit immer mehr an den Naturmechanismus verliert; endlich eine Tugend, der es an einem Princip, d. i. an der Regel, was eigentlich Tugend sey, an einem Panier, worunter sie streitet, an einem Ziel, wonach sie ringt, an einer kräftigen Nahrung, wovon sie lebt, und an der gehörigen Kenntniß der Kräfte des Feindes und ihrer eigenen Schwäche — kurz an Allem fehlt, welches ihr das Gelingen verhelfen und eine kräftige Existenz sichern könnte. Alles das sieht aus wie Religion, ist's aber nicht; man kann dabei nicht beten; nicht vertrauen, nicht mit Freudigkeit dem Tode entgegengehen (den Trost gegen die Sündenangst will ich gar nicht einmal nennen, weil die in diesem schwächlichen Geschlechte weder Stoff noch Raum genug zu finden scheint) — kurz nichts von dem, wozu man gerade eine Religion in diesem dunkeln Erdenthale braucht, und was dem Leben erst seinen Werth und Reiz ertheilt.“ — So gelangen denn also, nach Herrn Dr. Supfelf's, die meisten jungen Männer auf den Universitäten zu einem Resultat ganz negativer Art, das entweder ihre Seele ausgeht und sie einer unfruchtbaren Wirksamkeit entgegenführt, oder sie in den peinlichsten Kampf zwischen Glauben und Unglauben versetzt. Aber auch davon abgesehen sey die Universitätsbildung unzulänglich und unzuweckmäßig; bei weitem die größte Zahl der Studirenden gelange nur zu einer unglücklichen und für ihren

Zweck ganz unbrauchbaren Halbgebildung; den meisten fehle eine genaue Bekanntschaft mit der Bibel, „welche, auch in der Deutschen Uebersetzung, dem Sammeln des Griechischen und Hebräischen Originals, wobei es jetzt bleibt, unendlich vorzuziehen wäre“ und werde von den jüdischen Thalmudisten bei weitem übertroffen; nehme man dazu „die in der jetzigen Natur und academischen Vortragsweise der Theologie und dem Abgang eigener symbolischer und polemischer Vorlesungen begründete Unbestimmtheit der dogmatischen Begriffe und Unfertigkeit in ihrer Sandhabung, und endlich den Mangel einer practisch-rhetorischen Bildung,“ so könne man sich davon eine Vorstellung machen, „welche Seelenpeise jetzt meist den Gemeinden gereicht, wie das Evangelium dem Volke gepredigt wird.“

Nach so lebendigen (zum großen Theil, wenn auch nicht durchaus) auf die meisten Evangelischen Kirchen anwendbaren Schilderungen ihres jetzigen Verfalls werden unsere Leser gewiß gespannt seyn, welche Mittel der Herstellung unsere Verf. vorschlagen. Der Titel der Schrift weist schon darauf hin, daß sie die Hauptstütze von einer Radicalreform der Kirchenverfassung erwarten. Da das bisherige Verderben besonders aus der todtten, mechanischen Consistorialregierung herühre, da die Presbyterialverfassung der heiligen Schrift und den ersten Kirchenvätern zufolge die ursprüngliche sey, da die Consistorialverfassung nur ein Nothbehelf in der Reformationszeit gewesen, und sich nirgends bewährt, dagegen die Presbyterialverfassung, wo sie bestanden, wie in Tülich, Cleve, Berg und in Schottland die segensreichsten Erfolge gehabt, so müßten die Consistorien durchaus abgeschafft, und statt dessen Presbyterien, Kreissynoden, Provinzialsynoden und eine Generalsynode eingerichtet werden, in welcher Verfassung, höchst sonderbarer Weise, der Landesherr als oberster Bischof (wie ihn Herr Wickell noch nennt) das einzige Recht noch haben soll, aus vier von der Kreissynode auf drei Jahr gewählten Geistlichen einen zum Superintendenten und einen zu dessen Stellvertreter zu ernennen.

Vergleichen Gerippe sind nun ungemein leicht aufgebaut; das kann man durch menschliche Kunst und Mühe wohl allenfalls erreichen, „die Gebeine zusammenzubringen ein jegliches zu seinem Gebein;“ aber „wie soll der Odem hineinkommen, daß sie wieder lebendig werden?“ Daß es den Verf. nicht gehe mit ihrer Kirchenverfassung, wie nach Herrn Dr. Supfelf's obiger Schilderung den Rationalisten mit ihren „abgezogenen Schattenbildern der überlieferten Religionsideen!“ „Lasset uns ihr Unternehmen an dem untrüglichen Worte Gottes prüfen! — Als Jesus seine Jünger fragte: „Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sey?“ und diese ihm nun allerhand menschliche Ansichten über seine Person berichteten, fragte er weiter: „Wer saget denn Ihr, daß ich sey?“ Da antwortete Petrus: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“ Wegen dieses Bekenntnisses, das Fleisch und Blut ihm nicht eingegeben, sondern der Vater im Himmel selbst ihm offenbart habe, pries Jesus ihn selig, auf diesen felsenfesten Bekenntnißgrund, das erklärte er, wolle er seine Gemeinde bauen, so daß die Pforten der Hölle sie nicht sollten überwältigen.* Dies ist

*) Die Frage, inwiefern diese Worte sich noch specieller auf Petrus beziehen, gehört nicht hieher; in welchem Sinne man sie auf ihn beziehen möge, immer bleibt stehen, daß Christus ihn als Bekenner anredet, und auf ihn als solchen seine Gemeinde zu gründen verheißt.

das erste, und, mit Ausschluß einer Vorschrift über die Kirchenzucht (Matth. 18, 17.), der einzige Ausspruch über die Kirche aus dem Munde ihres Herrn und Hauptes. Wir sind also hienach berechtigt, die Verff. zu fragen: Welches ist denn das ausgesprochene Bekenntniß, auf das sich die Heffische Kirche gründen soll? Ein Bekenntniß setzt eine Kunde, und diese eine verkündete Lehre voraus; welches ist diese verkündete Lehre, zu der sich die Heffische Kirche bekennen soll? Was hilft das Bauen, ohne den Felsen, auf den Christus seine Kirche gründen will? Gebäude, welche man, vom Fundament abstrahirend, in Gedanken oder auf dem Papiere aufführt, pflegt man doch sonst Lustschlösser zu nennen. Hierüber finden wir nun allerdings etwas bei beiden Verfassern. Herr Professor Bickell will (S. 26.) den Provinzialsynoden „die Aufrechterhaltung der Reinheit der Lehre“ übertragen wissen; er fügt hinzu: „welche (Aufrechterhaltung) aber nur darin bestehen kann, daß man dieselbe (Reinheit) da als vorhanden anzunehmen hat, wo die heilige Schrift als einzige Richtschnur des Glaubens angenommen ist, und nicht solche Lehren verbreitet werden, welche die symbolischen Bücher als Irthümer anderer noch jetzt bestehender Kirchengemeinschaften verworfen haben, oder welche im Widerspruch mit religiösen Handlungen stehen, die in der Kirche allgemein symbolische Geltung haben, während im Uebrigen der theoretische Inhalt der symbolischen Bücher keine bindenden Glaubensvorschriften abgeben kann.“ Möge sich Herr Bickell nur in Acht nehmen, daß es ihm mit diesem „Resultat rein negativer Art“, nicht so gehe, wie sein Freund der rationalistischen Lehre droht, daß „der Verstand diesem Abstractum alles noch übrige Lebensblut noch vollends ausaugt.“ Die Reinheit der Lehre soll dadurch bewahrt werden, daß man sich zu der heiligen Schrift als einziger Richtschnur des Glaubens bekennt? Im negativen Sinn, also mit Ausschluß von Symbolen, Concilienschlüssen, Tradition u. dgl. wird ein solches Bekenntniß jedem Rationalisten ungemein leicht; die Heffische Kirche wird daher nicht zu besorgen haben, daß Jemand aus ihrer Mitte die Verehrung der Heiligen lehren und sich dabei auf die Decrete des Tridentinischen Concils berufen, noch auch den Römischen Papst für das sichtbare Oberhaupt der Christenheit erklären wird. Ist damit aber wohl schon jener Grund gelegt, auf den Christus seine Kirche bauen will? Wir lesen nicht, daß Petrus in seinem und seiner Mitjünger Namen sich in jenem negativen Sinn zu den Schriften des Alten Testaments etwa bekannt, und Christus dies Bekenntniß für das Fundament seiner Kirche erklärt hätte, so bestimmt er auch behauptet, Moses habe von ihm geschrieben, und aus Moses, den Psalmen und Propheten seine Lehren und die darauf folgende Verherrlichung ihnen darstellte. „Es genügt nicht“, würde Herr Dr. Hupfeld zu den Rationalisten sagen, „daß ihr einen Glauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit zu haben vorgebet; zeigt mir, was euer Gott sey und was er thue, beantwortet mir die Frage: Wie werde ich frei, wenn ich mich als ein Knecht der Sünde und Naturnothwendigkeit fühle, weist mir nach, worin und wovon der Mensch ewig lebe!“ Und in demselben Geiste seines Freundes fortfahrend, sagen wir Herrn Professor Bickell: „Es genügt nicht, daß du von einer Kirche, einer Gemeinschaft, einer Vereinigung der Bekenner redest; zeige uns nicht bloß, was sie verweist, sondern worin sie eins ist; ist sie kein todter Schatten, so sehe sie uns Rede; so verweise sie uns nicht auf ein Buch, was nicht sie, sondern Gott hat schreiben und ihr übergeben

lassen, wie es allenfalls auch ein hölzerner Wegweiser und eine Warnungstafel kann, sondern sie beweiße ihre Erleuchtung, ihre geistige Aneignung dieses Buches damit, daß sie seinen Inhalt als ihren Glauben ausspreche!“

(Schluß folgt.)

Die Weisheit Dr. M. Luther's. 2te Aufl. Nürnberg bei Lechner. 1ster Th. 1822, 2ter Th. 1818.

(Schluß.)

Oft ist es Luther'n gegangen, wie den Kirchenvätern oder der heiligen Schrift selbst: man hat nach einem bestimmten Interesse Stücke aus seinen Büchern ausgezogen oder ausgerissen, wie sie eben das Bestätigen konnten, was man durch seine Auctorität bestätigt wünschte. Da macht dann Luther freilich bei den verschiedenen ein verschiedenes Gesicht, wie etwa auf den Dosen und Medaillen, — und man weiß nicht, was der ächte Luther ist. — So unredlich ist die „Weisheit Luther's“ nicht, sondern sein getreues Bild. Weder seine Gedanken, noch seine Sprache sind hier durch die Bearbeitung verwischt oder verloren gegangen. Wie seine Schriften selbst, so ist dieser Auszug. Ueberall ist, wie bei ihm selbst, der Glaube die Hauptsache, überall dieselbe Verachtung alles Weltlichen, überall jene Demuth, bei welcher Gottes mit heiligen Eiden besiegeltes Wort allem Hader eigener Gedanken ein Ende macht und das *αὐτός* *ἔπος* in seiner schönsten Gestalt sich zeigt. — Wer nun auch gerne so ein schriftmäßiges Heldenkind, wie Luther, werden möchte, — unmündig, wenn der himmlische Vater redet, — be-redet und stark, wenn des Satans Befestigungen niedergeworfen werden sollen, — der nehme getroßt diese „Weisheit Luther's“, er kann es bei ihr lernen, wenn er sich von ihr zur heiligen Schrift anleiten läßt. Denn auf den Grund der Schrift ist sie erbaut. — Daß dies wahr ist, hat, der dies schreibt, lebendige Beispiele. —

Luther war nicht bloß auf der Kanzel ein Christ: wo er war und was er that, suchte er dem zu Ehren zu leben, der ihn berufen hatte. Er war ein Christ in seinem Leben, — bei Tisch, am Schreibpult u. dgl. Darum hat der Bearbeiter der „Weisheit Luther's“ an ihr ein ganz besonderes Erbauungsbuch geliefert. Man kann sagen, das ganze Buch sey Schrift-erklärung; der erste Theil in Luther's Worten, — der andere in seinem Leben und was zu dessen Erklärung angehängt ist. Beide Theile sind sehr erbaulich, denn die Historie erbaut auch. (S. 2ter Th. den kleinen Aufsatz „über die Geschichte.“) Ueberall ist der Eine Geist zu spüren, der Luther'n nicht zum halben, sondern zum ganzen Christen macht in Wort und Leben. — Und weil hier des größten Deutschen Wort und Leben zur Erbauung dargestellt ist, so ist die „Weisheit Luther's“ auch ein ächt Deutsches, heimisches Erbauungsbuch.

Der erste Theil des Werks enthält, wie gesagt, lauter Schriftauslegung. Es folgen aufeinander in gedrängtem Auszuge Auslegungen Luther's: zum Lobgesang Maria's, — zu folgenden schönen Psalmen: 37, 62, 82, 117, 111, 127, 147,

*) Col. 3, 17. 23., 1 Cor. 10, 31.

118. — zu Jerem. 23., Esai. 9., Habak. 1, 3., — zu den zehn Geboten, der Bergpredigt, dem 14 — 16ten Capitel des Evangel. Johannis, dem Vater Unser, — zum 1sten Buch Mose, 1sten Br. Petri und vom 2ten zum 1sten Capitel, endlich zu 1 Cor. 15.

Diese Anordnung verdient gewiß alles Lob. Wie schön ist's, daß das Ganze mit dem Lobgesang Maria's beginnt und dann so viele köstliche Psalmen folgen, welche alle in ihrer Summa lauten, wie das Magnificat selbst: „Die Hungrigen füllet er mit Gütern und läßt die Reichen leer.“ Damit man den Grund alles Lobes erkenne, folgen zwei Weissagungen aus Jeremia und Jesaja von Christo und seinem Reiche. Denn weil Christus und sein Reich gekommen sind, ist die Weissagung erfüllt und alle Welt muß Gott loben, der sein Wort getreulich hält. — Auf solches Lob Gottes schieden sich wohl die Stücke aus Habakuk — welche des Menschen Werk und Wesen in den Staub werfen vor Gott, wohin es auch gehört. — Dann folgen die zehn Gebote und deren Verklärung in der Bergpredigt und Joh. 14 — 16., damit wir erkennen, wie wir seyn sollten und nicht sind, und wozu uns Gottes Gnade erziehen will, — und die vortreffliche Auslegung des Vater Unfers spricht das Amen dazu, daß es uns also geschehen und wir also werden mögen. — Danach bildet das Uebrige ein geordnetes Ganzes: 1. Mof. 1. zeigt den Anfang der Welt und der Kirche. — Die Briefe Petri geben eine Aussicht auf der Welt Ende und lehren, wie wir bestehen können, wenn die Welt vergeht. — 1 Cor. 15. malet der Welt Ende und den Triumph des Glaubens in der Auferstehung.

Im zweiten Theil steht voran ein Auszug aus Matthesii Leben Luther's. Wenn man von Luther's Leben und Sterben gerührt weggeht und traurig, daß man nicht auch damals gelebt hat, — wird man durch eine Anzahl freundlicher Tische reden des frommen Mannes wieder getröstet. — Die kleinen Aufsätze und Sprüche, welche sodann folgen, sind meist goldene Worte. Luther redet hier über lauter wichtige Dinge — und zwar immer als Christ und wie wenn er die Salbung 1 Joh. 2, 27. hätte. Bedächten z. B. alle Eheleute, was in dem kleinen Aufsatz „vom Ehestande,“ — alle Städte, was „von den Schulen,“ — alle Völker, was „von den rechten Wunderleuten im weltlichen Regiment; dann von den Klüglingen, den Nachahmern und dem Faulwitz“ in Luther's Weisheit steht: — so würde ein größerer Segen in Häusern und Schulen seyn, — und viel Unglück, welches neuerlich durch Empörungen in die Welt gekommen ist, wäre nicht gekommen. — Aber freilich, es mögen nicht Alle diese Weisheit, nur wer klug ist, nimmt sie an.

Am Schlusse des Werkes steht eine kleine Sammlung der schönsten Briefe Luther's. Sie geben der vorhergehenden Lebensbeschreibung ein desto helleres Licht, und nehmen wiederum als eine fragmentarische Selbstbiographie ihre volle Klarheit und

Deutlichkeit aus ihr. Auch sind sie so lebendig, als wären sie an den Leser selbst geschrieben.

An der Spitze des Werkes stehen Hamann's Betrachtungen über die heilige Schrift als eine dankenswerthe Zugabe. Sie passen wohl zum Werke; nur sind sie freilich nicht in gleichem Maasse, wie Luther's Schriften, *aeque locupletibus — pauperibus aequae*. — Die werthvolle Vorrede ist nicht von dem Bearbeiter der Sammlung selbst — ist aber die beste Empfehlung des Werks. Wer sie gelesen hat, wird desto lieber das Ganze lesen, und hat an ihr einen Leitfaden, das Werk desto besser zu verstehen.

Einen Wunsch hätte, der dies schreibt, für eine etwa nothwendig werdende dritte Auflage, — und vielleicht stimmen Andere bei. Luther's Herz ist die Lehre von der Gerechtigkeit allein aus dem Glauben — und auch in dieser Sammlung tritt dies allerdings deutlich hervor. Dieselbige Lehre ist auch das Kleinod der Evangelischen Kirche. Niemand wird diese Kirche, Niemand Luther'n fassen, — wenn er diese Lehre nicht hat und liebt. Wie nöthig ist's, diese tröstliche Lehre, diese herrliche Krone unserer Kirche vor aller Welt in's hellste Licht zu stellen, da sie so wenig Menschen, selbst unter den Erweckten, jemals recht gesehen haben! Selbst vorzügliche Prediger gerathen oft, wenn sie die Gerechtigkeit des Glaubens preisen wollen; unbekannt wieder in's Lob der Werkerechtigkeit! — Wer hingegen kann so, wie Luther, so klar und deutlich, so seelenfüllend und freudebringend von der Gerechtigkeit des Glaubens reden? (Man vgl. nur z. B. das Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen, welches schon 1520 geschrieben ist.) — Darum wünschte der Schreiber dieses in einer neuen Auflage ein oder etliche besondere Stücke aus seinen Schriften über diese Lehre zu lesen. Das wäre dann ein Denkmal für's Herz Lutheri — ein Zeugniß für die alte, ein Zeugniß über und wider die neue sogenannte Lutherische Kirche! —

So viel, um das oben genannte Werk zu empfehlen. Wollte Gott, Viele legten ihre lauen und flauen oder gar un- und widerchristlichen Bücher aus der Hand und machten diese Weisheit Luther's zu ihrem Erbauungsbuch. Sie würden es bald an ihrem eigenen Herzen spüren, wie viel besser, tröstender und stärkender Luther's alte Weisheit vor der neuen Weisheit der Kinder dieser Zeit ist. Wer Erbauung verlangt, wird sie, so fern sein Verlangen rechter Art ist, hier gewißlich finden. Ist scheint dies Buch „in etlichen Worten untrüchtig oder aus der Weise gewöhnlicher Prediger zu reden; — es schwebt nicht oben, wie Schaum auf dem Wasser; sondern es ist aus dem Grunde des Jordans von einem wahrhaftigen Israeliten erlesen.“ — Gott wolle aus der tiefen Einsicht und aus der einfältigen Tiefe der Weisheit Luther's manchen Leser erneut an Sinn und Wandel hervorbringen, — er segne sie um Christi willen an vielen Herzen!

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 25. Januar.

N^o 7.

Beitrag zur Beleuchtung des Strebens nach kirchlichen Reformen, mit Beziehung auf die Schrift:

Ueber die Reform der Protestantischen Kirchenverfassung, in besonderer Beziehung auf Kurhessen, von Dr. J. W. Bickell, ordentl. Professor der Rechte zu Marburg. Nebst einem Nachworte von Dr. S. Hupfeld, ordentl. Professor der Theologie daselbst. Marburg, 1831. 72 S. in 8.

(Schluß.)

Herr Dr. Hupfeld ist auf diesen Gegenstand tiefer eingegangen, doch kommt auch er zu keinem festen Resultat. Seinem mit Schmerz über die Verwüstung der Kirche erfüllten Herzen scheint es wirklich an einem festen Einigungspunkte in der Kirche zu fehlen. „Muß die Kirche,“ fragt er S. 67., „sich alle möglichen Ausschweifungen der Theologie gefallen lassen, und ihre Existenz auf's Spiel setzen, damit die wissenschaftliche Lehrfreiheit auf den Universitäten vollen Spielraum und Gelegenheit sich auszubilden hat? Ist das eine unvermeidliche Consequenz der Protestantischen Denkfreiheit (oder, wie es eigentlich heißen sollte, Glaubens- und Gewissensfreiheit) und läßt sich dagegen keine Abhülfe ausfindig machen? Das scheint wirklich die allgemeine Meinung der liberalen, und folglich herrschenden Parthei zu seyn. Hier muß ich mich aber zu einer ganz abweichenden Ansicht bekennen. Ich kann in einer solchen Abhängigkeit der Kirche von schrankenloser Lehrwillkühr, in einer solchen gänzlichen Rechtlosigkeit der Kirche gegen die Schule nur eine Monstruosität erkennen, die keineswegs aus der Protestantischen Freiheit folgt, sie vielmehr eigentlich aufhebt, die in einem geordneten, gesunden Zustande der Dinge unerhört ist, sondern sich nur in der Willkühr und Formlosigkeit des ganzen Deutschen Protestantischen Kirchenwesens bis zu dem Grade ausbilden konnte.“*)

*) Herr Dr. Hupfeld irrt übrigens, wenn er S. 65. sich mit dem eins glaubt, was „der treffliche Neander bei Gelegenheit des

Die Garantie der Kirche dagegen findet nun der Verf. in der lebendigen Controlle der öffentlichen Meinung, die durch kirchliche Institutionen begründet werden müsse; als die erste derselben nennt er die Wiederherstellung der Kirchenfreiheit, wodurch eine öffentliche Meinung in's Daseyn gerufen wird; die zweite, welche sich auf die Ausbildung zum kirchlichen Lehramt bezieht, denkt er sich folgendermaßen: „Die Kirche übergibt den Facultäten die Bildung ihrer Geistlichen. Dies kann vernünftiger Weise unmöglich anders geschehen, als in der Voraussetzung, daß sie zu ihrer Bestimmung brauchbar, oder doch wenigstens nicht unbrauchbar gemacht werden. Dies versteht sich aber bei dem jetzigen Zustande der Theologie, wie oben dargegethan worden, nicht mehr von selbst, sondern die Kirche läuft Gefahr, ihre Geistlichen größtentheils ganz verbildet zurückkommen zu sehen. Die Facultäten sind aber der Kirche nicht verantwortlich, weil sie keine kirchlichen Institute sind, und können es nicht seyn, da sie allgemein wissenschaftlichen Zwecken dienen. Der Kirche würde also, wenn sie sich nicht selbst verderben will, nichts übrig bleiben, als ihre Geistlichen in eigenen Bildungsanstalten zu ihren Zwecken zu erziehen. Ich glaube, daß auf solchen Anstalten sich im Durchschnitt sogar eine gründlichere Bildung, namentlich in der Gregese, erzielen ließe, als auf unseren Universitäten; aber es wäre dann wieder die Gefahr des Versinkens in Geistesknechtschaft und Formalismus zu groß, so daß am Ende wieder Priester gezogen würden, statt Prediger. Ich bin daher des Dafürhaltens, daß unter diesen Umständen nichts Zweckmäßigeres

hallischen Streites ausgesprochen hat,“ denn wenn er die damals in der Ev. K. Z. erschienenen Aufsätze mit Aufmerksamkeit lesen wollte, würde er finden, daß nichts in denselben dem widerspricht, „daß auch diese Krisis der Theologie vorübergehen und zu ihrem Heile gereichen, daß die Krankheit, die die Forschung gebracht, auch ihr Heilmittel in der Forschung finden werde;“ nicht von einer Beschränkung der theologischen Forschung als solcher, sondern von jenem „monströsen Verhältniß“ der so genannten Lehrfreiheit der Schule zu der Kirche war in jenem Streite die Rede.

geschehen könne, um die Bedürfnisse und Rechte der Kirche mit dem Interesse der Wissenschaft und unserer Universitätsverfassung in Einklang zu setzen, als wenn die Kirche (die in Synoden vertretene, versteht sich) in derjenigen theologischen Facultät, welcher sie ihre künftigen Geistlichen zur Bildung übergibt, wenigstens zwei Professuren, namentlich eine der Dogmatik und Symbolik und eine der practischen Disciplinen, nach ihrem Sinn und Interesse zu befehlen das Recht erhielte.“ — Aus dem Obigen sehen wir also, daß Herr Dr. Hupfeld allerdings an eine gewisse Lehre, ein Bekenntniß denkt, welches die Kirche verbinden und zusammenhalten soll. Allein es dürfte nicht schwer seyn, zu zeigen, wie wenig auch seine Vorschläge und Ansichten mit der heiligen Schrift übereinstimmen. Die Kirche beruht (subjectiv angesehen), wie wir oben sahen, auf dem gemeinsamen Bekenntniß ihrer Glieder zu Christus, dem Sohne des lebendigen Gottes. Dies war aber in der apostolischen Kirche nicht etwa eine todte Bekenntnisformel, die alle diejenigen vereinigt hätte, welche in irgend ein Verhältniß zu Jesu von Nazareth als Messias sich stellten; sondern der Inhalt dieses Bekenntnisses kam zu immer lebendigerem Bewußtseyn in der Kirche, und wie sie, ihrer positiven Thätigkeit nach, durch Verkündigung der Tugenden des, der sie von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte herufen, die sündigen und verirrtten Menschen an sich zu ziehen suchte, so stieß sie, ihrer negativen Thätigkeit nach, von sich aus Alle, welche jüdische und heidnische Denkweise und Lehre mit dem christlichen Bekenntnisse vermischten. So verbannt der Apostel Paulus die Werkgerechtigkeitslehrer, welche das Ceremonialgesetz den Heiden auflegen wollten, mit ihrer Lehre aus der Kirche, und spricht dabei den allgemeinen Grundsatz aus, wer den Gemeinden eine andere Lehre, unter dem Namen des Evangeliums, vortrage, als die sie von ihm gehört, der solle aus der Gemeinde geſtoßen werden (Gal. 1, 8. 9.). Zu den dem christlichen Bekenntnisse fremdartigen, von der Gemeinde auszuschließenden Lehren rechnet er die mit den späteren gnostischen verwandten jüdischen Emanationsysteme, die so häufig in den Pastoralbriefen erwähnt werden, und nennt in Verbindung damit zwei Männer, welche von dem Bekenntnisse abgewichen, und deshalb von ihm aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen worden (1 Tim. 1, 19. 20.). Das Bekenntniß der Menschwerdung Jesu Christi stellt Johannes als Kennzeichen einer göttlichen Lehre auf; wer sich nicht dazu bekenne, den nennt er einen Antichrist, Widerfacher Christi, und sagt, solche seyen „von ihnen ausgegangen“ (1 Joh. 2, 19.), also aus den Gemeinden ausgeschlossen worden; in seinem zweiten Briefe sagt er von ihnen, sie hätten keinen Gott, und will, daß die Christen selbst die äußere Gemeinschaft ganz mit ihnen abbrechen, sie nicht in's Haus aufnehmen, und sie nicht grüßen sollten, damit sie sich nicht ihrer bösen Werke theilhaftig machten. In der Offenbarung Johannis endlich werden, wenn auch wir die BILDERSPRACHE jetzt nicht völlig zu deuten wissen, unter dem Namen der Nicolaiten, derer, die Balaams Lehre halten, und der Prophetin Jezabel offenbar verführerische Irrlehrer mit ihrem Anhang verstanden, wegen deren Ausschließung die Gemeinden gelobt, wegen deren Duldung sie scharf getadelt werden. Hieraus sehen wir, daß in der apostolischen Kirche nichts weniger als jene Lehrwillkür der „herrschenden, liberalen Parthei.“ sondern eine strenge Zucht in Hinsicht auf Lehre statt fand. Diese Zucht wurde, so lange die Apostel lebten, durch sie selbst vornehmlich ausgeübt, und daher heißen sie der Grund, auf dem die Kirche

erbaut ist (Ephes. 2, 20.). Als nun das äußerlich vereinigende Band, welches die erste Kirche in der Leitung durch die Apostel besaß, wegsiel, trat da an die Stelle desselben nichts weiter als die öffentliche Meinung in den Gemeinden? Scheinbar allerdings; wer jene älteste nachapostolische Kirche ausschließlich in's Auge faßt, und von der Kirche der folgenden Zeit losgerissen, bloß äußerlich betrachtet, dem muß eine der heutigen independentischen analoge Verfassung als das höchste Ideal einer Kirchenform erscheinen; denn damals gab es kein mit äußerlicher Auctorität festgestelltes Glaubenssymbol, welches von allen Gemeinden als Lehrnorm betrachtet worden wäre; wo bleibt dann aber, wenn jene Verfassung unser höchstes Ideal seyn soll, die Rechtfertigung für die Synodalverfassung, wie sie unsere beiden Bess. aufstellen, da doch Synoden bekanntlich erst am Ende des 2ten Jahrhunderts entstanden und lange Zeit hindurch nicht die geringste zwingende Gewalt besaßen? Wo bleibt die Rechtfertigung für die Forderung, daß die Heffische Kirche ein Ganzes, eine Corporation, auch im juristischen Sinne des Wortes, bilden soll? Eine Synodalverfassung ist nicht im mindesten apostolischer und ursprünglicher, als eine Episcopolverfassung. Beide entstanden im Laufe des 2ten und 3ten Jahrhunderts aus dem unseres Erachtens richtigen Streben der Kirche, die innerlich, im Geiste; ihr gegebene Einheit auch äußerlich darzustellen, nachdem das frühere äußere Einigungsband, die Leitung durch die Apostel weggefallen war. Daher innerhalb der einzelnen Gemeinden das allmähliche Vorwiegen der Auctorität eines Einzelnen, auf welche schon in den Ignatianischen Briefen so nachdrücklich hingewiesen wird; daher jene gleich bei ihrer Entstehung mit so vielem Beifall aufgenommenen, so schnell sich verbreitende Synodalverbindungen. Die Kirche hatte offenbar die ihr von den Aposteln gestellte Aufgabe richtig erkannt; ob sie auch völlig richtig von ihr gelöst wurde, ist eine andere Frage. Zu der Zeit aber, wo beides sich ausbildete, wurden auch die mehr oder weniger gleich lautenden regulae fidei immer allgemeiner, ohne welche eine förmlich organisirte Synodalverfassung, wo von der Entscheidung der Presbyterien an Kreis-, und von diesen an Provinzialsynoden appellirt wird, sich nun gar nicht denken läßt. Der Zweck dieser alten Bekenntnisse war zunächst, im Gegensatz gegen die verwirrende, willkürliche gnostische Schriftauslegung, Verständigung unter den christlichen Gemeinden über das, was wirklich die Apostel gelehrt hätten, und Ausschließung der Irrlehrer aus der Kirchengemeinschaft. An die Stelle also des unfehlbaren apostolischen Zeugnisses von Christo, welches auch einen Engel vom Himmel, der anders lehren würde, mit dem Anathema belegte, trat das Bestreben, vermöge des der Kirche mitgetheilten heiligen Geistes die apostolische Lehre klar und lebendig aufzufassen und darzustellen, und durch diese Darstellung alles Fremdartige in Lehre und Leben aus der Kirche auszuschneiden. Unmögklich kann man in diesen Bestrebungen der Kirche des 2ten Jahrhunderts etwas Unbiblisches, Unapostolisches finden; sie schritt ja auf dem von den Aposteln ihnen vorgezeichneten Wege weiter vorwärts; erst da mißchte sich immer mehr ein fremdartiges Element hinein, als über der Einheit der Kirche ihre Reinheit vergessen wurde, als man das innere Verhältniß von Lehre und Leben aus dem Auge verlor, und nicht mehr erkannte, daß die Einheit der Kirche nicht durch äußere Verfassungsformen wirksam und segensreich erhalten werden kann, daß sie selbst bedingt ist durch das ihre lebendigen Glieder befehlende Princip der Liebe.

Es wäre in der That unbegreiflich, wie in der Supfelbschen Schrift, die so viel practisch Treffliches enthält, so ganz unpractische Vorschläge wie jene über die Controlle der öffentlichen Meinung und die Einrichtung kirchlicher Professuren vorkommen könnten, wenn nicht jene Scheu vor dem Princip der Lehreinheit in der Kirche, das doch unlängbar im Neuen Testament enthalten und von der alten Kirche immer anerkannt worden ist, es erklärlich machte. In einer Kirche, wie die apostolische, wo durch göttlich erleuchtete Männer in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine große Anzahl Menschen aus tiefer Finsterniß zu dem beseligenden Lichte des Evangeliums bekehrt worden waren, läßt es sich denken, wie der eine Geist, der diese Schaar lebendiger Glieder Christi besetzte, auch ohne äußerlich ausgesprochene Bekenntnisse ein Band der Einigkeit sehn konnte. Was wird es denn aber für eine öffentliche Meinung sehn, die in einer Kirche sich ausspricht, wie die Verf. uns die Hessische schildern? Soll denn diese Schaar nach Vorschrift einer willkürlich eronnenen Verfassung zusammengewählter Geistlichen, ohne alle Norm, als die heilige Schrift, deren Inhalt auszusprechen ihnen nicht erlaubt ist, soll sie ohne Kompaß auf dem wilden Meer ihrer subjectiven Meinungen herumschwimmen? Soll sie also in jedem Fall einer Anstellung von Geistlichen, einer Beurtheilung ihrer Lehre bloß nach dunkeln Gefühlen entscheiden? Soll sie sich nicht einmal über Principien verständigen? Wenn sie es thut, muß sie diese Principien nicht auf Lehren, und zwar Bibellehren gründen? Und kann sie das anders, als daß sie zu diesen Bibellehren sich bekennt? Und müssen daraus denn nicht Bekenntnisschriften erwachsen? Und nun soll gar die auf Synoden, ohne Einheitsprincip als subjectiv Meinungen, vertretene Kirche Professoren der kirchlichen Dogmatik anstellen!

Wir glauben in dem Obigen gezeigt zu haben, wie beide Verf., von einem lebendigen Gefühl des Nothstandes ihrer Kirche ausgehend, doch die rechte Einsicht in ihre Verbrechen und deren Heilung verfehlt haben, weil sie mehr von dem Zeitgeiste, als dem göttlichen Wort sich haben leiten lassen. Wir haben für diesmal die Frage über die Natur unserer bisher bestehenden Kirchenverfassung und ihr Verhältniß zu anderen Formen sowohl den bisher geschichtlich vorgekommenen, als den neu projectirten, absichtlich bei Seite gelassen, weil uns dies zu weit geführt hätte. In einem nächstens folgenden Aufsatze soll diese Frage ausführlich erörtert, und namentlich auch Rücksicht genommen werden auf jenes etwas chimärische Verfassungsproject Philipp's des Großmüthigen von 1526, da dies in Herrn Professor Bickell's Schrift die historische Grundlage bildet.

Nachrichten.

(Weuggen.) Aus dem eilften Jahresberichte (von 1831) der Schullehrer-Anstalt zu Weuggen im Großherzogthum Baden umweit Basel, die zugleich eine Erziehungs-Anstalt für hilflose Kinder ist, glauben wir nachstehende kräftige Zeugnisse für die Sache des Herrn mittheilen zu müssen. Die ernste Wahrheitsliebe des Verfassers, die daraus hervorleuchtet, gibt den Worten dieses practischen Kenners der Jugend und der niederen Stände unserer Zeit ein eigenthümliches Gewicht. Möchten sie für Viele Worte der Warnung und der Aufweckung werden! Zugleich werden unsere Leser den Geist dieser Anstalt daraus näher kennen lernen. Der

Verein, der ihr vorsteht, gibt unter dem Titel: „Monatsblatt von Weuggen,“ eine Zeitschrift heraus, von welcher alle vier Wochen ein Bogen erscheint, und wovon der Jahrgang 6 Gr. oder 24 Kreuzer kostet. Dasselbe männliche Christenthum, welches die folgenden Mittheilungen charakterisirt, macht auch den Grundton dieses Blattes aus, welches auf einer gründlichen Erkenntniß des Gesetzes wie des Evangeliums fußt, und die Zeit unerschrocken in's Angesicht sieht, und ihr mit eben so viel Wärme der Empfindung als Kraft der Rede aus Gottes Worte Ruhe und Glauben predigt.

„Die bitteren Früchte der theils unchristlichen theils antichristlichen Erziehung dieser Zeit zu Hause und in Schulen reifen jetzt heran, und werden geerntet. Es offenbart sich jetzt, was dabei herauskommt, daß man die Erziehung der Jugend so abstreifte von dem göttlichen Worte, sie so unselg absöfete von der christlichen Heilandsankunft, welche die allein wahre Erziehungsanstalt ist. — Die Erziehung ist leider nicht nur Verziehung und Verwahrlosung geworden, sie ist sogar zur Verführung, ja zu einer absichtlichen, planmäßigen, Verführungskunst herabgesunken. Ist es nicht fast unerhör't in der Weltgeschichte, was unsere Tage zeigen, daß nicht nur Jünglinge, nein, daß sogar Schülerknaben und Lehrlinge sich zu Werkzeugen der Empörung mißbrauchen lassen, und bei den schändlichsten Aufständen und Aufläufen unserer Zeit in den vordersten Reihen, oder als Begleiter thätig zur Seite stehen. Die frechen Lasterungen, Flüche und Verwünschungen werden vor den Ohren der aufmerksamen Jugend und Kindheit über Lehrer, Obergkeiten und Verfassungen ausgestoßen, und wie Schwämme das Wasser, also saugen die feuerfangenden, jungen Herzen solche Eindrücke ein. Eine ungeheure, unglaubliche Unwissenheit in Worte Gottes, ein auffallender Mangel an biblischer Erkenntniß herrscht weit und breit; denn seit dreißig Jahren ist die Jugend in sehr vielen hohen und niederen Schulen um ihr Heiligthum betrogen, und die solche Frevel an ihr begingen, sind die angesehensten, beliebtesten und belohntesten Lehrer geworden. Das fadeste, flachste Geschwätz nannte man Religions- und Sittenlehre; und Schulbücher voll listiger Auslassungen, oder voll der frechsten Angriffe wurden obrigkeithlich eingeführt. Der Unterricht in der Geschichte, diesem Denkmal göttlicher Gerechtigkeit und menschlicher Verirrungen, wurde gewöhnlich zur Pflanzung des Nationalstolzes und zur Ausstreuung der verderblichsten Grundsätze und zerfäbrerischer Lehren gemißbraucht, und um die Lehren auch durch eigenes Beispiel zu krönen, haben sich Lehrer des Volkes und der Jugend nicht gescheut und nicht geschämt, unter den Verräthern und Empörern gegen Obrigkeit und Kirche erkunden zu werden, deren Wohlthaten sie genossen hatten. Das sind Zeichen und Früchte einer unseligen, unchristlichen Erziehung; das ist die Ernte unserer Erziehungsünden und eines Abfalls, dessen Folgen nun das häusliche Leben verwüsten, die Kirche entheiligen, und unsere Staaten erschüttern. Also büßen wir eine schwere, entsetzliche Sündenschuld, und häufen neue hinzu. So deutlich aber Gottes gerechtes Gericht in den Umwälzungen unserer Zeit zu erkennen ist: so kann dennoch kein wahrer Christ einen Aufbruch, eine Empörung, ein gewaltsames Zerreißen irgend einer bürgerlichen Ordnung billigen, noch weniger daran Theil nehmen, am wenigsten loben und bewundern. Sünden bleiben Sünden, wenn sie gleich unter Gottes Regierung zu Nuthen werden. Es gehört die Unwissenheit, die Entfremdung, die Verachtung des Wortes Gottes, die unsere Tage so eigenthümlich bezeichnet, dazu, um das Gegenheil von dem lehren, schreiben, reden und glauben zu können, was die heilige Schrift, das Evangelium, so deutlich über unser Verhältniß zu unserer Obrigkeit gebietet. — Aber wo die Souveränität Gottes, unseres Herrn Jesu, nicht mehr anerkannt, alle menschliche Ordnung so ganz gemein, so ganz abgekehrt von dem Willen des allerheiligsten Wesens, so ganz als Gegenstand menschlicher Willkühr und fleischlichen Gutdünkens betrachtet, wo kein hoher Hüter mehr über den Hohen geklaut, keine heilige Ehrfurcht vor der göttlichen Gerechtigkeit mehr gefühlt, wo von Oben und

von: Unten Menschenfakungen über Gottes ewige Sözung hinauf-
gefest; wo die Warnung so leichtsinnig verachtet wird: „Nacht
auch selbst nicht, meine Lieben, sondern gebet Raum
dem Zorn; denn es steht geschrieben: Die Nacht ist
mein; ich will vergehen, spricht der Herr!“ — da greift
man eben von allen Seiten zu Eigengewalt, zur Selbstsuche, zur
Selbsthilfe; ja, da lobt und bewundert man Verbrechen, die Gott
verdammnt und verurtheilt. Wie kann es anders seyn, als daß alle
Schranken menschlicher Willkür immer mehr fallen, alle Ordnung
immer mehr durchbrochen wird, und die Sünden aller Art rasend
zunehmen. Und so ist es auch wirklich, bei Alten wie bei Jungen,
der Fall.“

Hierauf folgen Nachrichten von der Anstalt; in den elf Jahren
ihres Bestehens sind 70 junge Männer, die sich dem Armen-Schul-
lehrerstande bestimmten, darin aufgenommen, und 33 als solche
daraus entlassen; 151 arme verwaisste und heimatlose Kinder sind
darin erzogen worden, von denen 64 in verschiedenen Berufsarten,
meist bei Handwerkern, untergebracht sind. Ein Zögling dieser An-
stalt ist auch der jetzt als Missionar unter den Zigeunern zu
Friedrichslohra bei Nordhausen wirkende, unseren Lesern
schon bekannte Blankenburg. Der gegenwärtige Bestand der
Anstalt beträgt 108 Seelen.

Von den Entlassenen wird gesagt:

„Mit Freuden und Dank sehe ich doch die größere Mehrheit
von denselben auf den Wegen bürgerlicher Rechtschaffenheit, Ehrbar-
keit und Brauchbarkeit wandeln. Diese Wege sind zwar noch nicht
Wege des ewigen Lebens, und bürgerliche Rechtschaffenheit und Sitt-
lichkeit ist noch nicht die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Aber es
erweckt doch schon Vaterfreude und Hoffnung, wenn man diese Ar-
men früher gefasst hat, und sie nun in ihrem gegenwärtigen Zu-
stande ansieht. Gott sey gedankt für alle Besserung und Rettung,
für jeden Anfang derselben, für jede Aenderung zum Guten, für
jede gute Einwirkung und Aufregung! Besonders sey er gepriesen
für den erfreulichen Segen und die beharrliche Treue, womit so
viele unserer vormaligen Schullehrer-Zöglinge in ihrem Amte ar-
beiten! Der Kummer und das Herzeleid, das uns die kleine Min-
derheit unserer ehemaligen größeren und kleineren Hausgenossen ge-
macht haben, und zum Theil noch machen, ist zwar schmerzlich und
fränkend, soll aber unseren Dank gegen Gott nicht ersticken.“

Endlich theilen wir noch folgende lehrreiche und gewiß sehr zu
beherzigende Stelle über die Einwirkung der Revolutionen
seit dem Juli 1830 auf die Zöglinge der Anstalt mit:

„Die geistige Witterung seit der zweiten Hälfte des Jahres
1830, gleich wie sie nach und nach durch ganz Europa, gleich einer
Influenza, das Revolutionsfieber verbreitete, hat sich auch an der
Jugend nicht unwirksam gezeigt. Ob dies eine allgemeine Beobach-
tung ist, weiß ich nicht. Auch abgesehen von absichtlicher Mitthei-
lung, von contagiöser Vergiftung, greifen Epidemien nur zu oft
die schwächeren Theile zuerst an; wie sollte daher die Jugend, die
für alle Eindrücke offene Jugend, der schwächere Theil der Zeitge-
nossen, bei einer so gewaltigen Geistes-Epidemie ganz unberührt ge-
blieben seyn! Unsere einsame Lage, und die schmerzlichsten Leiden,
besonders Krankheiten, womit es dem Herrn gefiel, uns seit dem
Herbst 1830 heimgesuchen, welche die Theilnahme des ganzen Hau-
ses und so vieler Freunde außerhalb desselben erregten, und so viele

wohlwollende Neigungen entzückten, und so mächtig zum anhal-
tenden Gebet trieben, verbunden mit der geistigen Kraft des Wortes
Gottes, das sich grade in der heißesten Leidenszeit am gesegnet-
sten bewies, mögen wohl die Hauptursachen gewesen seyn, daß jene
Influenza an unserer hiesigen Jugend weniger gespürt wurde. Sie
wurde erst dann merklich, als jenes schwere häusliche Leiden auf-
hörte, und die läuternde und bewahrende Kraft desselben allmählig
nachließ, und wieder ruhigere Tage kamen.

Wie in manchen Ländern der Vöbel, nach der langen strengen
Fastenzeit, schnell sich allen fleischlichen Lüsteu wieder überläßt, so
brachen jetzt bei vielen unserer armen Kinder die nicht gehaltenen,
sondern nur zurückgehaltenen Unarten hervor. Es zeigte sich bei
Vielen eine auffallende Unempfänglichkeit für geistige Eindrücke, eine
merkliche Kälte und Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes, ein
Widerwille gegen die Arbeit, mehr Träg, mehr Ungehorsam, als
früher, mehr Uneinigkeit und beleidigende Härte und Grobheit ge-
gen einander, mehr Unbändigkeit, einige sehr betrübende Lügen und
Diebstähle, und ein auf einmal erwachender Krieger- und Soldaten-
geist, der die friedlichen Kinderspiele verschmähte. Ich wäre sehr
begierig zu vernehmen, was andere von den Taumelplätzen der Un-
ruhen und Empörungen entferntere Lehrer in diesen Zeiten an ih-
rer Schuljugend zu beobachten Gelegenheit hatten, denn an den
Plätzen der Unruhen selbst kann es gar nicht fehlen, daß nicht die
verderblichsten Eindrücke auf die weichen Herzen der Jugend gesche-
hen sind. Das innigste Mitleiden erfüllt das Herz des christlichen
Kinderfreundes, wenn er an alle die Auftritte denkt, welche ihre
moralische Verheerung an der Jugend unserer Tage so ver-
derblich bewiesen haben. Möchten die, welche sich nicht vor
Gott fürchten, die heiligen Schranken der Ordnung, des Ge-
setzes und des Gehorsams zu zerbrechen, und die Dämme, welche
so viele ungeheure Leidenschaften zurückhalten, so leichtsinnig zu
zerreißen, doch an die Jugend denken, an die Verantwortung der
Jugendargernisse, an die Ruthen, womit einst ihre Kinder sie schla-
gen werden, an das furchtbare Wiedervergeltungsrecht, das
mit einer solchen Jugend aufwachsen wird. Was für einen Ge-
horsam kann man von einer Jugend erwarten, der man solche Be-
ispiele des Ungehorsams gegeben, solche Grundsätze der Unbändigkeit
eingepfropft hat? — Das wird man erleben, und die Zeit wird
es lehren!“

Erklärung.

Auf die Anfrage in Nr. 99. dieses Blattes vom vorigen
Jahre, die Seelsorge der Gottfried im Gefängniß betreffend,
diene zur Antwort, daß eine eigentlich offizielle Aufforderung
dazu an keinen meiner Reformirten Herren Collegen gelangt
ist; daß ich aber bei einer vorläufigen Anfrage mich nicht ge-
weigert habe, sie zu übernehmen.

Bremen den 6. Januar 1832.

G. G. Treviranus,
Past. Prim. zu St. Martini.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Donnabend den 28. Januar.

N^o 8.

Ueber menschliche Auctorität in Glaubenssachen. *)

(Eingefandt.)

Es ist einer der gewöhnlichsten Vorwürfe, die der Ev. K. Z. gemacht werden, daß sie mehr die Lehre der Symbole der Evangelischen Kirche, als die der Schrift selbst vertheidige. Von dem Grunde dieses Vorwurfs, und von der Wahrheit der vielfach von der Redaction darauf gegebenen Antwort, daß sie vielmehr die Symbole eben wegen ihrer Uebereinstimmung mit der Schrift in so hohen Ehren halte, ist Schreiber dieses, ein Laie und eifriger Leser der Ev. K. Z., vollkommen überzeugt, ja, er glaubt, daß die Ev. K. Z., bei Darstellung des Verhältnisses der göttlichen zur menschlichen Auctorität, weit entfernt jene über dieser zu vergessen, eher darin zu weit gegangen ist, daß sie fast nur die göttliche Auctorität, auf der allerdings Alles beruht, im Gegensatz zu der menschlichen ins Licht stellt, und darüber das Gewicht, welches diese hat und haben soll, weniger ins Auge faßt. Allerdings kann der gefallene Mensch, dessen „Wesen und Verstand in mir Finsternis umhüllt“ an und für sich, in seiner Getrenntheit von Gott betrachtet, gar keine Auctorität in Glaubenssachen in Anspruch nehmen. Allein Gott selbst hat diese Getrenntheit vermittelt und aufgehoben. Er ist Mensch geworden, und nun ist der Menschensohn Quelle einer Auctorität, die zugleich göttlich und menschlich ist. Dieser „wahre Mensch und Gott“ sprach zu seinen Aposteln: „Wer euch hört, der hört mich;“ und verlieh ihnen dadurch die Auctorität, vermöge deren sie, wiewohl Menschen, und durch Mündewort, die Lehrer aller Völker sind und seyn werden bis an das Ende der Tage. Aber die Mittheilung des Gottes Wortes beschränkte sich nicht auf die Apostel. Auf alles Fleisch soll dieser Geist, nach der Weissagung des Propheten Joel, ausgegossen werden, und diese Weissagung ging am ersten Pfingstfeste nach des Herrn Auferstehung und Him-

melfahrt, wie Petrus uns lehrt, in Erfüllung, und wird fort und fort erfüllt, wo nur immer „hinzugehan werden, die da gläubig geworden, zu der Gemeinde.“ Der Geist Gottes selbst also ist es, der, nach dem Zeugnisse der Schrift, der Kirche eine Auctorität verleiht, welche auch wir Evangelischen anerkennen und von den Römischen Mißbräuchen und Irrlehren wohl unterscheiden, aber nicht um dieser Mißbräuche und Irrlehren willen, läugnen und verwerfen sollen. Diese beruhen darauf, daß man das Haupt über den Gliedern, den Geist über seiner Erscheinung, dem Leibe, vergaß, da doch, was Gott verbund, — Haupt und Glieder, Geist und Leib, — der Mensch nicht scheiden soll. Ohne Maas hat nur das Haupt der Kirche den Geist empfangen, nur zu seinen Aposteln hat der Herr gesagt: „Wer euch hört, der hört mich;“ denn nicht auf den Heil Petrus allein, sondern auf den Grund aller Apostel, davon Jesus Christus der Eckstein ist, hat er seine Kirche gegründet, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen können, auf den Grund, der fest liegen muß in Ewigkeit; die übrigen Glieder empfangen die Gabe des Geistes nur jedes nach seinem Maasse, wie es Gott gefällt, zum gemeinen Nutzen (1 Cor. 12, 7.), Ephes. 4, 7.), unter den trübenden Einflüssen der Sünde und des Irthums. Daher irren diejenigen, und verderben die Lehre der Schrift von der Kirche und ihrer Auctorität, welche, wie in der Römischen Kirche geschehen ist, den Gliedern auf Erden die Geistesfülle, die Untrüglichkeit zuschreiben, die nur dem verheerlichten Haupte der Kirche, mit welchem alle Glieder im Himmel und auf Erden durch den einen Geist zu Einem Leibe verbunden werden, eigen ist, und welche zwischen der Irthumsfreiheit der Apostel, deren Amt allein ihrer Zeit angehörte, und auf keinen Nachfolger übergehen konnte, und der Erleuchtung nicht unterscheiden, die den Gläubigen aller Zeiten gegeben ist, damit sie der Apostel Lehre fassen und darin bleiben können. Aber auch diejenigen verkennen die Kraft und gnädige Herablassung unseres wunderthuernden Gottes, die in den Gotteskindern auf Erden nur Menschenkinder sehen, und vor dem Maasse des Geistes, den sie empfangen haben, sich nicht beugen wollen. Wie gelangen wir denn zuerst zu der Erkenntniß des unsichtbaren Gottes, der „in einem Lichte wohnt, da Niemand hinkommen kann?“ Sind es nicht die gefalteten Hände, die gebogenen Knie, die betenden Stimmen der Eltern und Leh-

*) Der Herausgeber schützte sich vor, sich später über den Gegenstand dieser Mittheilung auszusprechen und wünscht, daß dieselbe aus andern Anmerkungen Veranlassung zur gründlichen und allseitigen Beleuchtung des hier nur Andeutenden, und daher vor Mißdeutungen nicht durchgehenden Gesichts werden möge.

Anmerk. der Red.

Bei ist noch zu bemerken, daß nach den bestehenden und auch durch die neue Constitution functionirten Gesetzen die Compagnie nicht die Macht hat, einen solchen Beschluß zu fassen, auch nicht als vorläufige Meinung (préavis), sondern daß dies letztere Recht dem Consistoire zukommt, während das eigentliche Urtheil der Regierung vorbehalten ist. Diesmal erlaubte sich jedoch die Compagnie, den préavis abzugeben und dem Consistoire nur zur Bestätigung vorzulegen. Das sogenannte Consistoire ist aber ein Presbyterium, bestehend aus allen Geistlichen und einer halb so großen Anzahl Laien. Es ist also klar, daß wenn die Compagnie sich heranzumittelt, ehe sie das Consistoire zusammenberuft, für sich allein einen Beschluß zu fassen, es ihr nachher nicht fehlen kann, ihren Beschluß in dem Consistoire durchzusetzen, von dem sie selbst zwei Drittel bildet.

Den 8. Oct. wurden Gaussen, Galland und Merle vor das Consistoire vorgeladen. Der Präsident desselben (wenn wir nicht irren, zugleich der Vorfeser — modérateur — der Compagnie) befragte sie: 1) ob sie Mitglieder des Committees der Evangelischen Gesellschaft seien; 2) ob sie ihre Unterschrift unter den benannten Adressen dieses Committees anerkennen; 3) ob sie bei dem Inhalt derselben verharren. Nachdem sie alle die Fragen bejaht hatten, sagte ihnen der Präsident, sie könnten sich aussprechen, wenn sie wollten. Auf ihre Gegenfrage: worüber? und die Vorstellung, daß, da das Consistoire zu denken scheine, sie sollten nicht bei dem Inhalt der Adressen verharren, es ihnen seine Gründe und Klagepunkte

zu Betrach inbesondere, daß die Gründung einer Schule für Theologie zu Genf durch Circulare angekündigt worden, in denen die Gesellschaft gegen die Kirchenverwaltung die schwersten wie für ihren Glauben und ihre Principien beleidigenden Anklagen aufstellt; [Das „besonders“ Factum.] —

In Betrach, daß diese Erklärung dargelegt wird, nicht allein als eine bloß particuläre Anklage, in welchem Falle die Genossenschaft der Compagnie sie vielleicht bezogen hätte, die Augen zuzurücken, sondern als Begründung des alleinigen gesetzlichen theologischen Unterrichtes innerhalb der Kirche und der Academie von Genf und als einziges Mittel, diese Kirche mit den anderen reformirten Kirchen in Gemeinschaft zu setzen; [Man vgl. die Circulare!] —

In Betrach, daß diese Erklärungen einen höheren Grad von Wichtigkeit und in den Augen mehrerer Bürger eine Art von öffentlicher Auctorität erhielten, weil dem einen dieser Circulare der Titel: „Ehrfurchtsvolle Eröffnung an die Synodus und Staatsrath“ gegeben war, obgleich der Staatsrath davon nicht vorläufig in Kenntniß gesetzt worden war; [!]

In Betrach, daß dergleichen Erklärungen die förmlichste Säugung der kirchlichen Auctorität der Venerablen Compagnie und des Staatsraths und die Anklage der Gesetzwidrigkeit in Betreff des Gebrauchs, den diese Körper davon seit mehreren Jahren gemacht haben, constituiren; [was die Lehren der Compagnie betrifft, allerdings.] —

In Betrach, daß keine Administration bestehen kann, wenn die Functionäre, die unter ihrer Verantwortlichkeit stehen, öffentlich in Theorie oder Praxis, die Auctorität, die ihr zukommt, und die Handlungen, die daraus entspringen, verkennen; [Dieses das „Princip.“] —

In Betrach, daß das Princip keineswegs das der Freiheit des Unterrichts, als welches im Canton Genf anerkannt ist und auch in Betreff der Evangelischen Gesellschaft, wie jeder andern Anstalt, respectirt werden muß, beeinträchtigt, sondern einzig die besonderen Verpflichtungen der öffentlichen Functionäre in Erinnerung bringt, Verpflichtungen, die mit einem unbeschränkten, und vorzüglich mit einem feindseligen Gebrauche der allgemeinen Freiheiten unvereinbar sind; [Die Apologie.] —

In Betrach endlich, daß Herr Pfarrer Gaussen und die Herren Galland und Merle, Diener des Evangeliums, alle drei Mitglieder der Nationalgesellschaft, im Committee der Evangelischen Gesellschaft sind, daß sie die oben erwähnten Circulare unterschrieben haben, daß sie ihre Bestimmung durch ein an die Compagnie gerichtetes Schreiben vom 15. September bestätigt haben, und daß ein solches Benehmen, das den Frieden der Kirche zu stören geeignet und den Fortschritten der Religion schädlich ist, von ihrer Seite eine Verletzung ihrer Pflichten, als geistliche Functionäre, constituirt.

In Gemäßheit des Art. 6. des Concordats zwischen dem Consistoire und der Compagnie, soll der Vorfeser (modérateur) das Consistoire in der kürzesten Frist berufen, um ihn im Namen der Compagnie zu berichten, daß sie für notwendig erachtet:

1) Herrn Gaussen seiner Functionen als Pfarrer zu entlassen; 2) den Herren Gaussen, Galland und Merle alle geistlichen Functionen in den Kirchen und Kapellen des Cantons zu untersagen.

mittheilen müsse, damit sie sich darüber aussprechen könnten, antwortete ihnen der Präsident: er habe ihnen nichts zu sagen. Sie stellten nun vor, wie man in keinem Lande der Welt so zu verfahren pflege, und bestanden darauf, selbst für die Ehre dieses Körpers, besonders gegenüber einem seiner eigenen Mitglieder (Gaussen), daß man eine positive Anklage gegen sie Stück für Stück aufstelle; sie erhielten vom Präsidenten zum zweitenmale die lakonische Antwort: er habe ihnen nichts zu sagen. Und als sie hinzufügten, daß sie Ursache hätten, zu vermuten, es gründe sich ein préavis der Compagnie theilweise auf Wrasen, die sich nicht in ihren Adressen befänden, auf Absichten, die sie nie gehabt hätten; daß also, wenn man ohne sie anzuhören urtheile, das Consistoire Gefahr laufe, auf irrige Thatsachen hin zu urtheilen; daß es selbst wünschen müsse, aufgeklärt zu werden u. s. f., antwortete der Präsident zum drittenmale: er habe ihnen nichts weiter zu sagen, worauf sie sich zurückzogen.

Nach ihrem Begriffe mochte das Consistoire das Unbillige und Lächerliche eines solchen Verfahrens fühlen, und ernannte deshalb eine Commission mit dem Auftrage, das, was man als Anklage gegen sie vorbringen könne, aufzusuchen und schriftlich aufzulegen. Die Commission erstattete ihren Rapport, und den zweiten Tag nachher wurden die drei Prediger wieder vorgeladen. Denn in dieser Angelegenheit, deren Wichtigkeit so viel ruhige Erwägung erforderte hätte, wurde Alles mit einer Hast betrieben, als hätte die Majorität sich Zeit zur Ueberlegung zu nehmen gewünscht. Der Präsident las ihnen nun eine Schrift vor, die kein bestimmtes Factum namhaft machte. Sie fragten, ob es wahr sey, daß bereits ein erstes Urtheil gegen sie existire. Der Präsident suchte erst lange dieser Frage auszuweichen, bejahte sie aber zuletzt. Nun verlangten sie: 1) schriftliche Mittheilung des Beschlusses der Compagnie und Anzeige des Gesekartikels, kraft dessen man gegen sie zu verfahren denke; 2) Mittheilung der eben vorgelesenen Anklageacte, und Bestimmung einer Frist zu ihrer Beantwortung. Die Antwort des Präsidenten war, daß er ihnen keine Mittheilung der Art machen könne; so sehr verzog er, daß, die Mittheilung der Anklageacte zu erhalten, das strenge und allgemeine Recht des Angeklagten ist. Vergeblich stellten die Angeklagten vor, daß ein solches Verfahren beifallslos sey; daß das Consistoire um so weniger ihre Forderung abschlagen sollte, als es selbst zugleich Richter und Parthei sey, und sich fürchten müsse, der Leidenschaft nachzugeben; vergeblich erinnerten sie daran, daß Luther zu Augsburg selbst von dem päpstlichen Legaten, dem General der Dominikaner, Zeit erhalten habe, auf bestimmte Klageartikel schriftlich zu antworten; vergeblich baten sie um den Ehre des Consistoire, der Ehre Genfs, der Ehre der Protestantischen Kirche willen, daß ihnen das Consistoire nicht verweigern möge, was ein Dominikaner nicht verweigert habe. Der Präsident antwortete, daß er nichts mittheilen könne. Endlich willigte er zwar ein, das Consistoire darüber zu befragen, aber das Resultat einer langen Verathung war die Verweigerung aller schriftlichen Mittheilung. Hierauf nun erklärten die Prediger, daß sie, da ihre Vertheidigung nicht frei und vollständig seyn könnte, gegen diese Art des Verfahrens und alle möglichen Folgen desselben Protest einlegten, entfernten sich und schickten nachher dem Präsidenten die Protestation schriftlich zu. Der weitere Verlauf konnte nicht mehr zweifelhaft seyn. Das Consistoire bestätigte vollkommen den Beschluß der Compagnie. Und leider hat nun auch der Staatsrath, von dem man nicht ohne Grund ein unpartheiliches Verfahren erwartete, im letztverflossenen Monat dieses Urtheil in Bezug auf Pfarrer Gaussen bestätigt; „eingeschüchtert“ wie man uns schreibt, „durch die Liberalen, die jetzt dem Christenthume einen tödtlichen Haß geschworen haben.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 1. Februar.

N^o 9.

Die alte Lehre der Evangelischen Kirche und die neue Orthodorie.

Unter den zahlreichen Gegnern, welche die Ev. K. Z., besonders seit ihren über Halle gegebenen Mittheilungen, auch im Predigerstande gefunden hat, sind nicht wenige, die, obwohl sie die wider den Rationalismus erhobenen Stimmen als widriges Obscurantengeschrei bezeichnen, doch ihrer Seite keineswegs für Rationalisten und für rationalistische Volksslehrer gelten wollen. — Von mehr als dreißig Geistlichen, welche vor einiger Zeit in feierlicher Versammlung ein hoher Kirchenbeamter ausdrücklich ermahnte, den ihnen Anvertrauten doch ja das lautere Wort Gottes, gemäß dem kirchlichen Lehrbegriffe, zu verkündigen; erklärte auch nicht ein einziger sich für abgeneigt, dieser Annahmungs Folge zu leisten; vielmehr gaben alle zu erkennen, daß sie sich für verbunden hielten, symbolisch zu lehren, ja einer von ihnen ließ sich sogar von seinem Eifer bis zu der Aeußerung hinreißen, wer als verordneter Evangelischer Prediger nicht symbolisch lehren könne und möge, sey von Rechts wegen abzusehen. Gleichwohl fand eben dieser nur etliche Stunden nachher es ganz unglaublich, daß ein anderer mit gegenwärtiger Amtsbruder wirklich noch die Erbsünde und das Daseyn des Teufels glaube, wie es denn bei den meisten von diesen Geistlichen gar keine Frage hatte, daß unbedenklich gegen die — verkehrte — Ev. K. Z., und für die angegriffenen Hallischen Professoren Parthei zu nehmen sey.

Schon dies eine Beispiel aus den vielen, die wir anführen könnten, wird leicht bei manchem unserer Leser das Bedenken anregen, ob nicht augenfällig schon jetzt das durch den Geist Gottes in vielen aufrichtigen Gemüthern wieder erweckte Evangelische Leben einer großen Menge von denen, die, obwohl verordnete Lehrer der Kirche, doch zur Zeit keineswegs aus der Wahrheit sind, die traurige Veranlassung werde, sich in das Gewand einer gewissen Evangelischen Kirchlichkeit zu hüllen. Und in der That, wer achtsam die Predigten, welche er vor zehn, funfzehn, zwanzig Jahren bei den meisten Evangelischen Gottesdiensten zu hören bekam, mit denen vergleicht, die jetzt von denselben Kanzeln und zum Theile auch von denselben Geistlichen

gehalten werden, der wird häufig einen nicht geringen Contrast zwischen dem Sonst und Jetzt, eine anscheinend größere Christlichkeit in den jetzigen Vorträgen auch derjenigen Männer finden, die sich immerfort nicht wenig entrüstet bezeigen gegen die — um uns ihrer Redeweise zu bedienen — verderblichen Machinationen des Pietismus und Mysticismus dieser Zeit. Es hat sich unlängbar nachgrade die Zahl solcher Prediger sehr verringert, welche es, zum Zeugnisse für ihre aufgeklärte und freisinnige Denkungsart, öffentlich zur Schau tragen, wenn sie das Bibelwort, nach dem Ausdrucke eines namhaften Nationalisten nur als einen Hafen betrachten, an den sich das Ergebniß ihrer gefundenen Vernunft und ihres unbefangenen Forschungsgeistes bequem anhangen lasse. Ein Gemisch von metaphysischen und moralischen Brosamen wird zwar immer noch mancher armen Gemeinde statt des Evangelischen Wortes vom ewigen Leben dargereicht. Aber es geschieht dies gemeinlich wieder unter dem geistlichen Bemühen, die falsche Waare durch irgend welche christliche Uebertünchung als ächt darzustellen. Ja nicht bloß, daß in großen Kreisen für entschiedene Rationalisten nur Einzelne noch wollen gehalten seyn, — für bibelgläubige Prediger, für Verkündiger der reinen Schriftlehre geben dreist die meisten sich aus, und selbst in die Reihen der Vertheidiger „der alten ehrwürdigen Orthodorie“ stellen sich unbedenklich nicht wenige, denen zur Zeit augenscheinlich entweder „die alte ehrwürdige Orthodorie“ noch terra incognita ist, oder denen es anliegt, unter dem Namen derselben die Gebilde und Mißgestalten ihres eigenen Geistes und des Weltgeistes, welche sie nun einmal, nach ihrer Eigenliebe, für identisch halten mit den Erzeugnissen des heiligen Geistes, in die Kirche einzuschwärzen, wobei die Grenze des bewußt und des unbewußt eine fließende ist.

So gab vor einiger Zeit ein Ephorus in einem Deutschen Herzogthum einem Candidaten des Predigtamts auf, am Sonntage Quasimod. in der Ephoralstadt vor ihm zu predigen, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß die aufgeschriebene Predigt mit zur Stelle gebracht werde, um sie zu den Ephoralacten nehmen zu können. Der Candidat, ein lieber, gläubiger Christ — derselbe waltet jetzt nicht mehr hienieden, sondern ist bereits, nachdem er kurz vorher Pfarrer geworden war, heimgeschieden wor-

den — kam der ihm gegebenen Weisung nach. Wie er nun selber schlicht war und einfach in seinem ganzen Wesen, so hatte auch diese Predigt, die Einfender selbst, zu seiner nicht geringen Erbauung, gelesen hat, eine gar schlichte und einfältige, an die Bibelsprache genau sich anschmiegende Weise. Von alle dem, was man sonst niemals als Anklänge einer mystischen Seelenstimmung bezeichnet hat, war auch nicht eine Spur in ihr, wie denn auch ihr Verf., bei seiner großen Entschiedenheit, als Object des wahren Evangelischen Glaubens nur das in sich aufzunehmende, wozu er in der Schrift die unabwiesliche Nothigung fand, auch nicht mit dem geringsten Schein der Wahrheit einer mystischen Richtung beschuldigt werden konnte. Kurz, die gedachte Predigt hatte gewiss für alle diejenigen ihrer Hörer, die irgend dem Geiste der Wahrheit Raum geben wollten, ein sehr erweckliches und erbauliches Element. Was geschah aber? Nach nicht langer Zeit erhielt der junge Mann seine eingereichte Predigt, mit einem ausführlichen Urtheile versehen, zurück, unter dem Aufgeben, dieselbe nach Beherzigung der beigefügten Censur wieder zu den Ephoralacten einzusenden. In dieser Censur nun ward allerdings dem Candidaten, wegen seiner kund gegebenen guten Predigeranlagen, einiges Lob gespendet, auch gegen das Formelle seiner Predigt nur wenig erinnert, dagegen unter Verufung auf „die alte ehrwürdige Orthodorie“ sein mehrmaliges unzulässiges Ueberschreiten in „das Gebiet der Mystik“ ausdrücklich gerügt. Einfender muß gestehen, daß er eine Weile ungewiß war, ob er seinen Augen trauen dürfe, da er hier die unablässigsten Lehren der Schrift und des Evangelischen Kirchenglaubens als über die Grenzen „der alten ehrwürdigen Orthodorie“ hinaus, und in die Region „der Mystik“ hineingehend bezeichnet fand. Da der Thatbeweis aber unzweideutig vorlag, so drängten sich bald dem Schreiber dieses gar ernsthafte Betrachtungen auf. Wie? — mußte er fragen — haben sich nicht schon manche wohlmeinende Evangelische Landesfürsten auf die Erfahrung, daß vielfältig wider den Evangelischen und schriftmäßigen Lehrbegriff von Dienern der Kirche angegangen wird, bezogen gefunden, den von ihnen angeordneten und unter ihrer Oberaufsicht stehenden kirchlichen Behörden das Nichtabgehen auf die Aufrechthaltung des kirchlichen Lehrbegriffs besonders anzupfehlen und zur Pflicht zu machen? Läßt es sich aber bei der jetzt obwaltenden Begriffsverwirrung nicht mit Grunde befürchten, daß, wie jener eine Ephorus, deren noch manche seyn werden, die nun, gedrungen von ihrem Amtseifer, im Namen der Orthodorie wider die Orthodorie angehen? Und ob dies, und wie sehr dies auch geschehe in einer milden und schonenden Weise, darf wohl von Seiten derjenigen Kirchenlehrer, die eine entschieden Evangelische Richtung im alten Sinn haben, füglich und nachgiebig zu solchem Ephoralverfahren geschwiegen werden? Ist bei demselben nicht unlösbar die Gefahr vorhanden, daß fortan manche Kirchenvisitationsberichte, gerade in Hinsicht auf alt-evangelisch gläubige Prediger, den geistlichen Oberbehörden viel zu melden haben werden von Ueberschreitung des kirchlichen Lehrsystems, von mystischem und schwärmerischem Gerede, von einem einseitig gepredigten Lehrglauben u. s. w.? Drohet aber nicht, wenn zu solchem amtlichen Aburtheilen diejenigen schüchtern schweigen, welche zum Leben im Glauben des Sohnes Gottes erwacht sind, eine geistliche Zwingherrschschaft sich zu bilden und zu consolidiren, die mindestens für eben so arg, wie die päpstliche gehalten werden müßte? Denn was hätten doch wir Evangelischen vor der Päpstlichen Kirche noch voraus, wenn es dahin bei uns

käme, daß unsere eigenen geistlichen Behörden durch ähnliche nicht von dem Geiste Gottes, sondern von dem Geiste der Welt dictirte Censuren, die Verkündigung des ächt Evangelischen lebendigen Christenthums zuerst als mystisches Gerede bezeichnen, und bald wohl auch als mystisches Gerede ächten dürften? Wären wir doch selbst unter der Herrschaft des offenen Nationalismus so übel nicht daran gewesen! Wenigstens dürfte schwerlich zu der Zeit einem Prediger oder Predigtams-Candidaten in der ihm ertheilten amtlichen Censur seine Entschiedenheit für den alten Glauben der Evangelischen Kirche als unzulässige mystische Schwärmerei gerügt und verwiesen worden seyn. Und liegt es nicht auch in der Natur der Sache, daß diejenige Geistesrichtung, die für die alte ehrwürdige Orthodorie, im Gegensatz gegen unseren Glauben, anerkannt seyn möchte, zu ihrer Geltendmachung den wahren Evangelischen Lehrbegriff seines Anrechts an das ihm zustehende Gebiet, grade gegen jüngere Männer, die es auf ein kirchliches Lehramt absehen, um ihrer muthmaßlich größeren Pensamkeit willen für verlustig erklären und, sey es gröber oder feiner, als Pietismus, Mysticismus, Quietismus u. über die Grenzen verweisen muß? Die Evangelische Kirche aber, ist sie nicht offenbar von dieser vorgeblichen Orthodorie weit mehr gefährdet, als von dem mit Freimuth und Entschiedenheit auftretenden Naturalismus und Rationalismus? Dieser wird von dem nüchternen Auge für das, was er ist, und in dem, was er will, leicht erkannt werden. Jener neumodige Orthodoxismus dagegen bietet zur Täuschung und Irreführung der das lautere Wort Gottes suchenden Seelen unfähig vielen Anlaß, eben weil er seine Irrthümer und Truggebilde vor dem nicht tiefer sehenden Blicke hinter die Formeln der alten Evangelischen Rechtgläubigkeit schlaun zu verstecken sucht.

Solche Betrachtungen waren es, die den Verf. dieses Aufsatzes bestimmten, die Ansprüche jener neuen Orthodorie, die sich vielfach zu unserer Zeit regt und die Anerkennung dreist voraussetzt, daß sie mit der von ihr selbst so genannten alten ehrwürdigen Orthodorie völlig conform und identisch sey, einer näheren Beleuchtung in diesen Blättern zu unterwerfen, wobei es ihm zweckmäßig dünkt, auf jene vorgedachte Censur hin und wieder zurückzuweisen.

Es ergibt sich hinreichend aus den vorstehenden Einleitungsworten, in welchem Sinne wir hier von der neuen Orthodorie zu reden gedenken. Nach der Ueberschrift mag leicht in manchem Leser die Erwartung entstanden seyn, hier zunächst eine vergleichende Darstellung der alten symbolischen Kirchenlehre und derjenigen Orthodorie zu finden, welche seit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, nachdem sie manche von dem herrschenden Zeitgeiste bedingte Modificationen einzelner Dogmen in sich aufgenommen hatte, solchergegestalt die letzte bedeutende Opposition gegen den je länger je mehr sieghaft gewordenen Nationalismus bildete und ihm das occupirte Gebiet, mehr in der Wissenschaft freilich als im Leben, wieder abzugewinnen bemüht war. Wir sind nun allerdings nicht geneigt, diese Orthodorie, als deren vornehmsten Repräsentanten wir den verewigten Reinhard ansehen, hier ganz unberücksichtigt zu lassen. Schon darum dürfen wir dies nicht, weil die Erfahrung lehrt, daß die neuesten angeführten, sey es nun gradezu auf ihre kirchliche Rechtgläubigkeit, oder wenigstens auf ihren von dem Geiste der Reformatoren durchdrungenen Protestantismus sich berufenden Sprecher für Evangelisches Christenthum jener Reinhard'schen Orthodorie als einer Schutzwehr gegen diejenigen Angriffe sich zu bedienen

pfelegen, die von dem symbolischen Standpunkte aus auf ihre Lehrbehauptungen gemacht werden, und daß ferner die Neuorthodoxen niedriger Ordnung, deren in dem Gemeinfinne der Zeit befangener Nationalismus — (welcher Name ihnen jedoch zum Theile etwas Behäffiges zu haben anfängt) — mit geringerer Geschicklichkeit ein gewisses orthodox oder bibelgläubig klingendes Schiboleth zu führen versteht, für die Kirchlichkeit ihrer Ansichten eine sichere Bürgschaft zu haben vermeinen in mancherlei Zeugnissen der eben gedachten Männer, welchen sie als eben so rüstigen wie freisinnigen Vertheidigern der acht kirchlichen Lehre sich ergeben bezeigen. — Indessen zunächst haben wir es hier mit derjenigen Orthodorie zu thun, die gegenwärtig, mit dem ausdrücklichen Anspruche auf diesen Namen, eine nicht geringe Menge zur Verkündigung der lauterer Evangelischen Lehre berufener Prediger zu bethören anfängt, und im practischen Leben am meisten sich geltend zu machen sucht.

Eine Orthodorie, welche sich dreist für „die alte ehrwürdige“ ausgibt, begehrt unstreitig congruent erfunden zu werden mit der symbolischen Lehre der Kirche. Um nun ihr Verhältniß zu dieser für jeden unserer Leser anschaulich darzustellen, scheint es uns zuvörderst einiger Hindeutung auf die den Evangelischen Lehrbegriff bedingenden und durchdringenden Principien, und sodann einer Nachweisung des Zwiespalts zu bedürfen, in welchem sich mit jenen Principien gewisse bedenkliche Lehrbehauptungen des modernen Orthodoxyismus befinden.

I.

Erstlich das objective formale Princip der Evangelischen Kirchenlehre — Alt- und Neuprotestanten läugnen dies nicht — ist in der göttlichen Offenbarung der heiligen Schrift zu suchen. Diesem Principe zufolge kann der rechtgläubige Evangelische darauf bestehen, daß Alles, was irgend Anerkennung als christliche Wahrheit begehrt, als solche aus der Schrift sich erweisen lasse, und daß, was dem klaren Inhalte der Schrift unlängbar widersprechend ist, unbedenklich in die Kategorie menschlicher Irrthümer verwiesen werde.

Zweitens. Einmüthig haben die Wiederhersteller der Evangelischen Kirche im 16ten Jahrhundert für die Haupt- und Grundlehre der heiligen Schrift die Lehre erklärt: Der sündige Mensch wird vor Gott gerecht ohne alles Verdienst der Werke, bloß aus göttlicher Gnade, um Jesu Christi willen, vermöge des Glaubens. Diese Lehre ist demnach als das objective materiale Princip des Evangelischen Glaubens zu betrachten.

Drittens. Wie kamen aber diejenigen, welche vor dreihundert Jahren die Evangelische Kirchengemeinschaft bildeten und diejenigen, welche nachher mit innerer Entschiedenheit für dieselben objectiven Principien in die Fußstapfen des Glaubens der Reformatoren traten, zu diesem einmüthigen Erfassen derselben Hauptgrundsätze des objectiven Glaubens der Evangelischen? Und wie geht es zu, daß auch heute noch alle durch den lebendigen Glauben an Jesum Christum gerechtfertigte Menschen, sind sie anders fähig, sich über das in ihnen entstandene und wirksam gewordene neue Leben begrifflich zu verständigen, mögen sie auch gar keinen äußerlichen Berührungspunkt unter einander haben, ja auch von einander nicht im mindesten wissen, mit innigster gemeinsamer Ueberzeugung sich zu jenen objectiven Glaubensgrundsätzen bekennen, und zu ihnen sich unfehlbar bekennen würden, wenn dieselben auch nicht als Grundsätze einer

in der Erfahrung vorhandenen Corporation ihnen vorlägen? Oder — analog dem Vorigen die Frage gefaßt. — welches ist das subjective Princip des Glaubens der Evangelischen Kirche? Nach dem gewiß nicht fehlenden Zugeständnisse aller Derer, die in Folge eigener Erfahrung urtheilsfähig darüber geworden sind, ist es vornehmlich diese vierfache, durch das Evangelium vermittelte Gemüthsaffection, von welcher das entschiedene Bekenntniß zu jenen Glaubensgrundsätzen bedingt wird.

a. „Das Gewissen“) ist auf eine ungemeine Weise regsam geworden. Es ist ihm nicht mehr der Zwiespalt verborgen zwischen unserem Gelüsten, Wollen, Denken und Handeln und zwischen den ernstesten Anforderungen der heiligen Gebote Gottes; es hat aber keine Ruhe bei dem Bewußtseyn dieses Zwiespalts; es hört daher nicht auf zu mahnen und zu drängen, daß ihm zur Ruhe geholfen werde; es treibt sonach mit immer stärkerer Kraft, daß man in die Ordnung sich füge, bei welcher man, nach dem Evangelio, ihn zu seinem Theile gewinnt, der göttlich erhaben von sich sagt: Bei mir werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen!“

b. „Der ernstlichste Heiligungseifer hat sich in der Seele entzündet, ein Eifer, dem es bei weitem nicht mehr genug ist, äußerlichen Erweisungen, welche in der Welt für Sünden gelten, zu wehren, sondern dem es ankommt auf die Erödung des sündlichen Wesens im Herzen, auf das Lebendig- und Kräftigwerden eines ganz dem Guten und Heiligen zugewandten Sinnes; ein Eifer, bei welchem es immer fühlbarer wird, daß die eigene Kraft dem nicht gewachsen ist, diese Heiligung in dem Maße, wie sie dem heiligen Gott genügen könnte, zu gewinnen. Gleichwohl ist es dabei dem Menschen eine gewisse Sache geworden, daß nur die vollkommenste Erfüllung der heiligen Gebote Gottes seines Beifalls und seines Wohlgefallens sich erfreuen könne. Da er nun sieht, daß er eine solche heilige Gesinnung und Lebensführung weder aus der Vergangenheit aufweisen könne, noch in der Zukunft, ungeachtet der ernstlichsten Vorsätze und Gelübde, in rechter Vollkommenheit darzureichen vermögend seyn werde, so ergreift er in seinem sehnsüchtigen Heilsverlangen die Evangelische Versicherung, daß, ob er gleich um sein selbst willen ewig geschieden seyn müßte von dem Angesichte des heiligen und gerechten Gottes, in Christo Jesu der Heiland für ihn da sey, der auch für ihn die Scheidewand niedergerissen und die wider ihn lautende Handschrift ausgetilgt und an das Kreuz geheftet habe, und daß nun auch ihm, unter dem gläubigen Ergreifen dieser von Gott ihm dargebotenen Gnade reichlich die Kraft geschenkt werde, zu verläugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt.“

c. „Eine Wahrheitsliebe ist in der Seele zum Leben und zur Regsamkeit gekommen, die vor dem Vertrautwerden mit dem Evangelium durchaus nicht vorhanden war. Es mögen um des standhaften Bekenntnisses der Wahrheit willen bedenkliche Verlegenheiten und schwere Gefahren drohen — die Liebe zu ihr ist viel zu stark geworden, als daß zu ihrer Verläugnung der Hinblick auf alle jene Verlegenheiten und Gefahren stimmen könnte. Es begehrt wohl manches tief gewurzelte und lange genährte Vorurtheil eine ganz andere Sprache, als welche hie und da die Bibel im Namen Gottes führt. Allein

) Nach Twisten's Dogmatik aus der Schrift: Ueber falschen und wahren Protestantismus. Zerbst 1831.

die kräftig gewordene Liebe zur Wahrheit überwindet je länger je mehr alle jene Gefühle.“
 „Endlich eine Freiheit der Meinung, der Gefinnung und der That ist durch den Geist des Evangeliums dem Gemüthe zu eigen geworden, die sich bloß menschlichem Ansehen, als solchem, wie sehr es auch durch äußere Mittel sich suche geltend zu machen, durchaus nicht fügen, aber den Entscheidungen des göttlichen Wortes in allen Fällen eine unbedingt gebietende Auctorität zugesetzt.“

(Fortsetzung folgt.)

N a c h r i c h t e n.

(Nordamerika.) Wir haben unlängst von der außerordentlichen Thätigkeit für die heilige Sache der Ausbreitung des Christenthums berichtet, welche in den Vereinigten Staaten von einer Gesellschaft allein, dem American Board of Commissioners for foreign Missions, ausgegangen ist. Diese Gesellschaft entstand zunächst unter den Congregationalisten oder Independents Neu-Englands, deren Gemeinden eine nur sehr lose äußere Verbindung untereinander haben. Als von der Presbyterianischen Kirche, welche ein auch äußerlich engerverbundenes Ganze bildet, gleichfalls eine große Anzahl von Mitgliedern sich an jenen Verein angeschlossen, wurde innerhalb dieser Kirche die Frage aufgeworfen, ob nicht das Geschäft der Ausbreitung des Christenthums eine Angelegenheit der Kirche als solcher seyn solle, und ob es daher nicht unpassend sey, es Privatvereinen zu überlassen? Diejenigen nun, welche diese Fragen bejahend beantworteten, drangen auf die Stiftung einer kirchlichen Missionsgesellschaft innerhalb der Presbyterianischen Kirche, und in enger Verbindung mit ihrer Generalversammlung, während Andere den Segen brüderlicher Verbindung mit Gliedern anderer Kirchengemeinschaften, mit welchen im Wesentlichen Einigkeit statt finde, hervorhoben. Aus dieser Streitfrage entstand indess keine Spaltung, sondern der nachfolgende Antrag zu einem Beschluß der Generalversammlung, dessen herrlicher Geist gewiß jeden glaubigen Christen ansprechen wird, und die Anordnung eines Ausschusses, welcher mit jenem großen Privatverein, dem American Board, in nähere Unterhandlungen treten soll.

Die Presbyterianische Kirche der Vereinigten Staaten hat bei der Einrichtung ihrer Verfassung, und später durch wiederholte Erklärungen ihrer Vertreter feierlich die Wichtigkeit der Missionsache und ihre Verbindlichkeit, sie durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel zu befördern, anerkannt. Diese öffentlichen Auerkennnisse sind aber dennoch weder den heiligen Verpflichtungen ganz gleichgekommen, welche das Haupt der Kirche uns auferlegt, noch haben sie Anstrengungen in's Leben gerufen, welche nur irgend jenen Verpflichtungen entsprechen. In der That erkennt es die Generalversammlung an, daß bei der Stiftung seiner Kirche Jesus Christus, nicht sowohl auf die Errettung Einzelner sein Augenmerk richtete, denn wer da glaubt an den Herrn Jesum, der wird selig, als vielmehr auf die Mittheilung der empfangenen Segnungen des Evangeliums, an die noch Verlassenen durch vereinigte Wirksamkeit. Die Geschichte der Gemeinden, welche die Apostel gründeten, zeigt auf's Deutlichste, daß sie so die Absicht ihres Meisters auffaßten. Sie hatten von ihm den Befehl bekommen, das

Evangelium aller Creatur zu verkündigen, und von den durch sie gesifteten Gemeinden ging der Schall des Evangeliums in alle Welt aus. Auch erlosch das Feuer des Missionsgeistes in den ersten Gemeinden nicht eher, als bis sie verwehrt und durch einen anderen Geist verderbt worden waren. Und so hat die Generalversammlung entschieden die Ansicht, daß jede wahrhaftige Erweckung zu neuem Leben in einer Gemeinde in der Regel, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle, das Erwachen oder Beleben des Gefühls für jene heilige Verpflichtung zur Folge haben wird. Die Generalversammlung erklärt daher öffentlich und feierlich, daß sie auf's Tiefste deshalb beschämt und betrübt ist, daß die Gemeinden, welche sie vertritt, verhältnismäßig so wenig gethan haben, um das seligmachende Evangelium den Heiden zu bringen. Zugleich bezeugt sie ihre Dankbarkeit gegen die Gnade des Herrn, daß er sich Anderer bedient hat, um seine Wahrheit den Heiden zu verkündigen; ganz besonders freut sie sich über den göttlichen Segen, der auf dem American Board geruht hat, dessen Ausdauer, Weisheit und Geschicklichkeit in der Leitung seiner heiligen Angelegenheit den Dank und die Freude aller Gemeinden erweckt haben. Aus dem ernstlichen Wunsche also, gemeinschaftlich mit jenen schönen Vereinen zu wirken, und um den gerechten Erwartungen der Jünger Christi zu entsprechen, beschließt die Generalversammlung: 1) Die Presbyterianische Kirche der Vereinigten Staaten ist eine Missionsgesellschaft, deren Zweck es ist, an der Bekehrung der Welt Theil zu nehmen; jedes Mitglied der Kirche ist daher lebenslanglich Mitglied dieser Gesellschaft, und verpflichtet, Alles, was in seinen Kräften steht, für jenen heiligen Zweck zu thun. — 2) Die Geistlichen der Presbyterianischen Kirche werden hiedurch ernstlich aufgefordert, diesen Gegenstand ihren Gemeinden an's Herz zu legen, und dadurch sie im Gefühl ihrer heiligen Verpflichtung anzutreiben, daß sie nach Kräften für die Missionsache beisteuern. — 3) Von Jahr zu Jahr ernannt die Generalversammlung einen Ausschuss, mit Namen: „Ausschuss der Presbyterianischen Kirche in den Vereinigten Staaten für auswärtige Missionen,“ dem die Verwaltung dieser Angelegenheit mit dem Auftrage überwiesen wird, daß er alle seine Verhandlungen den Gemeinden bekannt macht. — 4) Dieser Ausschuss soll, so viel es irgend zulässig ist, sich dem „American Board“ zur Seite stellen, mit diesem Verein correspondiren und gemeinschaftlich mit ihm wirken. — 5) Insofern Mitglieder der Presbyterianischen Kirche schon in einem gewissen Grade ihren Verpflichtungen nachgekommen sind, und dem „American Board“ jährlich Beiträge übermacht haben, und auch noch andere diesem ihre Gaben zufließen zu lassen vorzögen, will die Generalversammlung dies im Geringsten nicht hindern, sondern erklärt allen einzelnen Personen, Gemeinden und Missionshilfsvereinen, daß sie die vollste Freiheit haben, ihre Beiträge entweder dem „American Board“ oder dem Ausschuss der Presbyterianischen Kirche für auswärtige Missionen zu senden, je nachdem den Beitragenden es scheint, daß durch die eine oder die andere Gesellschaft der große Zweck, die Bekehrung der Welt, besser erreicht wird. — 6) Jeder Kirchenvorstand [churchsession, was bei uns Presbyterium heißt] ist berechtigt, Beiträge anzunehmen, und verpflichtet, jährlich dem Presbyterium [der „Klasse“] die Summe derselben anzuzeigen; und es wird jedem Kirchenvorstand dringend empfohlen, neuen Mitgliedern bei ihrer Aufnahme zu erklären, daß sie bei ihrem Eintritt in die Kirche in eine Missionsgesellschaft treten, und als erlöste Sünder die Pflicht haben, für den großen Zweck der Mission Jesu Christi in dieser Welt mitzuwirken.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Donnabend den 4. Februar.

N^o 10.

Die alte Lehre der Evangelischen Kirche und die neue Orthodorie.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Bestimmungen also läßt sich füglich das subjective Princip der Evangelischen Kirchenlehre oder lassen sich füglich die Gemüthseigenschaften derjenigen bezeichnen, welche zu einer Kirche mit solchen objectiven Glaubensprincipien, wie sie wirklich in die geschichtliche Erfahrung eingetreten ist, sich eben so, wüßten sie von der bereits vorhandenen nichts, noch heute vereinigen würden, falls es ihnen nämlich eben so, wie den Evangelischen des 16ten Jahrhunderts darauf ankäme, sich als innerlich mit demselben Geiste des Glaubens Getaufte, auch zu einer bestimmten äußerlichen Corporation zu constituiren. Es fällt in die Augen, daß, da dies bezeichnete subjective Princip der Evangelischen Kirchenlehre davon abhängig ist, ob es bei demjenigen, an den irgendwo die Stimme des Evangeliums ergeht, bereits zu dem lebendigen Glauben, den Niemand aus eigener Vernunft und Kraft sich machen und zustufen kann, zu der großen Thatfache der Wiedergeburt des Herzens gediehen ist, ein Jeder, in welchem wegen seines fortdauernden Widerstrebens gegen den Geist der Gnade noch kein beugendes Gefühl seines sittlichen Elendes, noch kein Schmerz und Ernst der Buße, noch kein gläubiges Einwilligen in den zu seiner Begnadigung durch Christum gefassten Liebesrath, noch kein wahrhaftes Leben im Glauben des Sohnes Gottes zu Stande gekommen ist, die Zunnuthung, wenn er ehrlich seyn wollte, nothwendig von sich abweisen mußte, seinen subjectiven Glauben, ohne Rücksicht auf die in den Symbolen ausgesprochene Lehre der Evangelischen Kirche, gleichwohl solchergestalt darzulegen, daß er für conform mit dieser Lehre, wenigstens in Hinsicht auf das formale und das materiale Princip derselben, erkannt werden könnte. Wie möchte er doch dies Unmögliche bewerkstelligen und aus sich heraus einen Glauben bekennen, der doch nicht in ihm ist? Ist aber Jemand durch Gottes Gnade desselben Glaubens geworden, in dem die Reformatoren standen, da sie in den Symbolen ihre Uebergengung aussprachen, so mag er immerhin, hat

er anders das Geschick, sein inneres Leben begrifflich zu bezeichnen, sein Glaubensbekenntniß ablegen, ohne daß er irgend kenne die objective Lehre der Evangelischen Kirche, — sein Bekenntniß wird entscheiden dennoch mit dieser Lehre, ihren Grundprincipien nach, sich im Einklange befinden. Demnach macht es einen großen Unterschied, ob man die Evangelische Kirchenlehre nur als etwas historisch Ueberliefertes kenne, oder ob man das, was sie aus sagt, der Hauptsache nach in eigener innerer Erfahrung durchgemacht habe. Wenn man nun aber solche innere Erfahrung, ein stimmend in den Modeton eines gar traurig befangenen Geschlechts, nicht blos als dem Gebiete der Mystik angehörig bezeichnet, sondern sogar aus dem Gebiete der Orthodorie hinausweist, wie möchte man dann doch kennen die sogenannte „alte, ehrwürdige?“ Nein, man kennt sie dann nicht, und ob man wirklich auch mit allen ihren späteren Formeln, Definitionen und Distinctionen sich geschichtlich so vertraut gemacht hätte, daß man den Verdacht der Heterodorie von sich abzuwenden wohl im Stande wäre. Was soll man doch aber sagen von der so keck zu dieser Zeit sich regenden neuen Orthodorie, die mit der „alten, ehrwürdigen“ für eine und dieselbe gehalten seyn will, und doch nicht einmal ihren Principien einen gewissen sich wohl geziemenden Respekt beweist, geschweige denn, daß sie sich zu den aus diesen Principien abgeleiteten, im Systeme klar und deutlich ausgesprochenen Lehrsätzen bekannte! Wie unwissend selbst in dem Aeußerlichen der symbolischen Theologie muß doch diesem neuen Orthodorismus das gegenwärtige Prediger- und Candidatengeschlecht, ja selbst eine Menge der sonst wegen ihrer eminenten Gelehrsamkeit viel gepriesenen Universitäts-theologen erscheinen, daß er die Annuthung wagen kann, man solle sein Glaubensbekenntniß, wie er dasselbe unverholten ablegt, für genau zusammenstimmend mit dem Systeme der „alten, ehrwürdigen Orthodorie“ erkennen! Wir unseren Theils können ihm darin nicht gewähren, sondern müssen es ihm frei sagen, daß wir zwischen der neuen und der alten Nichtgläubigkeit den entschiedensten Zwiespalt finden.

Jedoch nur auf einige wesentliche Punkte werde hier hingewiesen, in welchen sich der stattfindende Gegensatz auf das Unabläugbarste herausstellt.

Zuvörderst, die Behauptung, man sey der alten, ehrwürdigen Orthodoxie ergeben, schließt nothwendig die andere in sich, man erkenne das objective formale Princip der symbolischen Kirchenlehre als richtig an. Da hüten sich nun die Neuorthodoxen auch wohl, dies in Abrede zu stellen. Es stimmt mit der Schrift, — es widerstreitet der Schrift, — so lautet es vernehmlich genug in ihren theologischen Verhandlungen. Aber, könnten sie es im Ernste läugnen, daß sie in der Schrift doch nur das finden, was ihrer sogenannten gefunden Vernunft in ihr zu finden beliebt? Liegt es nicht zu Tage, daß ihre, nach der Willkür des eigenen Geistes künstelnde Exegese Alles aus Allem zu machen weiß, und z. B., weil nun einmal ihre aufgeklärte Vernunft große Bedenken dabei findet, daß Jesus selbst die Wirklichkeit von Teufelsbesitzungen ausdrücklich gelehrt habe, in der Stelle Matth. 17, 21. den Sinn als einen zulässigen zu bezeichnen sich nicht scheut: Dies Geschlecht (die Jünger) geht doch nur aus auf Fasten und Beten? Kurz mit demjenigen Zurückgehen auf die Schrift, dessen sich wohl die Neuorthodoxen bedienen, da sie einzelne Aussprüche drehen und deuteln, bis dieselben sagen, was man gern von ihnen gesagt haben will, wird es nicht ausgerichtet, daß man sich innerhalb der Schranken der Evangelischen Lehre bewege. Das ist die unabwiesliche Frage, welche die wahre Orthodoxie an einen Jeden richtet, der ihr zu huldigen vorgibt: Ist ihr das ganze Wort der heiligen Schrift ein zuverlässig gewisses Wort Gottes, eine in allen seinen Theilen von dem heiligen Geiste, von dem Geiste der Wahrheit ausgehende Rede? Und wenn du hierauf meinst Ja antworten zu können, ist nun auch der Auslegungs canon, der trotz alles rationalistischen Widersprechens und Spottens unabänderlich in der orthodoxen Kirche gilt, auch der deinige: Niemand kann zur wahren Einsicht in den Sinn der heiligen Schrift gelangen, es sey denn, daß er beim Lichte desselbigen Geistes sehe, der sie eingegeben hat? Nun ist es richtig, unter denen, welche wir Neuorthodoxe nennen, sind hin und wieder deren, welche diesen Canon wirklich anerkennen. Aber es ist mit diesem Anerkennnisse gemeinlich nur etwas Scheinbares. Sie reden von einem göttlichen Geiste, der in der Bibel Zeugniß gebe, aber sieht man genauer zu, so ist ihnen dieser göttliche Geist mit dem, was sie ihre gesunde Vernunft nennen, völlig identisch. In der Voraussetzung daher, daß dieser zur Ermittlung des wahren Schriftsinnes erforderliche Geist als eine rein natürliche und auch bei noch entschiedener Gleichgültigkeit, Abgeneigtheit und Feindschaft gegen das Evangelium schon vorhandene Gabe betrachtet werden dürfe, wollen sie die große Evangelische Vorchrift: Prüfet Alles! zur Auffindung eines vernünftig genannten Bibel sinnes selbst von denen befolgt wissen, die noch keineswegs verändert sind durch Verneuerung ihres Sinnes, ja grade von diesen vornehmlich und am meisten.

So haben wir denn guten Grund, dafür zu halten, daß der moderne Orthodoxismus nicht weniger als der Rationalismus den eigenen Geist des natürlichen Menschen bei der Schriftauslegung und bei der Beurtheilung des Schriftsinnes will regierend wissen. Er entnimmt, und dies obenein nur im besten Falle, bloß aus der grammatisch-historischen Interpretationstheorie sein Geschick zum Auslegen, und weist wegwerfend das subjective Princip zurück, ohne welches doch eine genuine und wahrheitsgemäße Auslegung und Anwendung der heiligen Schrift, ob auch sonst aller gelehrte Apparat dem Exegeten noch so reichlich zur

Hand wäre, für den Altestamentlichen gar nicht denkbar ist. Daher denn z. B. des verewigten Dinter's sich so häufig wiederholende Berufung auf seine Lutherische Rechtgläubigkeit und auf seine völlige Vereinheit mit den symbolischen Büchern, und dabei doch seine so auffallende Verkehren und Verbrechung des heiligen Bibelwortes, daß ganz gewiß noch kein Einziger unter denen, die wirklich den vorgedachten drei Grundprincipien der Evangelischen Kirche in innerlicher Nothigung ihre Zustimmung gegeben haben, den Geist der Dinterschen Auslegung für den in der Schrift waltenden Geist anerkannt hat. Doch die Neuorthodoxen, die in die Fußstapfen Dinter's und ähnlicher Führer treten, sind mit jenen Widersprechern, die auf eine andere Exegese bestehen, bald fertig. Ihr grade, heißt es, haltet euch nicht innerhalb der Kirchenlehre! Ihr seyd Buchstäbler und Vernunftkasper; — mit der Kirchenlehre verträgt sich aber nicht bloß der Gebrauch der Vernunft, sondern er wird auch von ihrem Geiste gefordert! Oder, heißt es, ihr habet euch als Empfindler in das Gebiet des Mysticismus verirrt! Empfindeln wollt ihr und nicht — denken! In nächtlicher Finsterniß aber, merket ihr wohl, empfindet sich's besser. Darum möchtet ihr auch Anderen, denen das helle Licht der Wahrheit leuchtet, dasselbe gar zu gern auslöschen!

Noch ist die Zeit nicht vorüber, da es Noth thut, dergleichen Reden, die uns besonders ein Zwiefaches bei unserm Schriftgebrauche vorwerfen — Vernunftsaß und Mysticismus — immer aufs Neue zu beleuchten. Wir wollen daher auch hier auf Beides uns einlassen, und zunächst sehen, was es mit dem ersten Vorwurfe, der jetzt den Neuorthodoxen sehr geläufig ist, mit dem Vorwurfe der Vernunftfeindschaft und der Scheu vor aller vernünftigen Prüfung, den insonderheit die Sprecher in der Ev. R. Z. und im homil. liturg. Correspondenzblatte verdienen sollen, zu bedeuten haben. Ist dem wirklich so, wie man uns Schuld gibt, daß wir darauf bestehen, die göttliche Offenbarung, die wir aus der Schrift in uns aufnehmen, habe den Gebrauch der uns verliehenen Vernunft völlig unnütz gemacht? So wären wir ja freilich unsinnige, von entschiedenem Wahnsinne nicht wenig bedrohte Thoren! Bis zu welcher Verblendung ist es doch unter dem Einflusse des Geistes, der zu dieser Zeit sein Werk hat, bei Vielen gerathen, daß man vollen Ernstes so etwas in die Welt hineinzuschreiben und unzählige Male zu wiederholen keine Scheu mehr hat! Um der Offenbarung willen auf den Gebrauch der Vernunft verzichten — was heißt das anders, als darum, weil man beim hellen Sonnenlichte sehen kann, seine Augen nicht mehr brauchen wollen? Nein, eine solche Anforderung hat fürwahr noch niemals einer von denen gemacht, die am lautesten als entschiedene Vernunftshasser geschmähet werden. Wir vorgeblichen Finsterlinge sagen alle mit dem alten Quenstädt: Ohne den Gebrauch der Vernunft kann gar Niemand von göttlichen Dingen etwas vernehmen; für Wesen ohne Vernunft gibt es überall keine Religion. Wie Licht und Auge, Schall und Ohr für einander gemacht sind und zusammengehören, so Offenbarung und Vernunft. — Wir reden aber hier von der Vernunft nicht in dem engeren Sinne irgend einer philosophischen Schule, sondern wir verstehen unter ihr im weiteren Sinne überhaupt den Inbegriff derjenigen menschlichen Seelenvermögen, durch welche, und in welchen der Mensch wesentlich vom Thiere unterschieden ist. Den Gebrauch dieser mit dem Namen Vernunft, nach alter Sprachweise, bezeichneten geistigen Kräfte wollen wir, die man Ver-

nunftshaffer schilt, auch bei dem Verkehre mit der Schrift und ihrer Gottesoffenbarung so wenig eingeschränkt wissen, daß wir viel mehr von denen, die sich Rationalisten nennen, in dem rechten Gebrauche dieses edeln, unseren Menschenstand bedingenden Vermögens durchaus nicht übertroffen werden wollen. Ist davon die Rede, ob bei der heiligen Schrift zur Ermittlung der aus Befehlen der Sprachen- und Alterthumskunde sich ergebenden eigenthümlichen Bedeutung ihrer Wörter und Redeweisen, zur logischen Aufklärung ihrer Gedanken, zur rhetorischen Erläuterung ihrer Tropen, zur physikalischen, geographischen, historischen u. Auffassung ihres Inhalts, die Vernunft zu gebrauchen sey, um auch durch diese Hülfen, auf welche ja freilich nicht wenig ankommt, die in den biblischen Urkunden verborgenen Schätze göttlicher Weisheit aufzudecken, so müßten wir es für gar närrisch halten, wenn irgend Jemand die Zulässigkeit dieses Vernunftgebrauches läugnen wollte. Für diesen Vernunftgebrauch bei und in der Schrift, den die alten Dogmatiker den organischen nennen, nehmen wir also entschieden Parthei. Dagegen mögen wir es freilich nicht zugeben, weil Jemandes Auge die Gegenstände in seinem nächsten Gesichtskreise hinreichend scharf unterscheidet, so folge, daß es auch über denselben hinaus Alles genau erschauen müsse, und weil ein gesundes Auge gut sehen kann, so folge, daß auch ein krankes dasselbe vermöge, und weil es bei'm hellen Lichte den Weg und das Ziel wahrnimmt, so folge, daß es auch bei nächtlicher Finsterniß dasselbe müsse können. Eben so wenig mögen wir es zugeben, weil die Vernunft innerhalb des Gebietes von Raum und Zeit auf die Wirkung von der Ursache richtig schließen kann, so folge, daß sie auch befähigt seyn müsse, über die ihr vorgezeichneten Schranken hinauszugehen und auch in der Region des Unbegrenzten und Unendlichen richtige Schlüsse zu machen; und weil eine wahrhaft gesunde Vernunft die Offenbarungen Gottes vernimmt, so folge, daß auch eine ungesunde — (denn ob sie auch in Selbstverblendung sich gesund nenne, darum ist sie es noch nicht) — dazu im Stande sey und daß sie ohne die Hülfe des heiligen Geistes dasselbe oder wohl noch mehr ausrichten könne, als mit dieser Hülfe. Kurz, wir läugnen die Zulässigkeit des normativen oder richterlichen Gebrauchs der menschlichen Vernunft in Sachen des göttlichen Wortes. Wir sagen, unsere Vernunft im natürlichen Zustande ist durch die Sünde für das Göttliche verfinstert und bedarf der Erleuchtung durch die Gnade zur Erkenntniß des Göttlichen; wir stimmen ein auch in diesem Betrachte in das gemeinsame Bekenntniß der Alt evangelischen Kirche: Unser Wissen und Verstand ist mit Finsterniß umhüllt, wo nicht deines Geistes Hand uns mit hellem Lichte erfüllet. Durch welches Mittel nun wirkt die erleuchtende Gnade auf uns ein? Durch das Wort Gottes. Was macht uns aber gewiß, daß das Wort Gottes wirklich das Wort Gottes sey? Die unsere Vernunft erleuchtende Gnade. Hier findet nun die natürliche Vernunft, insofern sie das Vermögen ist, hinsichtlich des Weltlichen und Zeitlichen zu denken, zu urtheilen und zu schließen, oder, nach der neueren philosophischen Terminologie, der denkende, sondernde und sichtende Verstand, in unserem Behaupten einen wunderlichen Cirkel. Durch das Wort Gottes fließt uns die erleuchtende Gnade zu, und wiederum erst durch die erleuchtende Gnade werden wir über das Wort Gottes gewiß!? Es ist aber dieser Cirkel nicht wunderlicher, als wenn es heißt: Das natürliche Licht strömt uns von der Sonne zu, und hinwiederum: Nur bei'm Lichte der Sonne läßt sich die

Sonne wahrnehmen und erkennen. Wir stellen es übrigens nicht in Abrede, daß wir das Wunderliche jenes Cirkels für unsere rationalistischen und neuorthodoxen Gegner nicht früher zu beseitigen wissen, bis sie durch die Thatfache der Wiedergeburt mit uns in dieselbe Sphäre eingeführt sind, und nun mit uns aus ihrer inneren Erfahrung heraus bekennen, daß wir in unserer natürlichen Verfassung eben so unvernünftig sind, das Göttliche wahrhaft zu erkennen, als es wahrhaft zu lieben und zu wollen. Die Scheu nun vor jenem für den Verstand leicht anstößigen Cirkel hat wohl vornehmlich darauf eingewirkt, daß insonderheit Reinhard, der vornehmste Repräsentant der Orthodorie am Schlusse des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts, der natürlichen menschlichen Vernunft Zugeständnisse machte, in welchen allerdings, wäre wirklich die Evangelische Orthodorie sie zu machen genöthigt, schlagende Waffen wider uns zu haben der Rationalismus und der neue Orthodoxismus verneinen könnte. Reinhard's Name ist uns ein ehrwürdiger; indessen ihm zu Liebe (da nichts Anderes uns dazu dringen könnte) uns zu gleichen Zugeständnissen zu bequemen, das müssen wir ablehnen. Wir können es nicht einräumen, was er nach seiner Dogmatik, mit sich selbst im Widerspruche, von den Rechten der natürlichen Vernunft behauptet (i. S. 72. der dritten Auflage vgl. mit S. 80. ff. und S. 478—483.). Wir können es auf keinen Fall zugeben, daß die Grundsätze der Philosophie einen Probirstein abgeben zur Prüfung des Inhaltes und der Göttlichkeit der heiligen Schrift, eben so wenig, daß es der — natürlichen — Vernunft zustehe, die Schrift auszulegen, weil die Gesetze der richtigen Auslegungskunst lauter Ansprüche der menschlichen Vernunft seyen.“ Dies Letztere ist, auf Gottes Wort angewendet, nur halb wahr, und wird von uns nur hinsichtlich des organischen Gebrauchs der Vernunft zugestanden. Mit dem ist es aber zum wahren Auslegen des göttlichen Wortes noch lange nicht gethan. „Philologen,“ sagen wir mit Spener, „haben wir wohl nicht wenige und nicht ungelehrte, aber das ist noch weit entfernt von der prophetischen oder hermeneutischen Gabe.“ Um die zu besitzen, muß man nothwendig erst durch die Kraft des heiligen Geistes ein Wiedergeborener geworden seyn, und obwohl Reinhard sich bis dahin verirrt, daß er S. 76. seiner Dogmatik dem kirchlichen System zuwider ausdrücklich sagt, „auf eine übernatürliche Erleuchtung dürfe Niemand sich Rechnung machen,“ so rechnen wir gleichwohl nicht bloß auf eine solche, sondern glauben sogar, daß ohne sie noch nie ein sündiger Mensch, und auch Reinhard selbst nicht, zum wahren Schriftverständniß gelangt ist, wobei wir es jedoch für gewisse Leser bemerken wollen, daß wir diese übernatürliche Erleuchtung nicht zugleich für eine unmittelbare ausgeben, sondern sie an das göttliche Wort knüpfen, unter der Bedingung, daß auf dasselbe der von der Erlösungskunde angezogene Mensch mit Hören, Lesen und Betrachten seinen Fleiß richtet. —

So sind wir also dennoch im Sinn unserer Gegner Vernunftfeinde, da wir der gesunden Vernunft, welche sie so nennen, das Recht und die Fähigkeit nicht einräumen wollen, in einer vorgeblichen Offenbarung, was sie wahrhaft Göttliches und insoweit sie es enthalte, durch Prüfen und Forschen aufzuspüren? Ja freilich. Wir läugnen eben, daß hinsichtlich göttlicher Dinge irgend ein Mensch von Natur und ehe er die Heilskraft der Gnade Gottes durch sein Wort und seinen Geist erfahren hat, einer gesunden Vernunft sich rühmen dürfe, wir verwerfen mit

Quenstädt als Erkenntnisquelle des wahren Christenthums die Vernunft, insofern unter diesem Namen irgend welche Philosophie des natürlichen Menschen, irgend welche aus dem eingesehenen Causalnexus der Dinge hergeleitete Principien, irgend welche durch die menschlichen Begriffe von Raum und Zeit bedingte Schlüsse und Folgerungen verstanden werden. Der Vernunft in diesem Betrahte, will sie über göttliche Dinge, über Angelegenheiten der Offenbarung richten, gebühren, sagen wir frei, alle die nachtheiligen Urtheile, welche Luther vielfach über die Vernunft mit scharfen und derben Worten gefällt hat. Dagegen verhält es sich ganz anders mit der durch das göttliche Wort vom heiligen Geiste erleuchteten Vernunft des wiedergeborenen Menschen. Gegen diese wird nie ein Christ Alttestamentlichen Glaubens angehen. In Betreff dieser stimmen wir wieder völlig unserem Luther bei: „An einem Gläubigen, da die Vernunft vom heiligen Geiste durch das Wort neu geboren und erleuchtet ist, da ist sie ein schön und herrlich Instrument und Werkzeug Gottes. Denn, gleichwie alle Gaben Gottes und natürliche Geschicklichkeiten am Gottlosen schädlich sind, also sind sie an den Gottseligen heilsam und fördern den Glauben.“

Wir kommen nun auf den zweiten Vorwurf, den wir bei unserer Ansichts- und Behandlungsweise der Schrift verdienen sollen, — auf den Vorwurf des Mysticismus. Unter den theologischen Zeitblättern fangen zwar nachgrade manche an, sich des vagen Geschreis über Mysticismus und mystische Umtriebe zu schämen; desto lauter aber lassen sich jetzt die Stimmen der Mysticismusfeinde in den verschiedensten Gesellschaftskreisen, zum Theil selbst schon beim Glase Bier oder Brandtwein in den Dorfschenken vernehmen. Die Herausgeber und Verbreiter gewisser Tages- und Wochenblätter haben ja ernstlich genug dazu gethan, hie und da selbst dem gemeinen Volke, insonderheit aber den zahlreichen Gliedern des Mittelstandes, welche sich gern auf ihre Bildung berufen, diese Stimmung zu geben. Indessen selbst bei Leuten, die wirklich in ihrer Art gebildet sind, findet man häufig in diesem Betrahte eine gar wunderliche Verwirrung, in der sie, spaßhaft genug, Männer als mystisch bezeichnen, welche es gar nicht verhehlen, daß sie die Bekämpfung des „Mysticismus“ sich zu einer ihrer Hauptaufgaben gestellt haben. Der Verf. dieses Aufsatzes kann glaubhaft versichern, daß erst vor Kurzem einem gebildeten Laien durch die bekannte, vor etlichen Jahren gedruckte Charfreitagspredigt des Dr. Köhr die Klage ausgespreßt wurde, auch dieser ehemalige Licht- und Wahrheitsfreund habe ja leider! nun auch eine mystische Richtung genommen. Dieselbe gebildete Person schaffte sich die vor einigen Jahren herausgekommenen, fast in allen Journalen gelobten und gerühmten Predigten von Schmalz an, konnte aber an denselben, nach ihrem Geständnisse, als an Erzeugnissen eines ihr widerstrebenden Orthodoxismus und Mysticismus keinen Geschmack finden. Also selbst Männer, die als rüstige Bestreiter des Mysticismus von Vielen gerühmt werden, sind gleichwohl dem ausgesetzt, in den Verdacht einer mystischen Richtung bei nicht wenigen unter denjenigen Gebildeten und Halbgebildeten der jetzigen Zeit zu gerathen, welche etwa gelegentlich nur die eine oder die andere ihrer Predigten zu hören oder zu lesen bekommen und unter deren Lectüre die kritische Predigerbibliothek u. dgl. sich nicht mit befindet. Bei so be-

wandten Umständen ist es doch wahrlich nachgrade an der Zeit, daß es endlich zu einer Verständigung über das verwirrt durch einander klingende Gerede: Mystisch! Mysticismus! Mystiker! gerathe, ein Gerede, das noch am wenigsten auf Seiten derer, die wir Neuorthodoxe nennen, scheint verstummen zu wollen. Siehe, jener Prediger gibt, ganz nach der Analogie der Glaubenssprache der Reformatoren, selbst mit unbefreitbar biblischen Worten, seinen Glauben kund; er redet z. B. „von der seligen Lebensstunde, da sich, wie einst dem Thomas, so dem Jüglinge des Evangeliums zu dieser Zeit, der Herr Jesus offenbar mache, als seinen Herrn und Gott, als das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt trage etc.“ — frisch weg wird über solche Rede mit dem Urtheile: „Sprache der Mystik“ der Stab gebrochen. Oher, er äußert sich, ganz nach der Schrift, über die sündige Verderbtheit des Herzens, er führt die Rechtfertigung der Menschen vor Gott allein auf seine Gnade zurück, er treibt die Lehre ernstlich, daß die Rechtfertigung nur durch den Glauben, der das theure Verdienst des heiligen Lebens, der erduldeten Leidenspein, des vergossenen Blutes Jesu Christi sich aneignet, zu erlangen sei, so wird ihm wieder zugerufen: „Mystisch, mystisch! Wer mag das hören?“ — Was in aller Welt meinen denn diese rationalistischen und neuorthodoxen Mysticismusfeinde mit ihrem Geschrei? Welche Nüancen unserer Geistesrichtung sind es denn, die sie als mystisch abgethan wissen wollen? Das zusehends ist kaum denkbar, daß sie den alten, mit dem Neoplatonismus zusammenhängenden Mysticismus, als dessen vornehmster Repräsentant gewöhnlich Dionysius Areopagita genannt wird, bei uns anzutreffen meinen sollten. Denn es dürfte ihnen doch schwer werden, irgend Einem von denjenigen, welchen sie rationalistisch den Namen der Mystiker anhängen, das den Grundfäden jenes Mysticismus entsprechende Anstreben einer solchen Vereinigung mit Gott nachzuweisen, zu der sich nur durch eine schwärmerische Abstraction von aller Sinnlichkeit, durch tiefe Versenkung in stille Betrachtungen über die aus Gott emanirte Seele, durch Losreißung von allen Geschäften des äußeren Lebens und durch eine geräuschlose Abgeschiedenheit von dem Verkehr mit der Welt gelangen läßt. Eben so wenig, sollte man denken, könnten sie in den meisten Fällen bei ihrem Klagen über den verderblichen Mysticismus ein in unklaren und dunklen Begriffen sich bewegendes practisches Christenthum meinen, welches man häufig in neuerer Zeit Mysticismus mißbrauchweise genannt hat. Denn es wäre uns ein Leichtes, zahlreiche Beläge darüber beizubringen, daß die neuorthodoxen Beschwerdeführer über den Mysticismus auch den nüchternsten, klarsten und verständlichsten practischen Vortrag Evangelischer Wahrheiten, wohl gar eines Heubner und selbst Reinhard, z. B. des Letzteren berühmte Reformationspredigt vom Jahre 1800, des Mysticismus beschuldigen. Siehe wollen wir freilich nicht in Abrede stellen, daß auch die nüchternste, klarste und verständlichste Rede dessen, der bereits in einer specifisch christlichen Sphäre athmet, denjenigen überspannt, unklar und unverständlich dünken mag, der zur Zeit nur ein Leben in der Selbstsucht und im Weltfinne kennt.

(Fortsetzung folgt später.)

(Druckfehler.) In dem Aufsatz: „Die Predigt des Evangeliums in Magdeburg“ (S. 809 ff. des vorigen Jahrgangs) ist statt des Namens Pintrins überall zu lesen Sinfent.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 8. Februar.

N^o 11.

Die Anordnung eines allgemeinen Buß- und Bet- tages im Großherzogthum Sachsen-Weimar am 2. December 1831.

Noth und Gewissen bewegen uns, eine Anzahl Laien aus mehreren Städten des Großherzogthums Sachsen-Weimar, hier einmal vor der gesammten Evangelischen Christenheit unseren tiefen Schmerz auszusprechen, welchen uns die neueste Bußtagsanordnung unseres hohen Weimarischen Consistoriums eingeflößt hat. Gern überlassen wir die gründlichere Beurtheilung der in jener Anordnung ausgesprochenen Grundsätze gläubigen und vom Geiste Gottes erleuchteten Dienern des Wortes, und hoffen zu Gott und glauben, daß dergleichen doch auch in unserem Weimarischen Lande noch hier und da seyn werden, welche die reine Lehre bewahren, daß man das Gesetz des Herrn von ihrem Munde suchen könne. Allein es thut Noth, daß auch wir Gemeinden wieder mündig werden und das entsehlliche Vorurtheil mehr und mehr zu nichte machen, als sey das Urtheil über Wahrheit und Falschheit im Christenthume bloße Theologensache. Rühmt nicht Paulus die Verdorbenen, Apostelgesch. 17, 11., daß sie Alles nach Gottes Wort prüften, was ihnen gepredigt wurde, und straft er nicht die Corinthier, daß sie sich (geistlich) schinden, 2 Cor. 11, 20., in's Angesicht streichen und das Kleinod des Glaubens sich und ihren Kindern nehmen ließen? — Möge uns darum vergönnt seyn; über die zu Jedermanns Einsicht öffentlich vorliegende neueste Bußtagsanordnung unseres Landes hier nur einige schlichte Bemerkungen auszusprechen, welche uns unsere Bibel und unverfälschte Confession, so wie des eigenen Herzens sichere Erfahrung an die Hand gegeben hat. Wir sind uns hiebei eben so gut der aufrichtigsten Hochachtung und Untergebenheit gegen unsere von Gott eingesetzte geistliche und weltliche Obrigkeit, als der Ermahnung des Apostels Paulus bewußt, „daß wenn selbst ein Engel vom Himmel herabkäme und lehrete uns das Evangelium von Christo anders, als er und die übrigen Apostel es uns gelehrt haben, wir ihm nicht glauben sollen.“ Gal. 1, 10.

Die Bußtagsverordnungen unseres Landes enthalten in der Regel nicht bloß eine fahle Vorschrift über gewisse Terte und Lieder, welche beim Bußtagsgottesdienst nach einer bestimmten

Folge zum Grunde gelegt werden sollen, sondern man findet gewöhnlich auch eine einleitende Betrachtung darin, welche den Leser entweder auf das richtige Verständniß eines gewissen Tertes vorbereiten, oder auf die Gebrechen der Zeit hinweisen, oder auf das eigene bußebedürftige Herz aufmerksam machen soll. Uns dünkt dies eine schon ältere, und zwar sehr achtungswerthe, löbliche Sitte, welche, wie wir hören, an anderen Orten alljährlich auch noch mit besonders vorgeschriebenen Gebeten verknüpft ist, die jedesmal den etwa vorhandenen besonderen Bedürfnissen und Zuständen der Gemeinden angepaßt sind. Diese letztere Zugabe könnten wir zwar wohl entbehren, so lange wir noch das ziemlich kräftige und gesalbte allgemeine öffentliche Bußgebet haben und hören, das sich in unserem Weimarischen Gesang- und Gebetbuche findet. Allein jene vorbereitenden Eingangsbetrachtungen sind nicht mehr, was sie waren, sondern vielmehr, namentlich in der neuesten Zeit, im hohen Grade geeignet, die wahre Buße zu Gott zu entkräften und das rechte Bußgebet gänzlich unnütz und überflüssig zu machen. —

Um nämlich diesmal bloß bei der vorliegenden letzten Bußtagsanweisung stehen zu bleiben, so ist darin für diesmal die Behauptung aufgestellt:

„Daß die Drangsale unserer verhängnißvollen Zeit keinesweges als göttliche Strafgerichte anzusehen seyen.“

Wenn dieser Satz wirklich richtig ist, so ist es ja freilich schon unnöthig und ungegründet, wenn wir in unserem öffentlichen Bußgebet von unseren Sünden bekennen, daß wir dadurch zu der „schweren Plage beigetragen hätten, welche zu unserer Zeit die Welt drückt und uns immer mehr der Strafe reif mache.“ Dann ist es ein Widerspruch, wenn wir in demselben Gebete zu dem „langmüthigen“ Gott flehen und ihm bekennen, daß er „gar wohl schon längst des Erbarmens über uns hätte müde werden und uns von der Erde hätte hinwegraffen können.“ Dann dürfen wir auch z. B. Nr. 132. 135. 139. und viele andere Lieder nicht mehr in unserem landüblichen Gesangbuche dulden; denn was soll es denn für einen Sinn haben, zu sagen: „Wend' ab deinen Zorn, lieber Gott in Gnaden, und laß nicht wüthen deine blut'ge Ruthe, richt uns nicht streng nach unsern Missethaten, sondern nach Güte!“ Oder: „Soll's ja

so seyn, daß Straf und Pein auf Sünden folgen müssen, so fabr' hier fort und schone dort, und laß mich hier wohl büßen!" und dgl. m. —

Doch natürlich kann und darf hier nur das Wort des wahrhaftigen Gottes entscheiden. Wenn sich aus diesem beweisen ließe, daß Krieg, Pest, Theuerung und dgl. keine Strafgerichte Gottes seyen, dann hätten wir allerdings nach einem alten Gesang- und Gebetbuche nichts zu fragen. Hierin bedarf es nun aber gar keines Beweises, um erst darzutun, daß jene Weimariſche Behauptung die Bibel nicht für sich hat. Allein, sie will auch die Bibel gar nicht für sich haben! Freilich die ältesten Christen und unsere Evangelisten Altvorden erschrecken in heiliger Ebfurcht, wenn ihnen von einer Behauptung in Glaubenssachen auch nur entfernt nachgewiesen werden konnte, daß sie mit der heiligen Schrift nicht übereinstimme; allein in der mehrerwähnten Verordnung wird es ganz ungeachtet und unbedenklich, ja vor dem ganzen Lande öffentlich zugegeben: „Man wisse es recht gut, daß die heilige Schrift, besonders im Alten Testamente, von solchen Strafgerichten Gottes rede; allein einem Christen sey solches Urtheil nicht gestattet; denn es trete dasselbe mit der ausdrücklichen Lehre des Herrn, der uns zum einzigen sicheren Führer auf dem Wege zur Wahrheit und zum Leben dienen solle, und mit der Lehre seiner Apostel in eben so offenem Widerspruch, als mit unserem eigenen vernünftigen Nachdenken.“

Bei solchem offenbaren Widerspruch gegen das heilige Bibelbuch wäre es freilich mehr als Gotteslästerung gewesen, noch behaupten zu wollen, daß Gottes eigener Mund in diesem Buche zu uns rede. Darum mußte natürlich die Bußtagsverordnung nur von „gottesfürchtigen Männern“ reden, welche, dem jüdischen Volke zu religiösen Führern gegeben, gewisse außerordentliche Uebel als Strafen Gottes bloß „dargestellt“ hätten.

Wir können hiebei folgende Fragen nicht unterdrücken, die wir zur Ehre unseres Gottes und zur Beruhigung mancher unserer argerten Landsleute anderwärts weiter ausgeführt wünschten:

1. Wo blieb die „Gottesfurcht“ bei jenen Männern, wie Mose, Samuel u. A. waren, wenn sie sich nicht schämten, im Namen Gottes Dinge auszusprechen, die er ihnen nicht aufgetragen hatte? Werden nicht die Lügenpropheten, welche das „spricht der Herr“ bloß aus ihres Herzens Gefühl sich ausgesonnen oder angemaßt hatten, auf das Nachdrücklichste von den wahren Propheten, die vom Herrn wirklich gesendet worden waren und des Herrn Wort verkündigten, unterschieden und gleichsam gebrandmarkt? (Vgl. 3. B. Jer. 14, 14—15.)

2. Lehrt es denn wirklich die Schrift, oder nach ihr unsere Kirche, daß „Gott durch die verlängerte Strafgerichte seiner beleidigten Majestät auf ausgezeichnete Weise Genugthuung verschaffen wolle?“ — Wenigstens aus denjenigen Stellen, welche die Bußtagsverordnung hiezu anführt (3 Mos. 26, 14 u. 5 Mos. 28, 15 u. Jer. 29, 17—19, Ez. 14, 13 u.) ist uns diese Absicht, die auf eine „Genugthuung“ abzwede, durchaus nicht hervorgegangen. Wohl wird in der ersten Stelle Vers 19. als Absicht des Herrn bei den gedrohten Strafen angegeben: „daß ich euren Stolz und Halsstarrigkeit breche;“ wohl wird von B. 40. an auf eine rührende Weise vom Herrn versichert, daß er dann, wenn er jenen Zweck seiner Strafen erreicht habe und die Gefrahten ihr „unbeschnittenes Herz gedemüthigt“ hätten, auch wieder seines Bundes mit ihnen gedenken, sie dennoch nicht verwerfen und ihr Gott seyn und bleiben wolle; wohl spricht in der zweiten angeführten Stelle der heilige und allmächtige Gott über sein vor allen Völkern ausgewähltes und ausgezeichnetes Bundesvolk auch die ausgezeichnetsten Flüche und gerechtesten Drohungen aus, wenn sie seine Gebote verachten würden; wohl bezeugt in der dritten und vierten Stelle der allgewaltige Gott seine unumschränkte Strafgewalt, nach welcher er das unartige und verkehrte Geschlecht mit Schwerdt, Hunger, Pestilenz und bösen Thieren strafen könne, wie er wolle, also daß selbst ein Noah, Daniel und Hiob ihm nichts darein reden dürften; — aber daß er in solchen Strafen eine Genugthuung im Sinne derjenigen Genugthuung sich verschaffen

wolle, welche ihm durch das allein vollgültige Sühnopfer des von ihm selbst dahin gegebenen und wieder auferweckten Gotteslammes geschehen ist, — dies können wir in den angeführten Stellen und auch sonst in der Schrift nirgends ausgesprochen finden.

3. Sollte wohl ferner Jemand bei ruhiger Betrachtung in den weiter unten angeführten Stellen (Klagl. Jer. 3, 34—43, 2 Sam. 24, 14 u. Jer. 18, 7—11.) einen „leidenschaftlichen“ nachgerigigen Gott erkennen können? Möchte man nicht namentlich bei der ersten Stelle fast auf einen Druckfehler schließen, da in jenem dritten Capitel der Klagl. Jer. nur unter einigen scheinbar harten Ergießungen des gepreßten Herzens im Gegentheil fast nur die Güte und Barmherzigkeit des Herrn gerühmt wird, die noch kein Ende habe, die nicht von Herzen die Menschen plage, die wohl betrübe, sich aber auch wieder erbarme u. s. w.? O! man lese doch auch noch B. 37. in diesem Capitel, wo von den verhängten irdischen Drangsalen so nachdrücklich gefragt wird: „Wer darf denn sagen, daß solches geschehe ohne des Herrn Befehl?“ Und wenn die Bußtagsverordnung selber B. 40. aus diesem Capitel zu ihrem schönen Schlusswort nimmt, und als einen gewichtigen heiligen Aufbruch an die Herzen des Volks erwählt, warum schneidet sie denn die eben so gewichtigen gleich folgenden zwei Verse als jüdischen Irrthum davon ab, wo es heißt: „Lasset uns unser Herz sammt den Händen aufheben zu Gott im Himmel! Wir, wir haben gesündigt und sind ungehorsam gewesen; darum hast du billig nicht verschont.“ Doch wenn mit diesen letztgenannten drei Stellen die Wahrheit bewiesen werden soll, daß dadurch die Urheber dieser Ausprüche den „wirklichen Eintritt“ ausgezeichneten Uebel als Beweise der göttlichen Ungnade hätten darstellen wollen, so möchten wir vor allen Dingen unser hochverehrtes Consistorium zu fragen uns erlauben: Warum es zu diesem Ende nicht lieber an die ungleichbar wichtigeren und größeren Uebel erinnert, welche ebenfalls im A. T. als wirklich eingetretene Strafgerichte Gottes scharf und oft bezeichnet werden? Wir meinen die Sündfluth, den Untergang Sodoms und Gomorrhas, die zehn Plagen Egyptens mit Pharaos Untergang im Meer, die Vertilgung der Nothe Korahs und das fast völlige Aussterben des ganzen ausgewanderten Volks in der Wüste? — Oder waren auch dieses keine Strafgerichte Gottes? Hat auch bei diesen Erzählungen der redliche Mose, der seine eigene Schuld nicht verheißt, und wegen der Zorngerichte, die über sein Volk ergelien sollten, so oft vor seinem Gott ganz allein auf seinem Angesicht gelegen hat, — hat er auch hierin geredet, was er nicht vom Herrn gehört hatte? Hat er auch hierin getäuscht, — sein heiliggeliebtes Volk bloß geängstigt, und ganz „natürlich zugegangene Ereignisse“ lägenhafter Weise zu polizeilichen Schreckbildern der göttlichen Rache genommen? —

„Lügt die Schrift in Einem Fall, lügt sie gewiß auch überall!“ Allein daß sie in den angeführten Fällen nicht lüge, dies scheinen unsere verehrten Herren Consistorialen deshalb nicht behaupten zu können, weil diese Fälle, namentlich die Sündfluth und der Untergang Sodoms von Christo selbst, Luc. 17, 26—29., angeführt werden; Christum nennen sie aber ja den „einzigen sicheren Führer auf dem Wege zur Wahrheit und zum Leben!“ Bei dieser ehrenvollen Bezeichnung unseres hochgelobten Herrn und Heilandes möchten wir aber doch, ehe wir eine zweite Schlussfolge ziehen, uns

4. noch einmal versichern, ob die verehrten Verfasser der Bußtagsverordnung wirklich in allen Worten unseres Herrn (nicht bloß in den angeführten Stellen aus Matth. 5 und 10., Luc. 6., Joh. 8. 12 und 14.) vollkommene und unverfälschte Wahrheit finden? Ist dies der Fall, woran wir nicht zweifeln wollen, so begreifen wir in der That nicht, wie unser hohes Consistorium namentlich die vom Herrn so oft vorausgesagte und auf's Pünktlichste erfolgte Zerstörung Jerusalems mit der Behauptung vereinigen will, daß Jesus selbst von gar keinen Strafgerichten Gottes geredet* und über-

*) Wörtlich heißt es in der Verordnung so: „Wie nämlich Jesus selbst es für ein überflüssiges und Abzulehrendes Urtheil erklärte, gewisse irdische Uebel, welche

haupte Gott nur als den Vater der Menschen gepredigt habe, dessen Gerechtigkeit mit seiner Güte stets im engsten Bunde stehe.“ Wer in dem Schicksale Jerusalems und des gesammten jüdischen Volks kein strafen-des Zorngericht Gottes erkennen will, der kann fast überhaupt an kein göttliches Gericht und auch an das jüngste nicht glauben, wovon jenes über Jerusalem das sichtbare irdische Vorbild war. (Vgl. hiebei die ausdrücklichen Aussprüche unseres Herrn Luc. 21, 22.: Das sind die Tage der Rache u. s. w. Desgl. Matth. 23, 38 u. a. m.)

Mein es sind doch selbst zwei Aussprüche aus Jesu Munde, worauf sich das Consistorium zu seiner Rechtfertigung beruft, nämlich: Luc. 13, 2—5. und Joh. 9, 1—3.

Was die erste Stelle betrifft, so kommen wir abermals in Verlegenheit, daß wir kaum wissen, wie wir unser Staunen gegen unsere hohen Vorgesetzten beschreiben genug ausdrücken sollen. Wir mögen diese Stelle lesen, wie wir wollen, so scheint sie uns vielmehr das zu befestigen, was sie widerlegen soll. Wir wollen gern aus geregelter Schriftauslegung eines Besseren belehrt seyn, wenn sich's anders verhält. Darum fragen wir

5. Irren wir denn, wenn wir den Sinn jener Stelle also fassen: Ihr könnt aus dem gewaltsamen Tode, den jene Galiläer durch Pilatus, und jene achtzehn durch den Umsturz des Thürmes zu Siloa erlitten, durchaus nicht mit Gewißheit auf ein ganz vorzüglich erhöhtes Sündenmaß schließen, welches bei diesen Verunglückten voll gewesen sey — (es können nach Gottes verborgenem Rathschluß auch minder Schuldige darunter gewesen seyn); wollt ihr aber bei diesen beiden Unfällen eine gewisse und unumstößliche Wahrheit auch zu Nuzze machen, so ist es diese: „Wer sich unter euch nicht zu Gott bekehrt, der steht noch unter dem Zorne Gottes, und ist keinen Augenblick sicher, ob er nicht durch einen solchen bösen, schnellen Tod vor den Richterstuhl Gottes abgerufen werde. Bekehrt euch also, daß euch nicht hier oder dort dasselbe oder etwas Ärgeres widerfahre.“ — Spricht nicht für die Erklärung dieser Stelle das gleich darauf folgende Gleichniß vom unfruchtbaren Feigenbaum; wobei es doch wohl schwerlich sanfte Watermilde genannt werden kann, wenn Gott zum Weingärtner (Christo) spricht: „Nun drei Jahre lang bin ich gekommen und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaum und finde sie nicht: hauer ihn ab, was hindert er das Land!“ —

Wehr scheint die zweite Stelle Joh. 9, 1—3. für die Behauptung unseres hohen Consistoriums zu sprechen; denn hier fragten die Jünger wirklich, was Luc. 13, 1. nur stillschweigend gefragt wurde; und hier verneinte der Herr nicht bloß, daß diese Eltern mit ihrem blindgeborenen Sohne „vor allen“ Einwohnern Jerusalems Sünder gewesen seyn, sondern er sagte geradezu: „Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern, sondern auf das die Werke Gottes offenbar würden an ihm.“ — Allein für's Erste ist hier nicht von einer der vier Strafen Gottes (Hesek. 14, 21.) die Rede, und also paßt diese Stelle gar nicht auf Landplagen und Lustagsverordnungen; zweitens kann sich Christus unmöglich widersprechen, wenn er Joh. 5, 14. sagt: „Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Ärgeres widerfahre!“ Er würde sich aber offenbar widersprechen, wenn er in jener Stelle hätte sagen wollen: daß Krankheit und Sünde niemals im Zusammenhange stünden. Er muß also Joh. 9. bloß von einem speciellen Falle reden, wo, wie bei Hiob, besondere Strafen keine Folgen besonderer Sünden gewesen wären.

6. Die Bußtagsverordnung will nun ferner beweisen, daß Jesus „überhaupt Gott als den Vater der Menschen predige, dessen Gerechtigkeit mit seiner Güte stets im engsten Bunde stehe“ und führt als Beweisstellen Matth. 5, 45., Luc. 6, 35. und Matth. 10, 29—31. an. O! wie wichtig ist es, daß wir auch dieser biblisch seyn sollenden Beweisführung nur ein wenig näher

nachspüren! Wie kommt es doch, daß hier bloß Zeugnisse von der göttlichen Güte angeführt sind, nicht aber zugleich von der göttlichen Gerechtigkeit, die doch mit jener im engsten Bunde stehen soll? Wie kommt es, daß namentlich bei den beiden ersten Stellen so ganz und gar nicht auf ihren Zusammenhang und Endzweck hingewiesen ist, nämlich eben auf die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes, die in jener ganzen Bergpredigt, Matth. 5—7. und Luc. 6., so erst und streng dargestellt wird? — Unmöglich kann doch unser Herr und Heiland, wenn er sagt, daß Gott auch über die Bösen und Ungerechten regnen und seine Sonne scheinen lasse, und gütig über die Undankbaren und Boshaftigen sey, unmöglich kann er doch dadurch diese Bösen, Ungerechten, Undankbaren und Boshaftigen beruhigen wollen, daß sie nichts von göttlichen Strafen zu fürchten hätten? Wie schrecklich widerspräche sich dann der Herr selbst nur allein in dieser Bergpredigt, wo grade auf die große, furchtbare Summe aller göttlichen Strafen, namentlich auf das höllische Feuer des jüngsten Gerichts wiederholt hingewiesen ist! Ist denn nicht jene Watergüte, welche Gott auch den Bösen und Ungerechten zu Theil werden läßt, hier bloß deshalb angeführt, um uns zu zeigen, wie wir als heilige Kinder Gottes unserem himmlischen Vater nach seinen Geboten in derselben Güte ähnlich seyn sollten? Wenn wir nun aber das nicht sind und uns z. B. bei dem fünften Gebote nach demselben Capitel Matth. mit jedem aufwallenden Zorn und lieblosen Urtheil als Todtschläger anklagen müssen, kann es uns denn da trösten und versöhnen, wenn wir bloß die irdische Sonne über uns scheinen und auf unserem Acker Brodt wachsen sehen? Im Gegentheil, brennen denn diese göttlichen Wohlthaten nicht desto mehr als feurige Kohlen unverbinder Langmuth auf unserem Haupte, je mehr unser Gewissen erwacht ist? Ist denn aber jene Watergüte Gottes, die er auch den Undankbaren und Boshaftigen erweist, nicht eben wiederum bloß die Langmuth, womit Gott das Umbauen des unfruchtbaren Feigenbaums noch eine Zeitlang aufschiebt? — Oder kann denn Regen und Sonnenstein selig machen? — Und muß nicht alle Güte Gottes, die von den Undankbaren nicht erkannt, und von den Boshaftigen mit Füßen getreten wird, das Maß ihrer Schuld nur desto größer machen? Ja, wenn schon eine jegliche Uebertretung und Angehorsam nach dem Gesetz Moses ihren gerechten Lohn empfing, wie wollen wir Christen entfliehen, so wir eine solche Seligkeit nicht achten, wie sie uns in Christo so reichlich dargeboten wird? (Hebr. 2, 2—3.) Sollte denn darum die Verordnung eines allgemeinen Buß- und Bettages, wenn sie auch die zeitlichen Strafen Gottes läugnen wollte, das sichere und verkehrte Geschlecht, das sich so gern die göttlichen Wohlthaten zu einem Schlaftrunk dienen läßt, und sich auch wegen des zukünftigen Gerichts so gern damit tröstet, daß, seit die Väter entschlafen sind, Alles bleibe, wie es von Anfang der Creatur gewesen ist (2 Petr. 3, 4.), — wir sagen: sollte denn die Verordnung eines allgemeinen Buß- und Bettages nicht wenigstens dieses sichere und verkehrte Geschlecht desto mehr auf die ewigen Gerichte Gottes hingewiesen und um der Schwachen willen den Schein vermieden haben, als wollte sie auch hiebei rufen: „Friede! Friede! wo doch kein Friede ist?“ Wer dann durch solche Bußvermahnung — „geistlich arm“, „leidtragend“, „hungrig und durstig nach der Gerechtigkeit“, „barmherzig“ und „friedfertig“ gegen seine schuldigen Missethäter, im rechten Glauben reines Herzens (Apostelgesch. 15, 9.) und mit Christo ein ungerochter Verfolger in dieser Welt geworden ist, der, ja der wird dann unter allen Leiden und Trübsalen nach demselben fünften Capitel Matth. hier schon selig seyn, und mit Zuversicht, auch wenn er noch so hart gezüchtigt wird, der Waterliebe seines Gottes in Christo sich erfreuen können. — Ein solcher wird sich dann auch die angeführte dritte Stelle, Matth. 10, 29—31., als ein Diener und Glied Jesu Christi aneignen und seiner gezählten Haare so wie der nicht vergessenen Sperlinge im rechten Glauben sich getrosten können. — Ist er aber noch nicht verböhnt mit Gott durch Jesum Christum, seinen Heiland, so kann man einem Solchen noch mehr den Gedanken an Zorn und Strafe Gottes wegnehmen wollen, es wird

nicht unmittelbare und notwendige Folgen menschlicher Vergehungen und Sünden wären, als Strafen zu betrachten, die Gott in seinem Zorn über deren Urheber verhängt habe u. s. w.“

nichts helfen; ein rauschend Blatt kann ihn erschrecken! (3 Mos. 26, 36.)

7. Allein diesen letzterwähnten, nach der Schrift streng unersäglichsten Unterschied zwischen begnadigten und unbegnadigten Christen, zwischen Bekehrten und Unbekehrten, scheint die Binstagsverordnung zu unserem allergrößten Erschrecken gar nicht machen zu wollen. Ohne die geringste Einschränkung sagt sie, daß „auch die Apostel alle Prüfungen, mit denen Gott die Menschen heimsuche, nicht etwa für Beweise göttlicher Ungnade, sondern vielmehr für Offenbarungen seiner väterlichen Liebe gegen sie erklärt, und die Befenner Christi aufgefordert hätten, die Ueberzeugung von dieser Liebe unter keinerlei Art irdischen Ungemachs in sich wankend werden zu lassen.“ Wenn nun für diese unbegreifliche Behauptung die zwei köstlichen Stellen Hebr. 12, 6—8. und Röm. 8, 35—39. angeführt sind, so gehört abermals fürwahr gar keine theologische Kenntniß, sondern der bloße Glaubens-Bedarf eines Confirmanten oder christlichen Hausvaters dazu, um zu erkennen, daß diese zwei ausgezeichneten Troststellen von den Aposteln lediglich für gläubige Kinder Gottes gegeben sind. Ja, man darf abermals auch diese Bibelzeugnisse nur in ihrem Zusammenhange, woraus sie gerissen sind, selbst nachlesen, so müssen ja alle Unbegangenen finden können, wie sie gemeint sind. Wer die Kinder Gottes, welche Paulus in jener Stelle des Hebräerbriefes tröstet, näher beschrieben sehen will, und will sich zugleich überzeugen, welchen schneidenden Unterschied der Apostel zwischen begnadigten Sündern Gottes und Kindern des Zornes macht, der lese zu allernächst in demselben Hebräerbriefe nur Capitel 10, 29—39. und Capitel 12, 25—29. — Heißt es denn hier auch von denen, welche den Sohn Gottes mit Füßen treten, das Blut des Testaments verunreinigen und den Geist der Gnaden schmähen, daß sich ihnen Gott als Kindern erbiethet und aus Liebe sie züchtige? Oder heißt es nicht vielmehr ausdrücklich, daß solche viel ärgere Strafe empfangen würden, als die Uebertreter des Gesetzes Moßis? Heißt es nicht ausdrücklich, daß ihnen Gott ein verzehrend Feuer seyn werde und daß es schrecklich sey, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen? — Ja, ist nicht auch offenbar in dem zwölften Capitel des Briefes an die Hebräer zu allernächst nur von solchen Trübsalen und Züchtigungen der Kinder Gottes die Rede, welche ihnen, gleich ihrem gegenwärtigen Heilande, von „widersprechenden Sündern“ (B. 3.) um des Bekenntnisses Christi willen auferlegt werden? Wie können denn nun diese Sünder „Widersacher Gottes“ und auch zugleich „willige Kinder Gottes“ seyn; die sich gern von ihm züchtigen lassen sollen? Wer nur noch wider Christum ist, ja, wer auch bloß nicht für ihn ist, und nicht recht schaffen an ihn glaubt, steht ein Solcher nicht auch nach den Aussprüchen des Neuen Testaments noch unter dem Zorne Gottes? (Joh. 3, 36., Eph. 2, 3.)

Eben so frage sich doch ein Jeder, ob er wohl des Trostes in der oben angeführten zweiten Stelle aus dem achten Capitel des Römerbriefes sich anmaßen könne, so lange er noch nicht den in den vorhergehenden Capiteln jenes apostolischen Briefes so deutlich bezeichneten Heilsweg betreten hat? Ist nicht gleich in dem ersten Verse jenes angezogenen achten Capitels die Grenze sehr scharf gezogen, daß bloß „in denen nichts Verdammlisches sey, die in Christo Jesu sind?“ Heißt es nicht dann Vers 7. daß „die Fleischlichen sinnten noch Feinde Gottes sind?“ Heißt es nicht Vers 9.: „Wer Christi Geist nicht hat, ist nicht sein?“ und Vers 14.: „Nur, welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder?“ Und darum auch Vers 28.: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge, also auch Trübsal, Angst, Verfolgung, Hunger u. s. w. zum Besten dienen.“ Denen also, die Gott nicht lieben, können auch Trübsal, Angst, Verfolgung, Hunger, Plöße, Fährlichkeit oder

Schwerdt nicht zum Besten dienen, sondern es sind ihnen „Peile, zugerichtet zu verderben!“ (H. 7, 14.) (Schluß folgt.)

Ma ch r i c h t e n.

(Nordamerika.) In dem größtentheils von Congregationalisten oder Independenten bewohnten Staat Massachusetts besteht eine jährliche Zusammenkunft aller Geistlichen dieser Parthei, ohne Rücksicht auf ihre religiöse Ansicht, die Convention of Congregational Ministers. Von der Zusammenkunft derselben im Mai v. J. berichtet der Neu-York-Observer: „Die Versammlung wurde im Court Room zu Boston gehalten; Dr. Codman, der erste Prediger des gegenwärtigen Jahres, hatte den Vorsitz. Nachdem einige laufende Geschäfte abgemacht waren, stattete eine Commission, welche im vergangenen Jahre zur Erwägung der Frage niedergesetzt worden war, „nach welchem Grundsatze die Prediger, welche vor der Versammlung zu predigen haben, gewählt werden sollen?“ ihren Bericht ab. Seit einigen Jahren nämlich führten immer die Unitarier in der Convention bittere Klagen darüber, daß die orthodoxe Majorität jedes Jahr einen orthodoxen Geistlichen wähle, um die Concio ad Clerum zu halten; die Commission war auf Grund dieser Klagen niedergesetzt worden, um zu sehen, ob sich nicht ein Ausweg finden lasse. Die Majorität berichtete nun, daß der Gegenstand der Klagen die Predigt vor der Convention sey; sie empfahlen, diese Predigt ganz aufhören zu lassen, und daß die Pastoral-Association (welche die orthodoxe Parthei der Convention in sich begreift) und die Conference der Perry-Straße (die Unitarischen Geistlichen), da sie ohnehin in derselben Woche mit der Convention zusammenkämen, und auch eine Predigt oder Anrede hörten, ersucht werden sollten, die bei der Concio ad Clerum sonst übliche Collette zur Unterstützung bedürftiger Wittwen und Kinder von verstorbenen Geistlichen zu übernehmen, und das Gesammelte dem Schatzmeister der Convention auszubändigen. So würde dieser Gegenstand immerwährenden Streites und Mißbehagens in der Convention aufhören, und es würde vielleicht mehr Geld für die milden Zwecke derselben zusammenkommen. Diesem Vorschlage hatte sich die Unitarische Minorität in der Commission widersetzt, und widersezte sich nun der Hauptredner der Parthei in der Convention. Eine lebhafte Debatte folgte, die noch am nächsten Tage fortgesetzt wurde.“ Leider bricht hier der Neu-York-Observer ab, und das folgende Stück, wo die Fortsetzung versprochen wird, fehlt unter den uns übersandten Nummern. Auch so ist jedoch diese Nachricht für uns sehr lehrreich. Sie zeigt uns eine Synode von Geistlichen ohne Einheit der Lehre, die, weil der Mittelpunkt ihr fehlt, nicht einmal mehr über eine vor ihr zu haltende Predigt sich vereinigen kann; die über nichts zu verhandeln hat, als über äußerliche Verhältnisse; neben der sich zwei andere Synoden, bestehend aus Gleichgesinnten, bilden, um dort die wahrhaft wichtigen Gegenstände abzumachen! Und so stellt sich die Sache in einem Lande, wo von Seiten des Staats kein Zwang in Kirchenangelegenheiten geübt wird; man denke sich nun einmal, zu welchen Convulsionen bei gleicher Entschiedenheit der Kampf der entgegengesetzten Elemente bei uns führen würde! Und nach solchen Erfahrungen kann man noch Synoden mit absoluter Lehrwillkühr, oder solche wünschen, wo es keine orthodoxe, sondern eine Unitarische Majorität mit zwingender Gewalt geben würde! Daß sich doch unsere orthodoxen, gläubigen Prediger, welche in unseren betäubten Kirchenzeiten noch nach jenem Schattenbild jagen, durch dies Beispiel warnen ließen!

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 11. Februar.

N^o 12.

Griechenland und der Orient.

Unter dem Titel: „Researches in Greece and the Levant“ (Forschungen in Griechenland und dem Orient), ist im vorigen Jahre zu London ein Buch des Prediger Hartley erschienen, worin über den religiösen und sittlichen Zustand jener Länder viele interessante Nachrichten enthalten sind. Der Verfasser war mehrere Jahre als Missionar der Englisch-Kirchlichen Missionsgesellschaft unter den Christen des Türkischen Reiches thätig. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über den tiefen Verfall dieses Reichs, den Druck, der auf seinen Einwohnern lastet, das Furchtbare, was die Kriege in der Türkei haben, schildert der Verf. zuerst den religiösen Zustand der Griechen, der vieles mit dem Zustande besonders verfinstelter Römisch-Katholischer Länder gemein, aber auch vieles Eigenthümliche habe. Die Hauptmängel in der religiösen Erkenntniß auch der Besten in der Griechischen Kirche, mit höchst seltenen oder gar keinen Ausnahmen, faßt er unter drei Hauptpunkte zusammen: Man findet bei ihnen keine richtige Vorstellungen von der Gefahr unbefehrter Sünder und der Nothwendigkeit einer Bekehrung; man findet bei ihnen nirgends die reine Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben; und man findet nirgends die richtige biblische Vorstellung von der Wiedergeburt. Ueber die Nothwendigkeit der Bekehrung denken bei weitem die meisten so, wie die Leichtsinrigen unter uns; man hört von den Kanzeln oft lebendige Schilderungen von der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge; den Spruch: „Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel!“ hört man oft wiederholen; die Prediger verweilen oft bei den Verpflichtungen, die ein für die Ewigkeit erschaffener Geist habe, an das Jenseits und das Gericht zu denken, statt an die vergängliche Lust dieser Welt; Alles dies wird aber selten oder nie mit der Nothwendigkeit einer gänzlichen Umwandlung, welche der Mensch in diesem Leben erfahren müsse, wenn er ewig selig werden wolle, in Verbindung gesetzt. Unter allen Griechischen Geistlichen und Laien, versichert der Verf., die er während seines vieljährigen Aufenthalts und im Umgange mit Personen aller Stände ken-

nen gelernt, habe er nicht einen Einzigen getroffen, der eine richtige Erkenntniß von dem articulus stantis vel cadentis ecclesiae (dem Artikel, mit dem die Kirche stehe oder falle), wie ihn Luther nenne, der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben, gehabt hätte. Sie erwähnten zwar öfters des Verdienstes Christi, und des Bedürfnisses, dasselbe zu ergreifen; als Grund der Annahme bei Gott dachten sie sich aber immer die Werke der Christen. Den biblischen Ausdruck: „Wort vom Kreuze, das Kreuz Christi“ verstehen die Griechischen Geistlichen nicht, und denken dabei immer an das Holz des Kreuzes, wovon angebliche Reliquien durch den ganzen Orient und Griechenland verbreitet sind. So lernte der Verf. einen Griechischen Geistlichen in Ithaka kennen, der, als er ihm den Spruch Gal. 6, 14. anführte: „Es sey fern von mir rühmen, denn allein von dem Kreuz unseres Herrn Jesu Christi,“ ihm sagte, man sehe daraus, daß Paulus ein Stück von dem Kreuzesholze be-
 sessen habe. So oft er auch mit den Frömmsten über den Spruch Röm. 5, 1.: „Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott“ gesprochen habe, so habe er doch keinen gefunden, der ihn irgend verstanden hätte. Die Nothwendigkeit einer Wiedergeburt und Erneuerung, die Möglichkeit einer gänzlichen Umwandlung des Menschen, „wenn er schon alt ist,“ sey ihnen etwas völlig Unbekanntes. Bei dem Worte denken sie nur an die Taufe, und über dem Zeichen ist jede Spur einer Bekanntschaft mit der bezeichneten Sache untergegangen. — Und was ist nun an die Stelle der Herrschaft dieser Hauptlehren des Neuen Testaments getreten? Zuerst fällt dem Protestantem höchst schmerzlich auf der übermäßige Marien- und Heiligendienst, welcher in der Griechischen Kirche wo möglich noch stärker im Schwange ist, als in den finsternsten Gegenden der Römischen. Der Verf. fand in den gebräuchlichsten Gebetbüchern Stellen, wie diese: „Zu wem sollten wir wohl fliehen unter den Bekümmernissen dieses Lebens, als zu dir, heilige Jungfrau? Möchten wir dich lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen unsern Kräften! Möchten wir nie von deinen Geboten weichen!“ — Eines der ersten und gewöhnlichsten Gebete, das ein Griechisches

Kind auswendig lernt, ist: „Auf dich setze ich all meine Hoffnung, Mutter Gottes, errette mich!“ In der gewöhnlichen Begräbnissliturgie findet sich die Stelle: „Wir müssen zu Erde werden, da wir Gottes Gebote übertreten haben; aber durch dich, heilige Jungfrau, werden wir aus der Erde zum Himmel erhoben, indem wir vom Verderben des Todes erlöst werden!“ Ihre gewöhnlichen Beinamen sind ἀμάρτος, ἀσώματος, ἀσώματος, ἀσώματος (unbefleckt, untadlich, allerheiligste; in einem oft wiederholten Gebet heißt sie ἐνδοξοτέρα τῶν Χερουβείμ καὶ ἀσχυρότερος τῶν Σεραφείμ (herrlicher als die Cherubim und unvergleichlich erhabener als die Seraphim). Und daß dies Vertrauen ernstlich gemeint sey, zeigte sich dem Verf. einmal recht schlagend, als er auf dem Aegeischen Meere schiffte, und Geiräubt das Schiff in die größte Gefahr brachten; eine Frau warf sich in der Cajüte, wo er war, auf die Knie, und hielt in der größten Hergensangst ein langes Gebet; aber alle Bitten derselben waren an die heilige Jungfrau gerichtet, mit Ausnahme einer einzigen, an den heiligen Nicolaus! — Fast eben so weit wird der Heiligendienst getrieben. Mehrere Ärzte flagten dem Verf., ihre Kunst würde weder beachtet, noch geschätzt, denn auf die Heiligen setze man sein vornehmliches Vertrauen, und kein Mensch danke dem Arzt, wenn er hergestellt sey, sondern schreibe es bloß seinem Gelübde an den Heiligen zu. Noch jetzt laufen die abentheuerlichsten Märchen von den Heiligen unter dem Volke um, besonders auf den Ionischen Inseln, wo Corfu, Cefalonia und Zante jede den Leichnam ihres Patrons, Spiridion, Gerasimos und Dionysius, besitzen will. So glaubte das Volk in vollem Ernste, daß bei der Belagerung von Missolonghi der heilige Spiridion leibhaftig den Griechen zu Hülfe gezogen sey. Auf derselben Insel sollte einer ein Zeugniß ablegen; man gab ihm ein Kreuz zu küssen, und er wollte es darauf ablegen, als man ihn aber in die Kirche führte, und er sollte es dort auf den Namen des Schutzheiligen ablegen, weigerte er sich dessen. Dabei ist merkwürdig, daß die Canonisation keineswegs von dem Patriarchen zu Constantinopel, sondern von dem Volksglauben ausgeht, und ein solcher durch den Ruf heilig Gesprochener bald eben so verehrt wird, als jeder Andere, der längst im Kalender steht. Daher sagen oft Griechische Bettler: „να ἀγιάσῃ ὁ πατέρας σου!“ (möge dein Vater ein Heiliger werden!), manchmal wohl auch: „να ἀγιάσῃς!“ (möchtest du ein Heiliger werden!) In Cäfarea starb ein Americanischer Missionar; viele Griechen waren von dem Eindruck seines ernstlichen christlichen Lebens und seligen Sterbens so durchdrungen, daß sie nach seinem Tode fragten: „ἦν ἅγιος ὁ γυμναστής“ (ist er vielleicht ein Heiliger geworden?) Ganz besonders und unfehlbar kommen in diesen Ruf die Märtyrer, und dafür werden alle gehalten, welche, nachdem sie aus irgend einem Grunde (z. B. Heirathen, was zuweilen vorkommt) Muhamedaner geworden, nachher zum Christenthum zurückgetreten, und darauf ertappt sind, denn alle diese werden bekanntlich in der Türkei hingerichtet. Ein solcher Vorfall hatte sich vor nicht langer Zeit in Tripolizza zugetragen, und man glaubte dort 1828 in vollem Ernste, daß ein solcher Märtyrer die Pest abhalte. — In den Kirchen findet man eine ungeheure Menge Gemälde, doch keine Statuen, indem sie die ersteren unmäßig verehren, letztere aber für Gözenbilder halten. Bei jedem Eintritt in die Kirche kreuzigt man sich vor den Bildern, kniet davor nieder und küßt sie; in jedem Hause, auf jedem Schiff sind solche Heilige, die an die Stelle der alten Hausgötter getreten

sind. Der Missionar hatte einen Freund, der zu Magnesia in Kleinasien bei einem Gemäldehändler wohnte. Einesmals kam ein Mann, und verlangte ein Bild des heiligen Nicolaus. „Was wollt ihr für einen?“ fragte der Kaufmann, „einen wunderthätigen Nicolaus, oder einen gewöhnlichen?“ Der Mann ließ sich von beiden ein Bild zeigen, und hörte nun, wie der wunderthätige noch in der letzten Nacht von seinem Gestell heruntergesprungen, im Hause herumgegangen, und dann wieder an seinen Ort hinaufgestiegen sey. Da dieser aber das Doppelte kosten sollte, mußte der Mann sich mit einem gewöhnlichen Nicolaus begnügen. Wenn man mit Geistlichen und Theologen über das Unchristliche des Heiligen- und Bilderdienstes redet, so machen sie eine dreifache Unterscheidung; den Bildern und Heiligen gebe man nur προσκύνῃν (Niederfallen), der heiligen Jungfrau ἐκτενέστατον (einen tiefstehrfurchtvollen Dienst) und Gott λατρεύειν (eigentliche Anbetung). Bei solchen Gesprächen war die Alexandrinische Uebersetzung der LXX, welche in der Griechischen Kirche in hohem Ansehen steht, von großem Nutzen; denn 2 Mos. 20, 5. werden in derselben grade die Ausdrücke προσκύνειν (niederfallen) und λατρεύειν (dienen, anbeten) auf gleiche Weise von den Bildern gebraucht und beides verboten. Einen großen Eindruck machte auch immer das Citat aus dem Panarium des verehrten heiligen Epiphanius (3, 59 und 79.), der bei Gelegenheit der Erwähnung der Collyridianerinnen, einer Secte Marienverehrerinnen in Arabien, sechs mal in Einem Abschnitt auch jenen geringsten Grad der Verehrung, die προσκύνῃς der Maria verwirft, und sie heidnisch und teuflisch nennt. Noch stärker wirkte aber immer die Homilie des Chrysostomus über Matth. 12, 46—49., wo dieser Heilige, den sie gewöhnlich θεός (göttlich) nennen, von Maria sagt, ihr Verehnen sey ehrgeizig und thöricht gewesen; nicht die Geburt wehen, sondern das Halten seiner Gebote mache zu einer Mutter Christi, und dann die Christen ermahnt, wie sie eben dasselbe werden könnten, was Maria war. Als der Verf. diese Stelle einem Griechen in Smyrna zeigte, sagte dieser: „Ich würde diese Worte für gotteslästerlich halten, wenn sie nicht Chrysostomus gesagt hätte!“

Die Griechen halten jährlich vier Fasten, die selbst ein Mörder, der schon auf die Vollbringung seiner That ausgeht (von der der Verf. Beispiele erzählt), nie unterläßt; dabei haben sie äußerst kleinliche und künstliche Speiseunterschiede. — Unter den sieben Sacramenten, die sie mit der Lateinischen Kirche gemein haben, nehmen Taufe und Abendmahl jedoch die höchsten Stellen ein. Bei der Taufe halten sie sehr auf den Gebrauch des dreimaligen Untertauchens mit Beziehung auf die drei Personen der Gottheit; sie geschieht so, daß ein Kind in ein Taufbecken gelegt und dreimal mit Wasser begossen wird. Mit besonderem Wohlgefallen bemerkten die Geistlichen im Englisch-kirchlichen Gebetbuch die alte (außer Gebrauch gekommene) Vorchrift des Untertauchens bei der Taufe. — Seit der Griechischen Revolution ist es sehr üblich geworden, von den Heiligennamen abzugehen, und den Kindern klassische Vornamen: Epaminondas, Themistocles, Leonidas, zu geben. Einen Professor Theophilus in Hatvati hörte der Verf. aber es sehr tadeln, daß auch Mädchennamen aus dem Heidenthum gewählt würden, wie Cappha, Aspasia, da diese Erinnerungen so zweideutiger Art seyen, und der schlug Namen, wie Evanthia, Eudoxia vor. Die Salbung, oder Confirmation, folgt gleich auf die Taufe. Ueber die Brodverwandlung im Abendmahl herrscht keineswegs

eine völlige Uebereinstimmung in der Griechischen Kirche, da kein älteres Concil sie festgesetzt hat; der Verf. hörte Einige sie behaupten, Andere sie läugnen; in den alten, noch gebräuchlichen, aus den ältesten Vätern zum Theil entlehnten Liturgien sind Ausdrücke, die sie begünstigen, und andere, welche dagegen sprechen. Doch herrschen ziemlich dieselben abergläubigen Mißbräuche in dieser Hinsicht, wie in der Römischen Kirche. Bei dem gewöhnlichen Gottesdienste communicirt nur der Priester, nur viermal jährlich die Laien. Dabei wird Brodt und Wein vermischt gereicht. Noch heut zu Tage findet man den abgeschmackten Haß gegen die Azymen in der Römischen Kirche (die ungesäuertes Brodt im Abendmahl genießen), und die Geistlichen freuen sich sehr, wenn der Verf. ihnen sagte, in der Englischen Kirche herrsche derselbe Gebrauch wie in der Griechischen. Dabei aber ist die Ansicht allgemein, das Abendmahl sey nicht recht, wenn nicht warmes Wasser unter den Wein gemischt worden. Ein Priester in Thaka wollte dem Verf. die Vorzüge seiner Kirche dadurch beweisen, daß er ihm anbot, sie beide wollten Brodt consecriren, und es dann einschließen; es werde sich dann nach einiger Zeit zeigen, daß das Brodt des Ketzers verfault, seines aber unverfehrt geblieben sey. — In Bezug auf die Beichte herrscht ein ähnliches Verhältnis, wie in der Römischen Kirche; der Verf. bemerkt die großen Vortheile, welche der daraus entstehende genaue Umgang des Pneumatikos (Beichtvater) mit den Beichtkindern für fromme Geistliche gewähre; er erzählt dabei, wie ein Mönch, der ihn für einen heiligen Mann gehalten, im größten Ernst ihm gebeichtet, und ein abscheuliches Vergehen in äußerster Gewissensangst ihm bekannt habe, welche Gelegenheit er benutzte, ihn zu Christo zu weisen. Die Vorstellungen von der Beichte zeigt eine Predigt, welche der Verf. darüber von einem verehrten Geistlichen hörte, worin folgende Stelle vorkam: „Für alle Sünden des Menschen, hat Gott zwei Gerichte eingesetzt, eins auf Erden in diesem Leben, eins im Himmel in dem anderen Leben. In dem jenseitigen Gericht ist Gott, ganz in Zorn, ohne Barmherzigkeit; hier ein Mensch, voll Barmherzigkeit, ohne Zorn. Dort darf der Uebertreter keine Entschuldigung vorbringen; hier empfängt er Vergebung. Wer hier Vergebung vom Pneumatiko erlangt hat, der erlangt auch Vergebung von Gott. Oft habe ich dir gesagt, o Christ, wie leicht die Vergebung der Sünden in der Beichte ist; heute habe ich dir gezeigt, wie furchtbar die Untersuchung der Sünden in dem zukünftigen Gerichte seyn wird. Ich habe Wasser und Feuer vor dich hingestellt, wähle nun, was du willst!“ — Die Salbung mit Oel, das *εὐχέλαιον*, hat in der Griechischen Kirche eine andere Bedeutung, als die letzte Delung in der Römischen; in der ersten ist sie, mit genauer Anschließung an Jac. 5, 14. 15. ein Besserungsmittel für Kranke, und man erzählt sich viele Beispiele von ihrer Wirkung.

Der Haß der Griechischen Kirche gegen die Römische ist noch immer sehr heftig, und wird in vielen Gegenden gesteigert, wenn es Römischen Missionaren gelingt, Proselyten zu machen. Oft hörte der Verf. von Griechischen Geistlichen, viel eher würden sie sich mit den Protestanten vereinigen, als mit den Römisch-Katholiken. Es ist nicht selten, daß Katholiken, wenn sie übertreten, wiedergekauft werden, wo dann bei der Untertauschung man sie so lange, als möglich, unter dem Wasser hält, damit der papistische Unrath desto besser abgewaschen werde; dagegen erlebte der Verf. in Zante den Uebertritt eines Pro-

testanten, der bloß das Christma oder die Confirmation empfing. Noch immer ist ihr alter Unterschied von der Römischen Kirche, der Zusatz des *kliouue* (der Streit über das Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater, oder vom Vater und Sohn) unter ihnen lebendig. Ein Professor der Theologie an der Academie zu Corfu, Pharmakides, wußte die Griechische Lehre so geschickt zu entwickeln, daß der Stifter jener Academie, der Graf v. Guilford, der sein Zuhörer dabei war, dem Verf. nachher sagte, die Reformatoren schienen wohl über den wichtigeren Streitpunkten die Revision dieses Dogma vergessen zu haben, denn die Griechen hätten doch wohl darin völlig Recht. — Das Fegfeuer halten sie für einen argen Aberglauben, und sobald man gegen einen Geistlichen dessen erwähnt, führt er gleich den Spruch an: „*Εν τῷ ἁγ. οὐκ ἔστι πύρρον*“ (in der Hölle keine Feuer!) Nichts desto weniger beten sie für die Verstorbenen, wobei sie die unbestimmte Vorstellung haben, sie wollten der göttlichen Barmherzigkeit keine Schranken setzen; sogar Bettler auf den Straßen sprechen dergleichen, und sehr häufig halten die Priester für Geld solche Gebote. Hält man ihnen diesen Mißbrauch vor, so sagen sie: „*Εὐχὴ τὸ πύρρον*“ (so haben wir es gefunden). — Die Ordination verheiratheter Personen ist nicht selten; doch darf nach der Ordination Niemand mehr heirathen. — Das Mönchsleben ist sehr verbreitet; doch ist gegenwärtig unter den höheren Klassen ein großer Haß gegen dasselbe herrschend geworden, und es ist nicht unmöglich, daß den Klöstern gewaltsame Aufhebung und Säkularisation zu Staatszwecken bevorsteht. Nonnenklöster sind ungemein selten; der Verf. traf auf allen seinen Reisen in Griechenland und dem Orient nur zwei. — Die apocryphischen Schriften befinden sich in der Griechischen Kirche in derselben Stellung, die sie in der Römischen vor dem Tridentinischen Concil einnahmen; sie werden nicht von Allen für göttliche Schriften gehalten, man bedient sich ihrer hier und da und liest sie in der Kirche vor, aber nicht allgemein.

Nach der Schilderung des religiösen, geht der Verf. zur Beschreibung des moralischen Zustandes der Griechen über. Viele hätten, sagt er, neuerlich behauptet, daß die Griechen in moralischer Hinsicht tief unter den Türken stünden. Allerdings müsse er eingestehen, daß die Griechen im Ganzen eine sehr entartete, tief verderbte Nation seyen; aber er läugne, daß sie die Türken in dieser Hinsicht überträfen. Grade von niedrigen, schändlichen Verbrechen höre man öfter unter den Türken, als unter den Griechen; dann aber habe die Unterdrückung furchtbar eingewirkt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Anordnung eines allgemeinen Buß- und Bet-
tages im Großherzogthum Sachsen-Weimar am
2. December 1831.

(Schluß.)

Doch allerdings müssen wir, um nicht mißverstanden zu werden, hierzu noch zwei Bemerkungen machen: 1. Wie in diesem letztangeführten siebenten Psalm Vers 12 und 13. es schon im N. T. von Gott gerühmt wird, daß er täglich — erst lange Zeit nur — drohe, sein Schwerdt wehe und seinen Regen spanne, ob man sich vielleicht noch bekehren wolle; — ja, wie wir solche Langmuth auch

in allen Büchern des N. T. mit Thatbeweisen seiner väterlichen Erbarmung wirklich bekräftigt sehen; — so sind zu aller Zeit Tausende von verlorenen Söhnen bei ihren selbst verschuldeten Trübrern des Elendes durch die über sie verhängten Strafen Gottes noch in sich gegangen und bei reuiger Umkehr zum Vater noch wie „Brände aus dem Feuer“ von demselben gerissen worden. — Aber ohne diese Buße und Umkehr wären sie also Brände im Feuer geblieben! — 2. Allerdings ist im N. T. von zeitlichen Strafgerichten Gottes weit weniger die Rede, als im A. T. Christus selbst kam nicht, um die Welt zu richten, sondern selig zu machen. Darum auch ließ er aller Welt die angenehme Zeit des Heils, eine Zeit der Erquickung und Gnade und Friede von ihm und von Gott dem Vater anbieten; allerdings soll um deswillen auch (bis an's Ende der Welt) keine Sündfluth wiederkommen (1 Mos. 8, 22.) und die Diener Christi sollen kein Feuer vom Himmel erbitten, wie Elias that; Luc. 9, 54—56. Allerdings sollen wir unseren Nächsten weder richten noch verdammen, sondern seine Seele lieber erretten und selig machen; aber eben, weil dies die letzte große Gnadenjunde ist, die über die Welt nun angebrochen ist, und wir nun kein anderes Opfer für unsere Seligkeit, keine andere Offenbarung bis zum Gericht mehr zu erwarten haben, eben deshalb redet das N. T. desto mehr von dem großen, letzten Gerichte, das der Sohn Gottes über die ganze Welt halten werde; 1 Cor. 10, 11. Ja, gleich auf den ersten Blättern muß Johannes der Täufer von der Art zeugen, die nun den Büumen an die Wurzel gelegt sey, und bis auf die letzten Blätter der Offenbarung des andern Johannes wird nun fortwährend auf das schreckliche Warten des Gerichts und des Feuers eifers verwiesen, der die Widerwärtigen verzehren werde. Allein muß denn nicht schon dieses Warten des Gerichts durch Furcht des Todes alle diejenigen, welche sich noch nicht mit Gott versöhnen ließen, im ganzen Leben zu Knechten machen? Hebr. 2, 15. Also nicht zu Kindern, sondern zu „Knechten,“ auf welchen darum auch noch der Geist der Furcht und des Verzagens liegt! Luc. 21, 26. Hat man denn nicht auch wirklich diese Furcht und Angst, welche allen Seelen der Menschen, die da Böses thun, schon für diese Zeit (Röm. 2, 15.) angekündigt ist, in unseren Pest- und Kriegszeiten häufig genug gesehen? O! wenn der Gewaltige das Volk, wie Heu, dahinnähmt, wenn seine Wasserfluthen daherrauschen, und in wenig Stunden ein Land überschwemmen, wenn seine Hand die Erde anrührt, daß sie erbebt, und die Abgründe sich aufthun und die Pforten der Ewigkeit sich nahen, — sagt! spricht da nicht der Geist der Wahrheit selbst aus eines frommen Moses Mund: „Das ist dein Zorn, daß wir so plötzlich dahin fahren!“ Ps. 90. Handelt sich's auch dann noch von bloßen „Erziehungsmitteln“ des himmlischen Vaters, wie die Bußtagsverordnung sagt? Sie selbst spricht ja einige Zeilen darauf nicht von einer väterlichen Ruthe, sondern von einer „Geißel“ der Pestilenz, von einer „Seuche, die im Mittag verderbet.“ So muß sie doch auch zugeben, daß der himmlische Vater nicht bloß väterlich züchtige und erziehe, sondern auch geißeln und verderben kann? Und allerdings, wo hat der Herr jemals im N. T. seine Macht aufgegeben, die Lente seiner Christenheit von der Spreu der Gottlosen zu fegen, und schon jezo zuzustreuen, wo Niemand aufzulesen kann? Zeigen uns nicht die in alle Welt zerstreuten und verzagten Juden, die verarmtesten Christengemeinden Kleinasiens und Griechenlands, die Verstockung Roms und tausend andere Beispiele, daß der Herr noch heute Richter ist, und geben, aber auch nehmen, seinen Leuchter aus Gnaden aufrichten, aber auch in Zorn umstoßen kann? Handelt sich's auch dann

noch von bloßen „Erziehungsmitteln,“ wenn Jahrtausende in dicker Finsterniß dahingehen und Gott der Herr selbst seiner unbekannten, abtrünnigen Gemeinde nur „kräftige Irrthümer sendet?“ (2 Thess. 2, 11.) Wohl! wir sagen es noch einmal: denen, die Gott lieben, dient Alles zum Besten; denen sind alle Gerichte, die Paulus 1 Cor. 10. vorhält, Erziehungsmittel in der Hand ihres Gottes, woran sie, wie an Lot's Weib, gedenken und zusehen sollen, daß sie, die da stehen, nicht auch noch fallen und mit der Welt verdammt werden! —

Aber ach! die Bußtagsverordnung widerspricht sich hiebei selbst abermals auf eine höchst traurige Weise, und zeigt deutlich, daß es ihr nicht einmal mit dem „weisen Erziehungsmittel“ ein Ernst, sondern daß ihr dies bloß ein geborgtes Wort ist. Denn nur einige Zeilen vorher nennt sie dasselbe, was sie hier Erziehungsmittel nennt, „Verhältnisse,“ welche aus der „natürlichen, einmal von Gott festgesetzten Einrichtung der Dinge hervorgehe!“ Wir wollen, um nicht die Leser zu ermüden und unserem Schmerz über solchen trost- und glaubenstosen Irrthum, der selbst von dem verordneten Vätern unseres Landes in öffentlicher Verordnung ungeschont ausgehen darf, noch mehr Raum zu geben, außer dem Bishergesagten auch hier wiederum nur darauf aufmerksam machen, in welchem schreienden Contrast es mit dieser Behauptung stehe, wenn die Bußtagsverordnung auf der vorhergehenden Seite die Stelle Matth. 10, 29—31. anführt! Wie reimt sich die specielle väterliche Fürsorge für die Haare seiner Gläubigen, wie für die Sperlinge, — mit dem Sage, daß Alles nach der von Anfang her festgesetzten natürlichen Ordnung der Dinge gebe? So kann man sich also auf dergleichen schon klingende, Sand in die Augen streuende Bibelcitate verlassen! —

Wir eilen zum Schluß, und fragen nur noch zuletzt: Es mögen die Landplagen und Verhängnisse, von denen hier die Rede war, bloße natürliche Wirkungen natürlicher Ursachen, oder bloße weise Erziehungsmittel seyn, wie ist's möglich in dem einen, wie in dem anderen Fall, um ihre Linderung zu beten? Sollen wir beten: „Wende ab, o Gott! deine weisen Erziehungsmittel!“ oder sollen wir fragen: „Warum hast du das unabwendbare Naderwerk der Natur nicht anders angeordnet?“ — Freilich von einem Gebet ist auch in der ganzen Abhandlung unserer Bußtagsverordnung nicht mit Einem Worte die Rede; aber doch auf dem Titel steht noch der alte Name: „Buß- und Bettag,“ und in dem beigelegten kirchlichen Ritual darf ja das Kirchengebet und Vater-Unser nicht fehlen und ist sogar „fuiend“ verordnet. Allein, wenn das alte Bußtagsgebet überall noch im Lande gebraucht wird, so haben wir schon oben bemerkt, daß dieses mit der ausgegangenen letzten Bußtagsverordnung ebenfalls im Widerspruch steht, und wir müssen dasselbe mindestens von der sechsten und siebenten Bitte des Vaters unsers bemerken.

So lange wir über den hier besprochenen Gegenstand nicht eines Besseren belehrt worden sind, wollen wir — sonderlich in dieser „letzten betrübten“ Zeit — Gott gebe — aus recht vieler Gläubigen Mund — immer brünstiger aus unserem Gesangbuch singen: „Straf uns nicht in deinem Zorn, Großer Gott, verfühne! Ach, laß uns nicht seyn verloren, Nach Verdienst nicht lohne! Dich entzündt hat die Sünd; Lach! ab in dem Lämme Deines Zornes Flamme!“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 15. Februar.

N^o 13.

Griechenland und der Orient.

(Fortsetzung.)

Unter den herrschenden Sünden der Griechen tritt dem ernstesten Christen ein schrecklicher Mißbrauch des Namens Gottes höchst verlegend entgegen, in allen Formen, in den nutzlosesten Beihuerungen und Schwüren sowohl als in den abscheulichsten, profansten Eßlichen. „In einigen Gegenden,“ sagt Herr Hartley, „hörte ich fast täglich einen so grausenhaften Fluch, daß ich mir nicht hätte denken können, ein Teufel in der Hölle hätte einen so lästerlichen, gräßlichen Gedanken denken können.“ — Der Sonntag wird insofern beobachtet, als an demselben keine weltlichen Geschäfte vorgenommen werden; dagegen dient er vorzugsweise zum Vergnügen. — Unter den herrschenden Lasteren ist Mord nur da häufig, wo aller obrigkeitliche Zwang aufgelöst ist. Vor der Ankunft des Präsidenten Grafen Capo d'Istria war Morea in lauter kleine Herrschaften zerfallen, deren Häupter sich in den blutigsten Fehden bekriegten. Wenn man ihnen diese Krieges- und Mordlust vorhielt, erhielt man nicht selten die Antwort: „Τὸ κακὸν τοῦ γένους!“ (das ist einmal die böse Art unseres Volks! mit Hindeutung auf den Zustand des klassischen Griechenlands). Die Grausamkeit gegen die Türken war, da der allgemeine, lang verhaltene Haß gegen sie losbrach, allerdings schrecklich; doch will man Griechen und Türken in dieser Hinsicht vergleichen, so möchte die Geschichte Sultan Muhamed's II. bei seiner Eroberung Züge viel schrecklicherer Grausamkeit und Treulosigkeit darbieten. Der Verf. erzählt davon indeß in der That schauerhafte Züge. Ein angesehenener und edel gesinnter Geistlicher erzählte dem Verf. ein schreckliches Beispiel von Grausamkeit. Zu Anfang der Revolution wurden in Spezzia zwanzig Türken gefangen genommen; neunzehn derselben wurden niedergemacht, einer entkam durch Zufall; der Geistliche hielt gerade Gottesdienst in einer Kirche, als ein Grieche mit bluttriefenden Händen von der Abschachtung jener neunzehn hineintrat, und fragte, ob der zwanzigste dort verborgen sey. Der Geistliche verneinte es; nachdem er nun in allen, auch den heiligsten Orten vergebens gesucht, verrichtete er mit Kreuzen, Knien und

Küssen seine Andacht vor einem Bilde, und zog dann hin, den noch übrigen Gefangenen zu ermorden, der zuletzt auch aufgefunden und getödtet ward. Ein von einem Griechen in Hydra aus Mitleid geretteter kranker Türke wurde von ihm einer Frau in Kastri zur Pflege übergeben; da die Besserung desselben sich jedoch verzögerte, brachte sie ihn in eine einzeln stehende Hütte, umgab sie mit lauter brennbaren Stoffen, zündete diese an und verbrannte ihn. Dagegen erzählt er, daß bei seiner Anwesenheit in Aegina sechzig gefangene Türken, die als Sklaven dort arbeiteten, auf eine bei dem Senat eingereichte Bitte die Freiheit erhielten. „Laßt die armen Kerls los, laßt sie zu ihren Weibern und Kindern zurück!“ rief Alles im Senat, als die Bitte ankam. — Laster der Wollust sind in Griechenland und der Türkei zwar sehr häufig, doch findet sich unter Griechen sowohl als Türken selbst in großen Städten weniger öffentliche Wollust, als in den großen christlichen Hauptstädten, namentlich London. Sehr verderblich wirkt auf die Sitten die große Leichtigkeit der Ehescheidungen, wozu Bischöfe ohne Schwierigkeit die Erlaubniß ertheilen; wogegen sonderbar absteht die große Angstlichkeit bei der Vermeidung auch entfernter Verwandtschaftsgrade (selbst die Kinder rechter Bettern dürfen sich nicht heirathen) und die Annullirung längst bestehender Ehen aus solchen Gründen. — Trunkenheit ist weder unter Griechen noch Türken ein häufiges Laster. Die Herrschaft desselben unter den Englischen Soldaten empörte die Einwohner so, daß sie sie gewöhnlich *zsa*, Thiere, nannten. — Räubereien der Großen waren unter den Griechen von jeher sehr häufig, besonders gegen Türken; die Abstammung von den sogenannten Klephten sogar ein Ruhm; nicht immer wurden aber Türken, oft auch Griechen beraubt. Cerräuberei war und ist bekanntlich in einem außerordentlichen Grade herrschend. — Lüge und Falschheit wird den Griechen am häufigsten und stärksten vorgeworfen, und es läßt sich auch nicht läugnen, daß sie tief darein verfunken sind; doch stehen sie in dieser Hinsicht keineswegs unter den Türken, wie Viele behauptet haben, unter denen nichts häufiger ist, als falsches Zeugniß vor Gericht. — Bei weitem der verderbteste Theil des Griechischen Volks sind, merkwürdiger Weise, jetzt, wie in alter Zeit, die Bewohner von Candia, die als die schlechtesten Menschen im

ganzen Orient verrufen sind; unter ihnen herrscht Raub und Mord auf die schauderhafteste Weise. In einem Gespräch mit einem Candidaten führte der Admiral Miaulis ihm einmal die alte Schilderung Tit. 1, 12. an: „Die Creter sind immer Lügner, böse Thiere und faule Bäume,“ und sagte, der Apostel Paulus habe sie schon als die schlechtesten Menschen geschildert. Der Candidat antwortete ihm witzig, David sage Ps. 116, 11, alle Menschen seyen Lügner; Miaulis aber erwiderte ihm, er sage nicht: „immer Lügner,“ was Paulus von den Cretern sage.

Die Griechische Geistlichkeit steht in moralischer und wissenschaftlicher Hinsicht allerdings sehr tief; sie genießt indes nicht nur keine gründliche Schul- und gar keine academische Bildung, sondern empfängt nirgends auch nur in den Anfangsgründen der christlichen Lehre einen ordentlichen Unterricht. Dennoch wird auf Anstand und Sitte bei ihnen einigermaßen gehalten; auf Corfu hörte der Verf., daß der Bischof zwei Priester, weil sie einen Sonntag im Theater gewesen, auf zwei Monate suspendirt und in noch andere Strafen genommen habe. In Cefalonia lernte er einen Geistlichen kennen, der sich sehr vor anderen auszeichnete; er war eine Zeitlang in Frankreich erzogen worden, las die heilige Schrift, verließ sich auf sie, als die höchste Auctorität, und ermahnte auch Andere zum Bibellesen. Der Verf. wollte mit ihm von Cefalonia nach Ithaka schiffen, ein Sturm trieb sie aber in einen kleinen Hafen von Cefalonia zurück, wo sie mit Mühe einen Berg ersteigen und in einem Kloster ein Obdach suchen mußten; hier wies man ihnen für die Nacht ein Stübchen an. Als sie sich zu Bette legen wollten, sagte der Verf. zu dem Priester: „Wenn Freunde in England auf diese Weise zusammenwohnen, vereinigen sie sich vor dem Schlafengehen zum Gebet.“ — „Gut,“ sagte er, „lasset uns dies thun;“ er kniete nieder und hielt ein inniges Gebet. Bald nachher schloß er sich an eine fromme Englische Familie, die auf seiner Insel wohnte, an, und leitete öfters ihre Hausandachten. Einmal wurde er gefährlich krank, der Verf. besuchte ihn; während einer Zeit, wo ihm die Sprache vergangen war, sah er Thränen aus seinen Augen fließen; als er wieder sprechen konnte, sagte er, er habe nicht vor Schmerz geweint, sondern an die Freude gedacht, die auf ihn warte, wenn er selig hinübergehe. Er versicherte dem Verf., er habe ein Bedürfniß, täglich wenigstens eine Stunde sich ausschließlich mit Gott und göttlichen Dingen zu beschäftigen, und bediente sich dabei des starken Ausdrucks, der aber dem Verf. durchaus redlich gemeint schien: „Wenn ich im Paradiese wäre, und könnte täglich nicht eine Stunde ganz in der Gemeinschaft und Beschäftigung mit Gott zubringen, so würde es kein Paradies für mich seyn.“

Nach diesen Schilderungen kommt der Verf. nun zu der Darstellung der Versuche, welche in neuerer Zeit von Missionsgesellschaften gemacht worden sind, um das Licht der verfinsterten göttlichen Wahrheit in der verfinsterten Orientalischen Kirche wieder zu verbreiten, wobei er jedoch größtentheils sich auf das beschränkt, was er selbst gethan und gesehen hat. Alle Missionsthätigkeit im Türkischen Reiche ist für jetzt noch auf die verschiedenen christlichen Kirchengemeinschaften desselben beschränkt; denn noch besteht das blutige Gesetz, wonach jeder Muhamedaner, der zum Christenthum übertritt, augenblicklich hingerichtet wird; und ein neuerlich erschienener Firman des Großsultans hat ausdrücklich die Annahme der christlichen heiligen Schriften von Seiten der Türken verboten. Alle Missionen der Gesell-

schaften in England sind daher den Bemühungen der Wahrheitszeugen des Mittelalters zu vergleichen, welche in der verfinsterten Römischen Kirche das lautere Evangelium wieder an's Licht zu ziehen suchten. Der Verf. sieht nicht an zu behaupten, daß die Kirche Englands unter Heinrich VIII. viel verfinsteter gewesen, als die heutige Griechische, und die Nacht des Widerstandes, welchen die Römische Kirche damals ausbieten konnte, ungleich größer. Aus diesem Verhältniß leitet er eine große Ermuthigung für das Missionswerk in Griechenland ab, die er zugleich auch in den bereits sichtbaren Erfolgen der bisherigen noch geringen Bemühungen findet.

Zuerst redet er von der Verbreitung der heiligen Schrift in Griechenland. Obgleich die Griechische Kirche in anderer Hinsicht noch unter die Römische herabgesunken ist, so hat sie sich doch nie so schwer vergangen, die heilige Schrift den Christen zu entziehen. Ja in neueren Zeiten scheint die Leichtigkeit ihrer Verbreitung noch zugenommen zu haben. Der Verf. vergleicht das Schicksal des Patriarchen Cyrillus Lucaris, welcher in Genf und Oxford die Reformirte Lehre liebgewonnen, und eine Uebersetzung des Neuen Testaments in's Neugriechische veranstaltet hatte, dafür aber im Jahre 1638 auf Anstiften der Jesuiten und latinisirenden Griechen in Constantinopel, welche die Türkische Obrigkeit gewonnen hatten, hingerichtet wurde, mit der Bereitwilligkeit, welche Dr. Pinkerton auf einer Griechischen Synode gefunden, die ihm gar keine bedeutende Schwierigkeiten entgegenstellte, und den Archimandriten, später Erzbischof Silarion von Lernovo in Bulgarien, als den geeignetsten Mann zur Vollendung des Unternehmens anwies. Noch ehe seine Uebersetzung vollendet war, hatte die Britische Bibelgesellschaft schon die Uebersetzung des Cyrillus Lucaris drucken und verbreiten lassen; und jetzt ist auch Silarion's Uebersetzung weit verbreitet, obwohl er leider das Alte Testament wegen der Russischen Kriegsunruhen nicht hat vollenden können. Herr Hartley hörte weder in Griechenland noch in Kleinasien jemals einen Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Schriftverbreitung unter den Laien; zwar soll 1828 der Bischof von Paros sich derselben widersetzt haben, doch kann, da man später nichts weiter davon hörte, dieser Widerstand von keiner langen Dauer gewesen seyn. Der Bischof von Salanta, zu dessen Sprengel Athen gehört, ermahnte das Volk in der Kirche zum Bibellesen; und so auch noch andere. In Smyrna wurden 1828 bei der Schulprüfung siebzig Neue Testamente als Prämien vertheilt; der Erzbischof selbst war in der ganzen Pracht eines Orientalischen Prälaten dabei zugegen, jeder Knabe, der ein Neues Testament empfangen hatte, kniete vor ihm nieder und empfing seinen bischöflichen Segen. Eben so wenig leisteten die Laien der Verbreitung der Bibel Widerstand; ja, das Interesse daran läßt sich nicht besser als durch den Umstand darthun, daß binnen vier Jahren in Smyrna 11,000 Neue Testamente vertheilt wurden, von denen nur 500 verschenkt, die übrigen alle verkauft wurden. Während desselben Zeitraums wurden in Constantinopel 21,000 verkauft. Im September 1827 kam der Verf. mit einem Americanischen Missionar, Brewer, nach der Insel Syra, sie hatten 2,000 Neue Testamente bei sich, und obwohl in jener Zeit des eben erst entstehenden freien Griechenlands sonst überall sehr gespart wurde, erließen die Behörden doch den Eingangszoll gänzlich, was auch noch an anderen Orten geschehen ist. Als der Verf. im Winter 1827—28 in Aegina war, sagte ihm ein Mann von Stande: „Ich kann hier in kein Haus

gehen, wo ich nicht das N. T. finde.“ Der Verf. verkaufte dort allein 385 Exemplare. Er bediente sich dazu eines jungen Griechen, Johannes Bazarides, welchen er in Constantinopel zu sich genommen, und durch Gottes Gnade zur Erkenntniß der christlichen Wahrheit geleitet hatte. — Ein sehr wichtiger Schritt war die Einführung des N. T. in die Schulen; dieser gelang zuerst dem Agenten der Englischen Bibelgesellschaft, Barker, im Jahr 1829, durch Graf Vialro Capo d'Istria, Bruder des Präsidenten. Noch wichtiger war die Einführung der Vorlesung des N. T. in den Kirchen, und auch damit ist seit dem Jahre 1829 der Anfang gemacht! Und merkwürdig genug zuerst auf der Insel Tino, dem Sitze des fassesten Aberglaubens, des abgöttischen Mariendienstes! Andere Kirchen sind diesen Beispiele gefolgt. Merkwürdig ist, daß die Griechen sehr häufig selbst in Staatsurkunden, in öffentlichen Reden die Bibel citiren; so fing des Präsidenten Capo d'Istria's erste Proclamation mit den Worten an: „Ist Gott für uns, wer will wider uns seyn?“ Oft wissen auch Leute aus dem Volk lange Stellen der Bibel auswendig, ohne sie zu verstehen; wie dem Verf. ein Griechischer Bediente in Smyrna lange Stellen aus den Briefen Pauli hersagte; daher zu hoffen ist, daß das N. T. in einer ihnen verständlichen Sprache um so mehr Eingang finden wird.

Nächst der Verbreitung der heiligen Schrift haben es sich mehrere Englische Gesellschaften angelegen seyn lassen, gute theologische und allgemein christliche Schriften in Griechenland zu verbreiten. Bis jetzt gab es dort gar keine gute religiöse Schrift, die nur einigermaßen zu christlicher Belehrung oder Erbauung hätte dienen können; die vorhandenen Predigten oder Synaxarien (Legenden) führten nur mehr in die Irre. Das Beste, was die Griechen in dieser Hinsicht noch besitzen, sind die Schriften ihrer Kirchenväter, unter welchen Basilus, die beiden Gregore, Chrysostomus und Epiphanius im größten Ansehen stehen. Jedes Kloster besitzt entweder gedruckte Ausgaben derselben oder Handschriften, in welchen letzteren Gelehrte gewiß noch manches Ungedruckte auffinden würden. Die Handschriften sind meist aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert, sehr schön geschrieben, und führen den Titel: Χρυσόστομα. Indes verstehen nur sehr wenige Mönche Hellenisch (das Neugriechische heißt im Gegensatz Romaisch); nur einen traf der Verf., der die Kirchenväter studirte; obwohl Chrysostomus nie anders als ὁ Θεός (der Göttliche) genannt wird. Die bedeutendsten Schriftsteller Neugriechenlands sind Korai und Bambas. Der erste hat seit mehr als zwanzig Jahren in Paris viele Klassiker mit Noten und Prolegomenen herausgegeben; anonym ließ er einen „Brief dreier Bischöfe an Papst Julius III.“ drucken, worin er scheinbar den Aberglauben der Römischen Kirche, mit diesem aber besonders auch den seiner eigenen, namentlich den Heiligen-Bilderdienst angreift, die Märtyrerverehrung namentlich mit einem Citat aus dem Briefe der Smyrnaischen Gemeinde über den Märtyrertod des Polycarpus. Bei Eusebius, K. G. 4, 15.: „Einige gaben dem Proconsul ein, daß er den Christen den Leichnam des Polycarp nicht ausliefern sollte, damit sie nicht statt Christi nun diesen verehrten; doch sie wußten nicht, daß wir niemals Christum verlassen können, der für das Heil der ganzen Welt der Erlösung gelitten hat, noch irgend einen Anderen verehren. Denn ihn beten wir an, da er der Sohn Gottes ist, die Märtyrer aber lieben wir mit Recht als die Schüler und Nachfolger des Herrn wegen ihrer unübertreff-

lichen Liebe gegen ihren König und Meister.“ J. Professor Bambas ist wegen seiner ethischen und rhetorischen Schriften berühmte, und jetzt der erste Lehrer an der Academie zu Corfu; er ist ein Mann von erster Besinnung. Gegenwärtig gibt es in Griechenland keine Schriften, die so verbreitet wären, als das N. T. und christliche Bücher; und bis jetzt hat sich keine Opposition der Kirche gegen sie erhoben, kein Anathema sich vornehmen lassen. Bei den niederen Ständen steht ihrer Verbreitung oft die Unkunde des Lesens entgegen; doch kann über die Hälfte der Bewohner lesen; in den letzten Jahren waren sie zu sehr in weltliche Händel und Noth aller Art verflochten; auch die höheren lesen im Ganzen nicht viel. In den Schulen beginnt der Unterricht damit, daß einem Kinde eine Tafel gegeben wird, auf der die Buchstaben geschrieben stehen; sobald es diese weiß, lernt es sogleich Worte in der ihm unverständlichen Altgriechischen Sprache, und zwar die mit einem gewissen Rhythmus ausgesprochene Sentenz: „Ἅγιος ὁ Θεός, ἅγιος ἰσχυρὸς, ἅγιος ἀθάνατος, ἐλέησον ἡμᾶς“ (heiliger Gott, heiliger mächtiger, heiliger unsterblicher, erbarme dich unser!). Von da geht man gleich zu dem Psalter nach der Septuaginta, also wieder zu etwas völlig Unverständlichem über. Diese verderbliche Sitte, die Kinder in den Schulen in unverständlichen Sprachen lesen zu lassen, herrscht unter allen Bewohnern der Türkei; die Türkischen Kinder lesen Arabisch, die Armenischen Altarmenisch, die Jüdischen Hebräisch. In der Schule herrscht die grausame Züchtigung, des γάλαγγας, der Bastonade: die Kinder werden auf die Erde gelegt, legen die Füße auf eine Bank, und werden mit einem eigenen Instrument auf die Sohlen geschlagen. — In der neuesten Zeit hat sich in einigen Gegenden Griechenlands eine große Wißbegierde verbreitet, man hört fast nichts als das Wort προκοπή (Fortschreiten), und die neue Regierung befördert Schulen, namentlich auch die Bell-Lancasterschen. Eine Schule des Missionar Kora in Syra blühte sehr schnell auf, die heilige Schrift war darin die Grundlage alles Unterrichts, die Zahl der Kinder belief sich auf 550; Graf Metaxas, der Gouverneur von Syra und den umliegenden Cycladen, forderte den Missionar auf, auch auf den umliegenden Inseln Schulen anzulegen; doch zerstörte die Geistlichkeit zuletzt diese schöne Anstalt, indem sie es durchsetzte, daß der Bilderdienst darin eingeführt wurde, was den Missionar nöthigte, sich zurückzuziehen.

Auch durch Predigten ist es möglich gewesen, hie und da in Griechenland zu wirken. Als Herr Hartley im Winter 1827—28 in Aegina war, hatte er mit Personen aller Art christliche Gespräche; er äußerte ihnen den Wunsch, zusammenhängende Vorträge vor ihnen halten zu können, und zwar da er den Glauben an die Wahrheit des Christenthums unter den Gebildeten sehr erschüttert fand, apologetische. Dieser Wunsch fand nicht nur Eingang, sondern es wurde ihm auch die Hauptkirche der Panagia dazu eingeräumt, wo die gesetzgebende Versammlung damals ihre Sitzungen hielt; der Präsident hatte eine Kanzel dort errichten lassen (vergleichen finden sich nicht in allen Griechischen Kirchen) und auf dieser stand der Verf. zuerst. Unter seinen Zuhörern hatte er mehrere Mitglieder des Senats, Memorato, Tricupi und die Professoren Theophilus und Pharmakides. Ein Better von Kolofotroni sagte ihm einmal: „Heut haben Sie alle προκοπήν (obrigkeitliche Personen) des Peloponnes in der Kirche gehabt.“ Zuerst bemühte er sich, die Wahrheit der christlichen Religion überhaupt festzustellen, dann die wichtigsten Lehren mit ihren practischen Anwen-

dungen zu entwickeln. Einmal schloß er mit den Worten: „Möge die Orientalische Kirche bald ihren alten Glanz wieder erhalten; mögen Männer wieder in ihr aufstehen wie Basilus, Gregorius und Chrysostomus!“ Diese Namen wirken elektrisch auf alle Griechen; die ganze Versammlung wurde davon so ergriffen, daß sie ein lautes Amen! rief — was sonst nicht Sitte ist. Ein Candide war von einem dieser Vorträge so ergriffen, daß er ihn einen οὐράνιος λόγος (himmlische Rede) nannte, und dessen Abdruck in der officiellen Zeitung verlangte, was aber wichtiger Gründe wegen unterblieb. —

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Nordamerica.) In dem Folgenden theilen wir den Hirtenbrief mit, welchen die vorjährige Generalsynode der Holländisch-Reformirten Kirche der Vereinigten Staaten an ihre Gemeinden erlassen hat. Auch diese ist eine der blühenden Kirchengemeinschaften, in denen ein reiches Maas des Geistes waltet, die brüderlich mit ihren Schwesterkirchen, welche auf demselben Grunde des Glaubens stehen, zusammenwirkt. Heil einer Kirche, deren oberste Behörde in einem solchen Tone zu ihren Untergebenen redet! — „Die Generalsynode sendet den ihrer Fürsorge anvertrauten Gemeinden ihren Gruß! Gnade und Friede von Gott dem Vater und unserem Herrn Jesu Christo widerfahre euch reichlich! Liebe Brüder! Die Prediger und Ältesten, versammelt in der Generalsynode zu gemeinsamer Erwägung der mancherlei Angelegenheiten unseres Reformirten Zions, haben sich verpflichtet gefühlt, euch diesen Hirtenbrief zu senden, wozu sie die Sorge für euer inneres Gedeihen und die Erwägung der eigenthümlichen Zeichen der Zeit veranlaßt haben. Wir alle müssen eingestehen, daß wir in einer besonders merkwürdigen Zeit leben; es zeigt sich eine Bewegung in der göttlichen Weltregierung, welche die Nähe einer mächtigen Krisis — ob zum Guten oder Bösen, wagen wir nicht zu entscheiden — anzudeuten scheint. Sicherlich wird aber mitten in dieser allgemeinen Ausregung die Gemeinde Gottes nicht unerschüttert bleiben; daher es uns ziemt, mit vermehrtem Eifer zu wachen, damit nicht die großen Grenzsteine unseres Glaubens verrückt, und die Kraft thätiger und lebendiger Gottseligkeit unter uns geschwächt werde. Lasset euren Glauben an die heiligen Lehren, zu denen unsere Kirche sich bekennt, nicht wankend werden. Man hat sie angegriffen, man greift sie jetzt an, und wird sie bis an's Ende der Welt angreifen. Darin erweisen sie sich aber nur um so mehr als göttliche Wahrheit, welche im Gegensatz steht gegen die verderbte menschliche Natur. Wären sie von der Welt, so würde die Welt sie lieben; aber da sie nicht von der Welt sind, so werden sie gehaßt, und unter dem Deckmantel der Wahrheit sucht man sich ihnen zu entziehen. Daher so Viele, die vorgeben, den guten, alten Weg zu wandeln, dabei aber eifrig geschäftig sind, jene Lehren zu untergraben und zu zerstören. Aber ihr, Geliebte, lasset euch nicht so leicht wägen und wiegen von allerlei Wind der Lehre, durch Schalkheit der Menschen und Lärcherei, damit sie euch erschleichen zu versuchen. Halte fest an dem Guten, denket dem nach, was lieblich ist und wohl lautet, und prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind. Seyd eifrig und thätig in Allem, was zur Förderung einer lebendigen Gottseligkeit dient. Unumgänglich nothwendig dazu ist die Ausgießung des Geistes aller Gnade. Wer kann daran zweifeln, daß er der Urheber jedes guten Wortes und Werkes sey? Darum können wir, geliebte Brüder, nicht stark genug unsere Ueber-

zeugung von der Nothwendigkeit und der Wirksamkeit der Ausgießung des heiligen Geistes in den Erweckungen auch aussprechen. Lasset den Mißbrauch, den man mit diesem Worte treiben kann und auch wirklich getrieben hat, euer Vertrauen auf die Sache selbst nicht schwächen. Dennoch aber fordert uns und euch der Anblick unserer Zeit auf, wachsam zu seyn. Gottes Werk des Aufbaus seiner Kirche und der Befehrung der Menschen wird durch die Schwäche oder Bosheit der Menschen und des Satans verkehrt. Auch ein ächter Eifer kann sich in der Wahl der Mittel, welche die Wirkungen des heiligen Geistes vorbereiten sollen, irre leiten lassen; menschliche Kunst, menschliches Formwesen bekommt dann einen höheren Werth als die einfache Predigt des Evangeliums, das Anhalten im Gebet, die Hirtentreue der Prediger, und die Ermahnungen an die Herzen und Gewissen der Sinder. Uebertreibungen gewinnen die Oberhand, ein Eißt bringt ein und Gebräuche greifen um sich, welche die Reinheit Evangelischer Ordnung trüben, und damit enden, das Werk Gottes den verdienten Schmähungen der Welt preis zu geben. So haben wir mit Schmerz bemerkt, daß in einigen Theilen der christlichen Kirche Frauen die Andachten von Versammlungen beider Geschlechter leiten; ein Gebrauch, der nicht nur dem Worte Gottes entgegen, sondern auch dem zarten, bleibenden Einfluß göttlicher Frauen in der Kirche Christi grade so hinderlich ist. Wir haben hier und da bemerkt und bemerken noch, wie die gute Ordnung des Predigamts durch schädliche Vermehrung von Ermahnern aus den Laien gestört wird, die sich ein Ansehen anmaßen, welches ihnen nicht zukommt. Ein Nichtgeist verbreitet sich an vielen Orten, der sich gegen jede Maasregel erhebt, die einigen nicht zweckmäßig zur Beförderung der Gottseligkeit scheint; die sie begünstigen, nennt man oft Feinde der Erweckungen, Kalkfämnige, ohne innere Erfahrung. Dies sind große Uebel, die wir beklagen müssen; Uebel, die wenn sie in einem Theile der Kirche die Oberhand gewinnen und nicht ausgerottet werden, einen verderblichen, verheerenden Einfluß auf Gottes Weinberg üben, vielleicht selbst für kommende Geschlechter. Mißverstehe Niemand, innerhalb oder außerhalb der Kirche, die Absicht dieses Zeugnisses gegen herrschende Verirrungen im Glauben und Leben! Die gegenwärtige Zeit fordert ganz besonders dazu auf; und da wir nicht allein glauben, daß die Kirche Gottes noch eine streitende ist, sondern auch, daß sie sich noch in der Zerstreuung befindet, da wir glauben, daß ihre Feinde immer arglistiger werden, je mehr sie sich ihrer Herrlichkeit im tausendjährigen Reiche nähert, so möchten wir euch, liebe Brüder, mit der Sanftmuth und Freundschaftlichkeit Christi, zu verdoppelter Wirksamkeit ermahnen. Lasset in Liebe euch ermahnen, die Einigkeit im Geiste zu halten durch das Band des Friedens! Da wir glauben, daß aller Segen von dem Herrn kommt, so lasset uns noch demüthiger, gläubiger, anhaltender im Gebet werden. Ihr werdet euch mit uns freuen zu hören, was der Herr für uns in dem verflossenen Jahre gethan hat. Sein Arm ist seitdem nicht zu kurz geworden, daß er nicht helfen, noch seine Ohren dick geworden, daß er nicht hören könnte. Die Fenster des Himmels sind noch offen, und werden sich auch fernerhin dem Gebet öffnen, und Segen wird herabströmen auf Gottes Erbtheil. Und nun, geliebte Brüder, der Gott des Friedens, der von den Todten ausgeführt hat den großen Hirten der Schafe, unseren Herrn Jesum, durch das Blut des ewigen Testaments, der mache euch vollkommen in jedem guten Werk, zu thun seinen Willen, und schaffe in euch, was da ist wohlgefällig vor ihm, durch Jesum Christum; welchem sey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.“ — Dieser Hirtenbrief ist zugleich mit einem Bericht über den religiösen Zustand der Holländisch-Reformirten Kirche innerhalb der Vereinigten Staaten, nach Anordnung der Generalsynode, von allen Kanzeln herab verlesen worden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Donnerabend den 18. Februar.

N^o 14.

Griechenland und der Orient.

(Schluß.)

Auf Hydra, dieser im Freiheitskriege wichtigen Insel, die sich zwei Jahr vorher durch eine Gräueltat befleckt hatte, indem auf die Nachricht der Anzündung eines Griechischen Schiffs durch einen Türkischen Sklaven die ganze Bevölkerung 300 Türkische Gefangene aus dem Gefängniß auf den Markt schleppte, und dort abschlachtete, auch hier wurde der Verf. aufgefordert zu predigen; die bedeutendste Person auf der Insel, Lazarus Conduriotti, gab die Einwilligung, die größte Kirche, die Klosterkirche, wurde dazu bestimmt, und zwar gerade die Zeit des öffentlichen Gottesdienstes, um 6 Uhr Morgens, obgleich der Verf., um an der Liturgie keinen Antheil zu nehmen, erklärte, er werde ihr nicht beivohnen, sondern unmittelbar auf die Kanzel steigen. Die Kirche war so gedrängt voll, daß in dem unteren Raum, wo keine Sitze und nur Männer sind (die Frauen sind auf den Gallerien hinter Gittern), Kopf bei Kopf, und Viele an den Fenstern draußen standen; ein merkwürdiger Anblick dieser Menge in ihren verschiedenen bunten Localtrachten, mit ihren Pistolen und Dolchen, die noch unlängst zu solchen abscheulichen Thaten ihnen gedient hatten; am Altar etwa zehn Geistliche in der prächtigen Orientalischen Tracht, darunter der Hegumenos eines Klosters mit einem langen, weißen Bart, die ganze Kirche mit Bildern bedeckt, vor denen viele Lampen brannten. Die Griechischen Priester beginnen ihre Predigt mit Kreuzigungen und Kniebeugungen, vor der Maria und den umher hangenden Bildern; da Herr Hartley dies unterließ, entstand ein allgemeines Geflüster; „Er macht kein Kreuz!“ Da das Wort Freiheit damals so mächtig auf alle Gemüther wirkte, wählte er zum Text Joh. 8, 36.: „Wenn euch nur der Sohn frei macht, so seyd ihr recht frei.“ Er predigte ihnen die freie Gnade Gottes in Christo, die alle ihre Sünden, auch die gräuliche Sünde, die sie vor zwei Jahren begangen hätten, vertilgen, und sie aus Knechten der Sünde zu Kindern Gottes machen könnte. — Die Leichtigkeit jener Vorträge zu Aegina und dieser Predigt erklärt sich aus der Verachtung, in welche während des Revolutionskrieges die Priester gesunken waren, so daß die Erlaubniß zu

einer Predigt immer von den weltlichen Behörden geholt wurde, die dann zu den Priestern bloß schickten, um die Antwort zu empfangen: „Ομοῦς“ („nach ihrem Gefallen“). So predigte der Verf. noch ein andrer Mal in der Kirche des angesehensten Klosters in Morea, Megaspelion, welche eins von den drei Marienbildern besitzt, die Lucas gemalt haben soll, am Sonntage nach Ostern vor 400 Mönchen und vielen anderen Zuhörern über Col. 3, 1.: „Seyd ihr nun mit Christo auferstanden, so suchet, was droben ist, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes.“

Nach dieser Uebersicht der bisherigen Bemühungen der Missionsgesellschaften in Bezug auf Bibel- und Bücherverbreitung, geht der Verf. über zu einer Darstellung einiger sichtbar gewordenen Wirkungen derselben in der Bekehrung Einzelner. Er sagt hier in dem ächten Geist eines christlichen Missionars: „Wahre Christen können sich nie mit allgemeinen Nachrichten über die Fortschritte der Erkenntniß unter einem Volke zufrieden stellen lassen. So sehr sie sich freuen, wenn sie eine große Menge von Kräften und Mitteln in Thätigkeit sehen, so denken sie doch immer daran, daß es nur Mittel sind, und erkundigen sich begierig danach, ob diese schon mit Erfolg gekrönt worden sind? „Sind einzelne Personen wirklich dadurch erleuchtet und bekehrt worden?“ so fragen sie mit Recht. Denn das Land wird sicherlich mit heidnischer Finsterniß bedeckt bleiben, wo die Missionare danach nicht forschen, und das sind untaugliche, unselige Missionare, die sich bloß daran vergnügen, aufzuzählen, welche Summen von Bibeln und Tractaten sie vertheilt haben.“ Als das Ergebnis dessen, was während seines Aufenthalts in Griechenland und dem Orient ihm selbst zu Gesicht gekommen, gibt der Verf. Folgendes an: Viele haben ihren alten Aberglauben, oder den neuerlich eingefogenen Unglauben, verlassen und sind zu einer Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums gekommen; Viele haben die Hauptlehren desselben mit dem Verstande richtig aufgefaßt, im Gegensatz gegen ihre frühere Denk- und Sinnesweise; und einige Wenige sind zu einer wirklichen Erneuerung und Wiedergeburt im biblischen Sinne des Wortes gelangt. Mit Recht bemerkt der Verf., daß es aus vielen Gründen bedenklich sey, Bekehrungsgeschichten lebender Personen zu erzählen, und beschränkt sich auf einige wenige Bei-

spiele, die er mehr andeutet als auszeichnet. Einige davon mögen auch hier ihre Stelle finden.

Auf einer Griechischen Insel wohnte er bei einem Bildhändler, welcher sich der Erkenntniß des Evangeliums aus denselben Gründen, wie Demetrius zu Ephesus (Apostelgesch. 19.), widersetzte; was der Vater aber kalt von sich wies, dem öffnete sein 25jähriger Sohn mit Begierde Ohr und Herz; er kam täglich zum Bibellesen und gemeinschaftlichen Gebet zu Herrn Hartley, und überzeugte sich von der Verkehrtheit des Bilderdienstes, in dem er aufgewachsen war. Als der Missionar Anstalten zur Abreise machte, bat er den jungen Mann, als Andenken, um eines der früher von ihm verehrten Bilder; aber er hatte sie selbst längst verbrannt! Er und einige gleichgesinnte Freunde hatten schon den Namen *εικονομάχοι* (Bekämpfer der Bilder) unter ihren Bekannten erhalten; es würde nicht viel gefehlt haben, daß sie sich den historisch berühmteren der Ikonoklasten (Bilderstürmer) zugegeben hätten, denn sie erhielten sich in ihrem Eifer gegen den Aberglauben so sehr, daß sie in der That eine Anzahl Menschen zusammenzubringen und einige besonders verehrte Bilder zu zerstören dachten. Der Missionar mahnte sie indeß aufs Ernstlichste und mit Erfolg davon ab, und bewog sie, im Geiste des Evangeliums, durch Wirkung auf die Herzen und die Ueberzeugung, dem Bilderdienst entgegenzuarbeiten. — Auf einer Griechischen Insel lernte der Verf. zwei Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung kennen, welche ihm bekannten, sie glaubten zwar, daß die Moral des Christenthums schön sey, aber den göttlichen Ursprung desselben und die Wunder glaubten sie nicht. Ihnen gab er Lord Lyttleton's Schrift über die Befehle des Paulus, *) und nach einigen Unterredungen mit ihm hatte er die Freude, sie erklären zu hören, er habe sie völlig überzeugt; der Eine sagte: „Nicht ein Schatten von Zweifel ist bei mir zurückgeblieben;“ *τίποτε, τίποτε, τίποτε!* (nichts, nichts, nichts!). — Gleichfalls auf einer Griechischen Insel hatte der Verf. häufig Besuche von einem Geistlichen von Rang, der ihm seinen Unglauben bekannte. Nachdem sie lange mit einander umgegangen waren, kam eines Tages das Gespräch auf das Mühselige und verhältnißmäßig wenig Erfolgreiche der Wirkksamkeit eines Missionars. Herr Hartley sagte, er würde sich als hinreichend belohnt ansehen, wenn er auch nur von einer einzigen Seele wüßte, welche durch seinen Dienst aus dem geistlichen Tode zum Leben gekommen wäre. „Run dann Muth!“ sagte der Geistliche, „diesen Segen haben Sie mir zugewandt.“ — Nach einer Predigt, die der Verf. in der Panagiatirche zu Aegina gehalten, kamen zwei Griechen zu ihm, die um ihr ewiges Heil bekümmert waren, um sich näher mit ihm zu besprechen. Die Geschichte des einen war besonders merkwürdig. Er war aus dem District von Zagora in der Nähe des Passes von Thermopla gebürtig, und völlig in den Grundsätzen der Griechischen Kirche erzogen, deren Aberglauben er ganz eingesogen hatte. Er hatte die Gewohnheit, häufig zu beichten; dasselbe Bedürfniß trieb ihn, da er sich einmal in Egypten aufhielt, zu einem Bischof, der im Rufe großer Heiligkeit stand. Der alte Mann sprach mit großer Wärme von der Eitelkeit aller irdischen Dinge, und wie es einem unsterblichen Geist gezieme, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Errettung seiner Seele zu richten; kein Opfer dürfe ihm zu kostbar seyn, um dies Ziel

zu erreichen. Die Worte des Greises machten Eindruck auf das eben erwachende Gemüth des Jünglings, und er war in der That zu Allem bereit. „Geh auf den Berg Sinai,“ sagte ihm jener, „verlaß die Welt und ihre gefährlichen, ungenügenden Bestrebungen, leg' ein Mönchsgelübde ab, und weihe dich ganz Gott und der Ewigkeit.“ Diese Zumuthung hatte für ein Gemüth, dem eben die Welt mit allen ihren Reizen sich aufthat, und das noch nie Schmerz und Täuschung empfunden hatte, etwas ungemein Zurückstoßendes; dennoch hätte er vielleicht den Schritt gethan, und sich für immer in jenem Kloster begraben, ohne zu dem Ziel zu gelangen, das er mehr ahnte als kannte, wenn nicht plötzlich sein Vater ihn zurückgerufen hätte. In seiner abgelegenen Heimath aber traf ihn eine schlimmere Versuchung; Bücher Französischer Ungläubigen waren dorthin gedrungen, und alle seine unbefestigten Vorsätze waren dahin! Sieben Jahre lang brachte er in völliger Unglauben zu, indem er Christen für einen Mann wie Muhamed hielt. In diesem Zustande fühlte er sich aber unbeschreiblich elend; ohne wahren Frieden, sah er kein anderes Ziel eines überdies schon nichtigen Lebens, als endliche gänzliche Vernichtung. In diesem Zustande hörte er jene Predigt in der Panagiatirche, und sogleich durchdrang ihn der Gedanke: „Also das Christenthum ist doch von Gott!“ Er kam zu Herrn Hartley und hatte eine Reihe der ernstesten, tiefsten Unterredungen mit ihm; er erhielt nicht bloß eine Verstandesüberzeugung von der christlichen Lehre, sondern forschte aus Herzensbedürfniß in der Schrift, und bezugte mehr als einmal seine innige Sehnsucht nach der Erfahrung der göttlichen Gnade der Sündenvergebung und Wiedergeburt an seinem Herzen. In diesem Zustande riefen ihn plötzlich amtliche Geschäfte in seine Heimath, und Herr Hartley sah und hörte nichts weiter von ihm. Wer möchte hier zweifeln, daß er das Ende des Glaubens, der Seelen Seligkeit gefunden hat! —

Im Allgemeinen, bemerkt der Verf., wird die Missionsthätigkeit in Griechenland sehr durch das Vorurtheilsfreie, Entgegenkommende des Griechischen Charakters begünstigt, selten oder nie fand der Verf. sich durch bigotte, sectirische Gesinnung zurückgestoßen. Durch Eingehen auf ihre Volks- und Landesangelegenheiten, ihre Lebensverhältnisse, fand er es immer leicht, vieler Freundschaft sich zu erwerben. Doch begegne, sagt er, freilich auch dem Missionar sehr viel Entmuthigendes, und man müsse nicht glauben, daß der Fälle, die er erzählt habe, grade viele und an allen Orten gewesen seyen. —

Einen eigenen Abschnitt fügt der Verf. noch über den Zustand der Juden in der Türkei hinzu. Dieses unglückliche Volk ist nicht leicht irgendwo unglücklicher als dort. Sie werden von Seiten der Türken sowohl als der Griechen aufs Tiefste verachtet. Griechen erzählten dem Verf., wenn ein Jude Muhamedaner werden wolle, nöthigten ihn die Türken, zuvor erst Christ zu werden; er will für die Nichtigkeit dieser Nachricht nicht einstehen, sieht sie aber als charakteristisch für die tiefe Verachtung der Juden an. Ein vornehmer Perser fragte einmal einen Engländer in Tebriz, welche Strafe in England darauf stiehe, wenn Jemand einen Menschen ermorde? Nach des Engländers Antwort fragte er in vollem Ernste weiter: „Und wenn Jemand einen Juden ermordet?“ — Bei den Griechen herrscht die Sitte, wenn sie einen schmutzigen Gegenstand nennen, davor zu setzen: *με στανάριον* (mit Respekt zu sagen), was sie sehr häufig, z. B. so anbringen: „Es waren dort Hühner, Kühe, und — mit Respekt zu sagen — Schweine.“ So hörte der Verf. mehrmals: „Auf der Straße ging grade —

*) Ein Englischer Ungläubiger, der durch Betrachtung der Befehrsgeichte des Apostels selbst von der Wahrheit des Christenthums überzeugt worden war, und nachher darüber geschrieben hat.

als „*unpatriotisch*“ — ein Jude!“ Beim Ausbruch der Revolution wurden in Hydra ohne allen weiteren Grund zwei jüdische Familien von dem Volke niedergemetzelt, und bei der Eroberung von Tripoliza wurde die ganze jüdische Bevölkerung (einige sagen 5,000) bis auf einen reichen Juden, der sich das Leben erkaufte, niedergehauen. Gegenwärtig befinden sich daher in dem freien Griechenland gar keine Juden. In Constantinopel ist es nichts Seltenes, daß der Großherr angesehenen und reiche Leute hinrichten läßt, aus politischer Eifersucht, oder um ihr Vermögen einzuziehen; gewöhnlich wird dann aber irgend ein Scheingericht gehalten, oder wenigstens neben dem Kopf des Enthaupteten am Serrailthor die angebliche Ursache seiner Strafe angeheftet. Aber als vor einigen Jahren der Schapgi, das Oberhaupt aller Juden des Türkischen Reichs aus dem Wege geräumt wurde, zeigte sich eine so tiefe Verachtung der Juden, daß nicht einmal jener Schein beobachtet wurde. Vor einigen Jahren war bekanntlich eine große Aufregung unter den Juden in Constantinopel, und Herr Hartley selbst taufte drei derselben, von denen zwei unter den furchtbarsten Kerkerleiden ihrem Bekenntnisse treu blieben. Dennoch zweifelt er an ihrer wahrhaft inneren Bekehrung in der Zeit, da er sie näher kannte, hofft indeß auf die allmähliche Durchweichung ihrer harten Herzen durch die Wahrheit. Er hofft viel von der Verbreitung der heiligen Schrift in Spanisch-jüdischer Sprache, durch deren Lesung allein zwei jener drei Constantinopolitanischen Juden zur Erkenntniß Christi gekommen waren.

Nachrichten.

(Berlin. Geistlicher Liederschaz.) Unter göttlichem Beistand wird unter diesem Titel eine Sammlung von wenigstens 2,000 geistlichen Liedern erscheinen, welche gesammelt werden aus allen vorzüglichsten seit der Reformation erschienenen geistlichen Liedersammlungen; und welche den Kern der Deutschen Evangelischen Kirchenlieder enthalten wird.

Bei der Auswahl konnte nur dasjenige Lied eine Stelle erhalten, in welchem die Heilswahrheiten nach dem Rathschluß Gottes am Klarsten und Faßlichsten dem göttlichen Wort gemäß dargelegt sind, und welches sich an der einzelnen Seele, so wie an der großen Gemeinde des Herrn als segensreich bewährt hat. Mit einem Wort: Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit (Hebr. 13, 8.) ist der Kern und Stern dieser Sammlung.

Was nun die Einrichtung dieses Buches betrifft, so wird dasselbe

1. Die Lieder in alphabetischer Folge enthalten.
2. Jedes Lied wird auf seinen Grund zurückgeführt, das heißt: es ist überscribirt mit dem seinen Hauptinhalt bezeichnenden Spruch aus der heiligen Schrift.

3. Es wird am Schluß mit dem Namen des Verfassers versehen, insofern derselbe bekannt ist.

4. Es enthält das Lied im Original unverändert. Nur wo durch den veralteten Ausdruck der Sinn geföhrt wird, soll eine angemessene Verbesserung angebracht, in minder erheblichen Fällen aber vorgezogen werden, durch eine kleine Bemerkung oder Berichtigung unter dem Vers selbst den wahren Sinn des Dichters anzugeben.

5. Wo Auslassungen angemessen und nöthig sind, welches in den bekannten vorzüglichsten Liedern gar nicht, und in weniger bekannten Liedern selten vorkommt, wird dies durch ein * bei der Nr. des Liedes bezeichnet.

6. Dem Liederschaz wird beigelegt: a) ein vollständiges Sachregister alphabetisch geordnet mit Anzeige der Lieder-Nr.; b) ein alphabetisch geordnetes Register aller in dem Buche enthaltenen völlig ausgeschriebenen Bibelsprüche, und Nachweis des darauf bezüglichen

Liedes nebst Angabe der Bibelsstelle, nach Art der Concordanz; c) ein Register der Lieder-Verfasser mit kurzer Anführung der Zeit, in der sie lebten, und Angabe der Werke, aus welchen die Lieder in die Gesangbücher verpflanzt wurden; d) Gebete.

7. Das Ganze wird gedruckt 55 bis 60 Bogen groß Octav betragen. Diejenige neue Schrift, welche auf den vier ersten Seiten des Probebogens angewendet worden, wird beibehalten werden.

8. Es sollen drei Ausgaben zugleich davon veranstaltet werden: a) auf dem Papier größer im Format wie der Probebogen, soll das Exemplar an Pränumeranten von 50 bis 100 Exemplare für $\frac{1}{2}$ Rthlr., 1 Exempl. 17 $\frac{1}{2}$ Sgr., und auf 10 Exempl. 1 Freierempl., an Subscribenten 20 Sgr.; und auf 10 Exempl. 1 Freierempl., b) auf seinem Englisch Druckpapier das Exemplar an Pränumeranten für 25 Sgr., an Subscribenten für 1 Rthlr., c) auf Velinpapier für 2 Rthlr., doch diese nur an Pränumeranten, gelassen werden.

Der Gemeinde unsers Herrn Jesu Christi, Freunden und Beförderern des christlichen Gesanges, als eines Haupt-Erbauungs- und Beförderungsmittels christlicher Erkenntniß und Glaubens, ist dies Werk gewidmet.

Wer sich angeregt fühlt, dasselbe zu befördern, es sey durch (Subscription) Bestellung oder (Pränumeration) Vorausbezahlung, beliebe sich an einen der nachstehenden Sammler zu wenden, und gefälligst seine Erklärung oder Beiträge abzugeben.

Es wird noch bemerkt, daß für solche Gaben, für welche der Darbringer keine Exemplare bestellt, der Betrag an Exemplaren 1) an die Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, 2) an sittlich verwahrloste Kinder, 3) an Gefangene, 4) an Kranke u. verabreicht wird. Wo der Geber eine andere Bestimmung ausspricht, wird selbige genau vollzogen werden.

Da der geistliche Liederschaz außer der vollständigsten Sammlung Evangelischer Kirchenlieder, auch die vorzüglichsten Gesänge enthalten wird, welche zur Hausandacht und bei besondern Lebensverhältnissen im Segen benutzt werden können (z. B. Morgen-, Abends-, Leich-, Berufs-, Reise-, Kranken-, Sterbe-, Begräbnis- u. Lieder, auch geistliche Gesänge bei Feuers-, Wassersnoth, Erdbeben, Pest, Krieg, Theuerung u. c.), so wird diese Sammlung jedem christlichen Hausvater in Stadt und Land eine erwünschte Darreichung seyn.

So möge denn dieser geistliche Liederschaz zur Erkenntniß und Lobpreisung Gottes unseres himmlischen Vaters, zur Verherrlichung des alleinseligmachenden Namens Jesu beitragen, und das unter Anrufung und dem Beistand des heiligen Geistes begonnene und bis daher geförderte Werk, durch den Anfang und Vollen der des Glaubens (Hebr. 12, 2.) auch vollendet werden — nach seinem Wohlgefallen. Amen.

Zur Annahme von Bestellungen und Beiträgen sind bereit: 1) Herr Freiherr v. Boye, Generalmajor a. D., Wall-Strasse Nr. 56. 2) Herr Director Heller, Wilhelm-Strasse Nr. 139. 3) Herr Prof. Dr. Hengstenberg, Louisen-Strasse Nr. 17. 4) Herr Dr. L. Kopf, Erziehungshaus vor dem Hallischen Thore. 5) Herr Baron v. Kottwitz, Alexander-Strasse Nr. 6. 6) Herr Dr. Prof. Kranichfeld, Friedrichs-Strasse Nr. 130. 7) Herr E. C. G. Langbecker, Breite-Strasse Nr. 26. 8) Herr v. Frank, gen. La Moche, Geh. Bergrath, Friedrichs-Strasse Nr. 221. 9) Herr Semmler, Geh. Ober-Finanzrath, Neue Kommandanten-Strasse Nr. 27. 10) J. G. Samuel Elsner, Spandauer-Strasse Nr. 40.

(Baiern. Aus der Zeitschrift: Der Christen-Vote. Herausgeber: Pfarrer Burk in Ebaisingen. Verleger: J. F. Steinkopf in Stuttgart. Jahrg. 1832 Nr. 3.) Der katholische Pfarvicar J. C. G. Luz in Karlsbuhl auf dem Donauamoss bei Ingolstadt sah im Jahr 1830 seine arme Pfarrgemeinde von dem drückendsten Mangel bedroht; da machte er einige geschichtliche Nachrichten über die bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse derselben bekannt, um ihr die liebevolle, thätige Theilnahme edler Menschen- und Christenfreunde zuzuwenden. Seine Absicht wurde auf eine über alle Erwartung ausgezeichnete Weise erfüllt: er erhielt nicht nur eine Menge Naturalbeiträge, mit welchen er den Hunger seiner Armen stillen konnte, sondern auch mehr als

7,000 Fl. an Geld. Hiemit stellte er das Schulhaus und die Bicarariatwohnung in besseren Stand, schaffte gute Schul- und Erbauungsbücher an, kaufte noch mehr Brodt für seine Armen, und leistete armen Bürgern reichliche Unterstützungen zur Herstellung ihrer am 27. Juni 1830 durch ein Gewitter sehr beschädigten Gebäude und zur Anschaffung von Vieh, das diesen Leuten unumgänglich notwendig war, wenn sie sich aus dem Zustand der tiefsten Armut einigermaßen fassen konnten. Wohlweislich gab er nicht alle diese Unterstützungen als ein bleibendes Eigentum, sondern behandelte ungefähr 6,000 Fl. davon als ein an den Schul-, Armen- und Krankenfond der Gemeinde mit zwei vom Hundert zu verzinsendes Anleihen, wodurch er die milden Gaben der Wohlthäter auch für die Zukunft Frucht tragend zu machen, bemüht war. Nach vollendetem Geschäft legte er nicht nur der Regierung genaue Rechenschaft über Einnahme und Ausgabe vor, sondern machte auch die Rechnung nebst seiner Dankagung an die Wohlthäter im April 1831 durch den Druck bekannt. Bei dieser Gelegenheit gab er dann auch weitere Nachricht über den Zustand und die Bedürfnisse seiner Gemeinde, worin er es nicht verhehlte, daß für das Kirchengebäude, für die Schule, für einzelne Bürgerhäuser und für Landstraßen noch Manches zu thun übrig wäre; er schilderte, wie sauer es sich manche seiner Reichthümer werden lassen, um, in Ermangelung des Zugewinns, ihren Pflug und ihre Egge und den Dingschiffen selbst zu ziehen u. s. w. Daneben zeigte er, wie ihm mehr noch als das leibliche das geistliche Wohl seiner Gemeinde am Herzen liege, und man fühlt es seiner Darstellung an, wie wohl es seinem von Liebe zu Christo durchdrungenen Herzen thut, bezeugen zu können, daß es nun auch in sittlicher und religiöser Hinsicht bei der Gemeinde besser gehe, daß sich eine schöne Anzahl von Männern und Frauen finde, welche im Glauben und in der Erkenntniß unseres Heilandes Jesu Christi merklich wachsen, die Gotteskraft des Evangeliums an sich selbst erfahren, und deren Sinn und Wandel stets edler, Christen würdiger werde, welche Gebet und Arbeit wohl zu verbinden wissen, und einen wohlthatigen Einfluß auf ihre Umgebungen ausüben, daß, obgleich unter der erwachsenen Jugend noch viel Leichtsinns herrsche, es doch auch nicht Wenige gebe, welche den Sorgen überwinden haben, Gnade in sich bewahren und in Buße, Glauben und Liebe Christo nachfolgen, daß das Gute unter der Schuljugend so herrlich blühe, daß es eine Lust sey, unter ihr zu wirken u. s. w.

Mit Wohlgefallen vernahm der König von Baiern die Nachricht von dem segneten, menschenfreundlichen Wirken des edlen Mannes, und beehrte ihn unter dem 17. April v. J. mit dem goldenen Civil-Verdienst-Orden.

So weit lautet nun Alles schön und herrlich, aber wer den Gang der Geschichte des Reiches Gottes und der einzelnen Kinder Gottes auch nur einigermaßen kennt, wird sich nicht wundern, daß es auf einmal eine andere Wendung nahm. Nachrichten vom Ende Novembers aus München sagen: „Pfarrvicar Luz ist plötzlich in seiner Wohnung als ein Ketzer arretrirt und von seiner Gemeinde entfernt worden. Hierauf soll aber letztere, die aus 700 Seelen besteht, erklärt haben, daß sie nunmehr zur Evang. l. Kirche übertrete, und denjenigen als Evangel. Seelsorger begehre, den man ihr als Kathol. Priester nicht lassen mochte.“ Wie viel hieran wahr ist, hat der Christenbote noch nicht mit Gewißheit erfahren, wohl aber ist ihm ein Schriftchen zugekommen mit der Aufschrift: „Worte der Ermahnung, der Bitte und des Trostes an meine ehemaligen Pfarrkinder auf dem Donauinseln von ihrem sie ewig liebenden Freund und ehemaligen Seelsorger J. E. G. Luz.“

Gerne theilt der Bote aus diesem schönen Büchlein so Vieles mit als der Haum gestattet: „Geliebte!“ — heißt es im Eingang — „Es ist nun der heilige, unerforschliche Wille Gottes, daß das Verhältniß, in welchem wir seit mehr als fünf Jahren zu einander standen, aufhöre. — Mein Herz bewegt sich in tiefem Schmerz, wenn ich diesen Gedanken denke; denn weder ihr noch ich dachten je an eine solche Trennung; ich hatte mich vielmehr entschlossen, mit euch Leid und Freude, Armut und Noth, Spott und Hohn zu theilen, den Weg des Lebens, im Glauben

an unsern Heiland, Hand in Hand mit euch zu wandeln, und so lange in eurer Mitte zu bleiben, bis mich der Herr ins Reich der Ewigkeit heimgeholt hätte. Aber im Rath Gottes ist es nun anders beschlossen. Doch wir sind nur äußerlich, und auch da nur auf wenige kurze Tage getrennt. Wir sind ja Glieder Eines Leibes, dessen Haupt Christus ist, und in diesem sind wir Eines hienieden schon, und werden es jenseits ewig und zwar sichtbar seyn. — Desß bin ich gewiß. Indem ich nun aber als kirchlich angestellter Prediger und Seelsorger von euch scheide, möchte ich euch mit Paulus aus tiefbewegtem Herzen zurufen: „Ich bringe euch nochmals in Erinnerung das Evangelium, das ich euch gepredigt habe u. s. w.“

„Ich hatte mir, wie ich es auch in meiner ersten Predigt öffentlich aussprach, vorgenommen, nichts unter euch zu wissen als Jesum Christum. Diesen Vorsatz getreu predigte ich euch das mir anvertraute Evangelium, und habe euch nichts vorenthalten von dem ganzen Rathschluß Gottes zu eurer Seligkeit. Dem Herrn sey Lob und Dank! es war nicht fruchtlos. Vielen schloß der Herr das Herz auf, sie haben erfahren, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen Alle, die daran glauben, und werden sich desselben nie schämen, sich nie irre machen lassen. Haltet nun fest, was ihr habt, daß Niemand eure Krone raube u. s. w. Damit ihr aber nun einige Punkte habt, woran ihr euch in den jetzigen mancherlei Aufsetzungen von Innen und Außen halten könnt, so will ich euch solche, und damit zugleich den Hauptinhalt meiner Predigten und Christenlehren ganz kurz angeben. Der Herr lege seinen Segen darauf zu eurem Heile und meinem Troste! — 1) Das Erste, was Gottes Wort dem Menschen vorlegt, ist die Wiegeburt, die gründliche Herzensbekehrung. 2) Vor Gott ist von Natur aus kein Mensch gerecht, sondern Sünder, und als solcher ewig verloren. Vor Gott wird auch kein Mensch durch seine eigenen Werke, außer Christo gethan, gerecht und selig. Gerecht und selig vor Gott werden wir nur durch den Glauben an Jesum. 3) Wir wollen so lange mit uns selbst nicht zufrieden seyn, bis unsere Herzen gründlich zu Jesu bekehrt und mit seiner Gnade erfüllt sind, bis die Früchte des Geistes Jesu in unserem Sinn und Wandel offenbar werden u. s. w. 4) Wir wollen vom Herrn im Gebete keine außerordentliche Dinge verlangen und erwarten, sondern nur um Glauben, Liebe, Vertrauen u. s. w. anhalten. 5) Wir wollen wachen und beten ohne Aufhören. 6) Wir wollen nicht nach süßlichen Gefühlen und süßbaren Gnaden trachten; Christus sey unser im Glauben. 7) Jeder hüte sich, seine Geistesfreiheit für's Fleisch zu missbrauchen. 8) Wir wollen Christum und seine verführende Liebe Niemand aufdringen, sondern auf die rechte Stunde warten. 9) Solchen, die um ihre Seligkeit ernstlich bekümmert sind, wollen wir Christum mit Freudigkeit anpreisen. 10) Den Schwachen wollen wir behutsam nachhelfen; nirgends Christo vorlaufen. 11) Uns vom Satan nicht täuschen lassen, der ein ungründliches Christenthum wohl leiden kann. 12) Nicht zu übereilig die Ceremonien wegwerfen, namentlich nicht aus Neuerungsucht; sondern warten, bis das innere Geistesleben den Aberglauben von Innen heraus zerstört u. s. w. 13) Gebraucht Gottes Wort und Sacrament im Glauben. 14) Haltet an in der Fürbitte für einander. 15) Lasset euch die Trübsale nicht befremden. 16) Seyd treu und fleißig im irdischen Berufe. 17) Unterwerfet euch willig und freigebig der Obrigkeit; betet für sie. 18) Seyd, damit ich euch Alles kurz und ganz sage, was ihr heißt: Christen.“

Besonders rührend ist der Schluß: „Seyd versichert, daß ich euch stets in meinem Herzen tragen, und in all' meinen Gebeten eurer mit Freuden denken werde. — Gott ist mein Zeuge, wie sehr ich euch Alle liebe, und dieser Liebe werde ich nie und nirgends, vor aller Welt mich schämen.“ — „Betet auch für mich, besonders ihr geliebten Schüler und Schülerinnen! euch war ja mein Herz immer mit besonderer Liebe zugehan. In eurer Mitte zu wandeln, war immer meine höchste Freude, meine seligste Wonne, und der Gedanke an euch wird mir immer der seligste Trost seyn“ u. s. w.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 22. Februar.

N^o 15.

Ueber J. A. Bengel, mit Beziehung auf die Schrift:

Dr. Johann Albrecht Bengel's Leben und Wirken, meist nach handschriftlichen Materialien bearbeitet von M. Jo. Chr. Fr. Burf. Mit Bengel's Bildniß. Stuttgart b. Stein-
kopf. 1831. 8.

Es ist schon früher in der *Ev. K. Z.* (Jahrg. 1829, S. 553 ff.) auf das Leben eines der theuersten Männer Gottes und Zeugen der Wahrheit im 18ten Jahrhundert, Johann Albrecht Bengel's, hingewiesen worden; was aber dort meist nur andeutungsweise gegeben werden konnte, das ist nun in vorliegendem Werke, aus einer Fülle von Materialien, von einem Urenkel des seligen Mannes zu einem schönen Ganzen verarbeitet worden. Nicht nur aus den bisher sparsam zufließenden Quellen zur Lebensgeschichte des sel. Bengel's, sondern vornehmlich aus vielen handschriftlichen Sammlungen und Aufzeichnungen (welche S. IV. der Vorrede namhaft gemacht werden) hat der Verf., M. J. C. F. Burf, seine Darstellung des Lebens und Wirkens seines sel. Urgroßvaters geschöpft, und sich schon durch die bloße Mittheilung und geordnete Zusammenstellung der Materialien den Dank der christlichen Welt erworben. Und zwar möchte schon dieses Aufmerksamkeit verdienen, daß eben in den Jahren, in welchen Bengel's Seherauge große Begebenheiten in der Welt und Kirche ahnte, die schon zum Theil in Erfüllung gehen, eine Biographie von ihm erscheint, die auch in dieser Beziehung, mit Rücksicht auf den eigenthümlich prophetischen Blick Bengel's und seine Grundsätze für die prophetische Theologie, höchst interessante Aufschlüsse darbietet. Wir werden in der Anzeige dieser Biographie vor Allem dasjenige hervorheben und zu beleuchten suchen, was zur Würdigung des kirchlichen Standpunkts Bengel's dient, weil dieses namentlich für unsere in kirchlicher Hinsicht zerfallene und zu einer festeren Gestaltung sich emporarbeitende Zeit ein treffliches Salz darbieten möchte.

So wie Bengel in mancher Beziehung, und namentlich durch seine große Umsichtigkeit und christliche Universalität, über seine Zeit emporragte, so feste Wurzel hatte er doch in der Kirche geschlagen und war als ein Zögling aus ihrem Mutter-

schoße erwachsen. Schon seine erste jugendliche und Universitätsbildung führte ihn auf diesen Weg; der kräftig fromme und dabei für gründliche Wissenschaftlichkeit gebildete Charakter der älteren Tübinger Schule hatte sich ihm ganz eingeprägt, und dieses Gepräge finden wir eben so an Bengel dem Präceptor, als dem Theologen und Prälaten, eben so an seinen kritischen, als seinen prophetischen und ascetischen Arbeiten. Unter seinen Lehrern werden besonders genannt: Wolfgang Jäger, der bekannte Kirchenhistoriker und scharfsinnige Verfasser des „*Examen Theologiae mysticae*,“ unter dessen Präsidium Bengel mit einer Disputation „über die mystische Theologie“ seine theologische Laufbahn eröffnete (S. 7.); Anton Adam Hochstetter, ein gelehrter Theologe und zugleich von ganzem Herzen ein Christ, und Christoph Neuchlin, von dessen gefalteten Vorträgen der dankbare Schüler bezeugt: „Alles, was man von ihm gehört, sey wie ein kühler Morgenthau gewesen; voll Kraft und Leben; wenn man aus seinen Collegien gegangen, sey es einem vorgekommen, wie wenn man in einer auf's Beste gehaltenen Fußpredigt gewesen“ (S. 22.). Ueberhaupt war zu dieser Zeit auf der Tübinger hohen Schule das große Problem der rechten Verbindung der Universitätsgelehrsamkeit mit der Uebung in der Gottseligkeit so genügend und in einem solchen Umfange gelöst, wie vielleicht nirgends später: es war eine einzelne, aber schöne Blüthe der Lutherischen Theologie. Wenn wir aber von diesen Wurzeln des mütterlichen Erdbodens zu den tiefer und weiter verschlungenen aufsteigen, welche die Kirche Gottes auf dem ganzen Erdkreis ausbreitet, so ist es klar, daß Arndt und Spener vorzüglich, als die zwei größten Zeugen nach Luther, Bengel's Richtung im Ganzen und Allgemeinen bestimmt haben, nur daß in diesem letzteren, wie wir glauben behaupten zu dürfen, die apostolische Grundlage und der feste Taft für das rein Kirchliche sich noch klarer hervorthaten. Wie hoch er beide schätzte, geht besonders daraus hervor, daß er durch sie zwei große Kirchenperioden eingeleitet (S. 167.) und beide in der Offenbarung Johannis wiederfindet, erleren als den Engel mit dem ewigen Evangelio (Offenb. 14, 6.), letzteren als den Engel, der Babels Fall verkündigt (Offenb. 14, 8.), dieses wohl auch darum, weil von Spener die fortgehende Bedeutung der Weissagungen vollständig aner-

kannt und der Krankheitsstoff in der Kirche aufgedeckt wurde. Wie es aber mit großen Geistern geht, die mächtig auf ein solgendes Zeitalter der Kirche einwirken sollen, daß sie die ganze vorhergehende Gestaltung und Schicksale der Kirche klar angeschaut haben und Alles auf eine eigenthümliche Weise in sich abspiegeln müssen, ehe sie sich abrunden können, so werden wir's auch bei Bengel'n gewahr. Es sind nicht sowohl die großartigen Blicke überhaupt über einzelne Begebenheiten und Männer der Kirche, die in dieser Biographie hie und da vorfinden, welche wir meinen, sondern vielmehr solche Aeußerungen, worin die Combination des prophetischen und historischen Blicks auf einmal gleichsam das ganze Tableau der Kirchengeschichte enthüllt, wie wir namentlich in folgenden Aussprüchen zu sehen glauben. „Lassen wir auch,“ sagt Bengel, „die genaue (apokalyptische) Zeitrechnung ruhen, so läßt sich doch behaupten, wir nahen jetzt wieder einer Grenzzeit, und auf die Ruhe, die wir seit langer Zeit gehabt, wird wieder Schärfe folgen. In Grenzzeiten pflegen gar viele und besondere Sachen auf einmal zu geschehen, während in mittleren Zeiten eben nicht viel geschieht. Die gegenwärtige protestantische Kirche ist nur eine Interims-Kirche zwischen der unter dem Papstthum verborgen gewesen Kirche und der herrlichen des tausendjährigen Reichs. Seit der Reformation wird die Evangelische Wahrheit eben von Geschlecht zu Geschlecht so fortgepflanzt, und man bleibt auf der Hese liegen. Seit einiger Zeit aber gibt es allenthalben außerordentliche Dinge in allen Stücken: Gesichte, Inspirationen, Secten u. s. w.; es wird Alles gerüttelt und geschüttelt, aber das Ganze ist noch nicht da. Doch ist die Anzeige deutlich genug, daß bald etwas Anderes kommen werde. Bernhard wird als der letzte Kirchenvater gezählt; er lebte im Jahr 1110. Von 1140—50 war die dickste Finsterniß. Dann kamen Waldus, Wiclef, Hus, Luther, Arndt, Spener, und vielleicht noch ein siebenter. Das war der Hahnenschrei zur Morgenröthe, bis endlich aus dem Schmelztiegel das lautere Gold hervorkommen wird“ (S. 296.).

Gewiß ist hier in wenigen Worten und besonders durch die Unterscheidung von Grenz- und mittleren Zeiten (s. auch: „Erklärte Offenbarung S. 1172.) ein Ariadne-Faden gegeben, wie wir ihn in vielen Behandlungen der Kirchenhistorie vergeblich suchen, die mehr den Anäuel ineinander wirren, als ihn durch eine geistliche Betrachtung zu lösen versuchen; und wir möchten es eben darum als eine unabwiesliche Forderung an den rechten Kirchengeschichtschreiber hinstellen, daß er nicht nur Ordnung und Licht suche in der Vergangenheit, sondern auch sein Auge durch die Betrachtung der Zukunft Jesu Christi zu stärken suche. Bei Bengel'n, scheint es uns, war das Umgekehrte der Fall: die Lieblichkeit des Lichts in der Ferne hatte sich so aller seiner Geistesinne bemächtigt, daß er darüber nicht zum Schreiben einer Kirchengeschichte kam, sondern es bei den großen, bedeutungsschweren Winken bleiben ließ. Oder auch hat er dies nicht für sein Tagewerk angesehen, so wie er überhaupt, wie er selbst versichert, gewohnt war, nur dasjenige vorzunehmen, was ihm nahe gelegt wurde, und hierin den göttlichen Willen und Trieb zu erkennen.

Wer in der Kirchengeschichte einheimisch worden ist und von hieraus sich orientirt, dem wird die Kirche als äußere Erscheinung nicht als etwas Gleichgültiges oder Zufälliges vorkommen, und er wird sie selbst unter den schwersten Heimsuchungen nicht aufgeben, sondern lieber den Schaben Joseph's zu heilen suchen und die Edelsteine des Fundaments hervorziehen. Denn so gewiß

ein unvollkommenes Flickwerk Niemanden genügen kann, der eine gliederhafte Vereinigung der Gläubigen sucht, und dieses auch im Geiste des Christenthums nicht liegt, da der Herr vielmehr warnend uns zuruft: „Man fasset nicht Mosi in alte Schläuche,“ so gewiß ruht auf der anderen Seite ein verborgener Segen in der Bewahrung der kirchlichen Gemeinschaft, so lange noch Lebenselemente da sind und nicht der Stamm der Lehre innerlich von Menschensatzungen ausgehöhlt ist. (wie im späteren Römischen Katholicismus vor der Reformation), so wie hingegen nichts zerstörender ist, als das rasche Dareinschreiten derer, die es möglich wähnen, alle Lebensäfte auf eine kleinere, eng verbundene Gemeinschaft hinüberleiten zu können. In dieser Beziehung war nun Bengel's Zeit, wie die unsrige vielleicht noch mehr, eine schwere Prüfungsstunde für den wahrhaft kirchlichgesinnten; besonders im westlichen Deutschland und in Holland tauchten Schwärme von Separatisten und von Inspirirten auf, unter welchen letzteren besonders J. F. M. A. durch seine ungeheurere Annahme in dieser Biographie hervortritt (S. 310 f.). Bengel sah das tiefe Verderben der Kirche, aber er blieb als ein rechter Streiter auf dem Kampfplatze und mißbilligte laut das Verfahren derer, welche Spener's schönen Gedanken: Kirchlein in der Kirche zu bauen, so verdreht, als ob entweder die Gemeinschaft mit der Kirche ganz aufzugeben oder nur insofern anzuerkennen sey, als diese die schon factisch Herausgetretenen und mit ihrem Grunde nicht Uebereinstimmenden für rechte Söhne anerkennen wollte. „Unsere Kirche,“ sagt er, „ist bei weitem nicht rein; im Gegentheil, sie ist eben ein Morlof, ein confus, verwirrt, unordentlich Ding, und alle rechtschaffenen Seelen, insonderheit Pfarrer, sehen mit Wehmuth den Verfall und die große Unordnung; aber doch ist unsere Kirche eine wahre; denn man muß nicht darauf sehen, was durch die Schuld der Menschen noch fehlt, sondern was Gott noch darin hat. Wie es bei der Kirche-Alten Testaments gewesen ist, da Israel bei allem Verderben dennoch das Volk Gottes geblieben ist, und geheißen hat, weil Gott seine Anstalten noch daselbst hatte. Man muß daher nicht Alles so begierig annehmen, was wider die Weltkirche gesagt wird, und nicht vergessen, was es für etwas Vortreffliches um das gemeinschaftliche Beten und Singen ist, zu dem sie Gelegenheit verschafft. So verborben auch die äußerliche Kirchenverfassung ist, so hat man ihr doch die Erhaltung der heiligen Schrift zu verdanken: ohne sie wäre die Historie von Christo längst eine Fabel. Man muß sich also in die Sache schicken, und sich zu Ruhe zu machen suchen, was einem noch zu Gebote steht, daneben aber seufzen und beten, daß der Herr bald kommen und Alles neu machen möge“ (S. 169.). — So sah er auch in den Mystikern des Mittelalters nicht etwa, wie Arnold, eitel lauterer Gold, sondern eine gewisse Beschränktheit, die zwar, bei'm damaligen Zustande der Kirche heilsam, das Licht Gottes in den dunkeln Zellen bewahrte, aber selbst dieses Insichgehen dem ursprünglichen Kirchenbestande verdankte. „Jeder Mystiker,“ sagt er, „hatte einen gewissen Strahl des Lichts, aber dabei blieb er; in die ganze Haushaltung Gottes und in seine Wege im Allgemeinen sahen sie Alle nicht. Sie gingen in sich, für die Gesellschaft thaten sie nichts. Sie lebten in finsternen Zeiten; so waren sie glücklich für sich, aber nicht für Andere. Während die Scholastiker Alles in's Denken und Schließen setzten, setzten sie mit den Platonikern Alles in's Gefühl und blinden, stummen Herzensinn. Dabei aber müssen sie doch gestehen, daß sie ihr Gutes dem Umfande verdanken, daß sie auf dem Boden der Kirche stehen. Wo wären unsere

subtilen Mystici alle, wenn nicht unter Karl dem Großen ihre Vorellern durch Schwerdtföhrich zum Christenthum wären gebracht worden!" (S. 121 f.) — Ueber den Separatismus und die Behandlung von Separatisten war Bengel's Urtheil stets gemäßigt, und mit Recht traute er der Kraft des Zeugnißes gefalteter Lehrer so viel zu, daß es bei graden und aufrichtigen Seelen weiter nichts bedürfte, um sie von jeder Absonderung fern zu halten. So bezeichnete er auch den Ursprung des Uebels, welches nicht bloß im Verfall der Kirche, sondern auch bei Vielen im Hochmuth, bei Allen fast in einer beschränkten Verstellung vom Reiche Gottes seinen Grund hat. „Die Separatisten," sagt er, „halten sich für stark, und wir müssen sie tragen. Es ist aber bei den Meisten unter ihnen viel Hochmuth, Eigensinn und Feindseligkeit; Viele stehen in einem ganz natürlichen Sinn, und wenn sie auch anfangs etwas Gutes gehabt haben, so war doch viel Unlauteres darunter, und dieses hat nach und nach jenes verschlungen. Rechtschaffene Seelen unter ihnen kennt Gott wohl, und überhaupt braucht er den Separatismus zu seinen Zwecken, nämlich zur beständigen Protestation wider unsere grundverderbte Kirche und insonderheit wider die Auswürflinge des rohen Haufens. Gewiß ist es aber, daß auch unter dem verderbten Kirchenhaufen gute Seelen ihr Gewissen rein behalten können; ja ich getraute mir aus demselben ihrer mehrere, als aus den Separatisten herauszulesen. Letztere sollen bedenken, daß ein rechtschaffener Arbeiter, der sein schweres Seelsorgeramt auch nur halb thut, doch besser ist, als einer, der gar nichts thut. Aber sie wollen Alles nach der genauesten Tabulatur haben, und wenn das nicht seyn kann, lassen sie lieber Alles stehen. — Allein es ist ihnen doch nicht so gar übel zu nehmen; es fehlt ihnen eben an Einsicht in den allgemeinen Entwicklungsplan des Reiches Gottes" (S. 122.). — Eben so gewichtig sind die Winke zur Behandlung der Separatisten, und zwar um so merkwürdiger, da sie auf den Grundsatz der Religionsfreiheit hinauslaufen, welcher zu Bengel's Zeit selbst in England (man denke an die Geschichte der Dissenters damals) noch verdunkelt war. Er will nämlich, daß man sie als Besucher einer Stadt tractiren solle; sie zu nichts zwingen, nicht drängen, nicht beurtheilen, nicht verspotten, sie ganz nach ihren Grundsätzen handeln lassen, insofern dieselben nicht den allgemeinen Staats- und Rechtsgrundsätzen zuwider sind; nur die eigentlichen kirchlichen Wohlthaten (das kirchliche Begräbniß z. B.), die sie ja ohnehin nach ihrer Ansicht verschmähen müssen, solle man ihnen nicht angeheihen lassen; man solle ihnen bei Gelegenheit in Liebe seinen Sinn bezeugen, ihnen übrigens alle Gefälligkeit im bürgerlichen und äußeren Umgange erzeigen, und durch ein christlich leuchtendes Leben ihnen alle Veranlassung zur Aergerniß und zu Klagen benehmen (S. 123.). Anders würde freilich Bengel die Frage von Separation und deren Rechtmäßigkeit für unsere Zeit beurtheilt haben, da nicht das Leben bloß verkauft ist, sondern der größte Theil der Lehrer selbst die Wurzeln des Glaubens auszureißen trachten; doch zweifeln wir nicht, daß er nach seiner großartigen Ansicht auch dieses als ein bloßes Interim und als eine kräftige Ingredienz in der Teufelskuppe des Antichrists betrachtet haben würde, ohne sich weiter irre machen zu lassen und zur Nechten oder zur Linken auszuweichen. Denn in den letzten Zeiten muß es so kommen.

Die Gebrechen der Kirche aber waren Bengel'n nicht nur in der verfallenen Zucht und Zügellosigkeit der meisten Glieder, sondern auch in der Verunstaltung der Theologie durch die

scholastische Methode offenbar, nur daß er wiederum nicht, wie namentlich Arnold in seiner Kirchen- und Reformation, so viele kleinere Züge mißdeutete, sondern mehr an den Geist des Ganzen sich hielt. Obgleich er also gewiß ganz einig war mit dem Zeugniß des wahren apostolischen Glaubens, das in den symbolischen Büchern unserer Kirche niedergelegt ist [auch im Punkte des Chiliasmus kann man ihn keiner Abweichung beschuldigen, denn jene Bücher verdammen nur den grob-fleischlichen; nur was das einzige Dogma von der Wiederbringung aller Dinge oder vielmehr die Fassung desselben*) betrifft, möchte allenfalls über die Reinheit seiner Kirchenlehre ein Zweifel obwalten**), so wollte er doch, und zwar mit Recht, der lebendigen Entwicklung der christlichen Erkenntniß, die auf dem Grunde des Glaubens steht, keine Schranke gesetzt wissen; denn eins ist das Bewußtsein, das mit dem Fundament der Kirche ewig unveränderlich ist; weil es auf göttlichen Thatfachen ruhet und göttliche Thatfachen umfaßt; ein anderes ist die Erkenntniß, welche in stetem Wachsthum begriffen seyn muß, wenn das Leben in der Gemeinde sich offenbaren solle. Sein Widerspruch gegen die Lutherische Orthodorie gilt also nur der versteinerten, welche in ihrem Busen selbst den Samen des Unglaubens nährte, weil das Leben aus und in Gott ihr mehr oder weniger indifferent dünkte. Dahin gehen vornehmlich folgende Aussprüche, worin er zugleich andeutet, wie er mit dem Lichte umging, das ihm aus der heiligen Schrift so reichlich entgegenstrahlte. „Die Wahrheit," sagt er, „muß einem lieb seyn, sie mag sich mit unserm gegenwärtigen Systeme reimen oder nicht. Um angenommenen Hypothesen willen darf man die Schrift nicht mit Gewalt drehen; überhaupt ist es verkehrt, wenn man zuerst die Theses festsetzt und hernach erst die Beweisstellen dazu sucht. Eine jede Wahrheit ist ein

*) Denn offenbar ward dies Dogma von den ältesten Kirchenlehrern an auf eine doppelte Weise gefaßt. Einige verstanden unter der Urständ aller Dinge nur eine Erneuerung Himmels und der Erden im glorreichen Reiche Christi, nach 2 Petr. 3, 13., Offenb. 21., worauf auch allerdings mehrere prophetische Stellen hinzeigen. Andere, in offenbarem Widerspruch mit der heiligen Schrift, eine Befreiung auch der Teufel und der bösen Menschen, die im unbussfertigen Zustande gestorben sind.

**) Wir zielen nämlich auf folgende Stelle in dem 2ten Hefte der vom Pfarrer M. C. S. Warth herausgegebenen „Süddeutschen Originalien" (einer höchst interessanten Sammlung, worauf wir hier nicht nur dringend aufmerksam machen, sondern den lieben Herrn Verfasser an sein Versprechen hinsichtlich der „Biographie Dettinger's" freundlich erinnern), woraus das Meiste, was Bengel betrifft, in die Wurfke Biographie übergegangen ist: „Wer von der ἀνορθώσις πάντων Einsicht hat und sagt es aus, der schwächt Gott aus der Schule. Bengel glaubt sie auch, bleibt aber dennoch in diesem Stücke bei der Augsburgerischen Confession, darinnen nur diejenigen improbiert werden, welche dieselbe lehren. Dies glaubt er auch: wenn man sie lehren würde, so würde das der allergrößten Eitelkeit Thür und Thor öffnen. . . . Man stelle es sich unter einem Gleichniß von menschlichen Gerichten vor, ob es zu vermuten sey, daß Gott jetzt noch vor Anfang der Execution den Gottlosen diese Wahrheit wolle bekannt werden lassen. Wenn man einem reo das Urtheil publicirt, man hätte aber im Sinn, beim Galgen ihm Pardon zu geben, wird ihm auch zugleich mit Anündigung des Urtheils der Pardon angekündigt? Wäre es nicht lächerlich? So wäre es auch nicht convenient, wenn man den Gottlosen, so man ihnen von der Hölle predigt, zugleich von dem einmal folgenden Ende ihrer Qual predigen würde. Vor dem Anfang der Execution soll es nicht offenbar werden.“

Licht, und ein jeder Irrthum, so gering er auch ist, ist Finsterniß. Obwohl Gott große Nachsicht mit unseren Irrthümern hat, so ist eben doch ein jeder wider die Ehre Gottes, und nur die Wahrheit seiner Ehre gemäß. Daher sollten auch die allergeringsten Wahrheiten theuer geachtet werden. — Wer lauter solche Sätze vorträgt, die bei seiner Parthei ausgemacht sind, der kann wohl ohne Widersprüche durchkommen, ob er sich schon neuer, stärker oder schwächer, Beweise und einer neuen Form bedient; aber Keiner von denen, die in der Erkenntniß der Wahrheit selbst weiter geführt werden, bleibt unangefochten; denn indem er nur auf die Sache selbst sieht, und von keinem Ansehen der Personen sich gefangen nehmen läßt, stößt er bald da, bald dort an; so geht es mir. — Die heutige strenge Lutherische Orthodoxie geht oft von der alten Lutherischen Theologie ab. Hunnius, Graverus und Calovius haben viel dazu beigetragen, und die rigiden Wittenberger und Hamburger haben schon einmal ein neues symbolisches Buch machen wollen, um die Pietisten um so eher auszuschließen. Ueber dem, was nicht in den symbolischen Büchern entschieden ist, darf mich kein Orthodoxe gefährden, wenn es schon heut zu Tage nicht approbirt wäre. Die Augsburgerische Confession ist gegen andere Bücher jener finsternen Zeit etwas Großes. Auch die übrigen symbolischen Bücher sind so abgefaßt, daß man sie studiren sollte, wenn sie auch die historische Bedeutung nicht hätten. Nur muß man nicht einen Niegel daraus machen, der göttlichen Wahrheit Einhalt zu thun, daß sie sich nicht weiter ausbreiten dürfte“ (S. 238—239.). — Auch war es ja nur in der Ordnung, daß, der das große System Gottes stets vor Augen und im Herzen hatte, nicht so hoch von den Systemen der Menschen denken konnte; *) und namentlich mußte Bengel'n bei seinem prophetischen Studium die immer weitere Förderung der Erkenntniß aus der lauternden Quelle derselben als eine unabwiesbare Forderung vorkommen. **)

Bei solchen Grundsätzen konnte Bengel die Privatversammlungen überhaupt gar nicht so gefährlich finden, wie manche orthodoxe Theologen der Zeit. Diese sahen darin eine Auflösung des Kirchlichen, Bengel hingegen eine Erbauung, die nur von treuen und frommen Seelsorgern richtig geleitet zu werden brauchte, um unendlichen Segen zu stiften. „Was die Privatversammlungen betrifft,“ sagt er, „so wäre zu wünschen, daß man wackere Seelen nicht unter dem Vorwand bürgerlicher Ordnung zu hart einschränken, sondern sie zu der Zeit, da Andere ihren weltlichen Lustbarkeiten nachgehen, die Freiheit genießen lassen möchte, unterweilen sich auf ihre Weise in Gottes Wort mit einander zu erbauen. Auch ich halte

sie für einen Schwarm, aber in gutem Sinne, und halte es für einen Schaden, wenn er, statt geschickt gefaßt, verschluckt wird. — Ich begreife nicht, was man gegen den Besuch der Privatversammlungen hat. Warum soll denn Jeder für sich bleiben und fromm seyn? Es ist eben, wie wenn Leute über Feld gehen, und ich wollte ihnen befehlen: Gehet ja nicht mit einander, sondern je Einer einen Büchsenjuch hinter dem Anderen!“ (S. 106.) Im Allgemeinen sah er in den Privatversammlungen eine besondere Gabe unserer Zeit, die man nicht dämpfen sollte; sie sey ja ganz der Versahrungsweise Gottes gemäß, der, als er alle Menschen zu sich ziehen wollte, zuerst nur Ein Volk, die Juden, nahm, und ihnen Geseze gab und mancherlei Gutthaten vor andern Völkern, um sie an sich zu locken (S. 167.). Eben so wenig aber verhehlte er es sich, wie bei solchen Versammlungen geistlicher Hochmuth und allerlei Unlauteres sich leicht einschleichen könne. *) Eben darum aber wollte er, daß man den Schwarm fassen, daß der Seelsorger stets als erfahrener Arzt hinzutreten und heilen sollte, was krank ist, **) daß besonders auch erfahrene Christen, die den Geist der Prüfung haben, als das Licht und Salz bei solchen Versammlungen zugegen seyn sollten — denn sonst verwirrt man einander. — Eine gleiche Vorurtheilsfreiheit und recht brüderliche christliche Liebe wird man in manchen beiläufigen Urtheilen Bengel's über Männer anderer Kirchenpartheien gewahr. Er schätzte Bellarmin als einen gründlichen Polemiker, lobte an Vojola, daß er der Geschwätzigkeit des Erasmus keinen Geschmack abgewinnen konnte, erkannte, daß bei dem Tridentiner Concil manche rechtschaffene Männer waren, die die allzu krasse Abfassung gewisser Streitpunkte verhindert hätten (obgleich die großen Knoten darin, die communio sub una, das Bibelverbot u. s. w. ihm unverdaulich waren); er pries Calvin's Institutionen als ein gar treffliches Buch und hatte auch aus Spinosa und Poiret Goldkörner herausgefunden (S. 506—508. vgl. mit S. 4.). —

(Fortsetzung folgt.)

*) „Manche hangen,“ sagt er unter Anderen, „allzu sehr an den Versammlungen, und scheinen fast zu meinen, als ob sie um deswillen besser wären, weil sie eine besondere Uebung haben. Aber sie sind weder allein, noch Alle fromm. Es gibt auch außer dem wackere Seelen, und es gibt auch in den Versammlungen Heuchler“ (S. 107.). „Wenn sich einige Seelen zusammen thun und sind nicht im Grunde einig, wie es bei den heutigen Verbindungen öfters geschieht, so ist es eine Komödie. Seelen müssen zu vor zubereitet werden, darnach taugen sie zusammen“ (ib.). „Man muß sich sehr in Acht nehmen, daß nicht aus der brüderlichen Vertraulichkeit eine Komödie werde. O das ist gar gemein! Man heuchelt einander, man redet einander zu Gefallen, man unterläßt Bestrafung, Ermahnung, Aufmunterung der Liebe. Es gibt Leute, welche keine Demuth, keine Liebe, nichts von dem Sinne Christi an sich tragen, und sich Alle damit auszeichnen, daß sie Verbindungen machen und treiben. Heißt das nicht Komödie spielen?“ (S. 108.)

**) „Krankheiten,“ sagt er, „setzen Leben voraus; wo also eine geistliche Krankheit ist, da muß ein geistliches Leben seyn. Die Gottlosen sind ganz todt. Warum wollen denn Prediger die Kinder Gottes, an welchen sie etwas gewahr werden, das eben nicht recht ist, wegwerfen oder über sie verfahren? Sollte man nicht vielmehr suchen, ihnen beizukommen und zu heilen, was krank ist?“ (S. 106.)

*) „Ich bekenne,“ spricht er, „daß der populäre Geschmack, den ich aus der Schrift unvermerkt bekam, mir viele Mühe erspart und mich von mehr als einerlei Terminologie abgeleitet.“ (S. 517.).

**) „Noch lebt,“ sagt er, „in der Kirche nicht die Schrifteifrigung und Schriftkenntniß, welche die Schrift selbst darbietet; das machen die üppig dahergewachsenen Lehrmeinungen und unsere Blindheit in den prophetischen Schriften. Wir sind daher zum Weiterschreiten aufgefordert, auf daß wir jene männliche und königliche Schriftkenntniß erlangen, welche allein der Vollkommenheit der heiligen Schrift genügt“ (S. 404.).

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 25. Februar.

N^o 16.

Ueber J. A. Bengel, mit Beziehung auf die Schrift:

Dr. Johann Albrecht Bengel's Leben und Wirken, meist nach handschriftlichen Materialien bearbeitet von M. Jo. Chr. Fr. Burk. Mit Bengel's Bildniß. Stuttgart b. Steinkopf. 1831. 8.

(Fortsetzung.)

Eingegen legte er auf die irenischen und anti-irenischen Schriften seiner Zeit keinen großen Werth; „sie kommen selten,“ meinte er, „aus einem wahrhaft himmlischen Herzen, und wenn Paulus vom Himmel herunter kommen sollte, er würde viel was Anderes zu thun finden, als daß er die Lutheraner und Calvinisten zu einem politischen Herr-Bruder-sagen zusammenhebdigte“ (S. 184.). Alle Versuche der Art mußten ihm um so mehr verdächtig und fruchtlos vorkommen, wenn er den damaligen Zustand der Kirche betrachtete, wobei an eine Vereinigung im Geiste gar nicht zu denken war; und seine Ueberzeugung, „daß Gott bald kommen und Alles in einen neuen Model gießen würde,“ mußte ihn in dieser Ueberzeugung noch bestärken. Die Trennung aber betrachtete er zuerst zwar als Strafe, nachher aber als Wohlthat, und namentlich die reformirte Fassung der Prädestinationslehre (obgleich an sich nicht begründet) für ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die, welche geneigt seyn möchten, die Prädestination überhaupt für etwas Indifferentes zu erklären.*)

In Summa — Bengel's Orthodorie war gleich weit entfernt von derjenigen, welche das Erkennen selbst zu einem festen krystallischen Gebilde machen wollen, und von dem Wahne mehrerer Neuern, welche, auf das andere Extrem überspringend, den Glauben zu etwas stets Wandelbarem und Flüßigem ma-

chen, und, nach dem Ausdruck eines neueren Theologen, die Orthodorie so wie die Gesundheit für einen bloß idealen Zustand erklären.

Noch eins, und vielleicht, mit Rücksicht auf die Bewegung in der Kirche zu Bengel's Zeit, das Wichtigste, steht indes zurück zu erörtern: wir meinen sein Verhältniß zu den Pietisten und zu der Brüdergemeinde. In der Beurtheilung dieses Verhältnisses aber muß man sich gar sehr hüten, die historischen Unterschiede zu verwischen und den Charakter der erwähnten Richtungen bloß nach einigen abstracten Formeln zu fassen, wodurch offenbar kein lebendiger Ueberblick gewonnen wird. Was die ersteren betrifft, so sah Bengel auf einer Reise durch Deutschland im Sommer 1713 die Hallisch-Frankische Schule in ihrer Blüthezeit, wo noch die erste Liebe und viel Kreuz war, und er gab ihr nicht nur das Lob einer aufrichtigen Frömmigkeit und erwecklichen Unterrichtsweise, sondern bekannte auch, daß er viel dadurch für sein inneres Leben gewonnen.*) In August Hermann Franke ehrte er mit Recht ein auserwähltes Rüstzeug Gottes,**) und rühmte als seine besonderen Gaben Liebe zur heiligen Schrift und zum Gebete (S. 509.). Einen überaus wohlthätigen Eindruck hinterließ Franken's Besuch im Württembergischen im Jahr 1717; „wir sahen,“ schreibt Bengel, „das schöne Exempel eines in der rechten Kraft beharrenden Mannes, und haben dadurch eine stattliche Aufmunterung bekommen. In Allem dringt er auf Buße und Glauben, und im Umgang hat er eine ungemeine Gabe, mit großer Freundlichkeit die Gemüther zu gewinnen; dabei erweckt er männiglich zur Liebe göttlichen Wortes, zum Gebet, zur Katechisation, damit ja Eins das Andere retten und bessern helfe“ (S. 508.). Und bei seinem Tode schrieb er das schöne Zeugniß von ihm: „Franke wandelte im Segen hie-

*) „Indem wir den Verteidigern des unbedingten Rathschlusses widerstehen, drängen wir sie immer, auf mildernde Gründe zu denken, die ihnen selbst bei der inneren Praxis wohl zu statten kommen; sobald man aber diese Lehre für indifferent erklärt, so würde die Vernunft bei den Meisten unter uns es auch ergreifen, und wäre der Glaube an die allgemeine Gnade gar bald verschlungen“ (S. 184.).

*) „Bis dahin,“ sagt er in einem Briefe aus der Zeit, „war ich fast nur für mich allein ein Christ; hier aber lerne ich einsehen, was es um die Gemeinschaft und Verbindung der Heiligen ist“ (S. 32.).

**) Von seinen Schriften empfiehlt er besonders seine Idea studiosi Theologiae, und seine Festpredigten. „Dieser Theologe,“ sagt er, „hat an Festtagen etwas besonders Festliches, indem er sich jedesmal in die Festtagsmaterie ganz zu versenken pflegt“ (S. 62 u. 68.).

nieden; Lutheri kraftvolles Wesen regte sich in ihm und durch ihn in Deutschland" (S. 510.). Allein so sehr Bengel die ältere Hallische Schule schätzte, so klar waren ihm die Gebrechen des späteren Pietismus: und ob er es gleich meistens bei einem leisen Tadel bewenden läßt, *) so ist doch daraus so viel klar: es war nicht seine und nach seiner Meinung nicht die rechte Art, wie man hier das Christenthum pflanzen wollte.

Was nun aber das Zweite, Bengel's Verhältniß zur Brüdergemeinde, betrifft, so möchte dieses dem ersten Anschein nach schwerer zu entwickeln seyn, und es scheint dem gegenwärtigen Biographen Bengel's in nicht geringer Verlegenheit gesetzt zu haben. Warum, könnte man zuvörderst fragen, war Bengel, dessen Maxime es war, „gut Freund seyn mit Jedermann, der Jesum lieb hat,“ nicht gut Freund mit der Brüdergemeinde? Gewiß er war es, jedoch nicht so, wie die Welt heut zu Tage es haben will, daß der gute Freund die Irrthümer verschweigen und die Aengeln als Schönheitsflecke preisen soll. Er sah in der Doctrin und Disciplin der Brüdergemeinde theils vieles, was mit dem Lehrbegriff unserer und der apostolischen Kirche nicht übereinstimmt, theils eine Richtung, die dem ernstlichen Streben nach Heiligung Gefahr drohte. Besonders sah er, wie viele rohe Seelen, die der Züchtigung der heilsamen Gnade Gottes (Tit. 2, 11.) widerstrebten, hier eine willkommene Freistätte für ihre fleischliche Sicherheit gefunden zu haben meinten, und wie sie von dem Blut und den Wunden Jesu ohne innere Lebenserfahrung und ohne Aneignung des köstlichsten Schatzes sprachen, und von dieser traurigen Erscheinung sprach er mit bewegtem Herzen: „Niemals ist es näher dabei gewesen, daß das Maulchristenthum in die Form einer Disciplin gebracht würde. Das geschieht bei rohen Gemüthern, die sich bereben, wenn sie Blut und Wunden nur häufig im Munde führen, so genießen sie des Bluts und der Wunden. Wann solche Leute von dem übrigen Inhalt der heiligen Schrift nichts hören wollen, so ist dies ein Kennzeichen, daß sie vom Blut und von den Wunden eben so wenig, als von aller übrigen heilsamen Wahrheit haben. Sie sitzen nicht in der Seitenhöhle, sondern in ihrer eigenen Natur. Aber nicht besser sind diejenigen daran, die sich bereben, wenn sie das Deutsche Wort Glaube im Munde führen, so haben sie den Glauben. Beiderlei Gattungen sollen sich an einander spiegeln.“ **) Er sah, wie selbst das Haupt dieser Gemeinde, der Graf Zinzendorf, sich zu allerlei ungegründeten, überspannten und von der goldenen Linie der Rechtgläubigkeit abweichenden Behauptungen hinreißen ließ, und hielt es für Pflicht als christlicher Bruder, ihn auf solchem Wege zu warnen, daß er seinen Fuß von den Schlingen abziehe, die ihm ein allzu lebhafter Geist und Mangel an Prüfung legten. ***) Er glaubte endlich, und zwar mit Recht, daß, auch abgesehen

von der Art und Weise, das ganze Streben, „die Bäche des Lebens,“ wie er sich ausdrückt, „in eine Brunnenkammer zu versammeln,“ ein vergebliches sey (S. 168.) und konnte vermöge seiner kirchlichen Gesinnung nicht anders dafür halten. Auch fürchtete er, daß die ganze Herrnhutische Richtung unserer Kirche gefährlich werden könne, weil sie auf eine unnatürliche Art das christliche Leben zersplittere und gleichsam nur die eine Hälfte der Wahrheit festhalte, oder, wie Bengel es anderswo mit einem bedeutamen Bilde ausdrückt, „den Stock der heilsamen Lehre abblattet, das Innerste entblößet und dieses noch dazu halbiret“ *) und darum stellte er dieses als die eine Seite der Verirrung in der Darlegung des Verhältnisses der Natur und Gnade dar, indem er spricht: „Es gibt in unseren Tagen zwei entgegengesetzte Abwege: die Einen geben Alles, auch das, was doch nur Natur ist, für Gnade aus; die Anderen suchen alle Spuren der Gnade auf der einen und des Zornes Gottes auf der anderen Seite zu unterdrücken“ (S. 564.). Allein trotz dieser Einsicht und dieser wohlgegründeten Besorgnisse hielt er lange an sich, ehe er mit einem öffentlichen Zeugnisse gegen die Brüdergemeinde hervortrat; denn es war sein Grundsat: „Es sind deren Wenige, vornehmlich heut zu Tage, die sich des Reiches Gottes annehmen. Wo nun dergleichen etwas hervorblicket, da sollen wir ja nichts Gutes dämpfen, und vielmehr suchen, Anderen förderlich zu seyn, wie auch Andere uns förderlich seyn zu lassen, entweder durch eine wirkliche Handreichung oder durch eine heilsame Wähigung.“ **) — Und als er nun mit diesem Zeugnisse nicht länger anstehen zu dürfen glaubte, wie sorgfältig schied er da die Personen und die Sache, ***) wie freudig erkannte er das Gute der Gemeinde an, †) wie betheuerte er in Wahrheit vor Gott, daß einzig und allein das Heil der Brüder und die Erbauung der Seelen ihn zu dieser Erklärung gebrungen haben, wie fleißig ermahnet er nicht nur die Gemeinde, sondern auch vor Allen diejenigen, die daraus Anlaß nehmen möchten, ihre Unempfindlichkeit gegen göttliche Dinge zu beschmücken und auf alles göttliche Streben loszustürmen, daß sie vornehmlich auf sich selbst zu sehen hätten. ††) Wahrlich wer so spricht und scheidet und urtheilt, der ist doch kein Feind der Gemeinde. Auch war es weit entfernt, daß Bengel Zinzendorfen falsch würdigte (im Gegentheil geschieht er nicht nur, „daß beim Ordinario sich von seiner zarten

*) Bengel's erklärte Offenbarung Johannis, 3te Aufl. (Stuttgart 1758) S. 1169.

**) Abriss der Brüdergem., Th. II. S. 450.

***) Abriss der Brüdergem., Th. II. S. 445.: „Vor allen Dingen hat man sich vor dem Nichten und Verdammen zu hüten. Einen Faden von dem Größesten bis auf den geringsten bei der sogenannten Brüdergemeinde sollen wir für seine Person stehen lassen. Gott allein kennt die Herzen. — Was aber die Sache selbst betrifft, da kann man nicht zu scharf und zu genau seyn.“

†) „Ich bin nicht zu ihrem Rathgeber bestellt; doch darf ich meines wenigen Orts eröffnen, was ich wünsche. Ich wünsche, daß sie sammt und sonders das Gute, das bei ihnen ist, nicht zur Behauptung des Bösen, sondern zur Vertilgung desselben anwenden mögen. Welch eine Freude würde darüber im Himmel und bei allen Heiligen auf Erden entstehen!“ (Abriss der Brüdergem., Th. II. S. 443.)

††) Bengel's Abriss etc., Th. II. Cap. 60.: „Bei dem Allen haben beide Theile und eine jede Seele vornehmlich auf sich selbst zu sehen.“

*) „Es ist wahr,“ schrieb er 1744, „die Hallische Art ist etwas zu kurz geworden für den Geist der jetzigen Zeit; die Würde und der Ernst Spener's ist nicht mehr vorhanden, und doch auch nichts Anderes zur Ergänzung“ (S. 379. vgl. S. 168.). „Es liegt am Tage,“ heist es ferner, „wie man auf Spener's Grund nicht fleißig und nicht redlich genug gebauet habe“ (S. 577.).

**) Bengel's Abriss der Brüdergemeinde, Th. II. S. 388.

***) Abriss der Brüdergem., Th. II. S. 440.: „Ich schreibe es öffentlich nicht ohne Furcht und Zittern für meine eigene Seligkeit, mit Bedacht und Demuth, dem Ordinario und seinen blindseitigen Anhängern zum Schrecken, wo möglich, über ihre üppigen Paradoxien: Er ist in großer Gefahr und hat die Augen aufzutun, daß er seine Seele rette. Und so auch Andere mit ihm.“

Jugend auf viel Gutes fand, *) sondern rühmt auch seinen Eifer in hohen Ausdrücken, **) und fühlt sich gedrungen, eine Schrift von ihm: Jeremias ein Prediger der Gerechtigkeit, die leicht auch die reinste und gediegenste unter seinen Schriften seyn dürfte, besonders zu empfehlen ***) , oder daß er nicht geneigt gewesen wäre zu entschuldigen, daß der ersten Säkularung viel Frühes beigemischt, was vielleicht später sich sehen oder verlieren könnte. Aber wie gesagt, der Kirche Noth und die Wahrheit des Evangeliums drängten ihn zu zeugen, und die Zeit hat seine Besorgnisse in mancher Hinsicht gerechtfertigt. Denn obgleich es nie verkannt und nie vergessen werden darf, daß das Zeugniß der Brüdergemeinde an zahllosen Orten unendlich wohlthätig gewirkt hat in einer Zeit, wo von christlicher Predigt wenig oder gar nichts mehr zu hören war, so darf doch eben so wenig verschwiegen werden, daß die darin vorherrschende Tendenz, die Heiligung an die Seite zu setzen, damit der Kraft des Kreuzes nichts entzogen werde, wenn nicht reinere Elemente hinzukommen, sowohl dem Anfange als dem Fortgange auf dem Wege der Seligkeit sehr hinderlich seyn könne und gewesen sey. Allewege muß also nach unserer Meinung Bengel's Abriss der Brüdergemeinde als ein Muster einer christlichen Streitschrift betrachtet werden (vergleichen unsere Kirche nicht viele aufzuweisen haben dürfte), und sein kirchlicher Charakter zeigt sich eben hier im schönsten Lichte, da die laukere Wahrheit mit der christlichen Liebe zu irrenden Brüdern stets im Bunde geht. — Dies Alles scheint uns nun bei dem Verfasser der Biographie Bengel's gar nicht recht hervorgehoben oder auseinander gesetzt zu seyn, obgleich er die historischen Umstände sorgfältig beibringt, unter und zufolge welchen diese Schrift Bengel's entstanden ist (S. 376—396.), auch einen Abriss des Inhalts gibt (S. 396—397.). Was aber die Folgen dieser Bengelschen Arbeit betrifft, so hat auch der Verfasser hier, wie uns dünkt, nicht das Rechte getrossen, wenn er meistens bloß abweichend und entschuldigend spricht (S. 401 f.) — die Wirkungen dieser Schrift konnten erst bei einem völligen Neubruche des Glaubens sichtbar werden, und sind's in großem Maße in der letzten Zeit geworden, da viele Freunde des Herrn eben durch Lesung dieser Schrift zur Erkenntnis der Wahrheit über die höchst wichtigen Punkte gekommen sind, welche darin zur Sprache gebracht werden.

Auch in Bezug auf liturgische Dinge finden wir gar treffende Aeußerungen Bengel's in dieser Biographie. Die große Frage, ob stehende Gebete zu gebrauchen seyen oder nicht, löste er mit dem sicheren Satz, den der Geist der Wahrheit allein gibt, indem er zwar zugestehet, daß man mit dem Herzen beten könne und müsse auch in der Kirche, zugleich aber bemerkt, daß die, so immer aus dem Herzen beten wollen, endlich doch auf Formeln gerathen; nur auf selbstgemachte. Gute Gebets-Formeln seyen überhaupt etwas Köstliches (S. 272.). †) So wie Vieles aber in Bengel's Ausprü-

chen uns wirklich prophetisch vorkommt, so möchte man meinen, daß folgender Ausspruch von Gebetbüchern erst jetzt recht eigentlich ihre Erfüllung gefunden. „Solche Gebetbücher,“ sagt er, „welche nach dem gemeinen, mageren Sinne geschrieben sind, sind den Leuten überaus anständig, wo die Eitelkeit und die Andacht sich so nahe zusammenthun, wo es bald überaus schwach, bald wieder ganz seraphinisch hergeht; aber sie machen, daß ein ernsthafter, wackerer Vortrag viel weniger gefaßt wird“ (S. 172.). Einen ganz practischen Commentar zu dieser mit seraphinischem Stelzengange gepaarten Magerkeit liefern eben in unserer Zeit die Stunden der Andacht, die Schmalz'schen, die Friedrich'schen und eine Masse anderer sogenannter Erbauungsbücher, nur mit dem Unterschiede, daß das Dürre in diesen nicht aus einem Mangel an lebendigem Glauben, sondern aus einem Mangel an Glauben überhaupt herkommt, daher der Pomp in Wörtern und Phrasen auch nur die schlechte Verhüllung jener inneren Leere ist. — Ein allgemeines Gesangbuch wünschte Bengel wohl auch, nur meinte er, man müßte dann von unten nach oben gehen, Stimmen sammeln von Haus zu Haus über die bewährte Kraft der Lieder, da könnte was Schönes herauskommen. (Ebend.) Mit Recht behauptete er ferner, es lasse sich ein zartes, durchgängig von allen Aposteln und Propheten beobachtetes Decorum nachweisen, was eben die Norm und den Canon abgeben möchte für die Wahl der Wörter in Gebeten und Liedern. Als ein besonderer fruchtbarer Wink für die Herausgabe eines Normal-Gesangbuchs (wozu freilich in unserer zerrissenen Zeit noch keine Aussicht ist) ist auch folgender Vorschlag Bengel's hinzunehmen: daß man, indem man eine leichtere und singbare Lesart als Kri in den Text aufnehme, die ursprüngliche schwerere und ungelinkere als Krib auf dem Rande stehen lassen möge (S. 173.). Ueber die Figuralmusik äußerte Bengel scharf aber gerecht: sie sey ein Anfang der Wassersucht in den Kirchen (S. 174.).

Was Bengel's apokalyptisches System betrifft, so kann es unsere Aufgabe nicht seyn, die einzelnen Lichtpunkte in demselben oder die Grund- und Folgezüge, wodurch es sich abrundet, nachzuweisen, was auch schon in der vorliegenden Schrift genügend und ausführlich geschehen ist. Wohl aber verdient es kurz auseinandergelegt zu werden, was eigentlich das primum movens in diesem System sey. Das Allgemeine desselben, die Lehre von der zweiten Zukunft des Herrn und seiner glorreichen Erscheinung auf Erden nach einer gedrängten Reihe von Verfolgungen der Gläubigen, Erschütterungen des Erdballs und der Himmelskörper und einem Kampfe mit dem persönlich gewordenen Antichrist hat Bengel nicht nur mit allen Wahrheitszeugen gemein, sondern wir behaupten mit innigster Ueberzeugung, daß nur, so wie diese Grund- und Wesenlehre des Christenthums mit allen übrigen klar aufgestellt und kräftig festgehalten und ausgesprochen worden ist, nur in dem Maße die Kirche geklärt und die Kraft und Freudigkeit des Glaubens sich gezeigt hat. Wo diese Lehre als der große Schlußstein des Gebäudes aneres Glaubens feststeht, wo durch dieselbe der Glaube sich stärkt, der Trost sich klarer spiegelt, die Hoffnung sich verjüngt (wie wir alles das in der apostolischen Kirche so deutlich wahr-

*) Abriss der Brüdergem., Th. II. S. 277 f. vgl. S. 291.: „Die süßen Rührungen in seiner zarten Jugend konnten wohl ein liebliches Blümlein, aber keinen starken Baum geben.“

**) Abriss der Brüdergem., Th. II. S. 450.: „Mit der Wiße und Mühe, die der Ordinarius an die sogenannte Brüdergemeinde wendet, könnte einer die halbe Welt regieren. Einen solchen Eifer sollte ein Jeder in seinem Theil zu der Aufnahme der Reichs Votztes beweisen.“

***) Bengel's Leben und Wirken S. 510.

†) Man vgl. hiemit die fanatischen Aeußerungen des Verf. der

Schrift: „Ueber die Katholische Richtung der Kirchenagende für die Hof- und Domkirche zu Berlin“ (Leipzig 1826), der die neue Preussische Agende auch darum verworfen wissen wollte, weil in derselben stehende Gebets-Formeln gegeben sind. (S. 10. der angeführten Schrift u. f.)

nehmen), da kann unfruchtbares Schulgezanke nicht aufkommen; und auch dies ist ein Moment mit zu den Ursachen des Verfalls unserer Kirche im 17ten Jahrhundert und weiter hinab, daß man diese Lehre bei Seite schob, oder wenigstens sie nicht genug trieb, ihr nicht die gehörige Eindringlichkeit verschaffte. In dieser Beziehung hat nun Bengel ein großes Verdienst, und steht da als Wegweiser in eine neue Zeit, obgleich fast hundert Jahre verlaufen sollten, ehe die von ihm ausgegangene Anregung in's Leben der Kirche überging und nicht bloß das Eigenthum einiger frommen Grübler blieb. Bengel war auch so lebendig davon überzeugt, daß diese Zeit kommen würde, daß er mehrmals bestimmt äußerte: „Es werde einst der reine Chiliasmus *) zur Orthodoxie gehören“ (S. 338 u. a.). Wenigstens scheint diese Zeit nun immer näher zu kommen, und vergebens wird die Systemweisheit sich sträuben, jenen Edelstein der Kirche in seinem unverwundlichen Glanze anzuerkennen. — Aber eine ganz andere Frage ist es, wie, außer diesem Lebensnerv des christlichen Glaubens, die Bengelsche Theorie sich gestaltet und entwickelt habe. So viel ist zuerst gewiß: ein glücklicher Blick, ein Wink von oben, bei dem er, wie stets, seine Seele demüthigte vor dem Vater des Lichts, gab ihm den ersten Anstoß (es wird dies erzählt S. 265 f.). Nicht uninteressant ist, was der Biograph, um zu zeigen, wie weit Bengel's Ahnungen in der bis jetzt abgelaufenen Geschichte sich bestätigt haben, anführt (S. 423—429.), und wir können daraus den Schluß ziehen, daß Manches, was auf's geistliche Leben Bezug hat, merkwürdig eingetroffen ist, während in dem Aeußern die Kneten manchmal so wunderbar sich schlingen, daß man sehr zweifelhaft werden muß. Von den allgemeinen Grundfäden, welche sich durch die ganze Theorie Bengel's hindurchziehen, müssen wir folgende zu den unbefreihbaren rechnen: 1) daß der Geist Gottes nicht vergeblich die Zeiten habe aufzeichnen lassen und namentlich in der Offenbarung zwanzig Zeitbestimmungen; was der Herr aber zusammengefügt, solle kein Mensch scheiden; 2) daß man nicht berechtigt sey, die Deutung der Prophezeiungen auf die Erfüllung derselben aufzuschieben, weil sonst die Juden zur Zeit Christi Ursache gehabt hätten, in ihrem Unglauben zu beharren (S. 263.); 3) daß ein jedes Zeitalter so viel Licht in die Offenbarung bekommen habe, als ihm grade nothwendig war; des christlichen Schriftforschers Pflicht aber sey es, diesen Strahlen des Lichts nachzugehen und sie sorgfältig zu sammeln. — Auf der anderen Seite aber muß man eben sowohl in Erwägung ziehen, was Bengel's Herzensfreund, der fromme und geistreiche Marthius **) bemerkt: 1) daß es überhaupt eine

missliche Sache um die allzugenaue Bestimmung und Ausrechnung der Zahlen sey, nicht nur, weil der Ausgangspunkt immer problematisch bleibt, sondern weil die göttliche Zeitrechnung eine ganz andere als die unsere ist; 2) daß allerdings Alles zu der von Gott bestimmten Zeit eintreffen werde, daß wir aber aus den Zeiten Christi sehen können, daß es genug sey, wenn man dieses Eintreffen grade zur Zeit der Erfüllung wahrnimmt. — Nach diesen Grundfäden würden wir nun Bengel's treuen Fleiß in den apokalyptischen Dingen keineswegs für verloren, sondern vielmehr dieses für seinen besonderen Beruf und besondere Gnade achten. Möge nur ein Jeder mit gleicher Frömmigkeit und Treue und gleichem Eifer die Lichtstrahlen sammeln, und damit auf die herrliche Erscheinung des Herrn sich vorbereiten; denn gewiß hat das Studium der prophetischen Theologie nicht nur viel Stärkendes für den Geist, sondern ist innigst verwoben in das ganze Geschäft des, der zum Reiche Gottes gelehrt seyn will, und der folglich nicht nur Altes, sondern auch Neues aus seinem guten Schatze hervorbringt. Bekanntlich streckte sich übrigens Bengel's Differenz mit der Brüdergemeinde auch auf das Gebiet der apokalyptischen Theologie herein, da Zinzendorf nicht nur meinte, „diese gehöre bloß in's Ohr,“ sondern nach seiner Weise behauptete, „wer diese zum Subject seiner Schriften mache, der sey unfehlbar ein schlechter Prophet.“*)

Daß einem Manne wie Bengel, der mit einem solchen Blicke in die Zukunft ausgerüstet war, und diesen unter Gottes Gnade immer mehr auszubilden strebte, auch das Missionswesen von höchster Bedeutung seyn mußte, liegt in der Natur der Sache. Doch ist es nicht nur seine entschiedene Theilnahme dafür, welche wir hier hervorheben müssen (besonders die Hallische, Dänische Mission zu Trankebar lag ihm am Herzen, S. 407.), sondern auch seine eigenthümliche, ebenfalls auf dem Wege der prophetischen Forschung gewonnene Ansicht, daß es doch einmal zu einer großen Heidenbefehrung noch nicht Zeit im Reiche Gottes sey, und daß dann erst die vollen und lautereren Ströme folgen würden, wenn der Herr einmal selbst seine Hand ausstrecken würde; „alsdann,“ sagt er, „wird es haufenweise geschehen, ja alle Nationen werden kommen und vor dem Herrn anbeten“ (S. 305.). Auch in diesem Stücke ist weder sein Blick noch seine Hoffnung zu Schanden worden; denn, wenn Alles nicht trügt, so ist auch diese Zeit jetzt angegangen. Daß übrigens Bengel auch hier sehr sorgfältig schied und den apostolischen Pfad nicht zu einem weiten machte, wie man manchmal in unserer Zeit Gefahr gelaufen ist, da man Alles ohne Unterschied was Mission hieß oder als solche sich ausgab, canonisirte, das zeigt seine Aeußerung über dasjenige, was zu einem „Vortrage der Wahrheit, welcher der Ehre Gottes gemäß sey“ gehöre. S. Erklärte Offenbarung S. 1170.

(Schluß folgt.)

*) Von dem groben, fleischlichen Chiliasmus urtheilte er hingegen ganz wie die ersten Befenner unserer Kirche, nannte ihn einen rasenden, und erklärte, das Zeugniß der Aasburgischen Confession gegen denselben sey rechtmäßig. (Erklärte Offenb. S. 1118.)

**) Die Correspondenz mit Marthius über die Apokalypse, mitgetheilt S. 410—419, ist ein wahrer Edelstein in dieser Sammlung. Hätten wir doch noch mehr solche Briefe vom sel. Marthius.

*) S. Zinzendorf's Peremptorisches Bedenken und Bengel's Abriss S. 430 f.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 29. Februar.

N^o 17.

Ueber J. A. Bengel, mit Beziehung auf die
Schrift:

Dr. Johann Albrecht Bengel's Leben und Wirken, meist nach handschriftlichen Materialien bearbeitet von M. Jo. Chr. Fr. Burk. Mit Bengel's Bildniß. Stuttgart b. Stein-
kopf. 1831. 8.

(Schluß.)

Nachdem wir also die Hauptparthien dieser Schrift, woraus ein anschaulicher Begriff von Bengel's kirchlichem Charakter und Standpunkt zu erlangen ist, durchgegangen und gewürdigt haben, so erlaube man uns, auf den übrigen reichen Inhalt derselben nur hinzudeuten und mit einigen Worten über die Form des Buchs und die Behandlung der Materialien diese Anzeige zu beschließen.

Bengel als Schriftforscher und Schrifterklärer begegnet uns fast überall in der Biographie; es war sein Lebenselement. Besonders wird seine Schrifterklärung charakterisirt mit Rücksicht auf die höchsten Principien S. 64. 70. (§. 12.) und auf anderweite Grundsätze für die Bearbeitung der heiligen Schrift S. 229—245. Ferner wird eine reiche Nachlese von Prosamen gegeben S. 154—157, aus den zu Herbrechtungen gehaltenen Erbauungskunden (denen auch die Heden über die Offenbarung ihre Entstehung verdanken) und S. 368—376, aus seinen hinterlassenen Papieren exegetische Bemerkungen über das Alte Testament.

Was Bengel als Prediger und Seelsorger war, wie er bekümmerten und angefochtenen Seelen stets mit Rath aus dem Worte Gottes und dem reichen Schatze seiner christlichen Erfahrung zur Seite stand, das ist in der Biographie mit großer Ausführlichkeit dargelegt. Es begegnen uns hier — damit wir nur etwas des Merkwürdigsten auszeichnen — die ascetischen Regeln, die er für sich selbst in Denkendorf aufsehte, S. 37 f., die herrlichen Rathschläge für Neu-Erweckte S. 76—82., seine Pastoralgrundsätze, welche auf wenigen Seiten (S. 108—124.) eine Fülle der tiefsten Gedanken und gewogensten Erfahrungen über fast Alles, was mit dem Pastoralleben in Verbindung steht, darbieten; endlich unter der Rubrik: Pastoralbriefe, S. 125—144.; eine casuistische Pastoraltheologie in nuce (die Fälle, worüber

hier Rath ertheilt wird, sind meist von der schwierigsten Art, wie namentlich VI. VII. S. 131 ff., und auch hier ward es uns recht an's Herz gelegt: Welche Zöglinge hat die Württembergische Kirche nicht aufzuweisen! Höchst interessant ist der Brief des Hofcaplans Storr und die Antwort darauf, welche die Frage erörtert: ob es eine Grenze der Warnung gebe, und in welchem Falle man die Welt ungestraft sehn lassen könne). Auch wird Bengel's Predigtweise charakterisirt, S. 82 ff., und dieses theils durch kürzere, theils durch ausführlichere Auszüge aus seinen Predigten erläutert S. 88—98 und S. 527—561. Ueber das innere religiöse Leben Bengel's finden wir fast in allen Abschnitten treffliche Winke meist aus Selbstgesprächen des sel. Mannes, so daß es allwege klar wird, was er von sich selbst bekennt: „Mein ganzes Christenthum besteht darin, daß ich meines Herrn Eigenthum bin, und daß ich eben dieses allein für meinen einigen Ruhm und für alle meine Seligkeit halte.“ Man vergleiche in dieser Beziehung seine Bildungsgeschichte S. 15—29., die Charakteristik von ihm S. 487—502., und den Abschnitt über seine Krankheit und seinen Tod S. 513—523.

Zur Charakteristik des Bengelschen dogmatischen Systems, welches natürlich, als aus eigenthümlicher Schriftforschung erwachsen, weit freier sich bewegte als die größeren und kleineren Bearbeitungen des Stoffs der Dogmatik nach Gerhards, dienen zuerst die S. 235—238. befindlichen siebzehn Sätze über das Verhältniß der Vernunft und Offenbarung (womit vgl. S. 135. in den Pastoralbriefen), dann die S. 353—368. mitgetheilten „Gedanken über Dogmatik und Moral.“

Und selbst wenn wir Alles dieses zusammenfassen, bleibt noch eine Menge fruchtbarer Gedanken über die verschiedenartigsten Gegenstände übrig: So wie nämlich Bengel selbst von dem Landpfarrer fordert, daß „er neben seiner vielfachen Hauptarbeit sich mit einem tauglichen Studium beschäftige, damit er nicht auf sich selbst liegen bleibe, sondern auch erfahre, was anderswo im Reiche Gottes vorgeht“ (S. 123.), so hatte er einen Ueberblick aller Wissenschaften oder wenigstens des Stimmpunktes und Nerns gewonnen, wodurch sie in eine einzige höhere und höchste zu Gottes Verherrlichung übergehen. Interessant sind namentlich seine Gedanken über Philosophie (worin er mehr

bloß ein Organ des Geistes sieht (S. 63. 71.), über Mathematik und Physik (die letztere hob er besonders gegen „das Staatmachen von der sublimen, metaphysischen Kenntniß des Universums“ hervor, S. 71.), über Erziehungskunst, wo nun natürlich seine großartigen Ideen von der Deconomie Gottes mit dem Menschengeschlechte die schönste Anwendung fanden (S. 46 ff., 460 ff.). Auch über das positive Recht so wie über das Moralprincip finden sich bemerkenswerthe Aeusserungen (S. 73—75.). — Ueberhaupt, wenn man selbst von Philosophen, der in einer erfundenen Welt lebt, einen großen Ueberblick über alle Lebensverhältnisse fordert, und dieses namentlich an Leibniz, Kant u. A. mit Recht gerühmt hat, wie vielmehr ist man berechtigt dieses bei einem historisch-theologischen zu erwarten, dessen Territorium nicht kleiner ist als das des Reichs Gottes!

Auch die gelehrten Parthien in diesem Werke, so wie die litterarischen Nachweisungen sind mit gehöriger Umsicht und Sorgfalt behandelt. Dahin gehören das zweite und dritte Capitel des dritten Abschnitts S. 189—229. Im ersten werden Bengel's Bearbeitungen von Cicero's Epistolae ad diversos und verschiedener Stücke der Kirchenväter beschrieben, im zweiten zuerst ein ausführlicher Conspectus über die Bearbeitungen, welche Bengel zu seiner Ausgabe des N. T. vorfand, dann die Geschichte dieser kritischen Arbeit gegeben. Alles mit Ausführlichkeit und lobenswerthem Fleiße. Ferner gehören hieher die zwei Capitel 5 und 6. (im dritten Abschnitt) über Bengel's chronologische und apokalyptische Schriften, wo zuerst deren Inhalt mitgetheilt und ein Schema darüber, dann die Geschichte der „erklärten Offenbarung“ Bengel's gegeben, die Gegenschriften welche dadurch hervorgerufen und die weiteren Ausführungen und Modificationen seines Systems angezeigt werden (S. 313—344.), endlich die Nachweisungen über die exegetischen Schriften Bengel's, deren Ausgaben, Epitomen u. s. w. S. 344—352.

Eine höchst dankenswerthe Zugabe enthält die Sammlung der geistlichen Gedichte Bengel's, S. 429—449. Sie tragen ihr Lob selbst in sich; es ist der Geist der Tiefe, Innigkeit, herrlichen Liebe zu dem Erlöser, der sie durchweht. Der Ton derselben streift an den in dieser Beziehung oft ausgezeichneten Arnold an. — Die häuslichen Verhältnisse Bengel's, welche theils in seiner Jugendgeschichte, theils später in einem eigenen Abschnitte (S. 450—456.) geschildert werden, lassen uns Blicke thun in das Leben einer recht christlichen Familie, wo die Liebe zum Herrn, wie es seyn soll, eine jede andere einschließt und läutert, und keine weichliche Sympathie den Kern der wahren Frömmigkeit und gottseligen Gesinnung vertritt.

Sollen wir endlich von der Form sprechen, worin dieser Lebensabriß uns dargeboten wird, so könnte freilich Mancher eine genauere Durcharbeitung des Einzelnen hie und da wünschen, so wie auch die Ordnung der Abschnitte Mehreres zu wünschen übrig läßt. Der billige Beurtheiler darf aber nicht aus den Augen sehen, daß keine eigentliche Geschichte, sondern eine Darstellung versprochen ist, welche letztere eher etwas Fragmentarisches erlaubt. Das Ganze ist überhaupt ein treffliches Stück Arbeit, nicht sowohl durch das, was der Verf. bei derselben gemacht hat (obgleich auch dieses höchst dankenswerth ist), sondern vielmehr, weil er so wenig wie möglich daran gemacht hat und das Bild von Bengel in allen Lebensverhältnissen desto reiner hat hervortreten lassen, je mehr dieser mit eigenen Worten sich schildert. — Nur unbedingte Billigung verdient es, daß der Verf. auch das Bedürfniß christlicher Laien stets vor Augen gehabt und namentlich alle fremde und sonstige

schwere oder veraltete Wörter übersetzt und erklärt hat; denn Bengel war nicht bloß ein Mann der Gelehrten, sondern der Kirche Jesu Christi.

Zuletzt können wir unsere Verwunderung und Betrübniß nicht bergen, daß solche standard books, wie namentlich die Bengelschen Deutschen Schriften sind, noch nicht in einer würdigen Gesamtausgabe haben gedruckt werden können, während zu Myriaden der fadeften Producte immer Papier, Schwärze und Käufer genug sich gefunden haben. Wann wird endlich Deutschland seinen großen Männern, die mehr als eine irdische Berühmtheit erlangt haben, Gerechtigkeit widerfahren lassen!

Noch einige Bemerkungen, den neuen Badischen Landeskatechismus betreffend.

(Bezüglich auf den Aufsatz in der Ev. K. Z. von 1831, Nr. 92. Spalte 731 ff.)

Vor allen Dingen sieht der Einsender dieser Zeilen sich gedrungen, sowohl der Redaction der Ev. K. Z. für die Aufnahme seines kurzen Aufsatzes in Nr. 91 und 92. der gedachten Zeitschrift, als auch dem, ihm übrigens unbekannten, Herrn Verfasser der „Beantwortung der Frage: „Was ist bei Abfassung eines neuen kirchlichen Katechismus zu beobachten?““ wodurch jene ergänzenden und berichtenden Bemerkungen veranlaßt worden, seinen verbindlichen Dank dafür zu erkennen zu geben, daß er in einer besonderen „Nachschrift“ jene Bemerkungen seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hat. Zwar bedauert er von Herzen, daß ihm die versuchte Entschuldigung der Handlungsweise der Badischen obersten Kirchenbehörde in der Katechismusangelegenheit, so wie die Vertheidigung des von derselben eingeführten Katechismus gegen die Vorwürfe des ehrenwerthen Ref. so wenig gelungen ist; indessen muß er es sich schon gefallen lassen, durch überwiegende Gründe, wofür diese nur aus der Wahrheit hervorgegangen sind, überstimmt zu werden. Und wirklich, je länger er die Sache überlegt, desto weniger Entschuldigungs- und Vertheidigungsgründe findet er selbst für dieselbe. Mögen nun Andere, wofür sie es für nöthig halten, wieder Anderes beibringen; der Eins. bescheidet sich, gethan zu haben, was in seinen Kräften stand. — Nur das sey ihm noch erlaubt, zur Aufhellung eines dem verehrten Ref. nach seinem eigenen Geständniß noch nicht ganz klaren, jedoch für die Würdigung der Sache nicht so ganz unbedeutenden Punktes, Einiges hier beizufügen. Auf Spalte 734. der in der Ueberschrift citirten Nummer der Ev. K. Z. heißt es nämlich: „Inwiefern die sieben Prediger (Henhöfer, Käß, Dieß u.) ihrerseits wirklich durch Umgehung der bestehenden Censurgesetze des Großherzogthums Baden (die denselben das dort angeführte Ministerial-Rescript zum Vorwurfe macht) gefehlt haben könnten, wagen wir, bei Ermangelung genauer Kenntniß dieser Gesetzgebung, um so weniger zu entscheiden, je zarter und schwieriger überhaupt die Rechtsfragen wegen Bücher-Censur zu seyn pflegen.“ Eben hierüber kann aber vielleicht gerade der Eins. um so genügender Auskunft geben, als er selbst seit zehn Jahren mehr als eine Schrift von sich sowohl als von einigen Freunden, die ihn, als am Druckort ihrer Schriften wohnend, um die Beforgung derselben angesprochen, zum Drucke befördert hat (unter denselben auch einige im Auslande), und dadurch veranlaßt war, sich nach den diesfälligen Gesetzen genauer zu erkundigen. Was er nun aber hierbei, als für ihn wichtig, in Er-

fahrung brachte, war im Wesentlichen dies: „Alle Schriften, welche im Inlande zum Druck befördert werden, das Original mag Manuscript oder Druck seyn, ferner, alle Verlagsartikel in ländlicher Buchhandlungen, der Druckort mag im Lande oder außerhalb desselben seyn, sind der (Badischen) Censur unterworfen.“ Dagegen hat er in keinem der verchiedenen zwischen 1803 und 1821 gegebenen Censurgesetze*) gelesen, daß ein Autor die Censurgesetze des Landes damit umgehen würde, wenn er seine Schrift ohne alles Weitere einem ausländischen Verleger zur Bekanntmachung durch den Druck übergäbe; nirgends hat er ausgesprochen gefunden, daß ein Schriftsteller, der ein Werk im Auslande drucken lassen will, gehalten sey, dasselbe vorher der Badischen Censurbehörde vorzulegen; überhaupt steht nirgends geschrieben, daß die Vorlage von zum Druck bestimmten Schriften Sache des Verfassers ist: vielmehr ist in den Censurgesetzen immer nur von dem Verleger die Rede, als von dem, der die Schriften zur Censur zu befördern hat. Darum hat auch der Verf. dieser Zeilen immer gesehen, daß der Verf. einer Druckschrift dieselbe, um alles Weitere unbekümmert, dem Verleger eben in die Hand gab, welcher dann, je nach Umständen, dieselbe entweder noch im Manuscript oder erst nach dem Abdruck, bogenweise, censuriren ließ,**) und kein Fall ist ihm bekannt geworden, in welchem die Badische Regierung wegen Uebertretung der bestehenden Censurgesetze einen Anderen als den Verleger zur Verantwortung gezogen hätte, wie denn dies auch hinsichtlich der Verff. der fraglichen Schrift unseres Wissens nicht geschehen ist. Wenn also diese Schrift in dem gedachten Ministerial-Rescript eine „strafbare“ genannt wird, so trifft sie dieser Vorwurf weder insofern, als in ihr die Verff. ihre theologischen Ansichten und Ueberzeugungen frei und offen ausgesprochen haben (was in keinem Censurgesetz untersagt ist), noch auch insofern, als dieselben die bestehenden Censurgesetze umgangen hätten, was sie ja wirklich nicht gethan. (Eine andere Frage ist die, ob die Verff. nicht darin gefehlt haben, daß sie, wie sie nach ziemlich sicheren Nachrichten gethan haben sollen, eine Schrift, in welcher sie, in einem überdies von Leidenschaft gar nicht freien Tone, gegen ein von der obersten Kirchenbehörde eingeführtes Religionslehrbuch ankämpfen, unter dem Volke verbreiteten, ihren Confirmanden zum Confirmationsgeschenke gaben, und hierdurch die Gemüther gegen die geschnürte Obrigkeit aufreizten, namentlich in die noch weichen Kinderherzen den Samen der Widerseßlichkeit gegen obrigkeitliche Verfügungen legten, und dies in einer Zeit, wo ohnehin, um mit dem Dichter zu reden, „sich alle Bände frommer Scheu zu lösen,“ angefangen haben, wo also der Lehrer des Evangeliums es für doppelt heilige Pflicht halten sollte, mehr als je zum Gehorsam gegen die „von Gott verordnete Obrigkeit“ zu ermahnen — die Frage

also, ob die Handlungsweise der Verff. nach dem öffentlichen Erscheinen ihrer Schrift nicht eine strafbare ist? — und will anders der Eins. dieser Zeilen nicht gegen seine Ueberzeugung reden, so muß er diese Frage bejahen,*) wie leid es ihm auch thut, hierin gegen Amtsbrüder sprechen zu müssen, die er im Uebrigen achtet. Um jedoch auch, was ihnen zu einiger Entschuldigung dienen kann, nicht unangeführt zu lassen, will er bemerken, daß, wie man ihm versichert hat, die Verff. ihre Schrift zuerst in der Handschrift bei der Kirchen-Ministerial-Section mit der Bitte eingereicht hatten, dieselbe möchte der General-Synode zur Berücksichtigung vorgelegt werden, daß sie sich aber zur Herausgabe erst entschlossen, nachdem ihnen ihr Aufsatz von gedachter Behörde mit einem derben Verweise war zurückgegeben worden. Dieses leidenschaftliche Verfahren von Oben konnte dann freilich bei den Betheiligten nur wieder ein ähnliches erzeugen, und war die erste Ursache von all' den unangenehmen Erfahrungen, welche die Behörde nachher zu machen hatte.) — Schließlich werde diesen Bemerkungen noch ein Verzeichniß der, außer den von dem Herrn Ref. angeführten, in der Katechismusangelegenheit bisher erschienenen Schriften beigefügt.**)

1. Schlatter, Vertheidigung des neuen Badischen Katechismus v. Karlsruhe 1831. — 2. Beleuchtung der gegen den neuen Badischen Katechismus vorgebrachten Anklagen, als Beitrag zur richtigen Beurtheilung einer von den Pfarrern Diez, Hager, Henhöfer, Käß und einigen Candidaten herausgegebenen Schrift. Karlsruhe 1831. (Von dem Ministerium an alle Pfarrämter versandt.) — 3. Epistel aus den Bergen an (gegen) die Prediger Henhöfer v. Hausrath. Karlsruhe (Baden?) 1831. — 4—6. Drei Schriften von Henhöfer v. betitelt: „Erstes Zeugniß, zweites, drittes Zeugniß v.“ (gericht gegen die Gegenschriften von Langsdorf, Schlatter und die von dem Ministerium ausgegangene, und, wenn wir uns nicht irren, ebenfalls in Speyer erschienenen). — 7. Der neue Katechismus der christlichen Lehre für die Evangelisch-Protestantische Kirche des Großherzogthums Baden. Mit Modificationen, wie die General-Synode sie ihm geben dürfte. Heilbronn, Drechsler, 1832. — Möchte es doch dem Herrn Ref. gefallen, auch diese und die etwa noch über denselben Gegenstand erscheinenden Schriften einer gründlichen Beurtheilung zu unterwerfen, damit, was er so würdig begonnen, eben so würdig von ihm vollendet werde.

Geschrieben im Januar 1832.

Ein Evang. Protest. Geistlicher Badens.

Einige kurze Bemerkungen zu der in Nr. 5. der Ev. K. Z. mitgetheilten Probe aus Sächsischen Tagesblättern.

So weit ist es also bereits in der Protestantischen Kirche, so weit in dem Lande, welches von Gott gewürdigt ward, die Ge-

*) Der Herausgeber braucht wohl kaum zu bemerken, daß diese Bejahung nur dem geehrten Eins. angehört, und daß er von derselben weit entfernt ist. Er kann in der besprochenen Schrift durchaus nichts finden, wodurch die Schranken äußerer Ehrerbietung verletzt würden, welche auch in solchem Falle die vorgesezte geistliche Behörde zu fordern berechtigt ist.

**) Zu dem von dem Herrn Ref. erwähnten „Ersten Protestantischen Katechismus, Speyer 1830,“ hat indessen der Professor der Mathematik, Herr v. Langsdorf in Heidelberg, sich selbst als Verfasser bekannt.

*) Der Kürze wegen, und weil wir wohl annehmen dürfen, daß im Auslande eher, als das Großherzogl. Badische Regierungsblatt, sich die anzuführende Schrift finden dürfte, verweisen wir auf: „Die Polizeigesetzgebung des Großherzogthums Baden. Systematisch bearbeitet von Fr. Rettig. Karlsruhe 1826,“ wo in dem Capitel: „Vom Bücherverkehr“ von S. 74. an die bisher gültige Censurordnung gegeben ist.

**) So erinnern wir uns eines Falles, daß ein Bogen von einer insäulischen kritischen Zeitschrift von dem Censor erst gestrichen wurde, als der Verleger schon Anstalt zur Versendung machte, weil mittlerweile der rationalistische Specialredacteur gegen eine darauf abgedruckte, vom supernaturalistischen Standpunkte ausgehende Recension Einsprache erhoben hatte!

burtsstätte der gesegneten Reformation zu seyn, gekommen, daß man öffentlich, frech und ungeschert den lebendigen Gott, sein Wort und seine Wahrheit mit Roth und Spott bewerfen darf! — Wer es unter den armen Heiden wagen wollte, einen Götzen zu verspotten, den sie unwissend anbeten; wer unter den Muhamedanern sich vergreifen wollte an den Heilighümern ihrer Religion, den würde man als einen verruchten Menschen den empfindlichsten Strafen preisgeben und er würde als ein der allgemeinen Verachtung Verfallener aus der Gesellschaft derer, welche das Heilae heilig halten, ausgespfen werden. — Und mitten in der Christenheit, ja in der protestantischen Christenheit dürfen es jene feilen Südlar, die auf jedem Blatte ihrer Sudeleien dastehen als solche, die das Brandmal der Unwissenheit und Gemeinheit an der Stirn tragen, mit frecher Redheit wagen, nicht nur den Herrn im Himmel zu verspotten, sondern die himmelschreiendsten Grundfälle in das Volk hinauszuschreien? — Was Wunder, wenn der Geist der Empörung gegen die irdische von Gott eingesetzte Obrigkeit überhand nimmt, da diese das Schwerdt tragende Obrigkeit (wie Eli) schweigt, wenn gottlose Sudelblätter des Königs aller Könige nicht schonen und sein heiliges Wort, die Grundfälle seines Reiches, die Verfassung seines Staates den schändlichen Verunglimpfungen solcher gemeinen Menschen ungestraft preisgegeben sind? — Es wird mit Recht als ein schweres Verbrechen gestraft, wenn ein Unterthan es wagt, wider die Person seines Fürsten, seiner von Gott in das Amt gestellten Obrigkeit den Samen des feindseligen Mißtrauens und empörender Unzufriedenheit auszufreuen; es wird schwer geahndet, wenn man die Verfassung eines irdischen Staates als eine erbärmliche und verachtungswürdige antastet; der Fürst selbst verhängt eine ernste Rache über den, welcher seinen Gesandten und Stellvertreter zu beschimpfen sich erdreißet; und siehe, der, welcher allen Königen das Scepter und allen Obrigkeiten das Schwerdt in die Hand gegeben, so daß auch die Gewaltigen der Erde bekennen müssen: Von Gottes Gnaden sind wir, was wir sind; der Christus, welcher das Fundament und der Bischof seiner Kirche, und zugleich der Träger und Schirmherr aller irdischen Staaten und Königreiche ist; das Wort, welches in hehrer Majestät durch Jahrtausende hindurch mit unwiderleglicher Klarheit den Willen Gottes und den einzigen Weg zur Seligkeit verkündet, darf öffentlich an den Pranger gestellt, verhöhnt, verspien und unter die Füße der Säue getreten werden? O daß wir unseren schwachen Worten den Klang des Donners verleihen, daß wir sie gleich einem Blitzstrahl in die Gewissen aller derer hineinschleudern könnten, welche der Herr mit obrigkeitlicher Gewalt angethan hat, damit sie Alle, weinend über den Schaden Josephs und empört über die Frechheit, die man wider den Zeug des lebendigen Gottes ausschäumt, mit energischer Nachdrücklichkeit jene gemeinen Spötter zur ersten Verantwortung zögen und dem Strome der verruchten Lüsternung einen Damm entgegenbaute! Was bleibt noch in Sicherheit, wenn die Rechte der ewigen Majestät mit Füßen getreten werden? Wie können wir von den Unterthanen irdischer Obrigkeit einen stillen Gehorsam der Selbstverläugnung erwarten, wenn man der hochheiligen himmlischen Obrigkeit, dem Könige aller Könige, ungestraft in's Angesicht spotten darf? — Hat es nicht die Geschichte aller Zeiten uns mit solcher Schrift vor die Augen gemalt, die auch der Unwissende und Oberflächliche lesen

kann, daß die freche Verachtung des Heiligthums, wenn sie empörend die Schranken der finsternen Verborgtheit durchbricht, ein freischender Sturmvogel ist, welcher den Untergang auch der irdischen Staaten und das Reißen aller göttlichen und menschlichen Bande der Ordnung schauerlich ankündigt? War nicht das schaudererregende Drama der Französischen Revolution eine der schrecklichsten Mißgeburten, welche jene Furie des frechen Spottes ans Licht, oder vielmehr in das Reich der Finsterniß hineingeboren hat? — Lasse man nur noch eine Zeitlang jenen feilen frivolen Sudlern den Zügel hängen, gebe man nur noch eine Weile das arme Volk den Verwüstungen dieser Heiligthums-schänder preis, was gilt es, die schwarzen Völkern sammeln und schaaren sich zu einem furchtbaren Ungewitter und die Gerichte der ewigen Gerechtigkeit Gottes, der sich nicht spotten läßt, brechen über uns herein wie über Rom und Frankreich, da man fahrlässig die Spötter spotten ließ. Darum ist es hohe Zeit, daß diejenigen, welche von Gottes wegen das Recht und die Gewalt dazu haben, in dieser argen Zeit ernstlich sich zusammen-thun, um jenen großartigen, so bedenklich um sich greifenden Volksvergiftungen und himmelschreienden Verführungskünsten Einhalt zu thun. Wer nicht mit heiliger Ehrfurcht von den Heilighümern der Religion zu reden vermag, zu welcher Obrigkeiten und Unterthanen als zu einer göttlich geoffenbarten sich bekennen, dessen Zunge werde mit scharfem Nachdruck geschweigt, und wenn er sich dennoch vermißt, den Herrn im Himmel, seinen Gesalbten und die ewige Wahrheit seines Wortes in frecher Gemeinheit anzutasten, so werde der Sudler sowohl wie der eben so strafwürdige Censor vor ein gestrenges Gericht gezogen, damit beide auch die Früchte ihrer Unkrautsaat zuerst zu genießen bekommen. Unglaublich groß ist der Gräuel der Verwüstung, welcher durch solche, in Nr. 5. genannte, und viele andere Tagesblätter im Volke sowohl wie unter der Klasse der Halbgebildeten angerichtet wird und wehe uns, wenn wir auch diese ergiebige Quelle des Jammers mit lahrer Gleichgültigkeit sehen, ohne, so viel an uns ist, das Ohr und das mitleidige Herz der Obrigkeit, so wie ihren thatkräftigen Arm zu ihrer nothwendigen Verstopfung in Anspruch zu nehmen. Freilich, wir wissen gar wohl, daß auch eine solche Obrigkeit, welche es für ihr heiligstes Amt erachtet, der Kirche Gottes und dem Evangelium des Friedens Schutz und Schirm zu seyn, bei aller Ehrfurcht vor dem Heiligen und bei allen noch so kräftigen Maaßregeln für die Aufrechterhaltung des allerheiligsten Glaubens, nicht im Stande ist, das finstere Heer der eben so gemeinen als unglücklichen Spötter und Lasterer aus der Gemeinschaft der christlichen Kirche zu verdrängen; auch vermag sie die starren Herzen derselben nicht zu verwandeln: das ist Gottes Werk, ein Werk seiner wunderbaren Gnade. Aber, wenn sie auch nicht im Stande ist, dem Giftbaum die geheimen Wurzeln und Fasern zu nehmen, so kann sie doch den Stamm weghauen, die Zweige zerbrechen, die Blüthen verderben und so viel verhindern, daß nicht auf allen Gassen die tödtlichen Früchte öffentlich feil geboten werden, wie es in jenen Flugblättern so frech geschieht. — Und diese, wahrlich nicht unbedeutende, Angelegenheit freimüthig zur Sprache zu bringen, suchte sich der Schreiber dieses im Herzen gedungen und ist deß gewiß, daß viele, ja alle Christen, welche ihren Gott, ihren König und ihr Vaterland wahrhaft lieben, mit ihm einstimmen werden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Samstag den 3. März.

N^o 18.

Ueber das Verhältniß der Theologie zur Astronomie.

Auf einer Universität des Nordens halten von Zeit zu Zeit Professoren über Gegenstände ihres Faches im großen academischen Hörsaal vor einem gemischten Publicum populäre Vorlesungen, deren ergiebige Honorare zum Besten der Armen bestimmt sind. Dem Professor der Astronomie folgte der Professor der systematischen Theologie, der über die Hauptlehre der Dogmatik von Christi Person und Werk eine Reihe von Vorträgen hielt. Wir erlauben uns, die Einleitung dazu hier mitzutheilen.

Erste Vorlesung.

Die Veranlassung zu diesen Vorlesungen haben die im vorigen Jahre von Herrn Professor S. über populäre Astronomie zu demselben Zweck gehaltenen Vorlesungen gegeben. Viele von Ihnen haben diesen eben so lehrreichen als anziehenden Vorträgen, die uns das Himmelsgewölbe und seine kostbaren Schätze aufschlossen, gewiß mit dem höchsten Interesse beigewohnt. Ich darf hoffen, daß die geistliche Himmelskunde Ihr Interesse nicht weniger in Anspruch nehmen wird, als die physische, sondern eher, weil sie dem Herzen und Leben näher liegt, mehr. Zwar ist sie Ihnen auch von früh an weit bekannter als jene, aber sie bietet dafür auch dem Vortragenden um so mehr Anknüpfungspunkte dar. Obnedem liegen beide Wissenschaften gar nicht so weit auseinander; im Gegentheil sie berühren sich und fallen zusammen in ihrer himmlischen Richtung. Was unser beider Astronom als Schlussresultat seiner vorjährigen Vorlesungen aussprach, daß nämlich die Astronomie uns die Allmacht und Weisheit Gottes in das herrlichste Licht setze, das sagt uns eben auch die heilige Schrift in den Worten des Psalms 19, 1.: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und das Firmament verkündigt seiner Hände Werk. Ja wahrlich, sie erzählen uns große Dinge von Gott und geben uns eine glänzende Verkündigung seiner Herrlichkeit. Entzückt ruft daher auch der heilige Sänger in einem anderen Psalm aus 104, 1 f.: Herr mein Gott, du bist sehr herrlich, du bist schön und prächtig geschmückt; Nicht ist dein Kleid, das du anhabst; du breitest aus den Himmel wie einen Teppich. Fürwahr es ist eine gewaltige, überwältigende Predigt, die von dem gestirnten Himmel auf uns

herabbringt und die Majestät Gottes glanzvoll und herrlich offenbart. Welche Empfindung, wenn wir aufschauen gen Himmel und das Kleid Gottes betrachten, wie es gesüßt mit tausendmal tausend Sternen niederwallt vom Zenith bis zum Horizont; und diese Sterne sind nicht solche Glanzflitter, wie sie unsere Großen tragen, nein, es sind großmächtige Welten, brennende Sonnen, die der Allmächtige wie leichte Funken durch den Aether streut und zum kostbarsten Schmucke seines aller Räume füllenden Gewandes in den Sternbildern zusammenfügt (Hiob 38, 31.) und in der Milchstraße zum prächtigsten Saum desselben verwebt. Fürwahr auch der gemeinste Sinn muß die Pracht der Brillanten Gottes bewundern, die im schönsten Feuer funkeln und jeder eine Welt wiegen und keinem Glanze weichen außer dem der Sonne. Aber diese Bewunderung der Macht und Pracht des Höchsten steigt noch weit höher, wenn der Astronom, den allmächtigen Gedanken und Gelehen Gottes nachforschend, die wunderbare Ordnung uns enthüllt und wissenschaftlich beschreibt, wonach die ungeheueren Weltkugeln im leeren Raume entweder nur um sich selbst sich wälzend stille stehen, bloß von dem Finger Gottes gehalten, oder von seinem Arm wie Spielbälle geschwungen in furchtbarer Schnelligkeit dahinrollen, und doch stets gehorsamlich in ihrer vorgeschriebenen Bahn sich halten, auch nichts verlieren von allem dem, was mit ihnen die eilige Reise durch den leichten Aether macht, und weder früher noch später, sondern immer zur rechten Zeit, zur bestimmten Stunde, ja zur bestimmten Minute und Secunde anlangen, wo sie sollen. Wir bewundern ein gutes Uhrwerk eines geschickten Meisters; aber was für eine kleinliche Stümperei ist es mit seinen Nädern und Federn und Schrauben und Stiften gegen die Himmelsuhr unseres Sonnensystems, in der ohne alle mechanische Nachhülfe, bloß durch die Dynamik der anziehenden und abstößenden Kräfte, auf dem Zifferblatt der Ekliptik an dem unsichtbaren Zeiger des leitenden Strahls (Radius vector) die Planeten sich drehen und nebenbei noch Monde mit sich führen, und Jahres- und Tageszeiten, Wochen und Monate durch alle Jahrhunderte hindurch mit immer gleicher Pünktlichkeit angeben, ohne einer Reparatur zu bedürfen! Und wahrscheinlich ist dieses Sonnensystem selbst nur erst eine Taschenuhr gegen die ganze große Weltenuhr selbst, in der die Sonnen als Planeten und die

Planeten als Monde um einen gemeinsamen Mittelpunkt der göttlichen Kraft in fester Ordnung sich bewegen, und immerfort die ihnen anvertrauten zahllosen Geschöpfe auf ihrem Schooße wiegen und pflegen und alle Befehle des Herrn gehorsam ausrichten zu seinem Preise.

Gewiß, die Sternkunde führet zur Erkenntniß des allerhöchsten Gottes, dessen Erhabenheit auch die heilige Schrift in den erhabensten Ausdrücken uns schildert, und durch die Wunder der göttlichen Offenbarung uns bezeugt. Hebet eure Augen in die Höhe, spricht Jesaias 40, 26., und sehet, wer hat solche Dinge geschaffen und führet ihr Heer bei der Zahl heraus? Der sie Alle mit Namen rufet, sein Vermögen und starke Kraft ist so groß, daß nicht an einem fehlen kann. Es ist eine eitle Rede leichtes Halbwisser, als hätten die großen Fortschritte, welche die Astronomie in neueren Zeiten gemacht, uns eine andere Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen gegeben, als die heilige Schrift. Ich behaupte vielmehr im Gegentheil, daß diese herrlichen Fortschritte die Gotteserkenntniß der heiligen Schrift nur noch herrlicher und glänzender bestärkt haben. Denn je majestätischer die Vorstellung ist, die wir dadurch von der Größe und Allmacht Gottes erhalten, um so mehr ist sie auch der Schrift gemäß, in welcher Gott eben so groß und unermesslich, wie unsere Erde klein und winzig erscheint, wie dies der Prophet schon ausagt, wenn er sie einen Fußstuhel Gottes nennt, Jes. 66, 1.; oder wenn er sagt, daß die Länder vor Gott wie Stäublein geachtet sind und die Völker wie ein Tropfen, der im Eimer und wie ein Scherflein, das in der Waage bleibt, Jes. 40, 15. Auch gibt uns derselbe Prophet den rechten Maßstab für die uns so unermesslich dünkenden Entfernungen der Gestirne, indem er sagt Cap. 40, 12., daß Gott den Himmel mit der Spanne mißt; denn was für uns Millionen Meilen sind, das ist für Gott eine Spanne lang. Ferner haben uns diese Fortschritte von der Wunderbarkeit der göttlichen Allmacht auf eine Weise überzeugt, welche die Behauptung der Unmöglichkeit der Wunder, die in der Bibel vorkommen, als eine Thorheit erscheinen lassen muß. Der Vorwitz des gemeinen Menschenverstandes, der Alles nur nach dem natürlichen Augenschein und nach der sinnlichen Erfahrung beurtheilt, und was dagegen ist, so oft als unbegreiflich und unmöglich zu verwerfen sich anmaßt, wird durch das Kopernikanische System zu Schanden gemacht. Nichts scheint natürlicher und erfahrungsmäßiger zu seyn, als daß die Erde mit all unserem unbeweglichen Besitz stille steht, und die Sonne und die Sterne dagegen sich bewegen, weshalb diese Vorstellung auch ganz in die gewöhnliche Sprache übergegangen ist; dennoch ist es nicht der Fall; die Erde dreht sich um sich selbst und um die Sonne mit einer Geschwindigkeit, die eben so unglaublich groß als unmerklich klein ist, und dennoch statt findet. Wir fahren im ungeheuersten Jagen durch den Weltraum und spüren doch gar nicht, daß wir aus der Stelle kommen, bemerken selbst, der ungeheuren Entfernung wegen, keine veränderte Stellung der Fixsterne während unserer Jahresumwälzung, und dennoch, so sehr sie auch dem natürlichen Urtheil zu widersprechen scheint, findet sie statt; wenn das nicht wunderbar ist, was ist es denn? Was in der Bibel ist so wunderbar als dies? Die Himmelfahrt Christi, der durch die göttliche Allmacht den Schranken dieser Erde entrückt und höheren Räumen zugeführt wird, ist eine wahre Kleinigkeit gegen das Schweben der Gestirne im leeren Raume und gegen die Führung der Planeten und Kometen an

den Strahlen der Anziehung durch ihre ungeheuren Bahnen. Was kann dem Gott unmöglich seyn, der solches schafft, der mit der Bligesschnelle des Lichtes im Ru die entlegensten Weltkörper verbindet und ohne materielle Berührung sie mächtig auf einander wirken läßt, so daß ja selbst der kleine Mond durch eine Entfernung von 50,000 Meilen hindurch gewaltig unser Meer bewegt. Gewiß, die Wunder in der Bibel sind, wie schon ein alter Kirchenvater sagt, nicht größer, sondern nur seltener, als die in der Natur. Die Theilung des kleinen rothen Meeres zum Durchzug der Israeliten ist keine größere, sondern nur eine seltener Begebenheit, als die tägliche Ebbe und Fluth des großen Weltmeeres; die Speisung der fünftausend Mann mit wenigen Broden ist nur eine seltener und schnellere Gestaltung dessen, was jährlich im Großen vorgeht, indem die ganze Menschheit mit den wenigen Saatkörnern des vorigen Jahres gespeist wird; und wer Jahr aus Jahr ein die Feuchtigkeith des Bodens und der Luft am Holz des Weinstocks zu Wein macht, der kann auch Wasser in Wein verwandeln, wie es zu Cana geschah.

Die prachtvolle Schrift der Sterne lehret uns also sammt dem ganzen großen Buche der Natur denselben Gott der Macht und Majestät erkennen, den uns das einfache Bibelbuch offenbart, wie es selbst bezeugt, Röm. 1, 19 f. Aber wozu, könnte man sagen, ist dann noch die Bibel gegeben, wenn sie doch nichts Anderes offenbart, als was uns die Natur und die Vernunft auch ohne sie lehren kann? Zur Antwort hierauf würde sich sehr Vieles über den Zweck und Nutzen und die Nothwendigkeit der übernatürlichen und schriftlichen Offenbarung im Verhältniß zur natürlichen Religion sagen lassen, was in den Schulen der Theologen ausführlich verhandelt wird. Ich hebe indes hier nur das Wichtigste hervor, was zugleich besonders geeignet ist, die Theologie für uns in eine eben so interessante als contrastirende Beziehung zur Astronomie zu setzen. Der gefirnte Himmel offenbart uns die unendliche Größe und Herrlichkeit Gottes in einem so hohen Maße, oder vielmehr in einer solchen Unermesslichkeit, daß es all unsern Sinnen und Denken übersteigt. Diese Myriaden Welten in endlosen Räumen, dieses Heer von Sternen und Doppelfirnen in allen Größen, dieser Strom von Sonnen, der durch die Milchstraße zieht — unser Geist schwindet in dumpfem Staunen und fühlt sich ohnmächtig niedergedrückt von einer solchen alle Schranken übersteigenden Macht und Größe. Senke nieder, spricht Schiller in seinem Gedicht: Die Größe der Welt:

Senke nieder,
Widergedank!, dein Gefieder,
Kühne Seglerin Phantasie,
Wirf ein muthloses Anker hie.

Aber derselbe Dichter bekennet auch an einem anderen Orte, daß es doch noch etwas Erhabeneres gibt, indem er von den Sternkundigen sagt:

Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Die heilige Schrift ist es, die uns etwas noch Größeres, Erhabeneres und Erstaunenswürdigeres von Gott lehrt, als jene maas- und schrankenlose Größe, und zwar nicht dadurch, daß sie dieselbe noch vergrößert und erweitert, sondern dadurch, daß sie sie verkleinert und verengert. Dies scheint ein Widerspruch zu seyn und ist dennoch Wahrheit. Es ist groß, groß und unbeschränkt, es ist erhaben, erhaben und majestätisch zu seyn; aber es ist größer und erhabener, sich selbst zu beschränken und herabzulassen, den Glanz der Majestät freiwillig zu verlängen und

aus Liebe klein und niedrig zu werden um der Kleinen und Niedrigen willen. Es ist groß, Krone und Scepter zu tragen, aber es ist größer, ihnen zu entsagen; es ist erhaben, einen Thron hinaufsteigen und über Andere mit Macht zu herrschen; aber es ist erhabener, ihn herabzusteigen und Anderen mit Liebe zu dienen. Gott ist die höchste Majestät, der König aller Könige, erhaben über alle Schranken, ewig, allmächtig, unermesslich; der Himmel und aller Himmel Himmel mögen ihn nicht versorgen, 1 Kön. 8, 27.; so lehret ihn uns die heilige Schrift, so lehret ihn uns die Sternkunde als den Herrn der Herrlichkeit erkennen. Aber die heilige Schrift stellet nun auch noch, was eben ihr vornehmster Endzweck ist, neben jene Größe Gottes im Großen, die Größe im Kleinen, neben die Größe in der Höhe, die Größe in der Tiefe, neben die Erhabenheit die Herablassung, neben die Allmacht die Barmherzigkeit, neben die Herrlichkeit die Entäußerung, neben die Majestät die Knechtsgestalt Gottes, und steigert dadurch den wunderbaren Eindruck beider außerordentlich. Dem natürlich, je höher Jemand steht, desto größer ist auch seine Herablassung, und je mächtiger und herrlicher er ist, desto größer seine Entäußerung. Gott kann am tiefsten sich herablassen, weil er der Höchste ist, und am meisten sich entäußern, weil er am meisten besitzt. Und eine solche tiefste Herablassung und Entäußerung Gottes lehret uns nun die heilige Schrift als den Haupt- und Fundamentalartikel des christlichen Glaubens, und hebt sie im stärksten Contrast der Majestät und Herrlichkeit Gottes als das größte Wunder der göttlichen Liebe hervor. Gott ist geoffenbaret im Fleisch, der Sohn Gottes ist Mensch geworden, die göttliche Natur hat sich herabgesetzt in die menschliche, und sich mit ihr zu einer Person vereinigt in Jesu Christo — was kann Wunderbareres, was Erstaunenswürdigeres gesagt werden? In der That, wenn die göttliche Unendlichkeit, Unbeschränktheit und Herrlichkeit durch die Größe des Weltalls uns in das höchste Erstaunen setzt, so müssen wir doch noch mehr erstaunen, wenn sich dieser Unendliche freiwillig für uns verendlicht, dieser Unbeschränkte sich aus herablassender Liebe zu uns in die engen Schranken der Menschheit faßt, dieser Herr der Herrlichkeit klein und gering wird, ohne jedoch darum aufzuhören, herrlich, unendlich und unbeschränkt zu seyn. Die ganze Natur beweist es uns, wie Gott eben so groß und wunderbar ist im Großen wie im Kleinen, im Himmel wie auf Erden, und daß, so wie ihm nichts zu groß, so auch nichts zu klein ist. Das Mikroskop enthüllt uns eben so große Wunder Gottes wie das Teleskop. Wenn Gott nur groß und herrlich seyn könnte, wie es der Sternenhimmel uns lehrt, so wäre er wohl mächtig, aber nicht allmächtig; aber daß er groß und klein, unendlich und endlich, hoch und niedrig, Herr und Diener zugleich seyn kann und ist, wie es die Bibel uns lehrt, das erst enthüllt uns sowohl nach oben als nach unten die ganze Größe und Fülle sowohl der Macht als auch der Liebe Gottes, und bringt ihn uns eben so innig und herzlich nah, als es ihn hoch und herrlich über uns erhebt; das erst macht ihn auch zum Gegenstand unserer Liebe und Zuversicht, während der hohe und unermessliche Gott allein nur Staunen und Bewunderung in uns erregt; aber dem Herzen bleibt er fremd und fern, und keinen himmlischen Trost bringt er in unser armes irdisches Daseyn, und keine Erlösung von unserer Sünde und Schuld. Diesen herzlosen, hohen, fernen Gott allein kannte der vorhin erwähnte Dichter, als er die Götter Griechenlands dichtete, worin er mit Recht gegen die dürre und unchristliche Philosophie seiner Zeit über die „entgötterte,“ gottverlassene Welt

klagt, was er nicht gethan, wenn er den Gottes- und Menschensohn, den menschengewordenen Gott gekannt hätte, der Himmel und Erde, Höhe und Tiefe in Leben und Liebe mit einander verbindet, und von dem Luther singt:

In unser armes Fleisch und Blut
Verkleidet sich das ewige Gut.

Das tiefe Bedürfnis der Menschheit nach einer innigen und persönlichen Verbindung und Vermittelung mit der ewigen Gottheit, welches durch das ganze Heidenthum hindurch geht, aber ohne das klare Licht der Offenbarung in dunkeln Träumen und irrem, unsittlichem Wahne sich selbst zu befriedigen sucht, wird in dem Christenthum allein rein, wahrhaft und gotteswürdig befriedigt.

Die Menschwerdung Gottes in Jesu Christo, dieser Mittelpunkt des ganzen Christenthums und dieses Hauptthema der ganzen heiligen Schrift, das sey nun auch der Hauptgegenstand dieser Vorlesungen. Wir wollen dieses kündlich große Geheimniß der Gottseligkeit, wie Paulus es nennt, 1 Tim. 3, 16., erforschen, so weit als es die heilige Schrift uns enthüllt. Wir wollen erstlich die Art und Weise kennen lernen, wie jene wunderbare Verbindung der Gottheit mit der Menschheit in Christo statt findet, und zwar sowohl im Stande seiner Erniedrigung bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz, als auch im Stande der Erhöhung bis zur Rechten des Vaters; wir wollen zweitens den Grund und Zweck kennen lernen, warum sie statt findet, und die Ordnung, wonach sie uns zu Gute kommt. Ich kann mir kaum denken, daß es Jemand geben sollte, der sich nicht durch diesen großen und zugleich Jedem so nahe berührenden Gegenstand angeregt fühlen sollte. Die Fülle der Liebe und Gnade, die sich in jener tiefsten Herablassung der Gottheit ausdrückt, muß jedes Herz bewegen. Die Größe der Gegensätze, die in Christo verbunden sind, die Verbindung seiner Majestät und seiner Knechtsgestalt, seiner Höhe und Niedrigkeit, seiner Herrlichkeit und seines tiefen Leidens muß auch den stumpfsten Sinn ergreifen. Eben darum schließen sich auch meine Vorlesungen an die vorjährigen als ein Gegenstück derselben natürlich an, indem sie den, den wir am glänzenden Himmelsbogen erkannten, nun auch im engen Kreise der Menschheit nachweisen, und neben die Theologie der Sterne die Theologie des Kreuzes stellen, die entgegengesetzt und doch verbunden sind, wie auch Hamann treffend und geistreich sagt, daß das Kreuz die Grundlage des Sternes sey; denn ein Kreuz ist ein Stern ohne Strahlen. Es ist derselbe Gott dort wie hier, über den Sternen und unter dem Kreuze, derselbe Herr, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden zugeht; der Unterschied ist nur der, daß er hier, um der Armen und Niedrigen willen, über das reiche Strahlengewand der Herrlichkeit das dürftige Kleid der Armuth geworfen hat, wodurch jedoch zum Beweis, daß es nur Hülle ist, von Zeit zu Zeit die Strahlen der Gottheit hindurchleuchten, wie in den göttlichen Wunderthaten des Herrn und bei seiner Verkündigung auf dem Berge Sabor. Je mehr wir nun die Größe der Macht und Majestät Gottes am gestirnten Himmel bewundern, um so mehr müssen wir auch die Größe seiner Güte und Gnade preisen, womit er sich zu uns Creaturen des Staubes selbstverläugnend herabgelassen und unserer Armuth sich angenommen hat. So thut es auch David, wenn er spricht Ps. 8, 4. 5.: Ich werde sehen den Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast, und dann gleich hinzufügt, was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und das Menschenkind, daß du dich sein

so annimmt. Diesem Spruche folgend, wollen wir also von der Betrachtung der Sterne übergehen zur Betrachtung der göttlichen Liebe, die sich durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes so wunderbar an uns verherrlicht hat; denn „obwohl er in göttlicher Gestalt war, so hielt er es doch nicht für einen Raub, Gott gleich seyn, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Gehelrden als ein Mensch erfunden; er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sey zur Ehre Gottes des Vaters.“ Phil. 2, 6 — 11.

Diese Stelle enthält den biblischen Text des Themas, was uns die folgenden Vorlesungen *) entwickeln sollen.

Ueber Halten am Buchstaben und Spiritualismus in Bezug auf die Auslegung der heiligen Schrift. Veranlaßt durch Dr. Olshausen's Commentar zum Neuen Testamente.**)

Die Ev. K. Z. hat sich die Aufgabe gestellt, auch zur Auslegung der heiligen Schrift Aufsätze zu liefern. Es ist jedoch bis jetzt Weniges in dieser Art vorgekommen, und gewiß hegen Viele den Wunsch, daß öfter etwas über wichtige biblische Abschnitte und schwierige Stellen gegeben werden möchte. Auch der Einsender des gegenwärtigen Aufsatze wünscht dieses; ja er hat hauptsächlich die Feder ergriffen, um theils einem nicht unwichtigen Auslegungsprincipie das Wort zu reden, theils aber auch durch Andeutung seiner Ansicht von einer Reihe biblischer Stellen Anderen und Lücklicheren eine Veranlassung zu geben, ihre Ansichten und Forschungen über diese oder andere Stellen der Schrift in diesem Blatte mitzutheilen, und es wird ihn freuen, wenn er diesen Zweck erreicht sehen wird, gesetzt auch, daß seine eigenen Ansichten vielfältige Berichtigung erfahren müßten. Er glaubt, daß grade jetzt die Zeit da ist, wo die Ev. K. Z. sich vorzugsweise mit dem Gebiete der Schriftauslegung zu beschäftigen Ursach hat. Die Herrschaft unbegründeter philosophischer Voraussetzungen, als wenn es mit dem Glauben an das Evangelium nichts sey und sich nur Einfältige oder Schwärmer noch dazu bekennen könnten, ist gebrochen, und die Vernunftmäßigkeit des Glaubens, sofern er auf festen Zeugnissen ruht, ist erwiesen. Was die Geschichte zu lehren hatte, um den Unglauben in seiner Blöße darzustellen und den Glauben zu rechtfertigen, das ist bereits mit einer Offenheit und Gründlichkeit behandelt, welche selbst den strengsten Richter befriedigen wird, wenn er nur unpartheiisch richtet. Muß nun gleich die Ver-

theidigung des Evangeliums gegen die Angreifenden im philosophischen und historischen Gebiete fortgehen, so lange es Angriffe gibt, so scheint doch nach dem Geleisteten vorzugsweise im Innern der Theologie Abwehrung des Irrigen und Förderung des Wahren nothzuthun und die Schriftauslegung muß also um so mehr Gegenstand dieses Blattes seyn, da auf ihr das ganze Gebiet der Theologie hauptsächlich beruht.

Wir wollen nicht behaupten, daß das Christenthum allein auf der heiligen Schrift beruhe, in ihr allein das Zeugniß seiner Wahrheit habe, aus ihr allein geschöpft werden könne; es ist vielmehr gewiß, daß wir auch ohne die heiligen Urkunden im Stande sind, auf geschichtlichem Wege unsere Forschungen in der Gegenwart beginnend und sie bis in die Zeit der Stiftung der christlichen Kirche verfolgend, das Christenthum für eine göttliche Anstalt zu erkennen. So ist es uns auch möglich, zu einem großen Theile der christlichen Heilslehren ohne die heilige Schrift zu gelangen durch die in das früheste Alterthum der christlichen Kirche hinabreichende Reihe schriftlicher unverdächtigter Zeugnisse und Quellen der Belehrung, gleichwie wir die Lehre des Sokrates ermitteln, obwohl wir sie nicht von ihm selbst gesammelt besitzen, ja unendlich viel sicherer, da unsere Zeugen Männer sind, die von demjenigen zeugen, in welchem sie das ewige Leben zu haben gewiß waren. Der rechte Forscher wird Christ werden, auch wenn ihm die Bibel unbekannt bleibt. Allein, die Schrift gleicht der kristallklaren Quelle, welche sich durch die Fluren ergießend leicht von ihrer Reinheit verliert und dann nicht mehr gewährt, was sie in ihrem Ursprunge darbot. Wenn die Quelle versiegt wäre, so würdest du Durstender dich wohl noch an den von ihr ausgeschossenen Wassern laben; siefst aber die Quelle und kannst du zu ihr kommen, so suchst und findest du in ihr die köstlichere Labung, frisch und lauter. Die Schrift vergleichen wir der Quelle, weil sie von den Zeugen und Boten des Herrn herrührt, welche predigend und in der Kraft des Geistes wirkend die Gemeinde sammelten und weil die Gemeinde, welche das Wort der Wahrheit aus der Apostel und anderer mit dem Geiste ausgestatteter Zeugen Munde vernommen hatte, sich zu ihr als zu der lauternden Lehre bekannte. Da ist die Quelle, aus welcher noch kein edler, der Gesundheit des Selbstes Christi förderlicher Theil verdunstet ist, in welche sich noch nichts Erbignes und Unlauteres angefügt hat von Menschen-satzung voll Irrthum und Täuschung. Zu ihr hält sich der Evangelische Christ; an ihr labet er sich; was er ihr fremd findet, das ist ihm nicht ein Wasser des Lebens.

So gilt uns denn die Schrift Alles, was sie gilt, durch die Gewisheit ihrer Untrüglichkeit, und diese letztere beruht wieder auf dem Zeugnisse der frühesten Gemeinde, daß sie von den Männern herrühre, welche den heiligen Geist hatten. Doch auch, daß diese Männer den heiligen Geist hatten, würde nicht hinreichen, uns zu verbürgen, daß die von ihnen verfaßten Schriften untrüglich wären, wenn wir nicht zu beweisen vermöchten, daß ihre Schriften namentlich unter dem Einflusse des heiligen Geistes verfaßt sind; der sie vor Irrthum verwahrt und in alle heilsame Wahrheit geleitet hat. Glücklicherweise vermögen wir dieses.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Vorlesungen werden gedruckt und unter dem Titel: Christologische Vorlesungen bei Knobloch in Leipzig zu haben seyn.

**) S. die Note des Herausgebers am Ende.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 7. März.

N^o 19.

Ueber Halten am Buchstaben und Spiritualismus in Bezug auf die Auslegung der heiligen Schrift. Veranlaßt durch Dr. Olshausen's Commentar zum Neuen Testamente.

(Fortsetzung.)

Will Jemand den sicheren und bequemen historischen Weg bei dieser Beweisführung geführt seyn, so ist ihm die Inspiration der Schrift auf diesem Wege nachzuweisen; verlangt Jemand, daß man psychologisch und philosophisch überhaupt zu Werke gehe, so wird er auch auf diesem Wege überzeugt werden können; will Jemand aus der heiligen Autoren Munde überzeugt seyn, er wird das Ueberzeugende finden; will Jemand des Herzens Erfahrung reden lassen, so wird sie jedes Bedenken tilgen. Auf historischem Wege erfahren wir, daß die Schrift als Norm des Glaubens und Lebens von den allerersten Zeiten der Gemeinde an gegolten und ihr Ansehen bereits in der Gemeinde geboten hat, als noch Männer lebten, welche heilige Apostel gekannt und gehört hatten. Wie konnte sich die Schrift auf solche Weise geltend machen, wenn nicht sichere Zeugnisse vorhanden waren, daß sie die Bürgschaft göttlicher Untrüglichkeit für sich hatte? Der Philosoph ferner wird zum Glauben an die Inspiration der Schrift getrieben, wenn er erwägt, wie die heiligen Schriftsteller ohne alles Nützlich menschlicher Wissenschaft eine Lehre in ihren Schriften niedergelegt haben, welche die höchsten, unzugänglichsten und wissenschaftlichsten Gegenstände umfaßt, wie sie dabei frei von Widerspruch mit sich selbst und unter einander einen Bau ausgeführt haben, dessen wunderbare Erhabenheit und innere Regelmäßigkeit uns zu bekennen nöthigt: siehe, hier ist Gottes Finger. Wie aber die heiligen Autoren nicht nur den Schriften des Alten Bundes göttliche Auctorität zuschreiben, wie sie sammt dem Heilande selbst nicht nur aus den Aussprüchen des Alten Testaments als aus untrüglichen Zeugnissen von Gott herrührend argumentiren, sondern auch Aussprüche Christi mittheilen, welche ihnen selbst die reichsten Gaben des Geistes, die Leitung in alle Wahrheit, die Offenbarung des Zukünftigen verheißen, wie wir in ihnen den Herrn selbst hören sollen, wie sie am Tage der Pfingsten Gaben empfangen haben, welche sie offen-

bar in den Stand setzten, mit göttlicher Untrüglichkeit zu schreiben und Andere zum Schreiben auszurüsten, das ist Jedermann bekannt. So haben sie ihre Schriften aufgestellt als göttliche Verkündigungen der Wahrheit, Einer dem Andern Zeugniß gebend und haben ihre eigenen persönlichen Ansichten in Dingen, über welche der Geist nichts gebot, sorgfältig von dem geschieden, was ihnen der Geist gab auszusprechen. Darf der von allen Seiten her als redlicher Mann bewährte und mit göttlichen Kräften ausgerüstete Zeuge auch in dem, was er von sich selbst aussagt, auf Glauben und Zutrauen gerechten Anspruch machen, so müssen wir den heiligen Autoren Glauben schenken in den Zeugnissen, auf denen unser Glaube an die Inspiration ihrer Schriften beruht. Und endlich die Erfahrung des Herzens, welche Jeder machen kann, der sich entschließen will, die heiligen Schriften mit Ernst und Andacht zu lesen, zeugt gewaltig für den göttlichen Ursprung derselben. So unwiderstehlich der edle und fromme Mann uns das Gefühl seiner Reinheit und Würde einflößt und abnößigt, so unmittelbar und zuverlässig spricht die Schrift den Charakter ihrer Göttlichkeit aus, sich nirgends unnütz, geistlos, unkräftig erweisend, sondern in allen Theilen nütze zur Lehre, Strafe, Besserung, mahnend und weckend, belebend und stärkend, tröstend und erquickend und jene Flamme des geistlichen Lebens ansachend und nährend, welche dem Menschen seine höhere Abkunft und Bestimmung verbürgt. So zeugt die Wirkung der Schrift in den Menschenseelen für ihren göttlichen Ursprung, und dieses Zeugniß als ein lebendiges, kräftig empfundenes, macht redliche Gemüther vor allen anderen fest und unerschütterlich in dem Glauben an die Inspiration der Schrift.

Es bedarf keines Beweises, daß der Glaube an die Inspiration den mächtigsten Einfluß auf die Auslegung der heiligen Urkunden üben muß. Denn welche eine heilige Ehrfurcht muß den Interpreten erfüllen, der an sein Werk mit der Ueberzeugung geht, er habe göttliche Offenbarungen zu vernehmen und Anderen zu verdeutlichen! Wie fern wird sich ein solcher nicht nur von Leichtsinne und Willkürlichkeit in der Auslegung, sondern selbst von geringer Nachlässigkeit und Bequemlichkeit halten, wo es gilt, den Schriftsinn zu ergründen! Weit entfernt, das Wort meistern, berichtigen, richten zu wollen, wird er unter Gebet und Andacht aus dem Worte hervorziehen, was er darin

findet, nicht achtend Zeitsurtheile noch Rücksichten menschlicher Klugheit und Eignung.

Es konnte daher nicht fehlen, daß das neu erwachte Leben in der Evangelischen Kirche, daß der Odem des Herrn, welcher in dieselbe ausging und allenthalben Etlliche erwärmte und durchdrang, auch der Schriftauslegung förderlich wurde. Die da fühlen und aus Erfahrung wissen, was sie am Evangelio haben, brennen ja von liebendem Verlangen, ihren Brüdern das gleiche Heil zu bereiten, und weil sie selbst in der Schrift den Schatz aller Schätze gefunden haben, so führen sie auch gern ihre Brüder zu ihr hin, und weil sie dieselbe als Gottes Wort ehren, so suchen sie auch in den Sinn und vollen Inhalt derselben allen Ernstes einzudringen und einzuführen. So haben wir seit wenigen Jahren mehrere der trefflichsten exegetischen Arbeiten in's Daseyn treten sehen, und dürfen gewiß von dem neuen Leben in der Gemeinde des Gründlichen und Köstlichen noch viel erwarten.

Doch auch nach den erfreulichen Vorarbeiten und trefflichen Mustern ächter Schriftauslegung ist nicht zu läugnen, daß der Exeget in unseren Tagen ein schwereres Amt hat und sich vor mancherlei Gefahren hüten und sich wohl rüsten muß, wenn er Segen stiften will. Wir wollen hier nicht einmal von den zahlreichen gelehrten Zurüstungen reden, denen er sich unterziehen muß; wir erinnern nur an die Schwierigkeiten, welche die Zeitbildung selbst der rechten Entwicklung und vollkommenen Befähigung des Exegeten in den Weg legt. Den glücklichen Fall vorausgesetzt, daß der Exeget sich durch alle Zweifel an der Göttlichkeit der Offenbarung hindurchgefunden hat und mit gläubiger Seele an sein heiliges Werk geht, so wird sich ja leider nur zu sehr die uralte Erfahrung bestätigen, daß ein Jeder dem Einflusse seiner Zeit ausgesetzt ist und mehr oder minder die Nebel des Zeitgeistes theilt. Wie konnte es fehlen, daß auch die vorherrschende philosophische Richtung unserer Zeit, wo der Verstand Alles ergüßeln will und nur das Seine gelten läßt und preist, selbst in denen, welche zum Glauben durchdringen, noch leicht üble Nachwirkung hervorbringt! Zu Zweifeln angeleitet, steht sich in der Seele leicht die Neigung zum Zweifeln fest; von Angriffen auf das Wort Gottes unablässig Zeuge, gewöhnt sich die Seele leicht, die oft schwach oft gar nicht verteidigte Wahrheit als unhaltbar zu betrachten und aufzugeben. So geschieht es denn bei Vielen, die in einer solchen Zeit zum Glauben kommen, daß sie manche treffliche Argumente der Göttlichkeit der Schrift nicht hoch genug anschlagen, daß sie mehr der Lehre im Ganzen und Großen, als den einzelnen Theilen derselben glauben und anhangen, wie sie ja auch mehr durch die göttliche Gewalt des Ganzen der christlichen Heilsanstalt, wovon ihr Gefühl ergriffen ist, als durch gelehrte Beweise und historische Zeugnisse oder durch bestimmte Erkenntnis der Grundlehren zum Glauben gekommen zu seyn pflegen. Wie sollte es denen, welche auf diesem Wege den Herrn gefunden haben, um einzelne Buchstaben der Schrift sehr zu thun seyn! Wie sollte ihnen selbst die Annahme mancher Irrthümer heiliger Autoren anzunehmen bedenklich seyn, da für sie der Glaube an den Herrn feststeht durch innere Erfahrung des Ganzen und Großen der göttlichen Heilsanstalt! Wie sollten sie die Geisteschwüngen anhalten, wo sie hoffen, in Lichtstrahlen vorzudringen, in denen sie sich, wie ihnen ihr inneres Leben verbürgt, wahrhaft befinden! Hat doch die gewohnte Geistesrichtung nun so neue als wichtige Forschungen anzustellen! Mag es immerhin unseren Evangelischen Vätern einigermassen mit Recht zum Vorwurfe gemacht wer-

den, daß sie an dem Buchstaben der heiligen Schrift zu sehr festgehalten, so haben sie gewiß dennoch im Wesentlichen das Rechte gesucht, indem sie den Buchstaben und seine Bedeutung so fest als möglich zusammenhielten. Denn immer bleiben die vorhandenen Worte die Träger und Gefäße des Geistes, der durch sie redet, und je mehr wir uns an die Worte halten, desto sicherer sind wir, daß keine freie Deutung aufkommen wird, welche sich nicht durch ausreichende Beweise als zuverlässig geltend zu machen vermag. Dagegen diejenige Richtung der Exegeten, welche sich nicht streng an den Buchstaben bindend, vielmehr nach Eindrücken des individuellen Gefühls aus der Gesamtheit des christlichen Lebens die evangelische Wahrheit ermitteln will, und welche man, weil sie die Frucht des Geistes seyn und den Geist darstellen will in hoher lauterer Wahrheit, den Spiritualismus nennen kann, droht dem Christenthume mit mancherlei Gefahren. Durch sie wird das leitende Wort der Wahrheit unsicher gemacht und muß wohl gar für das zeugen, was ihm entgegen ist; der schlichte Sinn wird sublimirt zu einem höheren geheimen oder geistlichen; das Factische wird zu einem gemeinen niedrigen Mittel, allgemeine höhere Wahrheiten dahinter zu verbergen, damit nur die tieferen Geister sie entdecken. Ach, möchte diese spiritualistische Richtung nie unter uns um sich greifen! Unsere Zeit, ohnehin jeder Schranke so abgeneigt, hat sich um so mehr davor zu hüten, je größer die Zahl der Gläubigen ist, deren Glaube sich allein auf das Zeugnis des heiligen Geistes in ihren Herzen gründet, ja deren Meinung wohl selbst ist, man könne das Evangelium nicht vertheidigen gegen die Angriffe der Gegner, wenn man bei der buchstäblichen Auslegung der Schrift beharre und die Inspiration derselben verteidige.

Die vorstehenden Betrachtungen wurden im Referenten zunächst durch das Studium des ersten Bandes von Dr. Olshausen's biblischem Commentar über das N. T. (Königsberg, Unzer, 1830) veranlaßt. Er rühmt mit Freuden den Segen, den er in der Benutzung dieses sich über den größten Theil der drei ersten Evangelien in synoptischer Ordnung verbreitenden Buches gewonnen hat. Obgleich das Buch das Grammatikalische und Lexikalische voraussetzt, und also dem ganz Unkundigen nicht als alleiniger Führer in das Verständnis der Schrift genügen kann, so gibt es dagegen Jedem, der die nöthigsten Vorkenntnisse und Hülfsmittel in sprachlicher Hinsicht mitbringt, eine eben so klare als erbauliche und tief eingehende Entwicklung des wahren Schriftsinnes in unzähligen Stellen. Dem todten Mundglauben und unredlichen Herr-Herr-Geschrei wird durch die Behandlung des Textes eben so redlich und zweckmäßig entgegengewirkt, als dem pharisäischen Umgehen mit Gesetzeswerken. Wie man es dem theuren Verfasser anmerkt, daß er Jesum Christum erkannt hat und ihm von Herzen dient, so zieht auch sein Commentar zu diesem Herrn mächtig hin. Weit entfernt von aller eiteln Verbedung menschlicher Unvollkommenheit, verhüllt der Verf. die Schwierigkeiten nicht, welche dem Ausleger noch zu lösen bleiben, und regt gewiß dadurch die Forschung wohlthätig an. Mit großer Feinheit des Urtheils und scharfem Blicke weist er die Einwendungen der Gegner großentheils glücklich zurück und löst er die schwierigen Aufgaben. Mit großem Fleiße findet der Leser hier gesammelt, was von antiquarischen Kenntnissen zur Verständigung der Schrift beitragen kann. Auch enthält der Commentar, welcher hauptsächlich für practische Geistliche und diejenigen, welche sich zum Predigamt vorbereiten, bestimmt ist, manche heilsame Winke für die practi-

sche Benutzung biblischer Stellen, wiewohl wir deren noch mehrere gewünscht und es namentlich gern gesehen hätten, wenn aus den Kirchenvätern und Reformatoren öfter practische Winke eingewebt wären. Unseres Erachtens ist der Dshausensche Commentar ein wahrer Gewinn für die Literatur der Evangelischen Kirche und die weite Verbreitung und schnelle Beendigung des ganzen Werkes dringend zu wünschen.

Nur eine Seite dieses Commentars hat uns und gewiß Viele mit uns unangenehm berührt. Es leuchtet aus dem Ganzen hervor, daß der gewiß gläubige und fromme Verf. seinen Glauben wohl schwerlich ganz auf die heilige Schrift als auf Gottes Wort gründet, vielmehr wohl die Schrift wie ein im Ganzen glaubwürdiges menschliches Buch betrachtet, an deren Inhalt er glaubt, weil sich mit dem geschichtlichen Zeugnisse für das, was sie berichtet, das Zeugniß des Geistes, das er an seinem Herzen offenbar erfahren hat, verbindet. Die Schrift ist ihm theuer; er glaubt, er habe das ewige Leben darin; aber über die Art und Weise, wie die Verfasser derselben zu ihren Mittheilungen gekommen sind und darüber, wie viel Werth wir den einzelnen Theilen ihrer Berichte beizulegen haben, hegt er Ansichten, welche uns mit seiner Ehrfurcht vor der Schrift und seiner im Ganzen genommen vortrefflichen Auslegung derselben unvereinbar erscheinen müßten, wenn wir nicht annehmen dürften, daß auch ihn die innere Erfahrung der Göttlichkeit des Evangeliums vorzugsweise zum Glauben geführt hat, wovon denn die Folge ist, daß ihm die durch das Zeugniß des Geistes verbürgte Wahrheit nicht eben sehr abhängig von den Buchstaben der geschriebenen Berichte erscheint. Nüchternes Wohlmeinens leitet ihn bei seinem Verfahren. Er glaubt, die ältere Theologie, von einer wörtlichen Inspiration ausgehend, habe durch ihr Bemühen, alle Differenzen in den Begebenheiten und Reden auszugleichen, den Feinden des Wortes Gottes Waffen in die Hände gegeben. Er hält es für ein Bleiben in der Wahrheit, wenn man Dissonanzen in der Evangelischen Geschichte zusehe; er vergleicht die Dissonanzen der Schrift mit den in kleinen Verschiedenheiten bei großer Regelmäßigkeit hervortretenden Abweichungen in den Bildungen der Natur, die man auch nicht als Beweis wider ihre Göttlichkeit geltend machen könne. Das Lebenselement, darin die christliche Gemeinschaft stand und steht, der Geist, verbürgt die Glaubwürdigkeit der Evangelischen Geschichte. Indem dieser Geist den heiligen Autoren einen festen Takt gab, alles Irrige im Wesentlichen der Erzählung und in Glaubenssachen auszuschneiden und das Rechte und Passende zu erkennen und zu ordnen, überhob er sie des Gebrauchs historischer Forschung nicht, ließ zu, daß sie die Reden des Herrn anders componirten, als sie zusammengesprochen waren u. Er hält diese Ansicht, „in der Schrift herrsche wesentliche Einheit bei unwesentlicher Verschiedenheit“ für ein Bewahrungsmittel vor abergläubiger Verehrung des toten Buchstabens, für anstreibend zum Forschen nach dem lebendigen Geiste, und meint, es halte sich dieselbe dennoch auch weit entfernt von jener hohlen Spiritualität, welche des äußeren Wortes entbehren zu können wähnt und dadurch in Gefahr geräth, ihre leeren Träume für die wesentlichen Ideen der Wahrheit selbst zu nehmen.

Hier ist es nun, wo wir auf den Grund der Mängel und Schwächen seines Commentars gestoßen zu seyn glauben. Seine Ansicht von dem Einflusse des Geistes bei Abfassung der heiligen Schrift hat ihn vor abergläubiger Verehrung des toten Buchstabens allerdings geschützt, ihn aber auch zu einem Forschen nach dem Geiste verleitet, welches viel zu weit über den

Buchstaben hinausgeht, als daß er sich ganz frei von dem von ihm getadelten Spiritualismus gehalten haben sollte. Wir erkennen diese den Buchstaben hintenansetzende spiritualistische Geistesrichtung hauptsächlich in kühnen und gewagten Urtheilen über die heiligen Autoren oder die als heilig dargestellten Personen, in dem Zusehen manches Irrigen als der Wahrheit nicht Eintrag thugend, in der Veringschätzung der übernatürlichen Beweismittel, in dem Streben, das Mitgetheilte zu vergeistigen, kühner Aufstellung von Hypothesen, Neigung zu freier, besonders bildlicher, Schriftdeutung und Liebe zu jener Gnosis, welche gern in die Tiefen des uns Unzugänglichen eindringt. Indem wir von jedem dieser sieben Beweisstücke Beispiele angeben und unsere Ansicht über das von uns Angefochtene hinzufügen werden, haben wir theils die Absicht, den verehrten Verf. zu nochmaliger Prüfung seiner Ansichten über unseren Gegenstand zu veranlassen, wovon wir uns viel Gutes für die folgenden Theile seines Commentars versprechen, theils wünschen wir, den nachtheiligen Folgen entgegenzuwirken, welche für die Leser seines Commentars aus seinen dargelegten Ansichten in diesem Punkte entspringen könnten, theils endlich würde es uns angenehm seyn, wenn die Anregung des Gegenstandes andere und tüchtigere Arbeiten anderer Theologen über denselben veranlasste, oder sonst der Förderung des Glaubens an das Evangelium dienlich würde.

1. Wir halten den Commentar nicht frei von kühnen und gewagten Urtheilen über die heiligen Autoren, oder die von ihnen als heilig dargestellten Personen selbst, und wir halten dieses für eine unerfreuliche Folge der spiritualistischen Geistesrichtung des geliebten Verf.

Auffallend sind schon manche Ausdrücke über die genannten heiligen Personen, welche wir nicht mit der den Werkzeugen des heiligen Geistes gebührenden Ehrfurcht vereinbar finden können. So heißt es von Marcus, die Züge, welche er hier beibrächte, hätten etwas „besonders Kleinliches und Miniaturartiges.“ Matthäus muß sich nachsagen lassen S. 58., daß der Familienaufsatz, welchen er benutzt haben soll, den Magiern Worte in den Mund legte. Doch es ist nicht allein der Ausdruck, welcher uns den Dangel an Ehrfurcht vor den heiligen Autoren bezeugt, auch in den angezogenen Beispielen nicht allein; viel mehr noch beweist uns denselben das Urtheil des Verf. über die Gaben und Einsichten derselben, die er unmöglich hoch anschlagen kann, wenn er so leicht darauf eingeht, ihre Berichte für Zusammenstellungen christlicher Quellen zu halten, oder wenn er in der Einleitung die Mehrheit der Evangelien daraus erklärt, weil eine einzelne menschliche Individualität Jesum nicht hätte fassen können. Indem er bekanntlich annimmt, Matthäus habe sein Evangelium zuerst Hebräisch abgefaßt, findet er hierin einen Grund, weshalb derselbe bei Anfertigung der Griechischen Recension seines Evangeliums, wobei er den Lucas benutzt habe, nicht mehr auf des Lucas Relationen eingegangen sey; er denkt sich den Matthäus durch seine Hebräische Arbeit gebunden. Wie in dem letzteren Beispiele, so finden wir noch mehrere Spuren von einer nicht ganz demüthigen Stellung des Verf. in Beurtheilung der Gründe, welche die heiligen Personen leiteten. Marcus z. B. führt speciell Züge an, weil er an dem Unbedeutenderen klebt. Um unsere obige Ausstellung vollends zu erhärten, verweisen wir noch auf die Urtheile des Verf. über die Leistungen der heiligen Männer selbst. Durch das ganze Buch zieht sich die Behauptung, daß bald der eine, bald der andere Evangelist nicht allein die Thatfachen in der chronologischen Ordnung richtiger stelle, sondern selbst die Aussprüche des Herrn an dem passenderen Orte

beibringe, und diese Behauptung wird schwerlich dadurch gutgemacht, daß er die Aussprüche des Herrn köstlichen Perlen und Edelsteinen vergleicht, welche, von Verschiedenen verschieden gefaßt, immer aufs Neue ihre Wirkung thun. Ja, muß doch der Herr selbst sich S. 349. einer Untersuchung über seine Fragen an das Volk, weshalb es hinausgegangen sey zu Johannes in die Wüste, unterwerfen lassen, wobei es sich am Ende gar nicht recht ausweist, wie er das allein Rechte gefragt habe. Nach unserm Gefühl sollte auch der Umstand, daß wir die chronologische Ordnung der Begebenheiten aus den Evangelischen Berichten nicht construiren können, öfters anders beurtheilt seyn. Doch genug, um darzuthun, wie sich der fromme Verf. nicht von kühnen und gewagten Urtheilen und Aussprüchen über heilige Personen ganz frei erhalten habe.

Wir haben nun darzuthun, weshalb wir dieses für eine Folge der spiritualistischen Geistesrichtung des Verf. halten. Was man bei manchem Anderen voraussetzen könnte, Unglaube, der stolz herabstiehe auf die Gottesanbeter, Geringschätzung der ganzen Anstalt des Gekreuzigten, die auch die Boten des Herrn tief genug zu stellen pflegt, Hoffahrt, die gern meistert und richtet, persönliches Vorurtheil gegen einzelne heilige Schriftsteller und Personen, das findet hier alles nicht statt. Wir haben einen frommen Jünger Christi vor uns, der sich seines gekreuzigten Herrn nicht schämt, und Andere zu ihm zu führen, redlich bemüht ist, dem das Forschen in der Schrift eine heilige Angelegenheit ist, für welche er auch Andere zu gewinnen sucht, wie ihm denn dieses auch gewiß gelingen wird. Aber er hat die Gegner mit ihren vielen Einwendungen, mit ihren Nachweisungen angeblicher Widersprüche in der Schrift u. nicht besser abzuweisen gerufen, als da er sich in das Gebiet der inneren Erfahrung von der Göttlichkeit des Evangeliums flüchtete; das innere Lebensprincip, der Geist, der dem Evangelio im Herzen Zeugniß gibt, ist ihm mehr, als des historischen Referenten Buchstaben. Was sollte er ansehen, Schale und Kern, Buchstaben und Geist zu scheiden, um der Einwendungen los zu werden! Behalte ich die mir theure Wahrheit, so kann ich mich ja wohl dazu verstehen, den, der sie berichtet, geringer zu stellen, als bisher von Besorgteren geschah. Bin ich einmal dahin gekommen, so kann ich ihn auch einem freieren Urtheile unterwerfen, mir einen Blick in sein Inneres und auf seine Leistungen gestatten, den Andere sich nicht zu thun berechtigt achten, welche die Wahrheit in ihrem Berichte als in dem Zeugnisse vom heiligen Geiste erleuchteter göttlicher Voten zu finden gewiß sind, und die Aussagen der Schrift als göttliche Mittheilungen über Alles schätzen. Solche werden sich nie gestatten, einen Zeugen, durch den der Geist des Herrn geredet, anders, als mit der tiefsten Ehrfurcht zu behandeln; sie werden Bedenken tragen, das Maas gewöhnlicher Menschenseelen bei denselben anzulegen; sie werden lieber zusehen, daß sie den Plan derselben in der Anordnung nicht erfassen, als daß sie kühne Versuche zur Ermittlung desselben wagen sollten; sie werden die Erklärung ansehnlicher Differenzen nur dann mit Freuden annehmen, wenn dieselbe mit dem heiligen Charakter der Verfasser vereinbar ist, und lieber einen Ausspruch des Herrn als mehrmals gethan, eine Wundergeschichte als mehrmals vorgekommen annehmen, als daß sie den

Aposteln und Evangelisten ein willkürliches Schalten mit dem, was sie berichten, zutrauen sollten.

2. Wir finden weiter eine Wirkung spiritualistischer Geistesrichtung des theuren Verf. in dem durch den ganzen Commentar sich zeigenden bereitwilligen Zusehen und Vorsetzen manches Irrigen in den Evangelien, wobei die Meinung aufgestellt wird, als thue dieses ihrer Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit keinen Eintrag.

Wie wüßten uns in der That nicht anders, als aus der angegebenen Geistesrichtung zu erklären, wie der Verf. an das Evangelium so fest und freudig glauben kann, dessen Zeugen und Bewahrer er so oft zurechtgewiesen, berichtigt, übersehen hat. Wer diese Richtung nicht genommen hat, wird im Gegensatz mit ihm sagen: die Hauptquelle Evangelischer Erkenntniß besitzen wir in den Evangelien; haben diese göttliche Zuverlässigkeit, so hat das Christenthum felsenfesten Grund; sind sie nicht frei von Irrthum, so bürgt uns nichts dafür, daß das, was wir christliche Wahrheit nennen, entfällt, mangelhaft, irrig seyn kann. Wer dagegen durch innere Erfahrung im Zeugnisse des Geistes den alleinigen Grund seines Glaubens gefunden hat, dem kann leicht das Evangelium im Ganzen und Großen so unerschütterlich fest begründet erscheinen, daß er auch mit irrigen Berichterstattungen, wenn sie nur die Wahrheit sagen wollen und im Ganzen genommen wirklich sagen, für seine Bedürfnisse sich befriedigt findet und seines Glaubens froh bleibt.

Unser Verf. glaubt (S. 28 f.) an eine wesentliche Einheit bei unwesentlicher Verschiedenheit der Schrift; er nimmt als Willen der Vorsehung an, daß zwar die äußeren Beweise für die Richtigkeit der Evangelien nicht fehlen sollten, die Glaubwürdigkeit der in den Evangelien referirten Begebenheiten jedoch nicht sollte apodictisch bewiesen werden können, und rechnet es zur Bestimmung der Evangelien, daß Momente zum Bezweifeln und Verdächteln gelassen werden sollten, wobei er Luc. 2, 24. anzieht. Noch bestimmter setzt er jedoch die heiligen Autoren dem Verdachte der Unzuverlässigkeit aus, indem er Behufs der Aufstellung einer synoptischen Ordnung und chronologischen Entwicklung bald den einen bald den anderen Evangelisten Begebenheiten oder Aussprüche an Orten und zu Zeiten aufgeführt haben läßt, wohin dieselben ursprünglich nicht gehören und nur aus vorherrschender Neigung für eine gewisse Behandlungsart von dem Autor verlegt seyn sollen. Insofern die heilige Schrift keine nähere Data angibt, wird freilich wohl Niemand etwas dagegen haben, wenn wir menschliche Versuche wagen, eine chronologische oder sonstige beliebige Ordnung in das Mitgetheilte zu bringen; allein unmöglich kann irgend ein vorausgesetzter Zweck des Berichterstatters uns ein Recht geben, ihm zuzutrauen, er habe Reden oder Begebenheiten an einen unrichtigen Ort verlegt. Auf Ort und Veranlassung kommt ja so viel an, daß es sich Niemand gefallen läßt, wenn man seine Worte und Thaten in einen fremdartigen Zusammenhang einreißt. Mit Bedauern haben wir daher alle die Stellen gelesen, wo die einzelnen Evangelisten beschuldigt werden, sie erzählten nicht in dem richtigen Zusammenhange.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 10. März.

N^o 20.

Ueber Halten am Buchstaben und Spiritualismus in
Bezug auf die Auslegung der heiligen Schrift.
Veranlaßt durch Dr. Olshausen's Commentar
zum Neuen Testamente.

(Fortsetzung.)

So soll Matth. 5, 25—26. ohne Zweifel ursprünglich in ganz anderem Zusammenhange gesprochen seyn, wie Luc. 12, 58. 59. beweise, da doch die letztere Stelle weiter nichts beweist, als daß sich der Herr in seiner Lehre unter allen Umständen gleich geliebt hat. Es ist nicht der geringste Grund abzusehen, weshalb ein Ausspruch des Herrn nicht mehrmals von demselben wiederholt seyn soll, da die Umstände, für welche derselbe gehörte, sich so leicht wiederholen können. S. 332. glaubt er mit der größten Wahrscheinlichkeit sagen zu dürfen, Matth. 10, 23. habe hier nicht den richtigen Ort. Warum? Weil bis dahin der Erlöser von seinem Weggange, der doch die Wiederkunft bedinge, noch nicht geredet habe. Ein um so schwächerer Grund, da kein Evangelist behauptet, alle Reden des Herrn berichtet zu haben. Doch der Verf. geht so weit, zu behaupten, die Jünger hätten hier die spätere Sendung der Jünger mit dieser früheren verschmolzen. Er meint, dies Verfahren, von dem verwandten göttlichen Geiste und nicht von fremdartigem Geiste geübt, erhöhe sogar den Glanz des Evangeliums; die Aussprüche Christi gleichen Perlen und Edelsteinen, welche die Evangelisten zu verschiedenartigen, schönen Ganzen verarbeitet. Involirt denn aber solches Verfahren nicht immer entweder absichtliche oder absichtlose Abweichung von der historischen Treue? Doch genug solcher Beispiele. Möchte der gelehrte, ernst forschende Verf. die bisher übliche Weise treuer Erregten seiner Aufmerksamkeit würdigen, welche lieber glaubten, der Herr habe einen Ausspruch mehrmals gethan, eine Wunderthat mehrmals verrichtet, als daß sie den Berichterstatlern eine Willkühr zugetraut hätten, welche mit der Zuverlässigkeit derselben so wenig vereinbar ist. Wird er es bei seiner jetzigen Behandlung der Evangelien in Abrede stellen können, daß ihn oft eine ästhetische Ansicht über das, was in der Darstellung paßlich scheint, verleitet hat, den Werkzeugen des heiligen Geistes, wenn nicht

gardezu Irrthümer, doch sicher Willkühr in der Anordnung dessen, was sie berichten, zuzutragen, wenn er z. B. S. 186. die Behauptung aufstellt, die Bergpredigt könne unmöglich ein Ganzes gebildet haben in der Form, wie sie von Matthäus gegeben wird, und sich bei dieser Behauptung hauptsächlich auf die Verbindung der Sätze stützt, die ihm höchst unwahrscheinlich macht, daß der Erlöser so von Satz zu Satz hinübergegangen sey, während doch Tausende von jeher nichts Zweckmäßigeres noch Kostlicheres gefunden zu haben bekennen, als diese Rede des Herrn zu Anfange seines prophetischen Amtes? So ist ihm namentlich in der Bergpredigt (S. 234.) die Reihe von Gnomen ein Beweis, daß hier ursprünglich nicht Zusammengehörendes zusammengestellt sey, aus dem aus seinem ästhetischen Gefühle genommenen Grunde, weil die Gnomen nicht gehäuft werden dürften, nur isolirt Wirkung thäten, worüber gewiß Andere anders denken, die gern bei Salomo einkehren und bei ihm lange verweilen. So legt unser Verf. auch ausdrücklich den Grundsatz dar, daß man einzelne Irrthümer der Evangelisten zugestehen müsse, nämlich kleine Dissonanzen, gleichsam als kleine Flecken am irdischen Kleide des Himmlischen. Da trägt er kein Bedenken (S. 283.), den Matthäus durch eine Verwechslung von zwei dämonischen Gergesenern reden zu lassen, während doch schon an sich wahrscheinlich sey, daß nur Ein Kranker solcher Art möge gewesen seyn, wie dies auch Marcus und Lucas berichten. Wie viel näher lag es doch wohl hier bei der Annahme zu bleiben, daß der Apostel des Herrn ausführlich berichtend zwei Kranke nenne, während die Anderen, das Wesentliche festhaltend, nur von demjenigen berichten, dessen vortretende Thätigkeit ihnen Gelegenheit gab, die wichtigen Momente der Wundergeschichte in's Licht zu stellen. Aehnlich verhält es sich mit ἡδεον λαβεῖν (S. 484.) bei der Geschichte des Wandels Christi auf dem Meere nach Johannes Berichte, wo zwar der Verf. selbst den alle Schwierigkeit hebenden Ausweg einschlägt, aber auch seinen Grundsatz wiederholt: Wir könnten den Widerspruch hier ohne Weiteres anerkennen, indem die Evangelische Geschichte keinen Anspruch darauf macht, ohne kleine unwesentliche Unregelmäßigkeiten zu seyn. So hat er hier den Grundsatz geübt, den er S. 503. und überhaupt in dem späteren Theile des Buches ausspricht und geltend macht. Ohne Noth brauchen wir von der Relation

der Evangelisten nicht abzugehen. Möchte er hinzugefügt haben: Diese Noth ist nicht vorhanden, und wo sie statt zu finden scheint, da wird ihr gewiß je mehr und mehr abgeholfen werden. Wenn es nun dem Verf. möglich erschienen hat, die Untrüglichkeit des Herrn zu behaupten, obwohl seine Evangelisten im Einzelnen geirrt haben können, so dürfen wir uns nicht wundern, daß z. B. in der Schatzungsgeschichte (S. 119.) das ²⁰⁶⁷⁷ ~~20677~~ selbst herrührend, behandelt wird und hierbei eine Rechtfertigung versucht wird, welche der Erzählung ihre Glaubwürdigkeit zu bewahren sucht, indem sie uns Form und Wesen, wie Geist und Fleisch, unterscheiden heißt. Das Schlimmste von Allem aber ist (S. 515.) die Hineigung zu der Annahme, die Jünger hätten (Matth. 16, 20. 21.) die Weissagung des Herrn von seinen Leiden nach dem Erfolge specieller ausgebildet und ihm in den Mund gelegt. Wollten wir zu solchen willkürlichen Annahmen schweigen, so verblühten wir uns an der heiligen Sache, welche dem Verf. selbst so theuer ist. Darum haben wir getrost das Tadelnswerthe an das Licht gezogen, so weh es uns thut.

3. Wir finden in dem Commentare eine gewisse Geringschätzung der übernatürlichen Beweismittel für die Göttlichkeit unserer Offenbarung, welche wir gleichfalls daraus herleiten, weil der Verf. weniger, als recht ist, auf den Buchstaben der Offenbarung gibt und in einem gewissen Maaße Spiritualist ist.

Die gelehrten Theoretiker streiten sich in unseren Tagen viel darüber, ob man mit Wundern und Weissagungen, als mit übernatürlichen Beweismitteln, die Wahrheit und Göttlichkeit einer Offenbarung, eines Lehrsazes, einer Thatfache u. d. d. darthun könne. Es ist nicht zu läugnen, daß, wenn auch durch böse Kräfte dergleichen Beweismittel benutzt werden können, wir dieselben erst dann für Wirkungen Gottes zum Beweise der Wahrheit halten dürfen, wenn wir anderweitig gesichert sind, daß keine böse Macht dieselben herbeigekracht habe. Um dieses zu sehn, dürfen wir jedoch nur den, Matth. 12, 25., vom Herrn angestellten Canon festhalten, da in uns das Vermögen wohnt, die Zwecke, für welche ein Wunder, eine Weissagung gegeben ist, so weit zu würdigen, daß wir wohl einsehen können, ob dieselben das Reich Satans bekämpfen oder nicht. Sind wir aber hierüber im Reinen, so lassen sich alle anderen Einwendungen der Gegner leicht widerlegen, und Wunder und Weissagungen behalten ihre Beweiskraft für die Göttlichkeit dessen, was sie bekämpfen sollen, wie denn auch jedes Menschen Herz, welches sich nicht künstlich dagegen verhärtet, dieselbe empfindet und Gott selbst vom Anfange der Welt her seine Absicht, Glauben durch dieselben zu wirken, erreicht hat. Mit Recht braucht die Kirche die Wunder und Weissagungen als ein wichtiges Beweismittel für die Göttlichkeit unseres Glaubens. Allein diejenigen, welche ohne dasselbe durch das Zeugniß des Geistes in den Herzenserfahrungen, welche die Göttlichkeit unseres Glaubens verbürgen, für sich selbst den Herrn gefunden haben und gewiß sind, daß auch Andere auf diesem Wege ihn finden können und müssen, werden leicht gleichgültig gegen das äußere Zeugniß, dessen Werth ihnen nicht eben groß erscheinen kann. Wir glauben, daß dieses in einem gewissen Maaße der Fall bei unserem Verf. ist, da wir es unvermeidlich achten, daß diejenigen, denen das äußere Zeugniß für den Glauben sehr wichtig ist, die Wunder und Weissagungen ganz vorzüglich hoch halten müssen.

Schon der Begriff des Verf. von Weissagungen und Wundern

ist uns bedenklich gewesen. Indem er bei ersteren zu der alten typischen Ansicht hinneigt, erscheint ihm Alles im N. T. gleichsam als Weissagung auf das N. T. Wir wollen diese Ansicht keineswegs bestreiten, glauben aber vermuthen zu dürfen, daß der Verf. das Wesen der eigentlichen Weissagungen nicht genug würdigt, wie er es denn oft ausspricht, daß er auch bei solchen Weissagungen, welche scharf bezeichnende, auf einzelne Begebenheiten gehende Merkmale enthalten, eine allmähliche und immer vollständiger sich entwickelnde Erfüllung annimmt. Läge ihm die Beweiskraft der Weissagung mehr am Herzen, so würde er das Zutreffende mehr hervorgehoben, am wenigsten aber, wie S. 515., einer Weissagung ihre Geltung dadurch entzogen haben, daß er sich geneigt zeigt, dieselbe für post eventum vervollständigt und ausgeschmückt gelten zu lassen. Ueber seine Theorie vom Wunder erklärt er sich (S. 242.) allerdings dahin, daß er dessen Beweiskraft für die göttliche Sendung dessen, der es verrichtet, anerkennt; allein es erscheint uns seine Beschränkung des Begriffes der Wunder auf ein höheres Natürliches, so unbestimmt, daß wir nicht im Stande sind, uns das Merkmal zu denken, woran ihm das Wunder kenntlich ist. Wenn wir unter Naturgesetzen diejenigen durch die Erfahrung wahrnehmbaren und allgemein wahrgenommenen Regeln verstehen, nach denen Gott die in der Materie vorgehenden Veränderungen eintreten läßt, so ergibt sich der haltbare Begriff des Wunders, daß in den Wundern etwas geschieht, was sich aus diesen Naturgesetzen nicht erklären läßt, und wenn auch der Verf. Recht hat, daß Gott in der Natur jeden Augenblick, auch wo Alles nach Naturgesetzen geschieht, wirksam ist, so sehen wir doch nicht, warum er so bestimmt behauptet, die Wunder dürfen nicht als Suspensionen der Thätigkeit der Naturgesetze angesehen werden. Daß unserem Verfasser die Wunder weniger Werth haben mögen, als zu wünschen wäre, schließen wir unter Anderem daraus, weil er bei natürlichen Erklärungsweise mehr Raum, als nöthig ist, versättet. Warum nennt er es S. 83. möglich, daß das Engelsgeicht, welches dem Zacharias im Tempel zu Theil ward, als eine bloße Wirkung des stillen Heiligthums angesehen werden darf? Verdient der Evangelist hier keinen Glauben? Greift das Wunder nicht so tief in die heilige Geschichte ein, daß mit seiner Beseitigung das ganze Gebäude der heiligen Geschichte haltungslos wird? Wir müssen es unmöglich nennen, daß die Schrift lüge oder irre. Jairi Tochter soll scheinodt gewesen sehn (S. 312.). Warum? Weil der Herr selbst sagt: Das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft. Sagte denn der Herr nicht auch von Lazarus, er schliefe? Ward es nicht seiner Jünger richtiger Sprachgebrauch, die Todten als solche zu bezeichnen, die da schlafen? Aber soll nun hier einmal gegen das ganze Costüm der Erzählung des Herrn Ausdruck buchstäblich wörtlich genommen werden müssen, wie sagt denn der Verf., das Mägdlein habe eine Ohnmacht gehabt? Schlafen kann doch nimmermehr heißen: eine Ohnmacht haben. Wie nun unser Verf. natürlichen Erklärungen mehr, als billig ist, Raum läßt, so verringert er auch die Zahl der Wunder. S. 532. wird die Schilderung des mondlichtigen Anabens, als vollkommen für die Epilepsie passend, bezeichnet, wodurch denn leicht der dämonische Charakter des Uebels, das der Herr bestimmt als dämonisch betrachtete, verdunkelt werden muß, da wir nicht berechtigt sind, die Epilepsie als ein solches Uebel zu betrachten. Schlimmer noch ist es, wenn er S. 538. in der Geschichte des Fisches mit dem Gater, in welcher er übrigens das Wunder gelten läßt, die Meinung äußert: es ist in der Geschichte viel Auffallendes;

die Erklärung des Dr. Paulus hebt beachtungswerthe Momente hervor. Was er beibringt, wird vielleicht Manche geneigt machen, die so wichtige Begebenheit in das Natürliche herabzuziehen. Sollte er S. 63. das Stehen des Sterns über dem Hause, wo das Jesuskind war, als eine naive Auffassung in Schutz nehmen, wenn er die Kraft, dessen im Auge behielt, der die Sterne ruft und seine Seher und Boten erleuchtet, daß sie die Wahrheit berichten? Aus ist es auch bedenklich, warum der Verf. ansieht, dem Erlöser das Heilen verstümmelter Glieder zuzutrauen. Wir können nicht einstimmen in den (S. 54. Note): aufgestellten Satz: Alle Weissagungen haben Ähnlichkeiten genug, um von dem, der sie braucht und aus Bedürfnis sucht, erkannt, aber auch Unähnlichkeiten genug, um von dem, der sie nicht sehen will, verkannt zu werden. Wir können die dort angepönte Stelle Jes. 7, 14. nur zu denen rechnen, welche ein so eigenthümliches Merkmal enthalten, daß sie auf keinen Menschen, so lange die Welt steht, eine Anwendung leiden, außer auf den Heiland der Sünder, und der Verf. wird bei ruhiger Prüfung, gewiß selbst finden, daß sowohl sprachliche Gründe als auch die Erfordernisse zu einem „Zeichen“ dafür entscheiden. Warum beschränkt er, gegen des Matthäus deutlichen Bericht, das Zeugniß der dämonischen Gesehener (Matth. 8, 29): „Ach, Jesu, du Sohn Gottes, was haben wir mit dir zu thun? Bist du hergekommen, uns zu quälen, ehe denn es Zeit ist?“ ziemlich deutlich auf ein im lichten Momente von denselben abgelegtes Glaubensbekenntniß, während die ganze Darstellung zeigt, daß wir hier die Stellung böser Wesen zu Christo haben, welche zwar glauben, aber zittern. Wir meinen, unser innig verehrter Verf. glaubt aus vollem Herzen an die Wunder und Weissagungen, aber nicht, weil er selbst sehr durch dieselben im Glauben gefördert ist; er kennt deren Wichtigkeit für zahllose Seelen nicht genug aus Erfahrung, weil sein Glaube auf einer anderen Art Wunder, auf den Erfahrungen, welche ihn der Geist Gottes in seinem Herzen hat machen lassen, beruht. Andere aber müssen anders geführt werden; der Herr selbst gibt kein Zeugniß für das Evangelium, das entbehrllich oder von geringer Bedeutsamkeit geachtet werden dürfte.

4. Das zu weite Hinausgehen des verdienten Verf. über den Buchstaben hinaus, die Hinneigung desselben zum freiwaltenden Spiritualismus finden wir auch sehr deutlich erwiesen in dem mehrfach hervortretenden Streben desselben, das von den Evangelisten Mitgetheilte zu vergeistigen.

Gilt uns der Buchstabe der Schrift, was er gelten soll, so halten wir uns immer an den buchstäblichen, deutlich ausgedrückten Sinn und erlauben uns nur da scheinbar gegen den Buchstaben streitende Auffassungen, wo sie uns durch den Zusammenhang, d. h. durch den wohlverstandenen Buchstaben selbst, geboten werden; es wird wenigstens gewiß nie ein Grund für uns seyn, von dem buchstäblichen Sinne abzugehen, wenn uns dieses oder jenes buchstäblich verstanden, zu ungewöhnlich, zu unpassend für gewohnte Verhältnisse und Ansichten vorkommen will. Erzählte Thatfachen müssen dem wörtlichen Sinne nach verstanden werden; Gebote müssen so verstanden werden, wie sie lauten; Glaubenslehren müssen wir so annehmen, wie sie deutlich vortragen sind. Dem Spiritualisten dagegen wird es nicht schwer, Thatfachen, welche als solche erzählt sind, als im Gemüthe vorgegangen zu denken, allgemein ausgesprochene Gebote als für die unsichtbare Kirche allein ausführbar zu nehmen und für den roheren Haufen ein Anderes gelten zu lassen, auch dieses und jenes in die Glaubenslehre Einschlagende anders zu fassen, als

geschrieben steht; denn, der Fessel der Buchstaben enthoben, hat er die Schranke nicht mehr, welche uns hindern muß, für Wahrheit zu nehmen, was uns schön und himmlisch vorkommen will, obwohl wir dafür keine zureichende Gründe haben, und eben so zu verwerfen, was uns nicht zusagt.

Unser Verf. läugnet die Realität der Engelererscheinungen nicht, glaubt vielmehr daran, drückt sich aber doch mehrmals so aus, daß wir fast vermuthen, er denke dabei weniger an die Individuen, als an die göttlichen Kräfte, durch welche Gott seine Absichten erreicht (S. 46.). Die Entstehung der Namensbezeichnungen der Engel wird S. 91. mit der fortschreitenden Ideenbildung der Hebräer in Verbindung gesetzt. Nach S. 170. soll sogar vom rein biblischen Standpunkte aus in Zweifel gezogen werden können, ob nach der Verichungsgeschichte an eine äußerlich gleichsam verkörpert vor Christo stehende Erscheinung des Satans zu denken seyn möchte, wofür uns denn doch seine Werfelsgründe wahrlich nicht bedeutend genug sind, nämlich, daß keine analoge Facta vorkämen und auch kein Berg hoch genug wäre, alle Reiche der Welt übersehen zu können. Nicht minder verklärt sich dem Verf. jenes himmlische Zeugniß für die Sohnschaft Christi bei seiner Taufe im Jordan (S. 164.) zu etwas, das nicht als Schauspiel vor der versammelten Menge vor sich ging, sondern nur Christo und dem Johannes anschaulich war, wobei es noch auffallen muß, daß er bei seiner Auffassung des *αὐτός*, Matth. 3, 16., nicht noch einen von den Beiden ausschließt. Unmöglich kann er hier, was seine vergeistigende Erklärungsweise nimmt, durch den Zusatz gut machen: ein unverstandenes Ahnen mag die Menge in dem erhabenen Augenblicke, als die Blüthe des Himmels sich auf die Erde hernieder senkte, durchzuckt haben. Haben wir bisher Thatfachen aufgestellt, welche des Verf. vergeistigende Erklärungsweise mehr oder minder entkörpert und verflüchtigt hat, so wollen wir nun einige Beispiele anführen, worin er an Geboten des Herrn ein gleiches gethan hat. S. 378. wird behauptet, der Herr habe Matth. 12, 10. das Gesetz, den Sabbath zu halten, auf das Höhere reducirt, nicht zu sündigen, und habe jenes dadurch neutralisirt. Gewiß hat hier der Verf. sowohl unrecht, wenn er die aufgestellte Frage, welche so geeignet war, die Bösen zum Nachdenken zu bringen, etwas Sonderbares haben läßt, als wenn er in der Stelle eine Zurücknahme des Sabbathgesetzes wahrnimmt, wie ja denn auch die Kirche von Anfang her den Tag des Herrn heilig gehalten hat. Gewiß ist es auch ein gewagtes Urtheil, wenn der Verf. S. 222. über das Gebet des Herrn sagt: „Die Frage, ob Christus eine bestimmte festzuhaltende Formel in diesem Gebete habe hinstellen wollen, fällt mit der anderen zusammen, ob Christus eine äußere Kirche habe stiften wollen. Seine nächste Absicht war dies gewiß nicht.“ Wir können durchaus nicht einsehen, warum beides nicht seine Absicht gewesen seyn soll, und warum wir den Ausdruck „des Herrn“ ihr sollt also beten,“ nicht in seiner nächsten Bedeutung festhalten sollen, zumal da der anderweite Unterricht und das Beispiel des Herrn schon hinreichend verhütet, daß über dem Buchstaben dieses Gebetes nicht das anderweite freie Beten nach des Herzens Drang und Bedürfnis unterbleibe. Unerfreulicher als alles Andere ist uns jedoch gewesen, was er S. 211—12. über des Herrn Gebot in Hinsicht der Ehe und des Eides aufstellt. Nachdem er bei Matth. 5, 31. 32. richtig die Wahrheit ausgesprochen hat, „der Erlöser verbietet offenbar alle Ehescheidung, die wegen Untreue ausgenommen,“ macht er sich selbst eine schwierige Frage daraus, was des Herrn Meinung von der Anwendung dieses Grund-

sages in seiner Kirche sey, gleichsam als wenn der Herr irgend ein Gebot geben könnte, dessen Erfüllung er nicht von Allen verlangte, welche Christen seyn wollen. Er macht eine verderbliche Unterscheidung zwischen dem Ideal der Kirche und der äußeren Kirche, und meint, wie Gott im A. T. Scheidung, Polygamie, Heirath der Geschiedenen nachgelassen habe, so könne, ja so müsse die Kirche Milderungen des Gesetzes eintreten lassen, weil die Anwendung des Neutestamentlichen Standpunktes für Unbekehrte und Unwiedergeborene nur nachtheilig wirke. Wir aber müssen sagen: Auf das Nachlassen der Scheidung im A. T. dürfen wir uns durchaus nicht berufen, weil der Herr ausdrücklich im Gegensatz damit E. 19, 9. die Scheidung verbietet; auf die nachtheiligen Folgen des Verbotes der Scheidung sollte aber ein christlicher Theolog nichts geben, wo des Herrn entschiedener Wille am Tage liegt. Hat etwa das Scheiden, das Wieder-verheirathen der Geschiedenen keine Nachtheile? Lassen sich die Uebel, welche die Scheidung verhüten soll, durch eine weise Gesetzgebung nicht anderweitig verhüten? Doch hierüber ist bereits in diesen Blättern so gründlich geredet worden, daß wir auf das dort Gefagte verweisen können. In anderer Art können wir wieder keine Auffassung des Gebotes „über das Schwören, Matth. 5, 33—37.“ nicht gut heißen. Nachdem er das Ganze der Stelle ohne Noth als ein Verbot jedes Eidschwures gefaßt hat, läßt er dem Gebete des Herrn wieder seine Geltung allein für die ideale Welt des Reichs der Wahrheit, und behauptet, die politischen Institute seyen Alttestamentlich und der Gläubige müsse daher den Juden ein Jude werden, d. h. schwören, wie Gott, wie Christus, ja auch geschworen hat. Wie möchte doch wohl ein Jünger Christi bei des Verf. Annahme, „Christus habe jeden Schwur verboten,“ anders als die Quäker handeln können? Wie möchte er den Heiland selbst von einem Fehler freisprechen können; da derselbe wirklich geschworen hat, wenn anders der Verf. Recht hätte! Kein Gebot kann ja gegeben seyn, daß wir es nicht vollständig halten sollen; keine Unterscheidung zwischen Gesetzen für das Ideal ächter Christen und für den großen Haufen darf anerkannt werden. Wir finden aber auch in der That in der behandelten Stelle gar kein Verbot des feierlichen Eides, so wie wir in dem Walten christlicher Obrigkeit keine bloß Alttestamentlichen Institutionen finden können; auch das Evangelium hat sein Gesetz; aber die Liebe ist dessen Beobachtungsgrund. Der Herr verwirft offenbar Matth. 5. nur diejenige Deutung des Alttestamentlichen Gesetzes über den Eid, da man behauptete, den bei Gott geleisteten Schwur müsse man als Eid betrachten und diesen müsse man halten; allein ein Schwur beim Himmel, bei der Erde, bei Jerusalem, bei dem eigenen Haupte habe nicht eine solche bindende Kraft. Indem der Heiland beweist, daß jeder Schwur im Grunde auf etwas gehe, das nicht von unserer Willkür abhängt, sondern Gottes Regimente überlassen werden muß, verbietet er gradezu alle Schwüre, welche nicht eigentliche Eide sind, deren ganze Natur im Grunde etwas Gottesdienstliches ist und welche mit Freuden abgelegt werden können als die allen Eader beseitigenden und die menschlichen Verhältnisse fest machenden geistlichen Bürgschaften. Als eine Art Schutzmauer für seine Ansicht, daß des Herrn Gesetze über Ehe und Eid bloß für die ideale Kirche gelten, führt der Verf. noch das dem jüdischen entgegengesetzte Vergeltungsverfahren an, welches der Herr, Matth. 5, 38—39.

vorschreibt. Er meint sogar (S. 216.), der Herr habe selbst anders gehandelt, da er dem Knechte, der ihm einen Backenstreich gab, sein Unrecht vorhielt, Joh. 18, 23. Er meint, es sey sogar lieblos, das Gesetz, Luc. 6, 30., buchstäblich zu erfüllen: Gib Jedem, der dich bittet. Wir aber können in allen diesen Vorschriften nichts Anderes finden, als buchstäblich zu haltende Gebote für die Christen, so lange es sich um dasjenige handelt, was einzig und allein ihrer eigenen Person Schmerz, Schimpf oder Nachtheil bringt. Der Heiland that bei dem Knechte, der ihm den Backenstreich gab, grade so viel, als nöthig war, in dem Menschen und seinen Vorgesetzten das Gewissen zu wecken und gegen den möglichen Verdacht bei denen, die zugegen und des Vorgegangenen nicht ganz kundig waren, sich zu verwahren, als habe er irgend etwas Schlechtes gethan, weshalb ihn der Hohenpriester schlagen lasse, da ein solcher Verdacht leicht die Seele hindern konnte, an ihn zu glauben. (S. 216. u. 217.)

Wir wenden uns nun zu den Glaubenslehren und glauben, die Richtung des Verf. spreche sich schon in der Ansicht desselben vom Glauben selbst aus. Richtig sagt er zwar S. 248., das Wesen des Glaubens könne man nicht in ein Wissen, sey es des Göttlichen überhaupt oder des Göttlichen insbesondere, setzen; aber un deutlich genug setzt er das Wesen des Glaubens als „ruhend in einer geistigen Receptivität für das Göttliche.“ Geistig genug mag er hiermit das Wesen des Glaubens bezeichnen; aber wer ist im Stande, bei den angegebenen Merkmalen etwas Bestimmtes zu denken und die bezeichnete Sache festzuhalten und von anderen im Geiste ruhenden und vorgehenden Dingen zu unterscheiden? Späterhin (S. 249.) bezeichnet er diese geistige Receptivität als Grundstimmung der *noös*, als Receptivität des Gemüths und ganzen Wesens für's Himmlische. Nun scheint er also doch den Willen des Menschen als dasjenige zu bezeichnen, wodurch der Mensch gläubig oder ungläubig ist. Allein er vergeistigt uns nun wieder den angegebenen Begriff „des Himmlischen“ und hindert uns dadurch, das Object des Glaubens zu erfassen. Er behauptet, nirgends frage der Erlöser nach bestimmten Lehrsätzen oder nenne sie als nothwendiges Prädicat des Glaubens. Wir sehen aber gar nicht ein, was er, wenn wir ihm dieses zugeben wollten, daraus für seine Meinung vom Wesen des Glaubens schließen könnte; da er selbst von dem Herrn, der wohl wußte, was inwendig im Menschen ist, aussagt, ihm habe das bloße Bekenntniß des Glaubens die für das Göttliche empfängliche Stimmung des Gemüthes kund gegeben. Uns aber ist das einkerkelnde, was er selbst zuvor sagt: die *noös* — nach ihm eine geistlich-leibliche Receptivität für die Wirklichkeit des Erlösers — hatte (ohne Zweifel) die Vorstellungen zur beständigen Begleitung, daß Christus der Messias sey und als Messias Wunder wirken könne. Wenn er Vorstellungen nennt, was wir Ueberzeugung nennen, und dann noch hinzusetzt, daß sie dieser Ueberzeugung wegen sich zu ihm hielten, so hat er ja deutlich aus Beispielen das Wesen des Glaubens bezeichnet vor sich, denn daran kann er doch nicht zweifeln, daß den Glauben beständig begleitende Gedanken zu seinem Wesen gehören, und das ist in der That besser, als wenn wir, etwa aus Abneigung gegen eine starke Worterthologie ohne inneres Leben, das Wesen des Glaubens in eine schwabende Receptivität setzen. (S. 249. u. 250.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 14. März.

N^o 21.

Ueber Halten am Buchstaben und Spiritualismus in
Bezug auf die Auslegung der heiligen Schrift.
Veranlaßt durch Dr. Olshausen's Commentar
zum Neuen Testamente.

(Schluß.)

Daß die Jünger, die sich ihm glaubend naheten, seine einzelnen Dogmen noch nicht kennen mochten, thut gar nichts zur Sache, da sie ja eben kamen, von ihm die göttlichen Dinge zu erlernen, und wir finden kein Beispiel, darin der Heiland äußerte: Wenn ihr auch meine Lehren nicht annehmet, so seyd ihr doch meine Jünger, wohl aber können wir mit stehender Gewißheit darthun, daß der Herr auf die Annahme seiner Gottheit und seines göttlichen Wortes aufs Bestimmteste dringt. Wir glauben also, daß unser Verf. durch sein offenes Streben, ein geistiges Christenthum zu fördern, schon in Feststellung des Begriffes vom Glauben zu weit gegangen ist und dadurch aufgehört hat, einen festen, sicheren Grund zu haben; worauf der Mensch feststehen muß. Ihm selbst kann man nun gewiß nicht vorwerfen, daß er, wie so Manche, aus Abneigung gegen manche Dogmen, einen der Willkür in der Annahme der einzelnen Lehren Raum lassenden Begriff des Glaubens aufgestellt habe. Vielmehr ist er ein gläubiger Christ, dessen Commentar auch Andere im Glauben stärken wird. Aber Schaden thut es dennoch dem Eindrucke der Evangelischen Wahrheit, daß er so oft das speciell Gesagte allgemeiner gefaßt, das dem Menschen faßlichere Besondere in's Allgemeine verklärt hat. — Sollte nicht die Einföhrung des Geistlichen dabei leiden, wenn er, nach dem Rathe unseres Verf. (S. 275. in einer sonst gewiß sehr beachtenswerthen Note), die Lehre vom Teufel vorzugsweise der Privatseelsorge vorbehielte und vor Kindern und unentwickelten Gemüthern auf möglichsten Schaden, den diese Lehre anrichten möchte, müssen dem Beispiele des Herrn und der Apostel weichen, welche es an öffentlichen Warnungen vor dem Urgen nicht haben fehlen lassen. Wenn endlich der Verf. (S. 367.) unter

den Mühseligen und Beladenen, Matth. 11, 28., nur die wider die Sünde Ringenden und ihre Unfähigkeit, sich von ihr zu lösen, Fühlenden versteht, so erscheint es uns, als wenn er, indem er das Höchste unter dem, was Mühe und Last macht, herausfaßt, die Allgemeinheit der Einladung des „Kommt her zu mir“ beschränke und auf solche Weise den gezeigten Weg des Heiles nicht in seiner vollen Ausdehnung vor die Augen stelle, und wir glauben, daß ihm dieses widerfahren ist, weil ihn die mit geistlicher Mühe und Last kämpfenden vorzugsweise anziehen, weniger aber die in gemeiner Mühe sich Zerarbeitenden, Alltagslasten des gemeinen Lebens Tragenden.

5. Unser Commentar ist nicht frei von kühn aufgestellten Hypothesen, denen der theure Verf. wohl schwerlich Raum gegeben hätte, wenn der Buchstabe der Schrift volles Gewicht für ihn hätte.

Ist die Schrift im strengsten Sinne von Gott eingegeben und also auch durch göttliche Weisheit die Form gewählt, in welcher sie dem Menschen die geistlichen Dinge verkündigen soll, so versteht es sich von selbst, daß sie nicht mehr und nicht weniger mittheilen kann, als uns zu wissen gut ist, und wir können über die Schranken nicht hinwegschweben wollen; welche uns die unergründliche Weisheit gesetzt hat. Was uns dunkel, räthselhaft, unvollständig vorliegt, das wagen wir nicht, durch Vermuthungen, Ergänzungen aus eigener Kraft und Einsicht, Erfindungen des schaffenden Geistes zu verdeutlichen, zu lösen, zu ersetzen. Dagegen, der freiere Sinn des den Buchstaben der Schrift weniger Gewicht Beilegenden gestattet ihm, unbeforgt um die Gefahr, den Flug des Geistes anzutreten, und, sofern er nur noch die Grundlage der Buchstaben aus seiner Höhe herab unter sich als sichere Ruhestätte erblickt, zum Himmel hinauszufiegen. Unseres Verf. demüthige Art und Weise ließ es ihm nun wohl nicht zu, sehr kühne Hypothesen aufzustellen, die das Gebiet des historisch gegebenen Christenthums gänzlich verlassen, und unnütze Combinationen vorgunehmen; vielmehr leitete ihn zuverlässig die christliche Absicht, dem zu neuen Ideen und Verstandeserfindungen so geneigten Geschlechte dieser Zeit das Christenthum nur noch annehmlicher zu machen, indem er der Forschungslust neue Nahrung darbot; doch sind wir fest überzeugt, er würde sich noch mehr beherrscht und sich noch sorgfältiger auf das in der Schrift Gegebene beschränkt haben, wenn

ihn nicht die eigene Geistesrichtung die Bedeutung des gegebenen Buchstabens zu gering anzuschlagen veranlaßte.

Uns scheint es, als wenn manche vom Verf. aufgestellte Ansicht auf nichts als Hypothesen beruhe. Dahin rechnen wir Einiges in seiner Theorie von dem Ursprunge der Evangelien und dem inneren Baue derselben. Aber auch im Einzelnen, warum setzt der Verf. bei Jesu Taufe (S. 162.) das Wesen der Weigerung des Johannes, den Herrn zu taufen, darin, weil der Tausende den Tausling gleichsam in sein Lebenselement erhebe, der Schwächere also nicht wohl den Stärkeren taufen könne? Warum sagt er eben da, Johannes habe Jesu wiedergebärende Kraft nicht an sich erfahren? Der Buchstabe berechtigt uns eben so wenig, jenes zu behaupten, als dieses dem Johannes abzusprechen. Was berechtigt ihn, bei Gelegenheit von Matth. 12, 28. (S. 388.) die Behauptung aufzustellen: daß die jüdischen Vorstellungen von bösen Geistern und ihrer Vertreibung mit vielem Aberglauben gemischt waren, leidet keinen Zweifel? Wenigstens des Herrn Worte deuten nicht auf Aberglauben, den der Herr gewiß durch einen mißbilligenden Zusatz angegriffen hätte, da er sein Thun mit dem Verfahren der Erorcisten in Vergleichung stellte. Was berechtigt den Verf., zu behaupten, „es ist nicht wahrscheinlich, daß die Vorstellungen des cananitischen Weibes (Matth. 15, 22. S. 467.) sehr geläutert waren?“ Dürfen wir denn wohl (S. 451.) eine „List auf's Göttliche“ statuiren nach Anlaß des Gleichnisses vom verborgenen Schatz im Acker? Doch es scheint uns, als wenn des Verf. Geistesrichtung ihn selbst bei Thatfachen den Hypothesen geneigt mache. Bei der Verusung des Matthäus (Matth. 9, 9. S. 304.) nimmt er die im Texte durch nichts begründete Meinung an, der Herr möge wohl mit Matthäus und seiner Richtung vorher schon bekannt gewesen seyn, da doch gar nicht abzusehen ist, warum eine solche Bekanntschaft vorausgesetzt werden müßte, vielmehr das Ueberraschende der Verusung dem Texte wie der Analogie ähnlicher Beispiele offenkundiger Herzenskunde des Herrn angemessener ist. Von der Vorstellung der Nazarethaner, daß Jesus des Zimmermanns Sohn sey (Matth. 13, 55. S. 462.) heißt es, sie sey weise zugelassen, indem die Idee des himmlischen Ursprungs Jesu nur den Gläubigen etwas Dienames haben konnte. Wir finden aber vielmehr in der heiligen Geschichte Grund genug zu vermuthen, daß die Unwissenheit in Nazareth über die wahre Herkunft des Herrn eine verschuldete war, und dürfen jedenfalls nicht behaupten, es sey nur den bereits Gläubigen diensam, des Herrn himmlische Abstammung zu kennen, da vielmehr die Kunde davon ein wichtiger Grund des Glaubens an ihn seyn muß. Auch erklärenden Hypothesen, welche das Wunderbare zu der Klasse des Natürlichen hinüberziehen, gibt unser Verf. einigen Raum. Wenigstens wissen wir nicht, wohin wir es anders rechnen sollen, wenn es S. 237. heißt, der Herr habe den Gergesener, ihn als weißer Arzt ablenkend, nach seinem Namen gefragt; wenn es S. 533. heißt, der Heiland habe mit dem Vater des mondsuchtigen Knaben ein Geispräch begonnen, welches bezweckt habe, durch die sich darin aussprechende Ruhe und Sicherheit das tobende Element zu beschwichtigen. Nicht anders können wir es auffassen, obgleich der Verf. sich gegen jede Annahme eines Wirkens Christi durch medicinische Mittel ausspricht, wenn über die langsam fortschreitende Wunderhandlung an dem Blinden, Marc. 8, 22—25., die Meinung geäußert wird: „Der Heilungsprozeß mochte langsamer gehen müssen, weil das Leiden tief gewurzelt war und zu sehr beschleunigter Prozeß schädlich geworden wäre.“ Gründe hatte freilich der Herr ohne Zweifel, wonach er bei seinen Heilungen

verfuhr; allein uns sind sie nicht verkündigt, und jede Vermuthung, welche dieselben dem Thun gewöhnlicher Menschen näher stellt, müssen wir gewiß um so sorgfältiger meiden, je leichter dadurch die unserem Zeitalter im hohen Maasse eigene Neigung zum Unglauben neue Nahrung erhält. Unser Verf. gibt auch durch einige Hypothesen Manches als Gottes Absicht an, was wir nicht mit Bestimmtheit dafür erkennen möchten. Dahin rechnen wir, wenn S. 29. von der Versetzung gesagt wird, sie habe nicht verstattet, daß die Glaubwürdigkeit der in den Evangelien referirten Begebenheiten apodictisch bewiesen werden könne; es seyen absichtlich Momente zum Bezweifeln und Verdächteln gelassen, gleichwie Christus auch zum Falle vieler gescht sey. Zu Matth. 10, 1. bemerkt der Verf. (S. 316.) über das Gebet, worin der Herr die ganze Nacht verharrte, er habe sich dadurch zu der Wahl der Zwölfe zum Apostelamte vorbereitet; wir möchten dieses doch nicht so bestimmt sagen, da die Beschränkung seines Gebetes auf diesen Einen Zweck leicht unsere Begriffe von der in ihm leibhaftig wohnenden Fülle der Gottheit schwächen könnte. Noch will es uns endlich scheinen, als ob unser Commentar auch einige kühne Versuche zur Verdeutlichung mancher Schriftstellen enthielte. Wer ist der, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle? S. 336. finden wir uns durch die Antwort überrascht: Das ist der Teufel. Aber annehmbar ist diese Meinung gewiß nicht; vielmehr sollen wir uns vor einem Anderen fürchten, selbst dann, wenn wir bereits einen guten Grund in der Frömmigkeit gelegt haben. Warum sagt der Herr: Die Gewalt thun, reißen das Himmelreich an sich? Matth. 11, 12. Unser Verf. findet darin eine feine Nüße der Art und Weise, wie sich damals die Gluth der Sehnsucht nach einem neuen Leben aussprach. Mit welchem Rechte doch wohl? Wollte Gott, diese Gluth der Sehnsucht kehrete wieder in das Geschlecht dieser erkalteten Zeit! Merkwürdig genug wagt unser Verf. die Vermuthung aufzustellen, daß die Weissagung des Maleachi von der Zukunft des Elias (3, 23.) in dem Auftreten des Johannes nur vorläufig erfüllt sey, auch in der Erscheinung des Elias auf dem heiligen Berge bei des Herrn Verklärung nur eine vorläufige Erfüllung habe, aber einst bei der künftigen Erscheinung Christi ihre volle Erfüllung erhalten werde (S. 355 und 530.). Wie klar sieht seiner Meinung des Herrn Ausspruch entgegen Matth. 11, 14.: Johannes ist Elias, der da soll zukünftig seyn. Wenn wir den Verf. (S. 517.) recht verstehen, so läugnet er, daß der Herr in der Anrede an Petrus (Matth. 16, 23.): „Hebe dich, Satan, von mir; du bist mir ärgerlich“ den Petrus selbst als Satan bezeichne, vielmehr den wirklichen Satan und eigentlichen Versucher, der durch Petrus ihn versuche, anrede. Eine solche Sonderung des das Böse anregenden Wesens und des Menschen, der demselben Raum gibt, würden wir nun nicht anzuerkennen wagen, da uns der Text zu weiter nichts als zu der Annahme berechtigt, daß Petrus durch ein sehr sündiges Wort eine ernste Nüße des Herrn verdient hatte. Wir würden auch nicht sagen, die Sündigkeit dieses Wortes mit dem Verf. nach dem Eindrucke zu ermesen, den sein Rath oder Wunsch auf den Herrn in Hinsicht der Versuchlichkeit desselben machte; denn nicht der Erfolg, sondern die Gesinnung des Menschen ist es, worauf der Herr sieht.

6. Uns ist auch sonst eine Neigung zu freier, besonders bildlicher Schriftdeutung in dem Commentare entgegneten, welche allem Ansehe nach aus des theuren Verf. zu geringer Anhänglichkeit an das gegebene Schriftwort entsprungen ist.

Wir sind weit entfernt, dem theuren Verf. das Princip zuzuschreiben, daß er dem Texte irgendwie Gewalt anthun oder eine Lieb-

lingsansicht durchführen wollte. Doch wo die Seele von einer Grundansicht beherrscht wird, da äußert dieselbe sehr bemerklich nach allen Richtungen hin ihren Einfluß. So denn auch bei denen, die den Geist über dem Buchstaben vernachlässigen und bei denen, die den Buchstaben zu wenig gelten lassen, weil sie ihn nicht als den Leib der Wahrheit, sondern als ein äußerliches Gefäß, darin dieselbe aufbewahrt wird, als eine Hülle derselben ansehen, welche allenfalls, wenigstens theilweise, weggewonnen werden kann, ohne daß jene uns entsteht. Von unserem Verf. behaupten wir nicht, daß er eine starke Neigung zum Spiritualismus habe, können daher auch nicht erwarten, daß er Proben einer sehr freien, kühn bildlichen Auslegung darbieten werde; allein einigermaßen muß denn doch, wenn die Seelenrichtung vorhanden ist, auch die Aengstung derselben in der Auslegung nachzuweisen seyn. Und so glauben wir es denn auch in dem Commentare gefunden zu haben.

Ist ein Ausleger nicht sehr durch den Buchstaben gebunden, so wird es ihm nahe liegen, was der Text gibt, mit ähnlichem Verstand zu vergleichen und hierin auch wohl einen Schritt zu weit zu gehen. So sehen wir es an, wenn der Verf., indem er Johannes des Täufers und Christi Taufe als dem Wesen nach verschiedene betrachtet, doch von der Kindertaufe auslegt, die heilige Handlung trete darin gleichsam wieder auf die niedrigere Stufe der Johanneischen Taufe zurück, welches ihm gewiß kein Mensch zugeben wird. Es liegt weiter in dem Charakter der freien Auslegung, daß sie gern das speciell Gesagte in größerer Allgemeinheit auffaßt. So kommt es uns vor, als wenn wir doch wohl nicht mit dem Verf. (S. 149.) von des Johannes Predigt der Taufe der Buße, zur Vergebung der Sünden, sagen möchten, was sonst von Alttestamentlichen Gesetzesworten gilt, daß sie die Vergebung der Sünden nicht geben konnte. In der Predigt des Johannes wurde ja alles in Beziehung auf Christus gethan; seine Predigt glich der christlichen; das Himmelreich als nahe herbeigekommen ward verkündigt; die Buße trat nicht als Gesetzeswerk, sondern als notwendiges Erforderniß der durch Gottes Gnade bewirkten dankbaren Nüchtern in Johannes Jüngern in's Daseyn. Leicht geht ferner bei der vorherrschend geistigen Richtung das minder erhabene und ideal Erscheinende unter den Händen des Auslegers in ein dem Anscheine nach Geistigeres über. Dahin müssen wir es rechnen, wenn Matth. 12, 43. 44. (S. 412.) ganz und gar parabolisch aufgefaßt und in dieser wichtigen Belehrung über das Einwirken des bösen Wesens von außen her nicht gehörig den einzelnen Zügen gefolgt, sondern vorzugsweise auf die Ähnlichkeit zwischen Wüsten und dem keine Ruhe gestattenden Bösen, zwischen der Unsauberkeit und dem moralischen Schmutz der Sünde hingewiesen wird. Unserer Meinung nach will die Stelle zur Wachsamkeit nicht gegen das Böse sowohl als vielmehr gegen den Bösen und seine Gehulfen ermuntern, und dieser Zweck wird nur dann vollständig erreicht, wenn wir in der Auslegung den Feind persönlich nachweisen und uns nicht begnügen, die Uebel, die er anrichtet, namhaft zu machen. Geistiger als „Zorn Gottes“ kann ferner eine von allem Zorne freie „Strafgerichtsbarkeit“ Gottes scheinen, wie denn auch unser Verf. (S. 158. Matth. 3, 7.) den Begriff „Zorn Gottes“ gesagt hat. Wir müssen dieses aber für eine viel zu freie Auslegung halten, da das Wort nun einmal nichts Anderes als „Zorn“ bezeichnet, wir auch keine zureichenden Gründe haben, diese Bedeutung als unpassend abzuweisen, vielmehr zugestehen müssen, daß das Festhalten an dem geoffenbarten Begriffe eines „zukünftigen Zornes“, der, wie sich von selbst versteht, nicht anders als göttlich und also rein von Beimischung der Sünde seyn kann, auf unsere Wachsamkeit und geistliche Thätigkeit den heilsamen Einfluß haben muß. Es scheint uns auch der Verf. S. 351. zu Matth. 11, 11. zu viel zu sagen, wenn er „die von Weibern Geborenen“ schlechtlin den „von Gott Geborenen“ entgegenstellt. Mag immerhin, außer in Christo, mit der Geburt von Weibern auch Hinsälligkeit und Unreinheit der Geborenen zusammenhängen, mit der Geburt aus Gott aber ein neues heiligeres Leben beginnen, so glauben wir doch keineswegs, daß der Herr in dem gebrauchten Ausdruck des Johannes Hinsälligkeit und Unreinheit zur Sprache bringen wollte, sondern vielmehr ihn allein als „Menschen“ bezeichnen und ihn unter allen Menschen, die

nach keine Jünger Christi selbst waren, als den Größten darstellen wollte. Die Geburt aus Gott dürfen wir auch dem A. T. nicht fremd erachten (Joh. 3, 10.), wo Gott so Vielen ein neues Herz geschaffen und noch weit Mehrern dasselbe zu geben sich erboten hat. Auch die Neigung, einen mehrfachen Schriftsinn anzunehmen, scheint uns dem Standpunkte, wo wir den Verf. zu finden glauben, angemessen und wir finden davon z. B. S. 304. ein Beispiel, wo Matth. 9, 15. nicht allein von der Trübsal der Jünger, da der Herr von ihnen genommen war, sondern hauptsächlich von dem Wechsel der Zustände des Glaubigen überhaupt, in dessen Innern bald Freude, bald Kummer herrscht, verstanden werden soll. Wie möchte doch, wenn letzteres wäre, die Antwort auf die Frage B. 14. passen? Endlich bringt es die Freiheit bildlicher Schriftdeutung mit sich, daß das individuelle Bewußtseyn ein gewisses Gewicht erhält, wobei das gegebene Wort leicht zu kurz kommt. Dahin rechnen wir es, wenn unser Verf. (S. 296.) den Kern des Glaubens in ein tiefes, inneres Bedürfnis nach Hülfe setzt, ohne so wenig hier als in mehreren anderen Stellen als Hauptsache hervorzuheben, daß die Hülfe nothwendig aus der irgendwie erkennbaren Gotteskraft des Helfers abgeleitet werden muß. Das bloße Hingeben aus blindem Zutrauen ist eine abergläubische Verirrung, und wir sind daher genöthigt, mit dem Glauben allezeit das nöthige Maas von Einsicht in die Art und Weise, wie Jesus ein Helfer ist, vereinigt zu denken. Vielfältig (z. B. S. 392. S. 495.) gebraucht unser Verf. den Ausdruck „christliches Bewußtseyn“, um etwas zu bezeichnen, woran der Christ etwas anderes Gegebenes prüfen und die Wahrheit oder Unrichtigkeit desselben erkennen kann. Diese den Christen zugeschriebene rein innere Wahrheitsregel scheint uns nun eine sehr mißliche Sache zu seyn, und wir können unmöglich derselben Gewicht beilegen, wo es gilt, die Wahrheit zu ermitteln, weil sich auch allerlei Irrthum und Menschenfälschung einschleichen kann. Die Schwierigkeiten z. B., welche (S. 495.) das christliche Bewußtseyn bei Jesu benehmen, Matth. 15, 28., finden soll, legt der Verf. selbst als voreilige Urtheile des Menschenverstandes deutlich genug dar.

7. Endlich hat es uns erscheinen müssen, als wenn unser Verf. von jener Liebe zur Gnosis nicht ganz frei wäre, welche gern in die Tiefen des uns Unzugänglichen eindringt.

Stark ist die Neigung im Menschen, das ihm Verborgene zu erforschen, das halb Verhüllte ganz zu enthüllen. Je mehr Amt und Beruf zur Erkenntniß des Wissenswürdigsten einlabet, desto mehr entwickelt sich dieser natürlichetrieb. Das Wort Gottes läßt demselben einen gewissen Spielraum, insofern es durchforscht, vergleicht, verstanden seyn will. Aber scharf ist die Grenze gezogen, über welche der Mensch nicht hinaus darf, so lange alles über den richtig gebildeten Buchstaben hinausgehende als irriger Menschengedanke betrachtet und als dem Christenthume fremd aus seinem Gebiete entfernt gehalten wird. Sobald aber der buchstäbliche Sinn durch eine scheinbar geistige Deutung der Worte erweitert werden darf, gewinnt die natürliche Neigung zur Gnosis mehr oder minder freien Spielraum. Unser Verf., dessen Entfernung von dem Buchstaben wir überhaupt nicht sehr bedeutend finden, hat natürlich auch nur in geringem Maas der Neigung zur Gnosis nachgegeben.

Diese Neigung finden wir zunächst in denjenigen Aeußerungen, wodurch er beweist, daß er in den Selenzustand biblischer Personen tiefer als in Buchstaben gegeben ist, zu blicken sich verstatet. Wenn von Zacharias und Elisabeth gesagt wird (Luc. 1, 6.), sie waren gerecht vor Gott, wenn es eben so von Simeon (Luc. 2, 25.) heißt, er sey gerecht und gottesfürchtig gewesen, so beschränkt unser Commentar die hier bezeichnete Gerechtigkeit auf die Alttestamentliche Verabstaltung der Gebote, während wir bei letzterem sogar ausdrücklich lesen, daß er auf den Trost Israels wartete und der heilige Geist in ihm war. Es scheint uns aber keineswegs zulässig, den Begriff der Gerechtigkeit selbst im A. T. nur auf die äußere Gesetzeserfüllung zu beschränken, und wir möchten Männern, deren prophetische Gabe die Schrift selbst bezeugt, keineswegs jene höhere Gerechtigkeit aus dem Glauben absprechen, weil das Werk Christi noch nicht vollbracht war. Sie hatten Christum in Hoffnung; ihr Leben ruhte mit dem der Christen bereits auf gleichem Grunde. Wenigstens möchten wir nicht wagen, mit dem Verf. bei einem Neutestamentlichen Schrift-

stiller das Wort *διναος* anders zu nehmen, als es die Jünger in des Herrn Schule zu nehmen gelernt hatten. Noch weniger hat es unseren Beifall, wenn in der Weissagung des Engels an Zacharias (S. 86.) Luc. 1, 15., bei der Verkündigung Maria durch den Engel (S. 95.) Luc. 1, 35., bei der Weissagung des Zacharias, Luc. 1, 67. (S. 109.), der Ausdruck „heiliger Geist“ nur verstanden werden soll in Alttestamentlicher Bedeutung als „Gotteskraft“, wobei ausdrücklich gesagt wird, spätere dogmatische Ansichten von der dritten Person der Gottheit seien hier fern zu halten. Gerecht und billig ist, daß wir es dem heiligen Geiste überlassen, wie weit er die von ihm erleuchteten Personen das Rechte hat erkennen lassen wollen. Noch ist es uns unerklärlich, wie der Verf. vom Schluß der Verapredigt sagen kann (S. 240. zu Matth. 7, 24—27.): „Hier wird nicht der Böse dem Guten entgegengesetzt; denn alle Hörende werden als Wohlwollende gedacht. Abgesehen davon, daß wir nicht anders als böse finden können, was des Herrn Wort nicht thut, möchten wir am wenigsten von Christo den Ausdruck gebrauchen, „er habe Jemand als Wohlwollenden gedacht.“ Dachte er ihn so, so war sein Gedanke auch richtig und der Wohlwollende würde nicht ein solcher seyn können, der gar keinen festen Grund hätte. Auch von der Neigung, in die überirdischen Kräfte forschend einzudringen, finden wir den Verf. verführt. Dohin rechnen wir es, wenn (S. 478.) die Speisung der Fünftausend so erklärt wird, als wenn der Heiland einen beschleunigten Naturprozeß vorgenommen, d. h. vernünftlich in rascher Eile bewirkt habe, was sonst im Laufe der Natur durch Saatk und Erndte zc. geschieht. Aus der Anmerkung scheint dann fast hervorzugehen, daß des Herrn Wunderkraft dem Verf. an den Gang der Natur gesetzmäßig gebunden scheint, der nicht neue Glieder schaffe, sondern alte restaurire, nicht Wein erzeuge, sondern Wasser darin verwandeln. Zu hoch erhebt wohl der Verf. den forschenden Blick, da er das eigentliche Merkmal und Wesen der Dämonisten (z. B. S. 278 ff.) festzustellen suchte. Wir werden uns damit begnügen müssen, ihren krankhaften Zustand für dämonisch zu halten, weil ihn die Schrift dafür erklärt. Wie sich das Eigenthümliche derselben kenntlich gemacht, wodurch sie in ihre Lage gekommen, was von den gegenwärtigen Krankheitserscheinungen mit ihrem Zustande vergleichbar, das vermag Niemand zu ermitteln, das zu wissen ist uns ohne Zweifel weder nöthig noch heilsam. Selbst in des Heilandes und dreieinigen Gottes Wesen tiefer, als vergönnt ist, einzudringen, mußte den Verf. seine geistige Nüchternheit verlassen. So finden wir denn auch (S. 110.) eine Aeußerung über Jesu Entwicklung zu Luc. 2, 33, 34., welche uns jenseit der Grenzen menschlichen Wissens gewonnen zu seyn scheint. Es wird von ihm richtig gesagt, er habe sich in seiner menschlichen Entwicklung in den Gang der menschlichen allgemeinen Lebensentwicklung eingeordnet. Dann heißt es: „Das Ideal, das in ihm schlummerte, entfaltete sich erst allmählig; die Entwicklung Jesu war gleichsam das Erstehen seiner selbst.“ Späterhin (S. 479.) bemerkt er über Jesu Leib bei Gelegenheit des Wandels auf dem Meere, man müsse die Leiblichkeit Christi in ihrer Eigenthümlichkeit auffassen, sich die Verklärung des Herrn nicht entweder bei der Auferstehung oder bei der Himmelfahrt denken, sondern als eine über das ganze Leben des Erlösers ausgebreitete, den Leib des Herrn verklärende und vollendende Thätigkeit des Geistes. Ein durchaus irdischer Leib könne sich nicht von seinem Ursprunge, dem Erbsosse, lösen; daß aber eine höhere Leiblichkeit, geschwängert mit Kräften einer höheren Welt, den irdischen Boden verlassen könne, sey weniger befremdend. Wenn wir hier den Verf. in Hinsicht des Leibes Jesu fast auf dem Wege zum Dualismus finden, so ist uns seine Ansicht von der Entwicklung der Seele des Herrn, als einem Sichelsthefresen, wiederum nicht frei erschienen von dem Herabziehen des Göttlichen in ein Gemeinmenschliches; wir wagen von keiner seiner Lebensstufen zu sagen, das Ideal habe damals in ihm geschlummert, oder er habe sich selbst erstehen müssen. Kühn erscheint uns auch des Verf. Vermuthung (S. 249.), daß in den Berührungen der Kranken und so namentlich in der Handauflegung, Matth. 9, 4., ein die Heilskraft des Herrn leitendes Medium gelegen haben möge, wobei der Magnetismus, als Analogie, obwohl

nur als einer niederen Region entnommen, angezogen wird. Wie vieles Andere läßt sich doch wohl mit eben so viel und wohl mehr Grund vermuthen, weshalb der Herr seine Hülfe mit einer äußeren Handlung eintreten liess, oder in anderen Fällen jede äußere Handlung unterließ! Von der Weissagung, Matth. 12, 40., meint der Verf., man könnte sagen, in solchen (rathselhaft dunkeln) Stellen weissage der Herr von und für sich selbst; denn, fügt er hinzu, wie wohl ohne Zweifel der ganze große Gang seines Werks vor seiner Seele ausgebreitet dalag, als er dasselbe begann mit der Taufe am Jordan, so ist doch wohl nicht unwahrscheinlich, daß die einzelnen, großen Momente darin, namentlich sein Tod mit den Einzelheiten dabei, sich ihm erst allmählig bestimmter, klarer, unmittelbarer vor das menschliche Bewußtseyn stellten. Wir können dieses keineswegs wahrscheinlich finden, erblicken vielmehr in des Herrn Aeußerungen über seine Schicksale, vom ersten Anfange an, die vollständige Einsicht in dieselbe und nur in der Art der Mittheilung eine fortschreitende Deutlichkeit. Gewiß nicht für ihn war es gesagt, sondern für die, die ihn hörten, daß ihnen das Zeichen des Jenas gegeben werden sollte.

So glauben wir nun den Beweis geführt zu haben, daß unser Commentar mannichfache Spuren einer spiritualistischen Behandlung des Schrifttextes darbietet. Unsere Absicht ist erreicht, wenn der verehrte Verf. sich gewissermaßen Dankschuld darüber gibt, ob wir ihm nicht einen wirklich begründeten Mangel nachgewiesen haben. Sein redlicher Wahrheitsinn ist uns Bürg, daß eine solche Untersuchung die erfreulichsten Resultate für seine geeigneten schriftstellerischen Leistungen bringen wird. Bei den Lesern des Commentars wünschen wir auf eine schwache Seite desselben hingewiesen zu haben, um sie vor etwa daraus entspringenden Nachtheilen zu verwahren. Aber tief schmerzen würde es uns, wenn wir irgend Jemand veranlaßt haben sollten, den Commentar ungenessen zu lassen oder gering zu schätzen. Es liegt außer unserem Zwecke, die vortrefflichen Eigenschaften desselben zu entwickeln, deren er so viele besitzt, daß er in der Bibliothek seines Geistlichen fehlen sollte. Ja selbst diejenige Eigenthümlichkeit, welche wir ihm als Fehler anrechnen und nachweisen zu müssen geglaubt haben, hat das Gute gehabt, daß überall dem todtten, starren Wesen entgegengearbeitet und auf ein lebendiges, geistiges Christenthum hingewirkt ist. Dies selbst hat sich durch Benutzung des Commentars nicht nur vielfach belehrt, sondern auch erbaut und zu dem guten Kampfe des Glaubens angeregt gefunden. Darum Dank dem fleißigen Schriftforscher, dem der Herr Gesundheit und gesegneten Fortgang seiner Arbeit verleihe wolle!

*) Obgleich der Herausgeber wohl weiß, daß der vorliegende Aufsatz von Schwächen und Einseitigkeiten nicht frei ist, und obgleich er sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß man ihn nach der beliebigen Manier mit dem hochgeachteten Herausgeber in eine Verlegenheit verwickeln, so wurde er doch durch wichtige Beweggründe geleitet, ihm die Aufnahme zu gewähren. Schon die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes, der, einmal in Anregung gebracht, nun hoffentlich durch eine gründliche und vielseitige Erörterung zu ein helleres Licht gestellt werden wird, forderte ihn dazu auf. Noch mehr aber die Rücksicht auf die Person und Stellung des Verf. Dieser ist kein junger Gelehrter; er ist ein Diener und Verdienster des Wortes in einem praedicatorischen Amte. Gerade von diesem Standpunkte aus betrachtet gewinnt seine Mittheilung ganz besonderes Interesse. Je mehr der academische Theologe mit Schmerz den Saaten einsieht, welchen die Veröberung der Theologie von der Kirche angerichtet hat, desto mehr muß ihn jedes Zeichen einer wiedererwachenden Bewusstseinswirkung beider erfreuen, desto sorgfältiger muß er eben von dorthin kommend, wenn auch nicht ganz den Einseitigkeit freier Debatte beenden, wohl bedenkend, daß auch er nicht unbedingt über dem Zeitzeite steht, welcher jene Veröberung der Theologie von der Kirche, der Gelehrtheit vom Glauben veranlaßt hat, daß er stets neuer und kräftiger Ermahnungen daran bedarf, nicht das ihm und der Gemeinde Gemeinsame, den einfachen und unbedingten Glauben, auch in Bezug auf das Kleinste, durch anderweitige Beschränkungen verbunden zu lassen. Erinnerungen, denen Folge zu leisten so gewiß der gelehrten Thätigkeit nicht nachtheilig sein kann, als der wohlgegründete Glaube und die wohlgegründete gelehrte Forschung nicht anders als freundlich zusammennehmen können. Als eine Stimme aus der Kirche aber den vorliegenden Aufsatz zu betrachten, hält sich der Herausgeber um so mehr für berechtigt, da er nach vielfachen Erfahrungen den Verf. nur als einen solchen betrachtet kann, der als Repräsentant vieler redet. Uebrigens läßt die Eigenthümlichkeit des Aufsatzes nicht, ihn in seiner ganzen Ausdehnung mitzutheilen. Der Herausgeber hat sich daher abzumäßen, wo es unbedenklich des Zusammenhanges, und besonders wo es zum Vortheil des Verf. gesehen konnte, wo die Einseitigkeit gar zu offenbar war, erlaubt. Möchte es dem geliebten und verehrten Freunde des Herausgebers, Herrn Dr. Diefenhausen, selbst gefallen, einen Beitrag zur weiteren Beleuchtung des angeregten Gegenstandes in diesen Blättern niederzulegen! Amn. d. Herausg.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonntag den 17. März.

N^o 22.

Ueber die neuere Behandlung der Geschichte des Alten Testaments.

Der Geist, der in dem Unglauben unserer Tage Wurzel gefaßt und von der Längnung des göttlichen Ursprungs der heiligen Schrift ausgehend, alle Wissenschaften mit giftigem Hauche durchdrungen hat, gibt sich in der Behandlung der Geschichte vornehmlich als ein in zwiefacher Gestalt auftretender zu erkennen. Der gewaltige, großartige, das Verhältniß Gottes zum Menschen thatsächlich und dadurch um so schlagender erweisende Charakter der Geschichte, die nicht sowohl das Weltgericht selbst, als der stets aufgehobene und hinweisende Finger Gottes auf dasselbe genannt werden muß, konnte auf die mit gründlicher Forschung ihr Gebiet Durchwandernden nie seine imponirende Kraft gänzlich verläugnen; eine gewisse natürliche Ehrerbietung und Scheu war, je sorglicher die Behandlung ausfiel, eine um so nothwendige Folge; die heilige Geschichte, insbesondere die in ihr selbst enthaltene Glaubwürdigkeit, ihre nicht selten überraschende Uebereinstimmung mit völlig unabhängigen, reiflich erwogenen Zeugnissen, strahlte nicht selten in dem ihr eigenen Glanze wieder, daß das sonst blinde, das Reich der Natur und der Gnade nicht zu unterscheiden vermögende Auge seinen Beifall nicht versagen konnte, daß nicht selten unfreiwillig abgelegte, die Wahrheit jener bestätigende Geständnisse sich vernehmen ließen. Wir meinen hier die Ergebnisse, die größtentheils Historiker und hier wieder Kenner von Fach zu Tage gefördert haben, deren Unparteilichkeit nur von dem Unwissenden in Zweifel gezogen werden kann, und deren treue Benutzung von dem christlichen Theologen, als Apologeten der geoffenbarten Wahrheit, nur immer mehr gewünscht werden muß, und nennen nur Namen, wie die eines Münter, Heeren, Schloffer. Schlimmer dagegen erging es der heiligen Geschichte in den Händen der Theologen, deren dogmatische Befangenheit, schon durch den häufigen Farbenwechsel und die Verschiedenheit der Art und Weise, wie sie ihre Gaben aushot, hinreichend verrieth, daß bei einem und demselben Mittelpunkt beharrend, nur neue Ausschüßbilder gebraucht wurden, um die offenen Blößen entweder besser zu bedecken, oder das Auge des Zuschauers desto sicherer zu blenden. Die völlig unwissenschaftliche Behandlung, deren sich der

Englische und Französische Deismus, der Bahrdsche Naturalismus erfrechten, bloß auf frivoles Lächerlichmachen der heiligen Erzählungen gerichtet, die undankbare Mühe eines Eichhorn, Paulus und G. L. Bauer, die Bibel natürlich zu erklären, der neuere kühne Versuch eines de Wette, Gesenius und ihrer zahlreichen Nachfolger, die Geschichte überhaupt aus dem A. T. so viel als möglich zu verbannen, und sie entweder als Mythe und Poesie von einem (pseudo-) ästhetischen Standpunkte aus anzusehen, oder als durch mannichfache Interessen, der Priester insbesondere, verunstaltet und daher mit Hülfe einer sogenannten Kritik sorgfältig auf ihren ursprünglichen Gehalt zurückzuführen — alles dies sind nur verschiedenartige Experimente, sämmtlich aus Widerwillen gegen den Buchstaben der heiligen Schrift fließend und die Verdächtigung ihrer Wahrheiten zum Zwecke habend. Es würde unnützer Zeitverlust seyn, die früher gangbaren Behandlungen einer genaueren Revision zu unterwerfen; trotz des damals von ihnen erregten Aufsehens und des vielfach ihnen gewordenen Zuspruchs einer großen Menge, hat die eigene Parthei, so enig sie auch im Princip mit jenen verbunden anzusehen ist, hinlänglich hier gerichtet; — nur die Gegenwart und ihre Verfehrtheiten brauchen Gegenstand unserer polemischen Aufmerksamkeit zu seyn; — wiewohl auch über ihre schon ein Unfern, in ihrer eigenen Mitte erzeugt, zu schweben scheint, der auch diesem Treiben ein Ende zu machen und neue Formen in Bewegung zu setzen drohet.

Während die genannten Theologen, die neuesten nicht ausgenommen, sich größtentheils ein absichtliches oder unabsichtliches Ignoriren der neuen und wichtigen Fortschritte und Resultate der historischen Wissenschaft zu Schulden kommen ließen, und sich dadurch dem gerechten Spotte gründlicher Geschichtsforscher aussetzten, ist es eine der seltsamsten Ausgeburten des Zeitgeistes, einen Professor der Geschichte mit jenen an Unwissenschaftlichkeit wetteifern zu sehen, indem das, was ihm als ein ausgemacht gewonnenes Gut des Nationalismus erschien — der Widerspruch, die gründlichste Widerlegung von der entgegengesetzten Seite kimmert ihn nicht, „weil dasselb schlechtthin das Terrain geistiger Ungereimtheiten gelegen ist“ — bis zur ekelhaftesten Verzerrung verfolgt und ausgeführt, und das Ganze, um doch auch etwas Neues vorzubringen, und einige wissenschaftliche Glitter

zu zeigen, mit größtentheils der neueren speculativen Philosophie abgeborgten Phrasen ausgestattet ist. Es sind Leos Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates (Berlin, 1828), die wir meinen — ein Buch, das wohl nur durch die Huldigung, die dem Zeitgeiste und seinen Koryphäen darin erwiesen wird, den Beifall derselben sich hat erringen können. So arg mag es selten mit diesem Zweige des Götendienstes getrieben worden seyn, als es hier geschieht, und wie zu Jeremias Zeit, so erschallt auch hier das Geschrei: „Die Priester können nicht irren im Gesetz, und die Weisen können nicht fehlen mit Rathen, und die (falschen) Propheten können nicht unrecht lehren“ (Jer. 18, 18.). „Von der Entdeckung zweier durch die gründlichste Kenntniß der Hebräischen Sprache, wie durch kritischen Geist höchst ausgezeichneten Männer, Vater's und de Wette's, über den Ursprung und Gehalt des Pentateuchs an“ — so heißt es S. 6. — „datirt eine neue Epoche der Alttestamentlichen Kritik. Vater's Commentar und de Wette's Beiträge — legten die Fundamente dieser neuen Kritik, und letzterer führte auf diesen Fundamenten zum Theil auch schon das neue Gebäude auf — und um das Gebäude zu vollenden, bedurfte es nur des Hinzutretens eines so tiefen Sprachforschers, wie Gesenius, der die Wissenschaft der Hebräischen Sprache mit so ausgezeichneten Werken bereichert hat, daß im Augenblick keine andere Sprache sich in dieser Hinsicht mit der Alttestamentlichen messen kann. Gesenius Geschichte der Hebräischen Sprache wird zu allen Zeiten eine Hauptgrundlage der auf das A. N. angewandten höheren Kritik bleiben.“) — Wie lächerlich aber auch immerhin dem Sachkundigen diese pomphafte Sprache erscheinen mag, so sehr muß doch in dem Christen das Gefühl des Abscheus vor der Sünde und des Mitleids mit dem Zustande des Unglaubens lebendig erregt werden, wenn er auf den selten so kraß, so in seiner nackten Blöße hervortretenden Haß gegen das theure Gnadengeschenk des lebendigen Gottes, sein heiliges Wort, sieht, wie er in diesem Buche sich kund gibt. Wir wollen das so systematisch als möglich ausgesponnene Gewebe in seinen Grundfäden unseren Lesern, ehe wir Einzelheiten beleuchten, vorführen, und es wird auch hier sich ergeben, daß, wo die wahre Einheit in der heiligen Geschichte, die nur in dem durchgreifenden Heilsplane Gottes in seiner Vorbereitung und Erfüllung gefunden und erkannt werden kann, irgendwie aus den Augen gesetzt ist, nur so Zusammenhang in dieselbe gebracht werden kann, daß man, wie es die Pharisäer bei dem Herrn machten (Matth. 9, 34., 11, 24.), dem Teufel zuschreibt, was von Gott kommt, und die Mächte der Hölle da plannäßig geschäftig in der unseligsten Verblendung erblickt, wo der Fürst des Heeres Jehova's und seine Engel in dem Reiche arbeiten, das die Teufel-

austreiben, und die Erde voll machen soll von der Ehre des Herrn.

Die Geschichte des jüdischen Staates — beginnt unser Verfasser, — die mit Unrecht als ausschließliche Domäne des Theologen betrachtet wird, verdient in politischer Hinsicht eine genauere Beachtung, als ihr bisher zu Theil geworden; — ausgezeichnet vor allen anderen Völkern der Welt steht das jüdische Volk dadurch da, daß es einen wahrhaft zerfressenden und auflösenden Verstand besitz, den noch der jetzige gemeine Schacherjude bekrundet, — vermöge dieser Eigenschaft mußten nothwendig, weil im Alterthum die Gegensätze überhaupt abstracter und reiner sich gegenüber traten, die Juden so wie sie dadurch am zähesten die Einheit des göttlichen Wesens, einen abstracten Monothismus behaupteten, so auch einen von lauter Abstraction seine Fundamente erhaltenden Staat bilden; ein solcher ist die Hierarchie; das Volk aber, dessen Glieder so eminente Verstandesmenschen waren, als die Juden, mußte auch in dieser Form alle andere Völker an Consequenz, Härte und Unmenslichkeit übertreffen; an diesem Staate ist der Charakter, die Entwidelung und der endliche Untergang aller Hierarchien aufs Klarste vorgezeichnet; die Geschichte kann daran ein Beispiel nehmen, wie ein Volk nicht seyn soll, ja, es scheint die Absicht des Weltgeistes gewesen zu seyn, an dem jüdischen Volke zu zeigen, wie ein Volk nicht leben soll. Die Hierarchie, und somit auch die jüdische, ist, weil ihr Princip nicht die milde vergehende, liebende Gottheit ist, sondern der abstracte Gedanke der Gottheit, schneidend consequent, gefühllos, fanatisch, und wie die Terroristen aller Zeiten auf ein Haar einander gleichen, so sind auch das Verfahren der Hierarchie und die Revolutionstheorie innig verwandt — der abstracte Ausgangspunkt bei den Pharisäern heißt Gott, bei Robespierre Zugend; die Consequenz Robespierre's ist nur die Consequenz jeder Hierarchie (S. 57.). — So die Theorie des Verf. im Allgemeinen, zu deren Ausführung, um würdig zu vollenden, nur noch der Beweis als Schluß gehört, wie vor der Vernunft die Hierarchie gerechtfertigt dasthe — sie ist mit aller Strenge und Starheit nothwendig, um den rohen natürlichen Zustand der Völker zu brechen, dem Katholicismus als Hierarchie allein verdanken wir es, daß die heidnische Germanische Natur gebrochen ist, demselben die Freiheit des Protestantismus; dem Pharisäismus allein das Christenthum (S. 62.).

Wir sind weit entfernt, den Verf. durch Aufdeckung des tiefsten sittlich-religiösen Gehaltes in der theocratischen Verfassung, und durch die Verweisung auf des Herrn Auslegung der Gebote Gottes weitausläufig zu widerlegen — wir halten es vielmehr für eine ganz notwendige Folge aus dem Abfall von Gott und dem natürlichen Verderben des Menschen (wiewohl darum keineswegs für vernünftig), die göttlichen Anstalten, wenn sie nicht für das, was sie sind, angehen werden, für Betrug und Lug erklären zu müssen, und wissen, daß wer Christo nicht glaubet, auch an Moses nimmermehr glauben kann. Es ist aber in der That empörend, zu sehen, wohin die Anwendung jener Theorie auf die theocratischen Einrichtungen führt. Wir heben nur eines heraus, um zu zeigen, wie selbst das Heiligste hier dem schändlichsten Zwecke dienen muß. Auch die Abgötterei ist dem Verf. nur ein politisches, äußerliches Vergehen gegen das (Pseudo-) Staats-Oberhaupt Israels, Jehovab. „Uns“ — heißt es S. 49. — „wird Abgötterei erscheinen als eine Verletzung der Achtung, die man der ganzen Bildung fet-

*) Siccini nihil quidquam — sagt bei Anführung dieser Stelle Professor Kleinert in seinem unlängst erschienenen Programm: Observat. ad difficiliora libri Jesaiani loca fascic. 1. Dorpat 1831. p. 5. — de Hermannis, nihil de Lobeckii, nihil de Reisigiis etc. ad illius, qui haec scriberet, aures pervenerat? Ac si forte eorum, qui Graeci sermonis legibus dilucidandis operam navaunt, scripta minus curasse suo quodam jure videri posset promptissimus iste hebraearum litterarum iudex (quanquam tum ne debebat quidem ita audacter loqui): quo tandem animo Ewaldii quoque grammaticam hebraeam ab eo neglectam perferemus? Nullane ergo ratione aut attentione dignus videbatur, qui magistris placitis obloqui haud raro esset ausus? — Man vgl. auch das Urtheil Winer's, Gr. d. N. L., Vorr. S. XII. 3te Ausg.

ner Zeit schuldig ist, wir würden ihrer Niemanden für fähig halten, der nicht wahnsinnig ist." O! Schade doch, daß unser Katechismus dies Gebot noch enthält! Schade, daß Luther noch seine Erläuterung hinzufügte, und nicht bedachte, daß Alle, die nicht Gott über alle Dinge fürchteten, liebten und vertrauten, in's Irrenhaus zu sperren seyen! Doch man höre die weitere Folgerung aus den Prämissen, die Entschuldigung der Abgötterei unter den Juden. — „Selbst der beste politische Zustand wird einzelnen Individuen drückend, ja unerträglich; da aber dieser ganze Priesterstaat von Gott seyn sollte, blieb dem Unzufriedenen nur die Wahl, entweder indolent sich in sein Schicksal zu fügen, oder sich von jenem weltlich berechneten Jubengott loszusagen." — Wer wird sich wundern, nach solchen Erklärungen, das Reich Ephraim, das den Bund Gottes nicht hieß, und nicht in seinem Gesetz wandeln wollte, sondern seiner Thaten und Wunder vergaß (Ps. 78, 9 ff.), als ein Land der Glaubensfreiheit gepriesen (S. 158.) und die gegen den Gögendienst und für die Ehre Gottes eifernden Propheten eine Parthei zäher Fanatiker, durch welche alle Versuche der Regierung, eine feste Ordnung zu gründen, vereitelt werden (S. 169.), gescholten zu hören? —

Wenn wir das Buch weiter verfolgen, so stoßen wir zuerst von S. 63 ff. an auf eine historische Entwicklung der Hierarchie, in der dann das gewöhnliche Gerede von der Nichtbeachtung des Mosaischen Gesetzes rückichtlich des Cultus größtentheils im Auszuge aus de Wette's Beiträgen vorgetragen wird. Nicht selten verräth indeß der Verf., daß seine ganze Einsicht auf nichts Anderem als einem flüchtigen Durchlesen dieses Buches beruhe, und es kann an groben Mißverständnissen nicht fehlen. So lesen wir S. 64 ff., daß in der Zeit der Richter Gottesdienst und Gerichte in sehr engem Zusammenhange gestanden, und daß von der Sitte, Gerichte bei den Altären der Gottheit zu halten, sich die Redeweise hereschreibe, das Gericht Elohim zu nennen. Merkwürdiger Weise kommt aber die Redensart: vor Gott treten (d. h. vor das Gericht, als Gottes Stellvertreter) in dem Buche der Richter gar nicht, sondern nur 2 Mos. 21, 6., 22, 7. 8. vor, und grade 5 Mos. 19, 17., und dennoch sieht der Verf. diese Sitte als ein Zeichen der ursprünglichen Einfachheit, des natürlichen Zusammenhanges zwischen dem Rechtssprechen und Gottesdienste an, und legt so ein unfreiwilliges Zeugniß für das gemißhandelte Deuteronomium ab! Ferner ebendasselbst heißt es, es habe Jedem frei gestanden, seine Opfer selbst zu vollbringen an jedem beliebigen Orte, und dafür angeführt Richt. 6, 24., aber geschah dies nicht bei der außerordentlichen Veranlassung auf ausdrücklichen Befehl Gottes (B. 20.), und spricht nicht dies grade gegen unseren Verf., sofern es eben eines solchen ausdrücklichen Befehls bedurfte, der, gesetzt selbst einmal, er wäre bloße Fiction des Verf., doch für seine Kenntniß des Mosaischen Gebotes hinreichend zeugt? Richt. 13, 19., die analogste Parallele für unsere Stelle scheint unser Verf. gar nicht zu kennen. Ebendasselbst lesen wir noch, daß Richt. 20, 28. Aarons Enkel Pinehas erwähnt werde als Priester — aber die Priesterkaste bestand ja zu seiner Zeit nicht! Was ist zu thun? Entweder ist diese Notiz ein späteres Einschleichen, Levitischen Ursprungs, — und dann hat sie gar keinen Werth — der Verf. hatte nämlich bloß diesen Vers gelesen und nicht gesehen, daß er auf's Innigste mit dem Ganzen zusammenhängt — oder es muß die erzählte Begebenheit kurz nach der Eroberung Palästinas durch Josua fallen — in der That gehört aber die Geschichte schon vom 17ten Capitel an,

wie Niemand bezweifeln kann, in jene frühere Zeit (vgl. Jos. 19, 47.) — aber dann bleibt eine Lücke für die Geschichte des Priesterthums wenigstens zweihundert Jahre lang bis kurz vor der Geburt Samuels — gewiß, aber beweiset nicht das hohepriesterliche Amt, das Eli, der von Aaron abstammte, bekleidete, um andere Zeugnisse zu übergehen, grade die Erhaltung dieser Würde beim Geschlechte Aarons? Kaum glaublich ist es, daß es dem Verfasser Ernst sey, wenn er nun gar (S. 66.), um das der Theorie von der Unbekanntheit mit dem Mosaischen Ritual allerdings den Todesstoß beibringende Zeugniß 1 Sam. 2, 27. zu entkräften, sich, aller Eregese Lohn sprechend, die Verdrehung der Worte zu Schulden kommen läßt, der Verf. habe, im Widerspruch mit der Mosaischen Urkunde, die Einsetzung des Priesterthums nach Egypten verlegt, und wisse nichts von dieser Einsetzung auf dem Zuge aus Egypten. Welch eine alle Geschichte in's Angesicht schlagende Behauptung ist es endlich (S. 69.), der Ausspruch: eine solche Verfassung (wie die Hierarchie) könne von selbst, ohne Eingreifen einer größeren Macht, in Verfall kommen, sey, vom politischen Standpunkte aus betrachtet, purer Unsinn, und dies sey daher auch auf die Zeit der Richter anzuwenden. Wußte Herr Leo denn wirklich nichts von der Zerrüttung des ganzen Lebens, die in dieser Periode in Israel alle Verhältnisse ergriffen hatte? Die einzige Reaction gegen diese Verfassungsform soll nach Herrn Leo das Bekämpfen des Principes dieser Verfassungen selbst seyn — und geschah dies nicht in jener Periode, wo selbst die am meisten hervorglänzenden und an Gott festhaltenden Männer dennoch nicht den Einfluß des Heidenthums und des Gögendienstes, der unstreitig feindseligsten Bekämpfung jenes Principes, zu verlängern vermögten?

Wir wollen, um unsere Leser mit Aufzählung dieser Remonemens nicht zu ermüden, nur noch einige Beispiele beibringen, die für die Unfähigkeit des Verf., die ihm im hohen Grade fremde alte Geschichte überhaupt zu behandeln, glänzende Belege enthalten. S. 100. lesen wir, daß die Einrichtung Pharaos rückichtlich der Leibeigenschaft der Egypter, wobei nur der Priesterstand verschont blieb, „offenbar später von den Leviten eingefügt, und zwar als Anfangspunkt ihres ganzen Systems hingestellt sey.“ Also wußte der Verf., ein Professor der Geschichte, wirklich nicht aus seinem Herodot, daß die Egyptischen Priester frei von allen Abgaben zeitlebens blieben, daß ihre Aecker und Ländereien ihnen und ihren Familien zum unveräußerlichen Lebensunterhalte angewiesen waren u. s. w. (s. Rosenmüller's Handb. d. bibl. Alterthumsk. III., S. 336 ff.)? Vom Manethon kennt unser Verf. (S. 107.) nur die Namensverzeichnisse bei Eusebius und Julius Africanus, die wichtigsten Fragmente bei Josephus c. Ap. übergeht er ganz, da doch Schloffer (universalhist. Uebers. d. alten Gesch. I., S. 202 ff.) schon ein besseres Beispiel in ihrer Benützung gegeben hatte. Ebendasselbst heißt es: „Wir treten hier (zur Zeit Hoses, des Königs von Israel) zuerst mit Egypten in Verbindung auf historischem Boden; denn, was die heiligen Schriften aus früheren Zeiten von diesem Lande erzählen, ist mythisch und durchaus fragmentarisch, daß sich ein einigermaßen festes Bild von diesen früheren Zeiten nicht gewinnen läßt.“ Anders ersieht es einem Heeren (Ideen, Th. H. Abth. 2.), dessen größtentheils auf die Hebräischen Urkunden gestützte meisterhafte Darstellung, so wie Schloffer's Behandlung (a. a. D. S. 200 ff.), den Verf. doch eines Besseren hätten belehren sollen; vgl. auch Rosenmüller a. a. D. Historische Combinationen rückichtlich der

Assyrischen und Babylonischen Geschichte, auch die bekanntesten Notizen, fehlen gänzlich; und trotz dem, daß nur das Allerbeste beigebracht ist, stößt man auf völlig verfehlte Darstellungen, wie S. 181. über die Eroberungen Nechos II. Der wichtige, den Historiker so vielfach beschäftigende Umstand, welches die Beweggründe des Cyrus zur Rückkehr der Juden waren, wird mit folgenden zwei Zeilen, deren sich der Anfänger in der Geschichte schämen müßte, abgefertigt: „Cyrus hatte kein Interesse, sie im Innern Asiens festzuhalten, und wie er sich überall als milden Herrscher (!) zeigte, so auch hier“ (S. 185.).

Doch genug hievon! Trauriges Zeichen der Zeit, wo solche Verstöbe ungerügt hingehen dürfen, traurig für die Wissenschaft, die dergleichen Arbeiten trotz der Wichtigkeit und Heiligkeit ihres Gegenstandes hervorbringt! Freilich würden bei näherer Betrachtung selbst die rationalistischen Kritiker mit dem Verf. zürnen, wenn sie vor den Blößen, die er in der Eifertigkeit seiner Arbeit gegeben hat, nicht aus Liebe zu dem Unternehmen an sich, die Glaubwürdigkeit der Bibel anzutasten, das Auge zudrücken. So heißt es z. B. S. 90., die Sprache des Buches der Richter sey identisch mit der in den Büchern Moses sowohl als in den Büchern der Könige (vgl. dagegen de Wette, Einl. S. 173 und 175.), so finden sich in den Zusätzen und Verbesserungen (Vorr. S. VI.) eine Anzahl Verbesserungen, die hinfänglich zeigen, daß der Verf. bei dem Niederschreiben seines Buches weder von der Abfassung der Bücher Esra und Nehemia nach dem neueren Jersückerlunssystem des Nationalismus, ja nicht einmal von der angefochtenen Aechtheit des Buches Daniel Kunde hatte! —

Einen unerfreulichen Eindruck eines, wiewohl nicht bis zu diesem Grade gesteigerten, ungründlichen Verfahrens der rationalistischen Geschichtsforschung hat uns auch das unlängst erschienene Schriftchen: Der Untergang des Reiches Juda; ein historisch-kritischer Versuch von J. E. S. Schmeidler (Breslau 1831) gemacht. Zwar soll nach dem vom Consistorial-Rath Wachler verfaßten Vorworte (S. IX.) die Arbeit sich zu einem geschichtlichen Erbauungsbuche gestaltet haben; doch gestehen wir, daß wir dazu weder die Arbeit selbst geeignet gefunden haben, noch diesen Zweck mit der auf dem Titel angekündigten „historisch-kritischen“ Untersuchung hinreichend vereinbar finden können. Allerdings wird der Sachkundige die Ansprüche, die er diesem Titel zufolge an die Arbeit machen wird, keineswegs befriedigt nennen dürfen, — es mangelt besonders an einer nur irgendwie sichtbaren Benützung gelehrter Apparate, und wohl größtentheils ein hieraus fließendes Erzeugniß sind die oberflächlichen Erörterungen z. B. über die Einnahme Palästinas durch den Pharao Necho (S. 56 ff.), über die Chronologie rücksichtlich des Erils (S. 102 ff.) u. a.; — indes wollen wir nicht verkennen das wenn gleich sparsame Gute, was auch diese Schrift enthält, sofern sie einmal eine besondere Aufmerksamkeit einem so wichtigen als bisher vernachlässigten Gegenstande zuwandte, und sodann wirklich dem in der Vorrede S. VI. ausgesprochenen Endzwecke, die Wichtigkeit der Zeugnisse der Propheten für die Geschichte darzuthun, ziemlich nachkommt, und nament-

lich rücksichtlich der Anordnung und Benützung des Jeremias manches Gute leistet.

(Fortsetzung folgt später.)

Nachrichten.

(Paris.) Das vor Kurzem in Paris erschienene Livre des Cent-et-un enthält im 2ten Bande S. 108. einen Aufsatz: L'Abbé Châtel et son église, von Jules Janin, der einen wahrhaft schauerhaften Blick in die Irreligiösität der herrschenden Parthei Frankreichs thun läßt. Mit glänzender Diction und Schilderungsgabe, zugleich aber großer Gedankenleere und einer an das Diabolische grenzenden Schamlosigkeit sucht der Verf. zu zeigen, wie der Katholicismus — oder, was ihm damit gleichbedeutend ist, das Christenthum — mit den Bourbonen der älteren Linie gefallen sey, ohne auch nur Einen Märtyrer aufweisen zu können. „So starke Republikaner wir auch sind, so passen wir doch noch besser für die monarchischen, als die religiösen Lehren; wir waren darum so eifrig bemüht, den Thron umzustürzen, weil er im Heiligthum der Religion seine Zuflucht suchte. Das Volk griff den Altar nur an, weil dieser ein Thron seyn wollte; da die eine oder die andere dieser Mächte vernichtet war, fühlte das Volk seine Wuth gestillt. Der zu Rheims geweihte König wird aus seiner Hauptstadt vertrieben, eine zweite Revolution nimmt Frankreich in Besitz, und diesmal, als drei Könige abziehen (ein Kind und zwei Greise, drei Kinder!) wird kein Priester verbannt, kein Altar zerstört, keine Kirche geschlossen! Das Christenthum muß alles zugleich missen, selbst die Verfolgungen! Die Kirche von Paris hatte nur einen Augenblick die Hoffnung, seit der traurigen Verbannung der Könige, und dies war an dem Tage, als die Kirche St. Germain l'Auxerrois verwißt, und der erzbischöfliche Palast zerstört wurde. Das war eine schöne Gelegenheit für Seelen, die begierig waren, öffentlich ihren Glauben zu bekennen, selbst durch das Martyrertum! Man begann ja in der Stadt, wo bisher Niemand ein Wort von Religion gesprochen hatte, selbst um sie zu lästern, nun ernstlich sich damit zu beschäftigen! Leider dauerte aber die Wuth des Volks nicht lange; nachdem die Kirche verwißt war, ließ das Volk sie fahren, wie ein Kind sein Spielzeug wegwirft. Nachdem sie nun geschlossen ist, diese alte Kirche, die Pfarrkirche so vieler Könige und Christen, hat Niemand ihre Wiedereröffnung verlangt. Niemand geht hin sie zu besehen, nicht einmal, wie man sich eine Dummie beliebt; Niemand, nicht einmal die, welche an ihren Altären eine glückliche Ehe geschlossen haben, deren Vorfahren unter ihrem zerstörten Fußboden schlafen.“ — Nach weiterer Ausmalung dieses Gedankens ergießt der Verf. seine beißende Satire über die jämmerliche Parodie Luthers, die der Abbé Châtel spielte. „Die Elenden wollten Luther parodiren; Luther, diese brennende, auf einen Haufen Stroh geworfene Fackel! Als Luther kam, war ganz Europa glänzend; die Heiligen standen auf ihren Altären, die Jungfrau ward mit gefalteten Händen angebetet, der Vatican lehnte sich auf den Thron der Könige; da war es groß und schön für einen armen Deutschen Mönch, barfuß und ohne Hemde, mit seiner Reformation zwischen diese enge Vereinigung aller Gewalten zu treten. Luther, der Altäre umstürzt, Kathedralen erschüttert und allein gegen die Blitze des Vatican ankämpft, das ist mein Heiliger! Heilig durch Wort und Selbstverlaugnung, heilig durch den Muth, heilig durch Einsicht und Genie, heilig durch die Empörung!“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 21. März.

№ 23.

Die alte Lehre der Evangelischen Kirche und die neue Orthodorie.

(Fortsetzung.)

Wir fahren zunächst fort, unsere neuorthodoxen und rationalistischen Gegner noch weiter zu fragen, welchen Nuancen unserer Geistesrichtung sie etwas Mystisches zuschreiben.

Ist es der unbiblische Augustinismus in der Lehre von der Sünde, dessen sie uns bezüchtigen, welchen sie mit dem Namen Mysticismus bezeichnen? — Was wäre denn aber für Grund vorhanden, unseren kirchlichen Augustinismus hinsichtlich des Haltens von der Sünde mystisch zu nennen, dagegen für ihren entschieden unkirchlichen Augustinismus in der Lehre vom Glauben — wir kommen nachher auf diesen Punkt noch besonders — durchaus innerhalb der Schranken des Nichtmystischen ein Myst zu fordern? Ist denn etwa Augustinus in alle dem, worin wir ihn beistimmen und weil wir dies thun, mystisch, dagegen in alle dem, worin sie ihn zum Vorgänger haben, und weil sie darin einzig mit ihm sind, keineswegs mystisch? — Oder verstehen unsere Gegner unter Mysticismus dasselbe, was Heinrich in seinem Buche: Geschichte und Kritik des Mysticismus 1c.? Gehen sie deshalb so ernstlich wider die mystische Richtung an, weil sie in ihr die Regsamkeit des sündlichen Herzens sehen, nach welcher dasselbe eigenliebig, selbstisch und hoffärtig nach Gemeinschaft mit dem höchsten Gute trachtet? Des müßten wir uns billig freuen. Denn wir bekennen es ja offen, daß wir für die gefährlichsten Elemente, die in dem Innern des Menschen leicht eine furchtbare Macht gewinnen, die natürliche Eigenliebe, Selbstsucht und Hoffarth des Herzens halten. Wir können aber keine Spuren nachweisen, die uns auf diesen Ursprung des Eifers unserer Gegner wider dasjenige hinweisen, was sie bei uns Mysticismus zu nennen belieben. — Es muß uns endlich bei dem Gerede der Rationalisten und Neuorthodoxen, nach welchem sie stets irgend etwas als mystisch bei uns zu tadeln finden, manchmal bedünken, als wüßten sie, wenigstens zum Theile, nicht ein Wortlein davon, daß selbst das System, auf welches sie doch provociren, zwischen einer wahren und falschen Mystik unterscheidet, und daß selbst Theologen, wie Nötsfel und Reinhard, der

wahren Mystik das Wort reden, *) wogegen sie die falsche als vorhanden auch insonderheit in derjenigen Geistesrichtung bezeichnen, die gegenwärtig grade bei den neuorthodoxen Gegnern der Mystik eine sehr gewöhnliche ist, da sich nämlich ihrer Viele als das höchste Gut in reiner Liebe umfassende Heilige ansehen, an denen höchstens nur wenige unbedeutende Flecken zu finden seyen, und auf die daher der Mahnruf zu ernstlicher Buße und Heiligung und zu immer neuem Kampfe gegen die lockende Sünde keine Anwendung mehr erleide. (Sie werden von Tage zu Tage aufrichtiger und inniger „in der Buße?“ fragt jener oben-gedachte Censor. „Das wäre ja schlimm, wenn der Gläubige so tief aus der Gnade fiele.“) Hiernach kehrte sich denn also das Verhältniß um. Die uns Altevangelische Christen jetzt ohne Grund Mystiker schelten, wären mit Grunde sehr schlimm irrende Mystiker zu nennen!

Doch davon bis hierher. Unbefangene Leser werden leicht zugestehen, daß diese bisherige Abschweifung uns gleichwohl dem uns gesteckten Ziele näher gebracht hat, und wer irgend sehen will, dem wird es, ohne unser weiteres Bemühen, klar genug sehn: Im formalen Principe sind die Neuorthodoxen mit der alten Evangelischen Kirche nicht in Uebereinstimmung, wie breist sie diese auch ansprechen mögen. Ihre Beurtheilung, Auslegung und Anwendung der Schrift ist von subjectiver Willkühr, von der oberherrlichen Entscheidung ihrer sogenannten gesunden Vernunft abhängig, und weil wir dies aus guten Gründen nicht gut heißen mögen, darum sind wir ihnen Vernunftthaffer und Mystiker. Hingegen die aus dem Begriffe der Evangelischen Kirche nothwendig hervorgehende Beurtheilung, Auslegung und Anwendung der Schrift perhorresciren sie als unverträglich mit ihrer Glaubensstellung.

Sollten wir denn nun zweitens hinsichtlich des materialen Princips ihren Zwiespalt mit der Altevangelischen

*) Wahre Mystik ist, nach Reinhard's Ansicht, das Product der aufgeklärtesten Vernunft und eines durchaus berichtigten Gefühls, und sie gehört zu den sublimsten Vorzügen des menschlichen Geistes; sie ist der wahre Berührungspunkt mit dem Unendlichen und Unsichtbaren. S. Völig, Reinhard's Lebensbeschreibung, 2ter Bd. S. 221.

nen stehen." — Eine solche Sprache stimmt allerdings mit der gemäßen Lehre der Evangelischen Kirche. —

2. Es steht aber mit dieser gerügten Abweichung der Neuorthodoxen von der alten Evangelischen Kirchenlehre im genaueren Zusammenhange ihre arge Begriffsverwirrung über den rechtfertigenden Glauben. Man sehe z. B. bei Winter nach; auch er lehrt die durch den Glauben erfolgende Rechtfertigung. Aber, was versteht er doch unter diesem Glauben? Man lese in der Schullehrerbibel seine Erläuterung von Röm. 3, 28. „Der Mensch,“ sagt er, „wird Gott wohlgefällig nicht durch die Beobachtung der von Moses vorgeschriebenen Gebräuche, sondern nur der Glaube an Jesus, d. h. (nach dem Vorhergehenden bei B. 26.) der bei einem kindlichen Vertrauen auf Jesu Wort, Beispiel und Tod entstehende Entschluß, dem ersten zu gehorchen, dem zweiten nachzufolgen, und die gewisse Zuversicht, daß unsere Besserung nicht vergeblich sey, daß uns Gott unsere früheren Sünden vergeben wolle, rettet den Menschen.“ „Es ist also,“ fährt er fort, „hier nicht gesagt, die Tugend könne den Menschen Gott nicht wohlgefällig machen. Sie kann's, sie soll's. Nur muß die Christentugend aus dem Glauben an Jesus und seine Lehre hervorgehen.“ Das ist ja aber offenbar nicht einmal die *fides formata* der Scholastiker und des Tridentinischen Concils, nicht einmal der Glaube in synekdochischer Bedeutung, in welchem alle anderen Tugenden als mit eingeschlossen gedacht werden. So können wir auch aus den gedruckten Predigten gar mancher zu dieser Zeit stimmführenden Geistlichen unter der Zahl derjenigen, die augenscheinlich für kirchlich-rechtgläubig wollen gehalten seyn, den Nachweis liefern, daß man sich nicht scheuet, als im ächten Geiste der Evangelischen Kirche vorzutragen, „zwar nicht von unseren Werken, aber von einer kindlichen Gesinnung mache Gott seine Gnade abhängig.“ Vergleichen wir mit solchen Äußerungen der neuorthodoxen Prediger die vom Dr. Schulz in seiner die kirchliche Rechtfertigungslehre betreffenden Schrift: Was heißt Glauben, und wer sind die Ungläubigen? aufgestellte Behauptung, daß der Bibellehre zufolge, unter „dem ächten Gottesglauben, durch den man vor Gott als fromm und gut, nach hergebrachter Redeweise als gerechtfertigt, erscheine, die gotteswürdige Gesinnung, der reine, gute Wille, verbunden mit unwandelbar raslosem Streben nach Gottähnlichkeit“ zu verstehen sey, so sehen wir leicht, es haben jene Neuorthodoxen und Herr Dr. Schulz denselben Begriff von dem Glauben, der nach der Schriftsprache gerecht mache, nur mit dem Unterschiede, daß jenen ersteren wird dieser Begriff stillschweigend als der Evangelisch-kirchliche vorausgesetzt, dagegen von dem letzteren wird ausdrücklich, eben in der gedachten Schrift, nur erst ein exegetischer Versuch „gemacht gegen die Macht einer durch lange Gewohnheit geheiligten, in den herrschenden Sprachgebrauch aufgenommenen Tradition,“ diesem jetzt beliebten Glaubensbegriffe, auf den Grund der Schrift, die Rechte zu vindiciren, welche in Folge der vorgebliebenen, alten Sprachverwirrung,“ der von uns beharrlich festgehaltene Glaubensbegriff der Reformatoren durch Jahrhunderte ungebührlich behauptet habe.

Siehe oben, obgleich in (Schluß folgt) nach dem Text, so ist es doch nicht möglich, die Sache anders zu machen.

M a c h r i c h t e n .

(Paris.) (Schluß.) Damit vergleicht er den Abbé Châtel. „Vergeblich bot er die Sacramente umsonst aus; man mochte sie auch umsonst nicht haben. Die zum Heidenthum prädestinirten Kinder blieben Heiden, ungeachtet der umsonst angebotenen Taufe; die Todten selbst, die ohne letzte Selung gestorben waren, gingen in eben so steter Ruhe vor der Bude des Abbé Châtel vorüber, wie sonst vor einer katholischen Kirche.“ Nun beschreibt er, wie man in den ersten Tagen nach ihrer Gründung sich zu dieser Kirche hingefunden habe. „Erfundigte man sich beim Portier nach der Wohnung des neuen Gottes, so wies er mit gleichgültiger Miene und als hätte er nicht Lust zu sprechen, nach dem neuen Vatican, grade wie nach der Wohnung eines Miethers, der seine Miete nicht bezahlt hat. Nun stieg man eine steile, gewundene Treppe hinauf. Oft kam man an eine falsche Thür, und eine Dame erschien mit verdrießlichem Gesicht: „„Mein Herr, das ist hier nicht!““ Endlich stieg man und stieg, und stand vor der Thür des Tempels, man zog eine Klinkel mit schmutzigen Bänder, die Thür that sich auf, und man war in dem Heiligtum.“ Bald nachher habe er sich nach einem besseren Local umgesehen; habe im Bazar der Straße St. Honoré sich eingemietet, und wie Christus die Wechler aus dem Tempel gejagt, so habe er noch mehr gethan, und sie selbst vom Bazar vertrieben, freilich vermöge des Miethgelbes. Hier hielt er nun die schöne Seelenmesse für die Polen; aber vergebens wäre es gewesen, ihm in's Gesicht zu rufen: Du liest, abtrünniger Priester! so völlig kalt und gleichgültig war ohnehin schon Alles. „Du leichtsinnes, neugieriges, bewegliches Volk! Es stellt sich auf der Straße nach dem Meere in Reihen auf, um erst den Kaiser in Ketten, dann den Kaiser hinter seinen Adlern, dann den Kaiser wieder gefangen, und dreimal entthronte und gekrönte Könige durchziehen zu sehen; das Volk ist ganz in den Anblick verloren, der nachgrade für uns schon zu einformig ist. Nimm ihm seinen König, so bietet es dem ersten Vorübergehenden den leeren Thron an. Nimm ihm seinen Gott, so bietet es dem ersten Schematiker die verlassene Kirche an; Jesus Christus zieht von dannen, thut Muhammed die Thore auf, so will es das Volk! Komm, Muhammed, wenn du willst, und nimm ein, was von der Kirche Christi noch übrig ist! Kosaken, verbrennt die Stadt! Aeneas nimmt vielleicht seinen Vater auf den Schultern mit, sicher aber nicht seine Veneten.“ — Doch wir wenden uns mit Schauer von diesen Gräueln ab; o, daß wir nicht wähten, zu gut zu seyn, um sie auch einmal hier unter uns zu sehen! Noch ist indeß aus jenem Lande der Gottlosigkeit nicht alles Licht verschwunden. Unsere Protestantischen Brüder benugen die Freiheit, mit der sie wirken können; an mehreren Orten von Paris sind seit der Julirevolution Kapellen mit der Inschrift: Culte non-salarié par l'état, errichtet worden; in denen für die aller Religion Entworfen in freier Form, in Reden, besonders an Gebäuden, das Christenthum den heidnisch gewordenen Parisern wieder an's Herz gelegt wird. Der Bericht des Professor Cousin über den vortheilhaften Einfluß, welchen der Gebrauch der Bibel als erstes Schulbuch habe, soll sogar die ernstliche Erwägung des Ministers des öffentlichen Unterrichts (Sr. Montalivet) zur Folge gehabt haben, die Bibel in alle Elementarschulen einzuführen; und schon sollen Aufforderungen zur Unterstützung dieses Unternehmens an die Britische Bibelgesellschaft gemacht worden seyn. „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mann nahm und säte es auf seinen Acker; welches das kleinste ist unter allen Samen, wenn es aber erwacht, ist es das größte unter dem Rohl und wird ein Baum, daß die Vögel kommen und wohnen unter seinen Zweigen!“

Paris, den 1. März 1848.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Nehmigke. (Gedruckt bei Fromwig und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 24. März.

N^o 24.

Die alte Lehre der Evangelischen Kirche und die neue Orthodorie.

(Schluß.)

Gleichermäßen finden wir solche Neuorthodore ganz einstim-
mig mit einem Recensenten im Theologischen Litteratur-
blatte zur A. R. Z. Nr. 57. 1831. Dieser sucht in seiner
Weise zu ermitteln, was der Glaube sey, durch den der Mensch
gerecht werde, und das Endurtheil fällt dahin aus, er sey nichts
Anderes als „der kindliche Sinn (pietas), welcher durch die
treue Hingebung (fiducia) und Willigkeit gegen Gottes Gebot
(obsequium) sich der Vaterliebe Gottes werth mache.“ Das
ist nun aber in der That eben das, was die Neuorthodoxen un-
ter dem rechtfertigenden Glauben verstehen, nur wieder mit dem
Unterschiede, diese führen ihren modernen Glaubensbegriff auf
die „alte, ehrwürdige Orthodorie“ zurück, jener Recensent da-
gegen gibt sich ehrlich genug als einen Nationalisten kund. Es
ist aber dieser Glaubensbegriff heut zu Tage, wenn auch in man-
cherlei Nuancen und Schattirungen, bei Vielen, die für orthodox
wollen erkannt seyn, so gäng und gebe geworden, daß man von
ihnen mit großen Augen angesehen wird, wenn man gegen seine
Gültigkeit in der „alten, ehrwürdigen Orthodorie“ Einwendung
macht. Läßt man sich aber gar positiv darüber vernehmen, was
im altkirchlichen Sinne, also gemäß der von ihnen gelobten „ehr-
würdigen Orthodorie“ der rechtfertigende Glaube sey, so hat
man es mit dieser oder mit einer ähnlichen Entgegnung zu thun:
Das ist ja ein „bloßer Lehrglaube“, der kann nicht gerecht ma-
chen; die Orthodorie dringt auf „einen thätigen, frommen, tu-
gendhaften Glauben.“ Fühlt man sich nun aufgelegt genug, sol-
chen Nachsprüchen zum Troze, den Disput nicht gleich fallen
zu lassen, so sieht man es gemeinlich bald genug klar, daß
diese dreifachen Sprecher für die „alte, ehrwürdige Ortho-
dorie“ unter ihrem „thätigen, frommen, tugendhaften Glauben“
ebenfalls noch nicht einmal die *fides formata* des Katholicis-
mus verstehen, sondern indem sie Glauben sagen, so viel wie
nur möglich, von der Gesetzeserfüllung in ihren Glaubensbegriff
hineintragen, und solchen Glauben als den Erwerbungsgrund des
Heils angesehen wissen wollen. Fragen wir nun, wie ist es er-
klärlich, daß wirklich in aller Ehrlichkeit nicht wenige Geistliche
der jetzigen Zeit einen solchen Glaubensbegriff für kirchlich, für

altorthodox ausgeben können: so scheint sich uns, abgesehen von
der Geneigtheit des sündigen Herzens, in allerlei Weise sich un-
vermerkt eine eigene Gerechtigkeit aufzurichten, die nächste Er-
klärung wiederum in der besonders von Reinhard ausgegan-
genen theologischen Richtung darzubieten. Wir brauchen uns
nicht gegen den Verdacht zu verwahren, als meinten wir, Rein-
hard selbst habe ebenfalls einem solchen Glauben die Rechtfertig-
ungskraft zugeschrieben. Das läßt sich ihm so wenig Schuld
geben, wie den übrigen zu seiner Zeit für Evangelische Ortho-
dorie Zeugniß gebenden Theologen. Allein, allerdings fand er
sich gedrungen — und gleich ihm auch die übrigen orthodoxen
Dogmatiker seiner Zeit — das Geschrei, welches man damals
von allen Seiten her anzustimmen begann, die kirchliche Rechtfertigungslehre sey ein bequemes Ruhepolster für träge und sichere
Sünder, so viel an ihm war, als unwahr darzustellen und sei-
nem nachtheiligen Einflusse geistlich entzogen zu streben. Da-
her pflegte er des rechtfertigenden Glaubens nicht zu gedenken,
ohne die an sich wahre Erinnerung beizufügen, daß er ein leben-
diger, ein in der Liebe und guten Werken thätiger
Glaube sey. Dabei bezog er denn, wahrscheinlich in Folge
seiner unlängbaren Eingenommenheit gegen die Lehrbestimmun-
gen der alten Dogmatiker über die übernatürlichen Wirkungen
des heiligen Geistes das Prädicat lebendig einseitig nur auf
die fruchtbare, nicht aber zugleich auch auf die das
Verdienst Christi ergreifende und dem Glaubenden
zueignende Kraft des Glaubens (er erklärt den lebendigen
Glauben bloß durch *fides quae per virtutes efficax est*, s. seine
Dogmatik S. 508.); dessen zu geschweigen, daß er öfters un-
genau in seinem Ausdrucke war, z. B. wenn er S. 420. seiner
Dogmatik sagt: „Nach unserer Lehre kann die Tugend Jesu
nur dem zu statten kommen, der sich selbst bessert,“ anstatt, daß
es nach der kirchlichen Lehre heißen mußte: Wem wirklich die
Tugend Jesu zu statten kommt, der wird gewiß ein gebesserter
Mensch. — Wie es denn geht, die zur Orthodorie sich Beken-
nenden — eine Menge Zeugnisse ließen sich dafür anführen —
fielen, einem großen Theile nach, auf das von Reinhard an-
gegebene Merkmal der Lebendigkeit des Glaubens, und es ver-
allgemeinerte sich je länger je mehr, besonders unter den practi-
schen Theologen, die Ansicht, als hänge die Rechtfertigung nicht
bloß von dem zuversichtlichen Vertrauen auf die Gnade Gottes

in Christo, sondern noch viel mehr davon ab, daß dies Vertrauen sich in guten Gesinnungen und Werken als ächt zeige. Kurz, man gewöhnte sich unmerklich daran — wie denn das eigengerechte Element im menschlichen Herzen dies nicht wenig begünstigte — für der Glaube, welcher durch die Liebe thätig ist zu substituiren, der Glaube, weil er durch die Liebe thätig ist, und so nach und nach den Glauben selbst mit der Liebe, mit einer kindlichen, gottgefälligen Gesinnung zu identificiren. *)

Auf eine weitläufige Nachweisung nun brauchen wir uns kaum einzulassen, daß dieser in der jüngsten Zeit von Vielen, welche der alten Orthodorie Lobprüche ertheilen für nicht orthodox ausgegebene Glaube den klaren Ausprüchen der Kirchenlehre schnurstracks zuwiderläuft; daß im Gegentheile nur diejenige fides als rechtfertigend in der Altevangelischen Dogmatik auf das Bestimmteste bezeichnet wird, nach welcher man der Zurecht ist, man habe Vergebung der Sünden bloß um Christi willen, und man dürfe auf Gottes Gnade und Guld sich verlassen bloß um Christi willen (vgl. die Apologie), und diejenige fides als justificatoria auf das Bestimmteste verworfen wird, unter welcher man im Gegensatz gegen die bloßen äußerlichen Werke eine gewisse Gesinnung des Herzens (cultum interiore) versteht, und bei welcher das durch den Glauben werden wir gerecht — genau genommen nichts Anderes heißt, als: Wir sind vor Gott geschickt zur Erlangung des ewigen Lebens durch unsere eigenen Tugenden und Tugendwerke. Begebe man sich doch, ruft Melancthon, aller jener Speculationen, wie deren bei Augustin und Anderen sich finden, und denke doch ja nicht, so man hört, der Glaube mache uns gerecht, er mache nur deshalb gerecht, weil er eine vor Gott beifallswürdige Tugend in uns sey, oder, weil er andere Tugenden erzeuge, sondern, man erinnere sich, daß auf ein Object außer uns hingewiesen wird, wenn man das Wort Glaube hört. Eben so weiß Luther wohl, was er thut, wenn er die Theses aufstellt: „Wo der Glaube nicht ohne alle, auch die allergeringsten Werke ist, so macht er nicht gerecht, ja er ist gar kein Glaube,“ worauf er doch mit gutem Grunde und keineswegs contradictorisch die andere These folgen läßt: „Es ist unmöglich, daß der Glaube ohne beständige, viele und große Werke bestehen kann,“ was mit dem alten Sprüche sich wohl reimt: „Ohn' alle Werk im Blute Christi ruhn, und dennoch immer gute Werke thun.“ Also die Evangelische Kirchenlehre steht fest darauf, nicht wegen der in

uns zu Stande gekommenen neuen Verfassung, sondern aus göttlicher Barmherzigkeit werden wir gerecht. Diese Altevangelische Ansicht von der Rechtfertigung ist aber deshalb so groß, weil nur so der Mensch von sich selbst ganz abgelenkt und allein auf Gott verwiesen wird. Es ist aber darum so schwer, ihr von den Rationalisten und Neorthodoxen beifällige Anerkennung zu gewinnen, weil von ihr ganz besonders gilt, was Augustin in Beziehung auf die Vertheidigung des Christenthums überhaupt sagt, dieselbe sey deshalb so schwierig, weil so ungern der Stolz sich überführen lasse, daß die Demuth wahrhaftig eine Tugend ist.

3. Mit dieser Abirrung in der Lehre vom Glauben auf Seiten der Neuevangelischen ist aber auch endlich bei den meisten von ihnen im genauen Zusammenhange ihr ganz anderes Denken vom Gnaden- und Heiligungsstande des Christen, als von demselben die Altevangelische Kirche denkt. Wer bereits bei Gott durch den Glauben in ihrem Sinne etwas Großes gilt, wer bereits zu den entschieden tugendhaften, pflichttreuen und gottseligen Menschen gehört, der, behaupten sie, kann die Liebe nicht mehr verläugnen, der kann in gewisse arge Dinge nicht mehr gerathen. „Konnte die Liebe der Jünger zu Jesu noch wankend werden?“ fragt mit Hinweisung auf Joh. 6. 68. jener Cenfor. Noch mehr aber sträubt er sich gegen ein Inniger- und Aufrichtigerwerden der bereits frommen und tugendhaften Gläubigen in der Buße, gegen neue ihnen zusehende bittere Schmerzen über ihr sündliches Wesen, gegen ein neues Ursachehaben, die Gnade und Erbarmung Gottes in Christo zur Reinigung ihrer Seelen zu suchen. Nein, von dem Allen soll bei bereits gläubigen und frommen Christen die Rede nicht mehr seyn können. Dagegen sollen sie, nach der neorthodoxen Lehre, die Befugniß besitzen, sich selbst alles dasjenige in gerechte Anrechnung zu bringen, was sie — als fromme, tugendhafte Menschen — Gutes denken, beschließen, wollen und ausführen. Diejenigen aber, welche von solcher Anerkennung des eigenen Werthes, von solchem edel genannten Stolz nicht günstig urtheilen, sondern ein geringes Halten von allen eigenen Leistungen und Werken der Herzensstellung des erneuerten Menschen für gemäßer erklären, werden von solchen Neorthodoxen als Beförderer einer falschen und gleisnerischen Demuth bezeichnet. Dabei versteht es sich freilich von selbst, daß sie auf keine Weise direct gegen Schriftzeugnisse angehen, welche die Demuth empfehlen und welche bei jedem vollbrachten guten Werke dem Herrn die Ehre geben heißen. Nein, auf Anlaß solcher Stellen reden sie gelegentlich von der christlichen Demuth, empfehlen dieselbe als eine schöne Tugend an, ermuntern zum Preise Gottes darüber, daß man durch seine Hülfe in christlicher Frömmigkeit und Tugendübung es so weit gebracht habe. Indessen mit der Demuth, die sie predigen, soll sich ein gewisses edles Selbstvertrauen, eine feste Zuversicht zu der frommen Entscheidungheit des eigenen Herzens und zu der tugendhaften Richtung des eigenen Willens gar wohl vereinigen lassen. Sie wissen daher auch Mancherlei von dem Segen zu rühmen, den es schaffe, wenn man Glauben an sich selbst habe, wenn man sich dessen bewußt sey, ein Recht auf Liebe und Hochachtung sich erworben zu haben u. s. w. — Daß nun Männer, welche, so wie wir es angedeutet haben, von der Sünde, vom Glauben, von der Rechtfertigung halten, in solcher Weise einem größeren oder feineren Tugendstolze und Selbstvertrauen sich mit Vorbedacht, ohne durch Schriftstellen wie Psalm 139, 23. 24., Sprüche 28, 26., Jerem. 17, 7—10. stützen zu werden, förderlich erzeigen, kann allerdings unser Bestreben durchaus nicht erregen. Denn ihrer Grundansicht ist ja freilich eben eine solche

*) Auch in der Englisch-Bischöflichen Kirche zeigen sich uns ähnliche Irrungen, die auf Anlaß des dem rechtfertigenden Glauben beigelegten Prädicates lebendig manche Englische Theologen besorgen machen. Herbert Marsh erklärt es allen Ernstes für ein Mißverständniß, daß der rechtfertigende Glaube als solcher ein lebendiger sey. Er behauptet, erst wenn der Glaube die Rechtfertigung vermittelt habe, müsse es den Gerechtfertigten Sorge seyn, daß sein Glaube ein lebendiger werde. Man sieht leicht, auch Marsh faßt in Reinhard's Weise das Prädicat lebendig nur einseitig. Darüber hat sich ihm der sonst klare Blick getrübt, daß er es nicht gewahr wird, wie eben auch zum Ergreifen und Aneignen der Gerechtigkeit Christi nothwendig ein Leben des Glaubens — wie könnte denn auch, was Gottes Geist in der Seele wirkt, todt seyn? — gehöre. S. Herbert Marsh's vergleichende Darstellung der protestantisch-Englischen und der römisch-katholischen Kirche. Uebersetzt von Dr. Joh. Christoph Schreier. Sulzbach, Seidel, 1821.

Gestaltung dessen, was ihnen Frömmigkeit, Tugend und Heiligung ist, völlig gemäß. Nur müssen sie uns das Bekenntniß nicht zumuthen, es athme solche ihre Tugend- und Heiligungslehre den Geist der Altevangelischen Kirche. Mit nichts! Die „alte, ehrwürdige Orthodorie“ ist aller irgendwie stolzen, sicheren und auf die eigene Kraft sich stützenden Tugend auf das Entschiedenste abhold. Wie einst Luther aus seinem Glauben heraus bezeugte, daß wir vor uns selbst und vor unserm eigenen Herzen uns mehr zu fürchten hätten, als vor allen anderen Feinden, so mit ihm damals und später die alle, welche denselben Geist des Glaubens empfangen hatten. *) Sie alle fanden, und die wahrhaftig Eines Glaubens mit ihnen sind, finden noch heute das vielgebrauchte Gebetswort wohlgeeignet für sich: Herr, laß mich nimmermehr dem eigenen Herzen trauen, das voller Lücke ist &c. Und wie Paul Gerhard nicht etwa bloß seine eigenthümliche Ansicht und sein eigenthümliches Gefühl in den Versen ausgesprochen hat: „In mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd; was Christus mir gegeben, das ist der Liebe werth — sondern wie diese Worte die Gemeinansicht und das Gemeingefühl der Evangelischen Kirche durch mehrere Generationen bezeichnet haben: so werden auch die Evangelischen jetziger Zeit, die mit den alten sich in inniger Glaubensgemeinschaft wissen, niemals z. B. an dem Gedanken ihr Herz weiden wollen, daß sie ein selbsterworbenes gutes Recht auf Liebe besitzen, wie viel und wie Großes sie in der Kraft Christi auch möchten gethan haben, sondern in Demuth und Aufrichtigkeit des Herzens werden sie die gedachten Gerhard'schen Verse als einen vielgeeigneteren Ausdruck ihres gebührlchen Haltens von sich selbst anerkennen. Kurz, sowohl dem feineren als dem gröberen Tugendstolze des neuen Orthodorisimus unserer Tage ist der Geist, welcher in der Evangelischen Kirche walten soll, entschieden abhold. Obwohl die Erneuerung, ruft Melancthon, in diesem Leben anhebt, so häftet doch immer noch an uns die Sünde, und an einem anderen Orte sagt er: Auch für die Wiedergeborenen ist noch das Gesetz, welches die noch vorhandenen Rückstände der Sünde nachweist, zu verkündigen, auf daß zunehme die Erkenntniß der Sünde und die Reue; zugleich aber soll die fröhliche Botschaft von Christo erschallen, auf daß zunehme der Glaube. Und Luther sagt — um auch von dessen starken Zeugnissen in dieser Sache etliche anzuführen —: Kein Mensch kann's so weit bringen, daß er eins von den zehn Geboten halte, wie es zu halten ist; und an einem anderen Orte: Sie verstehen das nicht, was sie doch immer im Munde führen, nämlich Verdienst, gute Werke, gute Sitten, sintemal weder Verdienst noch Tugenden, weder Werke noch Sitten gut genannt werden können, wo sie nicht von einem solchen geschehen, der über sein innerliches Elend und Unreinigkeit seufzet, der eines geängsteten und zerschlagenen Geistes ist, als welcher in Gottes Augen das angenehmste Opfer ist. So lehren unsere Reformatoren, so lehrt noch immer die wahre Evangelische Kirche. Will uns nun der neue Orthodorisimus etwas Anderes als göttliche Wahrheit darstellen, so müssen wir ihm bemerklich machen, daß er in dem für ihn günstigsten Falle uns doch nur durch klare Schriftzeugnisse zu der Ueberführung

würde bringen können, die alte Kirche habe die betreffenden Bistellen irthümlich aufgefaßt, daß wir aber immerfort das Vorgeben für grundlos erklären, er lehre im Einklange mit der „alten, ehrwürdigen Orthodorie“, und dagegen unsere Zeugnisse, nach welchen wir selbst bei denen, die sich im Gnadenstande befinden, auf die Gemüthsverfassung dringen, welche alsdann vorhanden ist, wenn das göttliche Wort wie ein Hammer *) das sündige Herz zerbricht und zerschlägt, setzen „aus dem Gebiet der Mystik“ in das Heiligthum der Evangelischen Kirche herübergezogene Ausdrücke. Keineswegs! Eben der Evangelische Prediger ist nach den Grundsätzen der Kirche, welcher er dienen soll, also Zeugniß zu geben berufen. Und hingegen die Redeweise des neuen Orthodorisimus empfiehlt eine, nach Evangelischen Begriffen umgekehrte und verkehrte Heilsordnung, durch welche der Mensch, der sich in sie bequemt, nothwendig zur Selbsttäuschung und zum Hochmuth veranlaßt wird. Soll nun auch solch Behaupten der Altevangelischen mystisch heißen, — nun, so mögen ihre Gegner doch zu sehen, wie sie den alten sarrlutherischen Calov, den unseres Wissens, bisher auch sie noch nicht zu den Mystikern gezählt haben, fortan gegen den Vorwurf des Mysticismus vertheidigen, und ihm unter den Lehrern der „alten, ehrwürdigen Orthodorie“ seinen Platz sichern wollen. Es läßt sich dieser bei der Stelle Röm. 3, 25. in s. Biblia illustr. dahin vernehmen **): Der Mensch, der die Erlösung erfahren, beginnt ein neues Leben, als würde er nie mehr sündigen; denn die Lust zur Sünde, das Gefallen am Ungöttlichen ist nicht in ihm. Doch die tief eingewurzelte Neigung bricht immer wieder gewaltsam hervor, und überreizt ihn; dann muß er immer wieder auf's Neue aus Christi Leben und Leiden vergebende Kräfte schöpfen. Die vorhergegangenen Sünden sind also alle die Sünden, die vor jeder solchen Gnadenstunde liegen, wo der Mensch auf's Neue in Christi Versöhnung Vergebung der Sünden fühlte. ***)

Wir haben es mit dem bisher Beigebrachten zur Genüge erwiesen, daß die angesprochene Uebereinstimmung so mancher Lehrer in der gegenwärtigen Evangelischen Kirche mit dem alten orthodoren Systeme eine durchaus nur vorgebliche ist, daß sie vielmehr im schneidendsten Gegensatz, trotz ihrer altgläubigen Formeln und Floskeln sich gegen dasselbe befinden. — Wird man uns nun etwa deshalb auf's Neue als buchstäbelnde Verfechter, als Verwirrung und Unfrieden anrichtende Menschenknechte in Veruruf zu bringen suchen? Ruhig sind wir dessen gewärtig. Denn wir haben das Bewußtseyn, daß es uns nicht darum zu thun ist,

*) Es verdient angemerkt zu werden, daß dieser von jenem Censor für mystisch erklärte Ausdruck, da sich desselben der ehrwürdige Confessor-Math. Manß zu Magdeburg in seiner trefflichen, am 10. Mai v. J. daselbst gehaltenen Predigt bediente, für eine gebildete, der Richtung, welche jetzt die Welt Mysticismus nennt, nichts weniger als zugeneigte Dame eine ungemein ästhetische Kraft und Würde zu haben schien, so daß sie nachher unter den das Gemüth ergreifenden Bildern, durch welche dieser Redner zu fesseln verstand, dies Bild von dem Worte Gottes, das wie ein Hammer sey &c. besonders hervorhob. Freilich ahnte sie nicht, daß dies von ihr für so schön erklärte und auch wohl an ihrem Herzen, in des Geistes Kraft nachwirkende Bild zunächst — der Teufel angehöre! —

**) E. Tholuck, die Lehre von der Sünde und vom Versöhner.

***) Das Verhältniß des Menschen zur Gnade bezeichnet Calov entschieden in diesen Worten wahr, sollte sich auch gegen sie, als Erklärung des obigen Citats, in exegetischer Hinsicht Manches einwenden lassen.

dem Alten, weil es alt ist, das Wort zu reden, oder in einem Streite, der bloß ein theologischer Meinungsstreit wäre, Recht zu behalten; und daß wir noch viel weniger bei diesem rücksichtslosen Angehen wider die neue Orthodorie in unserer Kirche auf die endliche Unterdrückung derselben durch materielle Mittel, unser Absehen gerichtet haben. Nein! Mögen doch die Neuorthodoren, die als Vertheidiger der wahren Evangelischen Kirche gegen unseren Mysticismus und gegen unser Buchstäblerwesen erkannt seyn wollen, sich in dem etwa gewonnenen Besitze behaupten, bis sie denselben zu der Stunde, die sich Gott erschen hat, als Ueberwundene durch seines Geistes Kraft aufgeben müßten. Daß wir getrost und zuversichtlich eines solchen Zeitpunkts harren, sollten wir selbst auch ihn hienieden nie eintreten sehen, haben wir allerdings kein Hehl. Aber eben weil wir seiner harren, gilt es auch für uns, nicht scheu und schüchtern zu seyn in der Bezeichnung dessen, womit man es zu dieser Zeit in allerlei Weise, selbst unter dem Aushängeschild der kirchlicher Rectgläubigkeit, auf eine allmähliche Proscription der lautern Evangelischen Wahrheit abseht. Wenn irgend sonst, so gebührt in diesem Falle dem Worte Luther's Beachtung: Man lasse die Geister auf einander plagen und treffen! — Wohlan denn, die ihr uns scheltet, weil wir euch mit unserm Glauben, den ihr einen engherzigen und buchstäbelnden nennt, nicht gefallen, zeiget uns, wenn ihr es könnet, des Irrthums oder der Lüge! Bis dahin aber laßt es euch nicht befremden, wenn ihr uns völlig ungeneigt findet, euch, um des äußeren Friedens willen, irgend welche Zugeständnisse in Sachen des Evangelischen Glaubens und der Evangelischen Kirche zu machen!

Wir aber, th. Brüder, die wir mit völliger Glaubensentschiedenheit uns zu den Grundsätzen der Altevangelischen Kirche bekennen, wir wollen zwar unter des heiligen Geistes Beistande der Weltüberwindungskraft des lebendigen Glaubens an die thörichte Predigt von Christo immer zuversichtlicher und fröhlicher uns bewußt zu werden trachten, und dabei zum Inbrünstigen Gebetsringen nach immer größerer Liebe, Milde und Schonung gegen unsere Widersacher, wie bitter sie uns zum Theil auch befehlen, uns gegenseitig ermuntern. Werden wir doch dabei selbst durch die Betrachtung unterfüßt, daß wirklich ihrer viele zur Zeit noch nicht Ungläubige, sondern nur Nichtgläubige sind, und gleich uns mit einer gewissen Nebllichkeit die Wahrheit meinen und suchen, ob sie dieselbe, weil sie dem gepriesenen Geiste der Zeit ihre Huldigungen nicht versagen mögen, und unter dessen Einflusse verkehrte Wege einschlagen, zunächst auch noch misskennen, geringachten und aufhalten. Aber laßt uns doch auf der anderen Seite ja nicht in falscher Friedensliebe, und in schüchterner und furchtsamer Rücksichtnahme auf uns etwa bedrohende Anfechtungen, der Evangelischen Befugniß und Verpflichtung uns begeben, offen und freimüthig hinzuweisen auf jeden bedenklich falschen und verkehrten Weg zum Heiligthum der Wahrheit, den man als den rechten zu rühmen und zu empfehlen sich nicht scheuet. Unser Glaube kann auf jeden Fall nur dann den Sieg gewinnen, wenn er kräftig genug ist, sein rücksichtsloses Bekenntniß uns abzubringen. Daß aber dies Bekenntniß in eine entschiedene Opposition insonderheit gegen den bezeichneten Neuorthodorem dieser Zeit, nothwendig treten müsse, darüber geben wir zum Schlusse dieses Aufsatzes noch folgenden Beleg aus dem Leben.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen aus dem Reiche.

46) J. Fr. Oberlin's Verheirathung.

Oberlin's Vermählungsgeschichte ist weder in Schubert's kleiner Schrift: Züge aus dem Leben des J. Fr. Oberlin, vierte Auflage (Nürnberg bei Ram, 1831), noch in Stöber's vie da J. Fr. Oberlin, Strasbourg 1831, so ausführlich und wörtlich aus dem Munde des merkwürdigen Mannes nach-erzählt, als sie es zu seyn verdiente. Der Schreiber dieser Mittheilungen sieht sich einiger Zeit im Besitze einer ihm unschätzbaren Sammlung von schriftlichen Aufsätzen, welche zum großen Theil Erzählungen, Gespräche, Predigten und Predigt-auszüge enthalten, die von einer treu auffassenden Seele wörtlich treu aus dem Munde des verehrten Greises aufgezeichnet wurden. Aus dieser Sammlung von Aufsätzen (meist in französischer Sprache, wobei jedoch öfters die originellsten und bedeutungsvollsten Ausdrücke Oberlin's Deutsch hinzugefügt oder gelassen worden sind) gebe ich hier dem Leser die nachstehende Geschichte, aus welcher der Christ lernen kann, wie die Hand der Gnade den, der sich derselben vertraute, so oft grade solche Wege führe, die der Natur am widerwärtigsten und sauersten vorkommen und wie dann das, was dem Menschen des Fleisches bitter war, dem Menschen des Geistes süß und theuer werden könne.

„Er (der Papa Oberlin) sagte uns, daß er und seine Frau gar harte Prüfungen mit einander überstanden hätten; Hauskreuz und Sorge von vielfacher Art hätten ihnen manche Thräne ausgepreßt. Denn, so fügte er hinzu, dieses Feuer, diese Lebhaftigkeit, diese Neigung zur Satire, auch wenn sie dem Nächsten wehe that, welche bei mir sämmtlich aus einem Uebermaße von Leichsinn entsprangen, konnten durch nichts Anderes als durch Thränen ausgelöscht und gedämpft werden; darum hat mir Gott auch meine Frau genommen. Bei dieser Gelegenheit erzählte er uns denn auch die Geschichte seiner Bekanntschaft und Verbindung mit seiner seligen Frau. Diese, eine Jungfer Witter, war auf eine sehr sorgfältige Weise bei einer Tante erzogen worden, welche in freundschaftlichem Verhältniß und beständigem Umgang mit den vornehmsten protestantischen Familien der Stadt (Strasbourg) stand. Jungfer Witter hatte auch eine Zeitlang dem Hauswesen des älteren Bruders unsers Oberlin's, des Professors, vorgestanden, dessen Schwägerin und Nichte nach der Mode von Bretagne (Geschwister-Kinds-Tochter) sie war. Hier hatte Fräulein Oberlin sie gesehen und eben hier hatte sie auch ein junger Arzt, ein Mann von den trefflichsten äußeren und inneren Gaben, kennen gelernt und um ihre Hand geworben. Jungfer Witter war aber gewohnt, alles das, was sie that, im Gebet geschehen zu lassen. Sie fragte daher den Herrn in kindlichem Gebet um seinen Rath, und ihr ward die Antwort: „Ich will dir mein Heil zeigen.“ — Sie nahm dies als einen deutlichen Wink an, daß sie ihr Jawort noch zurückhalten und auf eine andere Führung ihres Herrn warten solle. So oft von jetzt an der Doctor mit ihr besonders reden wollte, sagte sie: Ich will nur meinen Herrn Onkel rufen.“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 28. März.

Nº 25.

Das Evangelium in Frankreich.

Je weniger Erfreuliches wir sonst von diesem Lande durch die Tagesblätter erfahren, um so wohlthuernder ist es, der christlichen Thätigkeit unserer dortigen Protestantischen Brüder zu folgen, von welcher wir in den in neueren Zeiten noch anziehender, als früher, gewordenen Archives du Christianisme so schöne Beweise finden, namentlich in den beiden ersten Monatsheften dieses Jahres. Die gläubigen Protestanten haben sich der größeren Freiheit, welche der Triumph des Indifferentismus in der Julirevolution ihnen gewährt hat, bedient, um einige Kapellen oder Vespäle mit der Ueberschrift: „Culte non salarié par l'état,“ zu errichten. In diesen hat unter Anderen der Director der Pariser Protestantischen Missions-Schule, Herr Grandpierre, eine Reihe von christlichen Vorträgen gehalten, welche für solche berechnet sind, die sich gänzlich von aller Religion losgesagt und entwöhnt haben, und erst allmählig ihr wieder näher gebracht werden sollten; sie haben daher mehr die Form freier Veden, nicht eigentlicher Predigten, und versehen sich, so weit dies Christen erlaubt ist, ganz in die Denk- und Empfindungsweise jener in Paris so zahlreichen Klasse. Ein Theil derselben ist unter dem Titel: „Discours chrétiens“ gedruckt erschienen. — Ganz vorzüglich interessant ist in dem neuesten Hefte der Archives ein langer Auszug des trefflichen Pastor G. de Félice zu Vobec, desselben geistvollen Zeugen der Evangelischen Wahrheit, dessen schon früher einige Male in diesen Blättern Erwähnung gethan worden. Unter der Ueberschrift: „Lettres sur l'état religieux de la France — dénombrements“ liefert er die Fortsetzung früherer Betrachtungen, aber auch ein Ganzes für sich, da er es mit dem gegenwärtigen Zustande der Freunde des Evangeliums in Frankreich zu thun hat. Gern möchten wir ihn ganz unseren Lesern mittheilen; da der Raum uns dies nicht gestattet, werden die folgenden Auszüge ihnen gewiß lieb seyn:

„Unter der Kaiserherrschaft hatte das christliche Leben kaum in den Herzen einer geringen Anzahl eine unbekannte Zufluchtsstätte. In den verschiedenen christlichen Gemeinschaften war Alles still; da gab es keine Bekehrungsversuche, kein Geräusch; das Herrscherauge war argwöhnisch und eifersüchtig. Bonaparte fürchtete Alles, was eine von der seinigen unabhängige Macht bejaß; und sein Instinct sagte ihm deutlich, daß wahrhaft fromme

Leute mächtiger, als er, gewesen seyn würden. Außerdem hatte er jene unersättliche Begierde großer Geister, die einzige Seele aller Lebensregungen zu seyn, und konnte keine Begeisterung dulden, die ihn nicht zum Ziele hatte. Die Franzosen durften sich bis zum Fanatismus erhitzen, aber nur für seine Person; seinen Ruhm, seine Schlachten, seine Eroberungen. Die Religion diente ihm als Mittel zu diesem Zweck; er brauchte sie; Le Deüms s'ingent zu lassen, und durch die Priester, als eine andere Art Moniteur, die Bülletins der großen Armee bekannt zu machen. Das Concordat bereitete ihm mehr als eine Apotheose; gewiß ohne Grund, denn der erste Consul erbaute das zertrümmerte Heiligthum wieder, wie ein großer Herr ein Haus für seine Dienerschaft baut. In welcher demüthigen Haltung, in welcher armseligen Gestalt erschien die christliche Religion während der Kaiserherrschaft! Außerhalb der Kirchen zog sie sich bürgerliche Kleidung an, und redete die Sprache der Salons; gegen die kriegerischen Ideen des Zeitgeistes wagte sie kein Wort zu flüstern; wie ein Schatten zog sie durch das Geräusch der kaiserlichen Feste, und bekam nur eine Sprache; wenn es galt, den König von Rom zu becomplimentiren, oder den Staat des heiligen Petrus zu vertheidigen. — So sah es auch in der Französisch-Reformirten Kirche aus. Zerstreut, zerstäubt, ohne Einigungsbund, ohne Zeitschrift, ohne religiöse Gesellschaften, war sie wie eingemauert in ihren Tempeln. Diese Kirche, die im 17ten Jahrhundert allen übrigen in der theologischen Litteratur es zuvor gethan, gab kaum von Zeit zu Zeit einen mageren Kathicismus, oder einen unförmlichen Abriß der heiligen Geschichte heraus. Genf selbst, das damals zu einer Stadt dritten Ranges im Kaiserreich geworden war, hatte vergessen, welche heiligen Verpflichtungen sein Name und seine Geschichte ihm auferlegten. Die Gegner der Reformation freuten sich in ihrer eignen Schwäche darüber, daß die Protestantische Kirche noch schwächer, als sie selbst, war; und es schien, als ob die berühmte Kirche Coligny's und Cussy's aus den Religionskriegen und den Versammlungen in den Einöden nur gerettet worden, um ihre Ohnmacht und Ausartung bloß zu stellen. In diesem weiten Schiffsbruch der Lehre und des väterlichen Glaubens hatten sich einige Trümmer gerettet. Im Osten und Süden von Frankreich einige Pfaffen und Herrnhuter; an der Spitze unserer Kirche einige ehrwürdige Wächter der Orthodorie, welche sie am häuslichen Herde

und aus ersten Studien sich angeeignet hatten; unter den Gemeingliedern, besonders der Gebirge und abgelegener Gegenden, protestirte eine Anzahl gläubiger Christen gegen den Socinianismus der Theologen und den Unglauben des Zeitgeistes. Aber diese schwachen, die und da zerstreuten Ueberbleibsel hatten keine Verbindung unter einander, kannten sich nicht, und könnten sich daher nicht gegenseitig unterstützen. Und da diese Christen meist im Alter vorgerückt waren, starb ihre Zahl von Jahr zu Jahr aus, und an ihrer Stelle erhob sich ein neues Geschlecht, was von dem philosophischen Zweifelgeist immer völliger durchdrungen ward. Bei diesem Anblick des immer wachsenden Unglaubens ist mehr als ein bejahrter Pastor in der Wüste mit gebrochenem Herzen in's Grab gestiegen; denn seines Vertrauens auf die Verheißungen Jesu Christi ungeschachtet, hatte er an unserer Zukunft beinahe verzweifelt.

So war der Zustand der Religion unter uns beschaffen, als das Unglück unserer Waffen die Restauration von 1814 herbeiführte. Da entstand eine große Veränderung. Die Gemüther, über welche der so lange sie blendende Kriegsruhm seine Zauber nicht mehr ausübte, wurden auf sich zurückgewiesen; der Hauch des Nationalstolzes, der auf dem Felde von Balmis 1792 begonnen hatte, war verschluckt, und die leeren Herzen bedurften anderer Erschütterungen und Ergößlichkeiten als blutiger Kriege. Man kehrte zu den philosophischen Studien, zu wissenschaftlichen Arbeiten, zu staatswirtschaftlichen Untersuchungen zurück. Diese Richtung nahm an Stärke zu durch die Freiheit der Meinungen, die sich äußern durften; es gab keine eiserne Hand mehr, die jede Idee zerdrückte, welche sich außerhalb des Kaiserlichen Zauberkreises bewegen wollte; der Gedanke wurde wieder unabhängig. Der nun eröffnete litterarische Verkehr von Europa beförderte diese neue geistige Entwicklung. Da konnte auch die Religion nicht außerhalb dieser neuerwachten geistigen Thätigkeit stehen bleiben, indem doch Alles zuletzt darauf sich bezieht, Philosophie, Gesetzgebung, Politik, Philanthropie, Litteratur. Dennoch, wenn man die Massen in's Auge faßt, muß man gestehen, daß die Religion den geringsten Antheil an der Bewegung gehabt hat, welche damals Frankreich erschütterte. Die Männer, welche seit sechzehn Jahren sich in den verschiedenen Gebieten des menschlichen Wissens ausgezeichnet haben, sind fast alle an dem Evangelium vorbeigegangen, ohne darauf zu achten; es scheint, als ließe sich Alles ohne dasselbe abmachen, und als habe unsere Zeit damit nichts mehr zu thun. Der Katholicismus hatte unter der Restauration äußeren Glanz und politischen Einfluß wiedergewonnen, aber Glauben und inneres Leben nicht. Er war eine große äußere Thatsache, eine ungeheure, constituirte Gesellschaft, eine furchtbare Macht, die erste im Staate, er war alles Mögliche, nur keine christliche Kirche. Die bereitesten Vertheidiger des Katholicismus gaben selbst die eigentlichen Lebenspunkte, die Lehren, auf, und streitten nur für die Auctorität und Freiheit der Kirche. Die Reformirte Kirche betrat dagegen seit 1814 eine ganz neue Laufbahn. Sie trat aus ihrer Vereinzelung heraus, sie bildete große Gemeinschaften, sie fing an zu schreiben. Die Christen lernten sich kennen, unterstützten sich, und, was das Wichtigste ist, ihre Zahl nahm um's Zehnfache zu; sie nimmt noch alle Tage zu, und Gott befestigt sichtlich sein Werk unter uns.

Sieht man nur auf menschliche Ursachen, so kam der erste Anstoß zu dieser Erweckung aus der Verbindung zwischen der Französisch-Reformirten Kirche mit den Kirchen von England und America. Höchst sonderbarer Weise ist diese Thatsache ein Vorwand der Anklage geworden, und man hat unser Evangelium verlästern zu können geglaubt durch die Benennungen „Englisch“ und „Metho-

dismus.“ Aber muß denn gerade eine religiöse Erweckung ein einheimisches Erzeugniß seyn? So hätten denn die Römer das Christenthum verworfen müssen, weil es aus Judäa, die Gallier, weil es aus Italien, die Sachsen, weil es aus Frankreich, und die Franzosen die Reformation, weil sie aus Deutschland kam! Doch genug davon, hoffentlich werden die Schreiber unserer religiösen Blätter solche Vermuthungen nicht weiter vorbringen. In der ersten Zeit, als die Evangelischen Grundwahrheiten in Frankreich wieder verkündet wurden, erregten sie fast überall ein neugieriges Erstaunen. In einigen Orten war man verwundert, ja man darf sagen, zuweilen erbittert, Lehren vortragen zu hören, die der Mehrzahl unserer Gemeinglieder völlig neu zu seyn schienen. Wie der verlorene Sohn, war die Protestantische Kirche so lange in dem fremden Lande des Socinianismus geblieben, daß sie ihre Muttersprache verlernt hatte, oder waren ihr noch ein Paar Ausdrücke davon geblieben, so hatte sie ihren ursprünglichen Sinn so sehr verdreht, daß sie und ihre Vorfahren sich unter einander unverständlich gewesen seyn würden. Die Leute fragten sich: „Was wollen diese Schwäger sagen?“ während in unseren alten Kirchen dieselben Lehren verkündet wurden, für welche vier Millionen Franzosen sechzig Jahre lang gekämpft hatten. Die Sprache und der Glaube unserer Reformatoren, unserer Geistlichen, unserer Theologen von Calvin bis auf die Aufhebung des Edicts von Nantes erschienen auf den ersten Anblick nur lächerlich; man betrachtete als wilden Fanatismus die mächtigen Wahrheiten, die 600,000 unserer Väter in die Verbannung begleitete, und fern von der väterlichen Heimath getrübt hatten! Noch merkwürdiger! Diese Lehren, die man als neu und fremd verachtete, hatten sich noch in unseren Liturgien, Gebet- und Gesangbüchern, in unserem ganzen Gottesdienst erhalten; und den Juden gleich, welche durch die ganze Welt die Weissagungen des Alten Bundes verbreiten mußten, waren die Socinianer von Oben dazu verurtheilt, selbst gegen ihren Unglauben Zeugniß abzulegen! Indes gewann die Erweckung, des Geschreis und der Gegenmaßregeln ungeachtet, immer mehr Gebiet, das christliche Leben entfaltete sich, das Herstellungswerk bildete sich immer weiter aus, und in allen Gegenden Frankreichs begann ein neuer Saft den alten Stamm des Protestantismus zu durchziehen. Der Diener Christi wurden mehr, und überall reicheten sie sich die Hände. Die mächtige Einigkeit in den Haupt- und Grundlehren knüpfte ein Band unter ihnen, was sie wie Eine Familie verband, und diese Einigkeit erschien um so merkwürdiger, als die Basilarlehren des Socinianismus Alles vereinzelte, zerstreute und auf sich beschränkt hatten. Die Christen zierten ihr Bekenntniß mit ihren Werken; sie waren von einem unbekannt gewordenen Eifer beseelt, längst abgekommene christliche Gebräuche wurden unter ihnen erneuert, und sie zeigten auch den Ungläubigsten, daß die Evangelischen Lehren Liebe, Friede, Freude, Geduld, Sanftmuth und Keuschheit erzeugen. Was die Wichtigkeit dieser religiösen Bewegung noch verstärkte, war, daß mehrere ausgezeichnete Theologen und andere bedeutende Männer in der Schweiz und in Frankreich die alte Orthodorie öffentlich bekantinnen und vertheidigten. Seitdem wurden die Socinianer und Latitudinärer vorsichtiger in ihren verwegenen Angriffen, und sie vermieden so viel als möglich die Fragen über die Lehre, und hielten sich bei dem bloß Formalen und dem Rechte der freien Prüfung auf. Heut zu Tage können diejenigen, welche man Methodistin in Frankreich nennt, das Wort Tertullian's auf sich anwenden. Sie sind überall, in unseren religiösen Gesellschaften, in unseren theologischen Facultäten, unter unseren Geistlichen und ihren Gemeinden. Sie gehen voran in allen christlichen Unternehmungen; sie sind durch ihr Zusammenhalten die stärksten; ihre Bücher und Zeitschriften werden am meisten gelesen; sie schreiben mehr, als alle übrigen Secten zusammen genommen; durch ihre

Beiträge erhalten sie fast ausschließlich zwei große religiöse Gesellschaften, und eine dritte, nur vegetirende, würde ohne sie ganz absterben [wahrscheinlich die Société de la morale chrétienne]. Mit Einem Worte, sie befinden sich überall im Fortschreiten; und hätten sie auch nicht die gewissen Verheißungen des göttlichen Wortes für sich, so könnten sie schon bloß bei dem Anblick der großen Fortschritte, die sie seit zehn Jahren gemacht haben, ausrufen: Die Zukunft des Protestantismus gehört uns an! Selbst auf die Latitudinarien haben sie gewirkt, wie die Reformation auf den Katholicismus, jene sind durch sie aus ihrem Schlafe erwacht; wenn es jetzt Bewegung, Leben unter ihnen gibt, so verdanken sie es den Evangelischen; das bezeugen alle Schriften und öffentlichen Handlungen jener Parthei. Das von christlichen Händen angezündete Feuer hat auch die Fernstehenden noch erwärmt, die sich ihm nicht ganz nähern mochten."

Auf eine sehr schöne und lebendige Weise stellt der Verf. darauf die vornehmsten Züge dar, welche die eigentlich christliche Parthei unter den Protestanten charakterisiren, und widerlegt dann die Vorwürfe, die man gegen sie aufstellt. „Dahin gehört auch der der Intoleranz. Indem ich diesen Vorwurf den Freunden des Evangeliums öfters machen hörte, dachte ich mir zuweilen, ein verständiger Mann käme aus einem fernen Lande, um unseren religiösen Zustand kennen zu lernen. Kaum ist er an's Land gestiegen, so trifft er einen Latitudinarien, und dieser erzählt ihm viel von einer neuen Secte von Intoleranten, die jetzt aufgekomen sey. Der Fremde durchläuft unsere älteren religiösen Schriften, und findet darin, daß Diener Christi und Laien in's Gefängniß geworfen worden. „Das sind also,“ sagt er seinem neuen Bekannten, „Ihre intoleranten Sectirer, welche alle in's Gefängniß werfen, die ihnen nicht begehnen!“ — „Keineswegs,“ erwidert der Latitudinarien, „die in's Gefängniß werfen, sind nicht die Intoleranten, sondern die Gefangenen.“ — „Nun, dann muß ich falsch gelesen haben,“ entgegnet der Fremde, und setzt seine Forschungen fort. — „Jetzt habe ich's gefunden,“ sagt er, „da sehe ich Geistliche abgesetzt, fassirt, aus dem Lande verjagt durch Ihre Intoleranten.“ — „Sie sind völlig im Irrthum,“ antwortet der Andere, „die abgesetzten, kassirten, verbannten Geistlichen sind selbst die Intoleranten, und die, welche sie absetzen und verbannen, sind die Duldsamen.“ — „Dahinter muß doch etwas stecken, was mir noch unklar ist,“ sagt der Fremde, und studirt weiter. Er hört von einem Geseß eines benachbarten Landes, das Alle des Landes verweist, die unter gewissen Umständen die Bibel lesen, und er findet, daß eine Menge unbescholtener Leute diese Strafe getroffen hat. „Da hab' ich's endlich,“ ruft er aus, „ja wahrlich, Ihre Sectirer sind recht brutal intolerant.“ — „Was wollen Sie denn?“ erwidert der Andere; „die Intoleranten sind ja die, welche vor Gericht gezogen, verbannt, gemißhandelt worden, denen man die Fenster eingeworfen; unter denen dagegen, die sie verurtheilt haben, sind einige unserer Freunde, deren Toleranz rühmlichst bekannt ist.“ — „Nun hatte der Fremde es satt und wandte ihm den Rücken. — In der That möchte man diese Bezeichnung für eine der antiphrastischen der alten Griechen halten, wie die Benennung der Eumeneiden. Oder ist die Intoleranz etwa anders zu verstehen? Bezieht sie sich auf's Geistliche, auf die Lehre und Uebergang, nicht auf die Personen? auf ihre Stellung zum Evangelium, nicht auf ihre politische Stellung? Dann muß man es klar herausfagen; denn redet man von Intoleranz, ohne weiteren Zusatz, so versteht man das Wort immer im üblen Sinn, und vom Unersöhnlichen. Nimmt man aber das Wort in rein geistlichen Sinne, dann geben wir diesen Vorwurf zu. Ja, wir sind intolerant! Ja, wir bitten Gott, daß er uns intolerant mache gegen den Irrthum; intolerant gegen die Sünde, aber voll Duldsamkeit gegen die Sünder. Ja, wir wünschen so intolerant als Jesus Christus, als Petrus und Paulus zu seyn; wir kennen nur Eine Wahrheit, Eine große Botschaft, Einen Weg zur Seligkeit!“ —

Mittheilungen aus dem Reiche.

46) J. Fr. Oberlin's Verheirathung.

(Schluß.)

„Sie ward bald hernach von einer sehr gefährlichen Krankheit ergriffen, und nach ihrer Wiedergenehung wollte der Arzt sie in ein Bad senden. Da fragte sie: Ob sie nicht lieber, statt in ein Bad, in's Steinthal zu ihren Verwandten reisen dürfe? Der Doctor sagte: So gehen Sie hin; Sie wissen ja, daß, wenn wir unsere Kranken in die Bäder senden, dies öfters nur deshalb geschieht, damit wir ihrer los werden. So kam sie denn in's Steinthal, wo damals Oberlin's jüngere Schwester das Hauswesen des Bruders führte, welches nicht ohne Beschwerde war, denn außer zwei jungen Rassen, die schon in Straßburg unter Oberlin's näherer Aufsicht gestanden hatten, hielten sich noch mehrere andere Personen bei dem Pfarrer auf. Bei Tische kam es oft zu lebhaften Streitigkeiten zwischen Papa Oberlin und der Jungfer Witter, welche in ihren Ansichten und Neigungen in großem Widerspruch mit einander standen. Siebei war die Jungfrau mit ihren Antworten und Einwürfen so schnell bei der Hand und was sie sagte, war so geistreich, daß die Anwesenden alle mit Vergnügen den Gesprächen zuhörten.“

„Um diese Zeit besuchten den Papa einmal seine Mutter, sein Vater und noch einige andere Verwandte im Steinthal. Seine Mutter, da sie alle die vielen Leute sahe, die beim Papa waren, sagte zu ihm: Mein lieber Fritz, das geht so nicht länger an, du mußt Dich verheirathen, nimm Dir doch die Jungfer Witter. — Er antwortet: Liebe Mutter, die Jungfer Witter möchte ich nicht auf eine Meile weit um mich leiden, so zuwider ist sie mir. — Aber warum behandelst Du sie dann mit solcher Artigkeit und Zuorkommenheit? — Mich dauert das arme Kind, denn sie kann nicht dafür, daß sie mir so widerwärtig ist, darum such' ich ihre meine Abneigung zu verbergen.“

„Die Mutter schweigt denn über diese Sache und reißt bald darauf mit ihrer Gesellschaft wieder nach Straßburg ab. Den Tag darauf kommt eine Dame aus Barr, eine Verwandte des Pfarrers, zu diesem nach Waldbach, und macht ihm denselben Vorschlag, den ihm seine Mutter gemacht hatte. Er weist ihn auch diesmal ab, obwohl er dabei nicht dieselben Gründe angibt, die er seiner Mutter gestanden hatte. Gerade in jener Woche hatte der Papa in Schöneberg bei der dortigen Deutschen Gemeinde zu predigen. Nun pflegte derselbe seine Predigten immer unter vielem Gebet auszuarbeiten, in Gebet sich einen Text zu wählen, dann die Predigt zu entwerfen, dann sie in's Reine zu schreiben, dann den Inhalt sich einzuprägen, auch pflegte er immer die Hauptpunkte dieses Inhalts auf ein Blättchen Papier zu schreiben und dieses mit sich auf die Kanzel zu nehmen. Dieser Sorgfalt verdanken es seine Freunde und Gemeindeglieder, daß sie die Predigten auch geschrieben noch einmal durchlesen, sie für sich selber abschreiben, an Krankenbetten vorlesen und sie ihren Kindern hinterlassen konnten. Auch diesmal (es war schon Freitag) suchte die Pappe zu seiner Predigt einen Text. Er sucht in den Evangelien, aber er findet keinen; statt des gesuchten Textes ist's ihm vielmehr, als würden ihm immer in seinem Innern die Worte gesagt: „Nimm die Jungfer Witter.“ Er sucht in den Episteln, aber es bleibt immer und immer nur bei den Worten: „Nimm die Jungfer Witter.“ Er setzt sich zu Pferde und reitet aus, um den Gedanken los zu werden; er will auch da immer über einen Text nachsinnen. Aber es fällt ihm keiner ein, sondern immer nur statt des Textes die fatalen Worte: Nimm u. s. w. Er kehrt wie-

der heim, führt das Pferd in den Stall und läuft und klettert nun zu Fuß, kreuz und quer, durch's Gebirge, seine Füße sind zuletzt ganz müde, aber die Stimme in seinem Innern wird nicht müde, ihm ihr ewiges „Nimm“ zu wiederholen. So vergeht der Freitag und dann auch der größte Theil des Samstags; der Gedanke aber in seinem Innern vergeht nicht. Endlich wies er sich auf seine Knie, um in seiner gewöhnlichen kräftigen, dringenden Art Gott zu bitten: Er möge doch diesen thörichten, unerträglichen und abscheulichen Gedanken aus seinem Herzen nehmen. Aber jedesmal, wenn er diese Worte aussprechen will, ist es ihm, als würde er daran gehindert. Mehrere Male fällt er so, an seinem einsamen Plätzchen hinter dem Ofen auf die Knie und will den quälenden Gedanken wegbeten; endlich fällt ihm ein: Sollte wohl auch der Gedanke von Gott selber seyn? Da betet er: „Mein lieber Heiland! sollte es dein Wille seyn, so gib mir Unterwürfigkeit.“ Darauf wird er ruhiger und findet nun auch einen Text zu seiner Predigt. Aber der Gedanke in seinem Innern, der gar nicht nachlassen will, ist ihm noch immer so quälend und störend, daß auch der Sonntag kommt und er hat noch immer seine Predigt nicht inne. Da betet er von Neuem und ernstlicher: „Mein Herr! wenn dieser Gedanke von dir kommt, so gib mir doch die rechte Unterwürfigkeit.“ Jetzt wird er ganz ruhig und kann nun seine Predigt vollkommen einstudiren. Er steigt hierauf zu Pferde, läßt seiner Schwester auch ein Pferd, das sanfteste von allen bringen und der Jungfer Witter ein anderes, und so machen sie sich zusammen auf nach Schöneberg. Untermwegs betete er weiter: „Lieber Herr, du hast mein Gebet erhört, mir Ruhe gegeben; du hast mir Unterwerfung gegeben, jetzt gib mir auch freudige Unterwerfung.“ Kaum hat er so in seinem Herzen gebetet, da fühlte er sich von einer ungewöhnlichen Freude und Zufriedenheit durchdrungen; er gibt seinem Pferde die Sporen und sagt halblaut (in seiner damaligen soldatesken Manier): „Nun in Gottes Namen an den Galgen.“ Sie kommen in Schöneberg an. Da ist ein Bekannter von ihm aus Barr, der sein Töchterlein zu dem Herrn Pfarrer in Pension und Unterricht bringen möchte. Dieser Mann fragt ihn, wer denn seine beiden Begleiterinnen seyen? Oberlin antwortet: Die eine ist meine Schwester, die andere ist die Jungfer Witter, meine Schwägerin und Nichte à la mode de Bretagne, mein „Geschwai“ (?) und wer weiß noch was. — So ist's recht, sagt der Andere, jetzt gebe ich Ihnen meine Tochter noch lieber in Pension. — Darüber erröthet Jungfer Witter sehr. — Der Pfarrer indeß, nachdem der Gottesdienst vorüber ist, läßt die beiden Frauzimmer bei dem Begleiter, und reitet allein voraus nach Hause. Hier fährt er fort zu beten: „Mein Herr! Bis hierher hast du nun geholfen; ich habe dich um Unterwürfigkeit gebeten und habe dieselbe empfangen. Ich habe dich um freudige Unterwürfigkeit angefleht und sie ist mir gewährt worden. Nun schenke du mir noch ein anderes Zeichen deines Wohlgefallens an meinem jespigen Thun; gib du, daß diese Jungfrau, die so annehmliche Heirathsanträge: den des jungen Arztes, den meines anderen Bruders (eines reichen und geschickten Künstlers in Straßburg) ausgeschlagen hat, und die überdies sich unumwunden erklärt hat, einen Pfarrer würde sie nie heirathen, diese Jungfrau, die in allem Wohlleben und Annehmlichkeiten der

großen Welt erzogen ist, zu meinem Antrage, wenn dieser anders nach deinem heiligen Willen ist, sogleich und ohne mich lange hinzuhalten, Ja sage.“ — Die beiden jungen Damen sind indeß auch angekommen. Der Pfarrer führt sie hinaus in den Garten, wo im Schatten des Haselnußgestrüches ein Tisch und eine Bank in Hufeisenform aufgeschlagen waren. Er setzt sich an das eine, die beiden Franzenzimmer an das andere Ende. Darauf sagt er: Ich habe Ihnen, Jungfrau Witter! schon mehrmalen eine Röthe in die Wangen gesagt. So einmal in der Kirche, da ich über den Kleiderstaat sprach (sie trug sich nämlich damals sehr nach der vornehmen Französischen Mode), so auch heute in Schöneberg. Aber das ist Alles noch nicht genug; Sie sollen mir jetzt noch mehr erröthen. Sagen Sie mir, wollen Sie wohl ganz hier bei mir im Steintal bleiben, ohne es jemals zu versuchen, mich durch Ihre Verwandten und ansehnlichen Bekanntschaften aus dem Garten Gottes, den mir hier mein Herr anvertraut hat, hinwegzuziehen? Wollen Sie das, wollen Sie meine Lebensgefährtin seyn, so legen Sie Ihre Hand in die meine. — Jungfer Witter erröthet höchlich, hält ihre linke Hand vor die Augen, steht aber auf, nähert sich einige Schritte und legt dann ihre rechte Hand in die des Papa und so ist die Verlobung geschehen. — „Wohlan,“ sagt er, „jetzt begleite ich Sie nach Barr, dort nehmen Sie Post und fahren nach Straßburg, um meinen und Ihren Verwandten unsere Verbindung zu verkünden. Sie lassen dort den Ehecontract aufsetzen (denn Sie versprechen das besser anzunehmen als ich) und wenn alles Nöthige geschehen ist, will ich nach Straßburg kommen.“ — In Barr steigen sie bei dem Hause einer Verwandtin ab. Oberlin stellt dieser seine Braut vor. — Wie? sagt diese, Jungfer Witter Ihre Braut, von der man sich erzählt, daß Sie von Ihnen mit solcher unduldsamen Härte behandelt und so oft gekränkt worden sey?“ (Durch ein Mißverständniß war wirklich dieses Gerücht überall verbreitet worden.) —

Als Jungfer Witter nach Straßburg kommt, findet sie bei der Mutter Oberlin eine Gesellschaft von Freundinnen. Wie, fragt sie die Mutter ganz verlegen, Du bist da? Gewiß habt ihr beiden, Frig und Du, einen Verdruß mit einander gehabt? — Nein, liebe Tante, antwortet die Jungfrau, kommen Sie nur mit mir, ich habe Ihnen etwas zu sagen. — Darauf, als sie Beide allein sind, sagt die Jungfrau: Darf ich Sie dann wohl meine liebe Mutter nennen? werden Sie mich gern als Ihre Tochter anerkennen? — Was? sagt Mama Oberlin, ist das wohl möglich? und eilt dann sogleich, um die künftige Schwiegertochter ihrem Manne vorzustellen. — Indes hatte einer der Verwandten der Jungfer Witter für diese eine andere Parthie im Sinne und machte, als er den Ehecontract unterzeichnen sollte, allerhand Schwierigkeiten. Der Pfarrer sagte zu ihm: Wenn Sie sich weigern zu unterzeichnen, so werde ich zwei Bürger der Stadt als Zeugen nehmen, das kostet mich sechzehn Sous und die ganze Sache ist im Reinen. Der Herr Better mußte darüber lachen und unterzeichnete den Vertrag.

So weit die treue Geschichte der Verlobung unsers Johann Friedrich Oberlin. Wir wollen nun in einer späteren Mittheilung auch die Geschichte des Todes der treuen Lebensgefährtin erzählen, die der merkwürdige Mann so ganz aus Gottes Hand bekommen und angenommen hatte.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 31. März.

N^o 26.

Anzeige der Abhandlung von Dr. Steudel: Ueber Sünde und Gnade. Ermittlung biblischer Ergebnisse.

In der Ev. A. Z. Mai 1831 Nr. 46 – 50. ist meine Ansicht über Sünde und Gnade unter Voraussetzung einer Beschaffenheit derselben, in welcher ich zum Theil meinen Sinn nicht richtig getroffen finden kann, — andererseits mit Gründen, welche ich nicht hinreichend als der Schrift entnommen, oder auch nur mit ihr vereinbar glaube anerkennen zu dürfen, bestritten worden: daß ich veranlaßt wurde, eine der Bibel entnommene Erörterung über diesen Gegenstand ebenda. August 1831 Nr. 70. S. 556 ff. zuzufügen. Diese Zufüge habe ich in einer Abhandlung: „Ueber Sünde und Gnade“ zu lösen gesucht, welche ich dem ebendasselbst gegebenen Versprechen gemäß zuerst der verehrlichen Redaction der Ev. A. Z. zu gefälliger Aufnahme zusandte. Diese aber fand sie zu ausführlich, um ihr — sammt den Gegenbemerkungen, welche sie ihr zu verlangen schien — Raum zu gönnen, und erbot sich freundlich, eine von mir selbst einzusendende Anzeig des Aufsatzes aufzunehmen. Diese gebe ich hiemit unter der angefügten Bemerkung, daß die Abhandlung selbst sich findet in: Tübinger Zeitschrift für Theologie, 1832, S. 1., und daß die Verlagshandlung (Fues in Tübingen) bereit ist, solchen, welche es wünschen, dieses erste Heft (das noch weiter eine Abhandlung von mir: Ueber Heilmittel für die Evangelische Kirche und von meinem verehrten Collegen, Herrn Dr. Baur: Ueber Passah und Beschneidung, enthält) auch abgesondert vom ganzen Jahrgang zu verabfolgen.

Von der hier angestellten Untersuchung jedoch im Einzelnen Rechenschaft zu geben, geht eben deswegen nicht wohl an, weil ich in dem Aufsatze selbst schon mich bemühte, in möglichster Bedrängtheit zusammenzustellen, was die heilige Schrift von der Geschichte des Falls an bis in's N. T. von Kunde über Sünde und Gnade uns ausdrücklicher vorhält oder andeutet. Daher begnüge ich mich, nur aus dem Eingange und Schlusse der Abhandlung Einiges mitzutheilen, was sich eignet, die Leser über den Fragepunkt und über den Geist, in welchem er behandelt wurde, etwas in's Klare zu setzen. Was nämlich die Meinungs-

verschiedenheit betrifft, so mußte ich mahnen, sie gehe nicht so weit, daß es sich fragte um die Anerkennung der Schuld unser Aller vor Gott, um die Anerkennung des in Christo erschienenen alleinigen Heiles, um Anerkennung des durchaus Unzureichenden aller menschlichen Leistung zu Erwerbung des Wohlgefallens Gottes, um Anerkennung der Unentbehrlichkeit der entgegenkommen den göttlichen Gnade; um Anerkennung des Glaubens, als des einzigen, wodurch (nicht: weswegen) der Mensch des Heiles froh wird, um die Anerkennung, daß, wo etwas Gutes unter den Menschen geschieht, dieses von Gott gewirkt wird. Ueber alle diese Punkte habe ich bei jeder Gelegenheit als über solche, welchen ich als das Wesen des Christenthums bildenden beipflichte, zum Theil mit ausgeführteren Rechtfertigungen gegen die Gegner, und, wie ich hoffe, mit der unverkennbarsten, innigsten Theilnahme mich erklärt, daß ich wohl das Recht habe, Einsprache zu thun gegen das Aufbürden jeder mit der Geltung der voranstehenden Punkte im Widerspruche stehenden Ansicht, falls mir nicht eine solche widersprechende Aeußerung, als wirklich von mir gethan, wörtlich nachgewiesen werden mag. —

Hiebei konnte ich nicht umhin, auf das Bedenkliche des Verfahrens aufmerksam zu machen, wenn ein Anderer nach seiner Eigenthümlichkeit gewisse Wahrheiten in nothwendigen Zusammenhang mit einer für sich ausgebildeten Theorie gesetzt hat, und dann urtheilt, demjenigen, welcher diese Theorie sich nicht aneignet, oder ihr vielleicht gar widerspricht, fehle auch der Glaube, zu dessen Festhalten die Menschen meinten, die Theorie erfinden zu müssen. Der Mithrist neben solchen kann vielleicht der ganzen, ihnen zum Bedürfnisse gewordenen Folgerichtigkeit des erfundenen Systems entbehren, und ist seines aus dem Worte Gottes entnommenen, seligmachenden Glaubens so segensreich getroffen, wie erstere, obgleich er des Beiwerks jener Theorie völlig entbehren kann.

Das zweite, was ich im voraus zu erinnern nöthig fand, war, daß auch ich am wenigsten gegen den Grundsatz, daß die Schrift aus der Schrift zu erklären sei, verstoßen möchte. Eben darum aber, um uns scheue zu bewahren, die Schrift nicht aus menschlicher That heraus zu erklären, werden wir uns hüten, je aus einer Stelle Weiteres zu begründen, als was grade durch sie, einzeln betrachtet, begründet wird, und hintennach sehen,

welche weitere oder besonders gestaltete Auffassung uns etwa durch die Vergleichung weiterer Stellen geboten wird.

Die Abhandlung schließt, indem sie das aus dem Worte Gottes unter Beachtung des Entgegengehaltenen sorgsam Ermittelte in Folgendem zusammenfaßt: „Daß bei der entwickelten Ansicht der Mensch als halb gut und halb böse geschaffen angenommen werden müßte, ist nur eine mangelhafte Bezeichnung, aus welcher zu ihrem Nachtheil durchaus nichts gefolgert werden mag. Mit der Fähigkeit, für das Gute oder für das Böse (Kraft innerer Willensbestimmung) sich zu entscheiden, ist der Mensch jedesfalls (Gen. 2, 17.) geschaffen worden. Nur war, so lange er nicht aus der göttlichen Ordnung heraustrat, das Gute bei ihm das Herrschende. Wenn nun bei der gestörten Ordnung das Sündige als überwiegende Kraft hervortritt, ohne damit einzig sein Wesen zu bilden, so ist der Mensch dadurch nicht halb gut und halb böse, sondern er ist immer noch ein Wesen, das für das Gute oder für das Böse sich entscheiden kann; aber der Zug zu dem Bösen hin ist der seiner Natur nach hervortretende, statt daß ursprünglich der Zug zum Guten der seiner Natur nach hervortretende gewesen war. Er ist nicht ein Kraft seines Entstehens rein von Gott losgesagtes Wesen, sondern eben indem er für den ihm unentbehrlichen Einfluß der göttlichen Gnade von dem ersten Augenblicke seines Daseyns an zugänglich ist, ist er auch eben als dieser geworden, welcher die Befähigung zur Aufnahme der göttlichen Gnade in sich trägt, mit einem Keime des Guten ausgestattet.“

Dabei — anstatt daß ich auf andere Weise dasjenige, was ich mir bewußt bin, bei treuer Forschung als biblisch begründeten Inhalt und Gehalt dieser Lehre zu fassen zu haben, zur Geltung erhöhe oder zur Anerkennung empfehle, bemerke ich: „Mein Herz fordert mich auf zu bedenken, daß es, wie mir, so auch der entgegenstehenden Ansicht doch hoffentlich um nichts zu thun seyn wird, als das in dem Einen Herrn und Heiland erschienene Heil gehörig in seinem Werthe zu beleuchten. Bedarf sie hiezu einer Theorie, welche ich weder in der Schrift, noch in den sittlichen Bedürfnissen und in der unlängbaren Ausprägung des Menschen, wie ihn die Erfahrung vorweist, begründet finde: so möge das Festhalten an dem Einen und Gemeinsamen, das uns ausgemacht ist, uns in Liebe verbunden seyn lassen. Und glaubt der Eine, wegen des practisch Ungenügenden oder gar Schädlichen, das die Ansicht des Anderen in sich faßte, um diesen besorgt seyn zu müssen, so überhebe ihn solcher Sorge das treue Bemühen des Anderen, die Gnade, die ihm widerfährt, an sich nicht vergebens seyn zu lassen, also daß die Früchte zeugen für die Unverfälschtheit des Glaubens. Ein solcher Wettstreit wird nicht zu Jemand's Schaden, sondern nur zum Gewinne der Gemeinde aus schlagen, welche ist der Leib Christi (Eph. 2, 23.) und das Gefäß zur Aufnahme und Darstellung der unerschöpflichen Fülle dessen, der Alles in Allem erfüllt. — In ihm möge Jeder sich erfinden lassen!“

Ueberdies mag nun noch als Beleg für die Art, wie die neuerlich entsponnene, vorübergehende Störung manches sonst bestandenen theuren Verhältnisses sich ausgleicht, noch folgende, ebenfalls in die Tübinger Zeitschrift für Theologie niedergelegte Erklärung mitgetheilt werden:

Im Andenken an die unlängbare Pflicht der Christen, es darzulegen, daß unter ihnen der von ihrem Herrn und Meister Joh. 13, 34 f. empfohlene Geist der Liebe herrscht, oder, wo er im einzelnen Falle verstümmt war, doch wieder zurückkehrt, mache ich's mir zur Angelegenheit, nicht vorzuentshalten, daß der

mir bisher unbekannt gewesene Verfasser des unter den „Stimmen aus der Evangelischen Kirche“ in der Ev. A. Z. 1830 Nr. 55. S. 336. f. unter Nr. V. aufgenommenen „Schreibens von einem Predigervereine im Königreiche Württemberg,“ welches nicht für den Zweck öffentlicher Mittheilung zugeschildet worden war, und dessen Fassung der einzelne Einsender nur sich beigezeichnet wissen will, sich auf eine Art gegen mich erklärt hat, daß ich gerne mein über den Inhalt dieses Schreibens im Vorworte zum 1ten Hefte der Tübinger Zeitschrift für Theologie 1831 S. XXI f. gefälltes strenges Urtheil zurücknehme. Ich habe mit dem Herrn Verf., dessen Eifer um die Sache Gottes ich aufrichtig ehre, mich dahin verglichen, daß wir — als gegenseitig uns in Christo verbunden uns anerkennend — auch, sey's bei mancher Abweichung in der Auffassung der ewig Einen christlichen Wahrheit, die Hand zum Winken für die gemeinsame Sache des Herrn in Liebe, welche die eingetretene Störung als gar nicht eingetreten betrachtet, uns reichen.

Dr. Stendel.

Mittheilungen aus dem Reiche.

- 47) Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel.

Das Haus des ehrbaren Bürgers und Metzgermeisters Hufeland zu Erfurt mußte vor menschlichen Augen als eine rechte Wohnstätte der Schmerzen und Leiden, als ein Haus der Thränen und des Jammers erscheinen. Denn Gott hatte den frommen Hausvater, Michael Hufeland, gebürtig aus Tennstädt in Thüringen, schon seit mehreren Jahren auf ein hartes Krankenlager gebettet und die treffliche Hausfrau, eine geborne Fischer aus Langensalza, hatte die ganze Mühe und Sorge des Hauswesens auf sich ruhen, dabei aber noch ganz andere Sorgen und Kümmernisse von einer Art, in welche sich selbst der geübte Christ anfänglich nur schwer finden kann. Denn um jene Zeit (es war im letzten Jahrzehend des 17ten Jahrhunderts) war durch einige treue Verkündiger des Heils in Christo, besonders aber durch den sel. August Hermann Franck in Halle, auch in Thüringen eine große Zahl von Seelen zu innigerem Ernst und besserer Treue in ihrem Christenlaufe erweckt worden. Diese Seelen, welche von nun an durch ihren ganzen Wandel bezeugten, daß die Frucht des Evangeliums im Menschen nicht in Worten, sondern in der That und in der Kraft bestiehe, ermunterten sich gegenseitig zum Anhalten im Gebet und Wachen und hatten nicht selten Zusammenkünfte, bei denen sie sich durch gemeinsames Gebet und das Singen christlicher Lieder zu stärken und zu erquickten suchten. Dieses gab die nähere Veranlassung zu der heftigen Verfolgung und feindseligen Behandlung jener sogenannten Pietisten durch die Orthodoxen der damaligen Zeit, welche zum großen Theil die eigentliche belebende, den Menschen durch und durch heiligende Kraft des Evangeliums noch niemals an ihrem Herzen erfahren hatten, und welche deshalb durch das Licht, das hier aus dem verborgenen und verachteten Boden hervorbrach, beschämt und bestraft wurden. In den Kirchen und öffentlichen Versammlungen zum Gottesdienste fanden von nun an jene Seelen, in denen ein rechter Hunger nach dem Wort und dem Trost des Evangeliums erwacht war, statt der gehofften Geistesnahrung nur Aergerniß. Denn fast auf allen Kanzeln und bei jeder Gelegenheit wurde von den verblendeten Lehrern über die „Pietisten“ geschimpft und geläst.

fert und das Volk gewarnt vor denen, auf deren Wandel und Beispiel es vielmehr hätte hingewiesen werden sollen. Ja, die Orthodoxen gingen zum Theil in ihrem Eifer so weit, daß sie während des Lebens und sogar noch im Tode den Anhängern der neuen Secte die gemeinsamen Heilsgüter und gewöhnlichen Rechte der Christen versagten. Daher Viele auf gewaltsame Weise zu einer Art von äußerer Zurückgezogenheit von ihrer Kirche getrieben wurden. — Auch die beiden Fufelandsche Eheleute wurden mit in die heftige Verfolgung verflochten, und waren anfänglich nicht wenig erschrocken und erstaunt, da sie sich gerade von denen angefeindet und bestraft sahen, denen sie sich, seitdem dies neue Leben in ihnen war, so gern mit innigerer Liebe als jemals genahet hätten, und deren aufmunternden Beifall sie verdient zu haben sich bewußt waren: von den Lehrern des Evangeliums selber.

Zu diesem und manchem anderen häuslichen Leid und Wehe kam noch ein anderes, das besonders der Mutter Fufeland sehr zu Herzen ging. Sie hatte ihrem lieben Mann im Jahre 1693 ein Söhnlein geboren, das von seiner Geburt an bestimmt schien, ein Bild des bittersten, schmerzlichsten Leidens zu seyn. Denn das Kind war mit der Steinkrankheit geboren und durch die fast ohne Unterlaß anhaltenden Schmerzen so entkräftet, daß es seine armen Glieder nie zum Gehen oder Stehen benutzen konnte, sondern beständig liegen oder auf einem kleinen Stuhl angelehnt sitzen mußte. Oefters wurden die Leiden so heftig, daß sie dem Kinde nicht bloß mehrere Tage lang gar keine Ruhe ließen, sondern es ihm auch unmöglich machten, irgend eine Speise zu sich zu nehmen. So erhielt sich dieser kleine Mensch des Jammers zuweilen neun ganze Tage lang durch nichts, als durch einiges ihm dargebotenes Getränk. — Aber bei diesem Allen hatte Gott den vielgeprüften Eltern diesen Sohn der Schmerzen zugleich zu einem Sohn des Trostes bestimmt und geschenkt. Als, wie schon vorher erwähnt, zu jener Zeit die Schaar der näher verbundenen Gläubigen öfters in den Häusern zusammenkam, um sich in gemeinsamem Gebet und gegenseitiger Belehrung zu stärken, wobei auch zuweilen ein christliches Lied gesungen wurde; da hat das franke Kind schon im zweiten Jahre seines Lebens nicht bloß Allen aufmerksam zugehört, sondern das Gehörte auch so fest in sein Herz geprägt, daß es, wenn es einen Spruch oder ein Lied nur zwei- oder dreimal vernommen hatte, bei Gelegenheit dieselben ohne Anstoß hersagen oder singen konnte. So wurde einst seine Mutter (weil der bettlägerige Vater nicht selbst erscheinen konnte), vor die Commission der Regierung citirt, um da Nachenschaft zu geben über ihren Glauben. Da sie nun wieder nach Hause kommt, in der Stube auf und ab geht und recht mit bekümmertem Herzen darüber nachdenkt, wie sie es wohl anfangen solle vor Gott rechtchaffen zu leben und ihm nach seinem heiligen Wohlgefallen zu dienen, fängt das Kind an zu singen: „Wer mir wird nachgehen und auf mich stets sehen, thut richtige Schritte; und ob er gleich glitte, so irret er nicht, ich bin ja sein Licht,“ und schweigt darauf wieder still. Die Mutter wundert sich darüber, daß das Kind ihre Gedanken weiß und ihr wird so zu Muth, als ob Gott ihr durch den Mund des Knäbleins auf ihre Kümmernisse geantwortet hätte. — Ein anderes Mal war die Mutter auf's Rathhaus vor eine Versammlung geistlicher und weltlicher Herren gefordert und daselbst sehr geängstet worden. Als sie wieder zu Hause war am Abend, fängt der Kleine, ohne daß Jemand etwas von der Sache gesprochen hatte, an zu singen: „Armes Zion! Gott ist dein Lohn. Bleibe du ihm nur getreu; sey geduldig, leb' unschuldig vor der Welt und rede frei.“ — Darauf

spricht die Mutter, um ihn zu versuchen: Cäsperchen, was sollen wir denn frei reden? — Der Knabe antwortet: „Das Wort.“ Die Mutter spricht: „Was denn für ein Wort?“ Er antwortet: „Christus ist das Wort.“ Die Mutter sagt: „Da sollten wir schön ankommen, dann würden sie uns in den Bann thun; wie sollen wir's denn machen?“ — Das Kind besinnt sich und antwortet darauf: „Befehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.“

Auf eine wahrhaft rührende Weise zeigte sich bei diesem Kinde die Liebe zu solchen Menschen, welche Christum recht von Herzen liebten und es schien ihm hierin eine Gabe der Unterscheidung der Geister verliehen, so daß es sich immer zu denen am meisten geneigt fühlte, welche die aufrichtigsten waren. Wenn dann in dem kleinen Zimmer, bei'm Krankenbett des Vaters, dergleichen Seelen versammelt waren, da leuchteten die Augen des Kindes von einer so seligen Freude, „daß er wie ein Engel anzusehen war.“ Unter Anderen kam auch ein Schuhmachers-Gesell, Johannes, bei solchen Gelegenheiten in das Fufelandsche Haus; ein Mensch von innig tiefer Frömmigkeit und sehr stillem Wesen. Auf diesen hatte der Kleine ganz besonders seine Augen voll Liebe gerichtet, und Johannes die seinen wieder auf das Kind, ohne jedoch ein Wort zu diesem zu sagen. Einst, als Johannes wieder heimgegangen war, sagte das Kind: „Nicht wahr Vater, Johannes ist mein Bruder und Ihr seyd auch mein Bruder?“ Jener junge Schuhmacher starb bald hernach, da äußerte sich der Haß der sogenannten „geistlichen“ Possen gegen den vermeintlichen Gottesverächter selbst noch nach dem Tode. Man ließ den Leichnam lange unbeerdigt stehen; dann wurde der Sarg durch die Bettelbögte auf drei Stangen gebunden und an einem besonderen Ort außer der Stadt, dahin man die Vagabunden zu begraben pflegte, eingescharrt. Niemand durfte hiebei der Leiche folgen; nur der fromme Meister des Jünglings ging aus der Ferne dem Sarge nach.

Der Kleine indeß fuhr auch in dieser Zeit fort, seinen tiefbetrübten Eltern und ihren Freunden ein Engel des Trostes zu seyn. Er war eben einmal wieder sehr krank gewesen und hatte in vielen Tagen gar nichts gegessen, als ein Freund kam, seinen ebenfalls (seit mehreren Jahren) krank darniederliegenden Vater zu besuchen. Indem diese beiden mit einander sprechen, richtet sich das Kind, von welchem man eher geglaubt hätte, daß es sterben würde, von seinem Lager auf und fängt mit so heller, starker Stimme an zu singen, daß die Mutter, die eben bei dem Herde stand, hereinkommt in's Zimmer, um zu sehen, wer denn so laut singe? Das Lied des Kleinen lautete so:

Gottes Kinder säen zwar
Traurig und mit Thränen;
Aber endlich bringt das Jahr,
Wornach sie sich sehnen.
Denn es kommt die Erndtzeit,
Da sie Garben machen:
Da wird all ihr Gram und Leid
Lauter Freud und Lachen.
Ei so saß, o Christenherz,
Alle deine Schmerzen,
Wirf sie fröhlich hinterwärts;
Laß des Trostes Kerzen
Dich entzünden mehr und mehr,
Gib dem großen Namen
Deines Gottes Preis und Ehr,
Er wird helfen, Amen. —

Nachdem er diese Worte gesungen hatte, sprach er noch: „Er kann helfen, er wird helfen, er muß helfen,“ schwieg dann still und legte sich wieder nieder.

Ein anderes Mal, als er wieder sehr krank war und einige Freunde seine Eltern besucht hatten, singt der Kleine: „Hallelujah, Gloria! auf, des Herren Tag ist nah; wachet, haltet euch bereit; bald kommt die Erquickungszeit.“ — Ueberhaupt war es oft, als wenn mit diesem gebrechlichen, schwachen Leibe eines sterbenden Kindes Kräfte und Gewalten der seligen Ewigkeit spielten, welche das arme, fallende Laub erhuben und dasselbe bewegten nach ihrem Wohlgefallen. Solche Kräfte des Gebetes und des Preisens dessen, den diese junge Seele aus allen ihrem Vermögen liebte, ergossen sich ganz besonders oft in die Lieblinglieder des Kindes: „Auf, hinauf zu deiner Freude, meine Seele, Herz und Sinn,“ oder „Jesu voller Süßigkeit“ und „Triumph, Triumph, es kommt mit Pracht, der Sieges-Fürst heut aus der Schlacht,“ welches zuletzt erwähnte Lied das Kind mit noch viel größerem Interesse sang, seitdem die Mutter auf sein Befragen ihm die Worte: „Das stille Lamm jetzt nicht mehr schweigt; sich muthig als ein Löw' erzeigt,“ erklärt hatte. — Aber wenn auch der Mund schwieg, konnte man aus den Gebärden und dem ganzem Benehmen, ja sogar aus den Spielen, denen sich die kleinen Hände zuweilen hingaben, deutlich bemerken, daß das Herz ohne Aufhören mit dem Gedanken an Gott und göttliche Dinge beschäftigt war. Der Kleine verlangte niemals nach den geselligen, lauten Spielen der anderen Kinder, sondern verlangte lieber nach Einsamkeit und Stille; setzte man ihn auf den Hof in die freie Luft, da grub er kleine Oeffnungen in die Erde, und wenn man ihn fragte, was das bedeute? antwortete er: Ich begrabe, ich begrabe den alten Adam. Oder wenn er im Zimmer auf seinem Bettchen spielte, schnitt er mit einer kleinen Scheere die Gestalt von einem Altar oder von Leuchtern und anderen zum Altdienst gehörigen Dingen aus. Und wenn er eine Zeitlang so gespielt hatte, pflegte er insgemein mit einer Art von Angst, wie vor unruhiger Zerstreuung, die Spielgeräthe wegzugehen und verlangte nach einem Buche. In dem ganzen Benehmen dieses Kindes, das doch sein Leben nur auf fünf Jahre brachte, soll sich nie ein kindisches Wesen gezeigt haben, aus seinem Munde soll, nach dem Zeugniß derer, die es täglich beobachteten, nie ein eitles Wort hervorgegangen seyn, sondern es sprach überhaupt nur zur Nothdurft, und was es sprach, das diente denen, die es hörten, zur Erbauung oder Erinnerung. Denn welcher Erwachsene hätte nicht in der Geduld und Selbstverläugnung dieses Unmündigen ein Muster finden können, hinter dem selbst ein alter Jünger meist so weit zurückbleibt! — Ein Krümlein Käse zu dem Bissen trocknen Brodtes, der ihm dadurch genießbarer zu werden schien, war, nach langem Fasten, öfters die einzige Speise, wonach der Kleine verlangte. Die Mutter versagte ihm einm, aus Besorgniß die Krankheit zu vermehren, diese kleine Erquickung, da lächelte das Kind, weinte aber zugleich leise bei dem Lächeln. Ei, sagte die Mutter, willst etwa der alte Adam in Dir Herr werden? — Ich wollte ihm bald die Beine zerbrechen und nicht lassen aufkommen. — Das Kind seufzt und schweigt dann ein Weilehen. Darauf sagt es: Ach Mutter, er ist wieder weg; wenn er nur nicht wieder-

kommt. — Wenn zuweilen die Schmerzen, wie schon oben erwähnt, so heftig und anhaltend waren, daß sie den zarten Leib zu zerreissen schienen, und neun Tage lang alle Ruhe und alle Neigung zur Speise hinwegnahmen, hörte man doch von dem Knaben kein Wort der Klage, noch weniger der Ungeduld, sondern nur Seufzer, und, wenn man z. B. mit Nöthigen zum Essen in ihn drang, nur irgend ein Wort des Ernstes und der frommen Fassung.

Aber Gott eilte mit diesem frühe im Leiden bewährten und erstarkten Geiste zur Vollendung. In seinem fünften Jahre (1697) befiel den Knaben seine gewöhnliche Krankheit heftiger als jemals, und vier ganzer Wochen gab er noch auf seinem Siechbette Allen, die ihn sahen, ein Beispiel der engelartigen Geduld. Als die Sterbestunde mit der Angst des Todes herbeikam, verlangte der Kleine bald in diesem bald in jenem Bette, bald in den Armen seiner Schwester, bald der Mutter zu ruhen. Auf einmal spricht es: „Nun will ich zum Vater.“ — Die Mutter fragt: „Dorthin zum kranken Vater?“ — „Zu meinem himmlischen Vater,“ antwortet das Kind. — Zuletzt begehrt er Brodt und Wein und nachdem die Mutter ihm einen Bissen Brodtes, in Wein getaucht, an den Mund gehalten, saugt er dreimal daran und entschläft dann fröhlich.

Dem vielgeprüften Hause seiner Eltern, am meisten aber seiner Mutter, welche noch bis 1728 lebte, war das Andenken an diesen Sohn der Schmerzen und des Trostes auch noch in ihren späteren Leiden und Freuden ein Gedanke voll Gotteskraft und Stärkung, und die Mutter Hufeland erzählte die Geschichte des seligen Kindes öfters anderen Kindern als ein Beispiel jener Gotteskraft, die in den Schwachen mächtig ist. Aber auch uns Alten, so dünkt mich, kann wohl diese Geschichte zu einem ähnlichen belehrenden Beispiele dienen.

Nachrichten.

(Erlangen.) In drei Wochen erscheint dort bei Heyder: Des Christen Wallfahrt nach der himmlischen Stadt. Frei nach dem Englischen des John Bunian, bearbeitet von Dr. Heinr. Ranke. Mit einer Einleitung von Dr. G. H. Schubert, Hofrath und Professor in München. Ferner: Züge aus dem Leben des Prediger Felix Neff, herausgegeben von Dr. G. H. Schubert. Seitenstück zu Oberlin's Leben von demselben Herausgeber. gr. 8. br. Ausgabe auf weißem Druckpapier, und Ausgabe auf Velinpapier. Erschienen sind: Predigten über auserlesene Alttestamentliche Texte von Dr. J. E. L. Krafft, Professor und Pfarrer in Erlangen. Erstes Heft, enthaltend: sieben Predigten über das 53ste Capitel des Propheten Jesaias. gr. 8. brosch. Preis 12 Sgr. oder 54 Kr. — Dr. Ad. Th. Alb. Fr. Lehmann, Decan und Stadtpfarrer zu Ansbach, Betrachtungen über die Schrift: „Luther's kleiner Katechismus mit erläuternden Fragen und Antworten zur Grundlage des Religionsunterrichts in den Evangelischen Kirchen und Schulen des Königreichs Baiern. Zur Veranlassung der General-Synoden in Ansbach und Vaireuth, sämmtlichen Decanen und Pfarrern der beiden Conscriptoralbezirke im Entwurfe mitgetheilt. München, 1831.“ gr. 8. br. Preis 8 Sgr. oder 36 Kr. — Dr. Martin Luther's kleiner und großer Katechismus. Nach den ältesten Ausgaben kritisch und historisch bearbeitet von Dr. Joh. Konr. Frömischer. 8. br. Preis 12 Sgr. oder 54 Kr. —

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 4. April.

N^o 27.

Johann Heermann von Köben.

Dem unter den lieben Lesern der Ev. K. Z. etwa das Herz aufgegangen ist, als er in einem der vorigen Jahrgänge von Valerius Herberger las, der wird auch gern von seinem Freunde und Geistesverwandten Johann Heermann zu Köben hören, zumal dieser durch seine Lieder vielleicht noch länger und ausgedeiteter im Segen gestanden hat, als jener durch Rede und Schrift. Auch er war nicht bloß das, was die Deutschen Anagrammatisten durch Buchstabenverfälschung aus seinem Namen herausbrachten, ein Ehrenmann, sondern ein wahrer Gottesmann.

Sein Vater war ein ehrbarer und frommer, aber nicht vermittelter Bürger in dem kleinen Städtlein Naudent im Fürstenthume Wohlau in Niederschlesien, seines Handwerks ein Kürschner. Seine Mutter gebär ihn am 11. October 1585. In der heiligen Taufe empfing er den Namen seines Vaters. Vier Geschwister waren vor ihm gekommen, aber auch wieder heimgegangen. Die Eltern geriethen daher in große Angst, als Johannes in seiner zarten Kindheit einmal so heftig erkrankte, daß sein Leben in Gefahr stand. Inbrünstig flehte besonders die Mutter um seine Erhaltung; „schenke ihr ihn Gott zum zweiten Male, so wolle sie ihn zum Studiren halten, auch wenn sie sich das Geld dazu erbetteln solle.“ Ihr geschah, wie sie gebeten und geglaubt, und sie that nun auch, was sie gelobt hatte. Es hielt zwar nicht wenig schwer damit, denn der Vater baute sich zu gleicher Zeit ein eigenes Haus; und sieben theure Jahre vermehrten die Noth. Aber sie ließen sich durch den wackern Johannes Baumann, der damals Schulmeister, späterhin Pfarrer in Naudent war, gern in ihrem Vorfatze stärken, und ermunterten wiederum ihren Sohn.

Aus Baumann's Unterricht schied der Knabe mit seinem zwölften Jahre, und ward von seinen Eltern nach Wohlau zu Jacob Fuchs, dem Apotheker und Arzte des Orts, gegeben, der sich im Hause von ihm dienen, ihn aber auch zum Schulmeister Georg Gigas, genannt Hain, in den Unterricht gehen ließ. Es muß indeß der rechte Ort für ihn nicht gewesen seyn. Ein viertätiges Fieber überfiel ihn, zehrte ihn fast aus, und nöthigte die Eltern, ihn wieder zu sich zu nehmen, nachdem

er nur etwa ein Jahr in Wohlau zugebracht hatte. Er besuchte nun wieder die Schule seiner Vaterstadt unter den Lehrern Caspar Munchard und Gregorius Fiebing; von dem Letzteren insbesondere ward er drei Jahre lang zu kleinen Hausdiensten gebraucht, und deshalb eines näheren Umgangs gewürdigt. Er rühmte ihm nach, daß er die ersten Reime der Dichtkunst in seiner Seele geweckt habe und blieb mit ihm zeitlebens durch innige Liebe verbunden.

Heermann sollte aber noch durch drei Lehranstalten gehen, bis es zum Studiren mit ihm würde. Die erste unter diesen war wohl die wichtigste für sein ganzes Leben. Gott erweckte ihm an dem Cantor Balthasar Thilo zu Fraustadt einen Freund, der ihn dorthin auf die Schule und zu dem theuren Valerius Herberger in's Haus brachte. Hier waren Geist und Herz des Knaben trefflich wohl versorgt. Der Schule stand Johann Brachmann als Rector vor, ein Mann, wie wenige zu diesem Amte geschickt, der in kleinen Städten große Schulen hervorzurufen wußte; denn zu Kromau in Böhmen hatte er seine erste Lehrstunde 1595 mit vier Schülern angefangen, und, als er 1600 die letzte hielt, deren 254 gehabt; zu Fraustadt hatte er von 1600 — 1607 nicht weniger als 482 eingeführt, und nachher in Gurau binnen zwanzig Jahren 1447 unterrichtet. Um unseren Heermann erwarb sich dieser wackere Lehrer nun das besondere Verdienst, daß er seine köstliche Dichtergabe weckte und belebte und durch sie den Weg zu seinem Fortkommen bahnte. Im Hause mag's aber Heermann noch viel besser gehabt haben. Valerius liebte ihn wie sein eigenes Kind, er gab ihm seinen Sohn Zacharias zur Aufsicht und häuslichen Unterweisung; er brauchte ihn bei seinen Arbeiten und Schriften, wie seine rechte Hand. Da mag ein tiefer Eindruck von dem eben so geistreichen als heiligen Leben des frommen Dieners Christi auf die empfängliche Seele des Jünglings gemacht worden seyn; es war durch alle Folgezeit an der Treue zu sehen, womit er seiner Weise im Predigen folgte.

Dennoch blieb Heermann — warum? ist unbekannt — nur ein Jahr in Fraustadt, und zog im April des Jahres 1603 mit einem rühmlichen Zeugnisse von Valerius Hand auf das Gymnasium zu St. Elisabeth in Breslau, wo er eine freie Wohnung bekam. Er hat dort den Unterricht des Professors

Scholz und des Rectors Nicolaus Steinberger genossen; sonst aber weiß man nichts von seinem dasigen Aufenthalte. Ob er der Dichtkunst fleißig obgelegen, wird nicht zweifeln, wer die Proben der Reife liest, die er bald darauf zeigte. Daß er dennoch St. Elisabeth nach anderthalb Jahren (October 1604) wiederum verließ und nach Brieg auf das Fürstliche Gymnasium ging, wundert uns nicht. Die Geister junger Dichter finden oft lange Zeit keine bleibende Stätte, weil nicht jede Schule sie faßt; auch lag dies Ziehen von einer Schule und von einer Stelle auf die andere im Geiste der Jahre, die dem dreißigjährigen Kriege vorangingen. Ahnungsvolle Gemüther trieb damals das dunkle Vorgefühl seiner Drangsale eben so mächtig umher, als die aus dem Mittelalter noch herübergestossene Sucht, immer neue und größere Lehrer aufzusuchen. An der Schule zu Brieg aber glänzte damals der Name und die Gabe des Rector Schickfuß, und Heermann verrieth ihm bald sein treffliches Talent. Er hielt Reden und las seine Gedichte vor, oft im Beiseyn der Herzoge, der Fürstlichen Räte und anderer Gelehrten, die ihm reichen Beifall zollten. Schon im Jahre 1605 wurden einige kleine Werke von ihm gedruckt. Sie waren: eine der vier Reden, die im Februar dieses Jahres von eben so vielen Schülern über Werth und Nutzen der Bibliotheken öffentlich gehalten wurden, eine kleine Sammlung von Anagrammen und eine andere von Metagrammen, beide in Lateinischen Versen, die er sehr leicht und gefällig schrieb. So gewann er die Herzen mancher angesehenen und trefflichen Männer. Schickfuß verhalf ihm zum Amte eines Aufsehers über zwei junge Herren v. Rothkirch und einen v. Kottwitz, was seinem äußeren Fortkommen eben so dienlich war, als seinem Studiren, indem er mit ihnen die Lectionen wiederholen mußte. Auch viele andere Gönner, adeligen und bürgerlichen Standes, sagten ihm mündlich und schriftlich Liebe und Beförderung zu. Im Jahre 1607 fühlte er sich reis zur Universität, und hatte durch den Lehrer Conrad Passelius Hoffnung zu einem Fürstlichen Stipendium. Aber der Vater seiner Zöglinge, der Gebrüder v. Rothkirch, ein frommer und fleißiger Rechtsgelehrter, den Heermann herzlich liebte und ehrte, forderte ihn auf, noch länger bei seinen Söhnen zu bleiben, bis er sie auf Universitäten und Reisen begleiten könnte. Daher studierte er von nun an für sich, benutzte die Bibliotheken des Herzogs und des Rectors und machte noch mehrere Reden und Sammlungen von kleinen Gedichten durch den Druck bekannt. Sie erregten die Aufmerksamkeit eines Kaiserlichen gekrönten Dichters, Matthias Zuber, aus Baiern gebürtig, der damals nach Brieg gekommen war, und Heermann eröffnete ihm sein sehnliches Verlangen nach der höchsten Dichterschule jener Zeit. Zuber empfahl ihm dem Propste zu Leutmeritz, Kaiserl. Groß-Almosenier und Pfalzgrafen Jacob Chimarrhous, einem eifrigen Beschützer der Musen, und als dieser seine Fürsprache zugesagt, wagte es Heermann, den Kaiser Rudolph II. in einem kleinen Lateinischen Gedichte um den Vorbeerfranz zu bitten. Er ward ihm bewilligt und dem drei und zwanzigjährigen Jünglinge am 8. October 1608 in öffentlicher feierlicher Handlung zu Brieg durch den Doctor und gekrönten Dichter, Caspar Cunrad, aufgesetzt. Fürstliche Hauptleute und Räte, viele andere Gelehrte und drei gekrönte Dichter waren zugegen. Der Rath zu Brieg reichete diesen und ihm den Ehrenwein, und eine Druckschrift verewigte die ruhmvolle Begebenheit. — Heermann fühlte sich hocherhoben und erfreut, und gewiß nicht in thörichtem Eitelkeit, sondern in edler Liebe zur schönen Kunst. Man soll die Menschen jener

Zage nicht nach den unsrigen messen; auch der Ehrgeiz der jungen Studirenden beugte sich damals unter der Gottesfurcht. Heermann ließ in den silbernen Reif unter dem Kranze die Worte graben:

„Mit der Gerechtigkeit Krone im Himmel schmücke mich Jesus, Chimarrhous Günst' zierte mit dieser mein Haupt.“

Mit vollem Eifer wandte er sich nun zur Theologie und zwar alsbald zur rechten, die aus dem Herzen quillt und zugleich den Geist am Worte Gottes nährt. Die letzten Früchte seines Fleißes in Brieg waren: Blüthen aus Dittfried's Evangelien-Garten, ein Gebetbuch und ein Inbegriff des biblischen Christenthums. Sie erschienen 1609. Zu Ostern des nämlichen Jahres ging er, nach der Bestimmung seines Patrons, Wenzel's v. Rothkirch, mit dessen Söhnen über Leipzig und Jena nach Straßburg, wo er die Freude hatte, von einem Landsmanne aus Falkenberg, Dr. Melchior Sebisch, unter die academischen Bürger aufgenommen zu werden. Es ging ihm dort anfangs sehr wohl. Im Aeußeren lebte er

„Unbekümmert, wie hoch der Wirth den Waizen bezahle,
Und wie Reiche genährt; Andre bezahlten für ihn.“

Seine Zöglinge hatte er lieb, wie sie ihn. Mehrere Jugendgenossen waren ihm werth, Paul Crusius aber ein rechter Herzfreund geworden. Bald nach seiner Ankunft hatte er auch den Theologen Pappe und Marbach, bei denen er hörte, nach den Professor der Beredtsamkeit, Marcus Florus, aufgesucht und einen Vater an ihm gefunden. Auch einer der Professoren der Rechte, Justus Meyer, ward ihm gewogen. Beide Männer waren vorzügliche Redner und Dichter, würdigten ihn ihres Umganges und Unterrichtes, und er lernte viel von ihnen, besonders in der Poesie. Durch sie mag es auch geschehen seyn, daß er entfernten Gelehrten bekannt wurde, und in Gedichten und Briefen mit ihnen verkehren durfte; die bedeutendsten unter ihnen waren Gruter in Heidelberg, Rittershusen in Altorf, Remus in Nürnberg. Seine Wünsche gingen aber noch weiter. Von Straßburg aus, dachte er, wenn seine Lust an der Wissenschaft gestillt wäre, noch andere Länder zu sehen. Doch die Blüthe seines academischen Lebens hatte sich kaum entfaltet, als sie auch schon wieder verwelkte. Es war einmal der Rathschluß dessen, der sein Wirken auf der Erde reich an Segen, und seine Seele reis für den Himmel machen wollte, daß er nirgends lange ausrufen durfte, bevor er zur Stätte seines Bleibens gekommen war, und daß ihm dann diese Stätte ein Ort des Leidens werden sollte, nachdem er sie gefunden. Nur ein Jahr hatte er in Straßburg verlebt, da verdunkelten ihm rheumatische Zufälle das Augenlicht, und die Aerzte riethen ihm dringend, in's Vaterland zurückzufahren, weil sein Uebel vom Weine in jener Gegend herrühre, den er nächst dem Wasser täglich zu trinken genöthigt war. Der Vater seiner Zöglinge gab ihm dazu die nöthige Erlaubniß, er segnete sie sammt seinen Lehrern und Freunden und trat im Spätherbste des Jahres 1610 die Rückreise auf dem Rheine in einem Schiffe an, das ihn bis Frankfurt brachte. Der Anfang ist gut; er findet unter den Reisegefährten einen lieben Mann, der ihm die Vangeweise der Fahrt durch sein anziehendes Gespräch verkürzt; er trifft in Frankfurt unvermüthet den berühmten Philosophen Gorkenius aus Marburg an, den er hatte besuchen wollen; er bewegt einen Freund zu einem kleinen Darlehn, das seiner geschmolzenen Baarschaft wieder aufhülft. Ernüthigt wagt er es, wie er scherzhaft sagt, „auf hölzernem Rosse“ weiter zu reifen. Aber nun tritt ihm auch Alles entgegen; Weg und Wetter sind schlecht; es

regnet unaufhörlich; in drei Wochen sieht er nur drei heitere Tage scheinen. Zum Glück trifft er zwar eine Fuhrgelegenheit durch's Pfaffenland, und am fünften Tage, nachdem er Frankfurt verlassen, einen Landsmann, der ihn aufnimmt und erquickt. Von ihm an aber verfolgt er nur mühsam seinen Weg, wird fast täglich bis auf die Haut durchnäßt, und findet in elenden Herbergen weder freundliche Gesichter, noch Erfrischungen, noch gutes Lager. Dennoch erreicht er Leipzig, gönnt seinen von Regen und Sturm durchkälteten Gliedern einen Ruhetag und besucht auf den Rath seines Freundes Schickfuß den Professor der Dichtkunst, Conrad Bayer, der ihn liebevoll anredet, ihn an seinem Tische labt, und ihm, wie auch früher Goklenius gethan, das Anerbieten macht, daß er bei ihm bleiben solle. Heermann kann es nicht bemühen, weil Briefe aus der Vaterstadt ihm Hoffnung auf einen Ruf gemacht haben, der bald an ihn ergehen werde. Er scheidet mit einem Herzen voll Dankbarkeit von dem freundlichen Manne, eilt weiter, gelangt endlich vor die Thore seiner Vaterstadt, und begrüßt sie mit einem kleinen Gedicht. Die Freude des Wiedersehens wird ihm zwar durch das viertägige Fieber, in dem seine Mutter liegt, und durch eigene Leiden vergällt; denn er tritt sehr angegriffen von der beschwerlichen Reise und krank in's väterliche Haus. Aber doch ist sein Herz erfreut und dankbar für die gelungene Heimkehr. So lange er in Straßburg gewesen war, hatte Baumann auf der Kanzel für ihn gebetet; jetzt bittet ihn Heermann, an demselben Orte vor der ganzen Gemeinde Gott zu danken, weil er jenes Flehn erhört, und ihn durch seiner Engel Schaar in die Heimath zurückgeführt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Anzeige.

- I. Sammlung (535) geistlicher Lieder. Nebst einem Anhang von Gebeten. Basel bei C. F. Spittler, 1831. p. XXX. S. 366. gr. 8.
- II. Choralbuch. Ebendasselbst.

Nachdem seit dem Mai 1829 durch mehrere Aufsätze in der *Ev. R. Z.* die Aufmerksamkeit Vieler auf die vorhandenen Gesangbücher geschärft und die Mängel dieser und der früheren fühlbarer geworden waren, wartete man sehnlich auf ein positives Resultat jener interessanten Verhandlungen, auf die von dem Verfasser des Aufsatzes: „Gesangbücher und Choralbücher,“ *Ev. R. Z.* 1829 Nr. 41—44., versprochene Sammlung auserlesener, durch Inhalt und Form ausgezeichneten alter und neuer Lieder. Diese ist nun bereits im Jahr 1831 unter dem obengenannten Titel, in angemessener, würdiger Gestalt erschienen, und wenn ich jetzt, da ich mit dem Wunsche, diese mir hochwerthe Liedersammlung recht vielen meiner lieben Mitchriften in der Nähe und Ferne in die Hände zu geben und an's Herz zu legen, diese Anzeige mit der des bereits auch gedruckten Choralbuches verbinde, — bedaure, daß nicht ein Besserer viel früher schon auf dieselbe empfehlend hingewiesen hat, so freue ich mich doch auch andererseits, daß ich nach einem durch sieben Monate fortgesetzten täglichen Gebrauch sowohl selbst damit genau unbekannt worden bin, als auch viele Gelegenheit gefunden habe, meine Erfahrung durch die gleichlautenden Mittheilungen und Aeußerungen Anderer bestärkt zu sehen, so daß ich nunmehr desto unbedenklicher und zuverlässlicher diese Lieder und Gebete als ein sehr geeignetes Hülfsmittel eines gemeinschaftlichen häuslichen Gottesdienstes rühmen kann. Die in der Vorrede p. III. ausgesprochene Hoffnung des geehrten und geliebten Herausgebers, daß

„die von ihm gesammelten, ihm so lieben Lieder, welche ihre Kraft zum Theil seit Jahrhunderten an so vielen Herzen bewährt haben, diese Kraft auch künftig bewahren, daß der Segen des Herrn, durch welchen sie entstanden, auch fernerhin auf ihnen ruhen werde,“ — ist zum Theil schon in Erfüllung gegangen. Keinem meiner näheren Freunde fehlt dies Gesangbuch, und von jedem derselben vernehme ich das Geständniß, dieses Buch habe ein lange und tief gefühltes Bedürfnis ihres Herzens befriedigt, ja ihnen schon nach kurzem Gebrauche mehr geboten und gewährt, als sie gesucht und erwartet hätten; von diesen Liedern könne man jedes lesen, ohne je fehlzugreifen oder die gesuchte Erbauung zu vermissen, diese Liedersammlung könne man jedem Menschen getrost in die Hände geben u. s. w., es sey ein vollständiges, ein ächt Evangelisches und ein auch in poetischer Hinsicht auserlesenes Gesangbuch. Die Wichtigkeit dieser Aeußerungen wird aus Folgendem näher erhellen.

A. Als ein vollständiges Gesangbuch enthält es, wie die p. XVII—XXVIII. vorangestellte Uebersicht des Ganzen zeigt:

a) alle Rubriken der gewöhnlichen Gesangbücher und dazu noch manche, die in vielen anderen Gesangbüchern fehlen, oder wenigstens nicht besonders genannt sind, wie die Tischlieder, ein (sehr liebliches) Wiegenlied, eines über den Brautstand, Jugendlieber u. s. w.;

b) für alle Feste, auch die nicht mehr kirchlich gefeierten, wie: Mariä Verkündigung, heilige drei Könige, Taufe Christi, Michaelisfest, bietet es die besten Lieder;

c) enthält es einen Inbegriff der ganzen christlichen Lehre, wie die nach der Lehre von dem dreieinigen Gott und dessen Offenbarung in der Geschichte seines Reiches auf Erden geordnete Folge der einzelnen Abtheilungen zeigt. (Vgl. *Ev. R. Z.* 1829 Nr. 43.)

B. Aecht Evangelisch ist diese Liedersammlung, indem sie a) kein Lied und keinen Vers enthält, in welchem irgend wie der heiligen Schrift A. und N. L. und den aus und nach ihr entworfenen symbolischen Büchern unserer Kirche widersprochen würde, vielmehr finden sich in derselben

b) auch die besten von jenen vorzugsweise dogmatischen und didaktischen Liedern, welche die Hauptlehren des Christenthums bestimmt und gründlich erörtern, ohne jedoch deshalb unpoetisch und unsingbar zu seyn. Wenn der geehrte und ehrwürdige, aber schon wegen seiner ernsthaft gemeinten Parodirung weltlicher Lieder auf dem Gebiete geistlicher Dichtkunst weniger stimmfähige Harms in seiner Broschüre über das neue Berliner Gesangbuch (Berlin bei G. Reimer, 1830) das Lied des D. Speeratus: Es ist das Heil uns kommen her u., nicht für einen Gesang gelten lassen will, so bitte ich ihn, zu bedenken, mit welcher Freude dieses Lied vor dreihundert Jahren oft, laut und schön genug gesungen wurde, z. B. 1546 in Heidalberg (cf. V. L. a Seckendorf: de Lutherismo, Additio ad §. CLII.), oder dasselbe Lied einmal von einer gläubigen Gemeinde singen zu hören. Ungläubige Gemeinden freilich, welche eben ihres Unglaubens halber nichts recht Gemeinsames, auch keinen erwecklichen, gemeinsamen Kirchengesang haben und pflanzen können, werden auch die am meisten lyrischen Lieder, z. B. eines Gerhard, theils frohig und herzlos der Orgel nachhallen, theils unverschämte vorschreien. Lieder, wie das genannte, und Luther's: Nun freut euch lieben Christen gmein u., haben, nach den Zeugnissen Römisch-Katholischer Schriftsteller, „mehr Seelen, besonders im Salzburgerischen, getödtet (scilicet!), als

alle Schriften und Predigten Luther's" (G. Arnold's Kirchen- und Reher-Historie, B. XVI. c. XI. 35. Langbecker: Das Deutsch-Evangelische Kirchenlied, p. 67. 103.), und werden sich auch in unserer Zeit, wo so viele Christen vom Evangelium fast noch weniger wissen, als damals, als sehr nothwendig und heilsam erweisen.

C. In Hinsicht auf poetischen Gehalt sind

a) die ganz prosaischen oder sentimentalen Dichtungen neuerer Zeit ausgeschlossen,

b) von den alten Liedern nur die besten und bewährten, auch der Form nach vollendetsten, die in anderen Gesangbüchern unserer Tage theils ganz fehlen, theils mehr oder minder abgeschmackt verstümmelt sich zeigen, unverfälscht aufgenommen, dagegen anstößige und unpoetische weggelassen worden.

Ich glaube, daß das bisher Gesagte hinreicht, um den Leser dieser Anzeige zu überzeugen, daß das mehrgenannte Gesangbuch weder an der Undiriflichkeit und Flachheit der meisten seit sunstigen Jahren herausgekommenen Gesangbücher leidet, — (unter denen das Bremische vom Jahre 1812 besonders genannt zu werden verdient, weil dessen vier Herausgeber in der Vorrede p. V. offen genug gestehen, daß sie, um „Einsseitigkeit“ und Eintönigkeit zu vermeiden, Lieder für das „neure“ sowohl als für das „ältere System“ aufgenommen, wie das Verzeichniß der Verfasser S. 641—653. zeigt, Leute wie J. Angelus, Basedow, Bogatzky, Bürger, Gerhard, Göthe, Haller, Hardenberg, Menzer, Moses Ephraim Kuh (ein jüdischer Gelehrter!), Rambach, Ramlar, Schalling, Schiller, Schinck, Schmolcke, Schubart, Speratus, Teller, Tersseegen, Voß, in bunter Reihe nacheinander!) — noch auch an der geschmacklosen Fülle der meisten älteren, indem es im Allgemeinen viel weniger Lieder als diese enthält, dafür aber auch manche, welche man in denselben meist vergebens sucht, wie die vielen Christen so werthen von Freylichshausen und Chr. Fr. Richter.

Als dankenswerthe Zugaben erwähne ich noch,

1. daß manche veraltete Ausdrücke in untergesetzten Anmerkungen kurz erklärt;

2. öfter auch die Bibelsstellen angeführt sind, welche einem Liede oder Verse zu Grunde liegen, wenn sie zum Verständnis oder zur Erläuterung beitragen,

3. daß unter jedem Liede, dessen Verfasser bekannt ist, der Name steht;

4. p. VII—XVI. aber ein alphabetisches Verzeichniß aller in der Sammlung vorkommender Liederdichter sich findet, nebst kurzen Notizen über ihr Leben und die Hauptlieder;

5. ein Verzeichniß der zum Beten geeigneten Lieder und Lieberverse, p. XXIX. XXX.;

6. S. 334—355. eine Sammlung trefflicher, bewährter Gebete, unter andern Morgen- und Abendgebete, die mir unter allen, die ich kenne, am meisten zufagen.

Endlich, von meinen und Anderer Wünschen, die bei der Bearbeitung einer zweiten Auflage vielleicht Berücksichtigung finden dürften, erwähne ich folgende:

1. Es möchten noch einige wenige Lieder aufgenommen werden, aber nur wenige. Denn unter allen Liedern, die z. B. mir als fehlend genannt wurden, möchte ich nur das Abendlied: Hirte deiner Schafe u. von Schmolcke zur Auf-

nahme vorschlagen, obwohl auch dies größtentheils durch die zwei letzten Verse des von Harms'seltamer Weise verachteten Abendliedes: Nun ruhen alle Wälder u. von V. Gerhard ersetzt wird. Wollte man aber allerlei Lieder bloß deshalb aufnehmen, weil sie Diesem oder Jenem lieb geworden, so würde selbst eine Sammlung von mehr als tausend, guten und schlechten, Liedern nicht ausreichen, andererseits aber durch die übergroße Menge der Lieder und die Verschiedenheit ihres Gehalts die genauere Bekanntschaft mit den besten derselben und damit den besten Theil der aus Liedern zu schöpfenden Erbauung erschweren, ja für Viele unmöglich machen.

2. Vielleicht könnten, ohne daß eine Erhöhung des Preises nöthig würde, etwas ausführlichere Notizen über die Liederdichter, noch besser aber

3. noch mehr der merkwürdigsten und lieblichsten Geschichten von den Wirkungen einzelner Lieder und Verse beigegeben, — und

4. neben der gewöhnlichen eine Taschen-Ausgabe für Reisende veranstaltet werden.

II. Das genannte Choralbuch ist empfehlenswerth, weil es

1. die Melodien in ihrer ursprünglichen Gestalt, ohne provinzielle oder locale Variationen,

2. so viele enthält, daß sie für das mehrgenannte und wohl auch für andere Gesangbücher hinreichen, unter ihnen solche, die bisher fast ganz unbekannt geblieben,

3. die größtentheils von der seligen Luise Reichardt herrührende, hier zum erstenmale gedruckte Harmonirung der Choräle ist einfach, sinnvoll und überaus lieblich und anmuthig. Der Würde des Choral's ganz angemessen tragen und heben, fördern und zieren die begleitenden Stimmen ihre Melodien. — Sie sind leicht und angenehm zu singen, wie zu spielen, doch weit entfernt von der wässerigen Leichtigkeit fast aller neueren Choralbücher, wo die begleitenden Stimmen als charakterlose Lückenbüßer erscheinen.

4. Zur bequemeren Auffindung der Choräle sind dieselben alphabetisch geordnet, zugleich aber ist durch engeren Druck, wo es nöthig war, verhütet, daß nicht das Spiel durch das Umschlagen des Blattes unterbrochen und gestört werden muß.

5. Desungeachtet ist der Druck nie zu enge, sondern allenthalben leicht zu lesen, sauber und schön; das Papier gut.

Solche Reußerlichkeiten, die vielleicht Manchem unbedeutend und der Ausführung unwerth scheinen werden, erleichtern doch den Gebrauch eines Choralbuchs so sehr, daß sie angeführt werden müssen, wenn es als ein brauchbares empfohlen werden soll.

Schließlich sage ich dem theuren Herausgeber im Namen vieler Leser herzlichsten Dank für die mehrjährige uneigennützig Mühe und Arbeit, die er auf die Sammlung und Auswahl der Lieder und Choräle gewendet, und wünsche, daß er seinen Zweck, etwas zum Lobe Gottes und zum Heile seiner Mitmenschen zu thun, an recht Vielen erreicht sehen möge, durch die Gnade dessen, der unserem Pflanzen und Begießen Segen und Gedeihen gibt. *)

*) In Berlin ist dieses Gesangbuch zu haben bei Sam. Elsner, Spandauer-Straße Nr. 40., und Seminar-Director Heller, Wilhelm's-Straße Nr. 139. Preis 15 Sgr.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Samstag den 7. April.

N^o 28.

Johann Heermann von Köben.

(Fortsetzung.)

Der liebevolle fromme Gott, wie ihn Heermann selber nennt, that aber bald noch mehr an ihm. Er stellte ihn und seine Mutter wieder her; er versattete ihm eine Reise nach Bries zu seinen alten Freunden und zu seinem Patron Wenzel v. Rothkirch, der ihm mit milder Hand die Wegzehrung von Straßburg her ersetzte; er lenkte auch das Herz des Grundherrn in dem damals nicht unansehnlichen Städtchen Köben am linken Ufer der Oder, ihn zum Kaplan an der Evangelischen Gemeinde daselbst zu berufen. Heermann folgte freudig, ließ sich in Bries zum Seelenhirten weihen, kehrte mit zehn Dukaten, die ihm ein edler Gönner, Gabriel v. Schmolz auf Schlawig, nach seiner Ordination unerwartet verehrt hatte, nach Naumburg zurück, und trat am Himmelfahrtstage 1611 sein Amt in Christi Namen an. Sein Gebet dabei war:

Du ruffst mich in dein Heiligtum;
Hilf, König Christe, daß dein Ruhm
Allein erhöht und deiner Heerde
Das Heil von mir verkündet werde!

Schon in der nächsten Woche darauf starb der alte und kränkliche Pfarrer Caspar Kölichen, dessen Gehülfe er geworden war, und er zeigte sich in dessen Vertretung alsbald so eifrig und tüchtig, daß ihn Leonhard v. Kottwitz sofort zum Pfarramte berief; am Martinstage desselben Jahres ward ihm die Kirche angetraut.

Es ist nun wohl der Mühe werth, mit mehr als einem Worte zu beschreiben, wie es im Lande Schlesien, wie es besonders zu Köben mit der Evangelischen Kirche damals bestellt gewesen. Bei weitem der größte Theil des Volkes war ihr zugethan, hielt eifrig, ob seinem Bekenntniß, lebte aber fast überall in großem Frieden mit der sehr kleinen Zahl der Katholischen Einwohner. Von den Vätern im reinen Glauben aufgezogen, durch den neuerdings errungenen Majestätsbrief geschützt, statteten die Bürger der größeren Städte ihre Kirchen reichlich aus, und besetzten sie mit tüchtigen Geistlichen; noch mehr aber ergoß sich die fromme Freigebigkeit des hohen und niederen Adels in

großen Stiftungen über die kleinen Städte und das Land. In den Reihen dieses Adels stand das Haus der Herren v. Kottwitz — seit 1477 wenigstens im Besitze von Köben und umliegenden Dörfern — keinem der Gleichen nach im Eifer für reine Lehre und Glauben, für christliche Ordnung und Begründung nützlicher Anstalten. Georg I. aus diesem Hause, schon vor der Reformation Hussit, fiel augenblicklich der Lehre Luther's bei, als sie verkündigt ward; sein Sohn Sebastian I. führte sie 1540 in der Domkirche von Köben ein; sein Sohn Georg II., dem die Sache der Evangelischen ganz besonders am Herzen lag, erbaute, weil der Dom verfiel, eine neue Kirche in der Stadt, stellte späterhin auch den Dom wieder her, damit der Gottesdienst abwechselnd in beiden gehalten werden konnte, entwarf eine gute Einrichtung des Gottesdienstes, beschenkte und erweiterte die Schule, und zeichnete in einer trefflichen Ordnung für Kirche und Schule, für Hospital und Armenpflege, für die Sonntagsfeier und äußerliche Zucht unter den Bürgern, der Herrschaft und dem Rathe die Pflichten einer wahrhaft christlichen Obrigkeit vor. Bei seinem Leichenbegängnisse rühmte der Geistliche, der die Rede bei seiner Gruft hielt, ihm nach, daß er einst gesagt habe: „Für einen rechtschaffenen und treuen Prediger wäre er bereit, ein Stück Guts (ein Landgut) in die Schanze zu schlagen, wenn es die Noth erfordere.“ Der Sohn dieses ehrwürdigen Herrn war auch der Erbe seines gläubigen Sinnes, war ein treuer Schutzherr der Kirchen- und Schuldienere in hochbedrängten Zeiten, und von Anfang an ein Herzfreund Heermann's, den er nach Köben berufen hatte. Als dieser einmal der Religionsverfolgung wegen überaus bekümmert war, sagte Leonhard zu ihm: „Er solle nur getrost seyn, und wenn er in der Welt nur ein Räumlein hätte, als der Tisch groß, so solle Heermann mit den Seinigen eine Stelle davon haben; sie wollten zusammen leben und sterben.“ Und in der Leichenpredigt, die ihm Heermann hielt, konnte er auch bezeugen, daß ihn Leonhard als einen Engel Gottes geehrt und gehört habe, und wenn's möglich gewesen wäre, würde er die Augen ausgerissen und ihm gegeben haben. — Zu einer so wohlgeordneten Gemeinde kommen, unter einem solchen Grundherrn stehen, dabei die fröhliche Bewegung der edleren Ge-

müther zum Bau der Evangelischen Kirche des Vaterlandes sehn, mit eifrigen Predigern des Reiches Gottes, als mit Valerius und Zacharias Herberger, und Timäus in Braunschweig, mit Brachmann in Gura, und Fiebing in Deichslan, seinen theuren Lehrern, mit Rundorf, dem Kaplan in Köben, seinem innig befreundeten Amtsgenossen umgehen, und dabei unangeregt, unerhoben, unentzündet für die heilige Sache seines himmlischen Herrn und Meisters bleiben, war wohl unmöglich für ein von Natur so empfänglich, dem Geiste Gottes so zugängliches, so durch Armuth zur Demuth getriebenes Herz, wie Heermann's, dessen Augen von Kindheit an auf Jesum gerichtet worden waren, und dessen Mund nun den Beruf empfing, die Wunder an seinem Evangelium zu verkündigen. Auch die Gattin, die er sich bald nach dem Antritt seines Pfarramts wählte, muß ihm durch ihren frommen Sinn zu dessen treuer Verwaltung förderlich gewesen seyn. Es war Dorothea, die Tochter des Bürgermeisters und Hofrichters Feige zu Nauden, in welcher ihm alle Züge des lieblichen Bildes verwirklicht schienen, das er noch als Jüngling in den unschuldigen Gedichten an seine Charibelle, welche sich unter seinen Epigrammen befinden, von seiner künftigen Lebensgefährtin geträumt hatte. Leonhard v. Kottwitz richtete ihnen am 28. Februar 1612 die Hochzeit aus, nahm die vielen und hochansehnlichen Gäste in sein Schloß auf und bewirthete sie reichlich. Unter ihnen war auch Heermann's Jögling, Wenzel v. Rothkirch, der den weiten Weg aus der Gegend von Brieg nach Köben nicht scheute, um seines Lehrers Freudentag zu feiern, und ihm einen schönen silbernen Becher als Unterpand seiner Liebe und Zeugniß seiner Dankbarkeit zu verehren. Heermann liebte diese Gattin zärtlich, und lebte mit ihr ungemein glücklich. Nur ein Wunsch, der sehr lebhaft in ihm war, „daß Heermann's Name nicht ganz in der Welt vergehe,“ blieb unerfüllt, weil Dorothea ihm keine Kinder gebahr. Sonst ging es ihm auch äußerlich sehr wohl, so lange er sie besaß; selbst das große Leid, was über die Stadt kam, als sie am 28. Julius 1616 durch eine Feuersbrunst verzehret wurde, die auch den Kaplan, die Schule und den Kirchthurn mit den Glocken nicht verschonte, berührte ihn nur mittelbar. Aber unter dieser freundlichen Lebenssonne konnten die köstlichen Geistesfrüchte nicht reifen, durch welche er nach dem Willen seines Herrn die Welt erquickte und stärken sollte. Er arbeitete in diesen guten Tagen nur wenig für den Druck; ein Büchlein Anagramme, was er 1614, und die Andächtigen Kirchenseufer oder Reime, womit er die Sonn- und Festtags- Evangelien durch's ganze Jahr beschloß, die er 1616 herausgab, waren die einzigen Schriften, die von ihm erschienen. Damit er nun mächtiger angeregt und zum Kreuze Christi zu fliehen, und unter ihm zu lernen, gedungen würde, gefiel es seinem Meister wohl, ihn in die Schule des Kreuzes zu führen. Seine geliebte Dorothea erkrankte schwer, und ward ihm binnen wenigen Tagen durch den Tod entzissen (den 12. September 1617). „Meine Stunde ist da,“ sagte sie sterbend zu ihm; „trauere nicht um meinen Heimgang; weine nicht, wenn Gott Gnade gibt, so werden wir im besseren Leben wieder vereint.“ Aber Heermann trauerte tief, er war „Ein Schmerz, Eine Thräne,“ eine schmerzlichere Wunde konnte ihm nicht geschlagen werden. In Wehmuth zerflossen, sang er das schöne Lied; das wir gern für sein erstes geistliches halten möchten: Ach Gott, ich muß in Traurigkeit mein Leben nun beschließen, und in ihm die ausdrucksvollen Verse:

Bei wem soll ich auf dieser Welt
Rechtfchaffne Liebe finden?
Der meiste Theil nicht Glauben halt;
Die Frau will gar verschwinden.
Ich glaub und red' es ohne Frau,
Die best' ist doch getraute Frau;
Die muß ich ißt entzihen.

Fürwahr mir geht ein scharfes Schwert
Hund durch meine Seele;
Die abzuschneiden oft begehrt
Aus ihrer Leibes-Höhle.
Wo du nicht, Herr Jesu Christ!
In solchem Kreuz mein Crostler bist,
Muß ich im Leid verzagen.

Heermann's Aussehn verfiel, sein Angesicht ward bleich; er glaubte fest, er werde dies große Leid nicht übersehn, und bald an seiner Gattin Seite ruhn. Aber es kam nicht so; sein liebevoller, frommer Gott zog ihn an das Herz des Erlösers, wo allein der rechte Balsam für solche Wunden zu finden ist. Am Neujahrstage 1618 schrieb er aus seinem „bekümmerten Trauer- und Klag-Hause“ die Vorrede zu seiner Crux Christi, d. i. der schmerzlichen und traurigen Marterwoche unsers hochverdienten Heilandes Jesu Christi, daraus zu ersehen, wie blutauer es ihm geworden, uns zu erlösen, betrachtet aus dem schönen Passionsbüchlein der vier Evangelisten und in elf unterschiedenen Lehr- und trostreichen Predigten erläutert; und am 30. Juli 1619 zu seinem Heptalogus Christi, d. i. den allerholdseligsten Sieben Worten unsers treuen und hochverdienten Heilandes Jesu Christi in sieben Predigten. Diese Schriften machten ihn zuerst nicht nur in seiner Heimath, sondern in einem großen Theile Deutschlands bekannt, und haben durch mehr als ein Jahrhundert fortgewirkt. Beide sind von 1618 bis 1726 acht Mal und zwar in verschiedenen Städten gedruckt worden. Was er in ihnen zu seinem und seiner Gemeinde Trost und Erbauung gepredigt hatte, sollte er nunmehr in seinem eigenen Leben immer begieriger zu ergreifen, getrieben werden, indem zu seiner Läuterung und Prüfung eine Trübsal nach der anderen über sein Haupt hereinbrach. Die zweite Gattin, mit der er sich am 18. Julius 1618 verbunden, Anna Reichmann, von guter Abkunft, aber vater- und mütterlos, wie er es gewünscht hatte, die ihm auch liebe Kinder gebahr, bekam nach wenigen Jahren zum wichtigsten Geschäft ihres Berufs die mühsame Pflege ihres Mannes in langen körperlichen Leiden. Heermann hatte zwar noch in seinem ganzen Leben nicht sagen können, daß er einen einzigen recht gesunden Tag gehabt habe; vom Jahre 1623 an aber ward dieser leidende Zustand zur selten unterbrochenen Krankheit. Der Sitz seines Uebels war in der Nase und Luftröhre; es machte ihn oft heiser und erschwerte ihm das Predigen ungemein. Ohne seinen trefflichen Arzt Flaminius Cassio in Gura, dessen große Kunst und innige Freundschaft für ihn er auf's Dankbarste rühmt, wäre es wohl noch viel früher seiner mächtig geworden. Aber auch bei dieser geschickten Hülfe wuchs es allmählig bis zu dem Grade, daß er unter dem Niesen stets würgen und husten mußte, als ob er gleich auf der Stelle todt bleiben sollte, ja er konnte zuletzt kaum eine Periode laut aussprechen, wenn er auch — das sind seine eigenen Worte — sein Leben damit hätte retten sollen. Einmal ward er neunzehn Wochen lang durch Schweiß abgemattet, in denen er täglich von Mitternacht bis zum Morgen lag. Und bei diesen häusli-

chen Leiden hatte er noch die Kränkungen von manchen Widerwärtigen zu dulden, und seufzte mit seiner Gemeinde unter den schweren Drangsalen des dreißigjährigen Krieges. Im Jahre 1629 brach die erste Verfolgung über ihn herein, er mußte sich mit der Flucht retten, und an einem sicheren Orte außerhalb Köben sieben Wochen wie ein Verbannter seyn. Kaum war er zurückgekehrt, als die fürchterliche Pest, die damals jene Gegenden Schlesiens verheerte, auch über seine Gemeinde kam (1631) und in dem Städtchen Köben allein 550 Menschen, unter ihnen seinen Kaplan Hantke, tödtete. Sie war eben vorüber, als die Jüge des Wallensteinischen Heeres auch diese Gegend streiften. Der kleine Ort ward vom September 1632 bis zum October 1634 dreimal von wilden Horden geplündert; auch Heermann blühte dabei eben so oft seine Baarschaft, sein Hausgeräth, Vieh und Getreide ein. Einmal schwebte schon der Säbel eines Kroaten über seinem Haupte, ein anderes Mal bedrohte ein ganzer Haufe roher Soldaten mit entblößten Degen sein Leben. Wahrscheinlich ist es bei der letzten dieser Plünderungen gewesen, daß er sich in einem Rahne aufs rechte Ufer der Oder retten mußte. Nur wenig fehlte, so sank das kleine Fahrzeug unter der Last der vielen Fliehenden, die mit ihm hineinsprangen. Kaum waren sie auf dem Strome, als die verfolgenden Soldaten das linke Ufer erreichten und auf Heermann schossen; zwei Kugeln sausten bei seinem Kopfe vorbei. Wie aber die Hand des Herrn ihn selbst wunderbar durch alle diese Gefahren hindurchführte, so waltete sie auch über den Seinigen, die er in Köben zurücklassen mußte, ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre Ehre blieben unangestastet, wie früher zur Zeit der Pest, wo eine mildthätige Frau v. Thader in Orrau sich ihrer angenommen hatte. Aus derselben Gottesmacht nur ist es auch erklärbar, daß er in diesen elf schweren Jahren (1623—1634) bei allen häuslichen Leiden und äußeren Drangsalen doch noch als erbaulicher Schriftsteller für das Reich Gottes wirken konnte. Seine Lehr- und Erinnerungs-Säulen für geistliche Pilgerinne, seine Geistliche Kirchenarbeit in Erklärung der Sonn- und Festtags-Evangelien (Th. 1 und 2.), welche fünfmal in Deutsch und einmal in Lateinischer Sprache nach der Uebersetzung eines Dänischen Hofpredigers Bremers erschienen sind, seine Todesschule (Der zweite Theil der Säulen), seine Guldene Sterbekunst in zwölf Predigten über das Lied: Herzlich thut mich verlangen, seine Inbrünstigen Seufzer für die Jugend, sein Neu umgegoßenes Schlußglöcklein in Meingebeuten aus den Evangelien — alle diese zum Theil sehr starken Schriften sind von ihm während jener Leidensjahre verfaßt und zum Druck befördert worden. Wie sein reger Geist in dieser vielfältigen Arbeit zur Ehre seines Herrn Erholung und Beruhigung fand, so erhob er sich auf den Schwingen des Gefanges am Herrlichsten über alles Leid zu seinem Gott und Erlöser. Seine lieblichen heiligen Lieder — bald die wehmüthigen Klagen eines schwer geprüften Dulders, bald die Betrübniß über die Sünde im Herzen und die Gebrechen des Wandels, bald den trostvollen Aufblick zum Kreuze des Erlösers oder zur Herrlichkeit des Auferstandenen, bald das Flehen der hart verfolgten und fast zerstörten Kirche, bald die Freudigkeit des Glaubens an die göttliche Macht ihres Fürsten singend — sind größtentheils in diesen Jahren des Leidens und des Kampfes verfaßt, obwohl sie erst, nachdem er aufgehört hatte zu predigen, in seiner Haus- und Herz-Musik (1636) erschienen sind. In dem Jahre nämlich seiner letzten und gefährlichsten Flucht wurden die Beschwerden seines Leibes so groß, daß er

nicht länger vermochte, die Kanzel zu besteigen. Darum gab er jedoch sein Amt nicht auf, sondern ließ sich durch zwei Candidaten, von denen er einen als Lehrer seiner Kinder bei sich hatte, im Predigen vertreten. Nach vier Jahren zeigte sich indeß, daß auch diese Schonung seiner Kräfte ihn nicht herstellen konnte; die Kräfte riefen ihm Veränderung der Luft und des Ortes an, und indem er sich ihnen endlich fügte, und eben so die Nothwendigkeit, sie täglich zu befragen, als einen sicheren und friedlichen Aufenthalt zu wählen, erkannte, entschied er sich für Lissa in Großpolen, und ließ sich dort ein Haus auf einem Plage bauen, den ihm der Graf Bogislav von Lissa vor der Stadt an dem sogenannten neuen Ringe geschenkt hatte. Im October 1638 verließ er Köben mit Erlaubniß der Herrschaft und mit Zustimmung aller Gemeinden seines Kirchspiels und zog in sein selbstgewähltes Pathmos, „damit er,“ bei seinem steten schweren Siechthume „ruhig wohnen, leiden, beten, und das Leben, wenn Gott wolle, unbehindert schließen könne.“ Unfähig, seinen Kirchkindern mit lauter Stimme anzukündigen und doch überzeugt, daß seine Verbindung mit ihnen durch einen göttlichen Ruf gestiftet und bei seinem Leben unauflöslich sey, daß er also auch abwesend ihr Hirt, sie seine Heerde bleiben würden, schrieb er für sie keine Abschieds-, sondern eine Siechthumspredigt, um ihnen zu erklären, daß keine Genesung für ihn zu erwarten wäre, und er gerathen habe, einen Anderen an seine Stelle zu ordniren.

In Lissa zog er in höchster Schwachheit des Leibes an, und lag neun Wochen lang Tag und Nacht fast in stetem Schlafe, des Gebrauches seiner Geisteskräfte gänzlich beraubt. Er erholte sich indeß wieder, und benutzte von da an alle Zeit, wo er sich freier von körperlichen Leiden fühlte, zum Denken, Lesen und Schreiben. So vermehrte er die Zahl seiner fruchtbringenden Werke in den letzten neun Jahren vor seinem Tode mit vielen kleineren und größeren Schriften. Es gehören dahin der dritte Theil seiner Geistlichen Aeltsenarbeit, sein Schild gegen die Waffen des Todes, Schlafhäuslein frommer Christen und Geistlicher Widerstod, sein Bußleiter, Beicht- und Communikanten-Büchlein und Communion-Büchlein, fünf Predigten über den Spruch: In Noth sei allezeit, die Rettung ist nicht weit, Sechserlei Sonntags-Andachten, Bau-Gedanken für christliche Hausväter, Geistliche Herzensstärkung für alle Verfolgte, Weinende und Kranke; Sonn- und Festtags-Evangelien auf bekannte Weisen gesetzt, Betrachtungen über die blutfaure Arbeit des Erlösers am Delberge, Tauf- und Traureden, Erklärungen allerlei schöner biblischer Texte, Predigten von der Auferstehung Christi, ein Zuchtbüchlein für die zarte Jugend, ein Geistliches Handbüchlein und zwei Bändchen Poetischer Erquickstunden, von denen mehrere zwei- und dreimal gedruckt worden sind. Die wichtigste unter allen in Beziehung auf die Geschichte seines Lebens war an seinen ältesten Sohn Samuel gerichtet. Sehnlich hatte vor dessen Geburt Heermann nach Kindern verlangt, aber vielleicht noch mehr, als er je zu hoffen gewagt, ward ihm gewährt, als dieser Sohn ein folgсамes und frommes Gemüth und ungemeine Geistesanlagen zeigte, als auch sein Fleiß die vielfachen, durch häusliche Noth, Unruhe und Flucht verursachten Unterbrechungen seines Unterrichts unschädlich machte. Er ward sein liebstes Kind; er sollte ihn aber auch am schmerzlichsten betrüben. In seinem sechzehnten Jahre war er auf die Schule nach Fraustadt, im achtzehnten (Sommer 1638) auf das Gymnasium zu Maria Magdalena in Breslau gethan wor-

den. Hier trat er in die Fußstapfen des Vaters und erwarb durch Heden und Gedichte in Lateinischer und Deutscher Sprache allgemeines Lob. Aber er wohnte dort mit einem Katholiken zusammen und ward durch ihn mit Jesuiten bekannt. Sie wurden auf seine große Lernbegier und trefflichen Fähigkeiten aufmerksam; sie versuchten es, ihn in ihre Netze zu locken. Seine Evangelischen Lehrer am Gymnasium, sagten sie ihm, verwendeten nicht genug Fleiß auf ihn, besäßen auch nicht die nöthige Geschicklichkeit, ihn weiter zu fördern. Hierdurch gelang es, ihn zu bewegen, daß er ohne Wissen seines Vaters das Magdalenen-Gymnasium verließ, und auf die Jesuiten-Schule ging. Ermuntert durch diesen Erfolg, verdoppelten sie ihre Bemühungen, und vermochten ihn endlich, am Matthiastage (25. Februar) 1640 sich zur Katholischen Kirche zu bekennen, und ihren Gottesdienst zu besuchen. Der hohe Preis, um den sie geringen hatten, schien erkämpft, und der Sohn eines Evangelischen Predigers, der zu den berühmtesten in Schlessien gehörte, seiner Kirche entflüht. Der unglückliche Vater ahndete und ersah lange nicht ein Wort davon, und als ihm endlich Fremde berichteten, daß sein Sohn mit Jesuiten umgehe, und ihre Schule besuche, wie hätte er es von seinem und von einem solchen Sohne glauben können? Doch sprach man je länger, je mehr und je gewisser davon, und das fortwauernde Schweigen des Sohnes bestätigte diese Gerüchte. Der Vater schrieb endlich an ihn und forderte ihn zu sich. Die Jesuiten hatten dies aber erwartet, und den Sohn bereits gewarnt. „Er siehe nun nicht mehr unter väterlicher Gewalt, er dürfe die Briefe nicht mehr eröffnen, die an ihn kämen; er müsse sie ihnen bringen.“ Es scheint, sie haben noch mehr gethan; denn ein Lateinisches Gedicht des Sohnes in Heermann's poetischen Erquickstunden, unter welchem er als Schüler des Magdalenaus unterzeichnet ist, betheuert dem Vater: „Er habe nie daran gedacht, ein solches Verbrechen zu begehen, sey ihm ja von zarter Kindheit an gehorft gewesen, und werde es bleiben, so lange er lebe; möge sich weder die Neue, noch die höllische Dual so theuer kaufen, schwöre ihm unverbrüchliche Treue.“

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Tübingen.) Einladung zu Abfassung eines Lehrbuches der christlichen Religion für die oberen Klassen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten.

Bereint in dem Wunsche, in ihrem Theile etwas beizutragen, daß christliche Erkenntniß und Gesinnung vornehmlich auch in dem Geiste und Herzen solcher Jünglinge feste Wurzel fasse und heilsame Frucht treibe, welche in den Lehranstalten des gemeinsamen Deutschen Vaterlandes entweder für academische Studien und einen lektüre voraussetzenden Beruf, oder für eine anderweitige, von höherer Bildung bedingte Thätigkeit sich vorbereiten, setzt eine Gesellschaft von Verehrern des Christenthums einen Preis von

zwanzig Louisd'or aus für das beste „Lehrbuch der christlichen Religion zum Gebrauche in den oberen Klassen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten.“

Ohne die Vorzüge zu verkennen, welche mehreren (in neuerer und neuester Zeit erschienenen), zum Theil weiterbreiteten und viel gebrauchten Lehrbüchern ähnlicher Art, namentlich dem Niemeyerschen und Breitschniderschen, zukommen, hält die Gesellschaft einen weiteren Versuch, dem eigenthümlichen Bedürfnisse der oben bezeichneten Jünglinge entgegenzukommen, nicht für überflüssig.

Ist es doch, zumal in Tagen allgemeiner Bewegung, vielfacher Zweifel, Räthsel und Wirren des inneren und des äußeren Lebens, wo die Anforderungen so ernst, die Versuchungen so vielfgestaltet sind, grade für diese Jünglinge, sowohl um ihrer selbst als um Anderer willen, besonders wichtig, daß sie wohl ausgestattet werden mit einem heiligen Besitztum erleuchteten Glaubens, feststehender Grundsätze und einer seligen, im Thun und Leiden Stand haltenden Hoffnung.

Die Gesellschaft glaubt an eine wahrhaft göttliche Offenbarung, zur Befriedigung der tiefsten Bedürfnisse des Menschen, in Christus; sie verehrt in Christus denjenigen, der uns von dem lebendigen Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung; sie erkennt in seiner Erscheinung den Mittelpunkt der Geschichte.

Sie könnte daher auf ihrem Standpunkte nur demjenigen Lehrbuche den Preis zuerkennen, welches, aus gleicher Ueberzeugung hervorgegangen, die gleiche Ueberzeugung zu begründen und fruchtbar für Herz und Leben zu machen sucht, indem es, — diejenigen, für welche es bestimmt ist, und was ihnen Noth thut, fest im Auge behaltend, — in die heilige Schrift, als in die allein untrügliche Erkenntnisquelle der göttlichen Offenbarung genügend einleitet, dieselbe kennen, schätzen und benutzen lehrt; aus der heiligen Schrift die Lehren, Gebote und Verheißungen des Christenthums lauter und bestimmt, mit tüchtiger Beweisführung und fruchtbaren Hinweisen in lichtvoller Ordnung heraushebt, und in der Geschichte der Religion und Kirche die fortwauernde Lebenskraft des von dem himmlischen Samann auf den Acker der Welt ausgestreuten Samens nachweist.

Was die äußere Einrichtung des Werkes betrifft, so dürfte dasselbe, ähnlich dem Niemeyerschen, auf vier Jahreskurse (für Jünglinge von 14—18 Jahren), und für etwa zwei wöchentliche Lehrstunden in jedem Kursus berechnet werden, dergestalt, daß vielleicht auch

- der erste — eine Einleitung in die heilige Schrift;
- der zweite — die christliche Glaubenslehre;
- der dritte — die christliche Sittenlehre;
- der vierte — einen Umriss der christlichen Religions- und Kirchengeschichte

enthielte. Als Anhang dürfte eine kurze Anleitung für das Universitätsleben beigegeben werden.

Die Sprache des Lehrbuches sey einfach, edel, allgemeinverständlich und fernigt.

Die des Preises würdig erfundene Schrift wird dem Drucke übergeben.

Das Honorar gebührt jedesfalls dem Verfasser.

Die Preisschriften sind

auf den letzten December 1834

einzuwenden an

Tübingen den 31. Decem-

ber 1831.

Dr. Steuders,

ord. Prof. der Theol. in Tübingen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 11. April.

N^o 29.

Johann Heermann von Köben.

(Schluß.)

Der Vater ward dadurch nicht beruhigt, sondern forschte weiter und erfuhr endlich aus einem Briefe des Sohnes an einen Freund von seinem Uebertritt. „Gott und sein Gewissen," sagte er darin, „hätten ihn dazu bewogen." In tiefer Betrübniß fragte ihn nun Heermann am 2. März 1640, ob er denn wirklich ohne seinen Rath und Willen aus der Evangelischen auf die Jesuiten-Schule gegangen, und drang in ihn, doch einmal nach Hause zu kommen. „Komm, komm, mein Sohn," rief er ihm zärtlich zu, „du sollst einen treuen Vater und eine liebevolle Mutter finden. Laß mich doch dein Antlitz noch eins sehen, wo du Gottes Antlitz schauen willst!" Fünf Tage darauf sandte er diesem Briefe eine „Treuherzige Abmahnungsschrift" nach. Sie war eben so kräftig in den Gründen, die sie ausführte, als erschütternd in den Bitten, mit denen sie das Herz des Sohnes bestürmte. „Sobald Gott meine Seele abfordert," sagt er darin von seinen Verführern, „will ich vor Gottes Stuhle niederfallen, und sie innerhalb Jahresfrist vor sein ernstes Gericht fordern, und, solltest du dich nicht umkehren, dich zugleich mit; da sollt ihr Gott und mir antworten!" Und von dem Sohne: „In deinen Briefen hast du dich allezeit unterschrieben: Des Herrn Vaters gehorsamster Sohn bis in den Tod. Solltest du diese Zusage brechen, wollte ich deine Faust vor den Richterstuhl Gottes mitnehmen, sie allda aufweisen und um Rache bitten." Die Unterschrift lautete: „Johann Heermann, dessen Seele betrübt ist bis in den Tod." — Das liebevolle Gebot des Vaters erhob den Muth des Sohnes über das Verbot seiner Verführer. Er erbrach und las diese Briefe, er ward voll Unruhe, er ging augenblicklich wieder in die Magdalenen-Schule, und ob man ihn gleich noch den nämlichen Abend mit Gewalt von da wegnahm, so bestand er doch auf seiner Sinnesänderung und kehrte am 9. März zum Evangelischen Gottesdienste beigewohnt, und noch nicht gebeichtet, noch nicht das Abendmahl genommen. Am 16. März erfreute er seinen Vater

mit dieser Nachricht, verrieth die innigste Reue über seinen tiefen Fall, beschrieb ausführlich, wie er durch falsche Erklärung einiger Sprüche und durch den Umgang mit listigen Menschen dazu verleitet worden, hat Gott, hat seine Angehörigen und Lehrer beweglich um Vergebung, und schwur, dem Evangelium nunmehr bis in den Tod getreu zu bleiben.

Sechzehn lange Tage hatten Vater, Mutter und Geschwister in unbeschreiblicher Angst und Ungewißheit dieser Antwort entgegengeharret; sie kam endlich und goß Freude über aller Herzen aus. Heermann erwiderte sie durch eine lange Trost- und Lehrschrift, und verzieh ihm mit Freuden. „Es soll deiner Uebertretung," sagte er ihm darin, „im Argen nicht gedacht werden. Traue meinen Worten. Vaterherz bleibt doch Vaterherz!"

Am Ende des März kehrte Samuel in's väterliche Haus zurück. Heermann's Nachkommen hatten noch im 18ten Jahrhundert eine Sage unter sich, daß es damals für den Sohn eines Milchbades bedurft hätte, um die Wirkungen eines Pulvers zu zerstören, das man ihm in Breslau beigebracht habe. Daraus scheinen auch einige Worte in seinem Briefe an den Vater vom 16. März zu zielen. „Was sonst," sagt er darin, „mit lieblichem Weine in einem vergoldeten Becher bei Abend anstatt eines Schlaftränkleins geschehen, sey dem befohlen, der Alles sieht und weiß."

In das Jahr nach dieser erschütternden Begebenheit fällt allem Vermuthen nach der Anfang einer schweren Krankheit, von welcher Heermann heimgesucht wurde. Sie bestand in einem Fieber, welches drei Vierteljahre dauerte, und ihm so sehr die Kräfte nahm, daß er zwei Jahre hindurch nicht aus dem Hause gehen konnte. Samuel war daher kaum nach Frankfurt a. D. auf die Universität gegangen (August 1640), als er zu Fuß, von einem Boten begleitet, zu seinem leidenden Vater zurück mußte. Aermal nach Frankfurt zurückgekehrt, ward er aus der nämlichen Ursache und in demselben Herbst noch einmal nach Hause gefordert. Er sollte nunmehr nach Wittenberg gehen, konnte aber nicht, weil ihn ein schwindstächtiges Fieber befiel. Nachdem er es viermal gewagt hatte, zu predigen, ward er aufs Krankenlager geworfen, und stand davon

nicht wieder auf. Sein Verhalten dabei gab Zeugniß von der wahren Befehung, die sein Herz erfahren hatte. Er tröstete sich mit den Worten: „Meine Liebe hängt am Kreuz,“ die er zu seinem Wahlpruch gemacht hatte; noch von anderen kräftigen Trostprüchen aus dem Worte Gottes floss sein Mund über. Einmal bekehrte er: „Ja, ich glaube festiglich, wenn meines Jesu Leiden und Tod nicht genug wäre für meine Sünde, er hätte mich so lieb, daß er bereit wäre, noch einmal für mich zu leiden und zu sterben, ehe ich sollte verloren werden. Das ist mein Glaube, das ist mein Trost.“ Wie er seine Krankheit ansah, beweist ein Gebet von ihm, das der Vater in seinen poetischen Erquickstunden aufbehalten hat:

Ach stäupe hier mein Gott und schone dorten mein,
Hier ist's ein Liebesstreich, dort würd's ein Zornschlag seyn.

Vor seinem seligen Heimgange warnte und ermahnte er seine beiden Brüder in einer kurzen, aber rührenden Rede, segnete sie und seine Eltern und entschlief am 6. Februar 1643. Der tiefbetrübte kranke Vater konnte seine Leiche nicht zu ihrer Ruhesstätte begleiten, dafür schrieb er drei Predigten zu seinem Gedächtniß und dichtete ihm die Grabinschrift, die mit den Worten anfangt:

Hier liegt mein Samuel, mein frömmster Sohn, begraben,
Hier liegt der Mutter Lust, des Vaters Trost und Herz.

Sie reichen allein hin, um zu zeigen, welche Wunde ihm der Tod dieses Sohnes schlug.

Seermann lebte nach demselben nur noch vier Jahre. Er hatte in ihnen die Freude, seine jüngsten Söhne Johann und Ephraim bis zur Universität gefördert, jenen sogar von derselben heimgekehrt, und seine Tochter Euphrosyne als Gattin und Mutter zweier Kinder zu sehen. Sie war schon 1642 dem Pfarrer Schelwig in Gurau angetraut worden. — Seine Gesundheit blieb in stetem Wechsel. Bisweilen konnte er umhergehen, und sich mit Studiren und Schreiben beschäftigen; im Ganzen aber ward er durch vielfache und neue Beschwerden immer leidender. Es kam endlich so weit, daß er nicht mehr sitzen konnte, sondern angelehnt stehen mußte, und des Nachts kaum zu liegen vermochte. Zuletzt nöthigte ihn große Schwäche, das Lager zu hüten; da schrieb er die Worte an sein Bett: „Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank.“ Sein unlösliches Gebet war: Herr Jesu, komm doch und spanne aus! Der leibliche Arzt versuchte jetzt seine Kunst vergebens; Seermann aber ward durch sein geduldiges Leiden, getrostes Harren, und inbrünstiges Flehen, der geistliche Arzt für die mit ihm leidenden Seelen der Seinen. Freitag vor Septuagesimä 1647 segnete er alle seine Kinder in seinem anwesenden Sohne Johann, dem er die Hand aufs Haupt legte; Ephraim war damals noch in Wittenberg. In der Nacht vor dem Sonntag fand sich der Stickschuß und wuchs am Morgen, ließ ihm aber den vollen Gebrauch des Verstandes und der Sprache. Er benutzte beides zu stetem Seufzen und Beten, in welches seine Angehörigen und Freunde einstimmten. Gegen 3 Uhr Nachmittags fiel er in einen sanften Schlaf, und eine Viertelstunde darauf stand, vom Stickschuß gehemmt, sein Athem still. Es war der 17. Februar, und an ihm gerade das Evangelium von den Arbeitern im Weinberge, die am Abend gerufen werden, um ihren Lohn zu empfangen. Zehn Tage darauf ward sein Leichnam in der Evangelischen Kirche zu Bissa feierlich zur Ruhe bestattet,

und der Pfarrer Johann Holfeld daselbst that ihm die Leichenpredigt über den ihm vorgeschriebenen Text 1 Petri 5, 2. 3. 4. Seine Seele aber ist eingegangen zu seines Herrn Freude, und wird leuchten, wie des Himmels Glanz, wie die Sterne immer und ewiglich.

Von Seermann's leiblichem Aussehen und Angesicht zeugt ein Mann, der zwei seiner Bildnisse aus den Jahren 1631 und 1642 gesehen: Es sey hager und verfallen gewesen; zu den Seiten der hohen Stirn sey das Haar schlicht herabgefallen; an der Oberlippe und dem Kinn habe er einen Bart; um den Hals ein Collare oder einen gefalteten Priestertragen getragen. Seermann selbst meldet von sich, daß er von Wuche klein und schwächlich gewesen. Wer seine Predigten und Lieder kennt, wird gern seiner Stirn einen milden Ernst, seinem Munde Freundlichkeit und sanfte Behemuth, seinem Auge ein sanftes, bald scheinbar erlöschendes, bald wieder leuchtendes Feuer zutrauen, wird nicht zweifeln, ob er mit heiterer Miene Jedem begegnet, freundlich begrüßt und beim ersten Anblick für sich gewonnen habe. Aus allen seinen kleinen Gedichten verräth sich ein offenes und lauterer Gemüth ohne Falsch, ein treuherziges Willkommenssagen zu allen Menschen, ein Verlangen, von Anderen gern viel Rühmliches zu wissen, von sich selbst nicht mehr, als billig ist, zu denken, alles Herrliche und Treffliche wie Strahlen in den Brennpunkt seiner Bewunderung und seines Lobes zu sammeln, und darum die Wahrheit doch nicht mehr zu überschreiten, als einmal angenommene Sitte bei den Dichtern ist, und gern entschuldigt wird. Aus dieser Quelle sowohl als aus dem Reichtum an Kenntnissen und den schönen Gaben, die er besaß, ist das Ansehen und das Wohlwollen herzuleiten, was er von seiner Jugend an bei vielen, namentlich bei großen Dichtern und Gelehrten fand. Es gab wenig berühmte Männer in seinem Vaterlande und auf dem Wege, den er in's Ausland zog, die er nicht gefeiert, mit denen er nicht in mündlichem oder schriftlichem Verkehre gestanden hätte. Er war aber auch in dem Worte Gottes, in der gesammten Theologie, und besonders in den Kirchenvätern weit bewandert, hatte eine ausgebreitete Belesenheit in der theologischen, historischen und philologischen Litteratur seiner Zeit, ein tief in's Einzelne gehendes Wissen in der Geschichte, und große Kenntniß und Uebung in den alten Sprachen, vorzüglich der Lateinischen, die er in gebundener, wie in ungebundener Rede mit Leichtigkeit, Zierlichkeit und solcher Reinheit schreih, daß nur selten Ausdrücke auffallen, die der damaligen Umgangs-Latinität allein angehören. Am meisten jedoch gewann für ihn seine reiche Dichter-Adler, die sich selbst bei unbedeutenden Anlässen in wohlgefälligen Versen ergoß. Wenn er begrüßte, Glück wünschte oder bedauerte, wenn er empfahl oder einlud, oder seine Ankunft im Wohnorte des Freundes meldete, oder sein Ausbleiben entschuldigte, oder Abschied nahm, wenn er den Arzt zu kommen bat, oder ihm für seine Hülfe dankte — immer öffnete sie sich augenblicklich und willig. Nie indeß gab er den Wünschen seiner Freunde nach, sie durch größere Gedichte zu erfreuen, als die kleinen catullischen Lieder und die Epigramme in Lateinischer Sprache waren, die er immer nur gab. Zur Entschuldigung sagte er, daß sein Zeitalter dafür keinen Dank und Lohn hätte, und daß er den geistlichen Hunger mehr erregen als stillen wolle. Die ihm vielleicht unbewußt gebliebene Wahrheit aber lag wohl in der Eigenthümlichkeit seiner Muse, ihm den berebten Mund eben so schnell zu schließen, als aufzuthun. Unverkennbar ragt er über die ihm gleichzeitigen trefflichen Dichter Schlesiens durch

Feinheit des Geschmacks, durch Klarheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, durch Vermeidung der Härten und guten Versbau hervor. Er verdankte diese Vorzüge nicht, wie Rambach *) meint, dem edlen Dpiz, sondern dem oben erwähnten Zuber, dessen Sinngedichte und ganze Manier ihm gleich bei'm ersten Lesen völligen Beifall abgewonnen hatten. Von Heermann's Epigrammen gehören daher nur wenige der satirischen Gattung an, und auch bei diesen sind die Angegriffenen unter dem Namen Pandolus verborgen; die meisten ergöhen nur durch schuldlosen Scherz, besonders im Wortspiel und durch witzige Gegenüberstellung. Auch für die kleinen Gedichte anderer Art, die er mit seinen Sinngedichten heraus gab, gewährte ihm seine Muse nicht Reichthum an gewaltigen Gedanken, und erhabenen Bildern und Gleichnissen, sondern begnügte sich mit der Erregung sanfter Empfindungen. Nur diejenigen, in denen er die höchste Wonne seines Herzens und Lebens, seinen Erlöser, preist, zeigen einen höheren Schwung und sprechen in begeisterter Rede seine heisse Liebe zu ihm, seinen Dank für die Vergebung seiner Sünden, seine Sehnsucht, mit ihm immer inniger verbunden zu werden, und sein Vertrauen auf diesen Fels seines Heiles aus. **) Jesus ist auch der Grundton seiner trefflichen Deutschen Kirchenlieder, welche er bei der zweiten Ausgabe, die er 1644 von ihnen veranstaltete, so sorgfältig feilte und säuberte, daß selbst der Geschmacks unserer Zeit nur an wenigen Stellen, und auch da nur an einzelnen Ausdrücken, Anstoß nehmen möchte. Sie gehören ohne Zweifel alle seinem männlichen Alter an, und wenn es ihnen, wie seinen übrigen Gedichten, an hohem poetischen Aufzuge gebricht, so wird dies reichlich durch den Ausfluß seiner Seele zu Christo und durch den Reichthum und die Tiefe seiner inneren und äußeren Lebenserfahrungen ersetzt, in denen ihm unter seinen Freunden wohl nur David v. Schweinitz gleich kam, die übrigen aber, wie Dpiz, Tscherning und Andreas Gryphius nachstanden. Jedem Christen, besonders den Kreuzträgern, aus der Seele geschrieben, durch ihre Einfachheit und Innigkeit auch dem Schwächsten am Geiste verständlich und wohlthuend, von brünstiger Liebe zu Jesu, von unerschütterlichem Glauben und von kindlicher Hingebung in den Willen des himmlischen Vaters zeugend, haben die meisten unter ihnen allgemeine Aufnahme gefunden, einige sogar sich zu Heilighümern der Deutschen Evangelischen Kirche erhoben; denn als solche darf man wohl die Lieder: O Gott, du frommer Gott, Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen, Jesu, deine tiefen Wunden, Wo soll ich fliehen hin, So wahr ich lebe, spricht dein Gott, und, Zion flagt mit Angst und Schmerzen, — mit vollem Rechte betrachten.

*) Anthologie christlicher Gesänge, II. S. 264.

**) Als Probe von seinen Epigrammen geben wir folgendes in Deutscher Uebersetzung:

Was doch geb' ich dir wieder, o Jesu, süßester Jesu?

Dein Erbarmen, o Herr, sag', wie vergelt' ich es dir?

Wo mir Erkenntniß gebracht, gabst du sie lehrend mit Weisheit,

Brachtest mit liebender Hand wieder das irrende Schaf.

Sündigte ich, so strafftest du mich mit der Ruthe des Vaters;

Stand ich, so hielt mich fest deine allmächtige Hand.

War ich gefallen, so hobst du mich auf mit der Rechten, und ging ich,

Gabst du mir sichres Geleit, warst du mir sicheres Licht.

Und dein Anliß, Herr, wie oft ich kam, es zu suchen,

Gnadenvoll nahmst du mich an, halfst du mir liebevoll auf.

Wie gewaltige Antriebe zu Buße und Heiligung, wie mächtigen Trost, wie beseligende Gefühle mögen die tausend und aber tausend Herzen empfangen und geschmeckt haben, denen diese Lieder seit beinahe zweihundert Jahren zur Erbauung dienten. Welche Kraft mag in jenen Tagen des dreißigjährigen Krieges ganze Gemeinden durchströmt haben, wenn sie mit Heermann sangen:

Wett, o Herr Jesu, rett dein' Ehr!

Das Kreuz der deiner Kirchen hör,

Der Feind' Anschlag und Macht zerstör,

Die ist verfolgt dein' Lehr!

oder aus seinem Liede: Treuer Wächter Israel:

Jesu! der du Jesus heist,

Als ein Jesus Hülf' leist,

Hilf mit deiner starken Hand,

Menschenhilf' hat sich gewandt.

Eine Mauer um uns bau,

Daß dem Feinde dafür grau,

Und mit Zittern sie anschau!

Und wer kann die Zahl der Leidtragenden, der Bekümmerten, der langwierig Kranken und Elenden messen, die mit ihm christlich getrauert und sich himmlisch getröstet haben? Unter den frommen Dichtern unseres Volkes mögen wohl wenige so dulden gelernt, und so aus der Fülle des eigenen Herzens dulden gelehrt haben, wie er. Sogar in den Tagen noch, in welchen dieser Bericht verfaßt worden, hat dies ein Mann in Heermann's Vaterlande am Bette einer Kranken erfahren, deren Körper seit fünf und zwanzig Jahren vom Knochenfraß langsam zerstört wird, an der die Arme, die Füße und das Haupt voller Gruben sind, aus denen der Eiter quillt, während immer wieder neue Wunden schwellen und aufbrechen. Sie litt obenein an den Folgen einer heftigen Lungenentzündung, und ein selten ruhender Husten hatte ihr seit vielen Wochen nicht eine Stunde Schlaf gegönnt. Indem sie nun, mühsam sprechend, beschrieb, wie sie sich in ihren unaussprechlichen Leiden mit ihrem Heilande tröste, ließ sie sich ihr Gesangbuch reichen und zeigte mit einem der Finger, die sie noch brauchen konnte, auf ein Lied, das ihr vor allen anderen erquickend sey, so oft sie sich's vorlesen lasse. Es war Johann Heermann's Lied: Wie lang hab ich, o höchster Gott, getragen meine Angst und Noth! — Hilf Gott! Zu welchem Staube schwindet doch das Verdienst der langen Pfaffen vom Gottesbewußtseyn, die man heute von silbernen Kirchenstühlen hört, gegen das Verdienst eines solchen Liedes, das einer so schwer geprüften Seele Labung gibt!

Auch seine poetischen Erquickstunden voll schöner und trostreicher Gebete und Betrachtungen zum Theil über Kirchenlieder und Gerhardsche oder Arndtsche Andachten, sein Lutherbüchlein für die garte Schuljugend, gute Sittensprüche und Lebensregeln enthaltend, nebst den Kirchenseuffzern und dem Schlusßglocklein, aus Gebeten in Versen über alle Evangelische Lerte bestehend, mögen, besonders in Schlesien, reiche Früchte getragen haben. Noch heute hört man in mancher Bauerhütte dieses Landes Heermann's schönes Tischgebet sprechen:

Speis uns, Jesu, deine Kinder,

Trost uns die betrüb't'n Sünder;

Sprich den Segen zu den Gabern,

Die wir jetzt empfangen haben;

Daß sie uns in diesem Leben

Starke, Kraft und Nahrung geben,

Bis wir endlich mit den Frommen

Zu der Himmels-Mahlzeit kommen!

Am ausgebreitetsten aber nächst seinen Kirchenliedern haben seine trefflichen Predigten gewirkt, wie sich aus den vielen Auflagen ergibt, die sie bis 1726, und zwar in Leipzig, Nürnberg, Braunschweig und anderen Städten erlebt haben. Eine dieser Predigt-Sammlungen, die Geistliche Kirchenarbeit, hat Gottes Schutz auch auf außerordentliche Weise erfahren. Als sie in Leipzig eben aus der Presse gekommen war (1631), wurden die Vorstädte in Brand gesteckt. Der Buchdrucker, welcher in einer derselben wohnte, flüchtete viele Sachen und darunter auch die Ballen dieser Schrift in seinen Keller. Doch die Flamme drang auch da hinein, und verzehrte alles geborgene Gut. Als man aber genauer nachsah, fand man Seermann's Werk, zwar mit Kohlen und Asche bedeckt, aber ganz unverfehrt. Dpitz besang dieses merkwürdige Ereigniß in seinen poetischen Wäldern:

Die viel beehrte Schrift, das Jahrbuch Trostesvoll,
Glaubt nicht, daß es den Rost der Jahre fühlen soll.
Das Wort, so unverfehrt im Feuer kommen sieben,
Wird auch durch keine Zeit, noch Alter, nicht vergehen.

Seermann's Vorbild bei seinen Predigten mag Valerius Herberger gewesen seyn, dessen Formen er ganz angenommen hat; denn jede Sonn- und Festtagspredigt beginnt mit dem: Das walt Jesus Christus!, welchem kurze Gebets- und Eingangsworte folgen; in jeder sind die einzelnen Theile zuerst in Lateinischer, dann in Deutscher Sprache angegeben, und jede wird mit einem herzlichen Flehen zu dem dreieinigen Gott oder zu Christo, oft auch mit einem Lieberverse, beschloffen. An schönen Bildern und Gleichnissen, an Blüthe und Kraft der Sprache, an gewaltigen Gedanken kommt er seinem Muster nicht gleich; auch der Witz steht ihm bei weitem nicht so zu Gebot, und das Reich der Natur benutzte er selten zur Vergleichung und Ermunterung. Aber mit gleichem Geschick und in gleicher Fülle verwebt er Beispiele und Erzählungen aus der heiligen Schrift, aus der Kirchen- und Weltgeschichte, auch Stellen aus den Kirchenvätern und reinen Mystikern in seinen Vortrag, und gibt ihm dadurch, wie durch den Eifer und die Innigkeit, womit er Glauben und Liebe predigt, ein ungemein reges und frisches Leben. Und irren wir nicht, so übertrifft er seinen Vorgänger noch in der Kunst, den Eingängen einen anziehenden Reiz zu geben, schickliche Lieberverse und Kraftsprüche aus dem Alten Testamente einzufügen und — von sich selbst zu schweigen. Auch möchten wir sagen, daß er zwar nicht weniger, als Herberger, den größten Wundermann und triumphirenden Himmelskönig, Jesus Christus, predigt, mehr aber noch als jener die Ordnung des Heils in ihm entwickelt und den Weg der Buße vom Kreuze des Erlösers aus zeigt. Wer von einigen starken und harten Ausdrücken, die dem Zeitalter des theuren Mannes beizumessen sind, abzusehen weiß, der wird noch heute seine Geistliche Kirchenarbeit, noch mehr seine Passions-Predigten zu seiner großen Erbauung lesen. Man weiß, daß sie auch damals mit großer Begierde gehört wurden, und alle Sonntage viele Fremde zu ihm in die Kirche kamen. Was er sagte, kam ja aus von der Liebe zu Jesu mächtig bewegt, von Eifer für sein Reich entbranntem Herzen, ruhte auf einem durch unablässiges Gebet genährten, durch schmerzliche Erfahrungen geprüften und bewährten

Glauben, zielte nur auf Heil und Seligkeit seiner Zuhörer, war frei von theologischem Geiz; es mußte wohl die Herzen zu ihm ziehen und eine gute Statt in ihnen finden. Daß es auch ihm nicht an Widerachern gefehlt habe, weil er die Sünde und die Sünden alles Ernstes strafe, daß ihm auch von vielen seiner Kirchkinder mit Undank und Verkümmern des verdienten Lohnes bezeugt worden sey, ist gewiß. Aber es machte ihn nicht muthlos, es minderte nicht seine Herzensthat am Predigen, es hielt ihn nicht ab, diese Lust in seinen Amtsbrüdern anzufachen. In einer Leichenpredigt am Grabe eines Pfarrers, wo gewiß auch mehrere Geistliche zugegen waren, sagte er freimüthig: „Du sollst dich nicht auf die faule Seite legen, wie des Priesters Eli Söhne, die sich nur mästeten von dem Besten aller Episcopier, und in steter Wollust lebten, sondern predigen sollst du. Dies, dies soll deine Lust und Freude seyn. Wie wohl lautet es, wenn der Sohn Gottes dem Engel, das ist, dem Prediger der Gemeinde zu Ephesus das Zeugniß gibt, und spricht: Ich weiß deine Werke, deine Arbeit und deine Geduld. Du arbeitest um meines Namens willen und bist nicht müde geworden.“ — Kräftig predigen half ihm auch sein unsräftlicher Wandel. Züchtig und nüchtern hat er von früher Jugend angelebt; selbst auf der Universität betheuerte er oft, wie sehr ihm auch die geringste Ausschweifung im Trinken zuwider sey, und sagte Jedem ab, der ihm über das Maas zugetrunken hatte. Als er im Amte war, sah er wohl gern einige wenige Freunde zu einem mäßigen Mahle um seinen Tisch versammelt, war auch gern bei einem solchen zu Gasse. Vor sündlicher Genusssucht aber bewahrten ihn sein Glaube und seine Leiden. Er schrieb einmal einem Freunde: „Wenn meine Gesundheit oft wand, so bringt mir diese Beschwerde großen Gewinn. Sie macht mein Leben fromm, nüchtern und wacker; sie erinnert mich, daß ich mich immer auf den Tod gerüstet halte. Wer seines Abschieds aus der Welt zu aller Zeit eingedenk ist, der pflegt nicht zu sterben, wenn er auch stirbt.“ Sehr sinnreich hatte er die Stützen seines Lebens auf seinem Siegel ausgedrückt. Es zeigte auf seinem runden Wappenschilde einen geharnischten Mann mit ausgezogenem Schwerdt, anzudeuten, daß er den Schild des Glaubens ergriffen habe, um auszulöschen alle feurige Pfeile des Bösewichts, und daß er das Schwerdt des Geistes genommen, welches ist das Wort Gottes (Eph. 6, 16. 17.). Ueber dem Helme, als dem Zeichen des Heils, stand ein Schwan, der einen Ring im Schnabel trug, und die ihm verliehene Gabe des Gesanges abbildete, womit er den Glauben und das Heil in Christo so herrlich und weit verkündigt hat.

Von Seermann's Tochter, Euphrosyne, sind noch heute nachkommen vorhanden in der Stadt Gai nau. Von seinen nachgelassenen Söhnen aber starb Johann schon 1660 als Pfarrer zu Großreichen und Mührädlitz, Ephraim 1689 als Rector des Gymnasiums zu Pieg nitz, beide ohne Erben. Durch die Kinder seines Leibes ist also nicht bewirkt worden, „daß sein Namen nicht in der Welt vergehe;“ die Kinder seines Geistes aber haben ihn hier unsterblich gemacht, und werden sich dort wie die Delzweige reihen um das große Abendmahl des Herrn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Donnabend den 14. April.

N^o 30.

Die Evangelische Gesellschaft in Genf.

Einer seit Anfang dieses Jahres in Lausanne erscheinenden Evangelischen Monatsschrift: *Revue chrétienne et journal religieux du Canton de Vaud*, die an die Stelle der von Pfarrer Burnier früher herausgegebenen *Revue Britannique religieuse* getreten ist und in Gemeinschaft mit ihm von mehreren der ausgezeichnetsten Geistlichen des Waadtlandes redigirt wird, entheben wir folgende Nachricht über die Arbeiten der seit längerer Zeit in großem Segen wirkenden Evangelischen Gesellschaft zu Genf, so wie sich dieselbe im Märzhefte befindet, vermehrt mit einigen Anmerkungen aus unserer Privat-Correspondenz.

Das Werk dieser Gesellschaft macht fortwährend sichtbare Fortschritte und befaßt gegenwärtig acht bis zehn abgeforderte Theile. Die Vermehrung der Arbeit bewog nämlich das Committee, das große Princip zweckmäßiger Vertheilung der Arbeiten anzunehmen, unbeschadet der Einheit der Absichten. Durch ein neues inneres Reglement hat sich das Allgemeine Committee in Unter-Committees oder Departements abgetheilt, die ihren besonderen Geschäftskreis haben und am Ende jedes Vierteljahres dem Allgemeinen Committee Rechenschaft von ihrer Verwaltung ablegen.

I. Theologische Schule. Die Eröffnung der Schule, in der aber einstweilen bloß einleitende Vorlesungen gehalten werden, hat den 30. Januar statt gefunden. Pfarrer Gaussen hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, die sich eben so sehr durch die Erhabenheit der Ansichten als durch den herzlichen Ausdruck seines Glaubens, Eifers und seiner Liebe zu dem Werke des Evangeliums auszeichnete. Seither haben die einleitenden Vorlesungen ihren Anfang genommen: Gaussen hielt zwei Stunden wöchentlich über den Gebrauch der Vernunft im theologischen Studium, Merle drei Stunden wöchentlich über die christlichen Alterthümer, Galland zweistündig über die Pastoralklugheit. — Gegenwärtig haben sich erst vier Studenten als Zöglinge der Schule einschreiben lassen; *)

*) Grabe mit derselben Zahl Studenten wurde die einzige reformirte Akademie in Frankreich, Montauban, eröffnet.

aber außer ihnen finden sich beständig etwa zwanzig Zuhörer ein, theils Studirende der National-Academie, theils Zöglinge einer theologischen Anstalt der Kirche in Bourg-de-Four (der Malanschen Dissidentengemeinde). Von den vier immatriculirten Studenten sind zwei aus Genf, einer aus der Waadt, und der vierte aus Neuchâtel. Mehrere aus Frankreich sind auf das Frühjahr angekündigt worden. — Acht Tage nach Ostern werden die regelmäßigen Kurse beginnen. Wie auf den Deutschen Hochschulen werden sie in Semester abgetheilt seyn, das Sommer- und das Winter-Semester, mit sehr kurzen Ferien im Frühling und Herbst. — Diesen Frühling, scheint es, wird die Schule erst nur drei ordentliche Lehrer haben, die Herren Gaussen, Merle und Steiger, von denen letzterer aus Berlin erwartet wird. *) Herr Pfarrer Galland wollte nur als außerordentlicher Lehrer (*professeur suppléant*) daran theilnehmen. **) — Man beschäftigt sich auch mit dem Projecte eines Seminars zur Vereinigung der Studenten, aber es ist darüber noch nichts entschieden. ***) — Die Gesellschaft empfing schon zahlreiche Beweise der christlichen Theilnahme an der Er-

*) Eben so ein vierter ordentlicher Lehrer, für Alttestamentliche Kritik und Exegese, Herr Licent. theol. Hävernick.

**) Außerdem, unabhängig von der theologischen Schule, hält Pfarrer Merle gegenwärtig noch Vorlesungen über die Deutsche Reformationsgeschichte, welche von Personen jedes Standes und Geschlechts sehr zahlreich besucht sind, obgleich sie (was bei dem Unterricht an der theologischen Schule nicht der Fall ist) von den Zuhörern honorirt werden. Die ziemlich starke Eröffnungsschere ist in Druck erschienen und mit wenigen, aber schönen und kräftigen Worten Herrn Professor D. Meander dedicirt.

***) Seither, den 19. März, beschloß das Evangelische Committee die Errichtung von zehn Stipendien für arme gläubige Studenten, je zu 600 Franz. Fr. (150 Rthlr. Preuß.), für drei Jahre, im Vertrauen auf die Gnade des Herrn aller Herren und Reichthümer, die auch diesmal nicht täuschte; den folgenden Tag kam ganz unerwartet ein Brief aus Boston mit der Anzeige, daß eine Americanische Kirche vorläufig die Bezahlung von fünf Stipendien übernehme, und später noch mehr zu thun denke.

richtung dieser theologischen Schule von Seiten vieler Geistlichen und Laien in Frankreich, Holland, England, Schottland und Deutschland. Unter den Wohlthätern der Anstalt befindet sich Sr. Majestät der König von Holland, mit der Summe von 150 Holland. Gulden. Auch wurde das Evangelische Committee durch das Interesse erfreut, das dieser Fürst ihm zu bezeugen gerührte, wie solches wörtlich in folgender Kabinettsordre sich ausgedrückt findet:

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König der Niederlande, Fürst von Oranien-Nassau, Großherzog von Luxemburg: Nach Einsicht des Schreibens von Herrn Merle d'Aubigné, ehemaligem Pfarrer zu Brüssel, in dem er, Namens eines Committees einer zu Genf neugegründeten theologischen Schule, zwei Druckschriften mittheilt, betreffend den Zweck dieser Anstalt; — Nach Einsicht des Rapports Unsers mit der General-Direction der Reformirten Kirchenangelegenheiten beauftragten Staatsministers: — haben gut befunden und beschloffen, um das Interesse zu bezeugen, das Wir an Errichtung obbemeldter Schule nehmen, zu Gunsten derselben einen Beitrag von hundert und fünfzig Gulden aus Unserer Privatkasse zu bewilligen ic. ic.

Haag, den 4. Januar 1832. (Unterz.) Wilhelm.

Im Namen des Königs:

(Unterz.) C. G. von Mey von Strenskerk.“

II. Versammlungen zu Gebet, Lesen und Erklären der Bibel. Sie finden alle Sonntag und Donnerstag um 7 Uhr Abends statt, und dauern längstens fünf Viertelstunden. Sie werden immer zahlreicher besucht, so daß das gegenwärtige Local *) Sonntags Abends kaum noch für die Zahl der Zuhörer hinreicht, die man auf ungefähr dreihundert Personen schätzen kann. Die Versammlungen (die natürlich keinen kirchlichen Charakter tragen) werden abwechselnd von den drei bemeldten Französischen Predigern gehalten.

III. Katechismuskunterricht. Dreimal wöchentlich theilt Pfarrer Galland mehreren jungen Knaben, etwa zehn an der Zahl, einen Religionsunterricht, in gewöhnlicher systematischer Form, aber so, daß alle Antworten aus Bibelsstellen bestehen.

IV. Sonntagsschule. In ihr wird einer größeren Anzahl Kinder ebenfalls Religionsunterricht, rein nach der Schrift, ertheilt. Die Leitung besorgt ebenfalls Pfarrer Galland.

V. Mädchenschule. Diese Anstalt hat einen besonderen Fortgang gehabt. Mit vier Schülerinnen war sie begonnen worden, und von Anfang an mit Vorurtheilen umgeben gewesen. Jetzt zählt sie vierzig Zöglinge, von 5—10 Jahren, und scheint sich noch vergrößern zu wollen. Den Unterricht, nach Lancasterscher Methode, besorgt eine christliche Lehrerin mit einer ihrer Töchter. Er befaßt Lesen, Schreiben, Rechnen, Nähen und Stricken. Der Unterricht beginnt des Morgens mit der kurzen Erklärung eines biblischen Abschnittes und endet Morgens und Abends mit dem Gesange einiger Liederverse.

VI. Bibelgesellschaft und Bibelverbreitung. Uml

*) Das Local für die Vorlesungen, die Erbauungsstunden und die religiöse Bibliothek ist bis jetzt ein von der Gesellschaft gemietetes Haus, und zwar durch einen merkwürdigen Zufall das Haus des großen Reformators von Genf.

leichter die Familien zu erreichen, die jetzt noch keine Bibel besitzen, hat das Committee 25—30 Niederlagen bei Personen errichtet, die sich für diese Sache eifrig erweisen. Dennoch fand es die Grenzen des Cantons Genf zu enge und fühlte bald das Bedürfnis, die Bibel in diejenigen Gegenden zu bringen, wo sie noch wenig bekannt ist. Zu dem Ende durchreissen zwei Bibelverträger die der Schweiz zunächst liegenden Departements Frankreichs, und verkaufen daselbst Neue Testamente nach de Saenys Uebersetzung. Eben so verkaufen sie die Schriften der Pariser Tractatgesellschaft, und finden dabei so viele Bedürfnisse zu befriedigen, daß unverweilt zwei neue Colporteurs ihnen nachfolgen werden.

VII. Tractaten. Auch dieses Committee läßt so viel als möglich die Tractaten verkaufen, durch seine Mitglieder oder durch die beiden Bibelverträger. Es hat auch gutbefunden, Tractate in kleine Bände zusammenbinden zu lassen, um diese Bändchen (über 500 an der Zahl) in Circulation zu setzen, sowohl von der Centralniederlage, als von den 25—30 Bibelniederlagen aus. Außerdem werden sonntäglich den Kindern der Sonntagsschule Tractate für die Woche geliehen.

VIII. Religiöse Leihbibliothek. Sie ist alle Tage offen, es wird aber immer nur ein Band auf einmal ausgeliehen.

Das Abonnement kostet jährlich 3 Gulden 6 Sous (Genfer Währung, = 44 Kreuzer Rh., oder 12 Sgr.), und monatlich 6 Sous (8 Kreuzer, etwa 2½ Sgr.).

IX. Missionsfache. Da die Evangelische Gesellschaft kein eigenes Missionshaus besitzt, beschränkt sich die Thätigkeit ihres Committees auf die Annahme und Versendung der Gaben. Aber die Gebetsvereinigungen, die den ersten Montag jedes Monats statt haben, sind sehr besucht. *) N.

Freundnachbarliche Gedanken bei Anlaß des Baseler Preßgesetzes.

Mit verbindlichem Dank sende ich beiliegend das Votum zurück, welches ein Mitglied des großen Rathes über den §. 6. des Preßgesetzes vom 4. October 1831 in öffentlicher Sitzung dieser gesetzgebenden Behörde des Cantons Basel ausgesprochen hat.

Es ist eine wohlthuende Empfindung, auch einmal wieder eine Verhandlung einer christlichen obrigkeitlichen Behörde zu lesen, worin etwas — Christliches vorkommt, und eine Stimme aus deren Mitte sich erheben zu hören, der man es abfühlen kann, daß sie sich der heiligen Pflicht noch nicht für entbunden erachtet, den Namen Gottes auch an solcher Stätte zu heiligen. Wie viele Verhandlungen von Ständerversammlungen und ähnli-

*) So hat auch die Haupt-Missionsgesellschaft von Lausanne nach ihrem vierten Jahresbericht (vom 9. November 1831) außer den 4,000 Schweizerfranken (1,500 Rthlr.), die sie für ihr eigenes Missionsinstitut sammelte und verbrauchte, beiläufig 84 Fr. für das Institut zu Paris, 184 Fr. für das zu Basel und 101 Fr. für die Missionen der Brüdergemeinde u. s. w. erhalten und versandt.

den Staatsbehörden kann man jetzt in den Zeitungen lesen, in denen fast keine Spur erscheint, aus der man merken könnte, ob die Mitglieder Christen oder Juden, Muhamedaner oder Heiden sind. Es ist eine jämmerliche Schüchternheit, womit sich in dieser ersten Zeit so manche, sonst treffliche Männer schämen oder fürchten, bei Gelegenheit und eintretender Pflicht ihren Glauben zu bekennen, oder ein Wort für die Kirche Gottes zu sprechen. Dies ist um so mehr theure Pflicht, wenn die Kirche und das christliche Interesse, welche beide ja auch eine rechtliche Stellung in der Gesellschaft haben und zu haben verdienen, in einer gesetzgebenden Behörde, wie auch bei Euch in dem Canton Basel, keine gewählten Vertreter besitzen, während selbst das handwerkliche Interesse oft zahlreich vertreten ist. Wenn dann nicht freimüthige Männer, denen die Sache des Christenthums, denen die Wahrung der Rechte der Kirche Jesu Christi, und die Erhaltung der lauternden Lehre des Evangeliums, wofür so viele theure Opfer gefallen sind, wofür so viel unschuldiges Blut vergossen worden ist, am Herzen liegt, aus innerem Antriebe auftreten, und mit aller Kraft, die ein so großes, wichtiges und heiliges Interesse erfordert, dafür zeugen und sprechen; so steht die Kirche, selbst wenn sie, wie bei Euch, Staatskirche ist, wie rechtlos da, und kann, wenn der Wind danach wehet, selbst widerrechtlichen Antastungen und Verletzungen preisgegeben werden. — Segen daher und Ehre den Männern, die sich weder schämen noch scheuen, in solchen Fällen als Christen hervorzutreten!

Besonders möchte man allen christlichen Staatsmännern und Mitgliedern gesetzgebender Behörden es wünschen und dringend empfehlen, dem Zeitgeiste nicht so viele kriechende und unwürdige Verbeugungen und Schmeicheleien zu spenden, und demselben aus Furcht oder Schaam für intolerant, oder engherzig, oder einseitig gehalten zu werden, Concessionen zu machen, die zum Verrath an der Kirche führen.

Ich spreche dies nicht sowohl in Bezug auf den vorliegenden Fall, als vielmehr im Blick auf unser Deutsches Vaterland aus. Indessen findet sich auch in dem vorliegenden Falle, nämlich in dem Rathschlage, der in dem beiliegenden Votum angeführt ist, eine Stelle, die, sofern ich als Ausländer sie nicht falsch verstanden habe, nicht ganz frei von allen Einflüssen des Zeitgeistes zu seyn scheint, und also lautet:

„Es schien nämlich, eine gesetzliche Bestimmung, welche Beleidigungen der Sittlichkeit und der Religion mit Strafe belegt, könnte leicht in den Händen engherziger Intoleranz eine furchtbare Waffe gegen die zwar in unserer Verfassung nicht ausgesprochene, wohl aber schon längst, wenigstens theilweise factisch bestehende Glaubensfreiheit werden, und namentlich möchten durch eine engherzige Orthodorie solche Strafen zur Beschränkung der freien wissenschaftlichen Forschung benutzt werden.“

Mit aller Achtung gegen die ehrwürdige Regierungsbehörde des Cantons Basel muß ich doch fragen: Woher kommt die Furcht, obrigkeitliche Strafen gegen Gotteslästerung möchten der Glaubensfreiheit, oder der freien wissenschaftlichen Forschung nachtheilig werden? — Kann denn wahre Glaubensfreiheit, kann wahrhaft freie wissenschaftliche Forschung zur Gotteslästerung, und also auch zu obrigkeitlichen Strafen dagegen führen? Und wenn dieselben dazu führen könnten, oder wirklich

dazu führten und ungestraft blieben, ist das wohl Glaubensfreiheit, ist das wohl freie wissenschaftliche Forschung, woraus solche unreine Ergüsse fließen? — Doch die angeführte Stelle des Rathschlages fürchtet mehr den Mißbrauch, den eine engherzige Intoleranz, oder engherzige Orthodorie mit gesetzlichen Strafbestimmungen gegen Gotteslästerung und dergl. treiben möchten. Aber da möchte man wieder fragen: Ist denn in unserer Zeit mehr von engherziger Intoleranz und von engherziger Orthodorie zu fürchten, oder leidet die Kirche nicht vielmehr von dem Druck einer gleichgültigen und erkalteten Theilnahme, von einer schrankenlosen, das Heiligste nicht mehr achtenden, selbst das Heiligste verspottenden Lehrsicherheit? — Ist nicht die falsche Toleranz in unserer Zeit so weit getrieben worden, daß der Verrath und der Abfall allenthalben in die Kirche eingedrungen ist, und die Gemeinde Gottes ihre künftigen Lehrer aus den Händen derjenigen empfangen muß, die das grade Gegentheil von dem lehren, wozu sich unsere Väter mit Daranwagung Leibes und Lebens in dem schönsten Glaubensbekenntnisse, das seit der Apostel Zeiten öffentlich abgelegt wurde, offen und frei vereinigt haben? — Es thut einem Freunde des Christenthums wirklich weh, eine Staatsbehörde von engherziger Intoleranz und engherziger Orthodorie öffentlich reden zu hören zu einer Zeit, wo die Evangelische Kirche in Gefahr steht, unter der unbändigsten und zügellosesten Lehrsicherheit, wenn auch nicht zu Grunde zu gehen, so doch gänzlich aufgelöst zu werden. Und nur Achtung von geachteter Obrigkeit kann den aufsteigenden Verdacht niederhalten, solche schändliche Lehrsicherheit möchte unter dem schönen Namen von Glaubensfreiheit und freier wissenschaftlicher Forschung begünstigt seyn.

Man darf es sich daher nicht verhehlen, daß es eine Toleranz gibt, die im höchsten Grade verächtlich seyn kann, und ganz unreine Quellen hat, und das es hinwieder eine Intoleranz gibt, zu der sich nur ein edles Gemüth zu erheben vermag. Dies kann in unserer schlaffen, charakterlosen Zeit, wo sich die Schwäche oft so vornehm geberdet, nicht genug erinnert werden. Denn das erbärmliche Ding, das man heutiges Tages Toleranz zu nennen beliebt, ist oft ganz nichts Anderes, als religiöser Indifferentismus und glaubenleere Nullität.

Und wenn man es nicht läugnen kann, daß es eine engherzige Orthodorie gibt, die eben so todt und erstarrt, eben so leb- und kraftlos ist, als der jämmerliche Nationalismus, der sich in unseren Tagen mit dem vornehmen Namen freier wissenschaftlicher Forschung brüstet, aber weder frei, noch wissenschaftlich, noch eine Forschung genannt zu werden verdient, weil er immerdar lernt, und nie zur Erkenntniß und zum Bekenntniß der seligmachenden Wahrheit kommt: so ist es doch auch bekannt genug, daß es eine Orthodorie gibt, die zwar kein so weites Herz hat, daß sie sich mit jeder Irrlehre, mit jeder Frucht des dürren Unglaubens vertragen kann; aber dabei lebendig, freimüthig, hingebend, aufopfernd, geistreich und voll guter Früchte ist.

Solcher lebendigen, kräftigen und geistreichen Orthodorie ist man aber hie und da gar nicht geneigt, die Glaubensfreiheit, die Lehrsicherheit zuzuschern, und sie gegen die ungerechtesten Bedrückungen und Beschränkungen, die von Seiten eines herrschenden Nationalismus, der sich in die Kirche einschlichen,

eingedrungen und festgesetzt hat, und sich vom Kirchengut unterstützen läßt, in gebührenden Schutz zu nehmen; und so werden mancher Gemeinde Lehrer aufgeladen, die besser in einer Moschee stünden, oder auf einem Theater, als in einer Evangelischen Kirche.

Dieser wahren und lebendigen Orthodorie gebühret der Schutz, gebühret die Anerkennung von Seiten einer christlichen Obrigkeit. Ihr gebühret die Glaubensfreiheit. Der Irreligions aber, dem Abfall, dem Antichristenthum, welches nicht das mindeste Recht in der christlichen Kirche hat, welches sich noch nie zu einem gemeinschaftlichen, dem Staate übergebenen und vom Staate angenommenen öffentlichen Glaubens- oder Unglaubensbekenntnisse vereinigen konnte, gebühret der Schutz oder gar die Begünstigung einer christlichen, zur Evangelischen Kirche sich bekennenden Obrigkeit nicht. Sein eigentlicher Inhalt ist Gotteslästerung, Christusläugnung. Am allerwenigsten gebühret ihm Kanzel und Katheder. Wo ihm aber diese Lehrstühle eingeräumt werden, da soll Jeder wissen und verstehen, daß der Evangelischen Kirche das ungeheuerste Unrecht geschieht, das ihr geschehen kann, und gegen das sie sich, als Staatskirche, nur durch die Staatsregierung zu schützen vermag.

Thut die Staatsregierung dieses nicht, gibt sie die Evangelische Kirche ihren Feinden und Gegnern preis, und läßt den Weinberg Christi durch Füchse, und seine Heerde durch Wölfe zerrissen werden: so wird der Herr des Weinberges kommen und sich seines Eigenthums annehmen, die Weingärtner strafen, und seinen Weinberg Anderen übergeben. Denn da eine Evangelische Staatsregierung das Bischofsamt führt über die Evangelische Kirche: so gehört sie allerdings zu den Weingärtnern.

Möchten sich daher alle Evangelische Staatsregierungen dieses ihnen obliegenden theuern, wichtigen, verantwortungsvollen Bischofsamtes ernstlich erinnern und es getreulich verwalten.

Zeller.

M a c h r i c h t e n .

(Genf.) Am Schluß unseres Januarhefts haben wir unsere Leser von der Absetzung des Pastor Gaussen in Satigny durch die Genfer Compagnie des pasteurs in Kenntniß gesetzt. Dieses Collegium hatte dabei gehandelt, als ob es selbstständig dergleichen verfügen könnte; der Staatsrath zu Genf hat indeß dies Verfahren insofern nicht anerkannt, daß er diese Absetzung noch einmal wiederholt hat. Das Journal de Genève sagt davon: „Diese Entscheidung war von der Art, wie man sie von einem den aufgeklärten Anforderungen der öffentlichen Meinung eingingen Collegium erwarten durfte. Dies ist denn endlich einmal ein offenes gesetzliches Einschreiten einer Regierung gegen die Ränke des Methodismus und einer sinkenden Unbildsamkeit.“ Damit die Compagnie sich aber zugleich unparteiisch zeige, hat sie nach Genf selbst einen orthodoxen Prediger berufen, Herrn Barde. Bei der Ein-

setzung des neuen Pfarrers, Humbert, in Satigny, war das Pfarrhaus mit Kränzen und Girlanden geschmückt, und über der Thüre befand sich die Inschrift: „Restauration de l'église nationale dans la paroisse de Satigny.“ Der Protestant de Genève, welcher die Gefinnungen der Compagnie ausspricht, sagt bei dieser Gelegenheit: „Wir wiederholen es, und werden es bis zum Ueberdruß wiederholen: Der Kampf hat begonnen; er verbreitet sich über die ganze protestantische Welt in England, Frankreich, der Schweiz, und die Begebenheiten in Genf sind nur eine einzelne Episode desselben; von der einen Seite stehen die Vertheidiger der Auctorität, der menschlichen Symbole und des Ausschließungssystems; von der anderen die Vertheidiger der freien Prüfung, der Bibel und der Duldung! Der Ausgang des Kampfes kann nicht zweifelhaft seyn.“ Zugleich gibt dies Blatt den Vertheidigern der Evangelischen Wahrheit das schöne Zeugniß, daß sie wie Ein Mann handeln, und wünscht, daß es unter ihren Gegnern „einigermassen eben so“ seyn möchte. — Gegen das wider ihn eingeleitete Verfahren hat nun Herr Gaussen dem Genfer Staatsrath zwei Denkschriften überreicht. Die erste derselben behandelt die gesetzliche Seite der Frage, sucht zu zeigen, daß in dem wider ihn beobachteten Verfahren beide Körperschaften die Gesetze in dreifacher Hinsicht verletzt haben, und trägt auf Annullirung desselben an. Er bemerkt darin, wie höchst inconsequent der Staatsrath in seinem Beschlusse erkläre, die Errichtung der theologischen Schule in Genf und Herrn Gaussen's Theilnahme daran stehe in directem Widerspruch mit der von allen Genfern Predigern bei ihrer Ordination eingegangenen Verpflichtung, Alles zu vermeiden, was die Einheit der Kirche zerstören könnte. „Worin besteht denn,“ sagt er, „diese Einheit? In der Lehre doch nicht, da ja die Compagnie des pasteurs sich rühmt, ihr entzagt zu haben. Man kann doch nicht zerstören, was nicht da ist, und es gab doch keine andere Uneinigkeit zwischen Herrn Gaussen und der Mehrzahl der Prediger als in der Lehre und wegen der Lehre.“ In der zweiten Denkschrift sucht er vier Thatfachen festzustellen: 1. Die Bibel, die Geschichte und der jetzige Zustand unserer Kirche legen auf gleiche Weise ein Zeugniß dafür ab, daß die Lehre von der Gottheit Jesu Christi unzertrennlich vom Christenthum ist; 2. da nun die Lehre von der Gottheit des Heilands auf dem theologischen Katheder zu Genf offen bestritten wurde, so mußte den Wirkungen dieses Uebels entgegengetreten werden; 3. die Verfassung verpflichtet speciell dazu die Obrigkeit und die Geistlichen; 4. die Evangelische Gesellschaft hat sich des zweckmäßigsten Mittels bedient, um in der Genfer Kirche die Lehren aufrecht zu erhalten, für deren Verkündigung ihre theologischen Lehrstühle gegründet wurden.“ Man sieht, wie in der That hier derselbe Kampf geführt wird, der vor zwei Jahren unter uns sich erhob, nur mit dem Unterschiede, daß er in Genf nicht gegen die Stimmführer der öffentlichen Meinung allein, oder gegen Theologen, sondern gegen eine vom Bekenntniß des Evangeliums abgefallene Kirchenobrigkeit geführt wird. Es ist merkwürdig, wie sonst in der Inconsequenz, dem Managel an Principien, dem sit pro ratione voluntas, der Gewaltthätigkeit der Maaßregeln, die herrschende Parthei zu Genf ganz unseren Gegnern von 1830 und den vielen ähnlichen Stimmen in der Allg. R. Z., besonders den aus No. 100 neuerlich gekommenen gleicht, nur mit dem Unterschiede, daß es diesen noch nicht gelungen ist, ihrem Wunsche gemäß, sich der Zügel des Regiments zu bemächtigen, und die factisch in unseren Kirchen herrschende Finsterniß durch gesetzliche Acte als deren Normalzustand festzustellen! —

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 18. April.

№ 31.

Der Uebertritt des Pfarrvikars Luz in Karlsruh und seiner Gemeinde zur Protestantischen Kirche.

Im Oberdonaukreise des Königreichs Baiern, zwischen den Städten Neuburg und Ingolstadt, den Flecken Reichertshofen und Pöttmes, in einem Umfange von etwa zwanzig Stunden breitet sich die öde Fläche des Donaumooses aus, sonst ein weiter Sumpf, seit 1790 durch Trockenlegung kümmerlich urbar gemacht. Kolonisten siedelten sich an; die größte Ansiedelung, etwa in der Mitte des Moores, ist Karlsruh. Auf Gründen, für zwanzig Familien anfänglich berechnet, ließ Eigennuz der Gutsheerrschaft allmählig 126 Familien festhaft werden, und als die Königl. Regierung im Jahre 1825 Karlsruh als Staats-eigenthum erkaufte, zählte der Ort mit seinen Filial-Kolonien über 900 Seelen, die später bis zu 1,300 und darüber anwuchsen, hergewandert aus den verschiedensten Provinzen und Ländern.

Die Ueberfüllung, die Dürftigkeit des Bodens, der Austausch wechselseitiger Laster, führte die Gemeinde in tiefes leibliches und geistliches Elend, nicht gemildert durch die Last der Verachtung, welche die Verwilderung der Sitten ihnen zugezogen hatte. Gepreßt in ihre feuchten hölzernen Hütten, kämpften die Weissen mit Mangel aller Art. Ohne Betten in armseliger Kleidung waren gar Viele glücklich, wenn sie nur Mooserdäpfele für ihre Kinder besaßen, zu denen Mancher das Salz nicht auftrieb. Wer täglich Brodt hatte, galt als vermöglich. Nach schlechten Sommern, wie im Winter 1830, rangen mehrere Familien 2—3 Tage mit dem Hungertode. Die hohen Abgaben, die bei Manchen das Dreifache des Grundwerthes betrugen, brachten außer dem Fluch, der die geistige Verwilderung begleitete, die Mehrzahl an den Bettelstab.

Religiöse Bedürfnisse, in solchem Zustande gänzlich erstickt, wurden früher auch nicht durch äußere Sorgfalt geweckt. Lange waren sie in ein benachbartes, 1½ Stunden entferntes Dorf eingepfarrt, die Kirche fastete kaum die eigene Pfarrgemeinde, die Wege waren ungangbar, ja selbst gefährlich, an Kirchenbesuch also kaum zu denken. Die immer furchtbarer um sich greifende Unsitlichkeit forderte endlich laut zur Hülfe auf. Da gab man ihnen einen Geistlichen, der bei einer Zahl von 700 Seelen und 100 Schulkindern Pfarrer, Lehrer, Organist, Messner und Tod-

tengräber seyn mußte, zur Wohnung ward demselben ein hölzernes Hüttchen, ein anderes, etwas größeres, zur Kirche angewiesen, die kaum ein Drittheil der Kirchgänger faßte. Jede einzelne Familie sollte jährlich 2 Gulden 24 Kreuzer zum Unterhalte des Seelsorgers abgeben. Das war eine Unmöglichkeit, und der Treue einzelner Geistlichen ungeachtet, konnte es keiner lange aushalten. Vom Jahre 1822 bis August 1826 war daher die Gemeinde ganz ohne geistliche Leitung. Die armselige Pfarrhütte hatte überdies im Jahre 1824 die Flamme verzehret.

In diesem Zustande war die unglückliche Gemeinde verlassen, wie es schien. Und doch am nächsten war ihr da die erbarmende Hand des Herrn. Zum Zeugniß wollte er diese Elenden machen, zum Zeugniß seiner wunderbaren Macht, die vom Tode zum Leben, von der Nacht der Sünden zur Klarheit ewigen Lichtes führt.

Der Bischof von Augsburg kam im demselben Jahre auf einer Visitationreise nach Karlsruh. Der Anblick des Elendes, die Thränen und Bitten der Gemeinde um einen Seelsorger, rührten sein Herz. Noch an demselben Abende empfahl er in einem Schreiben die Gemeinde dem Könige, und ertheilte dem General-Vikariate den Befehl, den früheren Pfarrvikar von Grimsried bei Schwabmünchen, Luz, nach Karlsruh zu versetzen.

Er kam mit einem Herzen voll Liebe zu dem Erlöser und zu denen, die er ihm zuführen sollte. Des äußeren Ungemachs fand er nicht wenig. Eine eigene Wohnung hatte er nicht. Das Haus, in das er zog, so eng, daß er sich kaum bewegen konnte, so feucht, daß Schuhe u. A. in einer Nacht grau wurden, und Wind und Regen zugänglich, mußte er ein ganzes Jahr bewohnen, ehe er ein anderes fand, das wenigstens ein Dachflüßchen hatte, geschützt vor Nässe des Bodens. Da blieb er im zweiten Jahre; im dritten ließ die Regierung ihm ein wohllicheres bauen. Anfangs mußte er im Freien predigen, da die alte Kirche dem Einsturz drohte, ausgebessert wurde sie im Herbst desselben Jahres; im Herbst 1830 war sie jedoch dem alten Zustande wieder nahe. Nicht das aber, der Seelenzustand seiner Gemeinde war es, der ihn bekümmerte, während er wiederum der Verheißungen des Herrn sich geströkte. Er arbeitete fort im Glauben, und seine Arbeit ward gesegnet an der Gemeinde und seinem eigenen inneren Wachsthum. Das erkannte er damals

schon klar: nicht von Außen komme das Heil, mit dem Trachten nach dem Reiche Gottes werde alles Andere zufallen. Daher ging seine erste Sorge auf Schule und Kirche, sein ganzes Herz lebte und webte in der Seelsorge. Er riefte ja, wie er sich selbst ausdrückt, „daß nur in dem Gottmenschen Jesus Christus Heil zu finden sey für Zeit und Ewigkeit,“ und war stark geworden im „kindlichen Vertrauen, Gottes Wort werde auch an seiner Gemeinde sich erweisen als ein Hammer, der steinerne Herzen zermalmt, als ein Feuer, das eiserne Herzen zerschmelzt,“ und so predigte er ihr den Gekreuzigten. Die ersten bedeutenden Beiträge, die er von Freunden empfing, bestanden, außer Geld, namentlich in Erbauungsbüchern und Schulbüchern, und an den Kinderherzen sah er zuerst manche schöne und tröstliche Wirkung der göttlichen Gnade.

Mit nicht geringerem Eifer bemühte er sich um die Seelen der Erwachsenen. Außer dem sonntäglichen Gottesdienste hielt er auch in der Woche, zuerst zwei- bis dreimal, später alle Tage, unter der Messe, nach Vorklesung einer Evangelischen Perikope, kurze Anreden an das Volk. Alles, was von dem Einen, was Noth thut, ableitete, oder nicht graden Wegs zu ihm hinführte, vermied er, wie er das selbst bezeugt. Und das Wort des Herrn, in Treue und Einfalt und williger Aufopferung verkündet, erwies seine Kraft. Nicht daß er fogleich Früchte gesehen hätte. Oft wollte er verzagen; aber der ihn gesendet und zubereitet, ließ ihn nicht ohne Stärkung. Und nach drei Jahren voll Flehens und Arbeitens gewährte ihm Gott reichliche Erquickung an den Früchten, die in allmählichem Wachsthum gereift waren. Die groben Ausbrüche roher Unordnung schwand zuerst, es trat bei Vielen Besümmerniß über ihren Zustand ein, ein Hunger nach dem Brodte ewigen Lebens. Eine Zeitlang schien die Regung wieder einzuschlafen, aber sie erwachte nur um so kräftiger im zweiten Jahre seiner Wirkksamkeit (Jahr 1828). Es waren da besonders seine Vorträge in der Fastenzeit über die treffenden Evangelien und über das Leiden und den Tod Christi mit großer Wirkung segnet; beinahe Alle kamen und legten in ernstlicher Neue Bekenntnisse ihres Zustandes ab, Thränen aufrichtiger Buße flossen, und Vieler Herzen wurden erweckt zum beseligenden Glauben an den Erlöser. Als der treue Seelsorger sich durch ihr Beharren auf dem betretenen Wege in der folgenden Zeit überzeugt hatte, daß das nicht bloß „vorüberrauschendes Gefühl“ war, sorgte er besonders durch Vertheilung des Neuen Testaments an die Heilsbegierigen seiner Gemeinde sie in der Wahrheit fester zu gründen. Es zeigte sich auch da der regste Eifer. Viele Erwachsene und Verheirathete lernten noch Lesen, um mit dem göttlichen Worte sich selbst bekannt machen zu können, ganze Kapitel und Verse, die besondere Kraft an ihnen erwiesen hatten, ja ganze Briefe und Evangelien prägten Einzelne ihrem Gedächtnisse ein. Daneben sorgte der Pfarrer, daß sie bei vorkommenden Bedenklichkeiten an ihn sich wendeten; erklärte, erläuterte und verwies sie mit allem Ernst auf das rechte Lesen der Schrift in Gebet und Ehrfurcht und steter Anwendung auf das eigene Herz. So wuchs und erstarkte die Gemeinde mit wenigen Ausnahmen mehr und mehr, der Erlöser hatte die Seinen gefunden unter denen, die verloren waren und diese wankten und wichen auch nicht von ihm. Die Zerrüttung des äußeren Lebens hatte mit dem neu erwachten geistigen Leben aufgehört, und die weltüberwindende Kraft des Evangeliums an diesen Verachteten und Versunkenen sich bewährt. Aber die äußere Noth hatte damit kein Ende erreicht, ja, als sollte sie zum Prüfstein des jungen Glaubens dienen, sie

mehrte und vergrößerte sich. Im Winter 1830 waren mehrere christliche Familien dem Hungertode nahe, und Kinder von einem Vierteljahre wurden mit erfrorenen Erbpäpfeln genährt. Daß dem Versucher durch solche äußere Noth ein weiter Spielraum geöffnet werde, das erkannte der Seelsorger wohl, so rührend sich auch, nach seinem Bericht, die Fürsorge des treuen Gottes an denen bewährte, die auf ihn unerschütterlich hofften. Aber es dünkte ihm nun auch an der Zeit, im Glauben an seine Hilfe zu versuchen, ob nicht ein Bericht über den Nothstand der Armen segnet würde. Mancher Herzen in der Ferne zu thätiger Hilfe zu erwecken. So erschienen im Jahre 1830 zu München die geschichtlichen Notizen über die bürgerlichen und religiösen Verhältnisse der Kolonisten-Pfarrgemeinde Karlehub. Reichlicher, als er erwartet hatte, wurde auch Hilfe gewährt. Die Summe der Beiträge belief sich nach dem Nachenschaftsberichte von 1. Januar 1830 bis 30. April 1831 auf 7,063 Gulden. So groß die Noth gewesen, so gnädig hatte sich auch der barmherzige Helfer gezeigt. Welcher Trost, welche Stärkung dem Seelsorger! Hatte ja doch auch manches Unglück, Wetterschlag u. A. das Bedürfniß der Gemeinde aufs Höchste gesteigert. Die eingegangene Unterstützung wurde auf das Zweckmäßigste verwendet. Die elenden Hütten wurden ausgebessert, die armen Kolonisten mit Vieh versehen, Nahrung, Saatkorn u. s. w. gereicht, und Schule und Kirche bedacht. Es war ihnen der Anfang eines neuen Lebens, wenn auch nur der Anfang. Denn Einzelnen erschien es ja als Glück, wenn sie jetzt Dünger selbst aufs Feld fahren und den besser bestellten Acker mit dem Pfluge pflügen konnten, an den sich, zur Schonung der milchgebenden Kühe, der Besitzer selbst gespannt hatte. Genug, das so glückliche Beginnen stärkte die Hoffnung des Unternehmers für weiteren Fortgang. Auch von höchster Stelle wurde ihm Anerkennung seiner Sorgfalt zu Theil. Die Regierung des Ober-Donautreises nahm sich der Sache lebhaft an, und der König verlieh dem Pfarrvikar das goldene Civil-Verdienst-Ehrenzeichen und bedachte mit namhaften Summen die arme Gemeinde des treuen Hirten. Er selbst war gerührt, anerkannt von aller Welt, denn — wie es der Welt Art ist — was die Kraft des göttlichen Wortes gewirkt, schrieb man der Person dessen zu, der es verkündet und im Geiste desselben gethan hatte, und ein Wunder allerdings hatte er gethan: einen Haufen verwilderter, zuchtloser Menschen umgewandelt in eine stille, demüthige, arbeitssame Gemeinde voll Friedens und Gottseligkeit, und all sein Bemühen im Geistigen und Leiblichen war auf eine unbegreifliche Weise von unerwartetem Gedeihen begleitet.

Als aber äußere und innere Veranlassungen das herbeiführten, was man längst hätte ahnen können und theilweise auch gefürchtet hatte, als endlich in öffentlichem Bekenntniß dem die Ehre gegeben wurde, der allein so große Dinge gethan hatte, Seelsorger und Gemeinde nicht mehr umhin konnten, vor aller Welt sich für das Evangelium Jesu Christi und seine Kraft als die alleinige Hilfe aus jeglicher Noth zu erklären, und was das Herz glaubte, mit dem Munde zu bekennen, da änderte sich die Stimmung; den Titular-Protestanten machte es Ungelegenheit,*) die katholische Kirche war erbittert und der weltliche Arm versuchte sich wenigstens in ihrem Dienste.

Das fällt dem nicht auf, der die Welt, das Evangelium und das kennt, was der Herr selbst von dem Hass gesagt hat,

*) Einsender denkt, später Einiges der öffentlichen Rüge übergeben zu können.

der ihn und sein Wort treffen werde. Auffallend aber wäre es, wenn dieser Haß da sich thätlich und unbefristet äußern könnte, wo gegenseitige Bestimmungen, unverletzliche Bürgschaften solche Ausbrüche unmöglich gemacht zu haben scheinen. In Baiern findet das Letzte statt; wie könnte man zur Annahme des Ersten vor Entscheidung der Sache berechtigt seyn? Bis jetzt aber verhält es sich also.

Das bischöfliche Vikariat hatte Einsicht genug, um wahrzunehmen, daß die Art und Weise, wie Luz das Evangelium predigte, keine Predigt im Sinne der katholischen Kirche war, und daß es über kurz oder lang zu einer ihnen mißfälligen Stimmung der Gemüther führen müsse. Dabei war aber der Eifer und das Gedeihen seiner Wirksamkeit und die allerhöchste Anerkennung so wenig geeignet, gewaltsame Maßregeln rätlich zu machen, daß man sich, neben Winken und Warnungen, begnügte, durch Anbieten besserer Stellen ihn von seiner Gemeinde zu entfernen, was Luz jedoch ablehnte. Schien es nun auf der einen Seite, als ob man ihn von Seite seiner eigenen Kirche aus das Bleiben bei seinen Pflegebefohlenen unmöglich machen wollte, so ward es ihm von einer anderen Seite aus auch immer klarer, daß er nicht mehr in einer Kirche bleiben könne, die neben dem Christus dem Gekreuzigten, von dem allein er wußte und den allein er predigte, neben der alleinigen Quelle göttlicher Wahrheit, dem Worte Gottes, sich noch zu so verschiedenen anderen Menschenwerken und Menschensagen bekennt. Die heuchlerische Accommodation der modernen (Protestantischen wie Katholischen) Weltansicht hätte das freilich nicht gedrückt. Ihr ist das Bekenntniß nur eine Maske, ihr Herz dahinter zu verstecken. Daher das verächtliche Ersauern bei Protestanten wie Katholiken, daß es dem treuen Luz nicht eben so dünkte und er es sich ohne Noth unbequem machte. Denn dieser hatte schon lange gefonnen, wie er diesem Widerspruche zwischen seinem auf die Gewissheit des göttlichen Wortes gegründeten Glauben und dem Bekenntniß seiner Kirche entgegen möchte. Unbekanntheit mit den bestehenden kirchlichen Verhältnissen, vielleicht auch ein wahrlich nicht zu verargender Hinblick auf den verwilderten Zustand unserer Kirche, auf ihre schreienden Widersprüche mit ihrer eigenen Confession, ließen ihn lange Zeit daran denken, ob es nicht möglich sey, eine abgeforderte Gemeinde zu bilden. Er setzte in diesem Zustande des Schwankens ein Glaubensbekenntniß auf, dem Wesen nach völlig übereinstimmend mit der Augsburger Confession, nur in einzelnen Punkten, namentlich der Lehre von den letzten Dingen, der katholischen Kirche sich annähernd. Er hatte es auch einsweilen drucken lassen, jedoch verboten, es auszugeben. Indessen drängte sich immer mehr Aeußeres wie Inneres, und man drohte ihm, im Widerspruch gegen gegebene Zusicherungen, mit gewalthätiger Verlesung, und im December des Jahres 1831 erklärte er seinen Austritt aus der katholischen Kirche mit etwa 600 Gliedern seiner Gemeinde. Zugleich versuchte die Gemeinde in einer Bittschrift an das Ministerium, ob sie nicht auch unter diesen Umständen ihren Seelsorger behalten könne. Das durfte sie freilich nicht erwarten. Im Gegentheil, den Mann, der seine Gemeinde aus geistigem und leiblichem Elend gerettet hatte, behandelte nun das Landgericht Neuburg als Erzschwärmer und verbot ihm den Aufenthalt selbst in der Nähe seiner Gemeinde, wo er doch Grundeigenthum besaß. Er gehorchte willig, aber man fürchtete seine Nähe wie die eines Feindes bürgerlicher Ordnung. Nach ihm, der die bürgerliche Ordnung auf unbegreiflich schnelle Weise in seinem zuchtlosen Haufen hergestellt hatte

und des Königs Ehrenzeichen trug, nach ihm suchten jetzt, wie nach einem Bagabunden, allenthalben die Gensd'armen, und lägenhafte Verläumdungen füllten die öffentlichen Blätter. Er erklärte jetzt bestimmt den Uebertritt zur Protestantischen Kirche, und seine Gemeinde folgte ihm; zugleich ward gegen das Verfahren des Neuburger Landgerichts protestirt. Dem Uebertritt steht nach der Baierschen Constitution nichts im Wege; sie wurden daher aufgenommen und Luz bekam die Weisung, sich zum Examen in Ansbach zu stellen, um als Protestantischer Seelsorger bei seiner Gemeinde gelassen zu werden. Allein er erhielt in Augsburg plötzlich Stadtarrest und, zu größerer Verwirrung der Verhältnisse, erschien auf einmal hinter Luzen's Rücken und wider seinen ausdrücklichen Willen das früher aufgesetzte und gedruckte Glaubensbekenntniß, boshaften Feinden wie in die Hand gegeben zum Auffinden einzelner Widersprüche mit seinem öffentlichen Bekenntniß.

So stehen in diesem Augenblick die Sachen. Man hat bis jetzt die gerechte Hoffnung, daß die höchste Stelle nicht die Ansichten theilen wird, welche die Unterbehörden zu solchen unregelmäßigen Schritten verleitete, weil sie die bestimmteste Versicherung der Aufrechthaltung aller Gesetze mehr als einmal gegeben hat. Und da Luz, als Protestant, nicht mehr vor sein ehemaliges geistliches Forum gehört, so dürfte man vielleicht einer baldigen günstigen Entscheidung entgegensehen. So wie sich irgend etwas Bestimmtes ergeben hat, soll weiterer Bericht in diesem Blatte ertheilt werden.*

Der Berichterstatter hatte zunächst nur einen Grund, warum er diese einsweilige Mittheilung nicht zurückhalten wollte, die Hoffnung nämlich, es möchte vielleicht diese einfache Darstellung der armen Gemeinde zu Gute kommen. Nur eine, wenigstens auf ein paar Jahre noch fortgesetzte Unterstützung kann sie vor dem sonst unaufhaltsamen Zurücksinken in das alte, entsetzliche Elend retten. Und sie steht jetzt sehr verlassen da. Die ansehnlichsten Beiträge gab früher die katholische Hauptstadt München. Kann man unter den jetzigen Umständen aber auf deren Fortgenuß rechnen? Die kirchliche Oberbehörde der Protestantischen Kirche in Baiern hat Alles gethan, was sie thun konnte; aber ihre Mittel sind beschränkt. Und die Protestantische Kirche und Gemeinde? Man brauchte nicht außerhalb Baiern betteln zu gehen, wären noch die Tage unserer Väter und hätte unsere Zeit mehr Sinn für die Bewegungen im Reiche Gottes. Man hat jetzt andere Interessen, als Bekenner des Evangeliums nicht hungern zu lassen. Es geschieht zwar viel; aber nur von Einzelnen und das reicht nicht aus. Und wie will die Gemeinde als Gemeinde bestehen, muß sie, wie das geschehlich ist, sich ausweisen, einen Seelsorger ernähren zu können, und hat sie unter den gegebenen Umständen wahrscheinlich sowohl Kirche als Schule zu bauen?

Unsere Hoffnung steht auf dem lebendigen Gott, seine Sache ist es, er wird die Armen nicht verlassen noch versäumen. Sie stehen bis jetzt trotz aller Versuchung fest und unbeweglich. So wir aber die Brüder nicht lieben, die wir sehen, wie sollten wir Gott lieben, den wir nicht sehen? Möchte diese Liebe sich mit der That erweisen. Und — der Herr der Kirche sey ewig gepriesen — noch gibt es eine große unsichtbare Gemeinde seiner Glieder in allen Landen, welche die Erlösten um dessen willen

*) Eins. kann einsweilen auf die Geschichte der Gemeinde verweisen, die Luz schreibt, und die in diesem Augenblicke theilweise schon die Presse wird verlassen haben.

lieben, der sie erlöst hat! Möge der Herr durch sie das Wort segnen, das jetzt zu ihnen geredet ist!

*** den 30. März 1832.

Litterarische Anzeige.

„Die Jahre 1830 und 1831. Erlangen bei Karl Seyder, 1832.“

Eine kleine politische Flugchrift; aber zugleich ein Erguß aus dem warmen und vollen Herzen eines Christen; ein Erguß, der Goldkörner mit sich führt, welche den auf die düstere Zeit gerichteten Blick der G. A. Z. auf sich ziehen, und ihn nicht vorüber lassen, bis sie näher beisehen worden sind.

„Seit den Julitagen,“ — sagt der Verfasser, welcher weder Theologe noch Staatsmann, noch Jurist ist, — „folgten Begebenheiten auf Begebenheiten; es war schwer, die rasch vorüberziehenden fest in's Auge zu fassen. Wie bei einem Erdbeben schwankte der Boden unter den Füßen; dazu ward uns ein heillosen Taumelkessel gereicht. Da suchte der Verfasser dieser Blätter ein sicheres Fundament, um darauf zu stehen, und Abwehr des Schwindels durch heilige Nüchternheit. Er wollte der armen verschmähten Wahrheit treu bleiben, und sehnte sich nach einer Freiheit und einer Liebe, die stärker ist als der Tod.“

O daß doch jetzt, wo so viele „Knechte des Verderbens“ uns Freiheit verheißten“ (2 Petr. 2, 19.), diese Sehnsucht nach der „rechten Freiheit, mit welcher Christus, der Sohn Gottes, uns frei macht,“ frei vom Fluch und von der Herrschaft der Sünde, frei vom Tode, dem Golbe der Sünde, frei von allem Uebel, — daß doch diese Sehnsucht, wie bei dem theuren Verf., so bei allen Christen recht erwachen möchte! Daß sie lernen möchten die heiligen Worte, welche das Evangelium uns gelehrt, und welche die abtrünnige Zeit in den Koth herabzuziehen sucht, mit ihrem Inhalte, der da köstlicher ist als Gold und herrlicher als Edelsteine, recht heilig zu halten in ihren Herzen, die Worte Liebe, Friede, Freude, Freiheit, und so viele andere, unter denen das Wort Freiheit eines der süßesten und reichsten ist!

Der Verf. straft dann den frechen Mißbrauch, den die Stimmführer der Zeit mit dem Worte Volk (zu dem immer das nicht gehören soll, was ihnen nicht ansteht, wäre es auch der eigene König, der eigene Adel, die eigene Obrigkeit, ja, wäre es die ganze Mehrzahl eines Volkes) und mit dem „mystischen composito: Volks-Souveränität“ treiben, und sagt bei Gelegenheit des Belgischen „Volkslebens,“ und, wie es scheint, mit Rücksicht auf Baiern und Baden:

„Es macht einen unheimlichen, gespenstischen Eindruck, wenn ein ganzes Volksleben zum Schauspiel wird, wenn eine Nation (mit Ausnahme doppelt ehrenwerther Männer) nur darauf sinn, durch all' ihr Thun Effect zu machen. Aber noch kläglicher ist

es, wenn das von einem Volke aufgeführte Effectstück nachmals von anderen Völkern einstudirt und gegeben wird, und diese sich etwas darauf einbilden, auch ihre große Wochen, Barrikaden, Ordnonnanz und deplorable Ministerien zu haben, wenn die leeren, eiteln Neben ihrer Schauspieler ein Flidwerk abgedroschener Floskeln der Fremden sind. — Was ich darunter verstehe (ein Volksleben werde zum Schauspiel), kann folgende Stelle des Grafen Segur klar machen. Die Französische Armee erblickt 1812 zuerst Moskau: Nous sentions qu'en ce moment toutes nos actions devoient fixer les yeux de l'univers surpris, et que chacun de nos moindres mouvemens seroit historique. Sur cet immense et imposant théâtre nous croyions marcher entourés des acclamations de tous les peuples.“

Der Ausblick auf Gott ist für uns alles Lichtes, alles Heiles Ursprung, — was kann also anders als Finsterniß und Unheil folgen, wenn wir, statt auf ihn, auf Menschen, sehen, — statt im Lichte seines Angesichts zu wandeln, den Beifall armer verfinstelter Menschen, der Mit- und Nachwelt, suchen?

Der Vers:

„Willst du Viele befreien, so wage es Vielen zu dienen“ erinnert den Verf. an den, „der gekommen ist, nicht daß er sich dienen lasse, sondern, daß er diene,“ und der eben deshalb allein recht frei macht. „In unserer Zeit aber,“ — fährt er fort, — „will eben keiner dienen, alle Beherrschte wollen herrschen, das bedeutet wohl zulezt das Wort: „Volks-Souveränität.““ Diese Herrschaft ist nichts weniger als Probe ächten Freiheitsfinnes, vielmehr im Gegentheil, Beweis eines erzyranischen, egoistischen, lieblosen Gemüths. — Dieselbe stolze, lieblose Herrschaft macht aus Königen und Fürsten Despoten, wenn sie veressen, daß sie auch einen Herren im Himmel haben, daß sie Könige von Gottes Gnaden sind. In lebendiger Kraft dieses Prädikats sind die Könige gehorsam gegen Gott, die Völker gegen die Könige. Den Servilen charakterisirt knechtischer Gehorsam aus Egoismus; der ächt freie Mann gehorcht um Gottes willen, er weiß, was er Gott und was er dem Könige zu geben hat, und wird daher den rechten Muth haben, um der rechten Freiheit nie etwas zu vergeben. — Nur wer den Nächsten liebt als sich selbst, wird für sich und Andere die rechte Freiheit suchen und leicht finden, das Gebot gilt auch von ganzen Ländern und Völkern. — Haben wir denn Alle nichts gelernt, Alles vergessen? Soll Europa noch einmal den Taumelkessel revolutionären Wahnsinns bis auf die Fersen leeren? Soll noch einmal unter Hohngelächter des Mephistopheles entzaubender Spruch ertönen: Irthum, laß los der Augen Band, und merkt euch, wie der Teufel spaße? — Wehe der aufgeklärten Zeit, welche die zehn Gebote vergessen hat, die zur Narrin geworden ist, da sie sich klug dünkte! Die Furcht Gottes ist aller Weisheit, auch der Staatsweisheit, der Ungehorsam gegen Gott alles Ungehorsams und Aufruhrs Anfang.“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonabend den 21. April.

N^o 32.

Gegenbemerkungen wider den Aufsatz über Halten am Buchstaben und Spiritualismus. Von Professor Dr. Olshausen.

Es erregt ein wohlthuendes Gefühl, nach dem Lesen so mancher schaler Recensionen, in denen sich deutlich ausdrückt, daß der Recensent keine Ahnung hatte von dem, was den Schriftsteller befehle und in einem durchaus anderen Elemente lebt, auf eine Beurtheilung zu stoßen, in der sich geistiges Verständniß des Bezweckten klar zu Tage legt. Mir ward diese Freude durch den bezeichneten Aufsatz in der Ev. K. Z., indem derselbe unerachtet des vielfachen Tadels, den er über meinen Commentar ausspricht, doch lebendig das Bewußtseyn der Geistesgemeinschaft erweckt, welche mich mit dem unbekannten verehrten Verfasser verbindet. Ich würde daher recht sehr bedauert haben, wenn der Herr Herausgeber der Ev. K. Z. sich wegen gewisser Einseitigkeiten, welche er in dem Aufsatz anerkennt, hätte verleiten lassen, denselben nicht in seine Zeitschrift aufzunehmen. Freilich geschieht der Herausgeber, den Aufsatz nicht unverändert aufgenommen zu haben, namentlich erklärt er, daß die stärksten Einseitigkeiten von ihm entfernt worden seyen. Dadurch sind nun freilich die Leser des Blicks in die ganze Eigenthümlichkeit des Verfassers beraubt; und insofern möchte wohl die vollständige Mittheilung des Aufsatzes von Vielen gewünscht seyn. Inzwischen bleibt auch in dieser unvollkommenen Gestalt der Aufsatz sehr dankenswerth, und da nun in der Schlussnote Professor Hengstenberg selbst den Wunsch äußert, ich möchte mich über die in Anregung gebrachten Punkte näher erklären, so will ich versuchen, meine Meinung darüber zu sagen, bedaure aber nur, durch eine Menge von Amtsgeschäften und durch die Arbeit an dem eben im Druck befindlichen zweiten Theil meines Commentars verhindert zu seyn, es in der Ausführlichkeit zu thun, wie die Wichtigkeit der Gegenstände es fordert und ich selbst es thun zu können wünschte. Ich behalte mir daher ausführlichere Erörterungen für eine gelegnere Zeit vor, und bitte das Folgende nur als vorläufige Erklärung anzusehen.

Zuvörderst brauche ich gewiß den Lesern der Ev. K. Z.

nicht erst zu versichern, daß ich die folgenden Bemerkungen mit möglichst unpartheilicher Gemüthsstellung zu schreiben suche. Ich bin mir bewußt, dem theuern Verf. des in Rede stehenden Aufsatzes innigst dankbar für seine Erinnerungen zu seyn, und wurde durch dieselben auch so wenig überrascht, daß ich mich vielmehr gewundert hatte, daß in den zahlreichen Mittheilungen, die mir über meinen Commentar gemacht waren, eben die hier angeregten Punkte unberücksichtigt blieben. Hiernach wird man es gewiß nicht als Ausdruck der Eigenheit ansehen, wenn ich gleich an die Spitze meiner Bemerkungen die Erklärung stelle, daß der Verf. der Recension meines Commentars zwar eine Eigenthümlichkeit desselben richtig erkannt, aber sie nach meiner Ueberzeugung irrig beurtheilt hat. Ich will damit nicht geläugnet haben, daß nicht in den von ihm angeführten Einzelheiten Manches von mir hätte anders gefaßt werden können oder sollen, aber die Richtung, welche sich durch das Ganze des Werkes hinzieht, und die ich mit vollem Bewußtseyn des Gegensatzes, den der Herr Verf. vertritt, verfolgt habe, kann ich nach seinen Bemerkungen nicht nur nicht für irrig halten, sondern meine, sie sey nothwendig für die Kirche, ohne damit behaupten zu wollen, daß die Stellung des Verf. als solche irrig sey, wenn sie nur nicht so weit geht, sich als die alleinige herrschend machen zu wollen. Der ganze Tadel des theuern Verf. läßt sich nämlich, wie die Ueberschrift des Aufsatzes schon richtig angibt, auf die Frage vom Verhältniß vom Geist und vom Buchstaben zurückführen. Mir wirft derselbe vor, daß ich den Geist überschätze und den Zusammenhang desselben mit dem Buchstaben nicht gehörig beachtet habe; er selbst stellt sich dar als strengen Verteidiger des Buchstabens; aber nach seiner Meinung natürlich so, daß er den Geist der Schrift eben in richtiger Weise mit dem Buchstaben aufnimmt. Es kommt demnach vor Allem darauf an, daß wir uns des Verhältnisses von Geist und Buchstaben überhaupt recht bewußt werden, um darnach beurtheilen zu können, wo in der Auslegung gefehlt sey, wo nicht.

Rücksichtlich des genannten Verhältnisses erlaube ich mir nun zunächst die Bemerkung, daß statt des Gegensatzes vom Geist und Buchstaben wohl besser der von Geist und Wort gewählt würde. Vergleichen wir nämlich den Sprachgebrauch

der Schrift (Röm. 2, 27. 29., 2 Cor. 3, 6. 7.), so finden wir, daß mit dem Ausdruck „Buchstaben“ stets das Äußere in seiner Getrenntheit vom Geist bezeichnet wird; man kann daher behaupten, buchstäblich darf man die heilige Schrift nie verstehen, weil alle ihre Worte Geist und Leben sind (Joh. 6, 63.) und mit Geist und Leben erfaßt seyn wollen. Wollte man die buchstäbliche Erklärung im Ernst verteidigen, so müßte man z. B. nach den Worten „ärgert dich dein Auge, so reiße es aus,“ behaupten, man solle thatächlich das leibliche Auge ausreißen, wenn man dadurch zu einer Sünde verleitet werden könne. Der Herr Verf. hat nun aber eine solche Erklärungsweise natürlich nicht gemeint; er will nur in seiner Forderung, daß man den Buchstaben der Schrift festhalten solle, der falschen Willführ wehren, die unter dem Namen des Geistes ihre Einbildungen statt der geoffenbarten Wahrheiten aus der Schrift herausliest. Um indeß jeden Mißverständnis zu vermeiden, verstehen wir lieber unter der buchstäblichen Erklärung das falsche Extrem der äußerlichen Auffassung, unter gnostisch-geistiger das falsche Extrem der Geistigkeit, unter wörtlicher Erklärung dagegen die richtige Mitte, welche Äußeres und Inneres in ihrer wahren Vereinigung aufweist, und werden die Ausdrücke beständig in diesem Sinn gebrauchen.

Darüber ist nun unter uns kein Streit, daß sich in der Schrift ein Doppeltes unterscheiden läßt, ein geistiger Inhalt und eine äußerliche zeitliche Form. Man kann in dieser Hinsicht die Schrift mit der Person des Herrn selbst vergleichen; wie in ihm weder das Menschliche noch das Göttliche allein ist, sondern beides in untrennbarer Verbindung auftritt, so eben verhält sich auch Äußeres und Inneres in der heiligen Schrift, und es darf weder das geistige Element die Form vernichten wollen, noch das Äußere die innere Lebensfülle erstickern. Die äußersten Extreme in der Schrifterklärung haben sich nun nie allgemein und bleibend in der Kirche geltend machen können; die gnostisch-allegorische Interpretation wie die plump-buchstäbliche wurden, wenn sie auch hervortraten und sich in kleineren oder größeren Kreisen eine Weile geltend machten, immer wieder verworfen. Zwischen beiden Endpunkten aber ist noch Raum genug, um sich bald dem einen bald dem anderen nähern zu können, und so zeigt es uns auch eben die Geschichte der Interpretation. Als die Aufgabe steht allerdings dem Exegeten vor, Äußeres und Inneres so aufzufassen, daß jedem genau sein Recht widerfährt; allein in der Ausübung ist dies ein bloßes Ideal, welches die menschliche Schwachheit nie ganz zu verwirklichen gestattet, dem man sich nur nähern kann. Immer wird jeder Ausleger nach seinen Anlagen und seinen inneren Erfahrungen sich mehr nach der einen oder nach der anderen Seite hingezogen fühlen. Eine solche Hineigung ist nun auch an und für sich durchaus nichts Tadelnswerthes, ja es müssen stets beide Richtungen in der Kirche repräsentirt werden, wenn nicht ein völliges Hinüberschlagen der einen in das ihr verwandte Extrem erfolgen soll. Die eine hindert nämlich durch ihren Einfluß stets die Ausartung der anderen, und so halten sich beide im Gleichgewicht. Verwerflich wird die eine oder die andere Richtung (abgesehen von einzelnen zu rügenden Specialitäten, die in keiner Arbeit fehlen werden) erst dann, wenn sie nicht aus lebendigem Glauben an den Erlöser hervorgeht, wenn sie nicht wirksam ist in Kraft des heiligen Geistes, und wenn sie fremdartige, nicht aus christlichem Princip erwachsene Ideen in die Schrifterklärung einmengt. Was sich nun in der Kirche nicht

völlig gereinigt darstellt, finden wir in der Schrift selbst in vollkommener Weise ausgeprägt. Unter den Aposteln selbst finden wir in der Auffassung des A. T. dieselben beiden Richtungen, nur so, daß keine das falsche Extrem berührt; Johannes repräsentirt die gnostische Richtung, Matthäus die mehr äußerliche, beide in gleicher Wahrheit und Lauterkeit. Bei der Beurtheilung eines Exegeten müßte man daher nach meiner Ansicht so verfahren, daß man unparteiisch die Gabe des Bruders anerkennt und ihm behüßlich zu seyn sucht, sich in seiner Richtung zu vollenden und alle Abwege zu meiden. Von dem das Äußere mit Strenge Aufrechthaltenden müßte man daher keineswegs verlangen, daß er einen ganz anderen Weg einschlagen müsse; das dürfte nur dann geschehen, wenn er in's buchstäbliche Extrem geriethe, oder man empfinde, seine ganze innere Ausstattungs führe ihn mehr zur geistigen Erklärung. Eben so dürfte dem die geistige Interpretation von biblischen Grundsätzen Uebenden dies nicht an sich zur Bürde gemacht werden, sondern nur wieder, wenn er denselben verläßt oder sich in denselben nicht zu bewegen weiß.

Hiernach nun tadle ich an meinem lieben Recensenten nicht, daß er sich der wörtlichen genauen Richtung in der Schrifterklärung zuwendet und dieselbe der meinigen gegenüberstellt; es wäre ein Uebelstand, wenn dieselbe gar nicht in der Kirche repräsentirt würde; aber das tadle ich als eine Einseitigkeit, daß er 1) einer anderen Richtung als der seinigen keinen Raum in der Kirche lassen will und 2) daß er seine Ansicht so schroff faßt, daß er in Gefahr kommen könnte, die buchstäbliche Auslegung nicht bloß zu berühren, sondern mit der wörtlichen zu verwechseln. Das Eine hängt mit dem Anderen so nahe zusammen, daß sie sich gegenseitig bedingen; will eine Richtung nicht nur die eigene Existenz sichern, sondern auch die andere neben sich ganz und gar verdrängen, so läßt sich ziemlich sicher schließen, daß sie an ihr Extrem nahe hinarbeitet. Dem verehrten Recensenten nun aber ist dies nicht sowohl absichtlich als wider Willen begegnet; so sehr er meine Richtung als spiritualistisch darzustellen sich bemüht, eben so sehr hebt er auf der anderen Seite das Lobenswürdige meiner Schrift heraus. Nun aber könnte in der That das Letztere nicht statt haben, wenn das Erstere der Fall wäre; der würdige Verf. des Aufsatzes, der mich beschäftigt, scheint daher die Richtung und die Grundsätze mit der Anwendung derselben in einzelnen Fällen verwechselt zu haben. Das Letztere wird jeder Exeget von einiger Selbstkenntniß gerne voraussetzen bei seinen Arbeiten; aber das Erstere, falsche Grundsätze in der Auslegung anzuwenden, einer durchweg falschen Richtung zu folgen, das dürfte eine schwerere Beschuldigung seyn, als daß sie ohne die schlagendsten Beweise bei einem besonnenen Manne als gegründet anzunehmen wäre, und nach der sorgfältigsten Prüfung weiß ich an meinen exegetischen Grundsätzen nichts zu ändern, wenn gleich hier und da an ihrer Anwendung. Wenn nun aber der Recensent beides nicht scharf auseinander hielt, so glaube ich rühmet das daher, weil derselbe bei seiner Recension meines Commentars nicht sowohl von klar durchdachten, in der Anwendung erprobten Regeln ausging, als von einem dunkeln Gefühle. Bei'm Lesen meiner Schrift zog ihn Vieles an, Vieles aber auch stieß ihn ab; er fand ungewohnte Aeußerungen, Gedanken, Ansichten und ohne nun in das Wesen derselben einzugehen und sich ihren reinen biblischen Gehalt anschaulich zu machen, verwarf er dieselben als unbiblisch und führte sie nach einer Empfindung von

ihrem gemeinsamen Ursprunge auf eine durchgehende spirituelle Richtung zurück. Daß meine Schrift von einem Theil meiner Leser, und eben derer, die ich besonders mit berücksichtigt hatte bei der Ausarbeitung derselben, der treuen, fleißigen Vellese, mißverstanden werden würde, sah ich voraus, wie die Vorrede klar ausspricht; aber ich sah keinen Weg, die einseitigen Auffassungen zu vermeiden, ohne dem Charakter der ganzen Schrift Eintrag zu thun. Vielleicht gelingt es mir nun, durch diese und andere Erörterungen die Mißverständnisse in dieser Beziehung zu heben, oder wenigstens zu mildern.

Eine Hauptquelle derselben scheint mir nun die Verwechslung der Form und des Wesens zu seyn in dogmatischen Fragen. Sehr viele treue Bekenner der Evangelischen Wahrheit können sich von der eigenthümlichen Form, in welcher sie dieselbe empfangen haben, nicht losmachen; hören sie eine andere Sprache reden, so glauben sie, das Wesen sey auch verändert. Dies ist aber in der That keine notwendige Folge. Zwar werden alle Gläubigen, von der Apostelzeit bis auf die Gegenwart, unter welchen Religionsverfassungen sie auch leben, etwas Gemeinsames in ihren Ausdrücken haben, aber neben dem Gemeinsamen auch eine sehr große Verschiedenheit. Diese Verschiedenheit entsteht zum großen Theil durch die Mannichfaltigkeit der Auffassungsweise, die durch Charakter und Anlage bedingt wird. Diese Mannichfaltigkeit ist etwas von Gott Gewolltes und dient dazu, den ganzen Reichtum des Evangeliums zu entfalten und zum Genuß zu bringen. Daher ist es auch Pflicht des Gläubigen, sich über diejenige Form des Ausdrucks, in der man selbst die Wahrheit bekommen und mittheilen sich gewöhnt hat, zu erheben und da, wo man Grund hat, den Willen, die Wahrheit zu geben, anzuerkennen, sie auch wo möglich unter der fremden Form zu suchen. Dann wird man oft die Entdeckung machen, daß scheinbar Abweichendes im Wesentlichen ganz mit dem Kern der Wahrheit, die man versteht glaubte, übereinstimmt und nur das Kleid abweicht. Von diesem Grundsatz ausgehend bemühte ich mich nicht meine Ideen eben in den bekannten dogmatischen Formeln wiedergegeben, sondern ich suchte vielmehr dieselben aus innerer Erfahrung nach wesentlicher Anschauung eigenthümlich auszudrücken. Ich that dies deshalb, weil ich glaube, daß darin etwas Anregendes für den Leser liegt, indem er durch die neue Form genöthigt wird, tiefer in die Erforschung seiner eigenen Ideen einzugehen und sie mehr ihrem Wesen nach zum Object der Untersuchung zu machen. Gerade dies letztere nämlich geschieht in der Kirche unserer Zeit selbst unter denen, die von dem neu erwachten religiösen Leben berührt sind, viel zu wenig. Bei den Meisten gestaltet sich das innere Leben so, daß sie 1) ein religiöses Gemüthsleben der Andacht führen, 2) ein damit in Zusammenhang gebrachtes dogmatisches System im Kopfe haben. Die Form desselben ist gemeinlich bedingt durch die Parthei, von der sie ihre Anregung empfangen. Mancher kann nun bei diesem Zustande ein treuer Zeuge und redlicher Arbeiter im Weinberge seyn, aber man muß doch gesehen, daß derselbe nicht der normale, vollendete ist. Die dogmatische Ueberzeugung sollte doch ein freies, selbstständiges Erzeugniß des inneren Lebens seyn, gebildet und normirt nach der objektiven Glaubensregel in der heiligen Schrift. Ist sie so entstanden, so hat sie eine lebendigere, frischere Farbe, sie ist ein reines Erzeugniß des Lebens, nicht ein bloß ererbtes Besitztum. Gewiß wäre es nun aber höchst unbillig von jedem Christen, oder auch nur von jedem gläubigen Prediger, eine solche selbstgewonnene

umfassende dogmatische Ansicht zu verlangen; aber das wäre freilich wünschenswerth, daß die Einseitigkeit so weit überwunden würde, daß man der vom christlichen Standpunkte ausgehenden freien Bildung der Form (denn das Wesen des Evangeliums bleibt ewig dasselbe, kann nicht verbessert noch vervollkommenet werden, wohl aber wechselt und vervollkommenet sich die Auffassung desselben seitens der Menschen) kein Hinderniß in den Weg lege. Wo freilich eine unchristliche Richtung sich unter dem Namen der formellen Umbildung geltend machen will, da ist gründliche Bekämpfung ganz an der Stelle; aber davon ist unter uns nicht die Rede, in allen wesentlichen Punkten bin ich mit meinem theuren Recensenten ganz einig, und wo wir es noch nicht zu seyn scheinen, da hoffe ich ihn darthun zu können, daß wir weit näher stehen, als er es bejorgt.

Das hier zuletzt Erwähnte bezieht sich nun auch auf die Gnosis, welche der Recensent in meinem Commentar zu finden glaubt, und welche er ebenfalls tadelt. Rücksichtlich derselben wäre aber doch in der That zu erwähnen gewesen, daß es zwar eine *γνώσις πνευματικῆς*, aber auch eine ächte Gnosis gibt, wie sie namentlich die Johanneischen Schriften enthalten, und warum soll man die letztere nicht erstreben? Der Recensent scheint aber jedes Streben, die Innerlichkeit der religiösen Ideen selbst, nicht bloß die Schale, zu fassen, schon als unächte Gnosis zu betrachten; aber ist das nicht offenbar ein Irrthum, der, zur Herrschaft gebracht, jedes lebendige Geistesstreben hemmen müßte? Soll denn der heilige Geist, der die Tiefen der Gottheit erforscht, nicht in die Innerlichkeit der Dogmen dringen können? In jedem speciellen Falle, wo ich eine biblische Idee falsch aufgefaßt haben soll, lasse ich mich gerne belehren, aber von dem Grundsatz kann ich nicht abgehen, daß es Aufgabe des Theologen ist, in das Wesen der Ideen auf dem heiligen Gebiete einzugehen, das ihm vertraut ist; versteht sich mit Demuth und heiliger Scheu, aber auch mit kindlich gläubigem Sinn, daß Gottes Geist ihn in alle Wahrheit leiten will. Hat daher mein Commentar irgend einen Vorzug, so glaube ich, daß es eben der ist, daß sich in ihm eine zusammenhängende, in's Wesen des vorliegenden Stoffs eingehende, und aus dem inneren Leben stammende Erklärung zu Tage legt.

Ich könnte mich nun schon hier zu der Betrachtung der Einzelheiten wenden, die der Rec. in Erwägung zieht, wenn nicht noch vorher die Bemerkung desselben erwogen seyn wollte, daß ich die heilige Schrift als ein im Ganzen glaubwürdiges menschliches Buch betrachte, an dessen Inhalt ich glaube, weil sich mit dem geschichtlichen Zeugniß für das, was sie berichtet, das Zeugniß des Geistes verbinde (S. 149.). Der Rec. sagt nicht, daß ich irgend wo behauptet hätte, die heilige Schrift sey ein menschliches Buch, er muß also nur gefolgert haben, daß dies meine Ansicht sey, und zwar aus meinem Verfahren mit der Schrift, welches mit der Ehrfurcht vor der Schrift (nämlich als einem göttlichen Buche) unvereinbar erscheinen müßte. Ich kann hier nun in der That nicht glauben, daß es dem lieben Rec. mit der Behauptung, ich hielte die Schrift für ein menschliches Buch, Ernst sey; ich versichere ja von Anfang bis an's Ende, die heiligen Schriftsteller hätten geschrieben durch den heiligen Geist, die Bibel enthielte das Wort des lebendigen Gottes; wenn aber das der Fall ist, so kann ich sie doch kein menschliches Buch nennen. Der Rec. hat sich bei diesen Ausdrücken offenbar wieder von seinem Gefühl leiten lassen und mir so Unrecht gethan. Hätte er sorgsamer sein Ge-

fühl beherrscht und dessen Grund genauer erwogen, so würde er gefunden haben, daß die Momente, die ihn verletzten, ja nicht von mir herrühren, sondern nach Gottes Zulassung in der Schrift selbst liegen. Nach seinem Standpunkte mußte er consequenter Weise auch sagen, da die Schrift göttlich ist, muß sie in allen ihren Theilen vollkommen seyn, verschiedene Lesarten sind Unvollkommenheiten, folglich dürfen diese nicht in der heiligen Schrift seyn. Sie sind nun aber faktisch darin, daher ist allein die Aufgabe der Rheologie, nachzuweisen, wie ihr Daseyn den Charakter der Schrift nicht aufhebt; die Schrift enthält Widersprüche in äußeren Dingen, die Wissenschaft muß zeigen, daß sie der Göttlichkeit der Bibel keinen Eintrag thut. Der Rec. thut, als hätte ich die Dissonanzen der Bibel gemacht und steht darin Mangel an Ehrfurcht; aber er hadert da eigentlich nur mit Gott, der die Bibel nicht anders hat auf uns kommen lassen; ich erkenne sie bloß schlicht und wahr so an, wie sie ist, zeige aber die Gründe auf, weshalb sie so seyn kann, ohne ihren höheren Charakter zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Anzeige.

„Die Jahre 1830 und 1831. Erlangen bei Karl Seyder, 1832.

(Schluß.)

In einem folgenden Abschnitte bekämpft der Verf. den Liberalismus des Polnischen Adels durch den Nachweis aus der Polnischen Geschichte, daß derselbe weder zu gehorchen noch zu regieren verstanden, und beleuchtet den Vorwurf des Eibbruchs, welchen die Liberalen dem Kaiser Nicolaus mit frechem Leichtsinne zu machen sich erdreisten. Dann folgen viele der bekannten Kraftworte von Luther wider Aufruhr und Empörung und von Claudius gegen den modernen Liberalismus, und Aussprüche des Abscheus und Unwillens des Verfassers gegen den jetzt herrschenden Mißbrauch des Unterthaneneides, welchen die, die ihn so eben gebrochen, doch kein Bedenken tragen, nach ihrem Siege wieder zu erfordern. — Die Eiskälte der revolutionirten Staatskörper, in denen „keine Seele wärmt das Eingeweide“ macht er durch folgenden Zug fühlbar:

„Der Präfect von Lyon forderte nach den Schreckensscenen im November 1831 die Lyoner auf, beim Einzuge des Herzogs von Orleans ihre Liebe zur Dynastie an den Tag zu legen. Hierzu bemerkte das Lyoner Blatt, le Précurseur, — (welches übrigens der jetzigen Regierung anhängt) —: „Wir fühlen uns nicht veranlaßt, unsere Liebe zur Dynastie an den Tag zu legen, da wir keine Liebe zu ihr hegen, sondern ihr aus Vernunftgründen und in unserem Interesse zugethan sind.““

Muß hierauf nicht Verwerfung folgen? Wohl uns, die wir den warmen Hauch des Lebens und der Liebe da noch empfinden, wo in dem unglücklichen Frankreich solcher Leichengeruch und anweht.

Den Abschnitt wider den Aufruhr schließt der Verf. mit folgenden schönen Worten:

„Einer ist — unser aller Vorbild und Meister. Als er nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, im Angesichte des Kreuzestodes sprach er: „Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.““ Es war die unglaublichste Verheißung. Und vier Jahrhunderte, nicht etwa großer Christenrebellionen, sondern großer Christenverfolgungen waren noch nicht verfloßen, so herrschte ein Christ auf dem Throne Liber's und Nero's über die Römische Welt. Ist es doch, als hätte jene Verheißung durch eine so wunderbare Thatfache, wie durch ein Vorbild größerer künftiger Erfüllungen, beglaubigt werden sollen. Aber ein Muth anderer Art als zum Aufruhr gehört zum Märtyrertum. Dieses siegt durch jenen Glauben, der die Welt überwindet, durch eine Liebe, die langmüthig und freundlich, nicht das Ihre sucht, sich nicht erbittern läßt und Alles duldet in der Hoffnung des ewigen Lebens. Wie sind diese heiligen Heldenkräfte der ersten Christen in unserer Zeit so ganz erstorben.“

Wir können auf den ferneren Inhalt der Schrift, in welchem den liberalen Trugbildern, womit der wahre Zustand der revolutionären Länder jetzt verhüllt werden soll, namentlich in Beziehung auf Polen, Belgien und Frankreich, nackte Wahrheit, meist eigenes Geständniß, scharf und concret entgegengehalten wird, nicht näher eingehen, und heben nur die Ermahnung aus, die der Verf. daran anschließt:

„Es thut Noth in dieser Zeit, recht nüchtern zu bleiben, und mit klaren Augen sich umzuschauen. Uns Deutschen geschieht es leicht, daß wir, wie Don Quixote, ein Barbierbecken auf den Kopf setzen, vermeinend es sey Hector's flatternder Helmbusch, und dann ritterlich auf Abenteuer gegen Windmühlen und für Verbrechen ausziehen. Wir fühlen uns, wie jener Göthesche Prinz, bald zu dieser bald zu jener ausgestopften Puppe mit unaussprechlicher Sehnsucht hingezogen, als wäre sie unsere Braut. Solche Puppen liefert uns zuvorkommend der Franzose, welcher große Freude an unserem kindischen Spiel hat, und uns darin bestärkt. — Dahin kommt es mit Jedem, der sich vom wahren lebendigen Gott zu selbstgemachten mißgeschaffenen Götzen wendet und diese anbetet.“

Ueber die hier und da durchblickenden Lehren des Verf. über Obrigkeit und Unterthanen, Herrschaft und Knechtschaft, bliebe noch Manches zu sagen übrig, wenn sie nach der Schrift geprüft werden sollten, deren göttlicher Inhalt auch hierüber viel mehr Licht und Aufschluß enthält, als selbst die Christen unserer Tage gewöhnlich auch nur ahnen. Doch diese Erörterung würde uns zu sehr auf die unermesslichen Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften führen, deren Grenzen zu überschreiten einige Mitarbeiter der Ev. K. Z. seit den Julitagen schon oft sich versucht gefühlt haben. Unsere Leser werden aber solche Ueberschreitungen uns zu Gute halten, wenn sie wahrnehmen, daß Zion der Staat ist, auf den unsere Blicke dabei unverwandt gerichtet sind. Denn der Herr selbst lehrt uns, zu merken auf die Zeichen der Zeit, und der Stunde entgegenzusehen, wo wir unsere Häupter aufheben werden, weil sich unsere Erlösung naht.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 25. April.

N^o 33.

Gegenbemerkungen wider den Aufsatz über Halten am Buchstaben und Spiritualismus. Von Professor Dr. Olshausen.

(Fortsetzung.)

Wenn aber auch das getadelt scheint, daß ich die heilige Schrift wegen der Uebereinstimmung mit dem Zeugniß des Geistes als göttlich anerkenne, so weiß ich nicht, wie denn der Recensent den Glauben an die Schrift anders begründet wissen will. Das testimonium spir. s. ist von jeher in der Evangelischen Kirche als das wichtigste und entscheidendste angesehen, indem ohne dasselbe nur ein bloß historisches Annehmen der heiligen Bücher als apostolischer Schriften möglich seyn würde. Der verehrte Gegner wird mir nicht übel deuten, daß ich dies so nachdrücklich hervorhebe; hier grade glaube ich den Grund seiner Einseitigkeit zu finden. In wohlmeinendem Eifer bildet er sich in der Phantasie die Schrift wie sie seyn könnte, ohne sie zu nehmen, wie sie ist. Von solcher Eigenheit müssen sich die Gläubigen ja fern halten; sie schaden dadurch sich und vornehmlich Anderen, die noch fern sind vom Reiche Gottes. Diese empfinden das Verkehrte darin sehr leicht und wenden sich nun ab, weil sie nicht die schlichte Wahrheitsliebe finden. Was man daher durch erzwungene Ausgleichungen für die Sache des Herrn zu gewinnen glaubt, geht so auf andere Weise hundertfach wieder verloren. So wenig der Erlöser darunter litt, daß er in seiner irdischen Erscheinung ein vergänglichliches Gewand mit Flecken und Fehlern trug, so wenig schaden Varianten und Dissonanzen in Aeußerlichkeiten der heiligen Schrift; es wird Abgötterei der Form, wenn man das läugnet, und durch gewaltsame Operationen absolute Harmonie herstellen will. Ein berühmter Exeget unserer Zeit lobt mich in einer freundlichen, brieflichen Mittheilung „über meine Ehrlichkeit in dem Gesehen der Schwierigkeiten,“ und ich kann in Wahrheit sagen, daß es stets mein Bestreben gewesen ist, jede Erzwungenheit zu vermeiden und offen und klar zu geben, was vorlag. Es ist Mangel an Glauben, wenn man für nöthig hält, der Schrift nachzuhelfen, und ihre (von uns dafür gehaltenen) Schwächen zu bedecken, und derglei-

chen kann keinen anderen Eindruck machen, als wollte man eine uralte, ehrwürdige Eiche glatt bemalen, um ihre geklüftete Rinde zu verdecken.

Was nun die Einzelheiten betrifft, so folge ich in ihrer Betrachtung den sieben Abtheilungen, die der Rec. gemacht hat; jedoch werde ich nur das Wesentliche berühren, theils weil, wie ich schon bemerkte, mir Zeit gebricht, theils weil viele Bemerkungen sich von selbst widerlegen. So hält der Verf. gleich in der ersten Rubrik, wo von meinem kühnen Urtheilen über die heiligen Autoren gehandelt wird, für unpassend zu sagen, Marcus hat kleinlich und miniaturartig gezeichnet. Den ersten Ausdruck will ich so nicht vertheidigen, es stünde besser „in's Kleine,“ aber der zweite ist ein Lob und kein Tadel. Ueberdies sind dergleichen nicht sowohl Urtheile über die heiligen Autoren als über ihre Form der Darstellung; aus welchem denkbaren Grunde sollte man aber dieselbe nicht beurtheilen? Machen die heiligen Schriftsteller Anspruch darauf, eine vollendete Form der Darstellung zu haben? so wenig als auf den Ruhm, schönes attisches Griechisch zu schreiben. Dergleichen Verwechselungen des Wesens und der Form ziehen sich nun durch die ganze Recension hindurch; ich werde daher nicht jedes Einzelne der Art in diesen Anmerkungen berühren. Eine wichtige Erinnerung aber enthält die erste Rubrik, nämlich die, daß ich die Elemente der Rede oft als verfehlt betrachtet und auch die Thatfachen nicht richtig chronologisch geordnet gefunden hätte. Hier will ich nun nicht in Abrede stellen, daß ich vielleicht etwas zu freigebig mit dem Zugeständniß gewesen bin, dieselben Worte, wenn sie in verschiedenen Verbindungen vorkommen, möchten verfehlt seyn; ich hätte vielleicht öfterer annehmen können, sie seyen vom Herrn mehrere Male gesprochen. Aber wird damit der Grundsatz aufgehoben, daß solche Verfehlungen vorkommen können, unbeschadet des göttlichen Charakters der Schrift? Will der Rec. übernehmen, alle Abweichungen auszugleichen ohne Zwang und Absichtlichkeit? Wenn er das glaubt, so kann man sich das nur daraus erklären, daß er es noch nie ernstlich versucht hat, was ihm als praktischen Geistlichen (nach der Andeutung von Hengstenberg) auch Niemand verargen wird; aber er sollte dann auch etwas behutsamer im Absprechen seyn,

und nicht sofort Mangel an Ehrfurcht gegen die Schrift da sehen, wo die Lösung eines Problems versucht wird, welches so viele große Gelehrte vergebens erstrebt haben. Will man an keiner Stelle der Evangelien Verfechungen der Reden und Ereignisse zugeben, so geräth man in die widernatürlichsten Hypothesen, welche sich bei den älteren Eregeten in zahlloser Menge finden; es wäre ein offenkundiger Rückschritt, die wahre Auffassung, welche in neuerer Zeit geltend gemacht ist, wieder zu verlassen. Nimmt man aber auch nur Eine Verfehung an, so ist der Grundsatz recipirt und es fragt sich dann eben nur über das Mehr oder Minder seiner Anwendung. Hätte nun der Rec. mich getadelt, daß ich den richtigen Grundsatz zu weit ausgedehnt habe, dann würde er von seinem Standpunkte richtig urtheilen, aber in dem Falle gewiß auch nicht von verletzter Ehrfurcht gegen die heiligen Schriftsteller sprechen.

Nähe verwandt mit dieser ersten Bemerkung ist nun die zweite, daß ich manches Irrige in den Evangelien zugesteh; in gewisser Hinsicht fallen beide Rubriken sogar zusammen. Denn das Verfehen der Redeelemente und das Verlegen der chronologischen Ordnung tadelt der Rec. doch auch nur deshalb, weil darin ausgesprochen liegt, daß die Referenten sich geirrt haben. Der Rec. begreift nicht, wie ich so fest an das Evangelium glauben kann, dessen Zeugen und Bewahrer ich so oft zurechtweise. Hier scheint nun aber die Differenz des Wesentlichen und des Unwesentlichen dem lieben Rec. doch ganz und gar geschwunden zu seyn, und er durchaus nicht zu erwägen, wohin solche Verwechselung des Einen mit dem Andern, wie er sie geltend machen will, führt. Das, woran ich freudig glaube im Evangelium, was die Quelle meines ewigen Heils und meiner Seligkeit ist, das liegt doch nicht in der bloßen Form; werde ich weniger an die Schrift glauben, wenn sie in einem bloß die äußerlichste Aeußerlichkeit betreffenden Punkt abweicht, als wenn sie auch darin noch übereinstimmt? Der Rec. wundert sich, daß ich äußere, es dürfte in dieser Einrichtung der Schrift ein besonderes Walten Gottes zu sehen seyn, indem bei buchstäblicher Consonanz der Verdacht einer Verabredung unter den heiligen Schriftstellern gar leicht erweckt werden könne, und überdies die Bemerkung solcher Abweichungen vom todtten Buchstaben zum Geist zu leiten fähig sey. Der Rec. bringt indeß nichts bei, um mich in dieser Ansicht zu erschüttern, denn das Faktum selbst, daß kleine Abweichungen sich finden, kann nun einmal nicht geläugnet werden, und das alte Auskunftsmittel, sie wegzuschaffen, durch die Annahme, dasselbe sey zu verschiedenen Malen geschehen, kann wohl hie und da einmal angewandt werden, aber ohne den Schein der größten Absichtlichkeit nicht überall. Die Abweichungen finden sich nämlich nicht bloß in den Thaten, die erzählt werden, sondern diese hängen so genau mit den Lokalitäten und den daran geknüpften Reden zusammen, daß sie von denselben nicht gelöst werden können; will man nun keine Abweichungen in Nebensachen statuiren, so sieht man sich genöthigt, zwei gleiche Begebenheiten unter gleichen Umständen, bei denen gleiche Reden vorkamen, anzunehmen, was unnatürlich seyn würde. Unter den Einzelheiten bedarf hier in dieser Rubrik besonders die Bergpredigt einer Erwähnung, die mir bei Matth. erweitert zu seyn scheint. Der Rec. tadelt dies, aber ohne selbst zu beweisen, daß sie unverändert sey, ohne darzuthun, wie man denn das Verhältniß zur ähnlichen Rede im Lucas denken soll. Hat Jesus auch hier zwei Reden gleicher Art zu verschiedenen Zeiten gehalten? Das wäre doch eine schwer zu

erweisende, nicht einmal bis zur Wahrscheinlichkeit zu erhebende Ansicht? Oder hat Matthäus die Rede vollständig, Lucas aber in abgekürzter Form? Dann wäre ja aber eine ähnliche Differenz da, als ich annehme? offenbar nämlich ist es gleich, ob zu einer Rede Verwandtes hinzugefügt wird, oder ob etwas ausgelassen ist. Leitet den Schriftsteller nicht der heilige Geist, so kann sowohl diese als jene Operation den eigentlichen Sinn der Rede ganz entstellen, bei seiner Wirksamkeit aber weder die eine noch die andere. Offenbar ist also der verehrte Gegner wieder sich nicht recht klar in Ansehung der vorhandenen Schwierigkeiten gewesen; diese sind rein im Text gegeben, ich habe sie nicht hineingebracht, sondern nur eine ungezwungene Lösung für sie gesucht. Aus der Beschaffenheit der Schrift selbst müssen wir lernen, wie sie seyn kann und soll, ohne den Charakter des Wortes Gottes zu verlieren; wenn wir uns ein göttliches Buch in der Vorstellung denken wollten, würde freilich vermuthlich der Gedanke anders ausfallen als die Wirklichkeit ist. Was aber die Bemerkung (S. 155.) anlangt, ich glaubte, daß die Evangelisten die Weissagungen des Herrn von seinem Leiden und seiner Auferstehung specieller ausgebildet hätten, so beruht dies auf einem Mißverständniß, wie S. 516. in meinem Commentar deutlich zeigt, wo ich nachweise, daß jene speciellen Züge sich schon in den Weissagungen des A. T. finden, wodurch gewiß wird, daß Christus selbst sie schon aussprach. Der Rec. hätte demnach nur das rügen können, daß ich (S. 515.) äußere, daß selbst in dem Fall, wenn solche Züge später hinzugefügt wären, mir dadurch das Wesen der Evangelischen Geschichte nicht alterirt zu werden schiene, wozu er nach seinem Standpunkt allerdings sich bewogen fühlen mußte. (Dasselbe eben berührte Mißverständniß wiederholt sich auch S. 156.)

In der dritten Rubrik folgt nun die Polemik des Rec. gegen die von ihm bemerkte Geringschätzung, welche ich gegen die übernatürlichen Beweismittel für die Göttlichkeit der Offenbarung hegen soll. In dieser Rubrik offenbart sich von Seiten des Rec. weniger aus Unklarheit hervorgehendes Mißverstehen meiner Äußerungen, als reale dogmatische Verschiedenheit unserer Ansichten. Wir erkennen zwar beide Wunder und Weissagungen an, denken uns aber 1) das Wesen derselben, 2) ihren Zweck verschieden. Leider ist es mir nun unmöglich, hier tiefer einzugehen, indem diese fraglichen Punkte durch gründliche Erörterung zu viel Zeit und Raum für diese Zeitschrift wegnehmen würden. Ich beschränke mich daher auf einige wenige Bemerkungen. Der theure Rec. nimmt keinen Anstand, die Wunder (zu denen im weiteren Sinn die Weissagungen selbst gehören) als Suspensionen der Naturgesetze zu fassen; ich meines Orts kann mir dieselben nicht so denken. Der Grund dieser unserer Verschiedenheit liegt nun ohne Zweifel tiefer, nämlich in der Differenz unserer Ansichten über das Verhältniß Gottes zur Welt überhaupt. Der Rec. läßt sich zwar darüber nicht aus, allein nach der ganzen dogmatischen Richtung, die er vertritt, ist zu vermuthen, daß das immanente Verhältniß Gottes zur Welt (und somit auch zu der ganzen Summe der Gesetze, die sie beherrschen,) ihm dunkel ist. Er denkt sich den Weltlauf einem Uhrwerk gleich, mechanisch nach gewissen Gesetzen sich bewegend; wenn nun dazwischen etwas ganz Fremdartiges eintritt, so scheint es, daß die Gesetze des Weltlaufs für dieses Eintreten suspendirt seyn müssen. Nach der Immanenz Gottes in der Welt aber ist das Himmlische, Göttliche nicht ein ihr absolut Fremdartiges, sondern ein überall wesentlich Segenwärti-

ges; fast man nun überdies das Göttliche als das Gesetzmäßige selber auf, so ergibt sich, daß ein Wunder zwar ein unmittelbares von Gott Gewirktes, aber deshalb nicht ein ohne oder wider Gesetz Entstandenes ist, weil in Gott alles Gesetz, Ordnung und Maas ist, und die verschiedenen Kreise von Gesetzen in der physischen und geistigen Schöpfung sich nicht bekämpfen und daher suspendiren, sondern wechselseitig unterstützen. Wo indeß eine solche Anschauung des Verhältnisses Gottes zur Welt fehlt, kann sie nicht so in der Eile gewonnen werden, und es ist daher kaum zu hoffen, daß so wenige Worte, als wir der schwierigen Untersuchung hier widmen können, dieselbe erleichtern werden. Vielleicht aber können sie wenigstens dazu nützen, dem Rec. und den Lesern der Ev. R. Z. darzuthun, daß diese meine Ansicht von den Wundern mit meinem ganzen dogmatischen System im innigsten Zusammenhange steht und daher nicht etwa eine Inconsequenz von meiner Seite ist, wor durch meine Ansichten überhaupt für biblisch anerkannt, wird mir auch in dieser Beziehung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Leichter ist es, über den Zweck der Wunder in wenigen Worten etwas Zufriedenstellendes zu sagen. Der Rec. sieht in dem Wunder ein Beweismittel der Wahrheit dessen, was der Wunderthuernde sagt; allein darüber schweigt er, wie es da mit den Wundern der falschen Propheten steht; consequenter Weise müßte er dann ja auch für wahr halten, was diese durch Wunder als wahr beweisen. Der Rec. scheint in dieser Beziehung den neuesten Untersuchungen über die Wunder fremd geblieben zu seyn, denn so viel ist doch ziemlich allgemein anerkannt, daß Wunder die Wahrheit von Behauptungen zunächst weder beweisen können noch sollen. Was sie aber nicht geradezu beweisen, bewirken sie freilich auf indirekte Weise. Nämlich der große Zweck der Wunder nach biblischer Darstellungsweise ist der, den Unterschied ausdrücklicher Gottgesandten von gewöhnlichen guten, treuen Lehrern zu fixiren, und jene als das, was sie sind, als wahre Boten Gottes zu legitimiren. Die Möglichkeit aber, im Allgemeinen zu erkennen, ob jemand in der Wahrheit wirke oder nicht, wird dabei vorausgesetzt. Jemand kann lauter Wahrheit und Gerechtigkeit predigen, ist damit aber immer kein Bote Gottes; dazu gehört eine besondere Berufung und eine ausdrückliche Legitimation, und diese geben eben die Wunder. So ist allein eine gehörige Scheidung möglich zwischen den Wundern der wahren und der falschen Propheten, die sonst ganz unausführbar bleibt; der Charakter jener ist nämlich die Vereinigung der Wunderthat mit heiliger Wirkksamkeit, der Charakter dieser die Vereinigung derselben mit unheiliger, teuflischer Wirkksamkeit. Der Rec. irrt hiernach sehr, wenn er (S. 156.) äußert, die Wunder hätten für mich wenigsten Werth; sie sind vielmehr nach meiner Ansicht von der äußersten Wichtigkeit, indem wir ohne dieselben keine Legitimation für die Boten Gottes hätten; er hätte vielmehr, wenn er meine Ansicht verstand, so sich äußern müssen: „ich sehe die Bedeutung der Wunder in andere Momente, als er“ — und das mit Recht, indem nach des Rec. Ansicht eine durchgreifende Theorie der Wunder gar nicht zu construiren ist. Die Einzelheiten übergehe ich hier ganz; ich bemerke nur, daß ich über die Erweckung der Tochter des Jairus, deren Erklärung auch unserem Rec. anstößig ist, mich im zweiten Bande des Commentars bei der Geschichte des Lagarus weiter ausgelassen habe.

Die vierte Rubrik beschäftigt sich ferner mit dem Beweise, daß ich oft die Mittheilungen der Evangelisten vergeistigt

habe. Hier bringt nun der verehrte Gegner Manches an, was wohl nicht recht dahin gehört. So z. B. sehe ich nicht ein, wie darin eine Vergeistigung liegen soll, daß ich meine, die Stimme bei der Taufe Christi durch Johannes im Jordan, hätten nicht Alle gehört. War es denn nicht bei der Erscheinung Christi, die dem Paulus zu Theil ward (Apostelgesch. 9, 22. 26.) und bei der Engelercheinung im Tempel (Joh. 12.) eben so, nach den ausdrücklichen Angaben der Schrift? Mit mehr Recht erwähnt der Rec. hier meiner Ansicht über die Gebote Christi in der Bergpredigt (S. 159 f.). Die Auffassung dieser Gebote ist allerdings sehr wichtig; ich kann aber sagen, daß ich eben im vollen Gefühl dieser Wichtigkeit meine Erklärung niedergeschrieben habe. Die Bemerkungen des Rec. haben mich nur noch mehr von ihrer Wichtigkeit überzeugt, indem sie mir anschaulich machten, wie seine Ansicht ganz unhaltbar ist. Hoffentlich wird uns Tholuck's Arbeit über die Bergpredigt näheren Aufschluß über die Art, wie jene merkwürdigen Gebote gefaßt seyn wollen, geben. Was nun die Ansicht des Rec. über dieselben anlangt, so will derselbe, das Gebot über die Ehe solle absolut gefaßt werden, das über den Eid dagegen nicht, indem Christus hier nur die jüdischen Ansichten verwerfe, daß gewisse Schwüre keine Bedeutung hätten. Dagegen aber sieht der Rec. in dem Gebot: Gib Jedem, der dich bittet, wieder ein buchstäblich zu haltendes Gebot. Dieser Wechsel empfiehlt nun schon die Ansicht des Rec. nicht; offenbar nämlich stehen alle diese Gebote parallel und werden den Alttestamentlichen an die Seite gestellt. Wenn daher eins als absolut verpflichtend angesehen werden muß, so auch die anderen. Die Erklärung des Verbots des Eides, welche der Rec. vorschlägt, läßt sich überdies nach keiner Grammatik rechtfertigen, am wenigsten nach dem Standpunkt des Gegners, der den Buchstaben festgehalten haben will. Es steht nämlich ganz klar und unabwieslich da: „Ich aber sage euch, ihr sollt ganz und gar nicht schwören“ (μη δεσσαι ὅρκους). Hier möchte man vermuthen, daß unser lieber Vertheidiger der Buchstäblichkeit selber von einem spiritualistischen Anflug berührt worden, wenn er so klare Worte in Verbindung mit Matth. 5, 37. *ἅπαντα ὅσα ὁ λόγος ἐπαύειν λέγει, ὅτι, ὅτι*, doch so deutet, daß Eide geschworen werden sollen. Hier, denke ich, ist die größere Wörtlichkeit der Erklärung auf meiner Seite.

Aber glaubt denn unser Gegner wirklich, daß das Gebot: Gib Jedem, der dich bittet, buchstäblich zu halten sey? führt er selbst es buchstäblich aus? Er verzeihe mir, wenn ich es bezweifle. Welcher Vernünftige gibt denn dem fordernden Kinde ein scharfes Messer in die Hand? d. h. wer gibt dem unverständigen Bittenden etwas, das ihm schaden muß? Kann Christus sagen wollen: Gib dem Säufser, wenn er dich um Geld bittet, damit er seinem Laster nach Gefallen fröhnen könne? Es ist ja so klar wie die Sonne, daß die Worte Christi, die Geist und Leben sind, auch mit Geist und Leben aufgefaßt werden müssen, wenn sie nicht, nach dem Buchstaben gefaßt, tödten sollen. Rücksichtlich der Ehe bezieht sich der Rec. auf den Aufsatz zurück, der in einem früheren Jahrgange der Ev. R. Z. über die Ehescheidung überhaupt und über die Ehe unter Geschiedenen insbesondere, zu lesen war. Er scheint denselben als die Frage völlig zur Befriedigung lösend, anzusehen; dem kann ich aber keineswegs beistimmen, vielmehr glaube ich, daß der mir unbekannte Verfasser jenes Aufsatzes das Verhältniß zwischen A. und N. T. in Beziehung auf die gesellschaftlichen Institute des erstern nicht richtig aufgefaßt und durch die Schärfe seiner Dar-

stellung manchem schwachen Gemüth Veranlassung zu unnöthiger Gewissensangst gegeben hat. Nach meiner Ueberzeugung kommt die ganze Frage, ob die in der Bergpredigt enthaltenen Vorschriften des Herrn unbedingt in Beziehung auf den *κόσμος* von den Gläubigen auszuüben seyen, auf die Untersuchung zurück, ob es in der That zwei specifisch verschiedene Standpunkte des Menschen, den gesetzhellen und den evangelischen, gebe. Wird dies bejaht, so versteht sich von selbst, daß es für beide verschiedene Anforderungen an den Menschen gibt, und die Bergpredigt gibt da nun eben die für den evangelischen Standpunkt gültigen Bestimmungen. Wäre aber Jemand geneigt, an und für sich zwar die Verschiedenheit dieser Standpunkte anzuerkennen, und zuzugeben, daß z. B. Heiden unmöglich nach den Bestimmungen in der Bergpredigt gerichtet werden könnten, obgleich doch Paulus zugesagt, daß sie des Gesetzes Werke thun können (Röm. 2, 14.), was aber doch sicher nicht von dem Gesetz des N. T., sondern nur von den allgemeinen sittlichen Bestimmungen des N. T. gelten kann, die wenig über die Stimme des Gewissens hinausgehen), meinte aber, daß diese Unterscheidung der Standpunkte doch auf die Kirche keine Anwendung finden könnte, als in welcher eben das Reich Gottes auf Erden zu sehen sey; so erinnere ich nur an das eine Gleichniß des Herrn vom Fischen (Matth. 13.), welches deutlich genug zeigt, wie der Erlöser selbst die äußere kirchliche Gemeinschaft als eine Mischung der verschiedensten geistigen Stellungen beschließend, anschaute. Seitdem die Massen der Völker in die Kirche Christi eingegangen sind, ist es nicht anders möglich, als daß manche Glieder derselben nicht über den rein gesetzhellen Standpunkt hinauskommen. Die Praxis ist da die beste Theorie; man mache einen Versuch unter ungläubigen, wenn auch sonst wohlmeinenden Personen, die Ausübung solcher Gebote zu veranlassen, und man wird sofort sehen, daß es unmöglich ist, es in's Werk zu setzen. Wo Abel noch lebt, da schreit das Blut um Rache, nur Christi Blut ruft Vergebung, d. h. wo der alte gesetzhelle Mensch noch lebt, da geht die ganze innere Wesenheit des Menschen auf's jus talionis aus, und das kann nicht durch Worte und Befehle aufgehoben werden, und darf es nicht, weil es mehr Schaden als Nutzen stiftet; wo aber in der Wiedergeburt der Geist Christi in einem Herzen lebendig geworden ist, da tritt statt des Vergeltungsrechts die Freude zu leiden und zu tragen an die Stelle, und auf diesem Geiste der duldenden Liebe ruhen alle jene Verordnungen des Herrn, welche die Bergpredigt aufstellt. Wenn dieser Geist in einer unglücklichen Ehe nur in einem Theil wohnt, so darf sie nicht geschieden werden, das Dulden des Einen wird alles Wüthen des Anderen dämpfen, ja vielleicht ihn selbst bekehren. Fehlt er aber bei beiden, so ist es besser, daß, wenn der Streit eine gewisse Höhe erreicht, die Scheidung eintrete; indem eigentlich da gar keine Ehe existirt, und Mord und Todtschlag zu besorgen ist, wenn man mit Gewalt ein Band zusammenhalten will, das für keinen von Segen ist.

Unter dieselbe vierte Rubrik bringt der verehrte Rec. auch noch die Bekämpfung einiger rein dogmatischer Fragen, namentlich die über die Natur der *κρίσις*. Ich sah voraus, daß eben dieser Begriff nach meiner Auffassung nicht allgemeine Billigung finden würde, und habe es darin wohl versehen, daß ich mich nicht

genauer darüber ausgelassen habe. Es geschah dies indeß aus dem Grunde, weil ich ausführlich über *κρίσις* und *δικαιοσύνη* bei der Auslegung des Briefes an die Römer mich erklären werde, und ich daher Wiederholungen vermeiden wollte. Ich könnte nun hier ganz auf die dort zu erwartende Erörterung verweisen; indeß, da der Römerbrief erst im dritten Bande des Commentars erscheinen wird, halte ich es doch für angemessen, einige Worte hier schon darüber zu sagen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Die Waldenser in Piemont.) Nachdem die christlichen Gemeinden der Piemontesischen Thäler so lange Jahrhunderte der Gegenstand der heftigsten Verfolgungen von Seiten der Römischen Kirche gewesen sind, haben sich in neueren Zeiten ihre Verhältnisse gänzlich geändert. Der jetzige König von Sardinien ist ein abgelegter Feind aller Bedrückungsmaßregeln, und schon fangen die Waldenser an, sich außerhalb der früher ausschließlich ihnen angewiesenen Thäler anzusiedeln. Aber das Feuer der Verfolgung bricht nun unter ihnen selbst von Seiten der ungläubigen Mehrzahl gegen die Minderzahl derer aus, welche mit Geist und Leben sich zum Glauben ihrer Vater bekennen. In der Gemeinde St. Jean gab es seit längerer Zeit eine Anzahl von Befennern des Evangeliums, welche dem Worte Gottes treu folgten, und deshalb von dem Geistlichen und der Mehrzahl vielfach gekränkt wurden; sie verlangten, daß der Prediger dem Glauben ihrer Vater gemäß lehre, und die in der älteren Zeit unter ihnen geübte Kirchenzucht wieder eingeführt werden solle; als dies ihr Verlangen nicht nur nicht gewährt wurde, sondern statt dessen Verfolgungen über sie ergingen, trennten sie sich von der Kirche, so lange sie auf solche Weise gelehrt werde; und da ihnen von der Table, oder dem Waldensischen Directorio, auch die Erlaubniß, in anderen Gemeinden von gläubigen Predigern zu communiciren, abgeschlagen worden war, vertheilten sie das heilige Abendmahl unter sich selbst. Im vorigen Jahre kehrte ein kürzlich in der Schweiz ordinirter junger Geistlicher, Herr Gay, in die Thäler zurück, und hoffte von der Table bald als Pastor einer Gemeinde angestellt zu werden. Er meinte, die Minderzahl könne vielleicht mit Unverstand geifert haben, und der Widerstand nicht gegen den alten Glauben selbst, sondern ihre Weise, ihn zu verteidigen, gerichtet seyn; aber als er sah, daß sie dem Worte Gottes gemäß lebten, und deshalb verfolgt wurden, trat er offen auf ihre Seite, und nahm an ihren Versammlungen Theil. Die Table gab ihm deshalb keine Stelle, und die meisten Kanzeln wurden ihm versagt. Vor einigen Monaten hat nun jene Minderzahl der Gemeinde St. Jean den Behörden förmlich die Anzeige von ihrer Trennung gemacht, und sie hat den Schutz derselben erhalten. Eine wohlthätige Frau unter ihnen, Mad. Blanc, welche die Mutter der Armen hieß, deren Mann, aus Briangon in Frankreich, um unter Befennern seines Glaubens zu leben, sich dort niedergelassen, hatte sich an jene Minderzahl angeschlossen; als sie in den letzten Tagen des Decembers starb, wollten der Waldensische Schultzeiß und Consistorial-Präses ihr das Begräbniß auf dem Kirchhofe verweigern, weil sie ihrer Religion entsagt habe; und als mit Hülfe der Königl. Behörden, welche Truppen zur Bedeckung des Leichenbegängnisses abmandeten, die Beerdigung auf dem Kirchhofe erlangt worden, mußte die Leiche, auf Veranlassung des Schultzeiß, an einem schimpflichen Platz, da, wo sonst die Selbstmörder verscharrt zu werden pflegen, zur Ruhe bestattet werden. (Arch. du Chr.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 28. April.

N^o 34.

Gegenbemerkungen wider den Aufsatz über Halten am Buchstaben und Spiritualismus. Von Professor Dr. Olshausen.

(Schluß.)

Im ersten Bande des Commentars habe ich nun den Glauben als die geistige Empfänglichkeit für die himmlischen Kräfte, die Christus den Menschen brachte, aufgefaßt; ich hob dabei öfters hervor, daß es zunächst im Glauben nicht die Lehresätze gelte, und das eben ist es, was mein theurer Rec. tadelt; er will, ich hätte den Glauben objectiver fassen und als das Annehmen gewisser Lehresätze bestimmen sollen. Er will dabei die geistige Empfänglichkeit nicht ausgeschlossen haben, denn er meint ja keinen todten Glauben, sondern den lebendigen, den Gottes Geist wirkt; aber er meint, er dürfe nie gedacht werden ohne das Wissen gewisser Lehresätze. Der Schein des Rechts ist hier auf Seiten des Rec., und gerade dieser Theil seiner Polemik möchte wohl überhaupt der gelungenste seyn; indeß erlaube ich mir an die Unbefangenheit des geehrten Gegners selbst und aller meiner Leser zu appelliren, ob nicht bei genauerer Erwägung, so sehr der Schein auch gegen mich ist, doch meine Ansicht dem biblischen Sprachgebrauch ganz gemäß ist. Ich muthe damit Niemanden zu, seine bekannnte und geliebte Definition vom Glauben, wonach *cognitio*, *assensus* und *fiducia* seine Theile bilden, aufzugeben, denn dieselbe ist ganz richtig, sondern ich lade nur dazu ein, den Glauben selbst in seiner inneren Entwicklung nicht zu verwechseln mit ihm auf der Stufe der Vollendung nicht zu verwechseln mit seinen ersten Anfängen. Daß aber der Glaube selbst sich allmählig steigere und vollende, zeigt wohl Jedem eben so sehr die eigene Erfahrung als auch die ausdrücklichsten Stellen der Schrift (Matth. 17, 20., Röm. 1, 17.). Sehen wir nun hiervon aus, so können wir sagen, daß wir den Glauben auf der niedrigsten Stufe in den Personen antreffen, an welchen Jesus, nach der Erzählung der Evangelien, Wunderheilungen vollzieht. Der Glaube erscheint hier als Bedingung der Heilung (Matth. 13, 58.). Doch aber wird nirgends von einer vorhergehändigen Lehre gesprochen, ja es ist unwahrschein-

lich, daß dieselbe vorherging, weil manche der zu heilenden Personen Heiden und Samaritaner waren, bei welchen eine so geringe Erkenntniß göttlicher Dinge voraussehen war, daß eine sehr ausführliche Belehrung nothwendig gewesen seyn würde, wenn sie etwas hätte fruchten sollen. Wie will man nun bei dieser Lage der Dinge rechtfertigen, daß diesen Personen der Glaube zugeschrieben wird, wenn man Begriffserkenntniß des Göttlichen (*lides explicita*) als sein wesentliches Ingredienz betrachtet? Nach unserer Auffassung erklärt sich dieses Factum sehr einfach; der entwickelte Glaube hat die Begriffserkenntniß zur Begleitung, aber diese ist nicht sein Wesen, denn sie kann auch da seyn, wo der wahre Glaube fehlt; das Wesen des Glaubens ist die Aufnahme des Göttlichen in's Gemüth, mit der das Princip aller Wahrheit, auch der richtigen Begriffe, von selbst gegeben ist. Diese Aufnahme kann aber auch da statt finden, wo die Begriffserkenntniß noch sich nicht hat entwickeln können. Wollte man nun aber sagen, das sey eine ganz neue Definition von Glauben, davon hätten die alten Dogmatiker nichts gewußt, so würde man sich sehr irren; die älteren Theologen hielten so wenig die Begriffserkenntniß für wesentlich beim Glauben, daß sie bei unmündigen Kindern, ja bei Kindern im Mutterleibe, wo doch sicher an keine Begriffserkenntniß zu denken war, Glauben für möglich hielten. Der Rec. mag daher meine Ansicht vom Glauben immerhin bestreiten, aber daß sie abweichend sey vom Lehrbegriff der älteren Dogmatiker, kann ich ihm nicht zugeben; nur die Ausdrucksweise, die ich gewählt habe, ist eigenthümlich.

Die fünfte Aukrif, in der von kühnen Hypothesen die Rede ist, die ich aufgestellt haben soll, können wir gleich mit der siebenten verbinden, in der von meiner Gnosis die Rede ist. Beide führen nämlich insofern auf dasselbe hinaus, als jene kühnen Hypothesen doch nach der Ansicht des Rec. eben aus einer Hinneigung zur Gnosis hervorgegangen sind und demnach zum Beweise für dieselbe dienen können. Der geehrte Gegner läßt mir nun selbst die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich keineswegs vom biblischen Grunde mich verlore; er will indeß doch einen gnostischen Anflug bei mir wahrgenommen haben, vor dem er mich warnen zu müssen glaubt. Ich erinnerte indeß schon oben,

daß mir eine wahrhaft christliche Gnosis in keiner Weise etwas Verwerfliches zu seyn schiene, daß ich vielmehr dieselbe als ein nothwendiges Ingredienz der Kirche im Ganzen betrachte. Es würde also nur darauf ankommen, ob das, was der Rec. in meinem Commentar als gnostisch tadelt, biblisch oder antibiblisch ist. Ich nenne absichtlich diesen Gegensatz, weil sich allein schon durch diese Unterscheidung viele Bemerkungen des Rec. beseitigen lassen. Der Rec. tadelt manche Einzelheiten in meinem Werke, die ich indeß Niemanden aufbringe und bloß für meine Privatausichten ausbebe; wer hätte aber solche Ansichten nicht über dies oder über jenes, in Fällen, wo die heilige Schrift keine bestimmten Erklärungen abgiebt? Ich behaupte nicht, daß diese meine Ansichten bestimmte biblische Mittheilungen seyn sollen, sie sollen nur, so viel möglich, sich an den Geist der Bibel anschließend, Erörterungen über unbestimmt gelassene Verhältnisse seyn; es ist demnach genug, wenn sie nur nicht antibiblische Elemente enthalten, und daß dieß nicht der Fall sey, gesteht mir der Rec. selbst zu. Dahin gehört z. B. die Bemerkung über meine Ansichten über den Bau der Evangelien (S. 163), über das Gebet des Herrn (S. 164.) und Aehnliches. Andere Erinnerungen sind wohl dem theuren Rec. nur unwillkürlich entfallen, wie die S. 163., wo getadelt wird, daß ich von einer List aufs Göttliche rede (S. 451). Der von mir hinzugefügte Ausdruck „Klugheit,“ der durch das Wort des Herrn „seyd klug wie die Schlangen,“ doch hinreichend gesichert ist, ließ hier wohl kein Mißverständniß aufkommen. In andern Bemerkungen wird nun freilich Wichtiges herausgehoben, aber ob die Gedanken des Rec. sich da rechtfertigen lassen, ist eine andere Frage. So äußert derselbe (S. 166.), daß meine Ansicht, die Gerechtigkeit, welche Luc. 1, 6, dem Zacharias und der Elisabeth zuschreibt, sey die gesetzhliche Gerechtigkeit des A. T., unbiblisch sey, vielmehr hätten auch schon die Frommen des A. T. die Glaubensgerechtigkeit gehabt, nämlich im Glauben an den kommenden Erlöser. Daß nun eine Glaubensgerechtigkeit im A. T. statt finden konnte, ist mir auch nicht in den Sinn gekommen, zu leugnen, Röm. 4. beweist es ja zu klar; aber das in der Stelle Luc. 1. 6. von dieser nicht die Rede seyn kann, zeigt, wie mir scheint, unwiderleglich der erklärende Zusatz: πορεύμενοι ἐν χάριτι τῆς ἐνοχίας καὶ δικαιοσύνης τοῦ κυρίου ἀμετανοήτων. Hätte hier die Glaubensgerechtigkeit bezeichnet seyn sollen, dann würde Lukas eben auch von dem Glauben an den kommenden Erlöser geredet haben. Ueber den Ausdruck „heiliger Geist,“ den ich Luc. 1, 15, nicht von der dritten Person der Gottheit, sondern von der allgemeinen heiligen Gotteskraft verstehe, verweise ich rücksichtlich des Näheren auf die Erörterungen zu Joh. 7, 39, in dem nächstens erscheinenden zweiten Band des Commentars. Um aber dem Gegner meine Bemerkungen zu Mth. 7, 24, ff. begreiflicher zu machen, erlaube ich mir, ihn auf 1 Cor. 3, 11 ff. zu verweisen. In dieser Stelle ist von Personen die Rede, welche auf den rechten Grund Gold, Heu, Stroh und Stoppeln bauen, statt Gold, Silber und Edelstein. Der Bau solcher Menschen heißt es nun, wird zerstört durch's Feuer, aber doch werden sie selig. So eben wird auch in den Schlussworten der Bergpredigt nicht vom Thun die Seligkeit abhängig gemacht, die durch den Glauben bedingt ist, sondern der Grad der inneren Vollendung; daher konnte ich sagen, es ist hier nicht von böswilligen Feinden der Wahrheit die Rede, sondern von wohlmeinenden Menschen, die aber nicht wie sie sollten, aufs Himmlische Klug sind. Die gleichen den thörichten Jungfrauen (Mth. 25, 1 ff.), die auch

Jungfrauen, Kinder Gottes sind, aber solche, die durch ihren Unverstand und ihre Thorheit sich viele Schmerzen machen.

So bleibt uns denn endlich noch die sechste, und für uns die letzte Rubrik zu betrachten, in welcher der verehrte Rec. von meiner Neigung zu freier, besonders bildlicher Schriftauslegung handelt. Natürlich meint derselbe hiemit, daß ich da bildliche Beziehungen angenommen habe, wo nach dem Sinn der Schrift sie nicht statt haben sollten; denn daß an vielen Stellen die Bibel absichtlich bildlich redet, und also auch bildlich gedeutet seyn will, versteht sich von selbst. Unter dieser Rubrik finde ich nun manches, das mir gar nicht dahin zu gehören scheint, indem es vielmehr unter die von der Gnosis handelnde, gestellt seyn sollte; indeß dies nur beiläufig. Wichtiger ist, daß der liebe Rec. hier zwar bedeutende Fragen zur Sprache bringt, bei denen er seine von den meinigen abweichende Ansichten darlegt, aber ohne sie gehörig zu begründen. Ich konnte daher aus seinen Äußerungen nichts entnehmen, das mir hätte die Ueberzeugung gewähren können, meine Ansicht von den fraglichen Punkten sey falsch; ja es boten sich mir vielmehr gegen die Ansicht des Rec. so entscheidende Momente an, daß ich nur noch in der meinigen bekräftigt werden mußte. Dahin gehören nun namentlich folgende zwei Punkte, die wir zum Schluß noch kurzlich berühren wollen. Er äußert zuerst tadelnd (S. 165.), ich betrachtete die Taufe Johannes und Christi als verschieden, ihm schienen sie demnach vermuthlich identisch zu seyn, wofür auch der Umstand spricht, daß er mit der Taufe des Johannes wahre Sündenvergebung verbunden hält. Daß aber in dieser Beziehung das Recht auf meiner Seite ist, darf ich wohl kühn behaupten; denn wie könnte sich die Behauptung rechtfertigen lassen, daß die Taufe Johannes ein Sakrament gewesen sey, und daß sie wahrhaftig geistliche Kraft mitgetheilt habe. Nach Mth. 28, 18, 19. setzte der Herr Jesus ja erst das Sakrament der Taufe nach seiner Auferstehung ein; an die Verklärung des Herrn war aber eben die Mittheilung des heiligen Geistes geknüpft (Joh. 7, 39.); nach welchen Grundsätzen sollte sich nun die Identität der Taufe Johannes und Christi behaupten lassen? Irre ich nicht, so hat der Rec. auch eigentlich eine andere Behauptung von mir bestritten wollen, als die von der Differenz der Taufe Christi und Johannis, nämlich die Meinung, daß in der Kindertaufe die Handlung auf den Standpunkt der johanneischen Taufe zurückgefallen sey. Allerdings ist dies eine Ansicht, über die sich streiten ließe, in welche ich jedoch jetzt nicht näher eingehen kann, während die frühere Behauptung mir ganz klar und unzweifelhaft zu seyn scheint. Das andere Moment betrifft den Ausdruck „Zorn Gottes.“ Ich erkläre denselben als Bezeichnung der heiligen Strafgerechtigkeit Gottes; der Rec. bestritt dies und will, der Ausdruck solle eigentlich verstanden werden. Wie aber? Will der Rec. den Zorn im pathologischen Sinn in Gott gesetzt wissen? Man könnte es nach seinen Worten glauben; er sagt nämlich „da das Wort (ζῆλος) nun einmal nichts anders als Zorn heißt u. s. w.“ Allein das würde zu Antropopathismen führen, die der Verf. doch unmöglich mit würdigen Gottesbegriffen vereinigen kann. Nach welcher Dogmatik können wir im göttlichen Wesen Affekte annehmen? Ich glaube daher, meine Erklärung giebt den reinen Begriff des göttlichen Zorns wieder, wodurch die h. Schrift nach ihrer kräftigen Sprache das Mißfallen Gottes an der Sünde und dessen Äußerungen bezeichnet. Dieses Mißfallen ist mit Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit selbst gegeben, und ist beß-

halb nicht minder real und wirksam, wenn wir gleich leugnen, daß es ein Affekt seyn könne.

Diese wenigen Bemerkungen mögen für diesmal genügen! Vielleicht werden die wichtigen durch die Recension meines Commentars in Anregung gekommenen Fragen auch noch von andern Seiten her weiter besprochen, und dann werde ich die erste Muße, die mir wird, benutzen, um ausführlichere Bemerkungen folgen zu lassen. Durch das hier Gegebene glaube ich indeß bei unbefangenen Lesern schon so viel erreicht zu haben, daß sie gefiehn werden, der Tadel des Rec., daß ich den Buchstaben der Schrift vernachlässigt habe, und einem hohlen Spiritualismus huldige, sey ungegründet. Mein Streben war und wird ferner seyn, die Schrift wörtlich genau zu nehmen, aber freilich ist alles in ihr Geist und Leben, und ihre Worte müssen daher im Geist und Leben aufgefaßt werden. Daß jeder Andere nun in den Einzelheiten gar manches anders gefaßt haben würde, als ich es genommen habe; gebe ich willig zu; der Reichthum der Ideen in den ersten Evangelien ist zu groß, als daß nicht das Streben, sie alle richtig zu umfassen und darzustellen, nach den verschiedenen Stellungen sehr verschieden ausfallen müßte. Was aber die Grundansicht anlangt, von der ich ausging, so glaube ich, daß sie die richtige Mitte hält, während die Recension von einer gewissen Einseitigkeit sich nicht ganz frei gehalten hat.

Möge indeß der verehrte Verf. der Recension meine freimüthigen Bemerkungen nicht übel deuten, sondern in ihnen nur den Ausdruck meiner Hochachtung und des herzlichsten Zutrauens zu ihm sehen.

Ueber die neuere Behandlung der Geschichte des Alten Testaments.

(Fortsetzung des in Nr. 2. abgebrochenen Aufsatzes.)

Das Wort Gottes hat gleich dem Felsen, aus dem es als lebendige und nie versiegende Quelle hervorströmte, und der selbst Fundament und Mittelpunkt der in ihm enthaltenen Offenbarung ist, eine ewige, unerschütterliche, durch keine auch noch so heftige Stürme zu heftigende Kraft. Oft zwar hat schon das vergessene Bibelbuch im staubigen Winkel sich bergen müssen, häufig ist es dem frechen und übermüthigen Schmähen der Welt gelungen, die Heiligkeit der Schrift in den Augen vieler herabzusetzen, nicht selten hat der Geist der Lüge so um sich gegriffen, daß der wahre Sinn der Offenbarung falschen Deutungen und groben Entstellungen preisgegeben wurde. Aber trotz allem, ja gerade wenn die Feinde des Wortes am meisten über den errungenen Sieg triumphirten und sich brüsteten, erhob es sich, entklopfte das schneidende Schwert, zu scheiden Mark und Bein, und öffnete die Augen vieler zu schauen die Wunder des Herrn und das Knie zu beugen vor dem, der auch hier das allgewaltige: „Werde,“ aussprach. Und wie im Leben, so war es auch in der Wissenschaft, in der Theologie. War diese auch noch oft ihres hohen Zieles, nicht nur eine Wissenschaft von Gott, sondern auch aus und in ihm zu seyn, uneingedenk, so hat doch zu allen Zeiten derselbe Heiland, der seine Kirche nicht verlassen konnte und wollte, ihr auch Lehrer erweckt, die von dem Geiste der Wahrheit lebendig durchdrungen, auch hier den Irrthum von der Wahrheit auszuweisen, und eine laute Lehre, eine auf dem Felsen Christus erbaute und auf ihn Alles bezie-

hende Wissenschaft zu gründen und auszubilden bemüht waren. Aber Kirche und theologische Wissenschaft stehen im engen, unzertrennlichen Zusammenhange; wie nur aus jener hervor-gehen kann, so läßt auch die Beschaffenheit einer jeden von ihnen stets auf die der anderen schließen. Je nachdem das Leben in der christlichen Kirche mehr oder weniger zerrüttet ist, je nachdem selbst die vom Geiste Gottes Ergrienen den Einflüssen des verderbten Zeitgeistes kräftiger sich entgegen stellen, oder ihnen nachgeben und theilweise unterliegen, wird sich auch das Leben in der christlichen Theologie überall gestalten. Nie ist — gedankt sey es dem Herrn und seiner Gnade! — die Stimme der Wächter in Zion ganz verhallt, nie hat es an Zeugen für die heilige Sache des Glaubens ganz und gar gefehlt; aber nicht immer gleich stark war die Kraft und Entschiedenheit, die Umsicht und Weisheit, der Muth und die Entschlossenheit, womit gerüstet die Kämpfer des Herrn in den Glaubensstreit auszogen.

Von diesem Standpunkte aus muß sonach auch die christliche Theologie seit dem Umschlagreifen des Deismus und Rationalismus betrachtet werden. Wir dürfen uns nicht nur nicht über die geringe Zahl der Theologen verwundern, die hier treu in der erkannten Wahrheit beharrten, und für sie Alles daran gaben, sondern uns auch nicht irre machen lassen durch die oft unangenehm uns berührende Art und Weise, womit sie die Wissenschaft behandelten. Fern sey es von uns, das Andenken dieser Männer irgendwie verunehren zu wollen; wir glauben vielmehr, es durch die Aufmerksamkeit auf sie wahrhaft zu ehren, die zugleich dahin strebt, dieselben dort beobachteten Fehler an sich selber und in den gegenwärtigen Umständen zu bessern. Sehr deutlich treten aber die Mängel der neueren christlichen Theologie grade in dem von uns zu erörternden Gebiete hervor. Die Geschichte des A. T. war zu sehr auf den apologetischen Standpunkt verlegt, oder vielmehr die Bearbeiter derselben ließen sich durch die heftige Polemik der Gegner mehr auf negative Sicherungsmaßregeln beschränken, statt positiv auf richtige Feststellung der Thatfachen und ihrer Gesichtspunkte Rücksicht zu nehmen. Dadurch ward aber zugleich die Apologetik unwirksamer, und der Nachdruck dieser einen, an sich höchst bedeutungsvollen Seite sehr geschwächt. Dieser Fehler möchte namentlich in den Arbeiten des sel. Hesi sich am meisten herausstellen, Schriften, welche übrigens zu ihrer Zeit nicht ohne großen Segen wirkten, und noch jetzt eine Menge fruchtbarer Winke und auf gründlichem Studium beruhender Darstellungen enthalten. Andererseits verleiteten die Mißverständnisse, Verdrehungen und Anschuldigungen, die der Unglaube sich in Bezug auf die biblischen Thatfachen und Personen erlaubte, zu einem Herausfischen, einem menschlichen Loben derselben, wodurch die Kraft, die in der einfachen, aber gründlichen, richtigen und anschaulichen Darstellung der Sache selbst enthalten ist, verkannt und der erhabenen Würde und Heiligkeit dessen, was man mit doch immer nur schwachem, weil menschlichem, Munde zu erheben versucht, Eintrag gethan wird. Diesen Eindruck macht namentlich der hieher gehörige Theil der Stolbergischen Kirchengeschichte, die außerdem bei aller Anerkennung der lobenswerthen, ihr zu Grunde liegenden Gesinnung, der geistreichen Behandlung und der schönen Darstellung doch durch das ihr beigemischte Katholische Element an Befangenheit leidet, und zudem in gelehrter Beziehung, da dem Verf. alle Kenntniß der Grundsprache abging, viele Blößen darbietet. — Wie gering aber noch immer der An-

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 2. Mai.

N^o 35.

Ueber die neuere Behandlung der Geschichte des Alten Testaments.

(Schluß.)

Bei so mangelhaften Vorarbeiten verdient ein neuerer Versuch des Herrn Seminar-Direktor Jahn in Dresden, ein Handbuch der biblischen und Kirchengeschichte, als Wegweiser und Hülfsmittel beim Lesen der heiligen Schrift zu liefern, eine um so dankbarere Anerkennung. Das Buch, dessen erster bis jetzt erschienener Theil (Dresden, 1830) die Geschichte des A. T. behandelt, ist zwar zunächst für Seminarlehrer und für den Religionsunterricht bestimmt, doch können wir von vorn herein versichern, daß der Gebrauch desselben für jeden Christen, der sich eine vollständigere Einsicht in die heilige Geschichte zu verschaffen wünscht, wie auch selbst für Theologie Studierende, die gemeinhin in unserer Zeit mit einer sehr ärmlichen Kenntniß derselben die Akademie beziehen, und auch da aus Mangel an brauchbaren und leicht zugänglichen Hülfsmitteln nicht selten hierin auffallend zurückbleiben, sehr ersprießlich seyn wird. Indem wir uns dem diese Schrift durchwehenden Geiste, und den sie durchziehenden Grundgedanken aufs Innigste befreundet fühlen, und freudig die Gemeinschaft mit dem Verf. in demselben Geiste der Wahrheit bekennen, sey es uns vergönnt, durch eine genauere Darlegung der einzelnen Theile derselben die Aufmerksamkeit unserer Leser auf sie zu erwecken oder zu vergrößern, und dem verehrten Verf. dadurch, auch wo wir uns zu abweichenden Ansichten bekennen müssen, einen kleinen Beweis unserer Liebe zu seinem Unternehmen, und einen Beitrag für etwaige künftige Vervollkommnung desselben zu geben.

Die Einleitung (S. IX—XVIII.) enthält eine Zusammenstellung von Aussprüchen der heiligen Schrift und Kernworten ausgezeichneter, durch ihre Individualität von einander zwar sehr abweichender, aber in ihrem Urtheile über das Wort Gottes und seine Behandlung merkwürdig zusammentreffender Männer. Die Wahl dieser Aussprüche ist trefflich; doch können wir nicht verhehlen, daß statt einer bloßen Aneinanderreihung eine selbstständige Verarbeitung derselben uns mehr zugesagt haben würde. Sollte nicht hier gerade eine kurze Anweisung zum

Lesen der heiligen Schrift, Entwicklung der nothwendigen Bedingungen besonders zum Verständniß der heiligen Geschichte, des allgemeinen Gesichtspunktes und Standpunktes, von welchem aus sie angesehen seyn will, zweckdienlicher und angemessener gewesen seyn? Das Ganze hätte gewiß so an Einheit und Zusammenhang gewonnen, und für das Festhalten des Gesagten wäre unstreitig besser gesorgt als durch Aufzählung einzelner, leicht zu vergeßender Sentenzen.

Das erste Buch, die Urgeschichte, handelt im ersten Abschnitte von der Schöpfung. Was wir in diesem, mit einzelnen trefflichen Winken ausgestatteten Abschnitte vermissen, ist, wie auch in den sogleich folgenden, klare und wohlgeordnete Darstellung. Der Lehrer, welcher sich beim Unterrichte über diesen Gegenstand hier Rath's erholen will, bedarf durchaus eines klaren Ueberblickes der Hauptpunkte, um die es sich bei diesem für die Glaubenslehre so bedeutsamen Gegenstande besonders handelt. Er selbst muß in diese eine möglichst klare und vollständige Einsicht besitzen, und hat praktische Winke nöthig, um hievon das dem Schüler Wichtige auszusondern. Dies möchte, auf die Schöpfungsgeschichte angewandt, etwa die Erörterung folgender Punkte erfordern: die Schöpfung durch's Wort, Christus, den Erstgeborenen aller Creatur (Joh. 1, Col. 1, 15 ff., Hebr. 1, 2.) — die alleinige Bewährung der buchstäblichen Auffassung der Erzählung, im Gegensatz zu allen allegorischen und mythischen Deutungen, — Verhältniß der biblischen Urkunden zu den alten heidnischen Sagen und Traditionen, — die Schöpfung eine Schöpfung aus Nichts,*) ein Werk der Allmacht und Liebe: eine in sich vollendete Schöpfung, würdig des vollkommenen Gottes: dem Zwecke nach zur Ehre und zum Preise des Schöpfers. Diese Momente historisch aus der biblischen Urkunde zu entwickeln, wäre, wie es uns scheint, geeignet, den Lehrer auf den richtigen Standpunkt zu versetzen. Der Verf. berührt auch einzelne dieser Punkte, aber wie es uns bedünken will, nicht mit gehöriger Planmäßigkeit, und in zu wenig ruhig fortschreitender Entwicklung. Eine solche wäre uns willkommen.

*) Im Gegensatz zu dem Ursprunge aus dem Wesen des Vaters, der Zeugung des Sohnes.

ner gewesen, als die etwas weitläufigen Auszüge aus Herder's ältester Urkunde des Menschengeschlechts, die theils auch trotz der bei ihnen vom Verf. angebrachten Aenderungen doch für sehr Viele unverständlich seyn werden, theils auch zu unrichtigen Vorstellungen verleiten können.*)

Als gelungener erscheint uns die übrige Darstellung der Urgeschichte; nur im Einzelnen hätten wir hie und da sorglichere Auswahl der sich hier sonst trefflich bewährenden Belesenheit des Verf. gewünscht; wie S. 17. Herder's Worte über die Erkenntniß des Guten und Bösen in Adam, und die Parallelsirung desselben mit einem Kinde leicht den Irrthum erzeugen könnten, den Fall des ersten Menschen, der ohne Sünde war, mit dem schon mit der Sünde behafteten Kinde zusammenzustellen (namentlich beim Jugendunterrichte gewiß mit großer Deutlichkeit vorzutragen!); S. 34. die Schilderung des Josephus über die Kainiten, die mit den zu seiner Zeit verbreiteten jüdischen Vorstellungen von ihnen zusammenhängt. Die Darstellung über die Sündfluth (S. 39—73.) ist wohl verhältnißmäßig zu weitläufig gerathen; da, wie wir unten sehen werden, der Verf. im Nachfolgenden unverhältnißmäßig kurz zu erzählen sich hat bewegen lassen. Namentlich war die Rücksichtnahme auf die hier allerdings sehr merkwürdigen heidnischen Traditionen wohl conciser zu fassen. Ein gleiches müssen wir von der Darstellung des Babylonischen Thurmbauses sagen; wir fürchten, daß über dem hier Gefagten die so einfache Thatsache dem Auge der meisten Leser mehr entrückt, als ihre Bedeutsamkeit nach allen Seiten hin klar vorgeführt wird. Wenn hier der Verf. bemerkt (S. 87.): „Immer mehr aber trat aus der Einheit die Mannichfaltigkeit hervor, wie ein sprudelnder Quell sendete das sich entfaltende Haus Noah's Völkerströme nach allen Seiten hin. Ein Zug, oder das noch vereinte Geschlecht Noah's, wendete sich nach Morgen, in das Land Sinear u. s. w.“ — so scheint uns dies schwerlich mit den Nachrichten der Schrift genügend vereinigt werden zu können. Nicht die Theilung der Völker an sich, die in ihnen sich herausbildende Mannichfaltigkeit, allmähliche Entwicklung war Ursache ihrer Spaltung, der Hochmuth derselben verschuldete es, daß Gott das Hauptband, was sie aneinander ketzte, die Sprache, zerriß, und sie nun ohne diese Einheit gewaltsam auseinander getrieben wurden. 1 Mos. 10. ist offenbar anticipirt der Erzählung E. 11. (vgl. 10, 25. 31. mit 11, 1.). Nicht einen einzelnen Zweig betraf demnach die Sprachverwirrung, sondern „die ganze Erde redete noch eine Sprache“ und ließ sich nieder in der Ebene Sinear. Denn unrichtig ist auch was der Verf. sagt: „sie wendeten sich gegen Morgen“, welche ungenaue Uebersetzung Luther's auch hier, wie sonst durch die richtige: „sie brachen auf vom Osten weg,“ hätte verbessert werden sollen. Dagegen wäre die erwähnte Erklärung Einiger: „von ihren ersten Wohnsitzen“ (□□□□) wohl füglich

ganz mit Stillschweigen zu übergehen gewesen. Wozu nachher die angeblich „zur Kurzwel“, aber offenbar ganz unnütze Erwähnung der wahrcheinhaften Berechnungen der Zalmudisten, Kirchenväter u. A. über die Höhe des Thurmes dienen soll, möchte

wohl kaum nachzuweisen seyn; eben so hätten die eigentlich gar nicht hieher gehörigen Nachrichten der Profanscribenten über spätere große Bauten in Babylon füglich ganz übergangen werden können, oder es sollte höchstens auf die auch später in diesen Gegenden kolossale und groteske Baulust mit wenigen Worten hingewiesen seyn. Unpassend scheint uns auch das (S. 91 ff.) über die Art der Sprachverschiedenheit Bemerkte. Wozu in einem Buche, wie das unsrige seyn soll, den Raum mit Aufzählung der monstra von Auslegungen, worauf menschlicher Fürwitz geführt worden, anfüllen? Dagegen scheint uns der für das christliche Bewußtseyn gewiß nicht bedeutungslose Umstand der Spaltung der Sprachen und die Verbindung derselben durch die Sprachengabe am Pfingstfeste wohl etwas zu leicht mit den Worten: „man verglich gern damit das Pfingstfest des N. T. (Apostelg. 2.) u. s. w.“ abgefertigt. — Manches zu wünschen läßt auch der Abschnitt (S. 97 ff.) „über die Entstehung des Götzendienstes“ übrig, der auch in der populären Darstellung tiefer und schärfer gefaßt worden seyn müßte, während unser Verf. ebenfalls mehr einzelne Gedanken und zwar nicht ohne Einseitigkeit bemerklich macht. Denn das Heidenthum ist Abkehr von dem lebendigen offenbaren Gott, das Verlassen des concreten Gottes, und ein Sich-verkennen und Sich-verlieren in das bloß Abstrakte, die Gottheit ohne wahrhafte Realität. Darum hat Gott sie dahin gegeben in ihren verkehrten Sinn, zu thun das nicht taugt (Röm. 1, 28.), und dieses Verlassenseyn vom wahrhaften Gott — ein Gedanke, der bei unserem Verf. viel zu wenig hervortritt — ist der Grundcharakter des Heidenthums. Andererseits ist aber auch — und dies ist wiederum vom Verf. nicht bemerklich gemacht worden — im Heidenthum ein Ringen und Suchen nach dem verborgenen und unbekannten Gott bemerkbar, welches, an sich zwar bedeutungslos, weil bloß negativ dastehend, doch entweder durch die Anlehnung an die Uebersieferung Strahlen des geoffenbarten Wortes empfängt, bemerkbar in dem tieferen Gehalt der alten heidnischen Religion, oder auch selbst durch die Berührung mit dem lebendigen Bundesgott, der biblischen Geschichte gemäß, Bestimmung und Festigkeit erhalten kann.

Mit großer Freude folgten wir dem im zweiten Buch (S. 105—164.) die Patriarchenzeit durchwandernden Verf., unstreitig dem gelungensten Theil des Buches. Es ist nichts Leichtes, hier das rechte Maas in der Auswahl des zu Gebenden zu treffen. Aber wir glauben mit Recht sagen zu dürfen; daß der Verf. nirgends den Eindruck, den diese Erzählungen in ihrer prunklosen Amuth und imponirenden Ehrwürdigkeit hervorbringen, durch Redseligkeit oder Mattigkeit geschwächt habe. Nur bei kleinen Einzelheiten sind wir angestoßen, wie die als merkwürdig angeführte, aber wohl kaum der Rede werthe Entzifferung des Namens Schilo in Chinesischen Hieroglyphen (S. 162.). Genauer war wohl S. 117 ff. über den moralischen Maasstab, den man an eine Reihe von Thatfachen in dem Leben der Patriarchen zu legen hat, zu sprechen, ein Gegenstand, dessen richtige Entwicklung und Begründung nicht nur für diesen Theil der Geschichte des N. T., sondern für das Ganze derselben, namentlich in unserer Zeit, von der äußersten Wichtigkeit seyn dürfte. Was hier der Verf. besonders hervorhebt und ausführt, daß es schwer, ja unmöglich sey, aus unseren Verhältnissen heraus das Leben des Alterthums richtig zu beurtheilen, ist, so ausgesprochen, gewiß nicht für das christliche Bewußtseyn befriedigend; vielmehr scheint uns in diesem sehr wohl der Maasstab enthalten und aufgeschloffen zu seyn, den uns hier anzuwenden obliegt. Sonst würde ja der Unglaube, der beständig mit Zeit-

*) So besonders die Darstellung der Herderschen Ansicht von der Schöpfungsgeschichte als einer Geschichte des Tages (S. 8 ff.) wo der Verf. zwar auf den richtigeren Gesichtspunkt dabei aufmerksam macht — aber warum war denn nicht eine kurze Andeutung hinreichend? Ueberhaupt will es uns scheinen, daß die Vorliebe des Verf. für Herder, wenigstens in diesem Buche, in engere Schranken hätte zurücktreten sollen.

ideen, Sitten des Alterthums und diesen ähnlichen Redensarten um sich wirft, Recht haben, wenn er darauf dringt, daß diese Zeit als eine für sich bestehende anzusehen sey, die himmelweit von der unsrigen verschieden, aus Mangel an Aufklärung laien Grundfäßen und absonderlichen Moralsprincipien huldige. Nein! das Sittengefetz ist allezeit von Ewigkeit her dasselbe gewesen, und den Menschen durch Gott geoffenbart in's Herz geschrieben und mitgetheilt. Nicht eine Verschiedenheit des Sittengefetzes, dessen Heiligkeit anzutasten überall und stets gleich große Sünde bleibt, ist es, um die es sich hier handelt. Der richtige Standpunkt ist auch hier der, welcher auf den tieferen subjectiven Grund zurückgeht, auf das, was uns tüchtig macht, des Gesetzes Werke zu vollbringen, den Glauben. Der Glaube aber ist seiner Natur nach nothwendig ein anderer, je nach der verschiedenen Stellung des Objectes zu demselben; ein anderer vor der vollendeten Offenbarung Gottes in Christo, und ein anderer nach derselben. Durch den Glauben fand Abraham Gnade vor Gott, aber er sündigt, noch tiefer fällt Jakob, — ihre Sünde bleibt, was sie ist, Sünde, — nicht im Mannesalter, im Stande des Kindes befand sich ihr Glaube. Anders sind die Gesetze des Sinai, und anders die Forderungen, die aus ihnen der Herr an seine Jünger stellt; anders sind trotz ihres unerbittlichen Beheß die Strafreden der Propheten an Israel, und anders die harsch-scharfe Rüge, die ein Paulus über die Gemeinden des Herrn ergehen läßt. — Ein ähnlicher Mangel an Schärfe der Auffassung einer Thatsache zeigt sich z. B. S. 181. über das Entwenden der Gefäße der Egypter durch die Israeliten. Mit der Bemerkung: „Die Israeliten forderten, und Gott gab Gnade, daß die Egypter gerne gaben“ — ist die Sache noch lange nicht abgemacht und erschöpft, eben so wenig durch die beiden hinzugesetzten Citate aus Josephus und Luther.

Die Nothwendigkeit eines möglichst gründlichen und wissenschaftlichen Studiums, das auch populären Darstellungen stets vorangehen sollte, hat sich uns besonders in dem Folgenden aufgedrängt. Wir können es nicht billigen, daß die Geschichte gegen das Exil hin immer dürftiger und spärlicher bearbeitet ist. Der Grund davon scheint uns aber hauptsächlich darin zu liegen, daß der Verf. zu viel auf Herbeischaffung neuerer Materialien bedacht war, die nun hier gerade allerdings sehr mittelmäßig ausfallen mußten. Die historischen Bücher des A. B. haben seit einer sehr geraumen Zeit eine höchst bedauernswerthe Vernachlässigung zu erleiden gehabt; sie bedürfen zuvörderst einer gründlichen Auslegung, deren Mangel eine Unzahl schiefer und oberflächlicher Ansichten über ihre Nachrichten hervorgerufen hat. Ist man nun auch gleich nicht im Stande, durchweg selbstständige Forschungen in diesem öden Gebiete anzustellen, so müssen wir doch auch für den gegenwärtigen Zweck ein Zurückgehen auf die älteren Ausleger, die hier am meisten Ausbeute gewähren (wir nennen nur einen Calvin, Masius, Seb. Schmidt, Clericus u. A.), für sehr förderlich erachten. Unser Verf. würde dann wohl nicht so viel wörtliche Citate, aber eine ungleich wichtigere Anzahl von höchst anregenden und tiefer einführnden Winken gewonnen haben. Dies halten wir für um so nothwendiger, da unsere jetzige Zeit für so manche Partheien der heiligen Geschichte ganz erkaltet und abgestorben zu seyn scheint. Der Mangel dieses Interesses hat aber gewiß mit seinen Grund in dem einer anschaulichen und den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden Darstellung: es fehlt an dem gehörigen Verständniß der Geschichte, und so gibt man sie selber lieber ganz daran. Und doch sollte eine Periode, wie die der Richter, die Königs-

geschichte Israels und Judas, der Untergang Israels, das Exil u. a., nicht bei genauer Betrachtung auch in praktischer Hinsicht eine reiche und ergiebige Ausbeute gewähren? Alle jene bemerklich gemachten Zeiten tragen ein höchst eigenthümliches Gepräge, das heidnische Wesen sucht sich überall unter verschiedenartigen Gestalten in das Bundesvolk einzudrängen, daraus erzeugen sich seltsame Formen des Lebens, über ihnen aber schwebt der Geist des lebendigen Gottes, heiligend, läuternd, läuternd, züchtigend, rächend, bald in Sturmesausen und Ungewitter, auf Cherubsflügeln einherfahrend, bald in lieblichen Säufeln des Abendwindes nur dem sorgsam lauschenden Ohre vernehmbar, jederzeit aber ein Ruf aus der Höhe, zu mahnen an die Heimath, hinzuleiten über das Abbild hinaus zu dem wahrhaftigen Kanaan des Himmels. Hier ist eine wunderbare Fülle der erziehenden Weisheit und Gnade aufgeschlossen; ergreifend ist die stete Ausgleichung zwischen Sünde und Strafe; schauerlich das stets fester auftretende Treiben der immer mehr entarteten Menge; erschütternd der Kampf der gottbegeisterten Männer, des wahrhaftigen Israels mit der Frechheit des Götzendienstes, der Sündengräuel; bei alle dem aber erquickende Labung in den sanft sich durchwindenden Wassern Siloahs, lieblicher als all die wild empörten Meere ringsum, die Völker, die sich auflehnen gegen Zion und seinen König. Die Geschichte ist ja auch hier lebendiges Wort, Ausdruck in Thaten, symbolische Handlung voll tiefer Bedeutsamkeit. Ohne die genau erkannte Geschichte ist die stets daran geknüpfte Rede der Propheten meist unverständlich; nur beide in steter Beziehung zu einander aufgefaßt, erläutern sich treffend; vereint erst füllen sie das große Gemälde des Reiches Gottes auf Erden aus. Beherzigung verdient besonders in unserer Zeit, die so arm an Kenntniß der heiligen Schrift ist, die sich so häufig mit dem Herausgreifen einiger weniger Aussprüche des göttlichen Wortes begnügt, und daher eben so oft Mangel an Einigkeit und Festigkeit in der Auslegung desselben verräth, das Wort des Apostels, daß alle Schrift, von Gott eingegeben, nütze sey zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit! (2 Tim. 3, 16.) Von dieser Seite aus wünschen wir, bei dem neu erwachten Leben in unserer Kirche, nichts sehnlicher, als daß die Nothwendigkeit eines steten Zurückgehens auf das geoffenbarte Wort, das allseitige Verständniß desselben immer tiefer empfunden werden möge, und daß dazu immer brauchbarere und zugänglichere Hilfsmittel entstehen mögen. Wenn wir daher an dem vorliegenden Buche den Mangel einer durchweg genügenden Darstellung hervorgehoben haben, und hier namentlich den Abschnitt über die Geschichte von der Trennung der beiden Reiche an, als jedenfalls zu dürftig und unfruchtbar bezeichnen zu müssen glauben, *) so geschieht dies nur in dieser Rücksicht, um dadurch Anlaß zu etwaigen neuen, vollendeteren Unternehmungen, oder zur Verbesserung des bereits Vorhandenen zu geben. Eben deshalb können wir auch nicht unterlassen, einen Punkt bemerklich zu machen, der uns hiebei von ganz besonderer Wichtigkeit scheint, Festigkeit und scharfe Abgrenzung rücksichtlich des Planes und Zweckes, den man zu verfolgen anstrebt. Es kommt hier einerseits auf das subjective Maas der Kräfte an, die man dazu mitbringt und deren Intension durch äußere Hilfsmittel, andererseits auf das

*) So möchte wohl schon gleich von vorn herein das so sehr wichtige Verhältniß der beiden Reiche Israel und Juda zu einander im Allgemeinen nothwendig viel schärfer zu bestimmen seyn, als es der Verf. S. 272. thut.

Bedürfnis und die Forderung der Umstände und der Kirche an. Beides im gehörigen Verhältniß zu einander aufzufassen und in Anschlag zu bringen, ist, zumal in unserer vielfach bewegten und zerrissenen Zeit, gewiß eine schwierige Aufgabe, deren Lösung jedoch zur Klarheit und Plausibilität des Ganzen unentbehrlich und wesentlich ist. Sollte es nicht auch für unser Buch erspriesslicher gewesen seyn, wenn der Verf. diesen Punkt schärfer in's Auge gefaßt hätte? Es würde sich dann, wie wir glauben, einmal ihm klarer die Scheidung des Inhaltes der Geschichte von deren pragmatischer Bearbeitung herausgestellt, und sodann die größere Wichtigkeit des letzteren, die durchgreifende Hervorhebung der Spitzen der Fakta, und deren Beziehungspunkte in weiter ausgeführter Erläuterung, ergeben haben. So wenigstens denken wir uns die Einrichtung eines solchen Handbuchs für diesen Zweck. Gewiß ist auch diesem nichts nachtheiliger, als irgendwo durchblickende Eilfertigkeit, auch in dieser, wie in der noch so wissenschaftlichen Darstellung; soll innige Durchwebung der einzelnen zerstreuten Fäden stattfinden, und eine schöne Einheit die Mannichfaltigkeit des Details beherrschen. Sollen wir in dieser Hinsicht noch mit unserem Verf. rechten, so möchten wir die Art und Weise der Benützung der Propheten bemerklich machen. Nicht bloße Einweihung derselben der Zeit ihres Lebens nach, nicht bloße Inhaltsangaben ihrer Aussprüche, nicht die Angabe einiger allgemeinen Charakterzüge derselben können hier befriedigen. Die Propheten kommen hier ihrer historischen Bedeutung nach in Betracht; der Zusammenhang, in dem sie mit der Geschichte Israels stehen, muß hier Gegenstand der Darstellung seyn, und zu dem Ende müssen nicht nur die in ihnen enthaltenen historischen Notizen und Angaben, deren Zahl im Ganzen bedeutend größer ist, als man gemeinhin annimmt, sorgfältig benützt, sondern sie selbst zugleich als die Dollmetscher ihrer Zeit und Wächter des Volkes angesehen und herangezogen werden. Nur in dieser Rücksicht gehören sie hieher, alles Andere von ihnen darf nur beiläufig erwähnt werden. Wird aber jene Rücksicht mit strenger Gewissenhaftigkeit verfolgt, so hat sie den ungemeinen Vortheil, daß eine Menge Dunkelheiten in den prophetischen Aussprüchen für die meisten Leser alsbald verschwinden, und sie selbst nicht als abgerissene Theile der Schrift, sondern als in dem lebendigsten Einklang mit ihrer Zeit auf anschauliche Weise erscheinen. — Doch genug hievon. Wir wiederholen nur dem verehrten Verf. die Versicherung des innigsten Antheils an seinem zum Besten der Kirche unternommenen Werke, und, indem wir sehr herzlich und zutrauensvoll der baldigen Fortsetzung desselben entgegensehen, versehen wir ihm dazu in herzoglicher Liebe den Beistand und Segen dessen, der da allein helfen kann alles in seinem Namen Begonnene ausführen zur Ehre des Höchsten.

Nachrichten.

(Westliches Deutschland.) Als ein Beispiel neuester Zeit, wie der revolutionäre Unsinns, grade wie vor vierzig Jahren, auch in die Kirchen wiederum eindringt, und von den Kanzeln verkündigt wird, steht eine Predigt da, welche von K. Fuch, Evangelischem Prediger zu St. Wendel (jenseits des Rheins in der Sachsen-Coburgschen Herrschaft Lichtenberg) am 26. Februar d. J. gehalten und zu Zweibrücken gedruckt worden ist. Ihr Gegenstand ist eine Lobrede auf die Wirkung der Wahrheit; nicht etwa die beseligende, von Gott den Menschen geoffenbarte Wahrheit, durch welche der Sohn uns recht frei macht; sondern jenes abstrakte, leblose Schat-

tenbild derselben, das, wie der Verf. sagt, nichts von Kirchen, nichts von Dogmen, nichts von Unterschieden unter den Menschen, sowohl durch Geburt als durch Geld, etwas wissen will, und bei ihrer selbstgemachten Sonne auf ihren heiteren Höhen erfrischt. Der Verf. hat, darüber freuen wir uns, keinen Text seiner Predigt zum Grunde gelegt; das heilige Bibelwort blieb also unentwirrt. Was die von dem Verf. „angebetete Göttin“ Wahrheit alles vermag, das lehrt uns, Wahres und Falsches grausenhafte vermengend, folgende Stelle (S. 5.): „Die Wahrheit reißt vom Pfaffen das Pharisäergewand, und lehrt die Menschen ihn verachten. Die Wahrheit zerbricht die Scepter, die Krone und die Krummstäbe, und sie reicht den Lorbeerkrone der Bürgertugend, die Palme des Friedens und die Feder der Wahrheit... Die Wahrheit weiß nichts davon, daß eine bewaffnete Kaste mit blindem Gehorsam zum Werkzeuge der Tyrannen gebraucht werden darf; wo die Wahrheit ebnet und gleicht, da sieht sich Keiner mehr zurückgesetzt, Keiner mehr in seinem Wirken gehemmt, in seinen Rechten gekränkt; wo die Wahrheit erkannt ist, da ist kein Scheidewasser der Censur den Buchstaben mehr aus, den wir mit unsern Gedanken, unserer Feder auf's Papier geschrieben haben; — da verzehren nicht mehr des Krieges Söhne des Volkes Mark und Kraft, da bleibt der Vater dem Sohne als helfende Stütze, da zückt nicht mehr der Bruder das Schwerdt gegen den Bruder; da brauchen wir nicht mehr der Erde freie Güter mit unerhörlichen Preisen zu bezahlen; da dürfen wir frei handeln und verkaufen, da besegen, da schmücken wir unsere Tafeln mit leichter Mühe, da zieren, da kleiden wir unsere Körper mit leichter Mühe, mit geringem Preise mit den Erzeugnissen aller Erdteile, Länder und Zonen.“ Nach diesen Schilderungen der Segnungen der Wahrheit erörtert der zweite Theil die Frage: „Aber wie ist dies himmlische Glück zu erstreben? Man muß aufrichtiger Freund der Wahrheit seyn; wer ist dies? Leider Viele nicht. Ein großer Theil der Herrscher nicht, die Höflinge nicht, die Geld- und Adels-Aristokraten nicht, die Pfaffen nicht, mancher Staatsdiener nicht, Tausende von Bürgern und Landleuten nicht; es kostet große Ueberwindung, ihr Freund zu seyn. Aber macht euch los von euren Leidenschaften und Schwächen! Ihr gutgesinnten Reichen, spendet einen Theil eures Ueberflusses zur Beförderung der Wahrheit! Ihr Lehrer der Hochschulen laßt ab zu euren philosophischen Hirngespinnsten, laßt ab zu grübeln in alten Chroniken nach Namen und Zahlen, in alten Handschriften nach Buchstaben und Wörtern; laßt ab in der todten Vergangenheit zu leben; ihr Lehrer des Christenthums, wendet ab euren Blick von dem steifen, mystischen Dogma, und wendet ihn zu den wahren Lehren des Christenthums; wendet ab euren Blick von dem Buchstaben der uralten Urkunden und wendet ihn zu dem lebenden Wort der Vernunft. — Um das Glück der Wahrheit zu erstreben, müssen wir die Apostel der Wahrheit, die Helden des Lichts, die freien, kühnen Männer, die in Tagesblättern, in Reden, die Wahrheitslehren verbreiten, unterstützen; dürfen wir die Priester der Wahrheit nicht verlassen, welche sich selbst opfern der Göttin, die sie anbeten. Geht hin, ihr, denen Zeit und Freiheit ist, geht von Haus zu Haus und sammelt der Wahrheit die milden Beiträge zu ihrer Erhaltung!“ — Es wäre recht passend, wenn die Gemeinde zu dieser Predigt den Gesang von Follenius angestimmt hätte:

„Menschenmenge, weite Menschenwüste,
Die umsonst des Geistes Frühling grüßte,
Reiße, krache endlich, alles Eis!
Stürz' in starken stolzen Meeresfrüden
Dich auf Knecht' und Zwinghern, die dich hudekn,
Sey ein Volk, ein Freistaat, werde heil!“

Von da bis zu dem Vernunftgottesdienst von 1793 wäre dann nur noch ein kleiner Schritt, und die Höhe erklimmen! Möchten sich die Christen mit Ernst und Wachsamkeit zum Gebet und Kampf gegen diesen scheußlichen Engel der Finsterniß, der so Viele, besonders im südlichen und westlichen Deutschland in der Verblendung erhält, stets bereit finden lassen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Samstag den 5. Mai.

N^o 36.

Ueber die rechte Achtung menschlicher Auctorität in Glaubenssachen.

Es ist viel schon geredet worden über die Rechtmäßigkeit menschlicher Auctorität in Sachen des Glaubens. Das Daseyn derselben ist nie bezweifelt worden, wohl aber von den Einen die Rechtmäßigkeit, von den Anderen die Rechtslosigkeit dieses Daseyns. Auch suchte man nach der Mitte zwischen diesen Extremen. Der Vertheidigung der Evangelischen Kirche in diesen Blättern ward unlängst der Vorwurf gemacht, *) als verfehle sie diese Mitte und hebe bloß die göttliche im Gegensatze zur menschlichen Auctorität hervor, die doch ein Recht habe anerkannt zu werden. Inwiefern der Vorwurf dieses Blatt trifft oder nicht, mag von Anderen, denen es zukommt, genauer erörtert werden. Wir glauben, der Vorwurf treffe nicht; denn der menschlichen Weisheit der vermeintlich Freien und ihrer Lebensart gegenüber, als sey die unmodisch gekleidete altoäterliche Erkenntniß des Evangeliums unserer Tage nicht alte Wahrheit, sondern nur eine alte Mode, den Vätern, der Kirche, den Symbolen zu Liebe angezogen; dieser Lebensart gegenüber bleibt allein übrig, so scharf als möglich hinzustellen, wie wir uns mit unseren Vätern für zu theuer erkauft halten, um Knechte der Menschen zu werden, sondern wo wir gewiß geworden sind der göttlichen Wahrheit, allüberall unsere Gewißheit nur aus ihr und nirgends anders herleiten.

„Aber doch mit unseren Vätern? Ist das nicht eben jene Herrschaft der Auctorität?“ Als ob wir um unserer Väter willen an das Evangelium glaubten, und nicht vielmehr um des Evangeliums willen unseren Vätern. — „Willst du läugnen, daß eben jener Glaube der Väter es war, der euch zu diesem eueren Glauben an's Evangelium führte?“ Nein, er mag Viele geleitet haben, ehe sie selbst kräftigen Glaubens geworden sind. Der Vater sagt, was dem Kinde fromme, thut es das Kind, so gewinnt es die eigene Einsicht, daß es ihm gut gewesen; die eigene Einsicht nun gibt ihm dann aber nicht der Vater, sondern sein Thun des Gesagten, mit anderen Worten: die selbsteigene Erfahrung. Auf die wird es sich jetzt zuerst gründen. „Wozu also noch der Vater?“ Das ist eine, freilich

nicht mehr moderne, Pietät des Kindes, die in der Kraft des erstarkten Lebens sich gern des Leiters seiner Schwäche erinnert. Wird aber nicht der Verwaisste, Heimathslose, selbst in den Tagen eines später erlangten Friedens, den an väterlicher Hand Großgewordenen um die stille, achtsame Leitung seiner Jugend beneiden? Das Gegentheil wäre ja Unnatur. Es ist kein Glück in der Zeit der Schwäche, schirmlos jeder Verwilderung preisgegeben zu seyn, und heilen auch die Wunden roher, selbstverschuldeter Kämpfe, so zeigt doch Niemand die Narben als liebe Erinnerungszeichen einer schönen Vergangenheit; sie bleiben als Makel und Schmerzen.

Die Sache, von der wir hier reden, hat nun mit dieser Entwicklung des einzelnen Menschen auch das gemein, daß demnach in den verschiedenen Zuständen das Verhältniß der Auctorität sich ändert. Es ist ein Unterschied, unter dem Einfluß einer Auctorität etwas geworden seyn, und als Norm für die Beurtheilung seines Zustandes etwas als Auctorität anerkennen. Wie dort der Vater zur eigenen Erfahrung, so verhält sich in Sachen des Glaubens die Auctorität von Menschen zur Auctorität der heiligen Schrift. Ich kann unter dem Einfluß menschlicher Auctorität gläubig werden an die göttliche Kraft des Evangeliums; gläubig geworden aber erkenne ich nicht jenen Einfluß als Auctorität für die Richtigkeit und Wahrheit meines Glaubens, sondern bloß die, in eigener Erfahrung erkannte Göttlichkeit der Offenbarung an.

Würde nun das zunächst bestimmt geschieden werden müssen, so entstände aber auch noch die ungleich wichtigere Frage, ob denn insofern auch jenes Bild der natürlich kindlichen Verhältnisse auf die Sachen des Glaubens passe, inwiefern eine Berücksichtigung menschlicher Auctorität nur dann eintreten dürfte und könnte, wenn Menschen wirklich Erzieher unserer Schwäche wären, so daß Unerzogene und Verwilderte gar keine Verpflichtung hätten, jene menschlichen Auctoritäten als Auctoritäten zu respektiren, die Geltung auch für sie hätten. Wenn wir nun sagen: nein, insofern paßt das Bild nicht, insofern tritt hier etwas ganz Verschiedenes ein, so glauben wir etwas zu sagen, wogegen sich die Zeitmeinung stemmt, was aber eben deswegen etwas näher soll beleuchtet werden. Daß die Zeitmeinung wirklich von menschlichen Auctoritäten recht gering denkt, möchte schon der Umstand erweisen, daß sie sich ein Schreckbild hingestellt hat,

*) Co. R. Z. Nr. 8. Jahrg. 1832.

um dessen willen sie sich erhebt, und es „Auctoritätsgläubige“ nennt. Mit welchem Recht? das pflegt sie zu verschweigen. Sie hält es mit jenem berühmten Junker, welcher schrieb: Wunders dich nicht, und ersaune nicht in deinem Sinn, warum ich dich so nenne, denn ich will dir keinen Grund davon angeben. Schenken wir ihr diesen Vorzug der Grundlosigkeit; was ist es denn aber für eine Gesinnung, Empfindung u. dgl., welche sie zu solcher Verachtung menschlicher Auctorität treibt? Ist sie so stark geworden in der Gewißheit einer göttlichen Auctorität? Nicht, daß wir sagen könnten. Wir glauben, sie kennt keine solche außer dem kleinen Gott, der in jedem einzelnen, vom Zeitsempel approbirten Kopfe sitzt. Das ist doch seltsam. Also um der herrschenden vergötterten Menschenmeinungen willen wollen sie nichts von Menschenauctorität wissen. Man ist so satt von neuester Weisheit, daß die alte zum Lebenshüter geworden ist; man ist so reich und selig, daß man auch gar nichts bedarf. Es ist uns nun nicht gestattet, zu sagen, wie das Wort der göttlichen Offenbarung diesen Zustand als einen höchst bedenklichen bezeichnet. Sagen können wir aber doch, daß ein noch nicht ausgefordertes Geschlecht einen solchen Zustand höchlich belacht hat. Oder sind die Zeiten schon vorbei, wo man das komische Pathos der Reden des Dessauer Philanthropins verspottete, wenn es die Seligkeit weitgeschweifig pries, solche aufgefärbte Zeiten erlebt zu haben? Belächelt man nicht mehr die Worte des Dichters, in denen er uns die vorführt, die es „so herrlich weit gebracht“ zu haben vorgeben? Ja; aber ohne Nutzenwendung. Wir können etwas der Art mit Zug und Recht sagen; wir haben ganz andere Vollkommenheiten errungen. Gib dich dem Gelächter eines kommenden Geschlechtes preis, armes Jahrhundert; wir beneiden dich nicht darum! „Und wir sollten die Augen zuschließen vor dem wachsenden Reichthum unserer Erkenntniß, sollten thun, als wären wir arm, während wir reich sind?“ Nun wir hätten nur gedacht, wer etwas ist, der ist es; er schwagt nicht davon. Wir fragen aber nicht, Jahrhundert, nach den gehäuften Schätzen menschlicher Erkenntniß, an deren Reichthum sich dein Scharfsinn geübt und entwickelt hat, wir wollen nur wissen, weld’ neue Offenbarungen dich in den Besitz neuer göttlicher Wahrheiten gebracht haben, daß du weder nach alter Wahrheit, noch alten Zeugen einer solchen fragst. „Offenbarungen? Wir haben erfunden neue göttliche Wahrheiten.“ Freilich ein neuer, besser ein moderner, Gedanke! Göttliche Wahrheit, Fabrikat der Menschenfinder. Wem gehörst du denn an, Geschlecht, der Heidenwelt? der Christenheit? Jener Heidenwelt wenigstens nicht, die sich um die Stimmen des Alterthums kümmerte, weil sie sie näher glaubte dem göttlichen Ursprung des Menschengeschlechtes. Der göttliche Ursprung hat sich aufgelöst in Urschlamm, die Menschen göttlichen Geschlechtes in überwiegige Nachkommen einfacher Paviane; das dein Abelsdiplom, deine neuen Offenbarungen, du erhabenes Jahrhundert! Kennst du dich christlich? und erfindest göttliche Wahrheit? Ist auf einmal die Fülle der Gottheit, erschienen in Christo, die Kraft der Wahrheit, gepredigt durch die Apostel, der alleinige Weg zur Seligkeit so verfälscht, entstellt, verkehrt worden, daß er deiner Surrogate bedarf? Heißt das dein Bekenntniß zu einer göttlichen Wahrheit, daß du dir einbildest, jene göttliche Wahrheit habe achtzehnhundert Jahre warten müssen, um durch deine trivialen oder abstrakten Redensarten ergänzt oder herichtigt zu werden?

Das moderne Heidenthum aber, weder christlich noch alt-heidnisch, eine Figur, die, um Worte des Dichters zu gebrauchen, „mit Klagegerbe schwebt zwischen Himmel hin und Erde,“ wird das Recht solcher Fragen, die Wahrheit des Schmer-

zes über seinen Zustand nun und nimmermehr erkennen, so lange es nur ein Recht eitler Selbstüberwindung kennt und die Lügenpropheten des Tages den guten Ton angeben. Wie kann ich dem Unübertrefflichen fremde menschliche Auctoritäten anempfehlen? Was hat eine göttliche Wahrheit für eine Beziehung zu dem, der ihr Daseyn nur insofern anerkennt, als er allgenugsamer Selbsterfinder einer solchen ist? Dem ist Vergangenen und Gegenwart nichts, als höchstens ein glatter Spiegel stillen Gewässers, um in ihm das eigene Spiegelbild zu bewundern, und alle großartigen Bewegungen, die die glatte Fläche mit Wogen überdecken, sind ihm geheimnißvolle, zuwider Erscheinungen, weil er sich in ihnen gar nicht oder wider seinen Willen zur häßlichen Frage verkehrt sieht. Was ihn beunruhigt, wird weg-gewiesen; in unüberwindlicher, glückseliger Selbstzufriedenheit wandelt ein solcher, mit äußerer Geschäftigkeit die Leere des Innern verschleiend, durch jegliche Berührung hindurch; die zunehmende Verwesung ist ihm Schein des Lebens, und in dem staubigen Wege schreitet er vorwärts, unbekümmert um „den Bach am Wege,“ aus dem er trinken sollte, sein Haupt aufzurichten.

Wenn aber jene dem einzelnen natürlichen Menschen, wie der ganzen gottensfremdeten Welt eigenthümliche Eitelkeit, jedes Wort von göttlicher wie menschlicher Auctorität, die auf jene sich stützt, mit Verachtung wegweist, so lange sie nicht ihrer Wurzel nach geknickt ist, wenn wir also deshalb jede Rede, wenn sie nur davon spricht oder hierauf sich gründet, für nutzlos, ja zweckwidrig halten, wie ist es dann mit jenen, welche die Erkenntniß einer göttlichen Auctorität erlangt haben? Haben wir mit ihnen auch noch von menschlicher Auctorität zu reden? Und thut es etwa unserem Geschlechte besonders Noth?

Wenn wir wissen, daß nicht bloß dem Menschen von äußerer, unlebendiger Erkenntniß, daß auch dem Wiedergeborenen „Sünde anklebt, die ihn träge macht,“ und die Erfahrung, wie die Natur der Sache uns sagt, daß die Gestalt herrschender Irrthümer innerhalb der christlichen Gemeinde in der Regel ein Abdruck der herrschenden Weltirrhümer und Sünden ist, so könnten wir von vorn herein vermuthen, daß eine Art von Selbstgenügsamkeit und Eitelkeit, das die Gemeinschaft lösende Gift der Selbstsucht, das Gift unserer Tage, auch um so mehr sich an der Kirche des Herrn versuchen wird, je mehr es des Versuchers Art ist, sein Unkraut Nachts in den Weizen zu säen. Die Vermuthung wird von Thatfachen bestätigt. Wir decken jetzt nicht Blößen auf, die besser als menschliche Züchtigung die Thräne des Gebeters heilen könnte. Aber frommen könnte es vielleicht, das, was seyn sollte, hinzustellen an das, was ist, zu eigener Selbsterkenntniß. Und in solchem Wunsch und solchem Bestreben möchten wir hier von der rechten Anerkennung menschlicher Auctorität in Sachen des Glaubens noch Einiges reden, weil wir nicht zu irren glauben, sagen wir, daß eine dieser Wahrheit feindselige Stimmung auch unter den Bekennern eines geoffenbarten Wortes sich geltend zu machen suche.

Fragen wir zuerst nach der Berechtigung, von solchen Auctoritäten zu reden, wie sie in der Sache selbst liegt, so haben wir sie nicht weit zu suchen. Sie ist gegründet in dem Wesen der göttlichen Wahrheit, die in der wunderbaren Tiefe ihrer Einfachheit überall, wo sie allein wirkte, in Menschen der verschiedensten natürlichen Kräfte und Anlagen, der verschiedenartigsten Bildung ein gleiches Erkenntniß im Leben wie im Worte hervorrief. Als göttliche Wahrheit bricht sie durch alle subjectiven Zustände hindurch und löst kraft der Einheit ihres Wesens und in der Einheit ihrer Wirkung, mit ihrem einen, ewigen Lichte allen bunten Wechsel zufälliger Beschaffenheit, wie allen Zwiespalt sündhafter

Zerrüttung und Verblendung in allen Zeiten und allen Geschlechtern auf. Und indem sie das thut, scheidet sie sich und ihre Bekenner in bestimmtesten Gegensätze von Allem, was nicht aus ihr hervorgegangen ist. Jene spezifische Eigenthümlichkeit des wahren Christen ist nirgends zu verkennen, wir finden sie im Bilde vergangener Jahrhunderte eben so wieder, wie in der Gegenwart, bei den Brüdern getrennt durch Meere und noch mehr durch die verschiedenste äußere und innere natürliche Entwicklung grade so, wie in unserer Mitte. Der Christ als Bekenner einer ewigen Wahrheit ist, wie jene Wahrheit selbst, der einzig Stehende und Bleibende in dem Gewirre zeitlicher Bewegungen, sie begreifend aber nicht von ihnen ergriffen, sie fördernd oder sie bekämpfend, je nachdem sie dem Worte der Wahrheit dienen oder widerstreben. Man sieht dem Christen an, daß er auf jenem Felsen steht, den die Porten der Hölle nicht überwältigen, während der Wind des Tages den Erbsand menschlicher Weisheit an ihm vorbei ab- und zuführt. So sind die einzelnen wahren Christen aller Zeiten und aller Jahrhunderte faktische Commentare der Offenbarung und man kommt gar nicht auf den lächerlichen Gedanken, von einem Volke oder einer Zeit, des Volkes oder der Zeit wegen, mehr als von einem anderen zu erwarten, daß es befähigt sey, dem Einfältigen wie dem Gelehrten Vorbilder und Muster des Christenthums im Wandel wie in der Erkenntniß zu geben. Denn die göttliche Gnade befähigt allein, ihre Wirkung ist überall die gleiche und es gibt überall nur eine Bedingung ihrer Wirkung, nicht der Stand menschlicher Bildung, nicht der Grad menschlicher Verderbtheit, sondern die Gebrochenheit und Reue des Herzens in demüthiger, aufrichtiger Buße. Dann wird die Decke den Augen genommen und das offenkundige Geheimniß des göttlichen Wortes seligmachende Erkenntniß des Einzelnen. Das ist es, was Jener sagt: „Es wiederholt sich Gott, wie in der Natur, so in der Schrift, in der Weltregierung, in der Aufbaumung seiner Kirche; es sind nicht dieselben Früchte und sind doch dieselben, die jeder Frühling hervorbringt; es ist nicht derselbe Leib und doch derselbe, den wir aus Mutterleibe bringen und in den Schooß der Erde säen; es ist nicht derselbe Fluß und ist doch derselbe, der sich selbst zu verschlingen scheint;“ und — fahren wir fort — es sind nicht dieselben Erlösen, und doch dieselben, die „wie der Thau der Morgenröthe“ durch die erweckende Gnade Gottes geboren werden; denn nur ein Mittelpunkt aller Zeiten ist, die Erlösung durch Christus, nur eine grade Linie zu ihm, der schmale Weg und die enge Pforte, und nur eine Wirkung hat jenes Wasser des Lebens, das den Durst auf ewig stillt.

Hierin liegt nun der allgemeine Grund, warum Menschen Auctorität in göttlichen Dingen für Andere werden können, nicht weil sie Menschen sind, oder gar als ob sie Erfinder göttlicher Wahrheit wären, sondern um des Zeugnisses willen, das sie einer außer ihnen vorhandenen ewigen Wahrheit geben. Solche Auctoritäten finden sich in allen Zeiten, mehr oder minder rein, je nach dem Maasse größerer oder geringerer noch auflebender Verfinsternung der Sünde. Bezeichnet die Geschichte des Christenthums nun vor andern einen Zeitraum, in welchem das Licht des Evangeliums am ungetrübtesten in einzelnen Menschen und größeren Kreisen wiederstrahlte, so hätte eine solche Periode natürlich die größte relative Auctorität.

So viel von der Sache; was bestimmt nun die Pflicht und Grenze unseres Urtheils an ihr? Die allgemeinste Verpflichtung liegt im Verhältniß der später geborenen Zeit zur früheren. Was würde man vom Sohne sagen, der das väterliche Erbtheil unbenutzt liegen ließe oder verschenkte, bloß um aus eigenem Er-

werb sich ein Haus gründen zu können? Und so wird nur die Zeit weise handeln und groß werden, welche das Erbtheil ihrer Väter, das Vermächtniß reicher Erfahrung sich aneignet und damit wuchert. Aber, sagt man, gibt es nicht Zustände, in welchen das Erbtheil unbrauchbar geworden? Wie wenig kann der Naturforscher die Arbeiten früherer Jahrhunderte benutzen? Wie so sehr hat sich der Stand philologischer, technischer u. a. Erkenntniß geändert? Wir lassen das dahin gestellt seyn, denn wir reden nicht von einer Erkenntniß, die durch die Veränderung ihrer Basis, die stets wachsende Masse des Stoffes, zunächst schon um der äußeren Empirie willen, die sich des Stoffes zu bemächtigen hat, wandelbar seyn muß. Wir reden auch nicht vom Theologen, inwiefern er Philologe und Historiker ist. Daron ist die Rede, daß es eine Wahrheit gibt, die mit ihrer Erscheinung Erlösung und Seligkeit zu geben verheißt, Jedem, der anders predigte, verflucht, die gleiche Wirkung durch alle Zeiten bei ihren Bekennern gehabt hat, diese Wirkung und ihr Wesen nie ändern und für alle Geschlechter das bleiben wird, was sie vom Anfang an gewesen ist. Welcher Zustand wäre es nun, der der Verpflichtung überhöbe, durch das Vermächtniß wahrer christlicher Erfahrung, das die Väter hinterlassen haben, das dem Wesen nach durchweg gleich, nur in dem Grade seiner Reinheit verschieden ist, sich selbst nach seinem innersten Leben zu fördern; zu achten auf ihre Stimmen, die als die Stimmen grauer Geisse dem jungen Geschlechte Wahrzeichen seyn können, um auf dem Wege nicht zu gleiten, der es zum Mannesalter im Glauben, zum freien, seligmachenden Besitzthume ewiger Wahrheit im göttlichen Worte führen soll? Vorgeschrittene Bildung, Erweiterung anderweiter menschlicher Erkenntniß? In welchem Zusammenhange steht denn jene sogenannte Bildung mit unserem Verhältniß zur Offenbarung? Hört der Kranke auf krank zu seyn und Arznei zu bedürfen, weil er vorher einen Reifrock trug, jetzt aber in Griechisches Kostüme sich kleidet? Oder gibt es ihm Gesundheit, wenn er im Zustande seiner Krankheit eine neue grammatische Regel, oder einen neuen Stein oder auch einen neuen Welttheil entdeckt hat? Wiewein bedingt oder verändert denn der Stand unserer menschlichen Weisheit die göttliche? Oder wäre es nicht eine Karikatur, eine Blasphemie ewiger Wahrheit, wenn sie, wie ein Stück Wachs, je nach den Fingern, denen sie in die Hände fällt, eine andere Gestalt bekäme? Die Welt meint das nicht; ihr gefällt diese Blasphemie und sie spricht sich hiemit selbst ihr Verdammungsurtheil. Den Bekenner einer geoffenbarten Wahrheit wird es aber doch zur Gewißheit geworden seyn, daß es keine Perfektibilität des Christenthums (ein Monstrum) gibt. Des Christenthums, sagen wir, nicht der Theologie. Es würde der unglücklichste Zustand seyn, müßte man bei der jetzigen Beschaffenheit der Theologie an der Perfektibilität derselben zweifeln. Wenn also nicht erhöhte Bildung, erweiterte menschliche Erkenntniß das Bedürfniß und die Verpflichtung aufhebt, auf die christliche Erfahrung vergangener Geschlechter zu achten, so könnte bloß Eines doch wohl die Verpflichtung modificiren, nämlich wenn ein Geschlecht vor allen früheren durch die göttliche Gnade gesegnet wäre, reichere, ausgedehntere und allgemeinere Erfahrungen von der Kraft des Evangeliums zu machen. Wäre das mit unserer Zeit der Fall?

Es wäre unwahr und undankbar zugleich, wollte man nicht anerkennen, daß die Gnade des Herrn angefangen hat; auch unter uns seine Kirche aus dem Schlafe zu erwecken. Aber es ist erst ein Anfang. Oder wo sehen wir ein allgemeines, einmüthiges Bekenntniß von der seligmachenden Kraft des Evangeliums? Wie viel Widerstand, welche Wuth der Feindseligkeit unter den

Namenchristen? Wie so mancher Zwiespalt innerhalb der Kirche selbst? Welche Bereitwilligkeit zu gögendienerscher Sklaverei im freiwilligen Selbstverkauf an Zeitmeinungen? Es ist wahrlich auch für uns nicht an der Zeit, in der Fiktion eines tröstlichen Zustandes der Gemeinde einzuschlummern. Wir sind wahrlich nicht der Art, daß wir im Nichtsthum eigener Erfahrung und Erkenntniß nicht nach den hinterlassenen Schätzen unserer Väter zu hungern hätten. Was macht denn also einen großen Theil von uns so satt?

Vorerst die Erbkrankheit unserer Zeit, die uns geboren hat, jene Krankheit, an der wir noch seuchen, ja die wir pflegen, weil sie wohl, die Kur aber wehe thut, wir meinen Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit. Man könnte mit Fingern auf die Thatsachen zeigen, die das bestätigen. O daß wir uns Bettler fühlten! Die armseligen Lappen jener sogenannten Aufklärung eines verwirrten Geschlechtes dünken uns freilich zu gering, um die eigene Blöße zu verhüllen; man hat sich einen Goldbrokat sogenannter Wissenschaftlichkeit ausgesucht, nicht um in der Treue, der Wahrhaftigkeit, dem Schmerz wahrer Wissenschaft die Eigengefälligkeit abzuarbeiten, sondern um selbstgefällig und schmerzlos in angeblicher Erkenntniß Himmels und der Erden hinter all' der äußeren Pracht die verborgene Mißgestalt unserer selbst nicht bekümmern zu müssen.

Das ist die bittere Wurzel, aus der auch dann weiter das große Unglück erwachsen ist, daß wir so gar wenig wissen, was christliches Gemeinleben heißt, und daher so Manches thun, was dessen Gedeihen entweder gar nicht berücksichtigt, oder sogar auch stört. Man könnte freilich sagen, es ist dies nicht ganz unsere Schuld; wir, in kirchlicher Zerrüttung aufgewachsen, haben erst noch zu viel im Einzelnen zu arbeiten, um an das große Ganze zu denken, und kennen zu wenig, weder die Segnung eines acht kirchlichen Lebens, noch die Mittel, ein solches überall zu fördern und zu pflegen. Mit diesem Geständniß versehen wir aber zugleich auch nur um so mehr die Verpfählung zu, etwas ernstlicher, als zu geschehen pflegt; bei denen in die Schule zu gehen, die in einem solchen Leben gelebt, deren Wort und Wandel lautes Rufen evangelischer Entschiedenheit und aufopfernder Bruderliebe, und deren Erkenntniß eine Frucht bewährten Glaubens gewesen war, wie z. B. bei unseren Reformatoren. Und auf der anderen Seite muß es mit die erste Erkenntniß eines wahren Christen seyn, daß jede Arbeit im Einzelnen keinen anderen letzten Zweck haben dürfe, als den ganzen Leib zu erbauen, daß wir bloß dazu berufen seyn, einander Handreichung zu thun, und je nach den Kräften, die uns verliehen, nur und auch nur in Liebe den Brüdern zu dienen. Das Bewußtseyn dieses einen Leibes fehlt uns, dessen Glieder allen Zeiten und keine angehören, weil das, was sie Eins macht, nicht etwas Zeitliches, sondern etwas Ewiges ist. Stellen wir uns doch an, als hätten wir eine christliche Kirche für's 19te Jahrhundert zu gründen; so viele Präensionen und Bindungen sieht man machen, ehe man sich bequemt, sich schlechtweg zum Glauben unserer Väter zu bekennen. Da hat bald Dieser bald Jener eine Bedenlichkeit, der Eine macht an jenem, der Andere an diesem Bogen des alten Gebäudes eine künstlerische Ausstellung; ob sie auch Jungen reden und keines Menschen Heil damit gefördert wird, das gilt gleichviel, ja vielmehr desto besser; denn es gehört das auch zu den vergessenen Dingen, daß ein Apostel sagte, er wolle nimmermehr Fleisch essen, wenn die Speise: seinen Bruder ärgere — ob Aergerniß oder

keines, man will sich sein Recht freier Aeußerung nicht nehmen lassen. Unter diesem schönen Titel trägt dann Jeder zu Markte, was ihm eben einfällt; was einem nur immer durch den Sinn fährt, wird mit einiger wissenschaftlicher oder geistlicher Appretur aufgetischt, nicht in majorem Dei, sondern inventoris gloriam. Man wird nicht läugnen, daß solches, selbst unter denen, die bessere Erkenntniß haben, nicht zu den Seltenheiten gehöre, und man kann Belege ohne Schwierigkeit in Menge beibringen. Wenn doch unser Geschlecht, das in der That und Wahrheit auf schwachen Füßen steht, nicht sich einbilden wollte, Berge versetzen und neue Wege, wo keine sind, hinaubern zu können. Man hat die bängliche Beklemmung, wie wenn man ein schwaches Kind auf steilen Höhen taumeln sieht, gewahrt man die, welche so eben erst Gott aus der Finsterniß zu seinem Lichte berufen hat, einerschreiten, als hätten sie die Füße göttlicher Offenbarung erfahren und bedürften keiner Leiter und Rathgeber mehr unter Menschen, sondern seyen berufen einer neuen christlichen Zeitrechnung neue Korporationen zu seyn. O daß die Einsalt dahingegangener Geschlechter unser Theil wäre, daß unser einziges Denken dahin ginge, uns in unserer Kleinheit zu erkennen, daß wir uns demüthigten — dann möchte die Hand Gottes uns groß machen! Wohin gerathen wir jetzt? Dahin, daß Jeder mit seiner subjektiven Erbauung oder Spekulation oder Auslegung sich in einen Winkel begibt, seine Grenzen absteckt, sein Ländchen sperrt und seinem Gotte und sich dient. Hat er die Untrüglichkeit, daß er seine Entdeckungen über die alten im Feuer der Trübsal bewährten Erfahrungen setzen will, die die Geschlechter der Gläubigen vor ihm machten und auf denen die Kirche gebaut ist, die sich zum Evangelium bekennen? Sind das die Glieder eines Leibes, die sich zum Haupte, aber nicht zu einander bekennen? Geißt das ein Fortbauen an der Kirche des Herrn, daß man sich nicht entschließen kann, ein paar subjektive Meinungen in den Kauf zu geben gegen das gemeinsame Band eines großen Ganzen, sondern lieber für sich und seine Lieblingsfinder Nebenhäuschen oder einsame Kapellen baut? O, hören wir sagen, woher kommt das als von jener Lieblosigkeit, von der Verfolgungssucht derer, die das Wort, aber nicht den Geist kennen und gegen unsere Nebenmeinungen und Privatanfichten nicht Duldung üben? Darauf haben wir dann weiter kein Wort, als was Luther sagt: „Nein, lieber Mann, mir nicht des Friedens und der Einigkeit, darüber man Gottes Wort verkürt. Es gilt hier nicht weichen und etwas einräumen, die oder einigen Menschen zu lieb, sondern dem Worte sollen alle Dinge weichen, es heiße Freund oder Feind. Denn es ist nicht um weltlicher Einigkeit willen gegeben, sondern um des ewigen Lebens willen. Das Wort, die Lehre soll christliche Gemeinschaft machen; wo die gleich und einig ist, da wird das Andere wohl folgen; wo nicht, so bleibt doch keine Einigkeit. Darum sage mir nur von keiner Liebe und Freundschaft, wo man dem Worte will abbrechen; denn es heißt nicht, die Liebe, sondern das Wort bringt ewiges Leben, Gottes Gnade und alle himmlische Güter.“ Daß doch käme, der uns in solchem Sinne und solche Wahrheit in der Kraft eines Elias predigte! Oder daß wir doch lieber hörten auf die, die uns schon lange also gepredigt haben! Daß wir hielten den Mund der Väter und ihr Andenken unter uns gesegnet sey, die uns als ihr höchstes Gut das Wort vom Kreuze vermachte haben, das sie, wie uns frei macht von jeglicher Knechtschaft der Sünde und des Menschen!

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 9. Mai.

N^o 37.

Kirchlich Neues aus Griechenland.

In einer kleinen Schrift, die aber durch reiche Autopsie und ansprechende Mittheilungsweise sehr anziehend gerathen ist,*) hat der junge Dänische Theologe Ferdinand Fenger die Resultate seiner Reise in Griechenland im Jahre 1831 niedergelegt. Da er stets den Blick auf die geistliche Wiedergeburt des armen Griechenvolks gerichtet hat, so wird ein Auszug seiner Mittheilungen über verschiedene Gegenstände, die das religiöse Leben und kirchliche Wesen dieses Volks betreffen, hoffentlich unseren Lesern willkommen seyn und ein Seitenstück zu den aus den Hartleischen Researches im Februarheft d. J. mitgetheilten Nachrichten abgeben können.

Ueberhaupt findet Fenger das Griechische Volk keineswegs so versunken, als man nach dem Urtheil besonders vieler Seefahrenden und der vom Rausch des Philhellenismus Zurückgekommenen vermuthen möchte. Man legt ihnen Lügenhaftigkeit, Geiz, Heuchelei und einen hohen Grad von Verschmittheit bei, was aber durchaus nicht die im Binnenlande und an den Gebirgen Einwohnenden in dem Grade als die Küstenbewohner trifft, denen die Fremden leider nicht nur viel ihres eigenthümlichen Charakters geraubt, sondern auch allerhand Laster eingepfropft haben. Was darf es uns auch Wunder nehmen, wenn jene Laster häufig bei einem Volke gefunden werden, das so viele Jahrhunderte unter dem Slavensjoch geknechtet hat, und dem die wahre Evangelische Nahrung, die allein ein gesundes Volksleben hervorbringen kann, bis vor Kurzem so sparsam zugemessen war? Es würde darum gewiß sehr ungerecht seyn, wenn man alle das Traurige, Böse und Schändliche, was bei diesem Volke gefunden wird, zu einem Bilde sammeln, und darauf die Behauptung gründen wollte, daß die Griechen unserer Theilnahme nicht werth sind. Christus spricht ja selbst: „Die Gesunden bedürfen des

Arztes nicht, sondern die Kranken,“ und darum sollen wir lieber sagen, je größer das geistliche Elend und die Krankheit ist, desto reger muß unser Mittel werden. Auch sind die Griechen keineswegs solche, die gar kein Gefühl ihres Elends haben; im Gegentheil fühlen sie sich geistlich krank, und ihre Krankheit ist nicht zum Tode, wo die Hülfe zu rechter Zeit kommt. Es finden sich bei ihnen noch viele kräftige Lebensregungen, die nur geweckt zu werden brauchen, um dem Tode zu trotzen. — Zuerst nennt der Verfasser die Wiß- und Vernbegierde der Griechen,*) welcher jedoch freilich eine tiefere und höhere Richtung gegeben werden müßte, um als Element in der wahren Wiedergeburt des Volks gebraucht zu werden. Und dahin ist es noch nicht gekommen. Viele sehen wohl die Mängel ihrer Kirche und haben Lust zu etwas Besserem, aber als Mittel, dies zu erreichen, sehen sie fast ausschließlich die intellektuelle Bildung an. So auch mit den moralischen Gebrechen. Redet man mit Jemand unter den Besseren von den Lasten ihres Volks, so schreiben sie diese gewöhnlich auch auf Rechnung der Barbarei und Unwissenheit, und meinen, solches Alles würde von selbst verschwinden, wenn das Volk bloß besser aufgeklärt würde.**) —

*) „Der Englische Resident in Nauplion erzählte mir, daß er einen Griechischen Knaben in seinem Hause gehabt, und daß er demselben, weil er mit seinem Dienste zufrieden war, erlaubt hatte, sich eine Belohnung auszubitten. Der Knabe bat sich aus, daß man ihn in die Schule schicken möchte. — In dem kleinen Dorfe Siderokastro in Messenien fand ich eine Dorfschule, die viele Jahre lang vor der Ankunft des Präsidenten bestanden hatte. Ueber den Eingang hatte der Schulmeister mit großen Buchstaben geschrieben: *Εἰσόδος τῆς ἁγίας ἡμῶν σχολῆς* (Eingang zu unserer heiligen Schule).“

**) „Ich erinnere mich,“ erzählt der Verf., „daß wir einmal nach Χερσό (Xrissa) in Wholis kamen und bei einigen Leuten, die wir auf der Straße trafen, gastfreundliche Aufnahme fanden. Als ich ihnen erzählte, welch eine ganz entgegengesetzte Aufnahme wir bei ihren Nachbarn, den Kastrioten, gefunden, suchte ein Mann die Achseln und antwortete bloß: „*Να, Das ist die Welt, mein Bruder, so sind Bauern!*““ (*νόςμος, ἀδελφε, βιάχοι*).“

*) „Ueber das Neugriechische Volk und dessen Sprache. Erfahrungen aus einer Reise in Griechenland im Jahre 1831. Von F. F. Fenger, Lic. Theol. Kopenh. 1832“ (Dänisch geschrieben).

Der Glaube an die allmächtige Hülfe der Vorsehung ist nicht nur durch die letzte wunderbare Errettung besonders bei ihnen lebendig worden, sondern ihnen von Alters her eingepflanzt. Will jemand sich auf eine Reise begeben, oder einen Plan für die Zukunft machen, so heist es immer: *Προτον ὁ θεός* (Gott vor Allem). Ist die Rede von einer Gefahr, der man glücklich entgangen ist, so wird nicht vergessen hinzuzufügen: *Δόξα εἰς τὸν θεόν* (Gott die Ehre!). Ist von Geld oder einem anderen äusseren Gut die Rede, das der Redende nicht hat, so heist es immer: *Ὁ θεός ἔχει* (Gott hat es). — Viele fromme Sitten finden sich noch unter den Griechen: Hausandacht, Gebet Morgens und Abends, Gebet vor und nach der Mahlzeit. Man hat verschiedene Altgriechische Tischgebete. Zwei der gewöhnlichsten sind diese. Vor dem Tische: *Θάρονται πάντες καὶ ἐκκληρονομήσονται, καὶ ἐναύσουσιν κύριον οἱ ἐκζητοῦντες αὐτόν. ἔξουσιν αἱ καρδιαὶ αὐτῶν εἰς αἰῶνα αἰῶνος.* (Die Armen speisen und werden gesättigt, und die den Herrn suchen, werden ihm lobsingend. Ihre Herzen werden leben in alle Ewigkeit.) Nach Tische: *Εὐφρανὰς ἡμᾶς, κύριε, ἐν τοῖς ποιήμασί σου, καὶ ἐν τοῖς ἔργοις τῶν χειρῶν σου ἡγαυίασάμεν.* (Du hast uns erfreut, Herr, durch dein Hervorbringen, und über die Werke deiner Hände haben wir gejauchzt.) Begegnet man Jemanden auf der Strasse, so gibt und empfängt man immer gute Wünsche. Zu dem Begegnenden sagt man: *Ἄρα καλὴ* (gute Stunde!) oder *γαλακτὰ* (d. i. *γάλα καὶ χάρα*: Gesundheit und Freude!) Er antwortet: *Πολλὰ τὰ ἔτη* (Viele Jahre!). Will man nach beendiger Unterredung gehen, sagt man: *Καλὴ ἀντάμωσις* (Gute Begegnung!) und der Andere erwidert: *Σ' τὸ καλὸ μάτιά μου, σ' τὴν εὐχὴν τοῦ θεοῦ* (Mit dem Guten, mein Herze, mit Gottes Segen!). Kommt man aufs Feld und trifft die Leute bei ihrer Arbeit, so rufen diese den Vorbeigehenden zu: *Εὐλογεῖτε μας* (Segnet uns!) und man antwortet: *Νὰ ἦσθε εὐλογημένοι* (Seid gesegnet!). Doch freilich werden diese schönen Redensarten öfters ganz gedankenlos ausgesprochen.

Der Verf. rühmt besonders auch die Gassfreiheit der Griechen (im Binnenlande) und erzählt davon folgenden interessantesten Zug. Von Niesolunghi aus wollte er mit seinen Begleitern die Ruinen einer alten Stadt auf einem Berge in der Nähe besuchen. Am Fusse des Berges hatten sich Hirten gelagert, die eben in der Jahreszeit ihre Schafe von den Bergen in die Thäler heruntertreiben; ihrer waren wohl vierzig an der Zahl, Männer, Weiber, Kinder, Alle aus einer Familie. Sie fragten zuerst die Reisenden, als sie dieselben ihre Schritte nach dem Berge hinfenken sahen: „Wollt ihr nichts zu essen haben? Mögt ihr nicht Käse?“ und als diese sich bei ihrer Rückkehr ein wenig Milch ausgebeten, fanden sie eine vollständige Mahlzeit vor sich. Nun lagerte sich Alles rund um sie, um erzählen zu hören. „Wir fragten sie,“ erzählt der Verf. weiter, „ob sie einen Priester mit sich hätten“ (weil sie von ihren Hirtenzügen selten oder nie in die Dörfer kommen). Sie bejahten es, aber beklagten sehr, daß dieser zwar das Evangelium lesen, aber, weil er's selbst nicht verstehe, ihnen nicht erklären könne. „Wir knüpften nun ein christliches Gespräch an und sprachen von dem Gebot der Liebe Gottes und des Nächsten, wie dieses geübt werden sollte. Der Älteste unter zwei Brüdern ergriff das Wort und sagte: „Ich hatte einen kleinen Brudersohn, der arm und verlassen war; ihn nahm ich zu mir und erzog ihn; nun ist er erwachsen und ein rechter Paliskari (kräftiger Jüngling); habe

ich damit Sünde gethan?“ Der Verf. nahm diesen wunderlichen Ausdruck für ein Großthun mit einem guten Werke, und der Ausdruck zeigte, daß er Recht hatte. „„Nein,““ antwortete er, „„gewiß thatst du daran keine Sünde, aber ich will die was Anderes sagen. Unser Herr gebietet uns, daß wenn wir etwas Gutes üben, die Rechte nicht davon wissen soll, was die Linke thut; noch weniger sollen wir uns dessen vor Anderen rühmen, sondern es soll eine Sache zwischen uns und Gott bleiben.““ — Der Hirte schwieg betroffen, und die Anderen gaben ihren lauten Beifall über diese Antwort zu erkennen. Darauf las der Verf. ihnen, weil es eben Oftern war, die Auferstehungsgeschichte nach Johannes vor und übersetzte ihnen einen Vers um den andern. Die Meisten hörten es zum ersten Male und zwar mit der größten Aufmerksamkeit. Beim Weggange waren die Hirten auf keine Weise zu bewegen, etwas für die Mahlzeit anzunehmen; auch den Kindern durften die Reisenden nichts geben, sondern es hieß immer: *Δὲν κάμνει* (Das geht nicht an!).

Von der Einwirkung der Fremden auf das Griechenvolk hat der Verf. viel Lehrreiches und gewiß wohl Begründetes. Bekanntlich studirten in der letzteren Zeit viele von den vornehmern jungen Griechen auf Bildungsanstalten in Deutschland, Frankreich u. s. w. Allein die Ausbeute dieser Studien für sie und besonders für ihr Volk möchte in den meisten Fällen gar zweideutig seyn. Die Schwierigkeit, die ihnen die fremde Landessprache anfangs in den Weg legt, überwinden sie zwar bei ihrem Sprachtalente sehr leicht. Aber wie nun weiter? Einige geben ganz ihre Eigenthümlichkeit auf und werden Studenten der gewöhnlichen Art, also in Deutschland Burschen, in Frankreich Libertiner, in Italien geschwätzige Janeranten. Andere halten zwar fest an ihrer Nationalität, werden aber durch ihre verlassene Stellung menschenscheu, was wiederum ihrem Charakter und ihren Studien bedeutenden Schaden bringt. Wenige gehen den rechten Mittelweg, und unter diesen Wenigen, wie Viele gewinnen wohl eine ächte Evangelische Lebensregung oder Erkenntniß? Der Verf. versichert, nur zwei solche gekannt zu haben, von zwei Andern, die in dieser Beziehung gerühmt werden, Theophilus von Andros und Vambas von Chios, will er nicht urtheilen, weil er nicht Gelegenheit gehabt hat, sie zu kennen. Fast aber Alle tauschen in Deutschland gegen ihren verfeinerten Begriff vom Glauben Unglauben, Gleichgültigkeit und flachen Nationalismus ein. — Die vielen Abenteuer, die unter den Namen der Philhellenen nach Griechenland kamen, und zum Theil da blieben, haben auch durch ihre ruchlose Sitten und das böse Beispiel, das sie gaben, beigetragen, den Charakter des Volks zu verderben. Einzelne schöne Ausnahmen stehen auch leider nur als Ausnahmen da. — Durch vielfältige Verührung mit den Franzosen, die bekanntlich seit längerer Zeit mehrere Festungen in Morea besetzt hielten, hat sich das Gift der französischen Grundsätze über Religion und Moral vielfach unter den Eingeborenen ausgebreitet. — Dies ist die Schattenseite des Gemäldes, es gibt aber auch eine Lichtseite, und zwar ist dies die Wirksamkeit, welche die religiösen Gesellschaften in Deutschland, England und besonders in Amerika zur Verbreitung wahrer Evangelischer Grundsätze und Förderung einer christlichen Erziehung ausgeübt haben. Neben der bekannten Neugriechischen Uebersetzung des Neuen Testaments, wird nun eine ähnliche des Alten, von dem Agenten der Britischen Bibelgesellschaft, Herrn Leves, und dem gelehrten Chios-

ten Vambas, auf Corfu veranstaltet. Auf Malta haben die Engländer sowohl als Amerikaner Agenten, die, von eingeborenen Griechen unterstützt, sich mit der Uebersetzung von Elementarbüchern und Schriften religiösen Inhalts in's Neugriechische unausgesetzt beschäftigen, welches, obgleich die Wahl manchmal nicht gebilligt, auch die Uebersetzung nicht immer gelobt werden mag, doch ein Gewinn ist. Eine Amerikanische Gesellschaft, die Nothwendigkeit einsehend, daß Druckerpressen in Griechenland selbst sich befinden, hat zu diesem Behuf einen geschickten Buchdrucker mit zwei Pressen nach Athen gesandt, wo man unter der Aufsicht zwei besonders tüchtiger Amerikanischer Geistlichen angefangen hat, allerlei kleine Schriften zu drucken, und der Verf. verspricht sich viel von den Hervorbringungen dieser Atheniensischen Pressen, weil die Uebersetzung sehr geschickten Eingeborenen übertragen ist. Die beiden erwähnten Geistlichen, Hill und Robertson, haben auch auf die Anlegung von Schulen ihre Aufmerksamkeit hingewandt; und es ist ihr Voratz, so viel wie möglich eingeborene Lehrer dabei anzustellen. Doch, schon lange vor der Ankunft dieser letzteren, hatten andere Ausgesandte von den Englischen und Amerikanischen Gesellschaften Schulen gegründet, die gewiß sehr viel Gutes gestiftet haben. Kork hatte auf der Insel Syra vier Schulen unter seiner Aufsicht; viele andere auf den benachbarten Inseln unterstützte er, und sowohl er als King haben das große Verdienst, daß sie zuerst mit gutem Fortgange auf den Unterricht und die Bildung des weiblichen Geschlechts ihr Augenmerk gerichtet haben. Früher nämlich war es allgemeiner Grundsatz, und ist es zum Theil noch, daß Mädchen nichts zu lernen brauchten; auch reate sich anfangs eine große Opposition gegen die genannten trefflichen Männer, die aber allmählig sich verloren hat. Beide haben Griechinnen geheirathet, und ihre Frauen wirken in demselben christlichen Geiste als die Männer. — Noch einen dritten Weg hat man zur Bildung des Griechischen Volks eingeschlagen, den nämlich, talentvolle Knaben im Auslande zu erziehen mit dem Zwecke, sie nachher als Schulmeister in ihrem Vaterlande anzustellen. Allein so tödlich dieser Zweck, so ist doch die Methode, nach des Verf. Dafürhalten, ganz verfehlt. „Von zwanzig solchen Knaben,“ sagt er, „waren bei meinem Aufenthalte nur zwei beim Schulfache verblieben, und unter diesen stand der eine im Begriff, es zu verlassen.“ Die Ursache ist, weil diese jungen Menschen, im Auslande vielfach hervorgezogen, nachher gewöhnlich einen Dünkel bekommen, der sie den ärmlichen und beschwerlichen Schulmeisterdienst in Griechenland als eine Last ansehen läßt. So hatte der Juden-Missionar Wolf zwei Egyptische Knaben gerettet, während die große Verfolgung der Türken auf dieser Insel wüthete, und die Meisten zum Islam abfielen, und schickte sie nach England, wo die School-Society sich ihrer Erziehung annahm. Von diesen traf Fenger den einen, der eben im Begriff stand, seinen Posten zu verlassen, weil der andere schon aethan hatte. Fenger hielt ihm seine Undankbarkeit gegen seine Wohlthäter vor, worauf dieser aber nur erwiderte: Es könne doch die Absicht der Gesellschaft nicht seyn, ihn zum Sklaven auf seine Lebenszeit zu machen; er hätte doch einige Jahre gedient, während die meisten Anderen auch nicht einmal den Versuch gemacht hätten; ein gewöhnlicher Abschreiber hätte besseren Lohn als er, u. s. w. Gewiß verdient es daher nur alle Billigung, wenn der Verf. es als weit zweckmäßiger ausdrückt, daß die Schulmeister im Lande selbst gebildet werden. Ein Versuch einer solchen Anstalt zur Bildung

von Schullehrerinnen ist von Hildner auf der Insel Syra gemacht. — Ueberhaupt äußert der Verf. sich mit Beziehung auf die Einwirkung der Fremden, das Ganze unter einen Blick fassend, zuletzt dahin: „So erfreulich es übrigens ist, die Wirksamkeit zu beobachten, welche christlich gesinnte Fremde in Griechenland ausüben, und so sehr wir uns auch gedrungen fühlen, ihren Bemühungen Fortgang und Segen zu wünschen, so kann man sich doch kaum recht große und augenscheinliche Wirkungen davon versprechen, ehe das Volk selbst sich aus seiner Dumpfheit erhebt, die Sehnsucht nach einer Kirchen-Reformation lebendig wird, und eingeborene Griechen mit Geist und Kraft ihren Landsleuten das Wort verkündigen. Wie dieses geschehen werde, ist wunderbarlich vor unseren Augen; allein wir hoffen auf den Herrn, der derselbe gestern und heute und in Ewigkeit ist, daß er an Griechenland wo nicht uns, so doch unseren Kindern zeigen werde, daß er nicht nur die Schicksale der Länder und Reiche nach seiner Weisheit ordnet, sondern daß auch die Herzen der Menschen wie Wasserbäche sind, die er nach seinem Wohlgefallen lenkt.“

(Schluß folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Kopenhagen. Aus einem Norwegischen Blatte.)

In der Uebergengung, daß es alle die Leser des Morgenblatts, die mit lebendiger Theilnahme den Zustand und Kampf der Kirche Christi in den gegenwärtigen Tagen betrachten, interessieren wird, und in der Absicht, sowohl die Nachricht aus Kopenhagen, die in der Reichszeitung vom 8. März d. J. gestanden, als Alles, was sonst diese Sache betreffend in Umlauf kommen könnte, zu erklären und zu berichtigen, theilt man hier Folgendes aus dem Briefe eines Freundes in Kopenhagen an den Einsender vom 4. März 1832 mit:

— „Uns ist heute große Freude widerfahren. Neulich sah es betrübt aus und Grundtvig klagte (dem Sinne nach ungefähr wie folgt):

Du König der Könige, der du über den Wolken wohnst!
Machst du jetzt nach dem Winter nicht mehr das Neue
Mit Schöpfermacht?
Ist es Land mit dem Troste,
Mit der Freude auf die Erndte,
Wo die Saat mit Thränen niedergelegt ward?

Hätt' ich Flügel und wär' ein Vogel,
So wollt' ich fliegen und wohnen im Schatten,
In Schutz und Behagen;
Ja bauen wollt' ich mein Nest
Auf der wilden Haide,
Weit ab vom Lärm und vom Neide.

Zu lange baut' ich, wo die Thürme stehen,
Wo die Mauern ihren Kreis um die Paläste ziehen,
In großer Unruhe,
Wo die Feinde schnauben,
Wo die Herzen frieren,
Wo prahlende Blüthen nur gedeihen.

Aber nun keimt das Neue alles auf nach dem langen Winter und das Neue pflügt zu wachsen. Das Ansuchen um eine freie Ge-

der Verf. in Mesolonghi zu. „Um Mitternacht,“ erzählt er, „wurden wir von dem Kanonendonner geweckt und begaben uns nach der Kirche, die schon mit Menschen angefüllt war; aber noch waren die Lichter, welche Jedermann in der Hand hält, nicht angezündet, und man las das Evangelium auf beiden Seiten des Chors. Das geschah von Laien, ging daher ziemlich unordentlich zu und mit großen Unterbrechungen. Nach dem Verlauf einiger Zeit ging ein Priester mit einer Schüssel herum und sammelte seine Opfernde ein. Dann folgte eine Menge Collekten für die Kirchen, die Diener der Kirche u. s. w. Endlich donnerte wieder das Geschütz; Soldaten, in der Kirche aufgestellt, spielten einen gewöhnlichen Französischen Cassenhauer, und die Lichter wurden angezündet. Darauf liturgirten die Priester in ihrer gewöhnlichen geschmacklosen Weise.“ — Eben so profan und uninteressant, als in der Hauptkirche, fand der Verf. den Gottesdienst in der Kirche, welche St. Spiridion geweiht, und nach ihrem Brande unter der Belagerung der Stadt noch nicht ausgebaut ist. — Als eine schöne Sitte rühmt er's aber, daß in der Osterzeit eine jede kirchliche Handlung mit dem Andenken an die Auferstehung Christi anfängt. Die dabei am meisten gebrauchte Formel, die nach einer recht charakteristischen Melodie abgefangen wird, ist folgende: Χριστός ἀνέστη ἐκ νεκρῶν, θανάτου θανάτου πατήρας, καὶ τοῖς ἐν τοῖς μνημασιν ζῶν χαρισάμενος (Christus ist von den Todten auferstanden, indem er durch den Tod den Tod mit Füßen trat und denen in den Gräbern Leben schenkte). Abwechselnd mit dieser Formel, die überall bekannt ist, wird an einigen Orten folgende gebraucht: Ὡς ζωφόρος, ὅς παραδύσου θραιώτερος ὄντως καὶ πατρός πάσης βασιλικῆς ἀναδέσκειται λαμπρότερος, Χριστέ, ὁ πάρος σου, ἡ πηγή τῆς ἡμῶν ἀνυστάσεως (Wie lebensbringend, wie wahrhaft schöner und prächtiger als eine jede königliche Brautkammer, hat sich, o Christe, dein Grab gezeigt, die Quelle unserer Auferstehung!). — Einer Kindertaufe wohnte der Verf. in der kleinen Sophienkirche in Nauplion bei. Die Wehe-mutter, (ἡ μάμος oder μαμμή) trug das Kind, der Pathe (ὁ ἀνάδοχος) stand bei. Nach der unverständlichen Vorlesung oder vielmehr dem Herplappern der Liturgie wurden die gewöhnlichen (aus King u. A.) bekannten Ceremonien mit Weihung des Wassers und Oels, der Kreuzbezeichnung, der Untertauchung des Kindes, der Salbung mit ἀγιούμενον an den Stellen des Körpers, wo der Herr verwundet wurde u. s. w. vorgenommen. Weder Vater noch Mutter des Kindes waren bei der Taufe zugegen. Nach der Vollziehung der heiligen Handlung theilte der ἀνάδοχος an jeden der Gegenwärtigen eine kleine Münze (eine Para) aus, wie es hieß ἐκ μαρτυρίαν. An der Schwelle des Hauses wurden die Reisenden von den Eltern des Kindes empfangen, und der ἀνάδοχος übergab diesen das Kind mit der Ermahnung, es sowohl geistlich als leiblich zu bewahren. Der Priester machte meistens den plumpen Lustigwacher. — In der Hauptkirche zu Patras sah der Verf. an einem Grün-Donnerstage (μεγάλη πέμπτη), an welchem Tage Alle communicirten (μεταλαμβάνουν), die Ausspendung des heiligen Abendmahls. Auch diese Handlung hatte, nach seinem Berichte, wenig Feierliches an sich. Ein Priester stand rechts in der Kirche, und an dessen Seite ein Knabe mit einer zimmernen Schüssel auf dem Kopfe, gefüllt mit Brodstücken, wovon an jeden der Eintretenden ausgetheilt wurde, jedoch ohne alle Ordnung, so daß das Brodt sogar durch fremde Hände ging. Dies war jedoch nicht die eigentliche Communion (vielleicht ein Ueberbleibsel der alten Agapen?), die erst später anfangt, als das Allerheiligste geöffnet

wurde und zwei Priester, in der einen Hand den Kelch, in der anderen einen kleinen silbernen Vössel, heraustraten. Das Brodt wurde, nach dem Ritus der Griechischen Kirche, in dem Weine mitgetheilt, wobei der Priester nach dem Namen des Communicanten fragte, und diesen wiederholend, indem er Brodt und Wein im Vössel reichete, sagte: N. N. μεταλαμβάνει εἰς ἁγίων ἁμαρτιῶν καὶ ζωὴν αἰώνιον (N. N. communicirt zur Vergebung der Sünden und zum ewigen Leben). Wenn der Communicant nicht sorgfältig das Zuch, welches den Kelch umgibt, unter das Kinn hielt, damit kein Tropfen des Weins verloren gehe, so zankte der Priester. Nachdem die Männer fertig waren, stiegen die Frauen von ihren Emporsitzen herab und communicirten auf dieselbe Weise. — Eine Griechische Hochzeit sah der Verf. in Athen an. Die Reisenden waren, da die Ceremonien noch nicht angegangen waren, im Hause eines Freundes Agathangelos. Raum hatten sie da etwas verweilt, so wurden sie mit den Worten abgerufen: Ἐλάτε τὸν ἰδοῦμεν πρὸς τὸν γάμψον (Kommt und sehet, wie man den Bräutigam barbiert!). Als der Barbier mit seiner Arbeit fertig war, warfen die Freunde des Bräutigams ihm Geld in ein Becken zu, das der Knabe des Barbiers hielt. Die Braut sitzt, während der Bräutigam nun gekleidet wird, schon im Hause, in altväterischer Tracht, Blumen auf dem Kopfe, mit einem Halsgeschmeide von Goldstücken; ihr Gesicht ist etwas geschminkt und Schnupflasterchen von Goldpapier auf der Stirn und den Wangen. Als der Bräutigam gekommen, wurde die Trauung unter freiem Himmel vorgenommen: zuerst wurde Χριστός ἀνέστη dreimal abgefangen, denn es war eben in der Osterzeit (λαμπρά, vierzig Tage nach Ostern); die biblischen Stücke, die abgelesen wurden, waren ungefähr dieselben wie in unserer Kirche, nur weit mehr. Die Ceremonien mit dem doppelten Wechsel der Krone, der Bekränzung des Brautpaares, dem Hochzeitskelche u. s. w. waren die bekannten. — Eine Perumtragung der Heiligenbilder (τὰ κοινίσματα) in Procession, sah der Verf. in Mesolonghi. Unter den Wallfahrtsstätten zu solchen Heiligenbildern ist zur Zeit der berühmteste ἡ παραλία τῆς Τήνου (das Madonnenbild auf der Insel Tenos). Dieses ist erst kürzlich in Ruf gekommen. Vor mehreren Jahren gab eine alte Frau in einem Dorfe auf Tenos vor, sie hätte eine Offenbarung gehabt, daß man auf einer angegebenen Stelle nachgraben sollte. Man fand ein altes Madonnenbild, welches wegen seiner vorgeblich wunderthätigen Wirkung in solchen Ruf kam, daß man weither, aus Asien und Europa, dahin wallfahrte; besonders zur Zeit des Kirchfestes, welches im Monat April ist. Es kam bald so viel Geld ein, daß eine Commission, die von einigen Primaten der Insel niedergesetzt wurde, sich im Stande sah, nicht nur eine für die Gegend sehr prachtvolle marmorne Kirche zu bauen, sondern auch an der Seite derselben Gebäude aufzuführen, zu Herbergen für die Pilger und zu einer großen Schule bestimmt, deren Lehrer ebenfalls aus der Kirche besoldet werden. Diese Schule soll zur Zeit die beste in Griechenland seyn und hat zum Vorsteher Eustratius, ehemaligen Lehrer an der berühmten Schule in Hydionis auf der Asiatischen Küste. Außer dieser Schule unterhält die Kirche noch eine für den Elementar-Unterricht, welche, eingerichtet nach dem Lancasterschen System, ein ganz treffliches Lokal hat, worin bei der Anwesenheit des Verf. 120 Kinder unterrichtet wurden, das aber eine doppelt so große Zahl fassen kann. — Uebrigens ist immer der Hauptwallfahrtsort Jerusalem; wenn ein Grieche die Wallfahrt dahin gethan, so fügt er seinem Namen ein Sad schi hinzu (das Türkische Wort

für Pilger) und man findet so in Griechenland einen Hadschi-Georgios, Hadschi: Christos *) u. s. w. — Den strengen Fastengebräuchen in der Griechischen Kirche hat der Verf. besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und behauptet wohl nicht mit Unrecht, daß sie außer der Erschlaffung des Körpers einen noch weit wesentlicheren Nachtheil mit sich führen, indem das Volk dabei in den Wahn verfällt, daß sie damit dem Herrn einen Dienst erweisen, und also auf Nachsicht von ihm in anderen Stücken rechnen dürfen. Die Reisenden suchten bei einer jeden Gelegenheit dem Volke richtigere Vorstellungen beizubringen, indem sie zeigten, daß das Fastenjoch von Menschen, nicht von Gott aufgelegt sey. Sie lasen ihnen Stellen aus dem Neuen Testamente vor, die sie übersehten, besonders 1 Tim. 4, 3. 4. und Matth. 15, 17. 18. Allein mit Recht fiel es dem Verf. aufs Herz, daß sie hierin doch wohl Streiche in die Luft gethan haben möchten; denn „wo die Quelle des Glaubens verstopft ist, da kommt kein süßes Wasser in die Kinnen, und es läuft dann auf dasselbe hinaus, ob das Wasser, das hereinfließt, salzig oder bitter ist. Könnte man auch die Griechen dahin bringen, daß sie ihre falschen Vorstellungen von den Fasten, den Wallfahrten &c. aufgäben, so würde doch ihr unwiedergeborener Sinn andere Mißbräuche hervorruufen, und das Letzte möchte leicht ärger als das Erste werden.“ — Als Beispiel einer liberalern Ansicht der Fasten mit Beziehung auf Fremde erzählt der Verf. einen nicht uninteressanten Zug. Sie waren mit einem Freunde, Benthylös, nach Hascha, ein paar Meilen von Athen, gewandert, wo ein Griechisches Regiment mit dem Feldprediger kantonirte. Es war in der Fastenzeit. Benthylös wandte sich sogleich an den Feldprediger mit dem Begehren, daß ihnen Milch und Eier vorgelegt würden, und gebrauchte dabei die Worte: Ἀσθενής καὶ ὀδυστικός ἡμῶντων οὐκ ἔχει (Ein Schwacher und ein Reisender hat keine Sünde). — Nicht wahr, Papas? Ja, antwortete der Prediger, „Milch und Eier, das geht wohl an.“ Aber nicht genug damit, so lud er die Reisenden, da er sie nicht ungeessen fortgehen lassen wollte, den folgenden Morgen in seine kleine Stube ein, kochte mit eigenen Händen Eier für sie, schnitt Käse in Stücken und gab ihnen Brodt mit dem Kirchenkenspel darauf, so wie es dem Priester in προσφορά gebracht wird.

Wenn man einen Griechen fragt: „Welcher Religion bist du?“ antwortet er gleich ohne Bedenken: Εἰμὶ Χριστιανός, nicht ohne Stolz und höhnischen Seitenblick auf die Türken, von welchen ein eingewurzelter, bitterer Nationalhaß die Griechen trennt. Selbst bei sonst achtungswerthen Personen findet sich dieser Haß und äußert sich in den härtesten Worten und schrecklichsten Verfluchungen. So erzählt der Verf., er habe in Nauplion bei der Wittre eines Chioten, Damala, gewohnt, die bei der Zerstörung von Chios unglaublich viel von den Türken ausgestanden hatte, und erst, nachdem sie mehrere Tage im Walde mit ihren drei unmündigen Söhnen herumgeirrt, war es ihr gelungen, auf einem Schiffe zu entfliehen. Durch Leiden geprüft, hatte sie einen frommen, gottgegebenen Sinn behalten, und nahm sich der Unglücklichen ohne Rücksicht auf Wiedervergeltung an. Und doch, wenn die Rede auf die Türken fiel, war sie außer sich selbst vor Erbitterung, und wenn man ihr das Gebot des Evangeliums vorhielt: „Liebet eure Feinde“ (das sie übrigens selbst wohl kannte), so entgegnete sie: „Ja wohl, ich sollte die Türken als Menschen lieben, aber ich muß

*) Χεῖρος (wahrscheinlich eine Verkürzung von Χειρόφωρος), nicht Χειρὸς (wie der Erlöser).

sie als Teufel hassen.“ Den Christen: Namen verwei-
 gern übrigens die Griechen auch manchmal den Armeniern
 und Römisch-Katholischen, mit welchen sie am häufigsten
 in Verührung kommen. Doch sind sie hierin nicht rechtho-
 berisch, sondern lassen sich auch damit begnügen, sich selbst des
 Namen θεοδόξος (Nichtgläubig) zuweihen. Am größten ist
 ihre Erbitterung gegen den Papst, und der Verf. hörte sie sei-
 nen Namen mit dem Beisatz nennen: „Ας πάρῃ ὁ διάβολος τὴν
 ψυχὴν τοῦ (Der Teufel hole seine Seele!).“ Olimpflicher ist
 ihr Urtheil über die Protestanten. Die Wittve Dama la, mit
 welcher der Verf. öfters über solche Materien sprach, äußerte
 sich über diese Sache so: „Türken, Juden und Heiden, nun ja,
 das versteht sich, die können nicht selig werden: es wird aber
 doch ein großer Unterschied zwischen ihrem Zustande nach dem
 Tode seyn, je nachdem sie in diesem Leben gehandelt haben.
 Nur so viel ist gewiß, herrlichgemacht, gleich den Christen,
 das können sie nicht werden.“ Fast in dieselbe Klasse setzte sie „den
 Papst, Arius und jenen verdamnten Franzosen — Vol-
 taire.“*) Von Luthern hingegen und den Protestanten
 sagte sie: „Ἐξυ σφάλματα, ἀλλ' ἔως καὶ μετ' ἔχομεν σφάλ-
 ματα (Er hat Fehler, aber wir haben vielleicht auch Fehler).“
 „Die Kirche,“ sagte sie weiter, „ist ein Garten, wovon wir, so
 wie sie, jeder sein Stück anzubauen erhalten haben. Auf beiden
 Theilen wachsen χόρτα ἀγρία καὶ χόρτα ἡμεῖρα (wilde und gute
 Gewächse). Gott gebe beiden Weisheit die letzteren zu pflegen
 und die ersteren auszujäten!“

Johann Newton's Leben und Wirken.

„Wenn es sich um die Geduld und Langmuth Gottes handelt,“ sagt Newton, „um das wundervolle Dazwischentreten seiner Vorsehung zu Gunsten eines unwürdigen Sünders, um die Kraft der Gnade in Erreichung des härtesten Herzens, um den Reichtum seiner Barmherzigkeit in Vergebung der schrecklichsten und gehäuftesten Schulden; so weiß ich in der That kein mehr außerordentliches Beispiel, als mein eigenes.“ Darum verordnete er auch ausdrücklich, daß ihm folgende Grabchrift gesetzt würde: „Johann Newton, Prediger, einst ein Ungläubiger und Freigeist, ein Sklave der Sklaven in Afrika, wurde durch die reiche Gnade unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi erhalten, zurückgeführt, errettet und verordnet, den Glauben zu predigen, den er lange zu zerflören gesucht hatte, beinahe 16 Jahre zu Olney und (28) Jahre in dieser Kirche.“

Es ist vor Kurzem in Basel bei Schneider eine Deutsche Uebersetzung**) der theils von Newton selbst, theils von seinem Freunde Cecil verfaßten Biographie erschienen, aus der wir, zugleich zur Empfehlung dieses inhaltreichen Buches, unseren Lesern eine Uebersicht mitzutheilen uns gedrungen fühlen.

Newton gehörte, wie schon aus den angeführten Worten hervorgeht, nicht zu den Christen, deren Umwandlung unter äußerlich einförmigen Verhältnissen auf eine verborgene, fast von

*) Die eigenen Worte der Frau. Voltaire's Name ist, wahrscheinlich durch die Französische Armee, über den ganzen Orient verbreitet.

*) „Leben und Wirken von Johann Newton, Evangelischem Prediger in London. Aus dem Englischen übersetzt von Joh. Georg Wanhinger, V. D. M. Mit Newton's Bildniß. Basel, 1831.“

ihnen selbst unbemerkte Weise geschieht, nicht zu denen, welche von der bestimmten Zeit und Weise ihrer Bekehrung nur unvollständige Rechenschaft zu geben vermögen. An ihm sollte der überschwengliche Reichthum der Gnade und die Größe der mächtigen Kraft Gottes offenbar, er sollte wie ein Brand aus dem Feuer gerettet und als ein Denkmal der freien Barmherzigkeit Gottes zur Ermuthigung, — oder zur Demüthigung Anderer hingestellt werden. Er gehört ganz in die Kategorie eines Saulus und Augustinus. —

Was dem letztgenannten seine Mutter Monica war, das war in gewisser Hinsicht dem Newton seine Mutter, die als eine fromme erfahrene Christin schon frühe darauf bedacht war, ihren Sohn dem Herrn zuzuführen. Sie unterrichtete ihren Johann selbst. Schon nach zurückgelegtem vierten Jahre konnte er in jedem gewöhnlichen Buche geläufig lesen. Auch berichtete sie damals schon sein Gedächtniß mit vielen köstlichen Sprüchen, Kapiteln der Schrift und geistlichen Liedern. Freilich lehrt der Verfolg der Geschichte Newton's, daß auch die beste Erziehung ihr Ziel verfehlen kann, obwohl eben dieselbe Geschichte zur Ermunterung christlicher Eltern den Beweis liefert, daß die Segnungen einer wahrhaft christlichen Erziehung und die Früchte elterlicher Fürbitten unausbleiblich sind. — Newton's Mutter, erfreut über die schönen Fortschritte ihres Knaben, hatte von Anfang an die Absicht, ihn für den Dienst des Evangeliums zu erziehen; allein kaum war dieser sieben Jahr alt, als ihm die theure Mutter im Jahre 1732 entzogen wurde. Sein Vater heirathete wieder, allein die selige Mutter ward ihm nicht ersetzt. Auf dem Gymnasium zu Esser, wohin er nun geschickt wurde, machte er die erfreulichsten Fortschritte im Lernen, so daß er schon in seinem zehnten Jahre den Cicero und Virgil las. Als er elf Jahr alt war, machte er mit seinem Vater, einem Manne von gutem Verstande und großer Weltkenntniß, mehrere Reisen zur See. — Während seiner Schuljahre hatte sich Newton wenig um Religion bekümmert. Später fiel ihm Bennet's „christlicher Betempel“ in die Hände, wodurch er sich gedrungen fühlte, zu beten, die Schrift zu lesen und eine Art Tagebuch zu halten. Aber seiner Frömmigkeit fehlte Grund und Boden, er wurde bald müde und schlechter als zuvor. Anstatt zu beten, lernte er fluchen und schwören, und war, den Augen seiner Eltern entzogen, entsetzlich gottlos. Dies Alles geschah, noch ehe er zwölf Jahr alt war. Um diese Zeit that er einen gefährlichen Sturz vom Pferde, er wurde bis auf wenige Zoll zu einer kürzlich abgehauenen Hecke hingeworfen; allein, ob er gleich unbeschädigt blieb, so erkannte er doch die rettende Hand Gottes nicht darin. Zwar wiederholten sich damals oft die Kämpfe zwischen der Sünde und seinem Gewissen, allein jeder Rückfall zog ihn nur in noch größere Tiefen der Gottlosigkeit hinab. Einmal wurde er durch den Verlust eines seiner Kameraden aufgeschreckt, mit welchem er zusammen an Bord eines Kriegsschiffes gehen wollte. Newton kam zu spät, sein Freund erkrankt mit mehreren anderen Jünglingen. Allein auch diese wunderbare Bewahrung, obwohl sie ihn anfänglich zu Thränen rührte, blieb ohne tieferen Eindruck. Zwar nahm er wohl drei bis vier Mal vor seinem sechzehnten Jahre einen Schein der Gottseligkeit an, aber sein Herz war, wie er selbst bekannte, so unläuter, daß er zur Beschwichtigung seines anklagenden Gewissens, wenn er offenbare Sündlichkeiten vornahm, zuvor seine gewöhnliche Gebetsaufgabe verrichtete. War das geschehen, so

konnte er ohne viele Gewissensbisse auf seine Thorheiten losrennen. Seine letzte scheinbare Besserung war theils wegen ihres Grades, theils wegen ihrer Dauer die merkwürdigste. Er wandte den größten Theil jedes Tages auf das Lesen der Schrift, auf Nachdenken und Gebet. Er fastete oft, enthielt sich sogar drei Monate lang aller thierischen Speise und beantwortete ungern eine Frage, aus Furcht, ein unnützes Wort zu sprechen. Auch schien er seine früheren Begehungen öfters mit Thränen zu bedauern. In dieser geselligen Stimmung verharrete er mehr als zwei Jahre. Da wurde er mit einem Werke des Lord Shaftesbury bekannt, welches er mit solcher Begeisterung las und wieder las, daß er große Abschnitte desselben von Anfang bis zu Ende wörtlich herfagen lernte. Dieses gistreiche Buch bahnte den Weg zu allen seinen nachherigen Irrgängen. —

Im Jahre 1742 machte ein Kaufmann in Liverpool seinem Vater den Vorschlag, ihn nach Jamaika zu senden. Schon sollte er in der folgenden Woche dahin absegeln, als etwas dazwischen trat, welches für das ganze zukünftige Leben Newton's von großer Wichtigkeit war. Eine Geschäftsreise für seinen Vater führte ihn nämlich zu einer Familie, die besonders seiner seligen Mutter befreundet war. Hier gewann er die älteste Tochter, die schon von seiner Mutter ihm öfters als seine künftige Gattin bezeichnet war, auf eine schwärmerische Weise lieb. Sie wurde in solchem Maße der Gegenstand seiner abgöttischen Liebe, daß er bald darauf alles Gefühl für Religion verlor und für die Warnungen des Gewissens und der Klugheit taub ward. — Sein Widerwille gegen das Geschäftsleben wurde nun überwältigt. Newton war bereit, Alles zu thun, was die Erfüllung seiner Wünsche für die Zukunft befördern konnte. Freilich konnte diese abgöttische und darum selbstsüchtige Liebe nicht verhindern, daß er in eine lange Reihe von Ausschweifungen und Schwelgereien verfiel.

Von Kent kehrte Newton, statt, wie er sollte, nach dreien Tagen, erst nach drei Wochen zurück, wodurch er seine Abreise nach Jamaika absichtlich vereitelte. Sein Vater, mit diesem Ungehörjam äußerst unzufrieden, sandte ihn bald nachher mit einem seiner Freunde nach Venedig. Auf dieser Reise war er der Gesellschaft und dem bösen Beispiele gemeiner Schiffsleute ausgesetzt, mit denen er gleichen Rang hatte. Nun ging er denn mit schnellen Schritten einem völligen Abfall von Gott entgegen. Der Herr suchte ihn unterwegs durch einen sehr bedeutungsvollen parabolischen Traum aufzuschrecken, allein der Eindruck dauerte nur einige Tage. Nach seiner im Jahre 1743 erfolgten Rückkehr von Venedig verlängerte er abermals seinen Besuch in Kent, wider den Willen seines Vaters, auf eine so unverantwortliche Weise, daß ihn der erzürnte Vater beinahe enterbt hätte. Nun wurde er zum Matrosen gemacht und auf ein Rekrutenschiff gebracht. Der Kapitän jedoch nahm ihn auf Empfehlung als Schiffs-kadett an. Sein vertrautester Genosse wurde jetzt ein Mensch, der, mit vorzüglichen Anlagen ausgerüstet, die Grundsätze der Freidenkerei auf die einnehmendste Weise vorzutragen verstand. Es währte nicht lange, so trat Newton ganz und gar in seine Ansichten ein und entsagte so, gleich einem unvorsichtigen Seemann, der den Hafen gerade beim Entstehen eines Sturmes verläßt, den Hoffnungen und Tröstungen des Evangeliums grade zu einer Zeit, wo jeder andere Trost ihn bald verlassen sollte. Um diese Zeit verlor er auch durch einen höchst strafbaren Ungehorsam die Gunst seines Kapitäns, die er nie wieder erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 16. Mai.

N^o 39.

Johann Newton's Leben und Wirken.

(Fortsetzung.)

Newton's Vater stand, wie sein Sohn in Erfahrung brachte, mit einer Afrikanischen Handelsgesellschaft in Verbindung. Den Wunsch, auch in die Dienste dieser Gesellschaft einzutreten, suchte er auf eine schändlich treulose Weise zu erreichen. Er ergriff, da er mit einem Boote ausgeschiedet wurde, um Licht zu geben, daß Niemand von der Mannschaft entspringe, die Flucht, und war seinem Ziele schon nahe, als er plötzlich von einem Trupp Soldaten arretirt, in's Wachthaus geworfen und an Bord des Schiffes gebracht wurde. Jetzt wurde er einige Zeit in Ketten gelegt, sodann öffentlich entkleidet und gepeitscht, hernach seines Manges entsetzt und allen seinen früheren Gesellschaftern verboten, ihm eine Gefälligkeit zu erzeigen, oder auch nur mit ihm zu reden. So wurde er mit dem Geringsen auf gleiche Stufe gestellt und dem Spotte Aller ausgesetzt. Er war, von allen Seiten betrachtet, der elendste Mensch, der sich denken läßt. Seine Brust war voll der peinigendsten Leidenschaften; die heftigste Begierde, bittere Wuth und schwarze Verzweiflung tobten in ihm. Jede Stunde setzte ihn neuer Beschimpfung und Mühsal aus, ohne Hoffnung der Befreiung oder Linderung; kein Freund nahm sich seiner an, keiner hörte auf seine Klagen. — Da die Englische Küste seinen Blicken entschwand, kam er in Verthung, sich in's Meer zu stürzen, das nach seinen damaligen Grundsätzen all' seinem Jammer auf einmal ein Ende machen würde. — Aber die verborgene Hand Gottes hielt ihn zurück.

Bei der Ueberfahrt nach Madeira, den düstersten Gedanken preisgegeben, faßte er Anschläge gegen das Leben seines Kapitäns. Er war jetzt ohne die mindeste Furcht Gottes, ohne irgend ein Gefühl des Gewissens, und es hatte ganz den Anschein, als ob er dem Gerichte der Verstockung anheimgegeben sey. — Nur die Liebe zu seiner Geliebten war noch in etwas eine Fessel, die ihn zurückhielt. Denn obgleich er weder Gott fürchtete noch die Menschen scheute, so konnte er es doch nicht ertragen, daß sie nach seinem Tode schlecht von ihm denken sollte.

Endlich kam Newton durch eine wunderbare Fügung auf ein anderes Schiff, das nach Guinea bestimmt war. Der Be-

fehlshaber desselben, der Newton's Vater kannte, nahm ihn gütig auf und versprach ihm seinen Beistand. Allein da er, ohne den geringsten Nutzen aus seinen früheren Leiden zu ziehen, seinen früheren Lebenswandel fortsetzte, so verlor er alsbald auch das Wohlwollen seines neuen Kapitäns. Sein Zustand kam fast jener lebendigen Beschreibung eines unverbesserlich zerrütteten Sinnes gleich, die uns 2 Petri 2, 14. gegeben wird. Er sündigte nicht nur selbst mit frecher Stirne, sondern es war seine Lust, auch Andere auf jegliche Weise zu versuchen und zu verführen. „Doch lassen Sie mich schweigen von diesem Theil meiner Geschichte,“ ruft Newton aus; „möchte er in ewiger Vergessenheit begraben liegen. Aber lassen Sie mich reden von dem Preise der Gnade, die vergeben konnte; von dem Blute, das Sünden, wie die meinigen, versöhnen konnte. Ja, der Moth kann nicht wandeln seine Haut, noch der Pardel seine Flecken; aber ich, ein williger Sklave der Sünde, befreit von einer Legion unreiner Geister, ward verschont, gerettet, umgewandelt, um als ein Denkmal seiner allmächtigen Kraft für immer dazustehen.“

Ehe das Schiff, auf welchem Newton sich befand, von Afrika absegelte, starb der Kapitän. Mit dem Nachfolger desselben stand Newton nicht besser. Er fürchtete, daß er auf ein Kriegsschiff ausgewechselt würde, und darum beschloß er, in Afrika zu bleiben und begab sich in die Dienste eines dortigen Europäischen Sklavenhändlers. Hier erreichte nun sein Elend den höchsten Gipfelpunkt. Nur der auf verborgene Weise ihn haltenden Kraft des langmüthigen Gottes ist es zuzuschreiben, daß seine Leiden ihn in dieser Zwischenzeit nicht des Lebens und der Sinne beraubten. Die Frau seines Herrn, eine Negerin, war ihm bitter feindselig zugesinnt. Newton wurde krank, und da er fast ausschließlich der Pflege dieser Frau anheimgegeben war, so vernachlässigte sie ihn gänzlich. Nur mit den größten Schwierigkeiten konnte er sich bisweilen in der brennenden Fieberhitze einen Tropfen kalten Wassers verschaffen. Sein Bett war eine Matte, über ein Brett ausgebreitet; sein Kopfkissen ein Klotz. Als der Appetit wiederkehrte, wurde ihm nichts ober nur auf dem eigenen ungewaschenen Teller der Negerin, nachdem sie abgesselt hatte, einige Brocken gereicht. Sein Hunger war bisweilen so groß, daß er ihn des Nachts hinaustrieb, um nur

einige Wurzeln in der Pflanzung auszureißen, die er dann, aus Furcht entdeckt zu werden, auf der Stelle roh verzehrte. Zuweilen erhielt er eine Erquickung von Kettenklaven, die ihm heimlich etwas von ihrer spärlichen Nahrung brachten. Zudem machte sich jene Negerin zuweilen ein Geschäft daraus, ihn zu verspotten; ihre Wärter mußten ihn auslachen, seinen matten Gang nachäffen, ja sie durften ihn ungestraft mit Eitronen, selbst mit Steinen werfen. Endlich ließ sich auch sein Herr von einem anderen Handelsgenossen bereden, Newton sey untreu, obgleich dies, wie Newton selbst sagt, beinahe das einzige Laster war, das man ihm mit Recht nicht aufbürden konnte. Von nun an behandelte ihn sein Herr hart; so oft er das Fahrzeug verließ, wurde er auf dem Verdeck angeschlossen mit einem Nösel Reis zu seinem Tagesbedarf. Jetzt wäre er Hungers gestorben, wenn er nicht zuweilen hätte Fische fangen können, die er dann halb gebraten, ohne Brühe, Salz und Brodt als eine köstliche Mahlzeit verzehrte. Nicht weniger Ungemach hatte Newton von der Unfreundlichkeit der Witterung zu leiden. Die Regenzeit hatte begonnen. Sein ganzer Anzug war ein Hemde, ein Paar Beinkleider und ein Sacktuch, das zur Mütze diente. In diesem Anzuge war er zwanzig, dreißig, zuweilen vierzig Stunden hintereinander beständigem Regen, mit heftigem Sturmwinde verbunden, ausgesetzt, ohne das geringste Obdach, so lange sein Herr an der Küste sich aufhielt. — Da ward das stolze Herz gebrochen, aber nicht zu einer heilsamen Buße, noch zur Sprache des verlorenen Sohnes, sondern seine Lebenskraft war gesunken, er verlor alle Entschlossenheit und beinahe alle Ueberlegung. „Hätten Sie mich damals gesehen,“ ruft Newton in einem seiner Briefe aus, „wie ich schwermüthig und einsam in finsterner Nacht hinging, um an den Meeresklippen mein Hemde zu waschen; wie ich es nachher naß anlegte, um es während des Schlafes auf meinem Leibe zu trocknen; hätten Sie mich gesehen in dem ähnlichen Aufzuge, wo, wenn ein Boot an die Insel kam, oft das Schaamgefühl mich nöthigte, mich im Gehölze vor dem Blick der Fremden zu verbergen; hätten Sie besonders meine Aufführung, meine Grundfätze, mein Herz gekannt, wo es noch finsterner ausfiel, als in meinen äußeren Umständen, wie wenig würden Sie geglaubt haben, daß ein Mensch, auf den so vollkommen der Ausspruch des Apostel Paulus (Tit. 3, 3.) paßte: „Sie sind gehässig und einander hassend,“ daß ein solcher Mensch aufbewahrt sey zu einem besonderen Beispiele der leitenden Vorsorge und überschwenglichen Güte Gottes!“

Endlich erhielt Newton die Einwilligung seines Herrn, zu einem anderen Händler zu ziehen, der auf der nämlichen Insel wohnte. Da nun seine äußeren Verhältnisse sich bedeutend besser gestalteten und auch das Handelsgeschäft gut von statten ging, so fing der arme Newton an, sich für glücklich zu halten. Als daher im Februar 1747 ein Schiff landete, dessen Kapitän sich sogleich nach Newton erkundigte, so hörte er die Einladung seines Vaters, nach Hause zu kommen, mit Gleichgültigkeit an. Da ihm aber der Kapitän, der ihn durchaus nicht zurücklassen wollte, von einem bedeutenden Vermächtniß vorlog, das ihm zu Theil geworden sey, und der Gedanke an das Wiedersehen seiner Geliebten in seiner vollen Stärke erwachte, da schiffte er sich ein und verlor in einigen Stunden die Küste aus den Augen, welche er funfzehn Monate unter so schweren Drangsalen bewohnt hatte. Auch in dieser freundlichen Fügung erkannte Newton die Hand Gottes nicht. Unterwegs beschäftigte er sich zum Theil mit mathematischen Studien; allein dies ausgenommen, war sein Leben eine Kette der abscheulichsten

Laster und Nachsichtigkeiten. Selbst der leidenschaftliche Kapitän mußte ihn häufig wegen seiner abscheulichen Flüche zur Rede stellen, und da man gegen das Ende der Reise mit viel Ungemach zu kämpfen hatte, so konnte er ihm öfters erklären, daß er leider einen Jonas am Bord habe, daß der Fluch ihm auf dem Fuße nachfolge und daß an allem Unglück nichts Schuld sey, als daß er ihn, Newton, in das Schiff genommen habe. Einmal wurde Newton auf eine augenscheinliche Weise gerettet, als er, von Brandtwein berauscht, im Begriff war, in's Meer zu stürzen. Ein anderes Mal wollte er mit einigen seiner Kameraden den Rest einer Tags zuvor geschossenen Büffelfuh auf's Schiff holen. Aber da die Nacht hereinbrach so verirrten sie sich und geriethen mehrmals in Sumpfe, so daß sie bis über die Hälfte des Körpers im Wasser wateten. Zuletzt wußte weder Newton noch einer seiner Begleiter, welche Richtung einzuschlagen wäre. So mußten sie ohne Licht, Nahrung und Waffen umherirren und hinter jedem Baume eines hervorstührenden Tigers gewärtig seyn. Endlich zeigte der aufgehende Mond die Gegend von Osten und die Irrenden gelangten auf mühseligem Wege zum Schiffe zurück.

Doch diese und andere Durchhülfen verfehlten an Newton damals ganz ihren Zweck. Die Warnungen seines Gewissens, welche durch wiederholte Zurückdrängungen immer schwächer wurden, hörten am Ende ganz auf. Alle Zeichen der Verstockung und Verwerfung schien er an sich zu tragen; denn weder Züchtigungen noch Wohlthaten machten mehr einen Eindruck auf ihn.

Endlich sollte die Küste verlassen und die vielleicht anderthalbtausend Meilen weite Reise nach England angetreten werden. In den Sandbänken von Neufundland wurde einen halben Tag Halt gemacht, um Stocfische zu fangen. Das geschah hauptsächlich des Vergnügens halber, denn Lebensmittel waren genug im Schiffe vorhanden. Man dachte nicht, daß diese Fische nachher die einzigen Nahrungsmittel ausmachen würden. Aber nun währte es nicht lange mehr, da war die Zeit des Herrn gekommen für Newton, in welcher ihm die Gewissensvorwürfe, die er so ungern annahm, durch eine ernste Schickung Gottes tief eingedrückt wurden. In der gewöhnlichen Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit ging er zu Bette. Da wurde er durch die Gewalt einer starken Meereswoge, die in das Schiff brach, plötzlich aufgedonnert. Die Kajüte war sogleich mit Wasser angefüllt, und von dem Verdeck erscholl das Geschrei, daß das Schiff dem Versinken nahe sey. Der Kapitän forderte Newton auf, ein Messer zu holen; ein Anderer ging hin und wurde sogleich von einer Welle über Bord geworfen. Jetzt wurden die Pumpen und Schöpfseimer in Bewegung gesetzt; aber das war so gut als vergebens, denn das Schiff wurde, trotz aller Anstrengungen, beinahe ganz voll Wasser. Mit einer gewöhnlichen Ladung hätte es ohne Weiteres sinken müssen, allein es waren zum Glück mehrere specifisch leichtere Sachen als das Wasser am Bord, und da nach der Fügung Gottes das Schiff grade bei der Wendung des Sturmes den Stoß erhielt, so konnten gegen Morgen einige Mittel zur Sicherheit angewendet werden, welche über alle Erwartung gelangen. Newton suchte sich auf eine oberflächliche Weise zu ermunthigen. Einem seiner Kameraden sagte er, diese Noth würde nach einigen Tagen zu einer guten Unterhaltung bei einem Glase Wein dienen, worauf ihm dieser, ein minder verhärteter Sünder, mit Thränen antwortete: „Nein, jetzt ist es zu spät.“ Um 9 Uhr ging Newton, erschöpft von allem Pumpen, zum Kapitän, der anderwärts beschäftigt war. Da entfuhr ihm, als er eben weggehen wollte, die Worte:

„Wenn dies nicht hilft, so helfe uns Gott.“ Da hieß es aber plötzlich in seinem Herzen: Was kann es für dich für Gnade geben? — Nun mußte er wieder pumpen bis Mittag, wo fast jede eindringende Welle über seinem Haupte zusammenschlug. Um nicht weggeschwemmt zu werden, mußten die Pumpenden mit Stricken angebunden werden. So dräucte der Tod von Minute zu Minute. Furcht, Verzweiflung, Ungeduld, — wechselten in Newton's düsterer Seele, — er hoffte, die Schrift sey nicht wahr; wenn sie aber wahr sey, mußte ihm sein Gewissen zu, so habe er das Schlimmste zu erwarten.

Endlich kam der 10. März 1748. An diesem Tage, sagt Newton, schickte der Herr aus von der Höhe und holte mich und zog mich aus tiefen Wassern (2 Sam. 22, 17.). Völlig ermattet von allen Anstrengungen ging er zu Bette, wurde aber wieder gerufen und stellte sich an's Steuer. Da fing er an, über seine früheren Religionsansichten, über die außerordentlichen Schicksale seines Lebens, über die Aufforderungen und Warnungen seines Gewissens, über die Durchhülfen, die er erfahren hatte, nachzudenken; seine ausgelassene Lebensweise, seine beispiellose Frechheit, mit der er die evangelische Geschichte zum beständigen Gegenstande seines ruchlosen Gespöttes machte, Alles dies fiel ihm aufs Herz. Es war ihm, als ob, die Schrift als wahr angenommen, nie ein größerer Sünder als er lebte noch leben könne, weshalb auch der Gedanke an die Unmöglichkeit der Vergebung sich mit aller Gewalt aufdrängte. Stellen der heiligen Schrift, wie Spr. Sal. 1, 24—31, Hebr. 6, 4—6, 2 Petri 2, 20. vermehrten seine Gewissensqualen und so erwartete er mit Furcht und Ungeduld sein unvermeidliches Strafurtheil. Da er aber über alle Erwartung sah, daß noch Hoffnung zu einer längeren Frist vorhanden sey, da er um 6 Uhr Abends etwa hörte, daß das Schiff vom Wasser leer sey, da war es ihm, als sähe er den ausgeretteten Arm der Langmuth Gottes und er begann zu beten. Freilich glaubensvoll zu einem Versöhnten Vater konnte er nicht beten, sein Gebet war vielmehr wie das Rufen der Raben, das der Herr dennoch zu hören nicht verschmäht. Nur wenn er das Evangelium betrachtete, blieb ihm noch ein Schimmer der Hoffnung übrig, wohin er aber sonst blickte, umgab ihn nichts als ein unergründlicher Abgrund der Verzweiflung. —

Schon war aller Lebensvorrath bis auf die oben erwähnten Fische und einige sonst den Schweinen bestimmte Hülsenfrüchte in dem Sturm zu Grunde gegangen, schon stieg die Angst vor einem möglichen Hungertode höher und höher, da erscholl eines Morgens das Freudengeschrei der Wache auf dem Verdeck, daß sie Land sehe. Aber ach, es zeigte sich, bald, daß dies nichts als eine Täuschung war. Man tröstete sich indeß, daß der Wind noch immer günstig blies, daß man doch bald Land sehen würde, weshalb man auch den letzten Rest des Brodtes und Brandweins verzehrte. Aber nun trat Windstille und am andern Morgen wideriger Wind ein, so daß das stark beschädigte Schiff nördlich über ganz Irland hinausgetrieben ward. Endlich war der Lebensvorrath so weit verzehrt, daß die Hälfte eines gesalzenen Stockfisches der tägliche Unterhalt für zwölf Menschen war. Daneben hatte man kaum einige Kleidungsstücke und sehr kaltes Wetter. Zudem mußte unaufhörlich an den Pumpen gearbeitet werden, um das Schiff über Wasser zu erhalten. Diese harte Arbeit bei der geringen Nahrung rieb die Schiffsmannschaft fast auf, und ein Mann starb unter diesen Anstrengungen. Täglich wurden die Ausichten düsterer und Newton hatte in Beziehung auf seine Person noch eine Besorgniß mehr. Der

Kapitän nämlich, durch die Noth übellaulisch gemacht, machte Newton stündliche Vorwürfe, als wäre er die einzige Ursache des Unglücks; ja er hatte sich fest in den Kopf gesetzt, nur wenn Newton über Bord geworfen würde und anders nicht, könnten sie am Leben erhalten werden. Natürlich mußte dieser Umstand seine Dual vermehren, zumal da sein Gewissen dazu Ja und Amen sprach. Endlich, da von Allen Alles verloren gegeben war und auf jedem Gesichte sich Verzweiflung ausdrückte, sah man die Insel Dory und ankerte am folgenden Tage zu Lough Swilly in Irland, grade vier Wochen nach dem Ausbruche des Sturmes. Zwei Stunden nach der Ankunft begann der Wind mit solcher Heftigkeit zu wehen, daß, wenn sie später erfolgt wäre, aller menschlichen Berechnung nach das zerbrochene schwache Fahrzeug untergegangen wäre. Zu dieser Zeit lernte Newton erkennen, daß es einen Gott gibt, der Gebete hört und erhört. Er glaubte, nie sey einer dem verlorenen Sohne ähnlicher gewesen als er und oft war es ihm, als könne er willig aus Mangel an Nahrung sterben, wenn er nur als ein Gläubiger sterben würde. Fehlte es ihm auch noch an der Erkenntniß der einwohnenden Verderbniß seines Herzens, hatte er auch noch keine Ahnung von der Geistigkeit und dem Umfange des göttlichen Gesetzes, war ihm auch das verborgene Leben der Christen in der Gemeinschaft mit Gott durch Christum, die beständige Abhängigkeit von ihm, das unablässige Flehen um Weisheit, Stärke und Trost bisher noch unbekannt, so konnte er doch nun mit der Sünde nicht mehr Spott, mit heiligen Dingen nicht mehr Scherz treiben; auch zweifelte er nicht mehr an der Wahrheit der Schrift, und das Gefühl der Gewissensvorwürfe wurde ein bleibendes. In Londonderry, wohin er sich von Lough Swilly begab und gut versorgt ward, besuchte er sich der strengsten Kirchlichkeit; er feierte das heilige Abendmahl und gelobte sich dem Herrn an zum ewigen Eigenthum. Am folgenden Tage erfüllte er auf der Jagd, als eine Flinte so nahe an seinem Gesichte losging, daß die Spitze seines Hutcs wegbrannte, daß wir auch dann, wenn wir uns in größter Sicherheit glauben, nicht weniger der Gefahr ausgesetzt sind, als wenn alle Elemente sich zu unserem Untergange zu verschwören scheinen.

Von Irland aus schrieb nun Newton an seinen Vater, der aber, ehe er in England landete, nach Amerika absegelte, von wo er nicht wieder zurückkehrte. Im Mai 1748 kam Newton in Liverpool an, ungefähr an demselben Tage, an welchem sein Vater von More, dem äußersten Seehafen Englands, absegelte. Der Herr aber hatte ihm an dem Inhaber des Schiffes, auf welchem er heimgekehrt war, einen zweiten Vater geschenkt, denn er als ein Werkzeug der göttlichen Güte sein ganzes irdisches Glück verdankte. Er wurde als Steuermann angestellt und reiste bald von Liverpool ab. Nun fing Newton wieder an, lau zu werden und träge im Umgange mit dem Herrn; er wurde eitel und leichtsinnig in seinem Lebenswandel, und der Feind schläferete ihn durch eine Reihe von Versuchungen einen Monat lang in einen so liederlichen Lebenswandel ein, daß er sich wenige Monate zuvor dazu nicht für fähig gehalten hätte. Kaum konnte er über seinen Seelenzustand nachdenken und wenn er dagegen zu kämpfen versuchte, so war es vergebens; denn der Herr war von ihm gewichen. Endlich suchte ihn die unermüdliche Barmherzigkeit noch einmal heim durch ein heftiges Fieber, das ihn wieder zu sich selbst brachte. Er rang und stehete wie Jakob am Bache Jakob, und der Herr erhörte ihn, so daß Newton selbst bezeugt: „Von dieser Zeit an bin ich, wie ich zuversichtlich sagen darf, von der Macht

und Herrschaft der Sünde frei geworden, obwohl ich wegen der Wirkungen und Kämpfe der in mir wohnenden Sünde noch immer unter ihrem Drucke lebe.

Auch auf dieser Reise erfuhr Newton verschiedene wunderbare Lebensrettungen und Bewahrungen. Im Jahre 1750 kehrte er nach Liverpool zurück, und da nun von seiner Seite ein Hinderniß obwaltete, so schloß er mit seiner geliebten Braut, Maria Catlett, am 1. Februar sein Ehebündniß. Die Trennung von seiner Gattin, die er anfänglich auf eine dem Christen ungebührliche abgöttische Weise liebte, so daß er in geistlicher Hinsicht wieder sorglos wurde, fiel ihm bei den bevorstehenden Berufsreisen sehr schwer, aber sie war ihm äußerst heilsam und trieb ihn um so mehr in's Gebet. Auch beschäftigte er sich, wie auch früher schon, viel mit dem Studium der alten Klassiker, die er mit Geläufigkeit lesen lernte.

Von der Afrikanischen Küste segelte Newton nach St. Christoph (in Westindien), und da er daselbst von seiner Gattin keine Briefe fand, so gerieth er in eine tiefe Melancholie und in eine murrende Stimmung, zumal da er sich fest einbildete, sie müsse gestorben seyn. Er traf sie jedoch, als er im August 1753 nach Liverpool zurückkehrte, in voller Gesundheit. Er wundert sich, da er diese seine Melancholie in einem Briefe beschreibt, daß diese Krankheit, die man im Englischen mit dem Ausdruck: ein gebrochenes Herz, bezeichnet, nicht häufiger zum Vorschein komme, als es der Fall zu seyn scheint, und sagt bei dieser Gelegenheit: „Wie oft unterwinden sich doch die Scherben aus Erde mit ihrem Schöpfer zu hadern! — Und welch' ein Wunder der Barmherzigkeit ist es, wenn sie nicht alle zerbrochen werden!“

Auf seiner dritten Reise brachte ihn ein heftiges Fieber nahe an den Rand der Ewigkeit, jedoch gab ihm sein wiewohl schwacher Glaube an das Blut und die Gerechtigkeit Christi und die Worte Hebr. 7, 25.: „Er kann selig machen ohne Ende,“ eine große Beruhigung. Bei seiner Ankunft auf St. Christoph wurde er mit dem Kapitän eines Londoner Schiffes bekannt, dessen Umgang ihm, da seine Einsichten in den Zusammenhang der Evangelischen Wahrheit noch hervorragen waren, sehr nützlich war. Denn dieser Mann besaß neben einer lebendigen Mittheilungsgabe eine reiche Erfahrung in göttlichen Dingen. Sie entdeckten sich einander in gemischter Gesellschaft durch zufällige Neuerungen als Kinder Eines Geistes, und wurden bald, so weit es die Geschäfte erlaubten, unzertrennliche Freunde. Von nun an bekannte Newton sein Christenthum mehr öffentlich und suchte mit mehr Freimüthigkeit für Gottes Sache zu sprechen. Auch lernte er jetzt erst die Festigkeit des Gnadenbundes verstehen und glauben, daß er nicht durch eigene Kraft und Tüchtigkeit, sondern durch die mächtige Kraft und Verheißung Gottes im Glauben an einen unveränderlichen Heiland bewahrt bleibe.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(England.) Durch die Zeitungen ist es bekannt, daß durch Herrn Perceval im Parlament der Antrag auf die Aufhebung et-

nes allgemeinen Fasttages gemacht wurde, in dessen Folge auch wirklich ein solcher durch eine Königl. Proklamation am 21. März festgesetzt und gehalten worden ist. Die bei dieser Gelegenheit von Herrn Perceval im Parlamente gehaltene Rede würden wir unseren Lesern schon längst mitgetheilt haben, wenn sie nicht in dem einzigen öffentlichen Abdruck, welchen die Times lieferten, wohl absichtlich so bis zum Unsinn entstellt geliefert worden wäre, daß alles nur einigermaßen Zusammenhängende schon in unseren politischen Zeitungen enthalten war. Merkwürdig ist, daß die Independenten schon vorher von freien Stücken auf einen ähnlichen Gedanken gekommen waren. In der Versammlung vom 28. December v. J. beschloß der Congregational Board zu London (die beratthende Synode der Independenten) folgenden Erlaß: „An die Pastoren und Glieder der Independenten-Gemeinde. Geliebte Brüder und Freunde! So ungern wir uns euerem Gedächtniß aufdringen, zumal in Sachen, wo wir allein die Last des Herrn tragen, so haben wir doch nach gemeinsamer Berathung beschlossen, aus unserem eignen Kreise heraustrreten, und aus tiefbewegtem Herzen unsere Uebersetzungen gegen Euch auszusprechen. Ihr werdet ohne Zweifel so stark als wir fühlen, in welcher Krisis sich die öffentlichen Angelegenheiten befinden, und wie schwanger an großen, wir hoffen, heilsamen Ereignissen unsere Zeit ist. Auf jeden Fall sind aber die Zeichen unserer Zeit gewaltig, unsere Lage höchst schwierig. In solchen Verhältnissen ist es klar, was dem Volke Gottes obliegt. Die Angelegenheiten unseres Vaterlandes sind in der größten Bewegung; Handel und Gewerbe liegen danieder; die furchtbare Krankheit hat wie ein Todesengel ihren Fuß auf unsere Küste gesetzt und wird nicht aufhören, bis der Allmächtige ihr ein Ziel setzt; der Unglaube erhebt auf Straßen und Märkten frech sein Haupt; beispiellose Verbrechen sind an's Licht gezogen worden; Gewaltthätigkeiten haben unsere Städte erfüllt, Grauel der Verwüstung haben sich über viele Gegenden verbreitet; die Kirche liegt matt danieder; ihr Weinstock steht kahl da; Fanatismus und Vernünftelerei haben wie ein Wuth des Himmels Cedern des Libanon gespalten; Streit ist unter den Brüdern dieser Stadt ausgebrochen, und ein Bruch ist erfolgt in einer Gesellschaft, die wie eine Burg da stand, und wie eine Stierde unseres Zeitalters und Bekenntnisses; sollten wir nicht weinen um dieser Dinge willen, wie die Alten, zwischen Tempel und Altar? Sind sie nicht Aufforderungen zu Demüthigungen und Gebet? Wir bitten Euch inständig, vereinigt Euch mit uns in der Feier eines Tages des Herrn. Er hat gedroht, aber er ist noch gnädig, aber nur dann, wenn seine Drohungen uns zur Erkenntniß unserer Sünden und unsere Herzen zur Buße leiten. Lasset uns uns aufmachen, und zu unserem Vater gehen; lasset uns unsere Sünden bekennen, und seine Strafe abbitten, so wird seine Macht uns schützen, und dem Verderben in der Stadt und im Tempel gewehrt werden. — Wir bitten daher alle unsere Brüder inständig, die Zeichen der Zeit in's Auge zu fassen, und daß entweder jede Gemeinde für sich einen Fast- und Betttag ansetzen möge, oder falls ein gemeinsamer Antrag deshalb allen unseren Gemeinden gemacht werden sollte, daß ein solcher Tag mit größter Einmüthigkeit und Feierlichkeit begangen werden möge.

Wir haben diesen Gegenstand unseren Brüdern vorgelegt, weil wir von Niemand anders hörten, der es thun wollte, und wir haben Niemand bei diesem Schritt um Rath gefragt, weil dazu keine Zeit war. Die gottlose Verweigerung eines National-Fasttages [im vorjährigen Parlament] macht es uns zur gebieterischen Pflicht, nicht länger zu warten. Wir bleiben in der herzlichsten Liebe Eure Diener in dem Herrn, George Nedford. J. A. James.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Donnabend den 19. Mai.

N^o 40.

Johann Newton's Leben und Wirken.

(Schluß.)

So kehrte er, bereichert mit vielen Schätzen der heilsamen Erkenntniß nach Hause zurück, und war zu Anfang Novembers 1754 aufs Neue bereit, in See zu gehen, als der Herr sein Vorhaben anders lenkte. Es überfiel ihn nämlich plötzlich eines Nachmittags, als er allein bei seiner Gattin saß, eine Ohnmacht, die ihm Verstand und Bewegung raubte und kein anderes Zeichen des Lebens übrig ließ, als das Athmen. Es war eine Art von Schlagfluß. Nach einer Viertelstunde kam er wieder zu sich selbst, fühlte aber Schwindel und Schmerz im Kopfe, und die Aerzte hielten es nicht für rathsam, die Reise zu unternehmen. Newton leistete also einen Tag vor der Abreise auf die Befehlsgung des Schiffes Verzicht, und wurde so von jedem Antheil an den Folgen dieser Reise, die sehr traurig waren, befreit. Der Mann, welcher an seine Stelle trat, die meisten der Offiziere und ein bedeutender Theil des Schiffsvolkes starben, und das Schiff wurde mit großer Beschwerlichkeit nach Hause gebracht. Newton's Gattin wurde nun durch den Schrecken über seine Krankheit allmählig sehr hinfällig, und damit wurde ein neuer schwerer Kreuzesblock auf seine Schultern gelegt. —

Im August 1755 wurde Newton zum Zollaufseher in dem Hafen von Liverpool ernannt, ein Amt, das er mit der höchsten Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit verwaltete. Die schärfste Genauigkeit in Hinsicht auf die Zeit war ihm eigenthümlich. Eines Tages jedoch kam er zum Erstaunen derer, welche seine ängstliche Pünktlichkeit kannten, viel später als gewöhnlich zu seinem Boote, welches ihn zu den einzelnen Schiffen brachte, die er beaufsichtigte. Er fuhr nun, wie bisher, in dem Boote ab, um ein Schiff zu besichtigen; allein das Schiff flog in die Luft, als er es noch nicht ganz erreicht hatte. Hätte er die Küste nur um einige Minuten früher verlassen, so wäre er mit seinen Leuten auf dem Boote ohne Rettung unangekommen.

Merkwürdig war auch die Veranlassung zu seiner Anstellung. Es hatte sich nämlich das Gerücht in der Stadt verbreitet, daß sein unmittelbarer Vorgänger im Amte aus Veranlassung des Todes seines Vaters sein Amt niederlegen werde.

Dadurch wurde ein treuer Freund Newton's, Manesih, bewogen, sich für ihn zu verwenden. Und grade an dem Tage, an welchem Newton das Versprechen der Anstellung erhielt, wurde sein Vorgänger todt im Bette gefunden, obwohl er den Abend zuvor vollkommen gesund in Gesellschaft gewesen war.

Immer tiefer regte sich nun allmählig bei Newton der Wunsch, daß die stille Hoffnung seiner theuren Mutter noch einmal in Erfüllung gehen und er ein Prediger des Glaubens werden möchte, den er weiland versörte (Gal. 1, 23. 24.). Eine Abnung dieser Art war es, die ihn in seinem so heterogenen Beruf bestimmte, die Grundsprachen zu lernen und viele theologische Werke zu lesen. Am 16. December 1758 erhielt er, nachdem manche Schwierigkeiten mit Gottes Hülfe überwunden waren, von Herrn Cecil den zur Ordination erforderlichen Ruf zur Verweisung einer Pfarrei, worauf er den Erzbischof zu York um die Ordination ersuchte, die ihm aber verweigert wurde. Endlich erhielt er dieselbe und wurde 1764 Pfarrer zu Olney, eine Stelle, welche der wahrhaft christlich gesinnte Graf v. Dartmouth zu vergeben hatte. Hier blieb nun Newton sechzehn Jahre, ehe er nach St. Mary Woolnoth in London versetzt wurde, wohin ihn namentlich der selige Johann Thornton beförderte, ein theurer Mann, dem Gott ein weites Herz gegeben. — Die Freigebigkeit dieses Mannes erregt Erstaunen. Er benutzte den ausgebreiteten Handel, den er führte, als ein mächtiges Mittel, um ungeheure Massen von Bibeln, Gebetbüchern und anderen nützlichen Schriften überall hin zu verbreiten, wo Englischer Handel sich findet, und ließ auf seine eigenen Kosten starke Auflagen davon drucken. Newton gab er alle Jahre zum Behuf der Austheilung an die Armen 200 Pf. Sterling. Während Newton in Olney lebte, empfing er von Thornton mehr als 3,000 Pf.

Besonders segensreich war der Einfluß Newton's auf zwei merkwürdige Männer, den Dichter Cowper und den Prediger Thomas Scott. Rücksichtlich des letzteren verweisen wir unsere Leser auf dessen Selbstbiographie, die im vorigen Jahre in einer Deutschen Uebersetzung erschienen ist, *) und den christlichen Lesern dringend empfohlen zu werden verdient, ob-

*) Die Kraft der Wahrheit. Berlin bei Dehmgke.

wohl Scott's stillerer Lebensgang im Vergleich mit Newton's Führung weniger Farbe hat.

Im Jahre 1776 mußte Newton sich eine Geschwulst operiren lassen; eine Operation, die sehr schmerzhaft war. Sie erschien ihm aber wegen ihrer Schmerzlichkeit nicht so sehr als Prüfung, als weil er fürchtete, die Geduld eines Christen unter den Schmerzen nicht genug beweisen zu können. Die Operation ging glücklich von statten. — Ein Jahr nach dieser Prüfung kam eine andere über die Bewohner seines Ortes; es brach eine fürchterliche Feuersbrunst aus. Da zeigte sich Newton ungemein thätig, um die Verunglückten zu trösten und zu unterstützen. — Uebrigens war die Gemeinde größtentheils in einem sehr rohen Zustande, und machte ihrem treuen Seelsorger wenige Freude. Da z. E. sein Wochengottesdienst, den er zu halten pflegte, einmal auf einen Volkstag fiel, und er sich alle Mühe gab, um selbigen Abend Ruhe in der Gemeinde zu erhalten; so wurden seine Bitten gar nicht gehört; ungeschert überließ man sich rohen Ausschweifungen und man nöthigte Newton selbst, Geld auszuwerfen, um nur sein Haus vor Gewaltthatigkeiten sicher zu stellen. Newton aber fuhr trotz aller entmuthigenden Erfahrungen dieser Art getrost fort, den Pfad zu wandeln, der ihm durch die Lehre und das Beispiel seines Meisters vorgezeichnet war; er segnete die ihn verfolgten und lehrte mit Sanftmuthigkeit die Widersegligen, ob Gott ihnen möchte geben Buße zur Erkenntniß der Wahrheit.

Doch ehe wir Newton von Olney scheiden lassen, müssen wir unseren Lesern von einem anderen Theile seiner Arbeiten Nachricht geben. Schon im Jahre 1760 hatte er einen Band Predigten herausgegeben. Im Jahre 1762 trat seine Briefsammlung an's Licht; 1764 erschien seine Lebensbeschreibung, 1767 eine Sammlung Predigten, die er in Olney gehalten hat, 1769 sein Ueberblick über die Kirchengeschichte, 1779 eine Liedersammlung und 1781 seine Cardiphonia.

Von Olney wurde Newton durch das Patronat seines Freundes Thornton nach London versetzt als Prediger der vereinigten Gemeinden von St. Mary Woolnoth und St. Mary Woolchurch Haw. Hier lag ein neuer, sehr ausgezeichnete Schauplatz der Wirkksamkeit vor ihm. In die Mitte von London gestellt, umgeben von einer reichen Gemeinde; in täglich wachsenden Verbindungen, hatte er nun eine Laufbahn zu beginnen, die in mancher Hinsicht von seiner früheren in Olney verschieden war. Er sah sich indes, da er eine zu genaue Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen und mit dem Worte Gottes hatte, nach neuen neuen Waffen seiner Ritterschaft um, sondern predigte, wie bisher, einfältig und von Herzensgrund das Evangelium von Jesu Christo. — Mit großem Dankgefühl sprach sich Newton einst über die Verhältnisse seiner wichtigen Stellung also aus: „Daß einer der unwissendsten, elendesten und verlassensten Sklaven seinem verlorenen Zustande auf der Küste Afrikas entriß, und endlich als Prediger der die höchste Obrigkeit in sich fassenden Gemeinde der ersten Stadt der Welt eingesetzt worden ist, um hier nicht nur von der Gnade Gottes Zeugniß abzulegen, sondern als ein außerordentliches Beispiel und Denkmal derselben dazustehen; wie diese Gnade durch seine Geschichte, seine Predigten, seine Schriften selbst der großen Welt anpreisen zu können, — das ist eine Thatfache, die ich zwar mit Bewunderung betrachten, aber nie genugsam würdigen kann.“ Und diese Betrachtung war seinem Geiste bei allen Gelegenheiten und an allen Orten so gegenwärtig, daß selten ein Tag verging, an dem er nicht auf dieses merkwürdige Ereigniß irgendwie anspielte.

Als er einst von den beständigen Unterbrechungen redete, denen er ausgesetzt sey, bemerkte er: „Ich sehe in der Welt zwei Haufen, den einen voll menschlichen Glücks, den anderen voll menschlichen Elends. Wenn ich nun von dem einen Haufen nur das kleinste Stückchen nehmen und zu dem anderen legen kann, so erhöhe ich diesen um einen kleinen Theil. Wenn ich beim Nachhausegehen bemerke, daß ein Kind einen Kreuzer verloren hat und ich dadurch, daß ich ihm einen anderen gebe, seine Thränen trocknen kann, so fühle ich, daß ich etwas Gutes gethan habe. Ich würde gerne größere Wohlthaten gethan haben, aber ich will über der Unmöglichkeit diese nicht versäumen. Wenn ich an meine Studirstube klopfen höre, so höre ich eine Botschaft von Gott; es kann mir eine nützliche Weisung, es kann auch eine Uebung in der Geduld seyn; aber da es eine Botschaft Gottes ist, so muß ich aufmerksam seyn.“

Newton war es, der dem verewigten Dr. Buchanan durch seine treue Hülfe und seine thätigen Verwendungen in den Stand setzte, auf der Universität zu studiren. Später ersattete dieser nicht nur dankbar alle Kosten, sondern legte eine gleich große Summe in Newton's Hände, um sie auf die Erziehung eines frommen Jünglings zu verwenden. *)

In allen Ereignissen, so geringfügig sie oft Anderen erscheinen mochten, erkannte Newton die Hand Gottes. Er wandelte wie Enoch vor Gott und wußte aus eigener vielfacher Erfahrung, wie groß und folgenreich scheinbar geringfügige Umstände in das Leben des Menschen eingreifen können. „Einst,“ pflegte er zu sagen, „hieb Jemand meine Hängematte scherzweise entzwei; hätte er es eine halbe Stunde später gethan, so wäre ich nicht hier; denn grade in jenem Augenblick ging die Auswechslung der Schiffsmannschaft vor sich. Ein Anderer machte an der Küste einen Rauch, als ein Schiff vorbeisegelte; dieses ward dadurch an's Land gelockt, und brachte mich nachher nach England.“

Ein harter Schlag traf Newton bald nach seinem Untertreitt in London durch den Tod seiner Nichte, Elise Cunningham, die er mit väterlicher Zärtlichkeit liebte; ein noch härterer nicht lange nachher durch den Tod seiner so unbeschreiblich zärtlich geliebten Gattin; aber der Herr gab ihm große Kraft, daß er männlich und stark blieb, daß er willig und demüthig sein Haupt beugte unter die heimsuchende Hand des Herrn. Die langwierige Krankheit hinderte ihn nicht an einer einzigen Predigt, er predigte selbst am Tage ihres Todes, er predigte dreimal, während sie todt in seinem Hause lag. Einige seiner Amtsbrüder boten ihm freundschaftlich ihre Unterstützung an; aber nein, da der Herr ihm aus Gnaden Kraft verlieh, so hielt er es für seine Pflicht, wie früher auf seinem Posten zu stehen. Und nachdem seine Gattin in die Gruft versenkt war, hielt er mit kaum bemerkbar stärkerer Bewegung, als bei anderen Personen, ihre Leichenrede. Es waren, wie er selbst gesteht, nicht sehr fühlbare Tröstungen, die ihn unterstützten, sondern die Kraft, einige große und leitende Wahrheiten des Wortes Gottes in seinem Gemüthe lebendig zu bewegen. Während der trübseligen Zeit der allmählichen Auflösung seiner Gattin weinte und betete Newton, wie einst David, aber da die Lust seiner Augen ihm durch den Tod entrißt war, da stand er, wie David, auf von der Erde, salbete sein Haupt, kam in den Tempel des Herrn und betete an, also daß seine Freunde und Feinde erstaunten.

*) Siehe einen Abriß von Buchanan's Leben im Baseler Missions-Magazin. Jahrg. 1829. Heft 1.

Im Jahre 1790 wurde Newton von der Universität zu Neu-Jersey in Amerika die Doctors-Würde in der Theologie zuerkannt, und ihm das Diplom geschickt. Zugleich erhielt er ein Werk in zwei Bänden, das mit diesem Titel ihm zugeeignet wurde: Newton bezeugte dem Verfasser in einem Schreiben seine Dankbarkeit für das Werk, bat ihn aber, ihn mit einem Ehrentitel zu verschonen, den er nie annehmen werde. „Ich bin“, sagte er, „wie eine unzeitige Geburt. Ich suche nicht, ich wünsche nicht Ehrentitel dieser Art. Wenn auch die Universität meine Kenntnisse überschätzte, und mir ihre Achtung auf diese Weise zu erkennen gibt, so darf ich nicht vergessen, wer ich bin; es wäre eitel und unbescheiden, wenn ich diese Würde annähme.“

Wie dankbar und demüthig Newton überhaupt das erkannte, was Gott aus Gnaden ihm geschenkt hatte, zeigt sich in einer handschriftlichen Anmerkung, die er zu einem seiner gedruckten Briefe macht, worin er sagt: „Obgleich ich nicht immer so gerührt bin von der Gnade Gottes, als ich zu seyn wünsche, so hoffe ich doch, daß ich wirklich gerührt bin durch den häufigen Rückblick auf mein vergangenes Leben. Vielleicht die Jahrbücher der Kirche haben kaum ein Beispiel aufzuführen, das in jeder Hinsicht so viel Besonderes in sich faßt. Manche mag die Gnade Gottes von einer ähnlichen Stufe des Abfalls, des Unglaubens und der Verworfenheit gerettet haben, aber Wenige wurden von einem solchen Zustande des Elends und der Verfunkenheit erlöst, in welchem ich mich befand auf der Küste von Afrika, als keine ungeuchte Gnade meine Befreiung bewirkte. Aber daß solch ein elender Mensch nicht nur am Leben erhalten wurde, und Vergebung erlangte, sondern auch die Ehre erhielt, das Evangelium zu predigen, das er verlästerte und verworf, und daß er endlich in eine ehrenvolle, öffentliche Stellung gesetzt wurde, und mit Beifall und Vergen arbeitete sowohl durch die Kanzel als durch die Presse, so daß mein armer Name fast überall bekannt ist, wo solche sind, die dich kennen, das ist wunderbar und staunenswerth! Je mehr du mich erhöhst hast, desto mehr sollte ich mich demüthigen!“

Mit Freude und Erstaunen sahen die Freunde und Zuhörer dieses ausgezeichneten Knechtes Gottes ihn in seinem hohen Alter noch reiche Frucht bringen. Obwohl beinahe achtzig Jahr alt, beinahe erblindet und wegen Uebelhörigkeit unfähig, sich in Gespräche einzulassen, setzte er dennoch sein öffentliches Amt regelmäßig fort, und verwaltete es mit einem bedeutenden Grade seiner früheren Lebendigkeit. Seine Urtheilskraft in göttlichen Dingen blieb sich immer gleich. Als man ihm vorschlug, er möge sein Werk in Beziehung auf das öffentliche Predigen gestoppt als vollendet ansehen und aufhören, ehe er augenscheinlich erfahren müßte, daß er nicht länger sprechen könne, erwiderte er mit Nachdruck: „Ich kann nicht aufhören; wie sollte der alte Afrikanische Pasterer aufhören, so lange er noch sprechen kann?“

Endlich nahmen sein Gesicht, Gehör und Gedächtniß augenscheinlich ab, aber da er gnädig vor Schmerzen bewahrt blieb, so zeigte er sich gewöhnlich heiter und wohl. Etwa einen Monat vor seinem Tode sagte er unter Anderem Folgendes: „Es ist eine große Sache um das Sterben, und Gott als Trost des Herzens und ewiges Theil zu haben, wenn Leib und Seele verschmachten. Ich weiß, an wen ich geglaubt habe, und bin gewiß, daß er mächtig ist, mir meine Beilage zu bewahren bis an jenen Tag. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr, der gerechte Richter geben wird an jenem Tage.“ „Welch ein Großes ist es,“ sprach er ferner, „unter dem Schatten der Flügel des Allmächtigen zu leben!“

Ich gehe nun den Weg alles Fleisches.“ Und da Jemand entgegnete: „Der Herr ist gnädig;“ so antwortete er: „Wenn es nicht so wäre, wie dürfte ich es wagen, vor ihm zu stehen?“ — Am Mittwoch vor seinem Tode fragte ihn eine Freundin, ob sein Gemüth beruhigt sey; er entgegnete: „Ich bin zufrieden mit des Herrn Willen.“ — Newton schien bis zu seiner letzten Stunde den Verstand zu behalten; aber reden konnte er nichts weiter. Er ging ein zu seines Herrn Freude am 21. December 1807 und wurde am 31. in der Gruft seiner Kirche beigesetzt.

Wir schließen diesen Abriss seines Lebens indem wir noch den Anfang seines Testaments beifügen, das er am 13. Juni 1803 aufsetzte:

Im Namen Gottes. Amen. Ich, Johann Newton, Prediger, wohnhaft in der Colemanstraße in der Innerstadt London, setze, da ich durch Gottes Gnade in guter Gesundheit und bei munteren verfassungsfähigen Geisteskräften, Gedächtniß und Verstand bin, obwohl bereits in meinem 78sten Lebensjahre, zur Beilegung meiner zeitlichen Angelegenheiten, und zur Verfügung über all das irdische Vermögen, das mir Gott in seiner Vorsehung aus Gnaden anvertrauet hat, Folgendes als meinen letzten Willen und Testament fest: Ich befehle meine Seele meinem gnadenvollen Gott und Heiland, der mich aus großer Barmherzigkeit verschonte und bewahrte, als ich ein Abtrünniger, ein Lasterer und Ungläubiger war, der mich auf der Küste von Afrika aus dem elenden Zustande errettete, in den mich meine hartnäckige Gottlosigkeit gestürzt hatte; der mich endlich, obgleich als einen höchst Unwürdigen, verordnete, sein herrliches Evangelium zu predigen. Ich stütze mich mit demüthigem Vertrauen auf die Veröhnung und Vermittelung des Herrn Jesu Christi, des Gottmenschen, welchen ich so oft Anderen als den einigen Grund vorgestellt habe, auf den ein Sünder seine Hoffnung bauen kann, und hoffe, daß er mich bewahren und leiten wird durch den ungewissen Nest meines Lebens, und daß er mich dann in seinem himmlischen Königreich in seine Nähe zulassen wird u. s. w.“

So bleibe denn das Andenken dieses Gerechten fort und fort im Segen. Es müsse die wunderbare Macht der freien Gnade unseres Gottes und Heilandes verherrlichen, es müsse die Gläubigen mit Freude erfüllen, den Schwachen im Glauben Muth und Stärke geben, die Schwankenden zum Entschluß bringen und die Ungläubigen aus ihrem Nachtwandel aufrütteln. Auch ihm, dem Lasterer, Verfolger und Schmäher ist Barmherzigkeit widerfahren, auf daß an ihm vornehmlich, — wie an dem heiligen Paulus, Jesus Christus erzeigte alle Geduld, zum Exempel denen, die an ihn glauben sollten zum ewigen Leben (1 Tim. 1, 13. 16.). —

Revision der neueren Verhandlungen über die Lehre vom heiligen Abendmahl.

Veranlaßt durch die:

Würdigung der Schrift von Dr. David Schütz über die Lehre vom heiligen Abendmahl, nebst aphoristischen Grundzügen zu einer spekulativen Darstellung der katholischen Abendmahlslehre im Verhältniß zu den protestantischen Abendmahlslehren. Eine von der Tübinger katholisch-theologischen Fakultät

Verhältniß des Geistes zur Materie und insonderheit die innige Union des von ihm eingehauchten menschlichen Geistes mit dem gemeinen irdischen Stoffe, woraus der menschliche Körper besteht, so einleuchtend zeigt, so behauptet dennoch Herr Dr. Schulz S. 2. eben so einseitig als willkürlich, wir müßten in der Betrachtung die beiden Gebiete des Geistigen und Leiblichen, des Himmlischen und Irdischen streng von einander gefondert halten, und will daher auch auf keine Weise irgend eine Uebertragung der Eigenschaften von einem Gebiet auf das andere gelten lassen, obwohl diese in der Wirklichkeit beständig statt findet. Somit ist denn gleich von vorn herein durch einen trotz aller Analogie so Himmel und Erde, als Geist und Leib streng scheidenden Nachspruch nicht nur die Luthersche Lehre von den Gnadenmitteln überhaupt und dem Abendmahl insbesondere, sondern auch die in so mancher Beziehung verwandte Lehre von der Person Christi und der Gemeinschaft der Eigenschaften seiner göttlichen und menschlichen Natur schlechthin verworfen. Der Verfasser scheut auch die traurigen Consequenzen seiner Principien keineswegs, sondern erklärt sich S. 3. unumwunden genug gegen die Lehre von der Menschwerdung Gottes in Christo, und also gegen die wahre Gottheit des Herrn, indem er das als eine unwürdige Herabziehung der Gottheit darstellt, was nichts anders als eine barmherzige Herablassung derselben ist. Damit stürzt er den Grund- und Eckstein aller Evangelischen Dogmen, so daß nach diesen Voraussetzungen zugleich mit der Abendmahlslehre, die aus den Einsetzungsworten nur insofern zu beweisen steht, als sie Worte des allmächtigen Gottmenschlichen sind, auch die anderen Heilslehren, die sich sämtlich auf die persönliche Verbindung der Gottheit mit der Menschheit in Jesu gründen, hinfallen müßten. Es handelt sich also bei diesem Streite durchaus nicht bloß von dem Abendmahl, sondern überhaupt von den wesentlichsten Dogmen des Christenthums, wie auch bei ihrem inneren analogischen Zusammenhange nicht anders möglich ist. Allein nicht nur über die Fundamentalartikel des Christenthums hat Herr Schulz gleich auf den ersten Seiten abgeurtheilt, sondern er hat zugleich auch durch seine diktatorisch voraufgestellten Principien die wichtigsten Probleme der Philosophie, die eben grade das Verhältniß des Geistes zur Materie u. f. w. betreffen, mit einem Schlage abgethan. Was hilft nun bei einem so ungründlichen und unwissenschaftlichen Verfahren in den Hauptfachen der Schein von Gründlichkeit oder vielmehr die Weitaufigkeit, womit im weiteren Verfolge einzelne Wörter exegetisch durchgenommen und eben so abstrakt als die Grundvoraussetzung bestimmt werden. Wo bleibt hiebei die Versicherung des Titels, „die Abendmahlslehre nach dem Grundtext des N. T.“ zu bestimmen, während das Resultat nach grundlosen und ganz schriftwidrigen Voraussetzungen schon vom Voraus bestimmt ist. Wahrlich, so lange der Nationalismus so verfährt, sollte er es sich am wenigsten erlauben, der älteren Theologie eine bestochene Epigee vorzurücken.

Die Philosophie des natürlichen Menschen, d. h. diejenige, welche ohne das Licht der Offenbarung mit unerleuchteter Vernunft philosophirt, schwankt in ihren Bestimmungen über das Verhältniß des Geistes zur Materie, des Unendlichen zum Endlichen, Gottes zur Welt stets zwischen den Gegensätzen der Identitäts- und der Dualitätslehre hinüber und herüber, ohne je die wahre Mitte zwischen beiden finden zu können. Jeder dieser Gegensätze ruft durch den Irrthum, der in ihm liegt, immer wieder den anderen hervor, und erzeugt durch seine Einseitigkeit die eben so einseitige Gegenseitigkeit des anderen. Das Identi-

tätssystem strebt immerdar, den dualistischen Gegensatz des Geistes und der Materie, des Himmlischen und Irdischen, des Schöpfers und der Creatur aufzuheben, dadurch, daß es beide ihrem Wesen nach vermischt und als eins setzt, während dagegen das Dualitätssystem sie stets separirt und als zwei setzt. Ersteres betrachtet entweder idealistisch und spiritualistisch Alles als Geist, Idee, Vorstellung, wozu es das Körperliche verflüchtigt, oder materialistisch als Stoff, Masse, Gestalt, wozu es das Geistige verdichtet; es vollendet sich im Pantheismus, dem Gott die Welt und die Welt Gott ist, oder doch nur die Erscheinung, das Andersseyn Gottes. Letzteres unterscheidet nicht bloß, sondern scheidet das verschiedene Wesen derselben, und stellt sie sich bergesamt gegenüber, daß sie nur auseinander, oder höchstens neben einander, nie aber ineinander existiren, und ihr Zusammenwirken nur ein mechanisches und occasionales, nicht aber ein organisches und dynamisches ist; es vollendet sich im abstrakten Theismus, welcher Gott und die Welt trennt, und letztere, nachdem sie einmal geworden, für sich selbst durch ihre natürlichen Kräfte bestehen läßt, oder ihr auch in den Grundstoffen, woraus sie besteht, und selbst in dem Bösen, womit sie behaftet ist, eine ewige Existenz neben Gott zuschreibt. Diese Scheidung von Gott ist aber der tiefen Sehnsucht des Menschen nach der Gemeinschaft mit ihm, zu dessen Bilde er erschaffen ist, und in dem er leben, wehen und seyn soll, so sehr entgegen, daß er alsbald wieder nach der anderen Seite abirrend, sich in die Wesenseinheit mit Gott zu erheben sucht, woraus ihn aber wiederum das Bewußtseyn seiner Schwäche und Sünde zu jenem Zwiespalte herabdrückt, so daß er eben immer, bald trostigen bald verzagten Herzens zwischen jenen Gegensätzen hin- und herschwankt, und nirgends den wahren Frieden findet. Die rechte Vermittelung beider kann nicht aus ihnen selbst herausgefunden, sie kann nur von oben herabgegeben werden; wir verdanken sie einzig und allein der Offenbarung.

Die heilige Schrift widerstreitet eben so sehr dem Identitäts- als dem Separationsystem, und lehret dagegen eine innige Union des wesentlich Zweifachen, so daß sie von jenen beiden Gegensätzen zwar das Wahre, nämlich von ersterem die Einheit und von letzterem die Zweiheit festhält, allein das Falsche, nämlich die Identificirung und die Separirung ausschließt. Die Heteroousie oder die Wesensverschiedenheit Gottes und der Welt wird von der geoffenbarten Theologie aufs Bestimmteste behauptet, und durch den Gegensatz der Homoousie oder Wesenseinheit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes besonders hervorgehoben. Eben weil der lebendige Gott in der ewigen allervollkommensten Wirklichkeit und Wesensgemeinschaft der Trinität in höchster Seligkeit sich selbst genügt, ist ihm die Welt kein nothwendiges Object oder Produkt der Lebendigkeit seiner wesentlichen Eigenschaften, sondern sie ist ohne ewige Nothwendigkeit durch einen freien Rathschluß seines Wohlgefallens aus Nichts erschaffen und hat zugleich mit Zeit und Raum einen faktischen Anfang genommen. Und um den Gegensatz der nichtigen Creatur und des lebendigen Gottes noch mehr hervorzuheben, so schuf er zuerst unsere Erde nur als eine wüste, leere und finstere Masse, so daß zwischen ihr und ihrem Schöpfer die allergrößte Verschiedenheit der Substanz bestand und noch besteht. Allein so weit diese Verschiedenheit ist, so wird doch dadurch keineswegs der Schöpfer und sein Geschöpf von einander geschieden. Vielmehr verherrlicht er nun eben dadurch seine wunderbare Macht und Güte, daß er in den Gegensatz den Gegensatz, in das Dunkel das Licht, in das Wüste das Schöne, in die Leere

die Fülle, in das Formlose die Gestalt, in die Materie den Geist, in den Tod das Leben hineinschafft, und alle seine Geschöpfe mit der herablassendsten Liebe umfaßt. So ist vor Allen der Mensch aus entgegengesetzten Substanzen, nämlich aus dem gröbsten Stoffe und dem feinsten Geist in eins gebildet; dem Erdenklos haucht der Schöpfer eine lebendige Seele ein, und diese jenen durchbringend und befehlend bildet mit ihm die menschliche Person, die ihr zwiefaches Element in die Einheit ihres Selbstbewußtseins aufnimmt. Das Bild Gottes ist der gemeinen Masse veredelnd und vergöttlichend aufgedrückt, und Himmel und Erde wunderbar in dem Menschen vereinigt. Als nun aber die Sünde das Bild Gottes in der menschlichen Natur verwischte und sie von ihrem Schöpfer abwandte und schied, da wurde das vereinte Zwiefältige zum entzweiten Zwiefältigen, und ein feindlicher Dualismus entstand, der Himmel und Erde trennte und das Fleisch wider den Geist in Streit setzte. Allein auch diese Entzweiung ist wiederum vermittelt und gehoben durch die überschwengliche Gnade der Versöhnung Gottes in Christo. In Christo ist die göttliche und menschliche Natur vereinigt zu Einer Person; die menschliche ist aufgenommen in die Einheit des Selbstbewußtseins der göttlichen, und beide Naturen bilden eben so unvermischt und unverwandelt, als ungetrennt und ungeschieden, Ein Ich. Bekannt sind in dieser Lehre die beiden entgegengesetzten Abwege des Nestorianismus und Euthychianismus, zwischen welchen die rechtgläubige Wahrheit die allein rechte Mitte behauptet. Der Nestorianismus, *) indem er die vollständige persönliche Union der Gottheit und Menschheit in Christo nicht zugibt, sondern sie nur nebeneinander bestehen läßt, entspricht in der Lehre von Christo dem abstrakten Theismus in der Philosophie, der Gott und die Welt getrennt, und der Euthychianismus, der statt der Union eine Identifikation und Transsubstantiation behauptet, und also die Zweieit der Naturen aufhebt, entspricht dem Pantheismus, der Gott und die Welt confundirt und identificirt. Zweieit des Wesens und unendliche Verschiedenheit desselben vereinigt und in Gemeinschaft gesetzt durch die Macht der Gnade — dies ist das allein wahre Verhältniß.

In der Lehre von den Sakramenten begegnen uns nun ähnliche Abirrungen nach beiden Seiten und eben so auch zwischen denselben, der Analogie des Glaubens gemäß, die wahre Mitte. Daß zum Begriff eines Sakraments zwei wesentlich verschiedene Dinge gehören, ein himmlisches und ein irdisches, ein unsichtbares und sichtbares (*invisibilis gratiae visibile signum*), welche durch eine göttliche Anordnung irgendwie in Beziehung miteinander gesetzt sind, dies ist etwas allgemein Eingeständenes. Sobald sich aber die Frage nach dem Wie? dieser Beziehung erhebt, so treten uns abermals und zwar am bestimmtesten in der Lehre vom heiligen Abendmahl jene überwachten Gegensätze entgegen, in denen sich auch hier das Euthychianische und Nestorianische leicht wieder erkennen läßt. Nach der Katholischen Meinung verschwindet in dem konsekrirten Sakramente das irdische Element völlig, und läßt nur einen doketischen Schein von sich zurück, während seine Substanz in die des himmlischen Elementes, nämlich des verklärten Leibes und Blutes Christi, verwandelt wird. Hier ist also nicht sowohl eine Union des Verschiedenen, eine Vereinigung des Himmlischen und Irdischen, als vielmehr eine Identifikation desselben, eine Absorption des letz-

ten in's erstere, ganz auf ähnliche Weise, wie nach dem Euthychianismus die menschliche Natur in der göttlichen aufgeht. Nach der Zwinglischen Meinung dagegen bestehen wohl die beiden Substanzen, die himmlische und die irdische, unverwandelt, allein sie werden nicht unirt, sondern bleiben weit von einander separirt, so daß das Irdische nicht das Himmlische selbst in wirklicher objektiver Gegenwart, sondern nur eine entfernte Ähnlichkeit des Himmlischen für eine gläubige Phantasie in sich trägt. Alles, was man besonders seit Calvin zur Verbesserung dieser Meinung gethan hat, besteht darin, die beiden Elemente des Sakraments einander näher zu rücken, ja selbst, wenn auch kein Ineinander, doch ein gleichzeitiges Nebeneinander derselben für die Gläubigen anzunehmen. Allein, obwohl dies ein Fortschritt zur Wahrheit ist, so ist doch auch hierbei das Nestorianische nicht zu verkennen, und das Lügen des mündlichen Empfangs der himmlischen Substanz in ihrer Verbindung mit der irdischen steht dem Lügen des *εσθωκος* parallel. Immer bleibt das Göttliche nur jenseits des Irdischen.

Daß nun diese beiden Meinungen, die sich gegenseitig total selbst mit dem Wahren, was in ihnen liegt, aufheben, der Analogie des Glaubens nicht gemäß sind, und durch ihren contradictorischen Gegensatz als einseitige Extreme nach entgegengesetzten Seiten von der vermittelnden Wahrheit abliegen, ergibt sich nicht nur insbesondere aus der eben berührten Parallele des Nestorianismus und Euthychianismus, sondern auch überhaupt aus dem verwandten Verhältniß, worin allgemein die Schrift das Geistige zum Leiblichen, das Himmlische zum Irdischen stellt, ein Verhältniß, was die natürliche Wahrnehmung vielfach bestätigt. Wir haben gesehen, daß dies das Verhältniß einer innigen Union des wesentlich Zwiefachen ist; davon aber neigt die Katholische Meinung ab zum Identitätssystem, indem sie die Zweieit der vereinigten Substanzen, und die Zwinglische zum Separationssystem, indem sie die Vereinigung der zwei Substanzen läugnet. Es ist unverkennbar, daß die Lutherische Meinung die wahre Mitte zwischen diesen Gegensätzen hält. Sie läugnet einerseits eben so entschieden die Transsubstantiation des Brodtes und Weines in den Leib und das Blut Christi, als die Transsubstantiation seiner menschlichen Natur in die göttliche, und behauptet so wie hier nur eine *unio hypostatica* der beiden Naturen, so dort nur eine *unio sacramentalis* der beiden Substanzen, indem sie, übereinstimmend mit den Reformirten, das irdische Element nicht als einen bloßen Schein betrachtet, sondern in seiner Realität festhält. Andererseits aber läugnet sie eben so bestimmt, daß von der himmlischen Substanz nur ein bloßer Schein, ein Bild, eine Figur oder nur einige Accidenzien ohne das Wesen selbst gegenwärtig seyen, was grade der umgekehrte Irrthum des Katholiken ist, und behauptet dagegen übereinstimmend mit den Katholiken die reelle Gegenwart Christi und zwar in der innigsten Verbindung mit Brod und Wein, oder in, mit und unter denselben. Die Analogien, welche in der Lehre von der Person Christi zur Erläuterung gebraucht werden, nämlich die vom Feuer und Eisen und von Seele und Leib, dienen auch hier dazu, indem sie ohne Wesensverwandlung eine Verbindung darstellen, die kein bloßes Nebeneinander, sondern ein Ineinander ist. Diese Analogien lassen sich aber noch viel weiter führen und zeigen eben dadurch, daß sie nicht bloß zufällige Beispiele zu einer vereinzelten Lehre sind, sondern daß vielmehr diese Lehre einer allumfassenden Analogie, oder einem allgemeinen Gesetze entspricht. So wie die Seele nicht über oder neben dem Leibe, sondern in, mit und unter ihm ist, so daß sie durch

*) Herr Dr. Schulz stellt den entschiedensten Nestorianismus auf S. 143 f.

ihn hindurch sieht, hört, fühlt und spricht, so muß auch eine jede geistige oder übersinnliche Mittheilung an den Menschen sich irgendwie für ihn verkörpern oder versinnlichen, und gelangt nur in, mit und unter dieser sinnlichen Hülle durch unsere Sinne zu unserem Geiste. Wer einen Gedanken seines Geistes in dem meinigen erregen will, der muß ihm einen Leib, d. h. ein Wort oder ein Zeichen geben, und durch dieses sinnliche Mittel gelangt nun der Gedanke, und zwar nicht etwa auf einem Nebenwege, sondern auf demselben Wege in und mit dem Mittel durch das Ohr oder Auge in meine Seele. Die höchsten Gedanken und die geistigsten Gefühle, die weder eine sinnliche Quelle, noch ein sinnliches Ziel haben, empfangen wir von Anderen aus ihrem Geist in unseren Geist immer nur mittelst ihrer und unserer Sinne, durch die sie hindurchgehen. So wie es sich nun mit den Gedanken und Gefühlen verhält, so nämlich, daß sie in und mit den Worten oder Zeichen durch das Ohr oder Auge von der Seele empfangen werden, eben so verhält und muß sich verhalten das übersinnliche Element des Sakraments zum sinnlichen, so nämlich, daß es in und mit demselben durch die Sinne von der Seele empfangen wird. Die Verkörperung des Himmlischen in dem Irdischen des Sakraments oder Gnadenmittels muß der Verkörperung alles Geistigen in der Wort- oder Zeichensprache analog seyn, d. h. es muß eine Union, ein Ineinander des Uebersinnlichen und Sinnlichen statt finden, ohne daß darum eins in das andere verwandelt würde. Die Sakramente sind die Zeichensprache Gottes, das sichtbare Wort, welches zum hörbaren oder mündlichen Worte deshalb hinzugefügt wird, um seinen Inhalt noch concreter und eindringlicher auch für das Auge und Gefühl zu versinnlichen, und ihn auf das Specieellste jedem Individuo zu beglaubigen und anzudeuten, während das mündliche Wort mehr in's Allgemeine geht. *Corda simul per verbum et ritum monet Deus ut credant et concipiant fidem; sicut autem verbum incurrit in aures, ut feriat corda, ita ritus ipse incurrit in oculos, ut moveat corda.* Apologie S. 200. Also durch das Gehör (*ἡ πρὸς τὸ ἀκοῆς*) und Gesicht bringt das Geistige und Himmlische zum Herzen; da nun die Sakramente nicht bloß gesehen, sondern beim Empfangen auch berührt und das heilige Abendmahl auch mündlich genossen wird, so ist gar kein Grund zu sehen, warum nicht auch das Gefühl und der Geschmack so gut wie das Gesicht und Gehör sinnliche Leiter des Uebersinnlichen durch den äußeren zum inneren Menschen seyn können. Sollte der Mund nicht auch einmal wie Aug und Ohr eine Pforte der Seele nach Innen seyn können, so wie er es sammt dem Auge stets nach Außen ist? Wenn er nicht zu schlecht dazu ist, daß unseres Geistes höchste Gedanken mittelst des Wortes durch ihn ausgehen; warum sollte er denn zu schlecht dazu seyn, daß mit der geweihten Speise des Abendmahls Himmlisches durch ihn eingeht, wobei der Magen eben so wenig das Ziel, wie bei unseren Gedanken der Kehlfopf die Quelle ist? Vielmehr so wie bei dem Sprechen der übersinnliche Gedanke und der sinnliche Ton aus verschiedenen Quellen entspringt und durch den Mund vereinigt ausgeht, so geht bei der Communion das Uebersinnliche und Sinnliche durch den

Mund vereinigt ein, und vertheilt sich dann jedes nach seinem verschiedenen Ziele, so jedoch, daß die Seele aus dem Munde nur durch den Glauben das Ihrige empfängt, ganz eben so wie aus dem Ohre, in welchem auch ohne den Glauben die inhaltschwerste Verheißung fruchtlos für die Seele verhallt. So wie jedoch die Verheißung deshalb nicht sinnlos ist, weil ihr Sinn nicht geglaubt wird, so ist auch das Sakrament nicht ohne Christus, wenn er auch nicht darin geglaubt wird. Gold ist Gold, wir mögen es für Gold oder Messing halten, obwohl es nur im ersteren Falle als Gold uns nützt. Der Unglaube hebt den Nutzen, aber nicht das Wesen des Sakraments auf.

Diese Bemerkungen werden genügen sowohl um zu zeigen, daß die Lutherische Abendmahlslehre die reine Mitte hält zwischen der Katholischen und Zwinglischen, als auch, daß diese Mitte der Analogie des Glaubens am gemähesten ist, und daß, was man für die eigenthümlichsten Merkmale der Lutherischen hält, nämlich das In, Mit und Unter, und der daraus sich von selbst ergebende mündliche Genuß sammt seinen Folgerungen, bei all seiner Eigenthümlichkeit, dennoch dem allgemeinen Gesetze geistlicher Mittheilung durch sinnliche Mittel völlig entsprechend ist, während dagegen die Reformirte Ansicht von einem neben dem leeren Mittel unmittelbar geschehenden Seelengenuß diesem Gesetze nicht entspricht, und eben so wie die Katholische der Analogie des Glaubens entgegen ist. Die Wahrheit der Lutherischen Lehre gründet sich aber keineswegs bloß auf einen Schluß aus diesem Verhältnisse, sondern beruht auf den bestimmtesten göttlichen Zeugnissen der Schrift, deren einfach richtiger Verstand nur durch jene panharmonische Analogie befähigt wird. Die Sprache der heiligen Schrift ist aber, so wie die Sprache überhaupt, eine sinnliche Darstellung übersinnlichen Inhalts und es werden also bei der Auslegung derselben die oben erwähnten Divergenzen abermals hervortreten und zugleich auch die wahre Mitte zwischen denselben sich herausstellen. Die nach der einen Seite abirrende Auslegung confundirt und identificirt nämlich die sinnliche Form und den übersinnlichen Inhalt der Sprache, woraus die falsche, geistlose, materialistische Buchstäblichkeit entsteht; die nach der anderen Seite abirrende separirt dagegen Form und Inhalt und setzt sie in ein bloß zufälliges Verhältniß entfernter Ähnlichkeit, so daß die Form eigentlich nur ein leerer Schein und der Inhalt nur eine unbestimmte idealistische Abstraktion ist. Zwischen dieser idealistischen und jener materialistischen Egreße steht die wahre realistische in der Mitte, welche Form und Inhalt, Buchstabe und Geist wohl unterscheidet, aber sie zugleich, wie Leib und Seele, in der concretesten, innigsten Verbindung miteinander erkennt und in der anschaulichen Bestimmtheit der sinnlichen Form die bestimmende Lebendigkeit und concrete Wahrheit des übersinnlichen Inhaltes findet; denn eben in Wort, That und Gestalt verwickelt und offenbart der Geist sich selbst und tritt mit seinen unsichtbaren Eigenschaften in die sichtbare Welt hinein, die der entsprechende Ausdruck seines Eindruckes ist.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 26. Mai.

N^o 42.

Revision der neueren Verhandlungen über die Lehre vom heiligen Abendmahl.

(Fortsetzung.)

Wie sehr nun Herr Dr. Schulz jener idealisirenden Schatten-Gegeße huldigt, wie pedantisch und mikrologisch er Wörter, Silben und Buchstaben preßt, um sie aller concreten und leiblichen Fülle zu entleeren, und wie höchst willkürlich er Worte und Sätze nach seinen rationalistischen Vorurtheilen dreht und zwingt, dies hat ihm Herr Sengler scharf und gründlich nachgewiesen. Besonders auffallend ist das Schulzische Verfahren bei dem Worte *σπυρα*, was er gewaltsam aber vergeblich zu entleiben sucht, und noch auffallender bei dem *ἐστιν**) dessen figurliche Deutung er durch eine höchst unfruchtlich zusammengeraffte Menge von Stellen erhärten will, die meist grade das Gegentheil beweisen. Ja es läßt sich behaupten, daß in keiner dieser Stellen *ἐστιν* bedeutet heißt,**) daß selbst in den Gleichnißreden der uneigentlichen oder geistlichen Sinn nicht sowohl in der Copula als vielmehr in dem Subjekt oder Prädikat zu suchen ist, wie z. B. Luc. 8, 11.: *ὁ σπόρος ἐστὶν ὁ λόγος τοῦ θείου*. Der Herr hatte bei der ganzen Parabel keinen leiblichen Säemann und Samen, sondern einen geistlichen im Sinne; diesen Sinn spricht er nun in der Erklärung aus, indem er sagt: Der Samen, den ich meine, ist nicht Korn oder Gerste, sondern er ist das Wort Gottes; das Wort Samen hat also hier einen anderen und tieferen Sinn als gewöhnlich, nicht aber das *ἐστιν*. Eben so die schon von Zwingli unpassend angeführte Stelle 1 Cor. 10, 4.: *ὁ θεὸς πεινᾷ ἡμᾶς ἐκ τοῦ πέτρου*, wo doch unmittelbar zuvor der Fels ein geistlicher, *πνευματικὸν*, genannt wird; nun aber bedeutet Christus nicht einen geistlichen Felsen, sondern er ist es. Ganz so verhält es sich auch mit der Stelle, worauf Schulz ganz ohne Grund sich besonders stützt 1 Cor. 12, 27.: *ὡς ἐστιν τὸ σῶμα τοῦ Χριστοῦ*. Es ergibt sich von selbst, daß

*) Sollte das *ἐστιν* aramäisch nicht gesprochen worden seyn, so beweist dies um so mehr, daß es nur als die bloße Copula *est* zu nehmen ist.

**) Vgl. Luther Eb. 20. S. 1130 ff. und 1234 ff., woselbst er sehr feine Sprachbemerkungen darüber gibt.

unter dem Leibe Christi hier seine von ihm beseelte Gemeinde zu verstehen ist, und diese wird ja wahrlich von den Corinthern nicht bloß bedeutet, sondern sie sind sie. So ist es auch mit den Stellen, worin der Herr sich den Weinstock, den Weg, die Thür, den Hirten nennt, wobei es doch in der That absurd ist zu meinen, daß er einen gewöhnlichen Viehhirten, oder eine hölzerne Stallthüre, oder eine Landstraße, oder einen Nebstod im Garten, bedeute; vielmehr tragen alle diese Worte einen geistlichen und tieferen Sinn in sich, in welchem sie als Prädikate dem Herrn wirklich zukommen. Dies ist auch Joh. 15, 1. ausdrücklich angedeutet: *ἐγώ εἰμι ἡ ἀμπελος ἡ ἀράδνη*, wo eben das *ἀράδνη* den wahren, geistlichen, Himmel und Erde umwandelnden Weinstock bezeichnet, von dessen fruchtbringender Kraft man vielmehr einen irdischen Weinstock ein Abbild nennen muß, als umgekehrt; eben so die Stellen Joh. 6., worin sich der Herr das vom Himmel gekommene Brodt oder das Brodt des Lebens nennt, und dadurch unwidersprechlich zeigt, daß das Wort Brodt hier nicht von gemeinem Dichtbrodt zu verstehen sey, welches er nur bedeute, sondern einen höheren, himmlischen Sinn habe, in welchem er es wirklich und wahrhaftig ist. Man braucht nur noch anzuführen, daß Schulz unter anderen auch die Stelle 1-Joh. 4, 16.: *ὁ θεὸς ἀγαπᾷ ἑαυτὸν* zum Beweis der uneigentlichen Deutung des *ἐστιν* anzieht, um nicht nur mehr als überzeugt zu seyn, wie nichtsabweisend die Masse der von ihm ohne Prüfung zusammengehäuften Stellen ist, sondern auch einzusehen, zu welcher nichtigen Theologie eine solche Gegeße führen würde, der die Grundbegriffe des göttlichen Wesens und seiner mit ihm identischen Eigenschaften so fremd sind. Wie viel könnte hierüber Herr Dr. Schulz von den älteren Theologen lernen! Allein bei aller Gelehrsamkeit scheint er doch sehr unbedenken in ihnen zu seyn, wahrscheinlich weil er sie, wie alle Rationalisten, viel zu tief unter sich erblickt. Wie könnte er sonst so absprechend als grundlos seinen exegetischen Verhandlungen das rationalistische Princip voranstellen S. 117.: „Als unbedingt (?) zugegebenen (?) hermeneutischen Grundsatz dürfen (?) wir annehmen: diejenige Auslegung einer Stelle der heiligen Schrift, welche einen einfach natürlichen, den Denkfähigen des gesunden Menschen entsprechenden Sinn unge sucht darbeut, verdient den Vorzug vor einer etwas ganz Ungewöhnlichen, schwer Begreiflichen, oder gar Widersinnigen ausprechenden.“ Dieser

Grundsatz ist nichts weniger als unbedingt zugegeben, und darf auch nie von einer verständigen, grammatisch-historischen Hermeneutik zugegeben werden, wenn sie nicht Gefahr laufen will, ihre Resultate dem wandelbaren Dünkel einer jeden Vernunft, die sich in eitlem Wahne für gesund hält, ohne es zu seyn, preisgegeben zu sehen. Die Vernunft muß sich nach der Schrift, und nicht die Schrift nach der Vernunft richten, dies ist das wahre Protestantische Princip der Auslegung, welches die Kirche von dem Joch der Menschensatzungen befreit hat, die im sophistischen Gewande nicht minder verderblich sind als im hierarchischen. Wie würde selbst die Profangeschichte verwickeln und verhungert werden, wenn nur das Gewöhnliche und Alltägliche darin als wahr gelten sollte, aber nicht das Ungewöhnliche, Außerordentliche, Einziges? Und nun gar die Offenbarung? Wenn es eine gibt, so muß sie Ungewöhnliches, Außerordentliches, Einziges enthalten; denn eine Offenbarung, die nichts offenbart, die nichts Neues, Erstaunenswürdiges, bisher Unerhörtes mittheilt, ist keine. Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben, das hat er uns geoffenbart durch seinen Geist, 1 Cor. 2, 9 f. Die wunderbarste, außerordentlichste Liebe beweist uns Gott der Vater durch die Sendung des Sohnes, die wunderbarste, außerordentlichste Liebe der Sohn durch seine Hingabe für uns sowohl in seinem Leben, Leiden und Sterben, als auch fortwährend im Abendmahl. Wenn hierin irgend einer Vernunft etwas unbegreiflich oder widerförmig erscheint, so hat dies nicht in der Sache, sondern in ihrem eigenen beschränkten oder verkehrten Sinn seinen Grund, und sie muß daher diesen verwerfen, aber nicht jene. Dem Thoren erscheint gar Vieles thöricht, was er als Weisheit erkennt, wenn er weise geworden ist, 1 Cor. 1, 25. Wie wahr sagt Erasmus: Si quis idiota tali philosopho, qualis fuit Aristoteles aut Pythagoras aut si quis doctior fuit utroque, de materia prima, de rerum principiis, de infinito, aut de coelestium orbium magnitudine, motu vique disserenti obstreperet ambigens de omnibus, quae non posset assequi, nonne audiret arrogans et insaniens? at quanto major est insania, ideo non credere divinae philosophiae, quod multa non aequatur humanus intellectus! porro inter Deum et hominem quantumvis eraditum discrimen est infinitis partibus majus, quam inter hominem sapientissimum et rusticum stolidissimum, s. in Gerhard's Locis Tom. I. loc. 2. das ganze, sehr zum Nachlesen zu empfehlende 9te Kapitel. Wenn aber Herr Dr. Schulz diesen und ähnliche alte Theologen keines Studiums würdigt, möchte er doch wenigstens Luther's, Zwingli's und Decolampad's Streifschriften über seinen großen Gegenstand nachgelesen haben. Er würde dann bei Luther nicht nur die schärfste Widerlegung seiner Deutelei des *verbi*, sondern zugleich auch die bestimmteste Nachweisung gefunden haben, wie von dem Brodte und Weine, obwohl sie nicht transubstantiirt, sondern nur umirt werden mit Leib und Blut, dennoch per Synecdochen ganz richtig gesagt werde, sie seyen der Leib und das Blut, so wie auch in der Lehre von der Person Christi ganz ähnliche Sätze vorkommen, s. das große Bekenntniß vom Abendmahl Walch. Th. 20. S. 1287 ff. Es ist ja auch im gemeinen Leben sehr häufig, vom continens das contentum zu prädiciren, indem man von einem Beutel mit Geld schlechtthin sagt: das ist Geld, und von einem Gefäße mit Wein, das ist Wein, und von einer Schüssel mit Fleisch, das ist Fleisch, wobei weder eine Verwandlung noch eine Bedeutung statt findet, so daß man sich wundern muß, wie Herr Schulz keine Mitte zwischen bei-

den hat finden können. Aber nicht bloß von Luther, sondern auch von Zwingli und Decolampad würde er Vieles gelernt haben. Nicht nur hätte er alle seine Gründe und zwar meistens noch gründlicher schon bei ihnen vorgefunden, sondern auch andere noch, die mehr bedeuten als die seinigen.

Der scheinbarste unter den Gegengründen jener Männer ist folgender: Es ist ein Widerspruch in der Lutherischen Meinung; sie behauptet eine leibliche Gegenwart, der sie aber doch alle leiblichen Merkmale abspricht, und die eben daher nur eine geistige seyn kann; sie soll geglaubt werden; wenn sie aber eine leibliche Gegenwart wäre, so müßte sie nicht geglaubt, sondern sinnlich empfunden werden, und da sie nicht sinnlich empfunden wird, so kann sie eben deshalb nur eine geistige Gegenwart seyn, denn was übersinnlich ist, das ist geistig, vgl. Zwingli in Walch. Th. 20. S. 591 f. Dieser Grund hat zwar viel Schein der Wahrheit, aber es ist doch nur Schein. Der Schluß gegen die leibliche Gegenwart beruht auf der Gleichsetzung der Begriffe übersinnlich und geistig, sinnlich und leiblich, denn weil die Gegenwart des Herrn im Sakrament keine sinnlichen Merkmale hat, und also übersinnlich ist, darum soll es nur eine geistige Gegenwart seyn. Der Schluß ist falsch, denn womit will man beweisen, daß etwas, weil es über unsere fünf Sinne geht, deshalb rein geistig und ganz unkörperlich sey. Hört etwa die körperliche Welt da auf, wo unsere stumpfen Sinne aufhören? gibt es da keine Weltkörper mehr, wo unsere Teleskope nicht hinreichen, oder sind da keine Gefäße mehr, wo unsere Mikroskope keine mehr entdecken? oder sind die Sterne, die man erst neuerdings mit unseren vervollkommenen Fernrohren entdeckt hat, bis dahin geistig gewesen? Wenn dies nicht der Fall ist, so kann auch nicht übersinnlich äquale geistig seyn, wie sich von selbst ergibt, wenn man statt übersinnlich übersinnlich sagt; denn hätten wir einen sechsten Sinn, so würden wir vielleicht empfinden, was wir jetzt bei unseren fünf nur glauben können, so wie der Blinde nur glauben kann, was der Sehende sieht, obwohl es doch vor jenem eben so leibhaftig vorhanden ist, als vor diesem. Wenn wir daher mit Recht die Gegenwart des Herrn im Abendmahl eine übersinnliche nennen, um dadurch zu bezeichnen spirituale, supernaturale und coelestem modum, secundum quem Christus in sacra coena praesens est (Concord. Form. S. 755.), so wird damit keineswegs eine bloß ideelle, bloß geistige Gegenwart, mit Ausschluß aller leiblichen Substanz, Christi behauptet, was den Schrifttexten vom Sakrament ganz entgegen wäre, noch auch wird behauptet, daß der bloß geistige Logos im Sakramente einen neuen Leib annehme,*) was gleichfalls den Einsetzungsworten entgegen wäre, welche ganz bestimmt von dem für uns gegebenen Leibe und für uns vergossenen Blute reden. Vielmehr wird behauptet, daß der Gottmensch seinen beiden ungetrennlichen Naturen nach, und also auch mit seiner leiblichen Substanz, auf eine zwar übersinnliche, aber dennoch reelle Weise, in und mit dem Brodte und Weine, die er durch eine übersinnliche Union oder Assumtion mit seinem verkörperten Leibe und Blute in Gemeinschaft sezt (1 Cor. 10, 16.) gegenwärtig ist, ohne jedoch deshalb räumlich davon eingeschlossen zu seyn, so wenig wie das Licht vom Krystall, den es durchdringt, oder die Wärme von dem Gegenstand, den sie durchdringt, oder der Ton von dem Ohre, das er erfüllt, eingeschlossen ist.**)

So wie nun diese Vorstellung die der Analogie des Glau-

*) Hahn's christliche Glaubenslehre S. 602. und Müncher's Dogmengeschichte B. 4. S. 391.

**) Vgl. Luther Th. 20. S. 920 ff.

lebens und der Schrift gemäße ist, so befriedigt sie auch eine von diesem Standpunkte aus reflektirende Vernunft am vollkommensten, und alle Einwendungen, die man sowohl gegen die Möglichkeit, als gegen die Nützlichkeit einer solchen Gegenwart des Herrn in seinem Sakrament von einem begründbar rationalistischen Standpunkte aus erhoben hat, lassen sich durch wahrhaft theologische Vernunftgründe unschwer widerlegen. Gewöhnlich zwar wird die Lutherische Meinung nur für schriftgemäßer als die Zwinglische, diese aber dagegen für vernunftgemäßer als jene gehalten; allein dies ist eine ganz falsche Vorstellung. So lange zwischen der Schrift und Vernunft noch eine Disharmonie statt findet, so lange ist die letztere noch nicht frei von Irrthum und Unvernunft, und es ist dann nur dies, womit die Schrift sich nicht reimen will; sobald aber die Vernunft sich der bestimmten Schriftlehre willig und völlig conformirt, so erkennt sie auch in der Reflexion darüber das wahrhaft Vernünftige und göttlich Weise derselben, und das Unvernünftige und Unweise des Gegentheils. Die Zwinglischen Vernunftgründe gegen die Möglichkeit der sakramentlichen Gegenwart des Herrn sind nichts weniger als vernünftig. Weil er seit seiner Himmelfahrt zur Rechten Gottes sitzt, darum könne er nicht im Abendmahle gegenwärtig seyn; denn es sey unmöglich, im Himmel und auf Erden zugleich zu seyn. Diesen Grund haben die alten Gegenseiter mit Recht plump und kindisch genannt; denn er setzt die allerbeschränktesten Vorstellungen von dem Himmel und der Rechten Gottes voraus. Einen räumlich umschlossenen Platz auf der rechten Seite Gottes irgendwo in der Höhe, wo Christus so fest sich niedergelassen hat, daß er nicht davon weg kann, dies versteht Zwingli unter dem Sitzen zur Rechten Gottes. Einer Kindervernunft freilich mag dies rational erscheinen, nicht aber einer Männervernunft, die in der Schule des göttlichen Wortes erzogen ist. Der Himmel, als der Sitz des allgegenwärtigen Gottes, unterscheidet sich von den irdischen Räumen eben durch seine Schrankenlosigkeit; die Himmelfahrt des Herrn ist nicht die Vertauschung einer nahen räumlichen Schranke mit einer anderen weit entfernten, sondern sie ist ihrem Wesen nach die Erhebung über die irdischen Schranken des Raumes und der Zeit, so daß in ihr nicht die Unmöglichkeit, sondern vielmehr die Möglichkeit einer durch kein irdisches Nah oder Fern mehr bestimmten allseitigen Gegenwart begründet ist, Eph. 4, 10. Die Rechte Gottes ist kein aparter Platz, sondern sie ist die allmächtig unbeschränkte Kraft Gottes, wodurch bei ihm kein Ding unmöglich ist, und das Sitzen zur Rechten Gottes ist die Gemeinschaft dieser Allmacht. Eben weil der Herr den Himmel gefahren ist und zur Rechten Gottes sitzt, kann er uns nun unumschränkt mit seiner gnadenreichen Gegenwart nahe seyn, wo und wann es ihm gefällt, und überall, wo sein Sakrament gefeiert wird, während, als er noch in Knechtsgehalt auf Erden wandelte, seine Gegenwart sehr eingeschränkt war. *) Jene freiere Gegenwärtigkeit hat einmal überhaupt in der Verklärung und Verherrlichung der menschlichen Natur seinen Grund, deren nicht bloß der Herr, sondern dereinst auch jeder Auferstandene sich zu erfreuen haben wird, gleichwie der fliegende Schmetterling eine weit ungebundnere Gegenwart hat als die kriechende Raupe. Zweitens hat sie ihren ganz besonderen Grund in der fortdauernden Verbindung der menschlichen Natur des Herrn mit der

göttlichen. Es ist undenkbar, daß eine so außerordentliche Verbindung ohne die außerordentlichsten Einwirkungen auf die menschliche Natur statt finden könne, undenkbar besonders, daß nun, nachdem der Sohn Gottes wieder mit seiner uranfänglichen Herrlichkeit bekleidet worden, die mit ihm erhöhte menschliche Natur in ihrer innigen und erhabenen Gemeinschaft mit der Gottheit noch eben so grob materiell und irdisch schwer und eng umschränkt sey, als sie es während der Knechtsgehalt des Herrn gewesen. Wir müssen sie vielmehr, auch ganz abgesehen vom Abendmahl, weil jene Vorstellung schon an und für sich höchst unsatthast ist, in der allerleichtesten, freisten und feinsten Beweglichkeit uns denken, die, getragen von der göttlichen Allmacht, schneller selbst als die des Lichtes wirkt, welches doch unter allen Geschöpfen das feinste und schnellste ist. Eine relative Ubiquität der menschlichen Natur Christi, d. h. die Möglichkeit gegenwärtig zu seyn, wo sie will, muß ihr in Folge ihrer Union mit der göttlichen Natur zugeschrieben werden, wenn man nicht Nestorianisch diese Union läugnen will; eine absolute ist nie von den Lutheranern behauptet worden, s. Concord. Form. S. 786. 787. Das Wesen der menschlichen Natur wird durch jene Gemeinschaft mit der göttlichen keineswegs eutychianisch aufgehoben; denn ihr Wesen besteht weder in der Schwere ihres Stoffes, noch in der Circumscription ihrer Form, wie gleichfalls der Schmetterling beweist, der mit der Raupe Eines Wesens ist, obwohl er in Schwere und Umfang sehr von ihr sich unterscheidet.

Die Möglichkeit einer reellen Gegenwart des Herrn unter den Elementen des Abendmahls muß also zugegeben werden. Die Unvernünftlichkeit dieser Gegenwart läßt keine unwürdige Vorstellung von dem Genuße derselben aufkommen und der capernaitische (Joh. 6, 52.) auf grobsinnlichen Vorstellungen beruhende Einwurf, daß es Schauder und Entsetzen erregen müsse, Christi Leib und Blut zu genießen (bei Schulz S. 71.) fällt mit diesen Vorstellungen selbst dahin. Niemand schaudert, wenn der Säugling seiner Mutter Fleisch und Blut genießt; vielmehr erblickt Jeder ein Bild der zärtlichsten Liebe darin; und doch ist die Form dieses Genusses bei aller Milde noch sehr sinnlich; wie sollte denn Jemand schaudern, wenn die innig barmherzige Liebe des Heilandes uns, seinen lebendigen Gliedern (Eph. 5, 30.), auf die zarteste Weise seines Leibes innerstes Leben über sinnlich mittheilt? Wahrlich, nur Schauer des Entzückens und der Anbetung einer so wunderbaren Liebe sind hier möglich. Und eben diese fortwährende Hingebung des Heilandes an die Seinigen, diese immer neue Herablassung zur Vereinigung mit ihnen, ist der höchste Ruhm seiner Liebe, so daß der Einwand, als wäre es seiner Majestät zuwider, seine Gegenwart mit dem Abendmahl zu verbinden, als ganz unchristlich schwinden muß; denn nach solchen Vorstellungen hätte er auch nimmer Mensch werden können zum Heil der Sünder. Kurz, es gibt keinen Einwand wider die wahrhaft schriftgemäße Abendmahlslehre, der vor einer erleuchteten Vernunft bestehen könnte, und wenn wir sonach die wesentliche Gegenwart des Herrn im Abendmahl als wahr und wirklich anerkennen müssen, so kann auch kein Streit mehr über den Nutzen dieser Gegenwart seyn. Vielmehr gilt hier, was Luther sagt, Walch. Th. 20. S. 1057.: Wo Christus bleibet, daselbst soll mir Alles bleiben und gefunden werden. Ist Christus gegenwärtig, so ist er gewiß auch überaus nützlich, heilsam und segensreich für Alle, die ihn aufnehmen. Man erkenne nur seine Gegenwart im Sakramente an, man glaube nur seinen Worten, daß das Brodt und der Wein durch jene übersinnliche Vereinigung sein Leib und Blut sey, für uns gegeben und vergossen, und man wird alsbald eine Ehrfurcht, Freude und Dank-

*) Dies kann jedoch nicht gegen das erste Abendmahl angewandt werden, weil er eben dabei noch in seiner irdischen Person leiblich gegenwärtig war, und Brodt und Wein unmittelbar mit sich durch seine göttliche Kraft in wesentliche Gemeinschaft setzen konnte.

barkeit beim Abendmahl empfinden, wie die Apostel, als der, den sie von der Erde entschwinden glaubten, mit dem Grusse des Friedens persönlich mitten unter sie trat, Joh. 20, 19 f. Eben um ihnen den Verlust seines irdischen Daseyns zu ersetzen, stiftete er ja vor seinem Scheiden für sie und uns Alle jene sakramentliche Gegenwart, durch die er nicht bloß voll Gnade und Frieden an dem heiligen Tische mitten unter uns ist, sondern durch die er sich auch mit dem ganzen Schatze seiner Gnade uns zu eigen gibt und aufs Innigste mit uns vereinigt, und sein heiliges Opfer, als für uns geschehen zu Vergebung der Sünde uns zuwendet. Es sagt nichts, wenn Carlstadt und Zwingle behaupten, die Versöhnung und Vergebung der Sünden wäre am Kreuze geschehen, und daher nicht im Abendmahl zu suchen; am Kreuze sey Christus unser Heiland, nicht aber im Sakrament. Sie vergaßen zu unterscheiden *meritum et distributio meriti, factum et applicatio facti*, vgl. Luther Th. 20. S. 364 ff. und S. 1157 ff. Das Verdienst Christi ist in seinem Leben und Sterben erworben und dadurch die Vergebung der Sünden möglich gemacht; die Thatsache der Versöhnung ist auf dem Golberge geschehen, das Opfer ist am Kreuze vollbracht und soll nicht nach papistischer Weise im Abendmahl wiederholt dargebracht werden. Allein jenes Geschehen ist in der Vergangenheit ist vergeblich für mich, wenn es sich nicht in der Gegenwart an mir verwirklicht, d. h. wenn es mir nicht kundgethan, mitgetheilt und zugeeignet wird. Dies zu thun, ist der Zweck der Gnadennittel, des Worts und der Sakramente und insonderheit des Abendmahls.* Der historische Christus und Erlöser wird darin mein Christus und Erlöser mit all seiner Gnade und Vergebung; seine Gerechtigkeit wird meine Gerechtigkeit, sein Opfer mein Opfer, ja sein Leben soll mein Leben werden; damit fürder nun nicht ich, sondern Christus in mir lebe, Gal. 2, 20. Eben dadurch ist auch das Abendmahl ein recht lebendiges Gedächtnißmahl des Herrn; denn eine Erinnerung ist um so inniger, lebendiger und kräftiger, je mehr das erinnernde Mittel seinen Gegenstand selbst vergegenwärtigt, je mehr es von ihm, in sich trägt oder mit sich bringt, weshalb auch im gemeinen Leben diejenigen Andenken am meisten gesucht werden, die mit dem geliebten Gegenstande in möglichst nahem Zusammenhange stehen. Sollte nun in Brodt und Wein nichts von Christo gegenwärtig seyn, so wären sie in der That sehr schlechte Gedächtnißzeichen, weil sie dann so wenig von ihm hätten, daß wir selbst erst Alles hinzudenken müßten und dann eigentlich nur uns selbst erinnerten, nicht aber durch sie erinnert würden, so daß wir sie füglich auch ganz entbehren könnten. Eben darum könnte auch der unwürdige Genuß derselben keine des Gerichts schuldige Sünde seyn, 1 Cor. 11, 29. Ein Crucifix oder ein *Ecce homo* würden dann zum äußeren Gedächtniß weit angemessener seyn. Vergegenwärtigen uns aber Brodt und Wein durch die sakramentliche Union Christum selbst und zwar zur Vereinigung mit uns als Heiland, oder zu unserer Rechtfertigung und Heiligung, dann ist der Genuß derselben eine Erinnerung an ihn und alle seine Wohlthaten, die das Innerste durchdringt, und Herz, Sinn und Gemüth mit der dankbarsten Liebe für eine so liebevolle entgegenkommende Gnade erfüllt. So wird denn das heilige Mahl, weil es so viel uns gibt, recht eigentlich auch ein Mahl des Dankes (*eucharistia*), und ein

Mahl der Liebe nicht bloß zu dem Herrn, sondern auch zu den Brüdern; weil wir eben mit ihnen durch das gemeinschaftliche Band seiner gnadenreichen Gegenwart im Sakrament verbunden werden, 1 Cor. 10, 16 f.

Es ist gewiß, daß dieser große Segen des Sakramentes von einem gläubigen Empfangen desselben abhängt, denn nur durch den Glauben können wir den übersinnlichen Inhalt seiner Elemente ergreifen und aus dem sinnlichen Mittel unserem Geiste aneignen. Der subjektive Nutzen des Sakraments beruht auf dem Glauben; darüber ist kein Streit; aber falsch ist es, nur, den subjektiven Nutzen und den objektiven Gehalt, das Ergreifen und das Darbieten, das Empfangen und das Geben, die als Correlata nothwendig zusammengehören, einander entgegenzusetzen, und letzteres durch ersteres als überflüssig beseitigen zu wollen, gleich als wollte Jemand sagen, es käme nur auf das Trinken an, nicht aber auf den Trank, oder auf das Essen, nicht aber auf die Speise. Freilich nützt Speise und Trank nichts, wenn man sie nicht isst und trinkt; aber wer kann denn essen und trinken, wenn ihm nicht zuvor Speise und Trank geboten wird; ein bloßes Kauen und Schlucken kann ja nicht satt machen; auch ist die Speise nicht vom Essen abhängig, sondern umgekehrt. Der Glaube ist die Hand und der Mund der Seele (*fidēs animae nostrae et manus et os est* Confess. Belg. art. 35.); durch ihn geschieht die *apprehensio et manducatio spiritualis*, der geistliche Besitz und Genuß der himmlischen Güter. Allein damit sie ergriffen und genossen werden können, müssen sie vergegenwärtigt, dargeboten und zugeeignet werden, und dies ist es, was nicht durch den Glauben, sondern durch die dargebotenen Gnadennittel geschieht. Sie sollen dem Glauben sein Objekt, Fundament geben und eben darum kann er es nicht ihnen geben. In ihrem Gehalte unabhängig vom Glauben, der von ihnen abhängig ist, wie das Essen von der Speise, stellen und bringen sie Kraft göttlicher Einsetzung die himmlischen Güter dar; heilsam für Jeden, der sie gläubig ergreift und genießt, unheilsam für Jeden, der sie ungläubig verschmäht; obwohl sie selbst deshalb objektiv immer sich gleich bleiben. So einseitig daher die Einrede war, daß am Kreuze das Heil sey und nicht im Sakrament, so einseitig ist auch die, daß im Glauben das Heil sey und nicht im Sakrament, oder daß der gläubige Genuß den mündlichen überflüssig mache; immer wird hier getrennt und entgegengesetzt, was als *causa meritoria*, *causa instrumentalis* und *causa apprehendens* oder als *meritum*, *distributio meriti* und *apprehensio meriti* eng und nothwendig mit einander verbunden seyn muß. Der Glaube bringt nicht subjektiv die Gegenwart Christi im Abendmahl hervor, sondern er setzt sie objektiv voraus, als durch das Wort und den Willen des Herrn begründet; er ergreift die vorhandene da, wo sie der Herr selbst dargibt, nämlich in dem geheiligten Brodt und Wein, und eignet sich Christum da zu, wo er sich mitzutheilen verheißt hat, was nicht im Himmel, sondern im Sakrament geschieht. Demnach soll der Glaube nicht eigenmächtig und unbestimmt in den unsichtbaren Himmel hinauffahren, um Christum herabzuholen, sondern er findet ihn freundlich nahe an Wort und Sakrament, in seinem Munde und in seinem Herzen, Röm. 10, 6. 8., und wird zu Gott erhoben nicht durch Selbsterhebung, sondern durch göttliche Herablassung. *Descendit Deus ut consurgamus*, das ist die Weise des Herrn in seiner ganzen Offenbarung, in seiner Menschwerdung und in seinem Abendmahl.

(Schluß folgt.)

*) Scheibel stellt daher passend das Abendmahl zum Opfer am Kreuze in das Verhältniß eines Opfermahls zur Opferhandlung.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 30. Mai.

N^o 43.

Revision der neueren Verhandlungen über die Lehre vom heiligen Abendmahl.

(Schluß.)

Ist nun das correlative Zusammengehören des Glaubens und des Sakramentes oder des geistlichen und mündlichen Genusses entschieden, und verhalten sie sich zu einander wie Zweck und Mittel, Ziel und Weg, Folge und Grund, so muß sich auch die Streitfrage über Johannis 6, 51 ff. leicht entscheiden lassen. Gewiß ist dort vornehmlich (praecipue s. Concord. Form. S. 743.) von dem geistlichen Genusse Christi im Glauben die Rede, der der Zweck seiner Menschwerdung und seines Todes für jeden Einzelnen ist, und allein Geist und Leben und Heil gibt. Allein, so wie der Zweck nothwendig sein Mittel voraussetzt, so erheischt auch der Glaube, der immer nur durch das Wort, sey es nun hörbar oder sichtbar, kommt, nothwendig das Gnadenmittel, und der geistliche Genuss Christi schließt daher den sakramentlichen nicht aus, sondern ein. Die Stelle bezieht sich daher allerdings auch auf das Abendmahl, wie auch der Parallelismus mit dem Abendmahlsstellen Jedem sich aufdringt, so daß es gewaltiam ist, die gegenseitige Beziehung zu läugnen. Zwar ist das Abendmahl erst später eingekehrt; aber eben so erfolgte ja auch der Tod des Herrn erst später, auf den er doch überall in jener Stelle voraussetzenden Bezug nimmt. Seine göttlichen Worte befassen nicht bloß den damaligen Augenblick, sondern sein ganzes Erlösungswerk, was in seiner Totalität stets mit lebendiger Gegenwart vor seinem allwissenden Geiste stand. Die Worte B. 63. heben allerdings den gläubig geistlichen Genuss als den, der allein lebendig macht, im Gegensatz eines ungläubig leiblichen, der nichts nützt, hervor; aber je wichtiger jener, um so wichtiger ist auch das Mittel, welches, gläubig ergriffen, dazu führt, so wie das Wort um so nothwendiger, je nothwendiger der Gedanke ist, obwohl es unverständlich auch nichts nützt; dennoch aber kann das Verstehen nicht das Hören überflüssig machen. Darum laßt uns nicht auseinanderreißen, was Gott zusammengeordnet hat, der, so wie unseren eigenen Geist, so auch alles Geistliche für uns irdische Menschen irgendwie verförpert hat; damit es eben in seiner leiblichen Hülle durch unsere

leibliche Hülle zu unserem Geiste, als seinem Ziele, gelange. Je wesentlicher das Ziel, um so unerläßlicher auch der Weg dazu. Wie wahr spricht Luther gegen jenen falschen Gegensatz, worin die Schwärmer geist den Geist gegen die äußeren Gnadenmittel zu setzen suchen, Th. 20. S. 272 f.: „Siehst du da den Teufel, den Feind göttlicher Ordnung, wie er die mit den Worten Geist, Geist, Geist, das Maul aufsperrt und doch dieweil beide Brücken, Stieg und den Weg, Leiter und Alles umreißt, dadurch der Geist zu dir kommen soll, nämlich die äußerlichen Ordnungen Gottes in der leiblichen Taufe, Zeichen und Worte Gottes, und will dich lehren, nicht wie der Geist zu dir, sondern wie du zu dem Geiste kommen sollst, daß du sollst lernen auf den Wolken fahren und auf dem Winde reiten.“ Wahrlich, solcher Geisteshelden gibt es jetzt viele unter uns.

Wenn wir nun schließlich mit Luther in fester Glaubensentschiedenheit behaupten, daß die Worte Christi: Das ist mein Leib, noch fest stehen und feststehen werden bis an's Ende der Welt, und daß die Lutherische Abendmahlslehre die allein wahre Mitte behauptet zwischen der Katholischen und Reformirten in allen ihren Modifikationen, so wollen wir damit keineswegs gegen die Union der beiden Protestantischen Kirchen uns erklären. Wir wünschen vielmehr sehnlichst, daß alle partheiischen Scheidewände zwischen sämtlichen Augsburgischen ConfeSSIONS-verwandten niedersinken und eben damit so manche Sperre verschwinden möchte, die sich bis jetzt dem Siege der Wahrheit entgegengestellt hat. Da die Uebereinstimmung der Lutheraner und der Reformirten in den Fundamentalartikeln ihre Differenz bei weitem überwiegt, so thun sie wohl, auf den Grund ihres gemeinsamen Einverständnisses sich zusammenzuschließen, um dann nicht mehr als Feinde mit partheiischem, sondern als Freunde mit brüderlichem Sinn das noch übrige Mißverständniß auszugleichen. Da bei der Union keine Absorption einer Gemeinde beabsichtigt und am wenigsten das Aufgeben eines Glaubensbekenntnisses gefordert worden, so haben die unirten Lutheraner nach wie vor das Recht, ihre Meinung als die wahre Schriftlehre zu behaupten und zugleich den Gewinn, sie den Andersmeinenden zugänglicher und annehmlicher zu machen als ehemals, da sie von ihnen in Kirchen und Schulen getrennt waren. Derselbe Vortheil steht zwar unstreitig auch den unirten Reformirten zu; aber

eben darum können wir uns auch bei der getroffenen provisorischen Union — denn provisorisch ist sie, so lange sie noch ihrer dogmatischen Vollendung entgegen sieht — die beiden Kirchen gleichsam zu einem großen Colloquium vereinigt denken, welches bei erhöhtem Wahrheitsinteresse mit Liebe geführt, sofern es nur nicht leidenschaftlich übereilt oder unzeitig abgebrochen wird, gewiß zum Siege der biblischen Wahrheit und zur alleinigen Herrschaft derselben führen wird. So angesehen, kann die Union nur heilsam seyn. Sie befördert dann nicht den Indifferentismus, sondern sie vermindert ihr durch eine ungehemmtere Berührung und Durchbringung der Differenzen. Colloquien über das göttliche Wort sind überhaupt eine allgemeine Christenpflicht, und werden, da es hier eines Jeden eigenste Sache gilt, besser von einem Jeden, der sich dazu getrieben fühlt, in eigener Person, als durch vereinzelte Stellvertreter geführt. In diesem Sinne schließt sich auch das Unionswerk an die Unionsversuche unserer frommen Vorfahren an, die durch Zusammenkünfte und Besprechungen den Weg dazu angebahnt und uns die Hoffnung hinterlassen haben, daß neben der so bedeutend vorwiegenden Einheit des Bekenntnisses auch der Rest der Differenz werde ausgeglichen werden. Das Marburger Colloquium spricht dies deutlich aus, und die Wittenbergische Concordie vom Jahre 1536, worin die Oberdeutschen mit den Sachsen sich verglichen, bietet uns einen bedeutenden Fortschritt in der Erfüllung dieser Hoffnung dar. Wir erlauben uns daher, diese beiden wichtigsten Dokumente aus der Geschichte der dogmatischen Union hier noch mitzutheilen. Der Marburger Artikel lautet: „nachdem zuvor in vierzehn anderen Artikeln vollkommene Einstimmigkeit ausgesprochen ist, folgendermaßen: Zum funfzehnten glauben und halten wir Alle von dem Nachtmahle unseres lieben Herrn Jesu Christi, daß man beide Gestalt nach der Einsetzung Christi brauchen soll, daß auch die Messe nicht ein Werk ist, damit Einer dem Andern todt oder lebendig Gnade erlange, daß auch das Sakrament des Altars sey ein Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi, und die geistliche Niesung desselbigen Leibes und Blutes einem jeden Christen vornehmlich nöthigen, dergleichen der Brauch des Sacramentes, wie das Wort, von Gott dem Allmächtigen gegeben und geordnet sey, damit die schwachen Gewissen zu glauben zu bewegen durch den heiligen Geist; und widerwohl aber wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Brodt und Wein sey, dieser Zeit nicht vergleicht haben, so soll doch ein Theil gegen den anderen christliche Liebe, sofern jedes Gewissen immer leiden kann, erzeigen, und beide Theile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist den rechten Verstand bestätigen wolle. Amen.“

Die Wittenberger Concordie, worüber die Ober- und Niederdeutschen sich vereinbarten, und die auch jetzt zur Begründung der Union dienen könnte, lautet so: *Confitemur, juxta verba Irenaei, Eucharistiam constare duabus rebus, terrena et coelesti. Proinde sentiunt et docent, cum pane et vino vere et substantialiter adesse, exhiberi et sumi corpus et sanguinem Christi. Et quamquam negant, fieri transsubstantiationem nec sentiunt fieri localem inclusionem in pane aut durabilem aliquam conjunctionem extra usum sacramenti, tamen concedunt, sacramentali unione panem esse corpus Christi, hoc est, porrecto pane sentiunt simul adesse et vere exhiberi corpus Christi; nam extra usum, dum reponitur aut asservatur in pyxide, aut ostenditur in processibus, ut apud Papistas, sentiunt non adesse corpus Christi. Deinde hanc institutionem sacramenti a Christo*

factam sentiunt valere in Ecclesia, nec pendere ex dignitate vel indignitate ministri et sumentis. Quare sicut Paulus ait, etiam indignos manducare sacramentum, ita sentiunt corpus Christi et sanguinem vere porrigi etiam indignis, et indignos vere illa sumere, ubi servantur verba et institutio Christi; sed tales sumunt ad judicium, ut Paulus ait, quia abutuntur sacramento, cum sine vera poenitentia et fide eo utuntur. Ideo enim institutum est, ut testetur illis applicari gratiam et beneficia Christi, illos inseri Christo et sanguine ejus ablui, qui agunt poenitentiam et erigunt se fide in Christum.

Sollen wir nun schließlich, nachdem wir in diesem Aufsatze nur die kirchlichen Lehrverschiedenheiten, denen allein eine große historische und dogmatische Bedeutung zukommt, betrachtet haben, auch über die Privatmeinung, die der ehrwürdige Herr Dr. Lindner in seinem jüngst erschienenen Buche vom Abendmahl, Leipzig 1831, aufgestellt hat, ein Urtheil abgeben, so müssen wir uns freuen, daß er die Zueignung der auf den Opfertod des Herrn begründeten Vergebung der Sünden acht Evangelisch als Hauptzweck des Sacramentes hervorgehoben hat, müssen aber zugleich bedauern, daß er die Gabe vom Oeber, das Heil vom Heiland, die Versöhnung vom Versöhner im Sacramente, statt sie den Einsetzungsworten gemäß concreter mit einander zu verbinden, abstrakt von einander geschieden, und dadurch das Abendmahl ganz im Zwinglischen Sinne zu einer bloß bildlichen Darstellung dessen herabgesetzt hat, was auch ohne das Abendmahl der Glaube beständig thun kann und thut, so daß es auch nur als eine leere und nutzlose, oder doch nur in äußerlicher Beziehung nützliche Ceremonie erscheint, vgl. S. 102 und 116. Die Lutherische Lehre enthält und bestätigt alles Wahre der Lindnerschen Schrift, schließt aber das Neue und Eigene derselben eben darum aus, weil es die schriftmäßig consequente und wahrhaft fruchtbringende Entwicklung und Ausführung jenes Wahren hindert und verdirbt.

D—t. Dr. C—6.

Die Missionen unter den Juden.

Es ist schon mehrfach in diesen Blättern von den Bemühungen der Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden die Rede gewesen. Der Einsender erlaubt sich indeß, noch einmal im Allgemeinen ein Wort über diese Bemühungen zu sagen. Die außerordentliche Gleichgültigkeit, welche er bei einem großen Theil selbst solcher Personen, welche die herrlichen Wirkungen des Evangeliums unter den Heiden mit wahrtem Interesse betrachten, wahrgenommen, hat ihn dazu veranlaßt. Was kann der Grund seyn dieser Gleichgültigkeit?

Wenn ich mir die mancherlei Antworten, die ich auf diese Frage erhielt, so oft ich sie den Freunden des Missionenwerkes unter den Heiden vorlegte, zuwies, so war der allgemeinste Einwurf der: Was kann man mit diesem hartnäckigen Volke anrichten? Zeigt nicht die Schaar von unedlichen Proselyten auf's Deutlichste, wie alle Bemühungen an ihrer Herzenshärtigkeit und Heuchelei scheitern müssen? — Erhalte ich nun eine Antwort dieser Art von einem Ungläubigen, so wundere ich mich nicht; daß aus einem Saulus ein Paulus werden kann, das faßt allerdings nur der Glaube. Begräße ich sie aber von einem Gläubigen, so kann ich sie nicht begreifen, es wäre denn, daß man mit einigen Engländern der Ansicht eines besondern Gerichts

der Vorstoßung über dieses Volk beiträte, welchem erst, wenn die Hülfe der Heiden eingegangen sey, ein Ende gemacht werden solle, und zwar wiederum durch eine unmittelbare Wirkung Gottes. Woher wissen wir dies aber? Die Schrift sagt davon nichts. Ist ein Theil jenes unglücklichen Volkes unmittelbar nachdem sie den Heiland gekreuzigt hatten, der Gnade theilhaftig geworden, ins Reich Gottes aufgenommen zu werden, wie will man beweisen, daß ein Jahrhundert später demselben Volke der Zugang zum Reiche verschlossen worden sey? oder glaubt man es a posteriori beweisen zu können? zeigt uns etwa die Geschichte der christlichen Kirche der folgenden Jahrhunderte gar keine Beispiele wahrhaft bekehrter Israeliten? und ermangelt etwa unsere neuere Zeit solcher Beispiele? Doch gesteht, die Zahl der redlichen Proselyten wäre auch noch so gering, sollen wir es denn ganz für nichts halten, ihre Kinder im Schooße unserer Kirche aufzuziehen? Man könnte einen ganzen Catalog redlicher Prediger aus der Evangelischen Kirche aufführen, welche Nachkommen von Proselyten gewesen sind. —

Einsender, welcher Gelegenheit gehabt hat, mit dem Missionswerk unter den Juden sehr vertraut zu werden, und ernstlich darauf ausgeht, den Stand der Sache, wie er sich wirklich verhält, darzulegen, glaubt in der That, daß der Segen der bisherigen Missionsthätigkeit unter den Juden nicht sehr weit hinter dem unter den Heiden zurückstehe. Die Freunde der Heiden-Mission preisen dankbar, was Gott der Herr auf den Südseeinseln, unter den Hottentotten und in dem südlichen Ostindien gethan hat. Ich thue dies auch; aber, lieben Freunde, laßt uns auch nicht die geistlichen Hiobsposten von dem schlechten Christenthume der Freineger, der Ostindier, von der Hartnäckigkeit der Chinesen und Malaien vergessen. Laßt uns nicht vergessen, daß die Missionsberichte aus jenen fernen Gegenden uns nicht ein einziges freudiges Begebniß vorenthalten, und unwillkürlich die Nachrichten niederschlagender Art uns spärlicher zukommen lassen, während wir, was die Judenbekehrung betrifft, sie sämmtlich vor Augen haben. — Dazu kommt noch Eins: Du sollst das Gute nicht halb, sondern ganz thun. Das Gute unter dem Volke Israel thun wir Christen aber nur halb, so lange wir zwar Missionarien und Bibeln unter sie ausschießen, aber für die Uebertretenden weder in geistlicher noch seelicher Beziehung irgend etwas gethan wird. Ich spreche ein Faktum aus, wenn ich versichere, daß in der Hauptstadt des Preussischen Staates, in welcher doch unter allen Deutschen Städten am meisten für die Israeliten geschehe, Israeliten, welche übertreten wollten, bei sieben, bei zehn Predigern gewesen sind, ohne Unterricht erhalten zu können. Ich bin keineswegs gesonnen, die Geistlichen dieser Hauptstadt deswegen anzuklagen, denn ich kenne die Masse der Geschäfte, welche auf Bieleu unter ihnen lastet. Aber ich führe diesen Umstand, der wohl zwanzig Mal vorgekommen ist, nur an, um zu zeigen, wie ungerecht es ist, alle Schuld der Schlechtigkeit der Uebertretenden nur auf diese selbst zuwälzen. Wird wohl so ein Ereigniß je unter den Heiden vorkommen? Stehen nicht die Uebertretenden Heiden unter der speciellsten und theilnehmendsten Aufsicht ihrer Missionare? —

Es hat sich in Berlin seit zwei Jahren endlich ein kleiner Verein gebildet, der es sich am Herzen liegen läßt, den Proselyten geistlichen Unterricht und bürgerliches Unterkommen zu verschaffen, und auch späterhin eine gewisse geistliche Aufsicht über dieselben zu führen. Die Mittel dieses Vereins sind sehr beschränkt; nichts desto weniger ist der Erfolg desselben schon bisher ein sehr großer und segensreicher gewesen. Und nur dann,

wenn solche Vereine überall als die Frucht christlicher Liebe sich bilden, läßt sich auch ein besserer geistlicher Zustand der Proselyten mit Grund erwarten. Es ist aber auch noch ein anderer Punkt, auf den ich die Aufmerksamkeit hinleiten möchte. Nach den zuverlässigsten und vielseitigsten Berichten der Juden-Missionare ist in Preussisch- und Russisch-Polen, wo sie bis jetzt am meisten gewirkt haben, in der Masse der Juden eine ganz andere Ansicht vom Christenthume erweckt worden, als früherhin, und eine sehr große Anzahl derselben, wenigstens von Seiten des Verstandes zur Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums gelangt, während Andere, welche einen Grad von Herzensüberzeugung erlangt haben, nur wegen ihrer Familienverhältnisse den Uebertritt aufschieben. Sollen wir denn nun wegen dieser thatsächlich unbestreitbaren Erfahrungen nicht mit allem Grunde hoffen dürfen, einst unter diesem Volke eine Veränderung in Masse zu erleben? Ist es nicht wahrscheinlich, daß dieses Volk, welches stets einen welthistorischen Charakter gehabt hat, auch dazu bestimmt ist, im Zusammenhange mit anderen welthistorischen Ereignissen zur Theilnahme an der Gemeinschaft der christlichen Kirche geführt zu werden? Und wird nicht diese Befehrung in Masse etwas viel Herrlicheres hervorbringen, als jene Befehrungen im Einzelnen? Zwölf bis funfzehn Jahre mußten die nach der Südpsee gesandten Missionare warten, ehe sie auch nur die geringsten Wirkungen erblickten. Die Missionsbestrebungen unter den Juden in Deutschland sind noch von jüngerm Datum. Erst etwa seit zehn Jahren bestehen sie.

Um dieselben mit herzlichster Theilnahme zu begleiten, nehme man endlich noch eins hinzu. Welche herrliche Folgen hat die Thätigkeit der Missionare auch unter den Christen der Gegenden, wo sie wirken, hervorgebracht. Auch auf die Christen der Gegenden, wo Juden leben, einzuwirken, gehört wesentlich zum Beruf des Juden-Missionars. Er will nicht bloß Namenchristenthum unter den Juden verbreiten, sondern lebendiges Christenthum. Er muß daher den Juden zeigen, was für Anforderungen er an die Christen macht. Es macht keinen geringen Eindruck auf jene, wenn sie sehen, wie der christliche Missionar ohne Ansehen der Person den Sündern Buße und Glauben predigt. — Es gehört zum Missionsberuf, auch auf den Rangeln aufzutreten; denn der Missionar muß den Juden zeigen, daß er ein Mitglied der Evangelischen Kirche ist, kein Winkelprediger, kein Sektirer, daß die Kirche selbst seine Thätigkeit anerkenne. — Der Missionar muß endlich dafür sorgen, daß an jedem Orte, wo es mit Israeliten zu thun gehabt, eine Anzahl Christen vorhanden sey, welche mit liebender Angelegenheit sich der angeregten Israeliten annehme, und das von dem Geiste Gottes unter der Predigt angefangene Werk fortführe. — So hat sich denn nun auch wirklich der Segen der Juden-Mission unter den Christen auf eine höchst erfreuliche Weise offenbart. Im Russischen Polen sind die Mitglieder der Englischen Kirche, so wie die der Deutsch-Lutherischen und Reformirten auf das Lebendigste angeregt worden und haben auch ihren Glauben durch die Liebe gegen die Israeliten erwiesen. Dasselbe hat in mehreren Gegenden des Preussischen Polens statt gefunden. An allen Orten, wo die Missionare sich aufgehalten haben, hat sich auch eine Anzahl Evangelischer Christen um sie gesammelt, welche nach ihrem Abgange je nach ihrem Vermögen unter den Juden das Werk fortzusetzen und der Proselyten sich anzunehmen beflissen sind.

Vielleicht tragen diese wenigen Bemerkungen dazu bei, Diesem und Jenem seine Zweifel an dem schönen Werke zu nehmen, und ihn mit Eifer für die mit Unrecht so sehr vernach-

läßtigte heilige Angelegenheit zu beleben. — Die Beiträge für die Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden haben in neuerer Zeit auf eine betrübende Weise abgenommen. Es gilt eine unmittelbare Theilnahme für die Sache zu zeigen. Wer irgend beitragendes Mitglied für die Gesellschaft der Heiden-Missionen ist, der kann es in der That auf keine Weise verantworten, wenn er denjenigen seinen Beistand entzieht, welche sich bemühen, das Volk zur Erkenntniß des Herrn zu bringen, aus welchem das Heil der Heiden gekommen ist. Mit diesem Wunsche verbindet Einsender noch einen anderen, daß nämlich die lieben christlichen Freunde, namentlich auch die außerhalb des Preussischen Staates, sich doch mit demjenigen bekannt machen möchten, was bisher zur Beförderung der Juden geschehen ist, und welche Früchte sie getragen hat. Sie werden alsdann gewahr werden, daß, wenn man auch nur auf den Erfolg sieht, auf welchen wir, sobald einmal eine Sache göttlich ist, nicht bloß sehen sollen, daß doch auch der Erfolg wahrlich nicht gering anzuschlagen ist. Dies wird um so mehr einleuchten, wenn man noch den Unterschied zwischen den Missionsberichten aus dem Heidenlande und von den Juden erwägt, daß bei den letzteren der anregendste Theil der Berichte, nämlich die Seelengeschichte Einzelner in vielen Fällen verschwiegen werden muß, weil sie in die Hände der betreffenden Personen kommen und ihnen entweder ihrem inneren Menschen nach Schaden können oder auch ihrer äußeren Stellung nach, wenn ihre Angehörigen von ihrem Zustande unterrichtet werden.

Am 14. Mai 1832.

Am 14. Mai 1832.

Am 14. Mai 1832. Bonn den 14. Mai 1832.

Der Candidat der Theologie Herr Wilhelm Amadeus Arendt aus Berlin, welcher ebendasselbe seine akademischen Studien vollendet hatte, meldete sich im Jahre 1830 bei der Evangelisch-theologischen Fakultät zu Bonn zum Licentiaten-Examen, bestand dasselbe rühmlich am 20. Oktober 1830, und erhielt am 10. November desselben Jahres in öffentlicher Promotion den Grad eines Licentiaten der Theologie. Beim Anfange des Wintersemesters 1832 habilitirte sich derselbe bei der genannten Fakultät, und begann bald darauf Vorlesungen über die neuere Kirchengeschichte, in denen er nicht ohne vorzüglichen Eifer die Nothwendigkeit und den Werth der Reformation auseinandersetzte. Die Fakultät hatte nicht den entferntesten Grund, eine Neigung zum Confessionswechsel bei Herrn Arendt zu vermuthen, und kein Mitglied derselben erhielt auch nur den leisesten Wink darüber. Desto überraschender und unerklärlicher war es für sie, als sie d. d. Landau am 23. April 1832 von dem (wie vorausgesetzt ward, nur auf einer Ferienreise abwesenden) Licentiaten Arendt ein Schreiben erhielt, in welchem derselbe ihr seinen Uebertritt zur Katholischen Kirche anzeigte. Dem Schreiben war eine gedruckte Zuschrift an die Fakultät beigelegt unter dem Titel: „Darlegung der Beweggründe meines Uebertritts in die Katholische Kirche, eine Zuschrift an die Protestantisch-theologische Fakultät zu Bonn, von Wilhelm Amadeus Arendt, bis dahin Licentiaten der Theologie und Privatdocenten an dieser Fakultät. Speyer 1832.“ 37 S. Die Antwort, welche die Fakultät schriftlich an den Licentiaten Arendt, gegenwärtig in Speyer, erlassen hat, ist folgender:

Was als neuliche Zeitungsnachricht bei keinem von uns Gläubigen finden wollte, Ev. Wohlgeboren sehen so eben zur Römisch-Katholischen Kirche übergegangen, ist uns durch Ihr Abschiedsschreiben d. d. Landau den 23. April c., welches uns am 3. Mai zukam, vollkommen bestätigt worden. Ebenfalls haben wir durch die druckchriftliche Beilage zu gleicher Zeit mit dem Deutschen Publikum von der wissenschaftlichen Forschung Kunde erhalten, deren Abschluß Sie nöthigte, Ihre Kirche zu verlassen. Und dies ist eben das Erste, wo nicht das Einzige, was wir zur Erweiterung Ihrer jetzigen Mittheilungen Ihnen in Erinnerung zu bringen uns gedungen fühlen, daß Sie uns während des Semesters Ihrer hiesigen Laufbahn eine Irrung an den Gründen der Evangelischen Kirche niemals ahnen noch an der daraus entspringenden Forschung irgendwie Theil nehmen ließen. Nicht Ihre Prüfungen, nicht Ihr Gelübde, nicht Ihre vor sechs Monaten gehaltene Probevorlesung, noch sonst etwas verrieth es uns, es sey Ihnen das Recht, Protestant zu seyn und zu bleiben, noch in Zweifel und Frage. Wir sind insofern mit Ihrer Zuschrift einverstanden, als sie erklärt, ein christlicher Theologe wenigstens müsse unabhängig von Neigung, Gewöhnung und anderer Rücksicht den Grund und Vorzug, den er seiner Kirchengemeinschaft herkömmlich beilegt, in genaue Prüfung nehmen; wir hoffen, die Protestantische Theologie, wie sie in Deutschland gelehrt wird, hat auch, als sie Ihnen angeeignet wurde, keinen Schritt gethan, ohne sich der Römisch-Katholischen Kirche gegenüber ihres Rechtes und Grundes zu versichern. Nur unter dem Beifalle eines zugleich theologischen Gewissens könnten Sie den Grad des Licentiaten suchen, den Eid dafür ablegen; nur unter dieser Rüftung die Vorlesung eröffnen, in der Sie Ihren Zuhörern die innere Berechtigung und Nothwendigkeit der Reformation mit besonderem Nachdrucke und Eifer erklärten. Wenn man nun keineswegs glauben kann, es habe sich schon während Ihrer Vorlesung eine zwiesache, von entgegengesetztem Geiste hervorgerufene theologische Forschung, eine essentially sich mittheilende und eine sich heimlich verhaltende, in Ihnen geltend, so muß der erste Anstoß der Untersuchung, deren Resultat Ihr Uebertritt geworden ist, in eine sehr neue, und der ganze Verlauf derselben in eine sehr kurze Zeit fallen. Wir erklären Ihnen daher unumwunden, daß Sie uns den Maassstab der Beurtheilung Ihres Schrittes selbst entzissen, und uns die Würdigung desselben, zu der Sie uns auffordern, unmöglich gemacht haben. Ihre Zuschrift zumal ist so wenig im Stande, uns darüber in's Klare zu bringen, daß sie vielmehr das Geschehene noch unerklärbarer macht; denn in Folge der Prüfungen, die Sie vor Kurzem bestanden, durften wir Ihnen die Gabe der Beurtheilung und das Maas von Historie und Eregese hinreichend zutrauen, welche erforderlich gewesen wären, um Sie vor derartigen Mißkennungen und Entstellungen der Thatsachen und Gründe der Evangelischen Kirche auf immer zu verwahren. Nur nach solchen Erwiederungen, zu denen wir wegen unfers ehemaligen amtlichen Verhältnisses zu Ihnen verbunden waren, können wir auch die Erbietung der christlichen Liebe erwiedern, in der Sie von uns scheiden zu wollen versichern.

Bonn den 7. Mai 1832.

Evangelisch-theologische Fakultät der Königl. Preuss. Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität.

August. Nisch. Sak. Bleek.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 2. Juni.

N^o 44.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Erster Artikel.)

Deutschland hat seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eine Erscheinung erlebt, welche in der Geschichte der Völker unerhört ist. Wohl hat der Unglaube in Bezug auf das, was die verschiedenen Volksreligionen Wahres und Irthümliches haben, zu allen Zeiten, und unter allen Völkern seine Anhänger gefunden, auch hie und da die Grundfesten der religiösen Ueberzeugung im Ganzen des Volkslebens erschüttert, überall aber ist der Stand der Priester für den Glauben, wie für den Aberglauben, das Bollwerk gewesen, und hat im Kampfe mit den Gegnern der Religion zu retten gesucht, was sich retten ließ. Wäre es auch nur der Eigennuß gewesen, der diesen Stand dazu bewog — oft gab es aber gewiß auch heiligere Motive. Nur Deutschland hat erlebt, wozu uns die Geschichte kein zweites Beispiel gibt, daß die Priester der christlichen Religion selbst mit ungeweihter Hand die alten Heiligtümer zertrümmert, und dem Volke, welches sie einzuweißen bestimmt waren in die Geheimnisse des Glaubens, erklärt haben, daß es keine mehr gebe. Wie diese Umwälzung ohne Gleichen, wie diese beispiellose Erscheinung zu Stande gekommen sey, dazu soll dieser Aufsatz einige Andeutungen geben.

Versetzen wir uns erst in die Zeit, wo die Evangelische Kirche noch ziemlich ungestört in dem Besitze ihres alten Glaubens ist, in die Zeit, welche jener ungeheuern Umwälzung unmittelbar vorangeht. Wir nehmen unseren Standpunkt in den Jahren, welche dem Beginn der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts vorangehen, etwa in der Zeit von 1750, und entwerfen uns einigermaßen ein Bild von dem Zustande der Theologie und des kirchlichen Lebens, wie wir in diesem Zeitraume ihn finden.

Die Theologen der Evangelischen Kirche waren einigermaßen zum Frieden gelangt. Der letzte gewaltige Fechter der Lutherischen Kirche gegen die Reformirte und gegen den Pietismus, der gelehrte Löschner, starb 1749, — etwa um dieselbe Zeit seine tapferen Kampfgenossen Johann Deutschmann in Wittenberg, Erdmann Neumeister in Sorau und Hamburg, Sa-

muel Schelwig in Danzig, Joh. Fr. Mayer zuletzt in Greifswald, u. s. w. Die Theologen, welche wir um das Jahr 1750 in Wittenberg finden, sind gemäßigte und gelinde Gegner des Pietismus, übrigens ohne großen Namen, R. Gottl. Hoffmann (von welchem die Abhandlung ist de stupidis Galatarum ingeniis — wegen ὁ ἀνόητος Γαλατᾶς, Gal. 3, 1), Chr. Fr. Bauer, Georg Wilhelm Kirchmeier u. s. w. In Halle hatte der Pietismus seinen lebenskräftigen und daher auch angriffsweise verfahrenen und sich ausbreitenden Charakter mit einer ängstlichen und stillen Defensiv vertauscht. Siegmund Jakob Baumgarten, der 1734 Mitglied der theologischen Fakultät geworden, war der einzige Stern, der hier Aufsehen erregte; die anderen theologischen Lehrer, der jüngere Franke, Clauswig, Chr. Benedict Michaelis, Callenberg, J. G. Knapp u. A., wirkten in ängstlicher Stille und in Verbindung mit dem seit 1746 in Halle einheimisch gewordenen Herrn v. Bogatzky mehr furchtsam vor dem gefährlichen Gegner Baumgarten warnend, als in der Kraft des christlichen Glaubens und der Wissenschaft ihm entgegentretend. In Leipzig war Ernesti eben erst im Aufblühen, der Prof. Prim. Clausen, Hebenstreit, Bahrdt (Vater des berühmten Bahrdt) wenig bekannt, der gelehrte Deyling seinem Ende nahe; nur Chr. Aug. Crusius, der 1750 ordentlicher Professor der Theologie wurde, der fromme Jünger Bengel's, glänzte durch seine Talente, doch nur wenige, wenn gleich unbedingte Anhänger findend. Göttingen, unter den unermüdeten Bestrebungen des Herrn v. Münchhausen, war im fortwährenden Steigen begriffen, und zählte unter den Theologen berühmte Namen, wenn gleich ohne besonders spürbaren lebendigen Einfluß. Noch lebte hier der damals nach Baumgarten als der erste Theolog Deutschlands geltende, aber als akademischer Lehrer völlig einflußlose Kanzler Lorenz v. Mosheim, und neben ihm blühte der gelehrte, thätige und fromme Deumann; von geringem Einfluß waren Ribor und Franz Walch, in steigendem Ansehen begriffen als Professor der Theologie und der morgenländischen Sprachen, Johann David Michaelis. In Frankfurt an der Oder zeichnete sich, neben unbedeutenden Collegen wie Claessen, Grillo, Paul Ernst Jablonsky durch seltene vielseitige und gründliche Gelehrsamkeit aus; in Tübingen der hochangesehene, gelehrte und fromme Kanzler Christoph Mat-

thaus Pfaff, zuletzt Kanzler in Gießen, der fromme Kirchenhistoriker Christian Eberhard Weissmann und der gelehrte Herausgeber von Joh. Gerhard's locis, Joh. Fr. Cotta; in Königsberg der gelehrte Apologet des Christenthums, Michael Lilienthal; in Gießen seit 1731 — freilich nur bis 1735 — der auch in Hinsicht auf gelehrte Thätigkeit ausgezeichnete, ganz in Francke's Geist wirkende Joh. Jak. Rambach. — Keiner von diesen Theologen war ein Eiferer in der Art von Calov oder Lösscher, vielmehr wird schon zu dieser Zeit ganz im Widerspiele mit dem fünfzig Jahre früher herrschenden Geiste, die Friedensliebe und Verträglichkeit der Theologen, besonders gegen die Reformirte Confession, hervorgehoben, ja die Curatoren, wie namentlich das Preussische Ministerium und Münchhausen in Hannover, auch die Württembergische Regierung verlangen von den von ihnen Angestellten den vorzugsweise Verträglichkeit in Bezug auf Andersdenkende. Von Preussen ging schon unter der Regierung Friedrich Wilhelm I. das Bestreben einer Union zwischen der Lutherischen und Reformirten Kirche aus. Nur Ein Kampf beregt noch die Zeit, wenn gleich auch in milderen Formen als früherhin, der Kampf gegen die Herrnhuther. Gerade im Jahr 1750 erschien die giftige Schrift: Das entdeckte Geheimniß der Bosheit der Herrnhuthischen Sekte, zur Errettung vieler unschuldigen Seelen, zur Warnung der mit Vorurtheilen eingenommenen Gutwäiner, und zur Offenbarung der verirrten und verwirrten Verführer vor dem Angesicht der ganzen Christenheit, in sechs Gesprächen dargelegt von Alex. Volk in Büdingen. 1746 fing ein weit ehrenwertherer Gegner, der Pastor Fresenius in Frankfurt, seine Nachrichten von Herrnhuthischen Sachen herauszugeben an. s. w. Statt des pietistischen Streites füllt dieser Herrnhuthische auch vorzugeweise die theologischen Zeitschriften dieser Zeit, wie z. B. die übrigen in einem gemäßigten und wahrhaft frommen Geiste redigirten Acta ecclesiastica Wimaricensia, die Kraftsche theol. Bibliothek u. a.

Was das christliche Leben in der Kirche dieser Zeit betrifft, so bietet dasselbe im Ganzen einen schönern Anblick als zu irgend einer anderen Zeit der Reformation dar. Halle hatte als ein Sauerteig auf ganz Deutschland gewirkt. Bis zum Jahr 1751 hatte sich die Schuljugend in den Lateinischen und Deutschen Schulen bis auf die Zahl von 2,000 gesteigert, von 1743 an wurden 200 verwaiste Kinder erzogen. In den ersten neun und zwanzig Jahren der Universität, grade in der Zeit, wo Ein kräftiger Geist sämtliche Professoren der Theologie zusammenhielt, und dem Herrn Seelen zu werben begeisterte, waren 6,032 Theologen hier gebildet worden.

Wer sollte nicht erwarten, daß hier eine reiche Saat ausgestreut worden, die in den nächsten Decennien durch ganz Deutschland hin aufs Schönste aufblühte? Und in der That geschah dieses. Aber nicht bloß von Halle ging dieser Geist aus, auch in vielen anderen Gegenden hatte Spener's mittelbares und unmittelbares Wirken wahre Frömmigkeit erweckt. Seit der Zeit der Reformation hatte Deutschland nicht eine so große Anzahl wahrhaft frommer Prediger und Laien besessen, als gegen das Ende der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, und zwar war diese Frömmigkeit eine von manchen Verirrungen, welche sich im Reformationszeitalter angehangen hatten, gereinigte. Wir erwähnen aus Württemberg den instar omnium Joh. Albrecht Bengel, † 1752, und seinen Freund Fr. Christ. Dettlinger, neben denen noch eine große Anzahl würdiger Württembergischer Geistlichen namhaft gemacht werden könnten, z. B. Hofprediger Dechslin, † 1738, Pastor Gottl.

Seeger, † 1743, Superintendent Rieger, † 1743 u. A.; aus Baiern wollen wir an den vortrefflichen Rehberger in Nürnberg, † 1769, dem Schubert im Leben Riesling's ein schönes Gedächtniß gestiftet, erinnern; aus dem Preussischen an den kühnen und demüthigen Glaubenshelden Steinmeyer in Alosternbergen, † 1762, Ernst Gottl. Woltersdorf in Bunzlau, † 1761, Joh. Fr. Burg, Oberpastor in Breslau, † 1766, Joh. Chr. Steinbart (Vater des Frankfurter Professors), Direktor des Waisenhauses in Jülichau u. A.; aus Hessen an Joh. Jak. Rambach, † 1735; aus Röhren an Joh. Andr. Manitius, † 1758; aus Dänemark an Joh. Gottl. Reichenbach, Past. Prim. in Altona, † 1767, an den trefflichen Adam Ciruensee, früher Prediger und eine kurze Zeit Professor in Halle, zuletzt General-Superintendent von Holftein, † 1791, und an den wahrhaft gottseligen Dr. Hauber, zuletzt Hofprediger in Kopenhagen; aus Mecklenburg an die Prediger Ehrenpfort und Hüvet; aus dem Hannoverschen an den General-Superintendenten in Celle, Joh. Fr. Jacobi, † 1791 (geb. 1712), und so ließen sich noch unzählige in den höchsten Kirchenämtern stehende Männer namhaft machen — eben so aber auch ansehnliche Staatsmänner und deren Gemahlinnen; so wie im ersten Anfange des Jahrhunderts der Geist der Spenerischen und Frankischen Schule auf diese einwirkte, so später die Brüdergemeinde. Man durchlaufe z. B. die Reisebeschreibungen und Tagebücher der Missionare des Callenbergischen Instituts, Manitius, Schulz, Woltersdorf, Tschusen, Hansen, oder die Lebensbeschreibungen von Büsching, und man wird eine große Anzahl fürstlicher und gräflicher Häuser in allen Theilen Deutschlands finden (z. B. auch die Gemahlin des Hannoverschen Staatsministers Münchhausen), wo Hausgottesdienst und Bestunden zur regelmäßigen Hausordnung gehören. Ferner zeigen uns namentlich jene Tagebücher damals durch ganz Deutschland hin Privaterbauungen oder Conventikel, gewöhnlich unter Mitwirkung der Geistlichen, und zwar ohne alle Hinnegung zum Separatismus. Seit den Jahren 1730 bilden sich neben den in der Stille fortgehenden und hie und da wohl auch stagnirenden, die kräftiger auftretenden Erbauungsgesellschaften und Vereine der Brüdergemeinden. Zu dem, was am Anfange der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts von ächter Frömmigkeit vorhanden war, hat die Brüdergemeinde nicht wenig beigetragen, denn recht kräftige Früchte trug der Hallische Pietismus nach 1730 nicht mehr. Männer wie Breithaupt, Aug. Herm. Francke, Pöck u. A., wurden nicht mehr gebildet. Nur dazu reichten bis 1760 die Kräfte des Hallischen Pietismus noch aus, zu erhalten, was gezeugt war, aber nicht mehr, um Neues zu zeugen. Die Brüdergemeinde dagegen reinigte sich unterdes immer mehr von den Schlacken der ersten Zeit, und wirkte tief ein.

So ungefähr war das Reich des Herrn in der Evangelischen Kirche in der Zeit beschaffen, als der Unglaube seinen Einzugs in dieselbe hielt. Gewisse Umstände waren in dieser Lage der Dinge allerdings gegeben, welche dem Feinde sein verderbliches Beginnen erleichterten. Die ausgemalte Lichtseite hatte auch ihre Schattenseite, und wir haben dieselbe bereits angedeutet. Weder zur Zeit der Calov's, Carpzov's, Schelwige, noch zur Zeit eines Francke, Spener, Breithaupt, hätte der Unglaube solche Triumphe feiern können. Die ersten hätten ihn mit dem Schwerdt des Fleisches in die Winkel getrieben, die letzteren mit dem Schwerdt des Glaubens und der Liebe gedemüthigt. Das Zeitalter von 1750 hatte aber weder die starrere Kraft jener Orthodoxen, noch jenes Feuer der Liebe dieser Pietisten. Wohl hatte das Zion der Orthodoxye noch seine Wäch-

ter, im Hannöverschen Consistorio an dem Consistorialrath Götten, im Dresdner Kirchenrath an dem Dr. Pöschel, in Hamburg an Melchior Göze, der seit 1756 Hauptpastor geworden, im Weimarschen an dem frommen Consistorialrath Schneider, in Frankfurt a. M. an dem Senior Plitt u. s. w., aber die Stelle von kräftigen Anathemen vertraten heimliche und furchtsame Intriguen, und diesen war der Zeitgeist gewachsen. Eben so gebrach es dem Pietismus an der nöthigen Kraft. Wie wir schon erwähnten, wurde in Halle nur durch ängstliche Warnungen und geheime Abmahnungen dem von den Studenten angebeteten Baumgarten entgegengewirkt. Viele fromme und in vieler Beziehung ehrenwerthe Männer, welche der zweiten Generation der Hallischen Schule angehörten, hatten ein gedrücktes, scheues und peinliches Wesen, man kann das z. B. aus dem Leben des Gottlieb Francke, des G. Knapp, des Herrn v. Bogatzky, des Abts Sahn in Klosterbergen ersehen. Wenigen von denen, die zur neueren Theologie hinneigten, konnten die Achtung, keinem Furcht einflößen. Dazu kam noch eines. Die Streittheologen des 17ten Jahrhunderts hatten sich tüchtig in der Wissenschaft umgesehen. Ein Flacius, Calovius, Quenstedt floßen uns noch heut durch ihr Wissen Respekt ein. Seitdem die Spenerische Schule aufkam, änderte sich das. Seitdem man die Gelehrsamkeit nicht mehr in Doktorpromotionen und Vorlesungen gegen Papisten, Socinianer, Reformirte und Pietisten verbrauchen konnte, schien man nicht mehr recht einzusehen, wozu sie gut sey! Die Kenntniß des Hebräischen und Griechischen wurde von den pietistischen Theologen noch am meisten hochgeschätzt, weil diese Sprachkenntniß das Mittel zu erbaulicher und emphatischer Erklärung der heiligen Schrift war. Die Pastoren, welche in der Hallischen Schule gebildet waren, waren wohl größtentheils gute Hebräer; sie hatten auch einen tüchtigen und thätigen Lehrer an Joh. Heinr. Michaelis, und nachmals an dessen Neffen Ch. Benedict Michaelis, welcher bei der Herausgabe der Bibl. Hebr. und der Vergleichung der Erfurter codices besonders behülflich gewesen war. Wir haben schon darauf aufmerksam gemacht, wie wenige berühmte Namen die Universitäten Leipzig, Wittenberg, Halle, Königsberg, Frankfurt gegen das Jahr 1750 hin besaßen; namentlich die Hallischen Professoren Clauswitz, Callenberg, Henschmidt, J. G. Knapp, J. L. Schulze (der 1769 in die theologische Fakultät kam), G. A. Freilinghausen (gest. 1785) — wie wenig haben sie für die gelehrte Theologie geleistet! Die Brüdergemeinde befaßte sich gar nicht mit der Gelehrsamkeit. — Und doch trat der Unglaube in Deutschland nicht wie in Frankreich bloß mit der Waffe des Witzes und Spottes auf, er gründete sich auf gelehrte Forschungen. Ist nun das Wort wahr, dessen sich neuerlich Scheibel bedient hat: „Der Unglaube läßt sich auf keine andere Weise dämpfen, als indem man ihn widerlegt,“ so fehlte es freilich an der geeigneten Waffe ihn zu schlagen. *)

So war der Boden beschaffen, auf welchem der Unglaube in Deutschland seit 1750 Wurzel zu schlagen anfing. Machen wir uns nun mit den verschiedenen Faktoren bekannt, welche die große Umwälzung herbeiführten. Wir rechnen darunter: 1. die Einflüsse der Wolffschen Philosophie, 2. den Einfluß der Englischen Deisten, 3. den Einfluß Frankreichs, 4. die Regierung Frie-

*) Gilt aber vom Unglauben, der in der Gessinnung ruht, was Jean Paul von der Philosophie sagt: Philosophie und Jungfrau Echo behalten immer das letzte Wort, so wird es außer der Widerlegung doch noch eine kräftigere Waffe geben: das Zeugniß — ein Zeugniß in der Kraft des heiligen Geistes.

drich's des Großen, 5. Semler, den wir als den eigentlichen Vater dessen bezeichnen zu müssen glauben, was jetzt Rationalismus heißt, den vielbegabten Geist, welcher die Keime aller Fort- und aller Rückschritte in sich trug, welche die theologische Wissenschaft seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts machte, wenn gleich der arme Mann selbst, an seinem Treiben irre geworden, mit gebrochenem Herzen über das, was er aus seiner Saat entstehen sah, aus der Welt ging.

Ueber die Einwirkungen der Wolffschen Philosophie mögen zuerst einige historische Notizen voransehen. Noch ehe sich Wolf, welcher 1706 die ordentliche Professur der Mathematik in Halle erhielt, durch eine andere Schrift als die philosophia practica universalis einen Namen erworben, hatte er durch seine Vorträge viele Jünglinge, auch Theologen, für seine philosophische Ansicht und Methode begeistert. Es war dies eine um so schwieriger Aufgabe, da die ganze theologische Fakultät und nicht minder sein berühmter juristischer College Thomasius von der Philosophie sehr geringschätzig dachten. Während seines ersten Aufenthalts in Halle gab er meist mathematische Schriften heraus. Die Vertreibung aus Halle richtete erst die allgemeine Aufmerksamkeit recht auf ihn. *) Auch konnte er seitdem viel freier auftreten, als er es in Halle gewagt hatte. Bis zum Jahre 1740, wo er zurückkam, war sein Einfluß bereits so stark geworden, daß Theologen (unter ihnen vornehmlich Canz, Reusch und Reinbeck), Juristen, Mediciner, Bellettristen ihre Disciplinen ganz nach Wolffschen Principien und Wolffscher Methode bearbeiteten, wie die Nachweisungen in Ludovici's Historie der Wolffschen Philosophie S. 156 ff. zeigen. Nach seiner Zurückkunft **) war sein Applaus gar nicht so groß, wie man hätte erwarten sollen, seine theologischen und juristischen Kollegen waren auch damals ihm entgegen, und andere Ursachen wirkten mit. Indessen hatten jüngere Männer, welche durchaus seinem System folgten, die philosophischen und theologischen Katheder betreten (Ludovici in Leipzig, Alex. Baumgarten und Daries in Frankfurt, Canz und Bülfinger in Tübingen, Jak. Baumgarten in Halle), der Berliner Propst Reinbeck hatte sich mit Angelegenheit für ihn entschieden, sogar eine besondere Gesellschaft von Freunden der Wolffschen Philosophie Methophilen war in Weissen-

*) Beiläufig sey auch hier bemerkt, daß, wie jetzt allgemein bekannt, obwohl Manche es noch absichtlich ignoriren, zu jenem despotischen Befehle Friedrich Wilhelm I., daß der Philosoph bei Leibes- und Lebensstrafe binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt und binnen acht und vierzig die Preussischen Staaten meiden solle, nicht der Antrag der theologischen Fakultät in Halle, sondern vielmehr die Vorstellung, welche zwei vornehme Militärs dem Könige gemacht hatten, der Grund war. Desgleichen ist die oft nachgesprochene Anekdote falsch, daß W. H. Francke in der Predigt über das Sonntagsevangelium: Wehe den Schwangeren u. s. w., schadenfroß auf die schwangere Frau des vertriebenen Professors angepielt h. be. Die sammtlichen Predigten Francke's werden in Nachschriften im Waisenhause aufbewahrt, und aus ihnen hat der sel. Dr. Knapp erhärtet, daß jene Beschuldigung unwahr ist, s. Hoffbauer, Geschichte der Universität Halle, S. 532. im Nachtrage. Jene Lüge wurde zuerst von Gottsched verbreitet.

**) Wie es mit derselben zuging, darüber geben interessante Aufschlüsse die Aktenstücke im 1sten Bande von Büsching's Beiträgen. Merkwürdig ist auch das Urtheil des großen Verehrers von Wolf, des Grafen Montausel, über ihn in einem Briefe an Reinbeck: Mr. Wolf m'a d'ailleurs paru, depuis longtemps, quelque grand philosophe qu'il soit, fort susceptible de toutes sortes de faiblesses humaines.

fels unter dem Direktorat eines Kammerherrn v. Miltitz, zusammengetreten, kurz Wolf's Einfluß ging immermehr in's Große. Auf die Theologie wirkte er nun zunächst durch seinen berühmten Schüler Sigm. Jaf. Baumgarten ein, welcher durch des Prosopis Nolos, seines ehemaligen Religionslehrers, Vermittelung seit 1734 Professor der Theologie geworden. Unglaublich ist der Enthusiasmus, mit welchem dieser Lehrer der Theologie seiner Zeit gehört wurde! Gegen 400 Theologen, *) und selbst Juristen und Mediciner saßen hier zu den Füßen des hochverehrten Mannes, auf das Allernützlichste jedes Wort nachschreibend, das über seine Lippen floss, kaum konnte irgend ein anderes Collegium sich halten, wenn auch Baumgarten es las! Und nun vergleiche man die gedruckt uns erhaltenen Collegienhefte — welcher todte Schematismus, welches dürre Tabellenwesen — und das Alles mit der langsamsten Sprache vorfirtirt!

Doch das Vorurtheil regiert die Welt; so groß war das Ansehen dieses Mannes, daß Herr v. Münchhausen, nach dem Tode des theologischen Hauptes der Universität Göttingen, des Kanzlers Mosheim, ungeachtet er Baumgarten's schläfrigen Vortrag wohl kannte, doch keinen Anderen, der Mosheim's Stelle zu ersetzen fähig gewesen wäre, ausfinden konnte, als eben Baumgarten! Nur daß man das baldige Absterben des Mannes, oder eine abschlägige Antwort erwartete, verhinderte damals seine Berufung nach Göttingen. Auch die große Masse der über alle Fächer der Theologie von ihm gedruckten Werke, zum Theil Collegienhefte, bezeugen den Eifer, mit welchem die damalige theologische Welt ihm anhing, und seine historisch-dogmatischen, und literarhistorischen Schriften erweckten wohl mit Recht dieses Interesse.

Was nun die Natur des Wolf'schen Einflusses auf die damalige theologische Welt betrifft, so ist wohl derselbe in formaler Beziehung weit bedeutender gewesen als in materialer. Was das Wolf'sche System von Materie hat, ist sammt und sonders Leibniz'sches Eigenthum, nur popularisirt und entgeistigt. Daß nun die eigenthümlichen Leibniz'schen Lehren von angeborener Erkenntniß, von den Monaden, von der besten Welt u. s. w. schädlichen Einfluß auf die Zeitgenossen ausgeübt haben sollten, ist theils nicht denkbar, theils nicht nachweislich. Leibniz's Lehre konnte nur für denjenigen schädlich werden, welcher sie rückwärts an den leitenden Fäden in den Spinozismus und Baylianismus hineinconstruirte hätte, wie Leibniz selbst sie aus dem Spinozismus und Baylianismus herausgewickelt hatte. Zum Spinozismus aber hatte jene Zeit im Ganzen keine Hinneigung; das christliche Bewußtseyn war in den Gemüthern zu lebendig, und auch um aus Leibniz's Optimismus den Bayle sich herauszuconstruiren, dazu gehörte ein Clericus. Die Theologen in ihren Streitchriften wider Wolf, Joach. Lange und Franz Buddeus **) haben freilich insbesondere den Fatalismus

der Wolf'schen Lehre und noch andere materielle Lehren angegriffen, allein wohl nur deshalb, weil sie ihm auf diese Weise am Empfindlichsten wehe thun konnten, selbst die Atheisterei schob ihm Lange zu; außerdem trafen die Beschuldigungen Aeußerungen auf dem Gebiete der Sittenlehre, die auch allerdings größtentheils anstößig sind, und von Mangel an rechter christlicher Einsicht zeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung des Herausgebers.

Aus der neuesten Schrift seines theuren und verehrten Freundes, des Herrn Dr. Scheibel: Geschichte der Lutherischen Gemeinde in Breslau. Nürnberg 1832, p. 32., und aus brieflichen Mittheilungen ersieht der Herausgeber mit Bedauern, daß mehreren seiner Aeußerungen in dem Vorworte zu dem laufenden Jahrgange der Ev. K. Z. eine Beziehung auf die Breslauer kirchlichen Angelegenheiten untergelegt worden ist. Er sieht sich dadurch um so mehr zu der Erklärung veranlaßt, daß eine solche Beziehung gar nicht von ihm beabsichtigt worden ist, da die dort gegen andere Zeitrichtungen erhobene Anklage, nach dieser Seite hingewendet, offenbar eine ungerechte seyn würde. So wenig der Herausg. die leitenden Grundsätze und das Verfahren der Breslauer Lutherischen Gemeinde in ihren unterscheidenden Merkmalen billigen kann, so ist er doch weit entfernt, denen beizustimmen, welche diese Erscheinung als einen Ausfluß der revolutionären Tendenz in Staat und Kirche, wie sie unser Zeitalter beherrscht, darstellen möchten. Er beabsichtigte anfangs, das Unterscheidende dieser kirchlichen Bestrebung von anderen dort ausführlich besprochenen auseinander zu sehen. Allein er wurde durch denselben Grund davon abgehalten, auf dem das bisherige Schweigen der Ev. K. Z. von der Breslauer Angelegenheit beruht. Jede einseitige Ausstellung wird, wenn sie auch an und für sich noch so gerecht seyn sollte, doch eben durch ihre Einseitigkeit ungerecht. Es ist daher, wo Umstände es nicht erlauben diese Einseitigkeit zu vermeiden, das Gerathenste, ganz zu schweigen. Dieser Grund liegt so auf der Oberfläche, daß es sich kaum begreifen läßt, wie er von denen nicht wahrgenommen wurde, welche in öffentlichen Blättern und in Briefen jenes Schweigen der Ev. K. Z. zum Vorwurfe machten. Möchte doch jene ganze Angelegenheit bald auf eine dem Herrn angenehme Weise beendet, möchte Herr Dr. Scheibel bald eine Gelegenheit eröffnet werden, die ihm verliehene reiche Gabe der Erbauung wieder zum Besten der Kirche anwenden zu können! Möchte die Grundursache, welche solche traurige Zerwürfnisse herbeiführt, der traurige Verfall unserer Kirche, bald auf die einzige Weise, welche eine gründliche Hebung bewirken kann, durch eine reiche Ausgießung des Geistes über das dürre und ermattete Erdreich gehoben werden!

*) Es müssen dies fast sämtliche Theologiestudirende gewesen seyn, denn in den Jahren 1760—1770 betrug die Zahl sammtlicher Studirenden nur gegen 680 im Durchschnitt, erst seit 1777—1783 finden sich 1,000, nachher 1,150.

**) Der große Buddeus, anfangs noch Rektor in Coburg, hatte seine Universitätslaufbahn 1693 in Halle begonnen, und zwar in der philosophischen Fakultät, 1705 ging er als Professor der

Theologie nach Jena. Sein Gutachten über die Wolf'sche Philosophie kursirte zuerst handschriftlich, und wurde wider seinen Willen gedruckt, worauf es dann 1723 forrefter, wie es scheint von Lange, herausgegeben wurde. Die Ausstellungen, welcher jene gelinde vorsichtige Mann an der Wolf'schen Philosophie macht, sind grade dieselben wie die Langeschen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 6. Juni.

N^o 45.

Umriss einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Der am allgemeinsten schädliche Einfluß bestand wohl ohne Zweifel in der Erweckung einer verkehrten Demonstrationssucht. Die zwei Leibniz'schen Principien, das für die analytischen und das für die synthetischen Urtheile, das Principium des Widerspruchs und das des zureichenden Grundes dünkten Wolfen genug, um ein vollkommen demonstratives System alles menschlichen Wissens aufzuführen. Nur recht definit und genau geschlossen — so kann nimmermehr ein Irrthum eindringen, und das Gebiet der Wahrheit liegt offen bis an seine äußersten Grenzen. Der Mann, der so viel versprach, konnte wohl anlocken, zumal da er den Genuß dessen, was er versprach, so leicht machte, denn den dürrn Rosenkranz seiner höchst verständlichen Paragaphen konnte wohl jeder auch noch so schwache Kopf leicht abbeten lernen. Nur freilich ging es dem nach der substantiellen Wahrheit dürstenden Gemüthe wie dem Hungrigen, der im Traum an einer herrlichen Tafel speist, er ist und ist und der Gaumen und der Magen verspüren nichts. Gar Manchem mochte dabei zu Muthe seyn wie dem Asmus, als der Ahrends ihm vordemonstrirte: Ein Student kann kein Rhinoceros seyn, denn, wenn ein Student ein Rhinoceros wäre, so müßte ja auch ein Rhinoceros ein Student seyn. Da nun aber dieses i. c. Da nun aber der Schatten der Wahrheit immer noch mehr ausbläht als sie selber, so darf es uns nicht wundern, wenn auch diese jungen Wolf'schen Philosophen höchst präsumtiv wurden. „Insonderheit merkten wir“ — sagt Lange 1724 im Namen der theologischen Fakultät — „an den Studiosis, insonderheit Theologiae, welche seine lectiones philosophicas besucht, eine Geringschätzung des göttlichen Wortes und der zur Ordnung unsers Heils gehörigen Wahrheiten, und dabei eine solche Präsumtion von ihrer Klugheit, daß sie Alles besser wissen wollten, wie Andere.“ Die Aufklärung durch die Wolf'sche Methode ging so weit, daß die Candidaten sie lächerlicherweise selbst in den Predigten anwendeten. In einer Predigt über Matth. 8, 1 ff.: „Da aber

Jesus vom Berge herabging,“ heißt es: „Ein Berg ist ein solcher erhabener Ort, der...“ B. 3.: „Jesus streckte seine Hand aus und rührte ihn an“ — „eine Hand ist ein solches Glied, das...“ In der Wertheim'schen Bibel, von der wir sofort sprechen werden, heißt es zu 3 M. 18, 7.: „Es ist deine Mutter“: „Eine Mutter ist eine Frau, welche in Gesellschaft ihres Mannes Kinder erzeuget und auferziehet,“ — zu 2 Mos. 15, 26.: „Ich, der Herr, bin dein Arzt“: „Ein Arzt ist eine Person, welche...“ Das nannte man philosophische Klarheit. Dazu kamen in den Predigten die termini technici häufig vor: „Das Wesen, welches sich alle Welten auf einmal vorstellt (Gott) — die Verknüpfung der Dinge — der hinlängliche Grund“ und andere dergl.

Wenn gleich nun hierunter noch gar nicht nothwendig die Reinheit der Lehre litt, so wird man sich doch leicht von vorn herein vorstellen können, daß der einmal aufgeweckte Forschungsgeist, vom Hochmuthe gereizt auch über die Schranken der Kirchenlehre hinausgegangen seyn werde. Was Wolf's eigenes Verhalten in dieser Hinsicht betrifft, so war er höchst vorsichtig, er verfaßte seine Schriften mit steter Rücksicht auf die Theologen, wie er sich denn auch freute, daß die Jesuiten in Wien, ja selbst in Rom, seine Schriften läsen, billigten, eigen abdruckten.^{*)} Er erklärte, die Philosophie könne nimmermehr der Theologie widersprechen; wo es geschehe, da sey es entweder gegen eine Meinung der Theologie, die noch Hypothese sey, oder man könne der Philosophie durch Demonstration darthun, daß sie falsch definit oder falsch geschlossen habe.^{**)} Die Mystiker tastet er nicht nur nicht an, sondern gibt sogar zu, daß wir uns keinen

^{*)} Es war bereits unter den Katholiken und namentlich unter den Jesuiten ein gutes Zutrauen zu Leibniz und seiner Philosophie vorhanden gewesen; so erklärt sich diese günstige Aufnahme Wolf's bei ihnen desto leichter. Uebrigens war der Wolf'sche Schématismus und der fortgehende formale Scheinbeweis auch ganz vorzüglich für eine katholische Dogmatik geeignet.

^{**)} Seine Erklärungen über den Gegenstand — im Wesentlichen freilich die von Leibniz, nur mehr in's Breite getreten — sind interessant, auch die Art, wie er die Abschwörung des Galilei beurtheilt, er billigt das Verfahren der Curie. So lange nämlich, sagt er, es nicht ganz deutlich bewiesen war, daß Galilei's Ansicht richtig sey, durfte er sie nur als Hypothese vortragen, Philos.

deutlichen Begriff von ihnen machen können: Si quae in script. sacra occurrant voces, quibus respondententes notiones habere non valemus (mysteria), pro terminis inanibus eadem non sunt habendae. Ubi constat sermonem esse de rebus, quae Deo perspectae esse possunt, veluti cum de seipso suisque operationibus loquitur, nobis autem minime earum notionem assequi licet, cum nihil iis simile in nobis experiamur, pro terminis inanibus habendae non sunt voces, quibus respondententes notiones in nobis excitare minime valemus.) Er hat uns auch aus seinen jüngeren Jahren einen Entwurf zur Vertheidigung des Christenthums hinterlassen, aus welchem man indeß sieht, daß seine Einsicht in das Wesen desselben eben so wenig tief ist als seine Demonstration der Wahrheiten desselben scharf gewesen seyn würde. In den Actis Eruditorum nämlich vom Jahr 1707 schlägt er folgende Beweisfette für die Wahrheit des Christenthums vor: 1. Gott ist das vollkommenste Wesen, 2. er ist verschieden von der Welt, 3. Zweck der Welt, 4. daraus läßt sich abnehmen, wie vernünftige Wesen ihre Handlungen einrichten müssen, 5. große Verschiedenheit der ursprünglichen Beschaffenheit von der gegenwärtigen, 6. Gott kann also nicht Urheber der gegenwärtigen Beschaffenheit seyn, 7. wir dürfen nicht fürchten, daß unser Elend nach dem Tode größer seyn werde als jetzt, 8. entweder will uns Gott aus unserem Elend erretten oder nicht. Will er es — so muß eine Offenbarung seyn. — Daß übrigens dieser Mann kein Heuchler war, sondern wirklich an die Wahrheiten der christlichen Religion glaubte, daran zu zweifeln hat man durchaus keinen Grund. Förster**) führt uns einen Zug zum Belege an, der auch insofern Interesse hat, als er zu einer Vergleichung von damals und jetzt auffordert. Die Universität sollte 1717 bei einer Feierlichkeit in corpore erscheinen. Wolf schrieb auf das Circular, welches dieses proponirte: „Vidi, consentio. Jedoch, da mir vorgekommen, desselben Tages des Nachtmahls zu gebrauchen, so weiß ich vor meine Person nicht, ob ich werde zugegen seyn können, indem nicht gern mein Vorhaben ändern wollte, doch will ich es mit meinem Herrn Beichtvater überlegen. Wolf.“ — Daß indeß Wolf's Philosophie hie und da Samen des Zweifels an dem Kirchenglauben angeregt habe, das sieht man schon aus Baumgarten. Zwar hat derselbe wenig oder nichts an der herkömmlichen Orthodorie angetastet, indeß scheint es, daß ihn wenigstens nicht bloß der eigene Glaube davon abgehalten habe, sondern auch Furcht und Gemächlichkeit; dies kann man wohl aus seinen bekannten Äußerungen gegen Semler schließen. Viel deut-

licher zeigt sich dies aber an dem Urheber der Wertheim'schen Bibelübersetzung, über welche wir hier Einiges sagen müssen.

Unter jenem Namen ist nämlich der Anfang einer Bibelübersetzung bekannt geworden, welche im Jahre 1735 in Wertheim unter dem Titel erschien: „Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Messie Jesus. Der erste Theil, worinnen die Gesetze der Israheliten enthalten sind.“*) Aus dieser wunderlichen Nachbildung der Hebräischen Namen (er schreibt auch Mosche, die Moaben statt Moabiter u. s. w.) sollte man erwarten, daß der Verf. sich den Uebersetzern anschließen würde, welche, um treu zu seyn, selbst alle Orientalischen Idiotismen in's Deutsche übertragen, im Gegentheil geht aber sein Streben auf Modernisirung der biblischen Ausdrücke, auf Uebertragung des Sinns der alten Urkunde in die Sprach- und Denkweise des 18ten Jahrhunderts — so schreibt er statt der Apokalypse Petrus: der Gesandte Peter. Es fehlt ihm dabei nicht an Scharfsinn und Sprachkenntniß, und wäre sein Werk um fünf Decennien später, 1785, erschienen, so würde er statt Schande und Gefängniß, den Lobpreis aller Litteraturzeitungen, Ehre und Ruhm eingeerntet haben. Zur Charakteristik dieses merkwürdigen Produkts theilen wir einige Stellen mit. Der Anfang lautet: 1. Alle Weltkörper und unsere Erde selbst sind anfangs von Gott erschaffen worden. 2. Was insonderheit die Erde betrifft, so war dieselbe anfänglich ganz öde; sie war mit einem finsternen Nebel umgeben, und ringsherum mit Wasser umflossen, über welchem heftige Winde zu wehen angingen. 3. Es wurde aber bald auf derselben etwas helle, wie es die göttliche Absicht erforderte. — 1 M. 3, 15. heißt es: Und künftig soll zwischen die (der Schlange) und der Frau und eurer beider Nachkommenschaft eine beständige Feindschaft seyn, dergestalt, daß die Menschen den Schlangen auf den Kopf treten, und diese hingegen jene in den Fuß stechen. Man sieht, daß der Mann das Licht des 19ten Jahrhunderts anticipirt hat und wohl würdig ist, in der Geschichte der Bibelübersetzungen neben Dinter einen Platz einzunehmen! — Zu jener modernisirenden Uebersetzung kommen dann noch Anmerkungen ebenfalls im damals neuesten philosophischen Geschmack. Diese Anmerkungen, wie die Uebersetzung selbst und überhaupt die ganze Geistesrichtung des Verf. sind nun das Ergebnis des Studiums der Wolffischen Philosophie. Wie der Verf., Lorenz Schmid, anfänglich Erzieher der jungen Grafen v. Löwenstein-Wertheim, selbst sagt, so hat Wolf's Äußerung, daß an eine rechte Vertheidigung der Bibel so lange nicht gedacht werden könne, als es nicht eine ganz verständliche und deutliche Uebersetzung derselben gebe, in die Seele des talentvollen jungen Mannes den ersten Funken geworfen. Dabei scheint es ihm an Eitelkeit auch nicht gefehlt zu haben, und so ließ er, noch als Candidat, den ersten Theil seines Werkes in der Stille, ohne vorhergängige Bekanntmachung, drucken. Sein aufgeweckter Kopf hatte sich an der Wolffischen Klarheit der Begriffsbestimmungen erfreut, er hatte dieses System mit besonderer Liebe studirt; was er hier gewonnen, suchte er nun bei dem unternommenen Werke in Anwendung zu bringen. Wolf selbst, wie seine Briefe bei

Rat. §. 167. 168. Damit hängt einigermaßen zusammen, was er recht gut in dem Abschnitte de interp. script. sacrae §. 968 ff. sagt, besonders §. 976. Vgl. das 12te Kapitel der „Vernünftigen Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes.“

*) Anders sagt Wolf's talentvoller Schüler, Carpan, Professor der Mathematik in Jena, den Begriff Mysticismus. Er nennt nur Mysticismus, was die bloße Vernunft nicht anticipiren konnte, ehe es erschien, Theol. Dogm. I. §. 124, — also die biblische Definition. Er scheint aber auch nicht der Meinung gewesen zu seyn, daß die göttlichen Wahrheiten unfähig waren, in klaren notionen aufgefaßt zu werden, vielmehr macht er sich an die Erklärung aller Mysterien.

**) S. dessen sehr gründliche Uebersicht der Geschichte der Universität Halle, 1794. Diefem sehr sorgfältig gearbeiteten Werkchen verbanke Hofbauer das Meiste in seinem mit viel geringerem Fleiße geschriebenen Werke.

*) Beiträge zur Geschichte des Werks von Pastor Sinnhold, mit Vorrede von J. Georg Walch, Erfurt 1739. Sehr instructiv ist die Correspondenz von Mosheim, Wolf u. A. über das Werk bei Schlegel, in der Fortsetzung von Mosheim's A. G. Th. VI. Vorrede. — Die ganze Geschichte des Streites findet sich bei Walch, Streitigkeiten u. s. w. Th. V.

Schlegel zeigen; freute sich auch des Werkes, doch hielt er Vieles für allzu jugendlich gewagt, namentlich daß die dicta probantia, welche im Pentateuch auf den Messias bezogen werden, hinweggerückt worden. Auch der große Kanzler Mosheim war eigentlich, wie man sieht, nicht gar zu unzufrieden mit dem Werke, und scheint hernachmals mehr aus Klugheit als aus Ueberzeugung sich gegen dasselbe erklärt zu haben. Die philosophischen und theologischen Wolfianer waren eigentlich alle dem Unternehmen geneigt, und hätte nicht die oberste Behörde gegen dasselbe verfahren, so hätte es sich gewiß schon damals Bahn gebrochen. Allein der Verf. wurde, ungeachtet die jungen Grafen v. Wertheim ihm zugethan waren, in Folge eines Reichsconclusum im Jahre 1737 in harten Arrest gesetzt, und nun schrieb in ganz Deutschland Alles gegen ihn, was nur schreiben konnte, Theologen, Juristen, Schulmänner, Katholiken, Protestanten, Geistliche, Laien; in allen Deutschen Ländern wurde das Buch confiscirt, im Salzburgerischen bei Strafe ewiger Landesverweisung verboten! — So ungeheuer ist der Unterschied zwischen 1737 und 1837! — Der Verfasser richtete eine Vorstellung an den Reichstag in Regensburg, welche von seinem großen Verstande, seinem kräftigen Charakter und seiner freimüthigen Wahrheitsliebe zeugt, und für ihn einnimmt.*) Dennoch erschien 1738 das Reichshofraths-Conclusum, daß er auf die Frohnfeste zu Bamberg gebracht werden sollte, bis sein Prozeß, der noch gar nicht angefangen hatte, beendet und gegen ihn entschieden seyn würde. Statt nach Bamberg, kam er nach Anspach in Gewahrsam, und dort ist es ihm gelungen, zu entkommen. Er hat indeß noch später das Lindalsche Buch: „Das Christenthum so alt als die Welt,“ herausgegeben, und ungeachtet er Foster's Widerlegung hinzugefügt hat, so scheint doch ein dolus dahinter gewesen zu seyn.**) Der Mann endete in Wolfenbüttel sein Leben im Jahre 1751.

Unzweifelhaft möchten wohl noch so manche andere ähnliche Früchte der Wolfischen Philosophie an's Licht getreten seyn, hätte nicht der Erfolg des Schmid'schen Versuchs über Philosophen und Theologen einen Schrecken verbreitet. Auf diese Weise erhielt das Publikum nur die schöneren Früchte dieser Geistesrichtung auf dem theologischen Gebiet; dazu zählen wir nämlich vorzüglich Reinbeck's Betrachtungen über die Augsbургische Confession — ein sehr weit verbreitetes Werk; da es auf des Königs Friedrich Wilhelm I. des Gönners und hohen Freundes jenes Theologen, Befehl, in allen Kirchenbibliotheken angeschafft werden mußte.

Als Resultat der Wolfischen Philosophie müssen wir aber auch noch jene Art der Philosophie betrachten, welche kurz vor Kant und neben Kant ganz vorzüglich dem flachen Deismus in die Hände arbeitete, und denselben auch jetzt noch unterstützt. Der Wolfianismus hatte die Ansicht des gemeinen Menschenverstandes zum strengen System erhoben. Im Verfolge ver-

machte diese streng dogmatische Form weder dem Summischen Scepticismus noch der allgemeinen Erschlaffung des Zeitgeistes zu widerstehen, sie fiel wie eine Sülze ab, und es blieb die Philosophie des sogenannten „gesunden Menschenverstandes“ übrig, in welcher verkümmerten Enkeln Niemand mehr die geistvolle Großmutter der Leibniz'schen Philosophie ahnen konnte. Etwas näher der Wolfischen Mutter hielt sich das Raisonnement des Mendelssohn, des Plato's der Wolfischen Philosophie, wenn anders es erlaubt ist, etwa auch von Plato's der Wappenkunde zu reden. Weiter ab von der Mutter ging Joh. Aug. Eberhard, Platner, Garve u. A. der Art. Hier ging die Demonstration des gemeinen Menschenverstandes in das Raisonnement des gemeinen Menschenverstandes unter. „Erfahrung — gemeiner Menscheninn — Moralität — Brauchbarkeit — Klarheit“ — das sind die Schlagworte, die seitdem ertönt, und durch die allgemeine Deutsche Bibliothek in allen Theilen Deutschlands wiederhallen. Wie dann „die aufgeklärten Köpfe“ unter den Theologen auf den Pfeilern dieser Philosophie ihre Theologie aufbauten, werden wir später sehen. — Nur das sey hier noch erwähnt, daß, während der allgemeinen Huldigung, welche die Decennien von 1720 — 1780 dem Wolfianismus brachten, es ein gläubiger Verehrer des biblischen Christenthums war, welcher zuerst, nachdrücklich, geistvoll — wenn gleich fast ganz ungehört — die Präsumtionen dieser logischen Weisheit bekämpfte, Christ. Aug. Crusius, den erst die Nachwelt wird würdigen lernen. In seiner Schrift: Principior. cogn. metaph. nova diluc. nennt ihn Kant als den Vorzüglichsten der Beförderer der Philosophie, und Rirner bezeichnet ihn „als den scharfsinnigsten Bestreiter der Wolfischen Philosophie, der mehrere Hauptmängel derselben entdeckte, und tief eindringende Untersuchungen einleitete.“ — Vielleicht entschießt sich ein geistesverwandter Verehrer dieses jetzt als Theolog und Philosoph vergessenen Mannes, Chr. A. Clodius in Leipzig, unsere Zeit wieder mit dem bekannt zu machen, was jener innige Christ als Philosoph leistete. — Die Deutsche Bibliothek bewirkte es, daß Crusius philosophische Handbücher, über welche wenigstens hier und da gelesen worden war, im Preussischen verboten wurden. —

Weit bedeutender, als man es von vorn herein erwarten würde, ist der Einfluß der Englischen Deisten auf Deutschland gewesen, theils mittelbar, theils unmittelbar. Wir finden bei den Engländern, was weder in Frankreich, noch in Holland und Italien gefunden wird, bereits in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts ein ziemlich vollständiges System des Rationalismus. Es würde sich sehr der Mühe verlohnen, die Ansichten der Englischen Deisten auf dem Gebiete der Kritik, der Erregese, der Dogmatik, Moral und Kirchengeschichte zusammenzustellen; man würde sich nämlich alsdann überzeugen, wie wenige der rationalistischen Fünklein der neueren Zeit ausschließlich angehören, und es würde dadurch klar werden, wie wenig die Behauptung des Dr. Bretschneider Grund hat, daß erst die ungeheueren Fortschritte der Wissenschaften im 19ten Jahrhundert den Rationalismus erzeugt haben. Während der Französische Deismus, den einzigen Bayle ausgenommen, nur mit Wig und Spott stritt, bediente sich der Englische Deismus der Waffe gelehrter Untersuchung, und eben dies bewirkte, daß die Englischen deistischen Schriften auf den gründlichen Deutschen einen tieferen Eindruck machten, als die Französischen. Schon seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts wurden die Englischen Deisten theils durch Deutsche Uebersetzungen (wiewohl dies spärlich), theils durch das Mittel Französischer Uebersetzungen, theils durch

*) Sie findet sich in den Acta Hist. eccl. T. II. p. 609 ff.

**) Man hat eben diesen Schmid lange Zeit für den Verfasser der Wolfenbüttel'schen Fragmente gehalten; jetzt ist es auch durch das eigene Geständniß des Verf. auf dem Ererbettel als entschieden anzusehen, wer der Verf. sey, nämlich Sam. Reimar. Schmid war, wie es scheint, zu ehrlich, um, wenn er auch wirklich eine bittere Feindschaft gegen die Offenbarung gehabt haben sollte, sie so lange zurückzuhalten. — Dagegen soll sich in Wolfenbüttel noch das Manuscript der Schmid'schen Uebersetzung des N. T. befinden, dessen Bekanntmachung interessant wäre, auch schon zur Charakterisirung jenes merkwürdigen Mannes selbst.

die Widerlegungsschriften, theils durch ausführliche Auszüge in den Deutschen Zeitschriften, in den *Acta eruditorum*, in dem neuen Bücheraal, in Hoffmann's aufrichtigen und unparteiischen Nachrichten, in den Unschuldigen Nachrichten, in Baumgarten's Nachrichten von einer Hallischen Bibl., *) vielfach in Deutschland bekannt. In welchem Grade die Schriften jener Männer in England, Frankreich und Deutschland die Aufmerksamkeit auf sich zogen, können wir eben schon aus den fleißigen Anzeigen und Auszügen in Zeitschriften und eben so aus der ungemein großen Zahl von Widerlegungsschriften schließen. Gegen Toland's an Umfang nicht großes aber hinsichtlich des Inhalts nicht unbedeutendes Werkchen *Christianity not mysterious* (das Christenthum ohne Geheimnisse), traten bis zum Jahr 1760 in jenen drei Ländern theils in einzelnen Schriften, theils in größeren Werken vier und fünfzig Gegner auf, worunter vorzüglich auszuzeichnen die trefflichen *Annotatiunculæ subitaneæ ad Tolandi librum* von Leibniz, ferner Lillenthal, Fr. Eberh. Rambach, Joh. Georg Walch u. A. Gegen Toland's *Amyntor*, worin er den biblischen Kanon angreift, erschienen neun und zwanzig darauf Rücksicht nehmende oder es direkt bestreitende Schriften. Die sogenannte *Deistenbibel* — *Hyndal's Christianity as old as the world* (das Christenthum so alt als die Welt) — wurde in jenen drei Ländern bis zum Jahr 1760 von nicht weniger als hundert und sechs Gegnern bekämpft. Der vorzüglichste, gelehrteste Gegner der Engländer unter den Deutschen ist wohl Lillenthal in seiner *Guten Sache der Offenbarung*. Sehr vollständige Nachrichten, aber sehr schlecht redigirt, enthält Thorschmidt's *Freidenkerbibliothek*, Halle 1765, 4 Th. — Auch fing man an, besondere Vorlesungen wider die Deisten zu halten. Der erste, welcher ausdrücklich dergleichen hielt und nachher bekannt machte, war der Kanzler Pfaff: *Akademische Reden über den Entwurf der theologiae antideisticae*, Frankfurt. 1759. Vorzüglich mit den Deisten, und namentlich mit den Engländern, hatten sich auch Mosheim's Vorlesungen über die Feinde der christlichen Religion beschäftigt, welche um vieles später sehr verändert von einem Schüler herausgegeben wurden: Mosheim's *Geschichte der Feinde der christlichen Religion*, aus dessen Vorlesungen herausgegeben und bis auf die jetzige Zeit fortgesetzt von M. Gottfried Winkler, Dresden 1783. Auf Universitäten wurden Disputationen wider die Irrthümer der Naturalisten gehalten, so *Sacro de aestimatione rationis humanae theologia*, praeside Paulo Antonio, 1708. Dort heißt es S. 5.: *Hinc tantus undique numerus Rationalistarum, Naturalistarum, Libertinorum, Scepticorum, quinimo Atheorum*, und p. 32.: *His Rationalistis totus mundus refertus est*. — Ganz besonders wurde der Blick der Deutschen Theologen seit Baumgarten auf England gerichtet. Dieser umfassende Gelehrte war merkwürdigerweise zuerst durch die mathematische Literatur der Engländer mit Liebe zur Englischen Sprache erfüllt worden. Er hatte schon als Student eine ausgewählte Sammlung Englischer mathematischer Werke besessen, die er aber damals auf den

warnenden Wink eines frommen Professors, daß diese Studien seinem Seelenheil gefährlich werden könnten, da er sein Herz zu sehr daran hänge, willig und folgsam verkaufte. Ihm verdankt nun Deutschland theils die Kenntniß, theils die Uebersetzung vieler Englischer Bücher. Obenan steht die Uebersetzung der allgemeinen Weltgeschichte, das Englische Bibelwerk, die zehn Bände Lebensbeschreibungen aus der Brittanischen Biographie, Keal's Geschichte der Puritaner u. s. w. Semler und J. D. Michaelis *) traten in dieser Hinsicht in Baumgarten's Fußtapfen, darauf Rösselt, Rambach, Zollikofer, Spalding, Sack — selbst noch Schleiermacher, welcher die von Sack begonnene Uebersetzung der Blair'schen Predigten vollendete, und auf desselben Rath die Predigten von Fawcett übersehte. Durch diese zahllosen Uebersetzungen der Englischen theologischen Litteratur, erhielt nun die bibelgläubige Theologie manche schöne und treffliche Waffe, wir erinnern nur an Lardner's vorzügliches Werk: *Glaubwürdigkeit der Evangelischen Geschichte*; manche, wenigstens damals nützliche Schriften: Doddridge's Paraphrase, Leland's Abriss der deistischen Schriften, Nelson's antideistische Bibel, **) — bei weitem der größte Theil der Englischen Apologeten und Bestreiter der Freidenkerei wurden in's Deutsche übertragen, nachher denn auch insbesondere Englische berühmte und unberühmte Kanzelredner, Skelton, Fordyce, Atterbury, Doddridge, Tillotson, Torne, Mayhew u. s. w. Merkwürdigerweise haben aber diese Uebersetzungen, und sogar die der Englischen Vertheidigungsschriften, wie schon Ernesti bemerkte, selbst dazu beigetragen, den alten christlichen Glauben der Deutschen Theologen zu verwässern und wankend zu machen. Merkwürdig ist in dieser Beziehung das Urtheil eines Apologeten jener Nation selbst, des wackern Skelton, der in seinem Buche: *Die offenbarte Deisterei* (Deutsch, 1756. 2 Th.) in der Vorrede sagt: „Auf der anderen Seite vertheidigen unsere neueren Schutzredner des Christenthums dasselbe oft mit deistischen Grundsätzen, und überdies sind sie zu bald fertig, ihre eigenen Glaubensartikel in eine neue Form zu gießen, sie hoffen dadurch ihrer Sache einen neuen Vortheil zu gewinnen. — Unter denen, die es noch am meisten mit dem alten Christenthum halten und am besten für dasselbe sehten, gibt es doch einige, welche die Freigeisterei unserer Zeit kennen, und einigermaßen ansehn, mit ihren Feinden ganz offener Herz und frei umzugehen, und deswegen befehligen sie sich einer angenommenen Gelindigkeit, sie mildern die Beweggründe der Gesetze, sie verringern die Anzahl der Geheimnisse und erleichtern die Vorschriften der Religion.“ —

(Schluß folgt.)

*) Von diesem erschienen auf Baumgarten's Rath Benson's, Pearce's u. A. ergetische Schriften Lateinisch. Auch fuhr J. D. Michaelis fort, in der Orient. Erget. Biblioth. über alle theologischen wichtigen Erscheinungen der Englischen Litteratur Nachricht zu geben. Bekanntlich hatte dieser Gelehrte auch eine Reise nach England gemacht. Sein nachmaliges Erkalten für das lebendige Christenthum leiteten seine Hallischen Lehrer und Freunde von dem Einflusse dieser Reise ab. In unseren Tagen möchte der entgegen-gesetzte Fall eintreten.

**) Es ist dieses ein Commentar zur heiligen Schrift mit antideistischen Anmerkungen in der Art von Lillenthal in der Deutschen Uebersetzung von Panzer. 8 Th. 4. Ert. 1766. Der Englische Verf. hatte das Werk: *Hausbibel* genannt, und eigentlich nur zum Familiengottesdienst bestimmt. Der Deutsche Uebersetzer erweiterte aber den Plan.

*) Besonders machte es sich dieser Gelehrte zum Geschäft, die deistischen Bücher bekannt zu machen. Man findet in seiner *Geschichte der Religionspartheien* S. 129. ein Verzeichniß aller der freigeistlichen Schriften, welche in seinen Nachrichten von einer Hall. Bibl. und von merkwürdigen Büchern beschrieben sind.

Evangelische

Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Samstag den 9. Juni.

N^o 46.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Schluß.)

Vergleicht man nun mit dieser Schilderung neuere Deutsche Theologen, welche sich vorzüglich mit der Englischen Theologie bekannt gemacht hatten, wie Zollikofer, Mösselt, Spalding, Jerusalem, so kann man wohl bemerken, wie viel sie von der Nachgiebigkeit der Englischen Apologeten gegen ihre Gegner angenommen haben. — Was soll man dazu sagen, daß selbst einige von den Englischen Theologen, welche gemäß der Rob. Boyle'schen Stiftung zur Vertheidigung der christlichen Offenbarung gegen die Freigeister wohlbelohnte Predigten hielten, gar sehr in dem Tone sprechen, daß rationale Supernaturalisten im Geiste von Zollikofer oder selbst von Bretschneider mit ihnen einverstanden seyn würden? Man vergleiche den auch in's Deutsche übersetzten Auszug Burnet's aus den Reden der Boyle'schen Stiftung (Deutsch, 7 Th. 1744). Ein Deutscher Recensent aus dem Jahre 1746 äußert sich darüber in Kraft's Neuer theol. Bibl. Th. I. S. 625. (welches Werk übrigens gar nicht rigid orthodox ist): „An anstößigen Stellen fehlt es freilich dem an sich vortrefflichen Werke nicht. Wer den heutigen Zustand der Englischen Geistlichkeit kennt, und weiß wie die Arminianischen*) Lehresätze überhand genommen, und weissen sie sich unter einander selber beschuldigen, der wird sich darüber nicht wundern.“ Der Deutsche Uebersetzer hat auch hie und da rectificiren müssen. — Unermesslichen Schaden hat der ächten christlichen Theologie in England Locke gebracht. Da indessen hierüber in neuester Zeit an einem anderen Orte Mehreres, was dies in's Licht setzt, gesagt worden ist, so übergehen wir es hier, und verweisen auf Eholuck's Bitter. Anz. 1831 Nr. 40 und

Nr. 69., namentlich S. 550. Ein nicht geringer Grad der Verehrung, welche dieser Mann in England genoß und bis auf den heutigen Tag genießt, hat ihn aber auch nach Deutschland begleitet, und auch die Deutschen Theologen Baumgarten, Semler, Ernesti, Michaelis glaubten in theologischer Hinsicht viel von ihm lernen zu können, und zwar nicht bloß in der Philosophie und Dogmatik, sondern selbst in der Exegese. Nachdem J. D. Michaelis, in Folge vieler Aufforderungen, Locke's Paraphrase zu den Paulinischen Briefen herausgegeben, welche die jämmerlichste Verwässerung und Verflachung der Paulinischen Ideen enthielt, rügt zwar Ernesti den Mangel an Sprachkenntniß bei dem Englischen Philosophen, der ihn in viele Fehler verfallen ließ, auch manche dogmatische Irthümer, bekennt aber doch von Locke erst „die rechte Methode in der Auslegung der Paulinischen Briefe gelernt zu haben“ (Neue theol. Bibl. X. S. 883.). — Der Hauptirrethum bei diesen als orthodox geltenden Englischen Theologen ist die Verkenning der sittlichen Verderbniß des Menschen, also der Pelagianismus. Aus diesem einen Irrethum stießen alle übrigen, — zunächst die Meinung, daß die Vernunft jedes Menschen, auch ohne vorhergegangene Wiedergeburt (von welcher überhaupt gar nicht bei ihnen die Rede ist), die christliche Wahrheit anerkennen müsse, diese christliche Wahrheit wird dann aber eben so verdünnt, daß sie auf das Niveau des natürlichen Menschen herabgebracht wird. Der Hauptbeweis für das Christenthum sind die Wunder, oder auch die schönen moralischen Vorschriften. Von der Versöhnung ist eben so wenig als von der Erbsünde die Rede. — Wir erwähnen hier nur noch die Schriften eines Englischen Gegners der Deisten, der nichts desto weniger grade in den Hauptlehren Nationalist gewesen, und besonders dazu dienen kann, das Gemisch der Ansichten auch bei denjenigen Englischen Theologen zu erkennen, welche als Vertheidiger der Offenbarung auftraten, es ist der Presbyterianische Prediger Johann Taylor, dessen nicht talentlose Schriften auch in Deutschland sehr bekannt worden sind: Joh. Taylor's, Paraphrasen und Anmerkungen über den Brief an die Römer, Berlin 1759. Schriftmäßige Lehre von der Erbsünde, Frankfurt 1769. Schriftmäßige Erklärung des heiligen Abendmahls, Lindau 1769. Untersuchung der Lehre der heiligen Schrift von der Versöhnung, 1773. Entwurf einer Schrifttheologie,

*) Man merke wohl, der Rec. ist ein Lutheraner, er verlangt keineswegs die Calvinische Prädestination — Arminianisch befaßt das Pelagianische mit in sich. In der That fand sich bei den Arminianern der früheren Zeit, und so auch bei den jetzigen in Holland und England in der Regel der Pelagianismus.

Leipzig 1777. Bei der Anzeige der ersten dieser Schriften ist es, wo Ernesti die Bemerkung anknüpft (Neue theol. Bibl. I. S. 115.): „Der Herr Kanzler Pfaff bedauert, daß die Hebräischen Schriften in's Deutsche übersetzt würden. Er hat Ursache genug dazu. Er tröstet aber damit, daß auch die Bertheidigungsschriften gegen dieselbe übersetzt würden. Dieser Trost ist nicht allezeit hinlänglich. Wir haben bemerkt, daß in diesen Schriften oft nicht viel im Hauptwerke gesagt ist, das den Deisten Lort thun könne; und wir werden es nächstens mit dem Exempel einer berühmten Schrift zeigen. Joh. Taylor handelt in oben gedachter Vorrede von dem Reiche Gottes unter dem Evangelio, und nach einem davon gemachten Abrisse will er zeigen, daß dasselbe von der bloß natürlichen Religion weit unterschieden, und über dieselbe erhaben sey. Wenn aber weiter erklärt werden soll, worinnen dieser Unterschied und Vorzug besteht, so kommt nichts heraus, als eben die natürliche Religion, in einem größeren Lichte, mit kläreren Entdeckungen von Vorrechten, Beweggründen, Hoffnungen, als die weisesten Philosophen gewußt haben; das ist nichts Anderes als die natürliche Religion, von Gott unmittelbar offenbart . . . Dies ist das ordentliche System der Englischen Schriftsteller (sonst der Socinianer), die man anpreist. Die Deisten müssen ihr Interesse nicht verstehen, wenn sie sich dem so sehr entgegensetzen, und nicht damit zufrieden sind. Denn es ist doch in der Hauptsache mit dem übrigen eins.“ Da haben wir ganz und gar unseren sogenannten rationalen Supernaturalismus, der allerdings an eine Offenbarung glaubt, wenn man aber nach dem Inhalt derselben fragt, so ist es die natürliche Religion.

Den Französischen Unglauben haben wir uns keineswegs erst als das Kind der Voltaireschen und Rousseauschen Periode zu denken, er ist weit älter. Er verdankt bereits der Periode Ludwig XIV. sein Entstehen. Die Sittenlosigkeit und zugleich die Heuchelei dieses Hofes konnte nicht anders als der wahren Religiosität aufs Aeußerste gefährlich werden. Die mémoires aus dieser Zeit lassen uns Blicke in das Leben der Großen thun, die uns mit Schaudern und Entsetzen erfüllen. Dazu kamen dann die beaux esprits, welche mit der Heuchelei zugleich die ächte Religion zu verspotten zu ihrem stehenden Geschäft machten. Der fromme, später zur Protestantischen Kirche übergetretene Père de l'Oratoire, Michael Le Passor, sagt in der Vorrede seines 1688 in Paris erschienenen Buches: *De la véritable religion*, von seiner Zeit — wobei man sich um ein ganzes Jahrhundert später, in das Jahr 1780, versetzt glaubt: *On ne parle que de raison, de bon goût, de force d'esprit, de l'avantage de ceux qui savent se mettre au dessus des préjugés de l'éducation et de la société on l'on est né. Le Pyrrhonisme est à la mode sur beaucoup de choses. On dit que la droiture de l'esprit consiste à ne pas croire légèrement et à savoir douter en plusieurs rencontres. — Qu'y a-t-il de plus insupportable et de plus chagrinant, que de voir nos prétendus esprits forts se vanter de ne rien croire et traiter les autres de simples et de crédules, eux qui n'ont pas peut*

*être examiné les premières preuves de la religion! — Es ist ein Trost, daß aus der größten Fäulniß natürlicher und geistlicher Weise sich immer wieder das Leben gebiert. Wie Sterne sieht man in dem gottlosen Geschlechte dieser Zeit hie und da, selbst in den höchsten Ordnungen der Gesellschaft, fromme, dem Himmel zugekehrte Jansenisten und Jansenistinnen hinwandeln. Der Jansenismus war das Salz, ohne welches schon damals die Katholische Kirche jener Zeit sich in Verwesung aufgelöst hätte. Während ist es, in den Reisetagebüchern von Zinzendorf und namentlich von dem Herrn v. Gersau, Erzieher eines Grafen Reuß, zu lesen, wie sie in den Pariser Salons neben den Pharaos und Caragnoltischen immer hie und da wieder einer Jansenistisch gesinnten Marquisin oder einem Grafen, oder einem Priester begegnen, und mitten unter dem glänzenden Getümmel der eiteln Welt sich von der Ewigkeit und einem seligen Ausgange unterreden. Voltaire und seine Geistesgenossen schufen nicht bloß ihre Zeit, sie waren zum Theil selbst Kinder derselben. Sehen wir von Bayle ab, so gehört das Bekanntwerden der Französischen Deisterei und Frivolität in Deutschland einer um etwas späteren Periode an, als das des Englischen Deismus. Auf die Theologie war aber jener schmutzige Bach der Litteratur von ungleich geringerem Einfluß. Was hätten auch jene Deutschen Gelehrten von einem Theologen wie Voltaire lernen können, der, als eine der wichtigsten Quellen der Geschichte Christi, sich auf das jüdische Fabelbuch Toldos Jeschu beruft, und indem er die Authentie der Moses'schen Schriften untersucht, durchschimmern läßt, daß ihm bis dahin noch nicht bekannt gewesen, was das Wort Pentateuque bedeutet (s. Philos. de l'hist. p. 221.: *Nous sommes convaincus, que si les livres de Moïse et de Josue et le reste du Pentateuque etc.*)? Was noch etwa Voltaire von Sachkenntniß in theologischen Dingen besaß, verdankte er den Schriften der Englischen Deisten, mit denen er bei seinem Aufenthalte in England bekannt worden war. Am heftigsten war unter diesen Gegnern allenfalls d'Argens zu beachten, noch mehr Rousseau, der indeß überhaupt kein Geistesverwandter jener Spötter ist. Wenn jedoch diese Französischen Feinde des Christenthums auf die Theologie wenigen Einfluß äußerten, so war das Verderben, welches sie in den höheren Klassen der Gesellschaft anrichteten, desto schrecklicher. Man denke sich, daß von den Tagen Ludwig XIV. an jeder Deutsche Prinz, jeder Graf und Baron, dessen Mittel irgend ausreichten, es für seine Pflicht gehalten hatte, in der Hauptstadt der gebildeten Welt, in Paris, sein Geld und seine Unschuld auf's Spiel zu setzen, um als homme comme il faut in's liebe plumpe Vaterland zurückzukehren. Wie viel Gift mag auf diese Weise schon seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts nach Deutschland gebracht worden seyn! Als nun aber erst der junge Deutsche Adel, verlassen von der Waffe des heiligen Glaubens, allen jenen Versuchungen preisgegeben wurde, als er in Deutschland selbst Höfe fand, und vor Allem den von Friedrich II., wo der Spott über die heiligen Glaubenswahrheiten wo möglich noch beißender sich ergoß, als in der fremden Hauptstadt, als er gezwungen war in einer durch und durch vom Gifte der Irreligiosität durchdrungenen Litteratur seine Bildung zu suchen — wie muß nicht da das Verderben bis in's innerste Mark des Lebens der höheren Stände gedrungen seyn! — Will man sich die Verderblichkeit des unmittelbaren Einflusses Friedrich's des Großen (Frederic misnamed the great — sagen die Englischen Journale — in einer Beziehung freilich, in welcher man längst nicht*

*) Ein Aufsatz über den St. Simonismus in dem London Quarterly Review verfolgt den Unglauben in Frankreich bis in den Anfang des 17ten Jahrhunderts. Es werden Stellen aus Grotius — damals Gesandter in Paris — mitgetheilt, worin dieser über den Unglauben der Franzosen schwere Klage führt.

mehr gewöhnt ist die Größe aufzusuchen) recht anschaulich machen, so braucht man nur die durch und durch thatsächlichen Mittheilungen über die religiösen Ansichten und Aeusserungen, die uns Büsching gegeben hat, zu lesen. Die Nähe eines Monarchen, der von den Geistlichen nie anders spricht als unter dem Namen: die Fafen — die Chekers (so schrieb der König stets für Pfaffen, Schächer), der, wenn ihm einer zum Amt vorgeschlagen wird, in der Regel resolvirt: „Ich kenne die Schekers nicht — wo er nur habil ist;“ der, als die Universität Halle auf Entfernung der Schauspieler gedrungen, wiederholt dem Minister, der sich scheut, einen so ungerechten Befehl auszuführen, schreibt: „Die Komödianten sollen bleiben und zur Strafe soll der Mucker Francke selbst bei ihnen in die Komödie gehen, und der erste Komödiant soll das attestiren;“ der alle positive Religion als préjugé betrachtet und in den Stunden guter Laune an nichts so gern seinen Witz ausläßt, als eben an ihr und ihren Dienern — daß die Nähe eines solchen Monarchen, wenn man sich dabei zugleich die Nachgiebigkeit und Submissivität lebhaft vorstellt, welche jeder in seine Nähe Gestellte ihm fast unwillkürlich beweist, höchst verderblich auf die Grundsätze seiner Beamten einwirken müsse, läßt sich wohl begreifen. Dazu kommt alsdann noch der Umgang und das Ansehen jener Schaar leichtsinniger Franzosen, die sich in Berlin zusammengefunden hatten, eines Voltaire, Maupertuis, d'Argens, La Mettrie u. s. w. Durch die auf diese Weise vom höchsten Orte her insinuirten Beamten war dann der mittelbare Einfluß der Grundsätze des Monarchen auf das Land unabsehlich. Dies zeigte sich besonders in der Wirksamkeit des langjährigen Ministers des Unterrichts, v. Zedlitz. Sein Vorgänger, der Herr v. Münchhausen, war nur etwas über ein Jahr am Ruder gewesen, und bei einer ähnlichen Angelegenheit, wie der mit Francke, von diesem Posten entfernt worden. Der oft despotisch die Zügel führende Monarch hatte, wie Büsching uns erzählt, einen besonderen Widerwillen gegen den stillen, frommen Direktor von Klosterbergen, Abt Hahn, gefaßt, wie es scheint, bloß wegen der allerdings wohl etwas ängstlichen Frömmigkeit des Mannes, und wollte, wider Urtheil und Recht, den Mann abgesetzt haben; einmal um's andere schrieb er die stärksten Rescripte, ob denn der Mucker noch nicht abgesetzt sey? Der Gerechtigkeit liebende Minister trainirte die Sache so lange als irgend möglich. Endlich aber drohte der erbitterte Monarch mit höchster Ungnade, wenn der Scheker nicht gleich vom Amte käme. Und wirklich wurde, wie Büsching erzählt, gleich darauf der Minister selbst — ungeachtet er dem Verlangen seines Monarchen endlich nachgegeben hatte — in ein anderes Departement versetzt. Noch ist ein charakteristischer, wie wohl sehr trauriger Umstand, daß, da der Nachfolger des Abts Frohmann hieß, die Umgebung des Königs nicht wagte, ihn unter diesem Namen vorzustellen, er mußte sich Frohmann nennen!! *)

D wie lernt, bei Betrachtung solcher Vorgänge, der Unsterblich Gott preisen, dessen Monarch seine höchste Ehre darin setzt, einst aus Christi Munde die Anrede zu vernehmen: „Ei du frommer und getreuer Knecht!“ Auf Münchhausen folgte

*) Man lese die äußerst merkwürdigen Dokumente über diese Sache bei dem nur Aftenstück mittheilenden Büsching. Ein Aufsatz, worin Hahn vorzüglich von seiner nachtheiligen Seite dargestellt wird, findet sich in Henke's Archiv B. 2. St. 1. und ein Nachtrag im 4ten St.

nun im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten Zedlitz im Jahre 1772, und verwaltete es die ganze Zeit hindurch, in welcher eben auf den Preussischen Akademien und Schulen der Unglaube zur völligen Herrschaft gelangte, bis zum Jahre 1788, wo er seine Entlassung forderte und Minister Wöllner an seine Stelle trat. In welchem Geiste Zedlitz in dieser langjährigen Leitung der Kirche und Schule gewirkt habe, darauf möge man einen Schluß aus dem Schreiben machen, in welchem derselbe den berücktigten Bahrdt tröstete, als er durch ein Reichsconsensum von seinem Amte als Leiningsenscher Superintendent abgesetzt worden und von seinen Gläubigern steckbrieflich verfolgt, in's Preussische seine Zuflucht nahm:

Berlin den 11. August 1779. „Seyn Sie mir, lieber Herr Doktor, herzlich in Halle willkommen! Ich freue mich, daß Sie doch Einen Zufluchtsort in Deutschland haben finden können, und daß dieses gerade in unseren glücklichen Staaten ist. — Seyn Sie fest versichert, daß ich Hochachtung für Ihre Gelehrsamkeit und Talente, und Achtung für Ihr Unglück habe, und daß ich, so viel wie möglich, dieses zu beendigen suchen, und jene zum Besten des Staats anwenden werde u. s. w.“ In dem Nachfolgenden zeigt indeß der Minister, daß er Menschenkenner ist, und sagt ihm mit seiner Wendung: „Ihr eigener guter Verstand sagt Ihnen gewiß mehr, als meine Bitte Ihnen sagen kann, daß Sie jetzt äußerst vorsichtig in Ihrem Wandel seyn müssen, um nicht glauben zu machen, was manche Leute so gern glauben machen möchten, daß die freie Denkungsart mehr aus den Begierden des Herzens, als aus der Ueberzeugung des Verstandes entsprossen sey.“ — Ein wichtiges Wort!

Es bleibt uns nun noch übrig von demjenigen Manne zu sprechen, dessen Forschungen zuerst die Basis zur neueren Theologie legten, von Semler; dies sparen wir, so wie die Entwicklung des neologischen Princips und die Darstellung der allmählichen Verbreitung desselben, einem anderen Artikel auf. — Wir hätten hier noch können von einigen Deutschen Freigeistern am Anfange des 18ten Jahrhunderts sprechen, deren Gang eigenthümlich war, und die vielleicht ebenfalls zur Beförderung des Scepticismus und Unglaubens hinarbeiten — wir meinen namentlich Dippel und Edelmann. Wir sind indeß der Meinung, daß ihre Worte in der damaligen Zeit ziemlich spurlos verhallten, sie waren zu starke Speise, und der Gegensatz gegen sie war zu allgemein.

England und Nordamerika und die Missionen.

1. Journal of Voyages and Travels by the Rev. D. Tyerman and G. Bennet Esq., deputed from the London Missionary Society, to visit their various stations in the South Sea Islands, China, India etc. between the years 1821 and 1829. Compiled from original documents by James Montgomery. London 1831. II. Voll. 8. 566 et 568 pp. (Reisefagebuch der von der Londoner Missionsgesellschaft zur Visitation ihrer verschiedenen Stationen, auf den Südsee-Inseln, in China, Indien u. abgeordneten Herren Tyerman und G. Bennet, aus den Jahren 1821 und 1829. Aus Original-Dokumenten zusammengetragen von J. Montgomery.)

2. A Visit to the South Seas, in the United States'

*) Briefe angesehener Gelehrten, Staatsmänner an den berühmten Märtyrer Dr. Bahrdt, 2ter Th. S. 67.

ship Vincennes, during the years 1829 et 1830, by C. S. Stewart, Chaplain in the U. St. Navy. (Reprinted) London 1832. II. Voll. 8. (Besuchreise nach der Südsee in dem Schiff der Vereinigten Staaten „Vincennes,“ während der Jahre 1829 und 1830, von C. S. Stewart (Stuart), Kaplan in der Marine der Vereinigten Staaten.)

Wieder sind zwei neue Werke erschienen, welche uns auf anziehende und lebendige Weise unter jene Völker und in jene Gemeinden verführen, die gerade in der Zeit, wo der Unglaube in vielen Europäischen Ländern die Grundfesten der christlichen Kirche zu erschüttern suchte, und weiter als je um sich gegriffen hatte, aus der tiefsten Finsterniß des Heidenthums und allen Gräueln desselben erlöst, um das Panier des Kreuzes sich sammelten; und die nun in dem wunderbaren Lichte des Evangeliums wandeln und seiner Segnungen sich freuen, ungestört durch die Blindheit und Bosheit derer, welche nicht aufhören, ihren Europäischen Landesleuten durch entstellte und verzerrte Bilder die Freude an der unsichtbaren, aber doch wahrhaftigen Gemeinschaft mit jenen neugeborenen Kindern des Lichts zu verderben. Gerade jetzt dürften Mittheilungen aus diesen neuesten Werken recht an der Zeit seyn, da aus der unlauteren Quelle Englischer Tagesblätter neulich wieder, bei Gelegenheit der Verlegung der bisherigen Bewohner der Pitcaire's-Insel nach Tahiti, durch unsere Zeitungen und Journale allerhand gehässige Seitenblicke auf die dortigen Missionen und ihre Wirkungen geworfen worden sind.

Das erste der vorliegenden Werke handelt, seinem bei weitem größten Theile nach, von Polynesien. An Ausführlichkeit und Gründlichkeit ist es mit den früher in diesen Blättern angezeigten Polynesian Researches von Ellis nicht zu vergleichen; denn dieser hatte auf jenen Inseln nicht bloß einen vorübergehenden Besuch gemacht, sondern ein sechsjähriger Aufenthalt auf denselben, genaue Kunde der Sprache, persönliche, lange fortgesetzte Verbindung mit den Bewohnern, eigene Theilnahme an dem Missionsgeschäft mußten ihn natürlich mehr, als jeden weniger Begünstigten, in den Stand setzen, eine lebendige und genaue Schilderung der dortigen Verhältnisse zu geben. Doch auch dies neue Werk enthält viele interessante Einzelheiten, die eben so anziehend als belehrend sind. Die Unternehmung, welcher das Werk seine Entstehung verdankt, war die großartigste Visitationsreise, die je in der christlichen Kirche statt gefunden hat; denn sie ging in einem Zeitraume von acht Jahren um die ganze Erde. Am 2. Mai 1821 segelten die Deputirten von London ab, und reisten direkt, um das Cap Horn, nach Tahiti, wo sie am 25. September ankamen. Dort und auf den übrigen Georg's- und Gesellschafts-Inseln verweilten sie bis zum 25. Februar des folgenden Jahres, wo sie nach den Marquesas-Inseln schiffen wollten, um dort eine Mission anzulegen; allein widrige Winde trieben sie nach den Sandwichs-Inseln. Sie landeten auf Hawaii (sonst Owaïhi geschrieben) am 29. März in derselben Bucht, wo Kapitän Cook das Leben verloren hatte, und kehrten im August nach den Gesellschafts-Inseln zurück, die sie jede einzeln genau kennen zu lernen suchten. Erst am 24. April 1824 nahmen sie für immer von Tahiti Abschied, besuchten die Harvey- und einige andere kleine Inselgruppen, standen auf Neu-Seeland große Lebensgefahr von den wilden Bewohnern aus, und verweilten dann lange zu Sydney auf Neu-Holland, wo sie Nachrichten über etwa

unter den dortigen so tief versunkenen Eingeborenen anzulegende Missionen einjogen. Sie besuchten dann den noch ohne sichtlichen Erfolg auf Java arbeitenden Missionar Medhurst, von da Macao und Canton in China, wo sie den Uebersetzer der Bibel in's Chinesische, den trefflichen Missionar Dr. Morrison, nicht trafen, da er eben nach England gereist war. Von da schifften sie sich am 1. Januar 1826 nach Malacca ein und besahen die dortige Englisch-Chinesische Bildungsanstalt, und kamen dann über Pulo Pinang am 16. April nach Cautta. Einen großen Theil sowohl des nördlichen als des mittleren und südlichen Indiens lernten sie genau kennen, und verließen dieses vielversprechende Land am 13. Oktober 1827; ein unfreiwilliger Aufenthalt auf Isle de France verzögerte ihre Ankunft auf Madagascar bis zum Februar 1828; dort starb der eine der Deputirten, Pred. Tyerman, und mit seinem Tode endet das Reisetagebuch. Sein Gefährte, Herr Bennett, kam nach viermonatlicher Visitation der Südafrikanischen Missionen am 5. Juni 1829 in London wieder an. Das Werk enthält außer den Tagebüchern der Reisenden auch ihre Berichte an die Londoner Gesellschaft, und ihre Circularschreiben an mehrere Missionare, und hat im Ganzen vor vielen Englischen Zeitschriften eine größere Frische und Lebendigkeit voraus, wiewohl die eigentlichen Missionsnachrichten darin nicht so reichhaltig und individuell erzählt sind, als in Ellis.

Das zweite Werk — von Stewart — enthält die Schilderung jener Besuchsreise, von der schon früher in der Ev. R. Z. (1830. December, Nr. 99.) die Rede gewesen ist. Ihre Veranlassung war die Absicht der Regierung der Vereinigten Staaten, mit dem Könige der für den Handel im stillen Meere so wichtigen Süder-Inseln eine freundschaftliche Verbindung anzuknüpfen, weshalb dem Befehlshaber der Corvette Vincennes, Kapitän Finch, ein Schreiben des Marineministers, im Auftrage des Präsidenten, an den König Tamahameha III. (oder Kauikeaouli) und Geschenke für denselben mitgegeben wurden. Auf diesem Schiff war der ehemalige Missionar Stewart, der wegen der zerrütteten Gesundheit seiner Frau nach seinem Vaterlande hatte zurückkehren müssen, als Kaplan angestellt. Die Reisebeschreibung besteht aus einer Reihe von Briefen des Verfassers an seine Frau; sie geben erst eine anziehende Schilderung des Lebens eines Predigers unter der zahlreichen Mannschaft eines Kriegsschiffs, unter welcher sich mehrere wahrhaft gläubige Offiziere und Matrosen befanden, seiner Prediger- und Seelsorgerthätigkeit unter derselben, die durch die wahre Bekehrung einiger gesegnet wurde, seiner täglichen Beschäftigungen; der Verf. beschreibt darauf ausführlich seinen Aufenthalt in Rio de Janeiro, wo er in dem dortigen Römisch-Katholischen Bisthume einen wahrhaft frommen Mann kennen lernte; dann die Reise über Batavia und Lima nach den Marquesas-Inseln, bei welcher Gelegenheit eine umständliche Schilderung der noch von keinem christlichen Missionar besuchten Hauptinsel Rukuhiva (welche Krusenstern schon ausführlich beschrieben hat) einen merkwürdigen Gegensatz gegen die darauf folgende Beschreibung von Tahiti und den Sandwichs-Inseln bildet. Den wichtigsten Theil des Werks bildet der zweite Band, der seinem größten Theile nach von den Gesellschafts- und besonders den Sandwichs-Inseln handelt. — Nur die Nachrichten von diesen aus beiden Werken sollen in Auszügen hier mitgetheilt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 13. Juni.

N^o 47.

England und Nordamerika und die Missionen.

(Fortsetzung.)

Die Verfasser der Visitationsreise trafen auf den Südsee-Inseln das Heidenthum schon längst ausgerottet, und das Christenthum seit sieben Jahren als herrschende Religion des Volks; von den Gräueln, die früher diese paradiesischen Eilande verwüsteten, sahen sie daher nichts mehr, sondern hörten nur davon aus dem Munde der Missionare und Bekehrten. Wie tief die Eingeborenen in Wollust versunken waren, ist von früheren Reisenden zur Genüge bekannt; von ihrer fürchterlichen Grausamkeit und Nachsicht erzählen die Deputirten: „In ihrem heidnischen Zustande waren die Insulaner außerordentlich rachsüchtig, und verfolgten den Gegenstand ihrer Rache von Ort zu Ort, ja von Insel zu Insel, viele Jahre lang, wenn sich keine Gelegenheit darbot, ihren Durst zu befriedigen. Hatten sie endlich ihr Opfer geschlachtet, so konnte der Mörder den Leichnam oft mit großen Steinen zu Brei quetschen, an der Sonne zu Leder härten lassen, dann ein Loch hindurchschneiden für den Kopf, und das Ganze als tibata (Mantel) tragen, so daß die Arme nach vorn, die Beine nach hinten hingen. Noch soll ein ähnlicher Gebrauch unter den wilden Neu-Seeländern bestehen“ (I. 77.). Solche Gräueln herrschten unter diesen „einfachen Kindern der Natur,“ wie sie oft beschriebenen worden sind. — Die abscheulichen Ausweisungen der Areoi-Verbindung sind aus früheren Beschreibungen hinreichend bekannt: „Sie bestand meist aus den Kräftigsten und hübschesten Leuten beiderlei Geschlechts, doch waren fünfmal so viel Männer, als Frauen, darin. Wenn eine Bande dieser privilegierten Wollüstlinge auf einer Insel landete, wo sie länger zu bleiben dachte, brachten sie gewöhnlich zuerst ein kleines Ferkel auf dem Maran als Dankopfer für ihre glückliche Uebersahrt dar — das einzige Dankopfer, wovon in ihrer Religion eine Spur war. Doch hatte auch dies noch einen Nebenweck; es gab den Einwohnern zu erkennen, daß sie Lebensmittel haben wollten. Alles eilte nun und brachte fünfzig bis sechzig Schweine, große Massen von Früchten, Kleider und andere Lebensbedürfnisse. Dieses verbrauchten sie selbst keineswegs alles, sondern sandten davon ihren Ordensbrüdern auf den anderen Inseln, und verheerten so alle reichen und glücklichen

Gegenden ärger als ein Heuschreckenschwarm. Und die Arbeit, für die sie so reichlich sich lohnen ließen, bestand meist in der Aufführung ausschweifender Tänze und dem Hersingen alter Erzählungen von ihren Göttern und Altvordern. Ihr Anführer saß bei solchen Gelegenheiten mit kreuzweis übereinander geschlagenen Beinen auf einem sieben Fuß hohen Sessel, mit einem Fächer in der Hand, und spielte den Poffenreißer, der es aber wohl verstand, seine Poffen zum Vortheil der Gesellschaft anzuwenden. Diese Gesellschaft wurde von Königen und Häuptlingen unterhalten, die darin oft ein willkommenes Werkzeug für ihre Habsucht und Erpressungen fanden. Ihre Grausamkeiten und Plünderungen überstiegen oft alle Schranken. Manchmal kamen sie in das Haus eines armen Mannes, und machten im Spiel seinen kleinen Sohn zum König; dann sagten sie: „Ich bin in eines Königs Haus gekommen; ich möchte etwas zu essen haben, gib mir dies Schwein; ich möchte gern etwas anzuziehen haben, gib mir dies Kleid!“ Und der Vater des neu ernannten Königs durfte selten das Verlangte verweigern; that er dies, so bedrohte ihn die Gesellschaft mit Verbannung oder Tod, und solche Drohungen wurden oft vollstreckt. — Einer der abscheulichsten Gebräuche der Eingeborenen vor ihrer Annahme des Christenthums war das Lebendigbegraben ihrer Verwandten, die durch Kränklichkeit oder Alter ihnen lästig wurden. Dann gruben sie ein Loch in den Sand am Meeresufer, trugen, unter dem Vorwande, ihn baden zu wollen, ihren Verwandten auf einer Bahre dorthin, und stürzten ihn dann in die Grube, wo sie ihn sogleich mit Steinen und Erde bedeckten, und dann darauf traten. Oft stürzten sie auch durch zwei gegenüberliegende Thüren in sein Haus, und durchstachen ihn zugleich mit Speissen, und theilten sich dann seine Habe“ (I. 327 u. f.). Aehnliche Gräueln der Grausamkeit kamen auch auf den Sandwichs-Inseln vor. „Ein Engländer war einst bei einem Maran, wo eben einige scheußliche Gebräuche verrichtet werden sollten. Es fehlte an einem Menschenopfer; einer der Priester, der sich danach umsah, bemerkte einen Mann auf der Erde sitzen, schlich sich hinter ihn, und erschlug ihn mit Einem Keulenschlage; dann riß er ihm ein Auge aus, und brachte es auf einem Pfingblatt dem Gott dar. Das sind Tüge von Menschen, wie man zu sagen pflegt, im Naturzustande, den sich Viele, die es besser

wissen könnten, als einen Zustand der Unschuld denken, und von der Einfalt dieser Insulaner zu reden wissen, und klagen, daß ihr Friede in dieser und ihre Aussichten in der zukünftigen Welt durch Missionare gestört werden, die ihnen nichts als das Evangelium geben können! Solche sentimentale Leute kennen die Heiden so wenig, als die Verderbtheit des unerneuerten Herzens. In der That befinden sich diese Insulaner in Naturzustande, aber nicht in der Unschuld, sondern in dem Zustande des natürlichen Verderbens, und sie sind elend und unglücklich darin, ohne Hoffnung der Erlösung daraus, außer durch den Glauben an Christum und die Versöhnung durch sein Blut" (I. 437.).

Bei ihrer Ankunft auf Hawaii sagen die Verf.: „Zum ersten Mal betrat unser Fuß hier ein heidnisches Land; der Gedanke drang uns durchs Herz, und erschütterte uns tief. Hier, wo das Evangelium bis jetzt noch wenig geistige Wirkung gehabt hat, konnten wir die großen Segnungen, die es auf den Gesellschafts-Inseln gebracht hat, beurtheilen. Kaum waren wir gelandet, als eine Menge Eingeborene von allen Seiten auf uns zuströmten, schrien, sprangen und wild umherliefen; die Weiber waren fast ganz nackt; bei einem Besuche, den wir dem Oberhaupt des Bezirks machten, kam Alles wild und unordentlich herein, die Fremden zu besuchen" (I. 370.). „Die Wollust, die von den Eingeborenen auf den Schiffen und am Strande mit den Fremden aufs Deffentlichste und Schamloseste getrieben wird, ist zu scheußlich, als daß wir beschreiben dürften, was wir selbst gesehen haben und wissen. Die völlige Ausrottung dieser Schändlichkeiten auf den christlichen Inseln der Südsee ist einer der glänzendsten Siege des Evangeliums in der Sittengeschichte der Welt" (p. 383.).

Von Hawaii begaben sie sich nach Oahu, der Insel, wo der König residirt. „Wir fanden Kihoriho in Gesellschaft seiner fünf Weiber und einer Menge von Häuptlingen mitten auf dem Boden eines großen Hauses sitzend; hinter ihm saß ein Bedienter, der einen großen Fächer von weißen Federn unablässig über dem Kopfe des Königs hin und her bewegte; neben ihm saß eine der Frauen des Königs, die von Zeit zu Zeit ihm einen hölzernen Spucknapf an den Mund hielt. Zuweilen wurde ihm eine Tabakspfeife gereicht, die er nach einigen Zügen seiner Lieblingekönigin gab, welche sie dann herumgehen ließ, bis sie ausgeraucht war. Jeder der Frauen fehlten einige Vorderzähne, die sie sich bei der Trauer um den letzten König ausgeschlagen hatten. Der Kapitän Kent (mit dem die Reisenden gekommen waren) stattete seine Botschaft ab, welche darin bestand, daß der König von Großbritannien dem Könige Kihoriho einen Schooner zum Geschenke mache; welche Ankündigung dieser mit dem größten Dank aufnahm. — Nach der Rückkunft von dieser Audienz aßen wir bei den Amerikanischen Missionären. Von ihnen hörten wir, daß etwa 2—300 Eingeborene den Gottesdienst besuchten; aber nur wenig Anschein zeigt sich davon, daß das Evangelium in einigen Herzen Wurzel gefaßt habe. Diese treuen Arbeiter sind unter vielen entnuthigenden Umständen noch nicht müde geworden.“

Das Heidenthum war auf diesen Inseln nicht nach langen Kämpfen mit dem Christenthum erlegen, sondern noch vor der Ankunft christlicher Missionare war es in sich selbst zusammengefallen. Der kluge König Kamehameha, der sich die ganze Gruppe der Sandwichs-Inseln unterworfen, hatte sich auch zum Oberpriester gemacht, um alle Macht in seiner Person zu vereinigen. Vielleicht mochte ihm und den Häuptlingen dadurch ihre

alte Religion selbst schon etwas verächtlich geworden seyn; kurz, des Königs Nachfolger, Kihoriho, der ganz unter Europäischen Kaufleuten und Walfischfahrern aufgewachsen war, beschloß die Vernichtung des Tabu-Systems. „Im Jahre 1819 gab er ein Gastmahl zu Ehren seines verstorbenen Vaters Kamehameha. In einem großen Gebäude wurden doppelte Reihen Tische, für Männer und Weiber besonders, hingestellt; die letzteren stehen hier in tiefer Verachtung. Als die Gäste (darunter mehrere anwesende Fremde) sich gesetzt hatten, stand der König auf, und sagte zu einem Engländer, Young, der seit langer Zeit auf der Insel wohnte: „Schneide dies Geflügel und dies Schwein,“ und nachdem dies geschehen war, verließ er plötzlich seinen Platz, und statt mit den Männern zu essen, setzte er sich mitten unter die Weiber, und aß mit einer wüthenden Begierde, welche zeigte, daß er sich Gewalt anthat, und, was es auch koste, Aberglauben und Furcht zu besiegen strebte. Die ganze Versammlung erstarrte vor Entsetzen; da sie aber keine augenblickliche Strafe den König treffen sahen, riefen sie mit Einer Stimme: „Das Tabu ist gebrochen! Das Speise-Tabu ist gebrochen!“ Nach Beendigung des Festes gab der König den Befehl, daß alle Marans zerstört, die Götzenbilder umgestürzt und die Priesterwürde abgeschafft werden sollte. So verließ das ganze Volk an einem Tage seine falschen Götter, ob sie gleich den wahren Gott noch nicht kannten; ein Volk ohne Religion, das aber darauf wartete, eine neue zu empfangen. Es ist höchst merkwürdig, daß die Amerikanischen Missionare, welche für die Sandwichs-Inseln bestimmt waren, grade damals, als jene Begebenheit sich zutrug, schon unterwegs waren, und bald nachher auf dem zubereiteten Boden landeten. Die Priester indes reizten das Volk zu einer furchtbaren Empörung auf, es kam zur Schlacht, und erst nach 36stündigem hartnäckigem Kampfe erlagen die Empörer. Ungeachtet der gewaltsamen Abschaffung des Götzendienstes wurden die früher verehrten hölzernen und steinernen Götzen nicht sowohl vertilgt, als verborgen, und Viele hofften noch auf eine neue Umwälzung.“ — Die Ankunft der Deputirten war eine sehr günstige Begebenheit. Einige Fremde hatten nachtheilige Gerüchte über die neue Religion der Gesellschafts-Inseln vor die Ohren des Königs gebracht, um ihn gegen das Evangelium und die Missionare einzunehmen. In ihrer Begleitung befand sich aber der Missionar Ellis, der die Landessprache geläufig redete, und Auna und seine Frau, und einige andere bekehrte Eingeborene von der Insel Suahine, die freuten alle diese Verläumdungen. Der Missionar Ellis hielt die erste Predigt in der Landessprache auf Oahu in Gegenwart des Königs, dreier seiner Weiber, vieler Häuptlinge und einer großen Menge Volks, die vor den Thüren und Fenstern saßen. Kihoriho saß mitten in der von den Missionären erbauten Kirche auf einem Stuhl; die Königinnen auf dem Boden zu seinen Füßen. Alles war sehr erstaunt über den Gesang der Tahitier, da sie bisher keine andere als ihre rohe, einheimische Musik gekannt hatten. Der König schien das Meiste von der Predigt zu verstehen, doch erregte sie weder seine noch der Häuptlinge Theilnahme. — Die Tahitier stößten dem ganzen Volk ein gewisses Gefühl von Ehrerbietung ein, und wenn sie hörten, daß die Ursache ihrer so ganz verschiedenen Erscheinung das „gute Wort“ sey, bekamen sie Achtung davon, und der Wunsch wurde lebhaft in ihnen, unterrichtet zu werden; und so kamen denn alle Häuptlinge und der König selbst zu dem Entschluß, den Missionar Ellis und die Tahitier zu bitten, bei ihnen zu bleiben.

Während so auf den Sandwichs-Inseln die große

Veränderung sich vorbereitete, drang das Christenthum auf den Südsee-Inseln immer mehr in Leben und Sitte durch alle Verhältnisse. Hierüber enthält das Reisetagebuch der Deputirten viele höchst anziehende Einzelheiten. So bemerken sie (I. 336.), daß die weiche, schöne Tahitische Sprache einen merkwürdigen Einfluß des Christenthums erfuhre. Sie war ganz erfüllt mit obönen Bildern, Phrasen und Wörtern, die zugleich der ekelhaftesten, widerlichsten Art waren; durch Bertilgung derselben wurde sie selbst in der Aussprache, im Rhythmus, besonders aber in der Zierlichkeit und dem Schwunge der Gedanken feiner und edler. Die heftigen Reden, die zum Kriege aufreizen sollten, kommen nie, die bitteren, zänkischen Reden in den Familien selten vor, und auch hier bereichert sich die Sprache an edlen Formen, und das Häßliche verschwindet daraus. — Nirgends zeigt sich stärker diese Durchdringung der einzelnen Verhältnisse mit dem Sauertheile des Evangeliums, als in ihren Rechtsverhältnissen. König Mai von Borabora trat gleich nach seiner Bekehrung eine vor einigen Jahren gemachte ungerechte Eroberung dem rechtmäßigen Herrn wieder ab (II. 10.). Die in Tahiti eingeführte Verfassung ordnete Versammlungen an, zu denen sich die männlichen Glieder der königlichen Familie und die Häuptlinge als erbliche Glieder, und außerdem aus jedem Bezirke zwei bis drei Abgeordnete einfanden. „Jeden Tag sind die Verhandlungen mit Gebet eröffnet und geschlossen worden; die verschiedenen Redner haben Weisheit und Mäßigung in der Behandlung der Sachen bewiesen, und zuletzt ist Alles zu allgemeiner Zufriedenheit festgesetzt worden. Der älteste Missionar, Nott, wurde zum Vorsitzer erwählt; auch die anderen Missionare und die Deputirten waren zugegen, nahmen jedoch an den Verhandlungen keinen Theil, außer wenn sie befragt wurden“ (II. 79.). Schon bei Gelegenheit der Anzeige des Ellis'schen Werks ist indeß erinnert worden, daß die Missionare in ihrer Ansicht von der Strafe und der Strafgewalt der Obrigkeit, daher auch von der Todesstrafe, sich von den Ansichten des Zeitgeistes vielmehr, als von christlichen leiten ließen; nach ihrer dort vorgetragenen Lehre ist jede Strafe — zuletzt also das ganze sogenannte bürgerliche Recht, fälschlich von seiner Wurzel, dem moralischen Recht, losgetrennt, — nur zu zeitlichem Nutzen von Menschen erfunden und festgesetzt worden.“) Wie sonderbar im Munde von Tahitiern diese modern-europäische Weisheit sich ausnimmt, mag folgendes Beispiel einer Verhandlung dieses Parlaments über die auf den Mord zu setzende Strafe zeigen, worin, neben dem Verkehrten, sich indeß auch die große Einwirkung des Christenthums auf alle geselligen Verhältnisse offenbart. Es war der Vorschlag gemacht worden, auf den Mord die Strafe der Verbannung nach einer wüsten Insel zu setzen. „Sitoti, der vornehmste Häuptling des Kreises Papeete,

erhob sich, verbeugte sich vor dem Vorsitzer und den Anderen und sagte: „Dies ist ohne Frage ein gutes Gesetz; aber ein Gedanke ist seit einigen Tagen in meinem Herzen aufgewachsen, und wenn ihr meine kleine Rede anhört, werdet ihr ihn verstehen. Die Gesetze Englands, von wo wir so vielerlei Gutes empfangen haben, sollten die nicht gut seyn? Und bestrafen die Englischen Gesetze nicht den Mörder mit dem Tode? Nun denke ich, da England es so macht, würde es auch für uns gut seyn, es so zu machen. Das ist mein Gedanke.“ — Diese Stille folgte, wie denn überhaupt nie zwei Redner zugleich aufstanden oder sprachen, noch heftige und bittere Worte gewechselt wurden. Jeder bemerkte, was in den Reden seines Gegners Gutes sey, während er, eben so mächlich als bescheiden, die Gründe angab, die ihn zum Widerspruch nöthigten. — Hierauf stand Utami, Häuptling von Buanaawia, auf, sah sich um, ob kein Anderer reden wolle, und sagte dann: „Der Häuptling von Papeete hat recht gesagt, daß wir viel Gutes von den freundlichen christlichen Leuten in England empfangen haben. Was haben wir nicht alles von Beretane (Britannien) bekommen! Haben sie uns nicht das Evangelium gesandt? Aber geht Sitoti's Rede nicht zu weit? Wenn wir die Gesetze von England zum Muster nehmen, müssen wir dann nicht auch mit dem Tode bestrafen, die in ein Haus eimbrehen? die einen falschen Namen schreiben? die ein Schaf stehlen? Und wird wohl ein Mann in Tahiti sagen, daß für diese der Tod erwachsen sollte? Nein, nein; dies geht zu weit; daher denke ich, wir sollten still stehen. Das Gesetz, wie es da geschrieben steht, ist gut; vielleicht habe ich Unrecht, aber das ist mein Gedanke.“ Nach einigen Augenblicken der Stille stand Upaparu, ein edler, einsichtsvoller Häuptling, auf. Es war eine Freude, sein lebhaftes und freies, edles Wesen zu sehen. Nach einigen Bemerkungen über die vorigen Redner sagte er: „Mein Bruder Sitoti, der meinte, wir sollten den Mord mit dem Tode bestrafen, weil England es so macht, hatte Unrecht, wie Utami das gezeigt hat. Denn die Gesetze von England sollen nicht unsere Führer seyn, obwohl sie gut sind; die Bibel ist unsere vollkommene Führerin. Nun hat Mitti Trutu (Mr. Crook, der Missionar) zu uns gepredigt über die Schriftstelle: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden,“ und er sagte uns, diese Stelle sey der Grund des Englischen Gesetzes. Mein Gedanke daher ist nicht mit Utami, sondern mit Sitoti, aber nicht weil das Gesetz von England, sondern weil die Bibel es so bestimmt, daß wir Jeden, den wir eines Mordes schuldig finden, mit dem Tode bestrafen sollten.“ — Nach ihm stand ein gleichfalls sehr geachteter Häuptling, Tati, auf: „Vielleicht haben sich Einige von euch gewundert, daß ich, der ich der erste Häuptling hier bin, und der königlichen Familie am nächsten stehe, so lange geschwiegen habe. Ich wollte meine Brüder anhören und erfahren, was für Gedanken in ihrer Brust aufgewachsen seyen. Ich bin froh, daß ich gewartet habe, denn in meiner eigenen Brust wachsen jetzt einige Gedanken auf, welche nicht darin waren, als ich herkam. Die vorigen Redner haben gut gesprochen; aber geht nicht auch Upaparu's Rede zu weit? Er sagt, die Bibel ist unsere vollkommene Führerin. Sie ist es. Aber was meint die Stelle: Wer Menschenblut vergießt, er? Geht sie nicht auch so weit, daß wir ihr nicht folgen können, wie wir den Gesetzen von England nicht folgen können? Ich bin Tati, ich bin ein Richter; ein Mann wird vor mir überwiesen, er hat Blut vergossen; ich vergieße sein Blut, wer wird denn meines vergießen? Hier, weil ich nicht

*) Man kann sich freilich nicht wundern, wenn Missionare aus dem Handwerkerstande diese Ansicht haben, da sie der Lord Kanzler von England noch neuerlich, ohne Widerspruch, im Parlament ausgesprochen hat. Er sagte im Britischen Oberhause am 6. September 1831 (Voss. Zeitung Nr. 215, vom 14. September): „Auch den Mörder sey man, sowohl der Vernunft als der Religion nach nur deswegen befugt zu tödten, weil es nützlich (expedient) sey, daß er getödtet werde, und nicht etwa darum, weil es in der heiligen Schrift heiße: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden;“ der einzige Zweck sey, durch Hinrichtung des Verbrechers Andere von seiner Unthat abzuschrecken. Die höchsten Strafen seyen für die höchsten Verbrechen bestimmt, weil diese die Sicherheit der Gesellschaft am meisten gefährden.“

so weit gehen kann, muß ich aufhören. Dies kann nicht der Sinn der Worte seyn. Vielleicht, weil der Herr Jesus viele Gesetze des Alten Testaments aufgehoben hat, und nur einige stehen lassen, ist dies eines von denen, die er aufgehoben hat. Zeigt mir dies im Neuen Testament, und dann muß das unser Führer seyn.“ Darauf erhob sich Pati, ein Häuptling und Richter von Cimeo, früher Hoherpriester des Oro, der erste, der mit Lebensgefahr dem Götzendienste entsagte, und sprach: „Meine Brust ist voll Gedanken, Erstaunens und Freude. Wenn ich um mich her sehe in diesem faren bure ra (Gotteshaufe), wo wir versammelt sind, so ist es mir ein Ding des Erstaunens, und ein Ding, das mein Herz froh macht. Tati hat die Frage entschieden; denn soll das Evangelium nicht unser Führer seyn? Wer könnte nun darin wohl eine Vorschrift zu tödten finden? Ich kenne viele Stellen, die es verbieten, keine, die es befiehlt. Und warum strafen Christen? Weil sie zornig sind, und gern Jemand Leids thun? Weil sie die Christen lieben, wie wir sie liebten, da wir Heiden waren? Nein, Christen lieben die Rache nicht, Christen sollen nicht zornig seyn, sie sollen nicht gern Jemand Leides zufügen. Geschieht es nicht darum, um durch die Strafe den Verbrecher abzuhalten, seine Verbrechen zu wiederholen, und Andere abzuschrecken, dasselbe zu thun? Nun, weiß denn nicht Jeder, daß es eine größere Strafe ist, für immer von Tahiti verbannt zu seyn, als grade in einem Augenblick getödtet zu werden? Und weil sie die Mann, der auf eine wüste Insel verbannt ist, wohl dort einen Mord begehen? Und würden Andere durch solch eine Strafe nicht mehr abgeschreckt werden, als durch seinen Tod? So denke ich, Tati hat Recht, und das Gesetz muß bleiben, wie es geschrieben ist.“ — Darauf erhob sich einer der taata rii (kleinen Leute) und sagte: „Da keiner weiter aufsteht, so will ich meine kleine Rede halten, da mehrere hübsche Gedanken in meiner Brust aufgewachsen sind, und ich wünsche, daß ihr sie höret. Alles, was Pati sagte, war gut; aber er sagte nicht, daß ein Grund der Strafe ist, den Verbrecher gut zu machen, wenn es möglich ist. Wenn wir nun einen Mörder tödten, wie können wir ihn gut machen? Aber wenn wir ihn nach einer wüsten Insel schicken, wo Alles still um ihn ist, und er an sich denken muß, da kann es Gott gefallen, die bösen Dinge in seinem Herzen sterben, und gute darin aufwachsen zu lassen! Wenn wir ihn aber tödten, wo geht seine Seele hin?“ — Andere sprachen auf ähnliche Weise, und so wurde der ursprüngliche Gesetzesvorschlag angenommen. — Folgende Erzählung (I. 309.) hat etwas besonders Charakteristisches: „Zwei junge Leute wurden vor dem Richter angeklagt, weil sie etwas begangen hatten, was man in England einen hoax (bei uns vulgär: Pöpp) nennt. Sie waren auf's Fischen ausgefahren, da sie aber nichts fingen, hatten sie ihre Leinen an eine Art Mulde gebunden, womit man das Wasser aus den Canoes zu schöpfen pflegt; diese warfen sie aus, und zogen sie oft wieder hinauf, als wäre sie ganz voll Fische. Einige Leute am Strande, durch diesen Köder angelockt, ruderten nach demselben glücklichen Ort, da sie sich aber getäuscht sahen, merkten sie den

Koppstreich, und verklagten jene Beiden vor dem ordentlichen Richter. Sie wurden überwiesen und verurtheilt, einige Strafarbeit an einer Brücke zu thun; ein Missionar legte aber Fürsprache für sie ein, und sie erhielten Verzeihung, jedoch mit einer Ermahnung, sich künftig besser aufzuführen.“ — Zu den Getränken, die nicht gradezu unsittlich, doch aber wegen der nahen Beziehung auf ihr heidnisches Leben auch ohne alle Ermahnungen der Missionare den Eingeborenen als sündlich erschienen, gehörte das Tatuiren des Körpers. Alle lächerliche, heidnisch gekannte Personen haben eine unüberwindliche Vorliebe für dasselbe; und obwohl harte Strafe darauf stand, schwere öffentliche Strafarbeit, so fand sich doch, daß diese nicht im Stande war, sie von jener Sitte abzuhalten. Es wurde daher bestimmt, da diese Strafen sich als unzureichend erwiesen hatten, daß künftighin die tatuirten Muster am Körper selbst zerstört werden sollten, indem häßliche Stiche, ohne Ordnung, ihnen eingedrückt würden. — In einer Versammlung, die auf Huahine in der Kirche gehalten wurde, legte der Diakon der Gemeinde, Auna, zwei Dinge zur Berathung vor: Erstlich, sollten alle Weiber sich an die Arbeit begeben, Kleider zu verfertigen für Arme und Kranke, die sich keinen ordentlichen Anzug verschaffen können. Die so verfertigten Kleider sollten in einem Magazin aufbewahrt, und den Bedürftigen nach Gelegenheit durch treue Leute theilt werden; ein Vorschlag, den früher Niemand verstanden und nur angehört haben würde. Der zweite betraf den besseren Bau ihrer Häuser; nach langer Berathung kam man überein, daß die Leute rechts und links der Bucht zwei Vereine bilden, und sich wechselseitig einander beistehen sollten (I. 311.).

Der König Pomare, welchem sein Volk so viel verdankt, da er mit eben so viel Muth als Klugheit zuerst das Heidenthum ausgerottete und das Christenthum einführte, der zuerst lesen lernte, zuerst im Christenthume unterrichtet und getauft ward, blieb der erkannten Wahrheit leider nicht treu. Trunksucht gewann die Herrschaft über ihn, wobei es jedoch merkwürdig war, daß er alle starke Getränke nur von fremden Schiffen zog; die früher von einheimischen Gewächsen berauschende Getränke bereitenden Maschinen der Eingeborenen waren bei der Einführung des Christenthums alle zerstört und verboten worden, und der König hatte vor diesem von ihm selbst gegebenen Verbot und seinen Gründen zu viel Scheu, um es zu übertreten. Niemische er sich in geistliche Angelegenheiten; lange war er schon getauft, aber hatte sich noch nie zum heiligen Abendmahl gemeldet, um nicht, weil er sich seiner Untreue bewußt war, doch aber sich nicht bekehren wollte, es sich zum Gericht zu genießen. In seiner letzten Krankheit ließ er indeß mit sich beten, und der neben ihm sitzende Missionar wies ihn auf Jesum Christum. „Niemand, als Jesus!“ waren seine letzten Worte. Pomare's kleiner Sohn, während der Anwesenheit der Deputirten gekrönt, folgte ihm bald, und die Regierung kam nun an seine junge Tochter.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Donnabend den 16. Juni.

N^o 48.

England und Nordamerika und die Missionen.

(Schluß.)

Daß nun der Zustand der Dinge sich seit jener Zeit nicht geändert habe, zeigen uns die Nachrichten des zweiten der hier anzuzeigenden Werke. Als der Prediger Stewart mit dem Kapitän Finch der Königin von Raiatea die Aufwartung machte, fanden sie diese, eine Frau von 50—60 Jahren, nach Art der Alteuropäischen Fürsinnen, im Kreise ihrer Mägde, bei der Arbeit; sie verfertigte die feinste Art Matten, welche die Eingeborenen machen. Die Königin machte nicht so feine Arbeit als die Andern; sie entschuldigte dies, indem sie sagte, in ihrer Jugend habe sie Niemand in dieser Kunstfertigkeit übertroffen, jetzt könne sie die feinste Arbeit nicht mehr machen. Der König sowohl als die Königin dieser Insel sind entschieden gläubige, aufrichtige Christen. Neben jeder Arbeiterin sah man ein Neues Testament und ein Gesangbuch liegen; etwas völlig Ungelesenes, da der Besuch der Fremden sie überrascht hatte. — Die Schiffsgesellschaft wohnte dem Gottesdienste bei. Die Insel hat eine große Kirche, die über 2,000 Menschen fassen kann; der gewöhnliche Kirchenbesuch ist 11—1,200. Alles war anständig gekleidet, andächtig und still, wie nur in irgend einer Europäischen Versammlung. Hätte ihre Farbe nicht daran erinnert, Niemand würde sich haben denken können, daß diese selben Personen noch vor zwölf Jahren in allen Lastern und Gräueln, ja in der ganzen Wildheit des Heidenthums versunken waren. Kapitän Finch trat mit zwölf Schiffsbeamten und dem Musikcorps hinein, ohne daß ihre Erscheinung eine Störung bewirkt hätte, nicht einmal unter den Kindern. Das Musikcorps spielte geistliche Lieder. Nach Entlassung der größeren Versammlung wurde das heilige Abendmahl mit dreihundert Communikanten gefeiert. Abends versammelten sich die gläubigen Amerikaner vom Schiff bei dem Missionar Williams; von allen Seiten her ertönten aus den Hütten christliche Abendlieder, mit denen in der häuslichen Andacht der Tag beschloffen wurde.

Während ihres Aufenthalts auf Raiatea erschien die Königin von Tahiti mit der verwitweten Königin, einer Tante, welche Regentin ist, und einem großen Gefolge zum Besuch. Diese Tochter Pomare's ist leider nur im Schlechten ihm

ähnlich; sie steht im Ruf eines übeln Lebenswandels; ihre Mutter und die Regentin sind von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Dennoch war ihr Benehmen anständig. Eine Versammlung von Landeigenthümern, der zweiten Klasse von Häuptlingen, wurde auf der Insel gehalten; die Meisten derselben sind wahrhaft gläubige Männer. In dieser Versammlung redete Uaeva den Kapitän Finch an: „Häuptling und Freund! Dies ist meine Rede an Euch. Groß ist unseres Herzens Freude gewesen über Eure Ankunft bei uns. Wir freuten uns sehr am Sonntag über Eure Anwesenheit beim Gottesdienste, und daß Ihr Euer schönes Musikcorps mitbrachtet, das sich mit uns zum Preise Gottes verband. Nun rathet Ihr uns und stärket unsere schwache Regierung; Ihr ermuntert uns im Lernen und in löblichen Einrichtungen; das ist gut. Sollte uns irgend etwas hindern in den Vortheilen, die wir aus Eurer Ermunterung ziehen können, so möge Eure große Nation das Werk Gottes unter uns Heiden aufrecht halten und unsere Lehrer beschützen, wenn sie ihr gutes Werk thun. Gesundheit und Heil und Erlösung Euch, Häuptling, und allen Edelleuten und Christen in Amerika!“ — Zugleich erließ die Königin von Tahiti von hier folgendes Schreiben an den Präsidenten der Vereinigten Staaten: „Präsident! Weil Ihr so freundlich gewesen seyd, schreibe ich Euch einen Brief. Ihr habt ein Kriegsschiff hergesandt, das Kapitän Jones kommandirte; er behandelte uns sehr freundlich. Nun habt Ihr ein anderes Kriegsschiff hergeschickt, das Kapitän Finch befehligt; seine Freundlichkeit gegen uns ist auch groß gewesen; wir sind sehr erfreut über seinen Besuch. Ich schreibe Euch jetzt, Euch meinen Dank zu bezeugen, und Euch in Kenntniß zu setzen von unserem jetzigen Zustand. Ich bin eine Frau, die erste Königin von Tahiti, Pomare Bahine I. ist mein Name. Ich bin jung und unerfahren. Wir haben die Götzen weggeworfen und die Religion unseres gemeinschaftlichen Heilandes angenommen. Im Jahr 1814 haben wir das Christenthum angenommen. Wir haben Missionare auf unserer Insel, die fleißig sind, uns in dem zu unterrichten, was zu unserem Heile dient. Einige sind schon an dreißig Jahr hier. Wir haben Gesetze, nach denen wir regiert werden. Ich kann Euch kein Exemplar davon schicken, da ich hier zum Besuche auf Raiatea bin. Tahiti und Oimeo sind die größten Inseln meiner Herrschaft.

Ich habe nicht viel Unterthanen, etwa 10,000. Es gibt nicht viele Waaren bei uns; Pfeilwurzel und Cocosnüsse sind das Vorzüglichste. Wir haben viel Lebensmittel und vortrefliche Häfen; viele Amerikanische Schiffe kommen nach Tahiti; sagt ihnen, daß sie fortfahren uns zu besuchen, und wir wollen sie gut behandeln. Alle Arten baumvollener Kleider verlangt man hier zum Tausch, weiße, bedruckte, blaue Shawls 2c. 2c. sind alles gute Waaren. Wir haben eine neue Flagge; wollt Ihr sie wohl freundlich anerkennen, wenn wir Euch einmal später besuchen, wie wir Eure, wenn Ihr zu uns kommt? — Glück widerfahre Euch, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, möge Eure gute Regierung lange dauern! Königin Pomare I." — In einer Versammlung der getauften Gemeinlieder, welcher der Prediger Stewart mit dem Lieutenant Stribling bewohnte, ward der Plan vorgebracht, Lehrer auf eine heidnische Insel zu schicken; acht hatten sich dazu gemeldet. Dabei wurden sehr gefühlvolle, schöne Reden gehalten. Einer sagte: „Ein Kriegsschiff ist jetzt unter uns; es ist weit hergekommen, in friedlicher Gesinnung und guter Absicht; es will unsere Umstände kennen lernen, und uns aufmuntern, nach unserem eigenen Besten zu trachten. Seine Offiziere haben ihren Lohn; sie sind bedeckt und gekrönt mit Gold; Gold tragen sie auf ihren Schultern und Hauptern; das ist ihr Lohn. Meine Meinung ist, daß wir ein Schiff zu denen schicken, die unwissender und ärmer sind, als wir. Die von uns dorthin fahren, werden nicht, wie unsere Freunde, zum Lohn mit Gold gekrönt. Nein, sie werden in dieser Welt nichts empfangen; dennoch werden sie gekrönt werden; ja, sie werden die Krone des ewigen Lebens empfangen durch unseren Herrn Jesum Christum!“

Am Schluß seiner Nachrichten von den Gesellschafts-Inseln sagt Herr Stewart (II. 48.): „Aus der Skizze unseres Besuchs auf diesen Inseln wird man, obwohl ich in der Hauptsache auf die viel gründlicheren Nachrichten von Ellis mich beziehe, dennoch hinreichend haben ersehen können, daß die Bewohner eine christliche und civilisirte Nation geworden sind, und merkwürdige Beispiele von den Einwirkungen des Evangeliums auf den Charakter und die Sitten von Wilden gefunden haben. Der Anblick des Volks im Ganzen, und die tief gefühlten, von Thränen begleiteten Erklärungen derer, die selbst noch Heiden gewesen sind, zeigen, wie weit sie davon entfernt sind, die großen Segnungen des Evangeliums zu verkennen oder undankbar dagegen zu seyn; ja, es könnte jetzt Alles in der Welt ihnen geboten werden, nie würden sie wieder in die alte Finsterniß zurückkehren mögen. Dennoch gibt es Reisende, mit christlichem Namen, im Ruf wissenschaftlicher Bildung und in Ehrenstellen, welche in Tahiti und Raiatea größeres Sittenverderbniß und größeres Elend gefunden zu haben behaupten, als zur Zeit der Herrschaft des Heidenthums sich dort fand, und der christlichen Welt erklären, dort habe das Christenthum seit achtzehnhundert Jahren zum ersten Mal die Menschen rachschüchtig, trüg und wollüstig, abergläubisch und unglücklich gemacht; ja, die durch die angeblichen Friedensboten entzündeten Kriege hätten fast das ganze Geschlecht verlitet! Woher sie diese Nachrichten entnahmen, muß für Alle, welche, wie wir, die Inseln gesehen haben, ein Geheimniß bleiben. Die letzten Kriege auf den Inseln fanden eher statt, als die Missionare irgend einen Einfluß über die Häuptlinge oder das Volk gewonnen hatten. Seit Einführung des Christenthums hat ein ununterbrochener Friede geherrscht, ja, der Missionar Rott versichert, seit funfzehn Jahren habe er unter diesem sonst so blutdürstigen Volke von keiner Mordthat

gehört. Diebstahl kommt zuweilen vor, eben so heimliche Mollust, wovon besonders die Fremden wissen; kann das aber die Behauptung rechtfertigen, daß ein allgemeines Sittenverderbniß dort herrschen soll? Wäre wohl, wenn ein Fremder in London befohlen würde, oder in ein lüderliches Haus gerieth, die Behauptung gerechtfertigt, es gebe in London keine fromme, ehrbare Leute, und England befinde sich jetzt in einem verderbteren Zustande als zur Zeit der Druiden? Was waren die charakteristischen Züge des Volks als Heiden? Auf den Sandwichs-Inseln bin ich davon Augenzeuge gewesen. Kaum landete ein Schiff, so war es umringt von einer großen Menge tobender, schreiender Wilden, Männer und Weiber fast ganz nackt, die mit wildem Lärm nach Gewinn aller Art trachteten; doch war dies nur das Vorpiel der abscheulichen Ausschweifungen, die dann, von der Kajüte bis zum Vorderkastell, folgten; den Schluß machten kleine Diebstähle aller Art, und zurückblieben von diesen Besuchen auf beiden Seiten ansteckende Krankheiten. Am Strande sah man kein Europäisch gebautes Haus, keine Kirche richtete die Gedanken auf Gott hin, man hörte nicht aus der Ferne das summennde Geräusch der Kinder in der Schule, nirgends vernahm man den Ton eines christlichen Liedes; hie und da sah man Leichname verwesen, die den Höhen geopfert worden waren; von einer anderen Seite sah man die scheußlichen Berehrungen hölzerner und steinerer Götter. Und nun, wenn man den Schleier abzog von dem ganzen Leben, das aus dem Dienste dieser falschen Götter hervorging!“ —

Seine Ankunft auf den Sandwichs-Inseln beschreibt der Verf. besonders anziehend. Dort war seit dem Besuche der Londoner Deputirten die große Wendung in der Geschichte der Eingeborenen erfolgt, welche den Götzendienst stürzte und das Christenthum zur Landesreligion erhob. Der Verf. sagt von dem ersten Anblick, den sie von Hawaii in der Nähe hatten: „Ein ungeheures, mit Rohr gedecktes Gebäude an der Westseite der Bay, sehr hübsch von Außen, kündigte sich als die Kirche an; wir steuerten mit unserem Boot darauf zu, gewiß, daß die Missionare in der Nähe seyn würden. Schon in einiger Entfernung sahen wir auch unter einem Haufen von Eingeborenen den Missionar Goodrich. Mein Herz war so voll von Gefühlen und Gedanken, daß ich erst wieder zu mir kam, als ich in den Armen meines Freundes und Bruders lag. Unser Zusammentreffen war um so ergreifender für ihn, da er nichts davon erwartet, sondern nur gehört hatte, daß ich in der Marine diene und vielleicht einmal die Sandwichs-Inseln besuchen werde. Das Missionshaus beherrscht eine schöne Aussicht auf den Hafen, das Meer und die umliegenden Küste; es ist gegiert und überschattet mit Gruppen von Brodfruchtbäumen, und vom ergiebigen Boden umgeben. Alles innerhalb des Hehages, außer den Brodfruchtbäumen, war erst seit zwei Jahren gepflanzt; schöne Hecken von einheimischen Bäumen, namentlich dem Zibaum (dracaena), schöne Kaffeepflanzen, mit so großen Beeren, wie ich sie nur zu Rio de Janeiro sah, ein herrlicher Weinberg, Feigen, Citronen, Orangen, Mangobäume, Erdbeeren 2c. Die Nachricht von meiner Ankunft verbreitete sich bald; eine große Menge Eingeborener versammelte sich, küßte mir mit Thränen die Hand, ja fiel mir zu Füßen, so daß ich mich wunderte, da sie mich doch verhältnißmäßig nur wenig gekannt hatten; es erklärte sich dies mir erst, als ich erfuhr, daß unlängst hier eine große Erweckung statt gefunden habe, und Alle noch entzündet und belebt seyen von dem neuen Geist, den sie empfangen hatten.“

Der folgende Tag, Sonntag, war an diesem Orte (Hibō) besonders merkwürdig. „In einer sehr frühen Morgenstunde, ehe wir noch auf dem Schiff gefrühstückt hatten, sah man auf den Bergpfaden hier und da schon einzelne, oder Gruppen von drei bis vier Eingeborenen in großen Mänteln von verschiedenen Farben zur Kirche ziehen; allmählig nahm die Zahl zu, bis endlich jeder Fußpfad, der am Strande oder auf den Höhen sich wand, eine fast ununterbrochene Procession von Leuten jedes Alters und Geschlechts zeigte. Gestern sah man nur wenige Canoes um das Schiff her, so daß man danach den Bezirk für wenig bevölkert hätte halten können; nun aber ergoß sich von allen Seiten eine solche Menge, daß unser Schiffsvolk einmal über's andere ausrief: „Welche Menge Menschen!“ Auch mich füllte dieser Anblick mit Erstaunen. Als ich vor vier Jahren hier war, konnte der erklärte Wunsch und das Beispiel der ersten Häuptlinge, die täglichen Ermahnungen der Missionare und der Reiz der Neuheit kaum etwa hundert Eingeborene zu einem unregelmäßigen schläfrigen Besuch des Gottesdienstes bewegen; nun ergossen sie sich, wie volle Bergströme, von den Höhen. Erst um 12 Uhr, nach Abhaltung des Schiffsgottesdienstes, ging ich mit dem Kapitän und mehreren Schiffsbeamten an's Land. Obwohl der zweite Gottesdienst schon angefangen hatte (früher, damit die entfernt Wohnenden noch vor Nacht zu Hause seyn könnten), standen Mehrere noch an der Thür, weil sie keinen Platz hatten bekommen können. Das Gebäude, welches einige tausend faßte, war ganz voll; in einem kleinen, eingeschlossenen Raume vor der Kanzel waren Plätze für uns aufbehalten. Der Missionar Goodrich war mitten in der Predigt; er hielt inne, bis wir saßen. Der Anblick dieser Versammlung war das Ergreifendste für mich, was ich in meinem ganzen Leben gesehen habe; wenn sich in meiner Phantasie damit das Bild ihres früheren Zustandes, wie ich ihn gekannt hatte, zusammenstellte, so war es mir, als hörte ich die Worte: „Es werde Licht!“ und es ward Licht; es war mir, als träte ich in das Allerheiligste des Tempels Gottes, denn nur seine Gegenwart konnte solche Wunder hervorgebracht haben. Im Gegensatz gegen das, was wir auf den Gesellschafts-Inseln gesehen hatten, war hier die Kleidung noch ganz nach der ursprünglichen Landesart, und erinnerte an das Heidenthum; aber die athemlose Stille, die gespannte Aufmerksamkeit, die halb unterdrückten Seufzer und Thränen, und alle die wechselnden Gefühle von Schmerz, Reue, Hoffnung und Freude, die sich auf den Gesichtern malten, verkündeten die Anwesenheit des unsichtbaren Allmächtigen, der allein die Herzen umschmelzen und erneuern kann, wie er sie allein schaffen konnte. — Abends erfuhren wir im Missionshause, daß in der That eine große, seltsame Veränderung hier vorgegangen war. Die Station wurde am spätesten angelegt, und stand lange den anderen am Einfluß nach; jetzt verspricht sie dieselben Segnungen wie jene. Alles will nun unterrichtet seyn; zu einer Schulprüfung versammelten sich letzte Woche an 10,000 Menschen. Täglich ist das Missionshaus von Besuchenden und Fragenden umringt; grobe Laster und anstößige Sitten verschwinden immer mehr, und mit Grunde darf man hoffen, daß eine große Anzahl auch ihre Herzen dem Herrn übergeben haben.“

Von Hawaii, der größten der Sandwichs-Inseln, fuhr das Schiff nach Honolulu auf Dahu, der Residenz des Königs. Dort sollte die feierliche Audienz statt finden, in welcher der Kapitän Finch jenes Schreiben des Marineministers dem Könige übergeben sollte. Ein Tote meldete dem Kapitän, daß der König ihn erwarte, und er ging mit den Offizieren und

Schiffsbeamten, dem Amerikanischen und Englischen Konsul, dem Prediger Stewart und den Missionaren in Procession zu ihm. Auf dem Wege hielten Polizeibeamte das andringende Volk zurück, bis sie an ein weißes Thor mit hohem Gehege gelangten, wo Niemand, als der Zug, eingelassen wurde. Zu beiden Seiten standen hier Häuser in dem einheimischen Stil, Es- und Schlafzimmer des Königs und seines Haushalts. Das Hauptgebäude war 100 Fuß lang, 50—60 tief, 40 hoch, mit einem Rohrdach. Von dem Thore bis zu dem Hauptgebäude stand eine doppelte Reihe von Gardisten, in weißer Uniform mit schwarzen Aufschlägen und Kragen, und schwarzen Mützen. Der Kapitän Kahuhu, ein alter Freund Stewart's, in Scharlach-Uniform mit goldenen Tressen und großem Schwert, befehligte sie. Bei'm Eintritt der Fremden präsentirten sie, in gut militärischer Haltung, das Gewehr. In dem Augenblick erschien auch der General KeFuanoa (wie er in der That titulirt wird, als Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen) in reicher Uniform, in der Thür, empfing mit der Höflichkeit eines gut erzogenen Mannes den Kapitän, den der Konsul ihm vorstellte, und führte ihn durch eine Glas-Thür in's Innere. Auf Alles, was sie hier sahen, hatte der Konsul zwar schon vorbereitet, doch wurden ihre Erwartungen noch übertroffen. Das ganze Gebäude ist nur ein großes, geräumiges, helles und elegantes Zimmer. Eine neue Erfindung der Eingeborenen sah man oben; das Rohr- und Strohdach war inwendig mit einer schönfarbigen, kastanienbraunen Decke von Neben eines Bergweinstocks bekleidet, was sich so schön als eine zierliche Tapete ausnahm. Bis diese Erfindung gemacht wurde, gab das herunterhangende Gras und Stroh auch dem hübschesten Hause der Insulaner inwendig immer ein scheunenartiges Aussehen. Der Estrich bestand aus Stein und Mörtel, und sah fast wie Marmor aus. An jeder Seite waren große Glasfenster, an den Enden Glastüren; hübsche runde Tische, große Spiegel, Glaskronen mit bronzenen Leuchtern, und ein in England gefertigtes Delgemälde des Königs Nihorihō (der bekanntlich in London gestorben war) zierten das Zimmer. Der Fortschritt, der im Aeußeren seit vier Jahren, wo Lord Byron hier gewesen, gemacht worden war, mochte wohl hundertjährigen Fortschritten in Europa gleich kommen. Mitten im Zimmer saß der junge König Kauikeaouli in einem Armstuhl, behangen mit einem prächtigen Mantel von gelben Federn, in der Windsor-Uniform ersten Ranges, die König Georg IV. ihm geschenkt, weißen Unterkleidern, seidenen Strümpfen und Schuhen. Auf dem Sofa zur Rechten saßen Kaahumanu (die Regentin) und zwei verwitwete Königinnen in anständigen Europäischen Trauerkleidern. Der Konsul Jones stellte die Fremden vor. „Für mich,“ sagt Herr Stewart, „bedurfte es keiner Ceremonien, und ich bedauerte nur, daß mein erstes Wiedersehen dieser geliebten Personen ein so förmliches war; unsere Begrüßungen waren aber nichts desto weniger herzlich, und wurden immer aufs Neue wiederholt.“ Darauf las der Kapitän Finch eine Anrede und das (schon früher mitgetheilte) Schreiben des Marineministers vor. Alle hörten es mit gespannter Aufmerksamkeit, Kaahumanu mit Thränen an; sie rief, da es aus war: Maitai! maitai! (Sehr gut, sehr gut!). Der König, ein hübscher, kräftiger junger Mann von sechzehn Jahren, hat durchaus das Wesen eines fein gebildeten Gentleman; sein Wandel ist tadellos. „Bei'm Hinausgehen bezugeten die Offiziere ihr Erstaunen; sie hatten fast Lust, mich der Täuschung zu beschuldigen, wegen meiner Erzählungen von dem Zustande der Dinge auf den Inseln, sowohl in den gedruckten

Berichten, als in Privatgesprächen, so sehr fanden sie ihre Erwartungen übertroffen; in der That waren es aber auch die meinigten, denn ich hatte solche Fortschritte in der kurzen Zeit nicht für möglich gehalten. Noch im Jahre 1820 konnte man mit Recht das ganze Volk eine Nation von Trunkenbolden und Spielern nennen, ohne Moral und Religion, ohne irgend eine Bildung; ihr Umgang war gemein, ihr Verstand stumpf, alle ihre üblen Gewohnheiten tief eingewurzelt. Jetzt möchte es wohl kaum ein Volk geben, das mäßiger, oder weniger dem Spiel ergeben wäre; ihre Sitten sind völlig umgewandelt, und die christliche Religion fest unter ihnen gegründet. Etwa 50,000 Eingeborene sind unterrichtet, oder befinden sich im Unterricht; etwa achthundert Seiten sind in der Landessprache gedruckt, darunter das halbe Neue Testament, und etwa hundert Lieder. Häuslicher Friede ist an die Stelle der Familienzwiste, Ordnung an die Stelle des wilden Lärms, anständige Kleidung in ausländischen Waaren an die Stelle des ekelhaften Schmutzes oder der Nacktheit der früheren Zeit getreten."

Während des Aufenthaltes der Fremden auf Oahu fand zu Honolulu die regelmäßige vierteljährliche Schulprüfung statt. Die höchste Klasse, welche aus einigen Hunderten bestand, wurde im Lesen, Schreiben und Rechnen, in der Erdkunde und biblischen Geschichte, im Herzsagen von Bibelfstellen und catechetischen Uebungen geprüft. Das merkwürdigste Schauspiel war hiebei, daß der König und die Häuptlinge, mit Einschluß des Gouverneurs der Insel, Boki, und seiner Frau, an der Spitze ihrer Abtheilungen in dieser Klasse auftraten und sich mit prüfen ließen. Die Prüfung des Königs bestand darin, daß er etwas in Englischer Sprache, und zwar mit großer Leichtigkeit und richtiger Aussprache, vorlas. Er versteht Vieles, wenn Englisch gesprochen wird, scheut sich aber es zu sprechen, weil er sich fürchtet Fehler zu machen.

Endlich besuchte auch das Schiff noch die Insel Maui, den Ort der ehemaligen Wirksamkeit des Missionar Stewart, wo sein geliebtes Pflegekind, Harrietta, Schwester des Königs, sich aufhielt. Kaum waren sie in Lahaina, dem Hauptort, angelangt, als sich Alles um den Missionar drängte, mit Thränen ihn umarmte, oder die Hände drückte, und von allen Seiten, als Zeichen der Liebe und Erkenntlichkeit, ihm Geschenke aller Art brachte. Ueberall, wo er ging, ertönte es: „Aroha — aroha Mita Tuata! Aroha Mita Tuata Vahine! aroha kali, aroha Harrieta a me Beke!“ („Liebe Euch, Herr Stewart! Liebe der Frau Stewart! Liebe Karl, und Harrietta, mit Betsey" — seinen Kindern). In seiner ehemaligen Schülerin fand der Missionar ein Glied der christlichen Gemeinde der Insel, eine ernste, gläubige Christin wieder, welche den Gefahren ihrer hohen Stellung, namentlich den vielen Schmeicheleien, die ihr von allen Seiten zu Theil geworden waren, bis dahin glücklich widerstanden hatte. Zugleich mußte er indeß in Bezug auf diese so vielversprechende Prinzessin durch Bosheit der Europäer einen tiefen Schmerz erfahren. Als er mit Kapitän Fitch eines Mittags bei einem Amerikanischen, auf der Insel wohnhaften Kaufmann speiste, erwähnte ihr Wirth, es sey der allgemeine Wunsch des Volks und der Häuptlinge, daß der junge König diese seine rechte Schwester, nach alter Sitte, heirathen möchte; und er fügte hinzu, ob die förmliche Schließung der Ehe hinzukomme

oder nicht, sey in der That gleichgültig, da es überall bekannt sey, daß beide schon längst in enger Verbindung mit einander lebten. Der Missionar erschrock nicht wenig über diese entsetzliche Beschuldigung gegen seine Pflege Tochter und gegen den hoffnungsvollen jungen König, und veranlaßte eine genaue Untersuchung der Sache. Der junge König und seine Schwester hatten nicht nur nie auch das Geringste von diesem abscheulichen Verdacht gehört, und wurden von dem tiefsten Schmerz darüber ergriffen, sondern es ergab sich, daß auch nicht einer aus des Königs Umgebungen oder aus den angesehenen Häuptlingen, die fast alle musterhafte Christen sind, etwas davon gehört, viel weniger es gewünscht hatte; ja, es zeigte sich bei dieser Gelegenheit auf's Schönste, wie tiefe Wurzel das Christenthum schon in der ganzen Denkweise geschlagen hatte, da eine solche Heirath, die zehn Jahr früher von denselben Personen nach Landesitte sicherlich geschlossen worden wäre, von allen angesehenen Leuten der Inseln als Gegenstand des unwillkürlichen Abscheus behandelt wurde. —

So weit der Auszug aus dieser Reisebeschreibung. Wir verbinden mit demselben noch die neuesten Nachrichten des Missionarischen Missionary Herald (Jan. 1832). Am 28. December 1830 sind drei, und am 26. November 1831 acht neue Missionare nach den Sandwichs-Inseln aus Neu England abgegangen; von den letzteren sollen einige nach Erlernung der Sprache sich auf die neu entdeckten Washington-Inseln begeben. Auf den Sandwichs-Inseln sind jetzt etwa neun hundert Schulen, worin eben so viele eingeborene Lehrer unterrichten. Die Zahl derer, welche lesen können, oder es gegenwärtig lernen, wird auf 50,000 geschätzt (also mehr als ein Fünftel der ganzen Bevölkerung — viel mehr als in Frankreich!). An mehreren Orten sind Schullehrer-Seminare angelegt worden, welche die Missionare selbst leiten; bis jetzt wird darin im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet; bald sollen noch Erdkunde und die Anfangsgründe der Sternkunde hinzukommen; späterhin allmählig vielleicht noch andere Gegenstände. Zwei und zwanzig verschiedene Bücher sind in der Landessprache gedruckt worden, außer den Evangelien Matthäi, Marci und Johannis. In der dabei gebrauchten Schrift drücken fünf Vocale und sieben Consonanten alle Laute der Sprache aus, die man bis jetzt hat beobachten können. Die christliche Religion ist jetzt die allgemeine Landesreligion, und die meisten der angesehensten Häuptlinge sind Glieder der sichtbaren Gemeinde Christi. Gegen Mord, Diebstahl, Detailhandel mit Brandwein, Ausschweifungen, Spiel und Sonntagsenthaltung sind Gesetze in voller Kraft. Die christlichen Ehegrundzüge herrschen im ganzen Lande. In einem kleinen Bezirk, wo noch vor wenigen Jahren wilde Trunkenheit herrschte, haben tausend Personen sich verbunden, allen starken Getränken gänzlich zu entsagen; ein Viertel der Bewohner desselben (etwa 10,000) haben sich von freien Stücken zu einer Gesellschaft vereinigt „zur besseren Erkenntniß und Beobachtung des heiligen Gesetzes Gottes,“ und fordern tabellofen Wandel als Bedingung der Aufnahme. Dennoch ist die Zahl der Missionare so klein, daß nur ein Viertel der Einwohner regelmäßig Evangelische Predigten hören kann; und im Gefühl ihrer Schwäche und des weiten Arbeitsfeldes, das noch offen steht, verlangen sie immer neue Verstärkung. —

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 20. Juni.

№ 49.

Das Christenthum und die Nationalisten in Dänemark seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts.

(Schluß.)

Dritter Zeitabschnitt. Die gegenwärtige Zeit von 1823 an.

Trotz aller dieser hellen und klaren Zeugnisse bedurfte es aber nur einer Stimme, um in den Augen des großen Hau- fens das Ganze wankend zu machen und dem Christenthume Unrecht zu geben. Denn in solchen Zeiten, wo die Neigung für das Laodicäische Wesen die stärkste ist, und die Stimme der Wahrheit viel zu hart und roh scheint, als daß sie zu tragen wäre, da hört man am liebsten denen zu, die da rathen, die Mauer mit losem Kalk zu übertünchen. Eine solche Stimme gab nun Dr. J. P. Mynster, dessen Wesen und Charakter als Theolog und Prediger wir oben bezeichnet haben, *) und zwar in der Art und Weise, wie es gerade dem Publikum am liebsten und gelegtesten seyn mochte. Man hatte wohl nicht mit Unrecht von Mynster'n, den seine Stellung sowohl im Staate als sein früheres Auftreten vorzüglich dazu berechtigten, und auffordern mußten, erwartet, daß er durch eine offene Erklärung, so weit an ihm stand, der Sache das nöthige Gleichgewicht gegeben und am allerwenigsten die Divergenz seiner Meinung hervorgehoben hätte auf Kosten der Grundeinheit, die unter Christen statt finden soll. Wie schmerzlich getäuscht mußten daher Alle, die diese Erwartung gehegt hatten (und es waren unter diesen sowohl ältere Freunde Mynster's, als viele jüngere, auf welche er durch sein klares Zeugniß wohlthätig gewirkt und die ersten Keime einer besseren Erkenntniß in ihnen ausgestreut hatte), sich sehen, als sie Mynster's Predigt „von der christlichen Weisheit“ lasen, die zu eben der Zeit herauskam, als Grundtvig's Sache noch vor Gericht schwebte, und deren bestimmte Richtung auf die damaligen Verhältnisse der Kirche der Verfasser auch nie desavouirt hat. Vieles mußte man, wie bei einer jeden solchen Form der Fall ist, zwischen den Zeilen lesen, aber kein Wohlunterrichteter konnte die An-

wendung verfehlen. Der Hauptsatz dieses Votums, wenn man's so nennen darf, war der: „Es sey jetzt die bequeme Zeit nicht, in den Kampf zu treten, und durch die Vernachlässigung dieser Weisheitsregel gebe man nicht nur sich selbst, sondern das Heilige, das man vertheidigen wolle, Ehren und Uebelgesinnten zum Spotte.“ Man las viel darin von „unklaren und verworrenen Gedanken“, von der wichtigen Vermahnung, „daß ein Jeder sich begnügen lasse mit dem, was ihm bescheret sey, da er sonst die wahre Ehre verlieren könne, die er erworben, im Hasen nach einem Kranze, der ihm nicht bestimmt sey“ — welches Alles gewiß zu seiner Zeit und an seinem Orte sich wohl hören läßt — am Unbegreiflichsten aber und zugleich am Traurigsten war die unverkennbare Beziehung in den mit Gewalt hereingelegenen Worten: „Solche Menschen werden oft, ob auch wider Wissen und Willen, die Feinde des Kreuzes Christi; sie geben ein Aergerniß, das sie nicht wieder heilen; sie wecken eine Zwietracht, die sie nicht wieder stillen können.“ Wollte man aber auch alle Beziehungen hinwegdenken, so bliebe doch immer das Unverantwortliche, solche Schlagwörter auszusprechen unter Umständen, wo man eben eine solche Beziehung am ersten erwartet; und der Verf. hätte dann doch, mildest gesprochen, sich selbst gegen das, was er als die erste Regel der christlichen Weisheit aufstellt: die Zeit erkaufen, sich vergangen. Fern sey es übrigens von uns, die rechtliche Absicht des Mannes zu verdächtigen; wir glauben sogar, was wir auch schon oben angedeutet haben, es konnte nach seinem Entwicklungsgange nicht anders kommen, als daß er den christlichen Kampf ungebührlich leicht nehmen mußte; ja wir hoffen auch, daß er einst denen Recht geben werde, die nur vor der Welt unbeugsam und hart erschienen, was Christen immer scheinen müssen, wo es den Kampf um das Heiligthum gilt. Aber offenbar war die Wirkung dieses Votums; denn Tausende sprachen nun: Was brauchen wir weiteres Zeugnißes! Mynster selbst verdammt ja diese lieblose Weise; also kann die Wahrheit nicht auf der Christen Seite seyn, sondern sie sind wirklich Fanatiker und Mynster! — In aufgeregten Zeiten siegt immer die schlechtere Stimme ob, am meisten wenn die falsche Neutralität und Moderation sich als Princip geltend macht.

*) Ev. K. Z. 1828, S. 401 f.

Da Mynster so, obgleich freilich nicht kampfgerüstet und nicht nach den Gesetzen des christlichen Kampfes, der vor allen Offenheit liebt an Feind, auf den Platz getreten, so war es nur erwünscht, daß Grundtvig ein Gegenseitig zu der Mynsterschen Weisheit gab in seiner Predigt vom christlichen Kampfe.*) „Brüder,“ hebt er an (über die Worte des Apostels Eph. 6, 10—17.), „wir haben Kampf; das sey das große Wort des Ernstes, womit wir einander anreden, so gewiß wir die Bruderschaft mit dem Apostel bewahren, d. i., so gewiß wir mit ihm Gottes Kinder in Christo Jesu seyn wollen. Laßt dann nur die Priester und Propheten der Welt rufen: „Brüder, wir wollen Frieden haben, den Frieden der Welt, was er auch koste,“ laßt sie nur das Lob der Welt wegen Milde und Sanftmuth, wegen Weisheit und Liebe einern; laßt sie nur den Haß und die Erbitterung der Welt wider uns heiligen und segnen — es kann ja nicht anders seyn . . . Brüder, wir müssen, wir wollen Kampf haben im Namen des Herrn, gewiß nicht, weil der Kampf angenehm ist, noch weil es uns an der hohen Weisheit gebricht, daß es viel bequemer ist, während der Feind wüthet, die Hände in den Schooß zu legen, als in offenem Felde ihm unter die Augen zu treten, viel leichter, der Welt als dem Herrn nach dem Munde zu reden, viel klüger, im fleischlichen Verstande sich nach der Welt zu schmiegen, als ihr die Spitze zu bieten — sondern um der ewigen Wahrheit und Seligkeit willen, wollen, müssen wir Kampf haben.“ Nachdem er darauf, die apostolischen Textesworte entwickelt, gezeigt hat, was der Kampf mit der geistlichen Bosheit unter dem Himmel bedeute, und warum er den Christen so schwer sey; „weil die Hauptschlachten, weit von den Augen der Welt, in uns, geliefert werden, weil der äußere Kampf nur ein Schattenriß des inneren sey, weil auch in uns der fleischliche Sinn Feindschaft wider Gott ist“ — so spricht er weiter: „Das ist das Geheimniß des christlichen Kampfes, das die Welt nimmer verstehen kann, daß wir unsere eigenen Feinde lieben, aber die Feinde des Herrn hassen sollen. Alle geistliche Bosheit, was wider Gott und die Wahrheit streitet, was die Seelen ermorden kann, das sollen wir hassen, dem sollen wir in dem vollen Harnisch Gottes be gegnen . . . Wenn wir aber, nach dieser Aufklärung, noch die Feinde verwechseln, die wir lieben und schonen, mit denen, die wir hassen und austilgen sollen, wenn wir Friede rufen, wo kein Friede ist, Friede mit den Feinden des Herrn als mit Brüdern; wenn wir, wie Eli, friedlich, sanftmüthig, freundlich seyn wollen gegen die geistliche Bosheit in der Welt; wahrlich, dann ist es nur, weil wir mit dem Feind in unserem Innern Frieden geschlossen haben. Denn es wäre möglich, daß wir die Feinde der Wahrheit in der Welt bestreiten und sie doch in uns selbst schonen könnten; werden wir aber auch dann nicht zum Eifer erweckt, wenn wir ihnen auf fremdem Boden begegnen, dann pflegen wir unstreitig Freundschaft mit ihnen in unserem eigenen Hause; denn was wir bei uns selbst hassen, können wir unmöglich bei Anderen lieben.“ — Zuletzt zeigt der Verf. noch, was uns die Hoffnung eines gewissen Sieges verleiht, und daß wir einen jeden Sieg, wenn er uns nicht enträften solle, nur dem Herrn zum Gewinn rechnen, und uns damit im Glauben an den einen großen Sieg, den Jesus Christus gewonnen hat, stär-

*) Er hatte diese Predigt zufällig an demselben Sonntage gehalten, als Mynster über die christliche Weisheit predigte, und brauchte sie also nur in den Druck zu geben.

ken und beleben sollen. — So betrachtete Grundtvig den christlichen Kampf im Gegensatz zur unweisen Weisheit, und legte zugleich klar an den Tag für Alle, die da sehen wollten, daß was bisher geschehen gegen die Feinde des Reichs, keineswegs ein Cartel von streitsüchtigen Theologen, sondern ein ehrlicher und gegemender Kampf von ernstlichen Christen sey für das, wofür es allein sich der Mühe lohnt zu kämpfen.

Betreffend den Gang der vom Professor Clausen erhobenen Injurienache, welchen wir jetzt in's Auge fassen müssen, braucht hier nur so viel bemerkt zu werden, daß Grundtvig es bei einer einzigen Eingabe an's Gericht bewenden ließ, worin er die Gründe, welche ihn sowohl der Natur der Sache als den Dänischen Gesetzen nach freisprachen, zusammenbrängte (da auch ein jeder Punkt, auf den es hauptsächlich ankam, in den schon früher erschienenen „Fragen an Dänemarks Rechtsgelehrte“ erörtert worden war), und diese Freisprechung, oder aber die Abweisung der Sache verlangte. Unseres Wissens reichte der Professor Clausen zwei Eingaben ein, worin er theils seine Behauptung wegen Nortification der vermeintlich injuriösen Ausdrücke unterstützte, theils Erklärungen beibrachte über angebliche Uebereinstimmung zwischen ihm und einem Theile der höheren Dänischen Geistlichkeit, welche das Gericht selbst am angemessensten fand, in einem gewissen Hell Dunkel zu halten, weil das scharfe Licht in solchen Dingen freilich immer noch Schaden thun kann, so lange die Symbole überhaupt als Vereinigungspunkt des Glaubens der Kirche gelten.

Unglaublich wird es nun gewiß Niemand finden, daß nach den Bearbeitungen, sowohl von juristischer als theologischer Seite, die vorangegangen waren, das Hochlöbliche Gericht für den Professor Clausen und wider den Pastor Grundtvig, wenigstens per plurima vota,*) stimmte. Man müßte das menschliche Herz wenig kennen, wenn man darin etwas Befremdendes finden wollte, daß, was von den scheinbar am besten unterrichteten gebilligt wird, auch leicht einen Anspruch auf rechtliche Geltung gewinnt; man müßte die Verhältnisse der Kirche in unserer Zeit ganz verkennen, wenn man hoffen könnte, daß das Christenthum ohne Weiteres sein Recht äußerlich müsse behaupten können, nachdem das Licht desselben schon aus den Herzen der meisten Menschen erschunden ist. Zudem stand das Gericht in dieser Sache wie auf einer öden Stätte (denn frühere Colloquia oder dergleichen Handlungen in Religionsfreiheiten hatten alle mit der Rechtsbank nichts zu thun und bildeten nur eine Art von moralischer Jury mit der Confessio-Augustana als ihrer Magna Charta), und es konnte nicht fehlen, daß es Vieles zu hören und wissen vermeinte, was eben nur auf dem Hörensagen gegründet war, und was freilich kein Gericht bestimmen darf. Alles dieses macht die Verfahrungsweise des Gerichts sehr begreiflich, und dennoch müssen wir die Form sowohl als die Motive des Urtheilspruchs ganz unbegreiflich nennen. Die Richter gingen nämlich von der Hauptmaxime aus: die Sache könne lediglich formell betrachtet, daß heißt, die Injurien als solche anerkannt und beurtheilt werden, obgleich man weder einen animus injuriandi bei den Beklagten voraussetzen, noch den Grund der imputirten Sache (die falsche Lehre Clausen's) weiter untersuchen wolle — und doch brachten sie zugleich ganz materielle Entscheidungsgründe bei, namentlich die vermeintliche Uebereinstimmung der Bischöfe

*) Eine merkwürdige Ausnahme werden wir Gelegenheit haben unten beizubringen.

des Landes mit einer freieren Auffassung des Christenthums, wie sie von Professor Clausen, nur in einer weiteren Ausdehnung vielleicht, für ihn selbst vindicirt worden war. Und das Resultat war also kürzlich folgendes: Obgleich die Hauptsache wegen der falschen Lehre Clausen's unerörtert bleiben mag, so ist doch Grundtvig, weil er ihn einen falschen Lehrer genannt und andere gleichbedeutende Ausdrücke gebraucht hat, als ein Injuriant anzusehen, daher mit einer Geldbuße zu belegen und einseitigen unter specieller Censur zu setzen. Es gebührt uns nun, durch einen wörtlichen Auszug des Urtheilspruchs sowohl als der Prämissen zu zeigen, daß wir sine studio et ira, rein historisch die Sache aufgefaßt haben.

Es wird in der *prævia cognitio* (vom 10. April 1826) erkannt, daß den von dem Beklagten eingewandten Gründen: 1. daß die wider den Kläger erhobenen Beschuldigungen den bürgerlichen Wandel desselben nicht beträfen, 2. daß die Gerichtshöfe incompetent seyen, auf Verlangen eines Privatmannes einen Streit über religiöse Gegenstände zu schlichten — zur Zeit wenigstens nicht Statt gegeben werden könne. Ferner, was den Hauptgrund betreffe: „daß der Beklagte zufolge seiner Amtspflicht aus aller Macht, falsche Lehre zu bestreiten, gehandelt und über die Erfüllung dieser Pflicht nicht irgend einer Privatperson, sondern nur der Staatsregierung Rechenschaft schuldig sey,“ so könne dieser Theil des Priestereides, der Natur der Sache nach, keine Verpflichtung enthalten, falsche Lehre, welche in Druckschriften geführt werde, zu bekämpfen, sondern wenn ein Geistlicher dies aus innerem Verurtheile, siehe er nur seinem Gewissen, nicht dem Staate zur Verantwortung, müsse aber deshalb, was die Art und Weise betreffe, zur Verantwortung gezogen werden können. Und zwar sey um so weniger anzunehmen, daß eine solche Verpflichtung, wie die vom Beklagten vorgeschützte, durch den Eid geboten sey, da der Amtseid der Prediger so, dem Zweck der Symbole offenbar entgegen, den Keim zu immerwährender Polemik über die Grundlehren der Kirche enthalten müßte. *) Folglich

*) Im Vorbeigehen sey nur bemerkt, wie ganz durchlöchert ein Amtseid erscheinen muß, wenn dieser, wie's hier am Tage liegt, der willkürlichen Interpretation einer Juristenschule sich fügen muß. So weiß Jeder, daß in einem Deutschen Staat irgendwo, ganz mit demselben Recht und nach denselben Maximen, die Verpflichtung nach den symbolischen Büchern zu lehren, von den Juristen dahin erklärt wird, dies bedeute bloß, man dürfe sie nicht auf der Kanzel ausdrücklich bestreiten. Ueberhaupt sind solche juristische Theorien, welche den klarsten Wortsinn des Gesetzes zweifelhaft und zweideutig machen, ein wahres *onus ecclesiae*. — Sieht man hin auf den Folgeschluß in der angeführten *cognitio*, so wird man gewiß schwer begreifen können, wie das Zweite in demselben aus den Prämissen abgeleitet worden; denn man sollte vielmehr denken, daß, nachdem das Gericht sich für competent erklärt, nichts näher liege, als das Faktische (Materielle) der Sache aufzunehmen, da offenbar Niemand deshalb ein Injuriant ist, weil er einen Dieb einen Dieb heißt, und wenn er auch mehrere gleichbedeutende Wörter gebraucht hätte; eben so wenig aber demjenigen eine Injurie imputirt werden kann, der einen falschen Lehrer mit seinem rechten, wenn auch harten Namen nennt. Bekanntlich war die erste apostolische Kirche in diesem Punkte gar nicht hart oder schon fahrend nach der Welt Forderung; man erwäge das Anathema Gal. 1, 8., das *καταδίκων τῶν σατανᾶ* 1 Tim. 1, 20., die Beschreibung der Fälscher 1 Tim. 6, 3—5., 2 Tim. 2, 16. 17 u. a. m., was alles freilich den meisten Gerichtshöfen im 19ten Jahrhundert, die bloß von dem tradirten Begriffe der Injurien ausgehen, sehr hart und anstößig vorkommen mag. Aber auch bei richtig bemerkter Unterscheidung

könne die Sache weder, nach der Behauptung des Beklagten, abgewiesen werden, noch könne es demselben freigelassen werden (als wozu er sich erbötig gemacht), die Realität der Sache ins Licht zu setzen.

In dem auf diesem Erkenntniß sich stützenden Urtheilspruche (vom 30. Oktober 1826) wird nun noch Folgendes beigebracht, um letzteren zu motiviren. Zuerst wird wiederholt versichert, es komme gar nicht darauf an, wie die Lehrräthe beschaffen seyen, welche der Kläger in seiner Schrift vorgetragen, da er überhaupt nicht die Lehren von Gottes Daseyn, der Freiheit und Unsterblichkeit der Seele angegriffen, noch die Staatsreligion gelästert oder verhöhnt, und also auch nicht die Grenzen des Censurgesetzes von 1799 überschritten habe. *) Um so weniger aber könne der Beklagte für berechtigt gehalten werden, solche Ausdrücke, wie: „Feinde des Wortes Gottes, Göztempel“ und andere eben so bittere zu gebrauchen, da der Kläger im Ganzen nur seine Meinung geäußert habe über die Anwendung der Symbole unserer Kirche nach ächt protestantischen Grundsätzen, und da diese Lehre im Wesentlichen, nach den unter der Sache gegebenen Erläuterungen, von der höchsten Geistlichkeit des Landes nicht nur anerkannt, sondern auch durch einen Hirtenbrief sämmtlicher Bischöfe, welcher Sr. Majestät vorgelegt gewesen, ausdrücklich dargestellt und bestätigt werde. **) Demzufolge seyen die

der apostolischen und einer jeden anderen Lehrer-Mündigkeit, muß den letzteren immer das Recht bleiben, die falschen Lehrer Feinde der Gemeinde und Kirche, Verächter des Wortes Gottes zu nennen, was sie in der That sind, indem sie ihr eigenes Wort und ihre eigenen Gedanken für das Höchste achten. — Das wunderliche Vorgehen: „Der Zweck der Symbole werde nicht erreicht, wenn es allen Predigern zur Pflicht gemacht werde, die falsche Lehre zu bekämpfen,“ stellte Lindberg in der weiterhin anzuführenden Schrift so ins rechte Licht: „Wenn ich,“ sagt er, „diese Sache mit anderen Augen ansehe als das verehrliche Gericht, so kommt das nicht daher, daß ich läugne, daß Friede und Einigkeit der Zweck der Symbole sey, sondern daß ich meine, der Zweck der Symbole sey nicht, Frieden mit falschen Lehrern und den Feinden der Kirche, sondern unter wahren Christen und Freunden der Kirche zu stiften. Da ich nun nicht voraussetzen kann, daß die Conf. Aug., welche so zu sagen das Grundgesetz der Danischen Kirchenverfassung ist, den Nichtern unbekannt, am allerwenigsten aber von ihnen unter dieser Sache unangesehen geblieben ist, so frage ich sie, wie sie die Conf. Aug. gelesen haben, wenn es ihnen nicht einleuchtend geworden ist, daß sie alle Ketzer und falsche Lehrer verdammten und aus der Kirche ausweißen, daß sie beständig darauf ausgeht, die wahre Lehre von der falschen auf's Genäueste zu unterscheiden, daß sie also selbst vom Anfang bis zu Ende wider falsche Lehre polemisirte.“ (Beurtheilung des Urtheilspruchs 2c. S. 42 f.)

*) Der Fehlschluß hier ist so evident, daß ein Jeder ihn mit Händen greifen kann. Denn keineswegs konnte ja die Frage die seyn, auch war sie von Grundtvig nicht so gestellt, ob der Professor Clausen die Grenzen des Gesetzes für die Pressfreiheit übertreten, sondern ob er nach Amtspflicht und Amtseid auf dem Katheder und sonst durch öffentliche Zeugnisse gelehrt habe. Seine Schrift ward nicht wegen ihrer Nichtkonformität mit dem Pressgesetz angegriffen, sondern wegen ihres die Lehre der Kirche gefährdenden Inhalts. Ware es einem öffentlichen Lehrer erlaubt, alle wider die Staatsreligion laufenden Grundsätze zu verbreiten, bloß weil das Censurgesetz ihm den Druck seiner Schrift nicht so eilig macht (womit er keiner anderen Verantwortlichkeit überhoben ist), so wäre die Staatsreligion selbst damit aufgehoben.

**) Unstreitig der bedenklichste Passus in dem ganzen Urtheil; denn zuerst wird hier von Erläuterungen gesprochen, die, wenn sie

beleidigenden Aeußerungen zu mortificiren und der Beklagte mit einer Buße von 100 Rthlen. an die allgemeine Armenkasse zu belegen.

Was indeß noch mehr als dieser Urtheilspruch die Kirchlichgefinnten überraschte und betrübte, war schon unter dem Gange dieses Injurienprocesses geschehen. Grundtvig hatte kurz vorher, ehe das tausendjährige Jubelfest für die Einführung des Christenthums durch St. Anskar in Dänemark gefeiert werden sollte, sein Predigeramt niedergelegt. Wenn es überhaupt gerecht und billig ist, einen Mann in seiner eigenen Sache zu hören, ehe man darüber ein Urtheil fällt, das nur zu leicht bei der Hand ist, so würde hier das Gegentheil höchst ungerecht und unbillig seyn, da dieser Schritt neben den äußeren Umständen, die ihn veranlaßten, eine viel bedeutsamere innere Seite hat, die eigentlich nicht vor das Forum des Geschichtsschreibers gehört, nämlich das Gewissen des Evangelischen Lehrers, den kein menschlicher Tag, sondern nur der Tag des Herrn richtet. Hören wir also den Prediger Grundtvig in beiderlei Rücksicht: Was das Erstere (die äußere Veranlassung) betrifft, erklärt er sich in seiner, von uns oben erwähnten Eingabe an's Oberlandesgericht kurz und bündig also: „Der erste Schritt, den ich unter diesen Umständen (nachdem das Gericht der Sache als Injurienfache Fortgang gegeben) zu thun hatte, um nicht mit Injurienprocessen von Allen denen überhäuft zu werden, die sich durch meine Amtsführung etwa persönlich beleidigt oder verletzt halten, war der, alleruntertänigst um Entlassung von einem Amte anzuhalten, dessen Lasten so nicht bloß die Vortheile desselben, sondern auch meine Kräfte bei weitem überstiegen; denn unmöglich konnte ich, um nicht gegen diejenigen zu verstoßen, welche die Staatsreligion bekreiten, die mannhafte Vertheidigung derselben, wozu ich berufen und verpflichtet bin, aufgeben, eben so wenig aber konnte ich meinem Amte genug thun, wenn ich

wahr und zuverlässig, vor Allem öffentlich gemacht werden müßten; denn es kann der Kirche in der That nicht gleichgültig seyn, ob die höchsten Geistlichen einer Meinung zugethan sind, die unter dem Namen des Protestantismus allen Glauben aufzulösen strebt. Eben so bedenklich ist der prädicirte Consensus der Bischöfe oder vielmehr des Hirtenbriefs (von 1817) mit der Lehre Professor Clausen's; denn ein solcher würde einen offenbaren Dissensum derselben mit den Symbolen unserer Kirche in den Hauptpunkten von der Versöhnung, der Rechtfertigung, dem Glauben und den guten Werken u. s. f. an den Tag legen. Kann eine solche Vermuthung, von einem Oberlandesgericht ausgesprochen, einem Bischof oder Vorgesetzten der Kirche gleichgültig seyn? Dennoch erhob sich kein einziger der Bischöfe dagegen. — Durch einen Rückblick auf 1817 und den damals emanirten Hirtenbrief (in unserer Darstellung) sieht man übrigens, wie sehr schon jetzt, nach kaum zehn Jahren, die dort ausgesprochenen lazen Grundsätze sich selbst strafen. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß freilich sowohl der Hirtenbrief als die gerühmte Anerkennung der höheren Geistlichen nur ein herbeizugewogener Nothbelfer war, und daß es darum grade Niemanden später einfiel, sich auf ein Cirkular-Schreiben zu berufen, das in allem Falle keine kirchliche Sanction hatte, sondern lediglich die Privatmeinung der Bischöfe enthielt, und durch die Königl. Erlaubniß zum Drucke (denn „jussu regio“ auf dem Titel wollte weiter nichts sagen) nur die gute Meinung des Landesherren für sich hatte, daß die höchsten geistlichen Würdenträger in ihren Erlässen mit der Staatsreligion durchaus conform sich ausdrücken würden.

von denen, die jene Vertheidigung für ihre Person unangenehm finden mochten, mit Processen belangt werden sollte; zu deren Föhrung es mir selbst an Zeit und Neigung sowohl, als an juridischen Kenntnissen gebricht, und die kein Sachwalter, wenn er auch übrigens Lust und Fähigkeit dazu hätte, wegen der Weislaufigkeit derselben übernehmen kann. Den großen Schritt in meinem engen Kreise habe ich also gethan, und glaube, dadurch aus freien Stücken dem Staat alle die Genugthuung gegeben zu haben, die er sich selbst hätte geben können, wenn es nach beendigter Untersuchung ausgemittelt wäre, daß ich in der eifrigen Vertheidigung der Religion, die unstreitig meines Amtes ist, zu viel gethan oder etwas darin versehen hätte.“ Zu einer Erklärung über den zweiten Punkt wurde Grundtvig erst dann veranlaßt, als der Prediger Thisted in seinem „Repertorium für geistliche Sachen“ einen Aufsatz einrückte, worin er jenen Schritt Grundtvig's als eine Flucht aus dem Dienste der Kirche darstellte. „So natürlich es auch ist (sagt er in der theol. Monatsschrift 13ter Bd. S. 208 ff.), daß wir in unserer Jugend die Kirchensache meist als eine Schul- und Staatsache behandeln, worin viele Jahrhunderte sich bemüht haben sie durchaus zu verwandeln, und so unmöglich es auch ist, wenn wir die Kirche in allen Verhältnissen der Schule und des Staats verwickelt finden, unsere nächste Pflicht zu thun und doch die Sache der Kirche zu führen, als ob sie frei draußen stände, so unabweislich ist es doch unsere Pflicht, den Verstand, den wir durch Jahre und Erfahrung uns erworben, dazu zu benutzen, daß wir wenigstens in unserem eigenen Gedankengange die Verwicklung entwirren, und so weit es die bescheidende Verwirrung erlaubt, klar darlegen, daß keineswegs die Kirche Christi, sondern die Feinde derselben den Frieden nicht haben wollen, es sey denn so einen Frieden, wie Rom mit Karthago ihn haben wollte. Wenn wir mit der Staatskirche nicht offenbar brechen wollen, so sind wir gezwungen, das offenbar Antichristliche in ihr zu befreiten; allein wir sollen doch mit allem Fleiß zeigen, daß es weder aus Herrschsucht noch der Fleischöpfe wegen geschieht; so daß wir dem Antichrist nicht nur bürgerliche Religionsfreiheit wünschen, sondern, wenn die Obrigkeit es erlaubt, ihm gern die ganze Staatskirche überlassen, wenn es uns bloß gestattet seyn muß, auszugehen und ein kleines christliches Bethaus zu erbauen. Wären nun alle Dänische Christen mit mir über diesen Kriegsgebrauch einig, dann müßte die Sache bald auf die eine oder die andere Weise abgemacht seyn; nun ist aber dies bei weitem nicht so; denn selbst die meisten christlichen Prediger verwechseln noch immer die Lutherische Staatskirche mit der Kreuzkirche Christi, oder haben doch nicht Muth, die letztere der ersteren vorzuziehen, können's auch nicht, so lange die unveränderliche Gestalt der Kirche Christi sich vor ihren Augen aufgestellt hat. Da ich nun, weder an diejenigen mich schließen kann, welche mit dem Antichristlichen in der Kirche Frieden halten, noch an die, welche denselben den Mund stopfen wollen, und meinen, das Umgekehrte trete dann ein, so bin ich gewissermaßen überleiz; und was auch meine Pflicht seyn könnte, wenn ich glaubte, die, welche an dem Glauben der Väter festhalten, müßten aus der Staatskirche heraus, so ist es doch ohne Zweifel bei der entgegengesetzten Vermuthung meine Pflicht, bis auf Weiteres sowohl mein Jucium als meine priesterliche Wirksamkeit zu suspendiren.“

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 23. Juni.

N^o 50.

Das Christenthum und die Nationalisten in Dänemark seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Er warnt ferner freundlich seine Mitchristen vor übereilten Urtheilen und schließt so: „Doch meine Laufbahn sey nun kurz oder lang, wenig oder sehr sonderbar, so werde ich doch selbst mitten im Babel, mit Gottes Hülfe, den Sinn und Muth haben, laut zu singen: Vergesse ich dein Jerusalem, so werde meiner Rechte vergessen; meine Zunge müsse an meinem Gaumen kleben, wo ich deiner nicht gedenke, wo ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sehn! — Und ehe ich nun zum Herrn heimgelange, der mich, den sündigen Mann und den Apostaten, unter die Diener seines Worts aufnahm, wird er sicherlich es so fügen, daß wenn auch bei Mitchristen ein Argwohn entsände über meine Bereitwilligkeit, mit der unentbehrlichen Hülfe des heiligen Geistes Alles zu verlassen, das Kreuz aufzunehmen und ihm zu folgen, der unseren Schuldbrief an's Kreuz heftete; so muß dieser doch schwinden und dem wehmüthig-fröhlichen, christlichen Andenken Platz machen, welches meiner Seele Verlangen ist meinen Kindern und Freunden auf Erden zu hinterlassen.“

Wie ganz übrigens dem Grundgesetze des Staats so wie den Königl. Verordnungen unangemessen und die Rechtstheorie in Widerspruch mit dem klaren Buchstaben des Gesetzes verflechtend jenes Urtheil des Oberlandesgerichts war, zeigte Lindberg in einer eigenen Schrift, die in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebte. Die Sache ward dem Publikum durch dieses Urtheil und die Lindberg'sche Prüfung desselben interessanter und bekannter als sie früher gewesen war; Viele, die früher von derselben gar nichts wissen wollten und die wirklich meinten, es sey ein Bruch am Gesetze geschehen, wenn ein eifriger christlicher Prediger den irrig lehrenden theologischen Professor zur Verantwortung zog, wurden durch die Bündigkeit und Klarheit gewonnen, welche die Lindberg'schen Beweise und Darstellung auszeichneten. Mitunter schlug wohl auch der negative Gewinn in einen positiven um, und die früher bloß einsahen, sie hätten die Ver-

theibiger des Christenthums verkannt und schief beurtheilt, gestanden endlich, sie hätten das Christenthum überhaupt verkannt. Auf die einzelnen Deduktionen Lindberg's können wir uns, da wir für Deutsche Leser schreiben, nicht einlassen; auch haben wir den Nerv des Beweises oben schon dargelegt. Zweierlei aber müssen wir berühren, das diese Schrift mit sich brachte; eins, das gleich als sehr erfreulich in die Augen fiel, und ein anderes, das genauer angesehen, auch nur zum Dank stimmen sollte. Lindberg hatte nämlich (damit wir von dem letzteren, was Vielen anfangs so herb dünkte, anheben) mit Beziehung auf den von dem Oberlandesgericht gerühmten Consensum der Bischöfe und höheren Staatsgeistlichkeit des Landes mit den Lehrmeinungen des Professor Clausen, sich etwas derb dahin geäußert: „Daß wenn die Bischöfe des Landes wirklich mit Professor Clausen einverstanden wären, sie nicht nur als falsche Lehrer, sondern sogar als Majestätsverbrecher anzusehen wären, weil nach dem Grundgesetze des Staates Niemand sich eine Erlaubniß vom König erschleichen darf, die mit diesen Gesetzen streitet,*) ohne des Majestätsverbrechens sich schuldig zu machen;“ und diese Aeußerung zog ihm einen öffentlichen Verweis zu, wodurch ihm das Allerhöchste Mißfallen zu erkennen gegeben wurde. Allein unseres Bedünkens ward so vom Staatsoberhaupt selbst klar ausgesprochen, daß man nicht einmal bedingungsweise so etwas hinstellen dürfe, als ob die Bischöfe des Landes je, unter welchem Vorwande es sey, mit einer von den Symbolen unserer Kirche abweichenden Lehre einverstanden seyn könnten oder dürften, so lange sie Diener der Staatskirche seyen; und in der That konnten die Christen mit einer solchen Erklärung nur höchst zufrieden seyn. — Das erstere von uns oben angedeutete war eine Erklärung eines der Beisitzer jenes Oberlandesgerichts, Herrn Spandet's, der vom Gewissen sich gebrungen fühlte, förmlich gegen jenes Urtheil zu expiriren, was

*) Was die Bischöfe nämlich gethan haben würden, wenn es je bewiesen werden könnte, daß sie, wie das Oberlandesgericht vorgegab, eine Königl. Sanction zur Verbreitung von Grundsätzen erhalten hätten, die die Fundamentallehren der Kirche wankend machen müßten.

er in einem an Lindberg gerichteten Briefe (den dieser nach darin ausdrücklich enthaltener Erlaubniß abdrucken ließ) folgendermaßen that:

„Daß die vom Professor Clausen gegen Grundtvig angelegte Sache nicht abgewiesen wurde, that mir sehr wehe, nicht weil ich meinte, daß Grundtvig irgend eine Strafe zuerkannt werden könnte wegen der von Clausen inkriminirten Aeußerungen, oder als ob diese zur Mortification sich eignen könnten; sondern weil ich theils fand, daß es Unrecht sey, daß ein Prediger einen Injurienproceß aushalten sollte für dasjenige, was er zur Erfüllung seiner Amtspflicht unternommen hatte; theils fürchtete, daß in dem Falle der Nichtabweisung der Sache Grundtvig sich bewogen sehen sollte zu resigniren, was, wie wir wissen, er auch wirklich gethan hat. Denn obgleich ich diesen seinen Schritt nicht mißbilligen darf, kann ich doch versichern, daß er nicht innig betrübte, was wohl keinen wundern wird, wenn ich hinzufüge, daß ich in der Regel alle Sonn- und Festtage in seiner Predigt war, und keine größere Freude hatte, als ihn zu hören. — War ich aber mißvergünstigt mit dem Erkenntniß, wodurch die Injurien-sache als zulässig anerkannt wurde, so können Sie wohl denken, daß ich noch viel weniger mit dem in der Sache endlich ergangenen Urtheilspruch einverstanden seyn konnte, durch welchen Aeußerungen mortificirt werden, die nach meiner Ueberzeugung mit vollkommenstem Rechte gebraucht worden sind, und Grundtvig für ein Verfahren bestraft wird, das ich nicht anders als ganz untadelich nennen kann, ja in hohem Grade preiswürdig finde. Dieses Urtheil machte so einen Eindruck auf mich, daß ich als Mitglied des Gerichts, welches dasselbe gesprochen hatte, sogleich mich gedrungen fühlte, öffentlich zu erklären, daß ich keinen Theil daran gehabt habe. — c. 10.“ *)

Man wird begierig seyn zu wissen, wie die Geistlichen des Landes überhaupt von dieser Sache und deren Ausgang dachten. Da gar wenige sich äußerten, können wir grade nicht viel darüber bestimmen, aber dies möchte wohl immer als merkwürdig und einzig dastehen, daß kein Einziger von der ganzen Prediger-schaft des Landes sich für Professor Clausen erklärte. Ein Prediger, H. Seerup, gab sein Votum dahin ab**): „Daß Grundtvig, nach seiner Meinung, Clausen zu hart angegriffen habe; daß dieser, wenn er auch in vielen Stücken den Lehrbegriff unserer Kirche verfehlt, ja verunstaltet, dennoch den Glauben, wenigstens nicht offenbar verläugnet habe.“ Das Substantielle dieses Urtheils (womit man unsere oben mitgetheilten Auszüge aus der Clausenschen Schrift vergleichen wolle) klärt sich ohne Weiteres auf, wenn man erwägt, wie unklar auch bei wirklich wohldenkenden Männern in unserer Zeit die Begriffe sind über das, was zum Christenthume gehört; und Seerup ist ein Beispiel unter Tausenden, die, auf dem klaren Wasser der Zeitmeinungen dahinschwimmend, zuletzt den Blick für die Perlen in der Tiefe verloren haben. Uebrigens äußert er über Grundtvig Folgendes: „Ich will hinter Niemanden zurückstehen in der Achtung und Liebe gegen unseren Grundtvig. Es gibt wohl Wenige oder gar

Niemand bei uns, die mit Recht sich rühmen könnten, vor ihm voraus gewesen zu seyn in klarer und ächter Auffassung des reinen Christenthums von der Zeit an, als dieses unter uns wieder geboren zu werden anfing. Kann man auch zeigen, daß er von Dunkelheit zur Klarheit, und von Klarheit zu immer größerer Klarheit in der Erkenntniß des Christenthums fortgeschritten sey, so kann man auch dieses nur insoweit, als man ihm gefolgt ist. Ich meines Theils werde nie vergessen, was ich Grundtvig zu verdanken habe.“ Das Urtheil des Oberlandesgerichts betreffend, so findet Seerup es sehr hart, „Jemanden, weil er ein verkehrtes Mittel gewählt zur Erreichung einer nach seiner Ueberzeugung guten und pflichtschuldigen Absicht, in eine nicht unbedeutende Geldbuße zu condemniren und seine Schreibfreiheit durch schärfste Censur zu beschränken. Gleichwohl (fährt er fort) ist vielleicht das Urtheil juridisch gerecht; denn hier gilt, wie man weiß, bisweilen die Regel: *Summum jus, summa injuria*. Indessen möchte man wünschen, daß die injuria hätte vermieden werden können. Unläugbar muß ein jeder Prediger in Dänemark es für seine Amtspflicht und als zu seiner Amtsführung gehörig ansehen, nach seinem Amteide aus aller Macht falsche Lehre zu bekämpfen. Dies hat unser Grundtvig bei dieser Gelegenheit thun wollen; und das hat er in allen seinen Schriften und Predigten als ein treuer Diener des Wortes gethan; darum sey ihm aufrichtige Ehre und Dank von einem jeden Freunde der Wahrheit.“

Aber freilich hatte es immer etwas auf sich mit der Berufung des Oberlandesgerichts auf die Auctorität der höheren Geistlichkeit (nur daß die Voraussetzung ganz falsch war, als ob diese im Conflikt mit den Symbolen der Dänischen Staatskirche je einen anderen Rang als den einer Privatmeinung einnehmen konnte); dies zeigte ganz klar die Epistola encyclica, welche im Namen und mit Unterschrift sämtlicher Bischöfe zu dem Feste der tausendjährigen Einführung des Christenthums in Dänemark durch St. Anskar, im Juni 1826 ausging. Nachdem die Bischöfe hier zuvörderst bemerkt, daß dieser Zeitpunkt ein besonders kritischer und schwieriger sey,*) daß allerdings die Rückkehr zum Christenthume; die mit Eifer getriebene Bibelverbreitung und das Missionswerk erfreuliche Zeichen in unserer Zeit seyen, daß aber diese Freude wieder dadurch vergällt werde, daß dem leblichen Eifer sich auch Leidenschaftlichkeit bei Vielen beimische,**) stellen sie eine Ansicht auf, deren Begrenzung und noch mehr Begründung sehr schwer aufzufinden seyn möchte.***) Als Vorgänger auf dem Pfade dieser Mode:

*) *Incidimus enim in tempora, quibus difficiliora, quam diu Christi nomen per orbem terrarum cultum est, vix fuerint*“ (p. 39.).

**) „*Haec est humanae naturae imbecillitas, ut usus abusus saepe pariat, non in humanis tantum, verum etiam in divinis rebus, ut ne agnitio quidem veritatis et in ea defendenda fervor motus illos animi, quos adfectus vocamus, coercere atque compescere possint*“ (p. 40.).

***) „*Ab altera enim parte irridentur ii, qui tenacius, quam adversarii placet, Theologorum antiquiorum librorumque doctrinalium sententiis atque decretis adhaerent; ab altera, quicunque in sacra Exegesi et dogmatum expositione a trita illa via secedunt, licet Christi nomen pie colant, conviciis injuriisque petunt*“

*) Das Uebrige dieses Briefes betrifft lediglich die Art und Weise dieser Mittheilung und ist also hier ausgelassen.

**) S. Neue theolog. Bibliothek, herausgegeben von Professor J. Möller. 11ter Bd. S. 321 ff.

ration und dessen, was sie als Meinleichtigkeit aufstellen, führen sie eine Menge Theologen des 18ten Jahrhunderts auf, von denen einige allerdings auf dem Wege des Glaubens blieben und denselben mannhaft vertheidigten, Andere diesen Weg nach und nach verließen, und Andere endlich einen völlig verschiedenen einschlugen, der den Glaubensgrund zuletzt reinweg abtrug.*) Wo war nun hier die Einheit zu finden, die die Bischöfe als den Weg des Friedens bezeichneten? — Weiter wird in diesem Hirtenbriefe die Religion von der Theologie mit Recht unterschieden; es wird von einem vernünftigen Gottesdienste (Nöm. 12, 1.) im Gegensatz zu einem blinden Glauben geredet, und unter der Vernunft wie gewöhnlich etwas ganz anders verstanden, als was der Apffel damit verstand. Die ganze Religions-Differenz wird zu einer verschiedenen Ansicht über gewisse Glaubenssätze (Dogmen) reducirt,**) und wie natürlich und nothwendig dieses sey, mit Exempeln aus der Dogmengeschichte belegt (S. 42.). Nach solchen Grundfassen werden die neuerlichsten Religionsvertheidiger und ihr Verfahren höchlich gemißbilligt 1. weil sie die Personen mit den Sachen verwechselt und diejenigen hart beschuldigt, die sie angegriffen, 2. weil sie gesucht hätten, den Pöbel auf ihre Seite zu ziehen und wider diejenigen zu erbittern, deren Meinungen sie angriffen.***) — Daß das christliche Volk aber auf die Weise in die Klasse des Pöbels gesetzt, wird wiederum mit dem angeblich Evangelischen Grundsatz des Rechts der freien Prüfung des Glaubens (jus religionis decreta examinandi, deque iis, ut fert conscientia, statuendi, p. 43.) so ausgeglichen: †) „Es könnten ja doch nicht Alle von allen Dingen urtheilen; wenn das Volk solche Sachen ergreife, so entstünden, wegen der großen Blindheit und Unwissenheit solcher Menschen, Winkelverfammlungen, Absonderungen und Sekten daraus. Es wird noch 3. den Vertheidigern des Christenthums vorgeworfen, daß sie ihre Sache in kleinen, dem Volke zugänglichen Schriften führten, ‡) und endlich

tur, ac si hostes sint ipsius sanctissimae religionis, atque antiquae et apostolicae nota incurrunt.“

*) Es werden nämlich genannt: Ernesti, Michaelis, Jerusalem, Mößelt, Spalding, Reinhard, Morus, Voederlehn, Kopppe, Less, Zollikofer, Walch, Griesbach, Storr, Herder, Knapp, Cramer, Walle, Wasthott. „Horum enim vestigia let nos, qui puriorem doctrinam profitemur, insistimus; hos praeceptores venemur; horum grata mente recolimus memoriam, quae si damnetur, magnam saepe respublica Christiana detrimentum caperet“ (p. 41.).

**) „Nam non est coeca illa fides, quam tenemus; sed religio christiana est λογική λατρεία, et ad hanc Deo Christoque ejus rationis legitimo usu exhibendam ab ipso Christo Domino et ejus Apostolis excitamur. Nec aliter historia docet etc.“

***) „Neque descendissent ad criminationes iis, quos aggressi sunt, inferendas, personasque cum rebus confundendas; neque, quod neutiquam probamus, plebeculam in suas partes trahere et in illos, quorum sententias impugnant, exasperare tentassent“ (p. 43.).

†) Hoc facile anim advertitis, haud omnes de omnibus rebus judicare posse. . . . Hinc vero oriundum conciliabula, schismata atque sectae, tanto magis noxae, quanto majori ignorantia hujuscemodi homines oecocantur: ipsi quoque reipublicae haud raro perniciosae.“

‡) „Quicunque scriptis polemicis, quae paucis paginis vel foliis absolvuntur, eaque de causa populo, majores libros legere

darauf hingedeutet, daß sie wohl gar Volksaufwiegler und Demagogen seyn möchten, die bei Gelegenheit der weltliche und geistliche Arm in Verbindung treffen möchte. *) Ja nicht genug damit, so werden ihnen die niedrigsten Bewegungsgründe untergeschoben. Manche, heißt es,***) mögen wirklich sich einbilden, Gottes und der Wahrheit Sache zu führen, sechten aber im Grunde nur für ihre eigene Sache ein Jeder nach seinem Kopfe; Einige haschen nach Volksgunst, Andere suchen sich einen Vortheil zu machen und der unwissenden Menge Geld abzuzucken; Andere endlich streben nach einer freilich unblutigen Märtyrerkrone, so daß man sie, freilich in einem anderen Sinne, mit Tertullian Martyres non Christianos nennen könnte.***). — Kurz der ganze Ton dieses Hirten Schreibens war leider so angenehm für die Feinde der Kirche, daß ein Rationalist von der Holsheim-Lauenburgischen Predigerschaft, nicht damit sich begnügend, dasselbe ein Wort zu seiner Zeit gesprochen zu nennen und sich über die Unverbesserlichkeit der Aüglaubigen zu beklagen, die so gar nicht von diesem Briefe redeten und ihn wahrscheinlich in Makulatur verwandelt hätten, zuletzt in folgenden Triumphgesang ausbricht: „So wollen wir denn auch danken, Hochwürdige, die ihr bei diesem tausendjährigen Jubelfeste eure väterliche und brüderliche Stimme wider das Unwesen erhoben habt, das noch immer sein Spiel in der christlichen Kirche treibt, wir, die wir von unseren verblendeten Amtsbrüdern als Rationalisten gescholten werden, es aber für eine Ehre halten, so genannt zu werden, so wie auch ihr eure Ehre in diesem Namen findet. Wir kennen nun

haud solito, innotescunt, secus sentientes adgredi satagunt“ (p. 43—44.).

*) „Qui, si veritatem unice sectabuntur, populum scruptionculis seorsim editis haud turbabunt, verum potius, si tanti est, aliis occasionibus usi, cum iis, qui rectam fidem destruere ipsis videbuntur, congregiuntur animamque liberant. Sic scandalum evitabitur; de reliquo vero, si necessitas id flagitaverit, viderint ii, penes quos reipublicae et ecclesiae moderamen est“ (p. 44.).

**) Hi haud raro se, conscientia motos, Dei et veritatis causam agere ajunt ipsique forsitan credunt, verum potius suam plerumque agunt causam, pro suo quisque ingenio; sunt enim qui auram popularem captare, sunt, qui lucellum quaerere et imperitum multitudinem quaestui habere student, sunt quoque qui ad martyrii, quamvis haud cruenti coronam adspirent, quosque, licet alio sensu, cum Tertulliano Martyres non christianos dixeris.“

***). Um diese sämtlichen schmachtvollen Beschuldigungen nach Gebühr zu würdigen, wird es wohl hinreichend seyn, auf die Namen der Männer hinzuweisen, die hier die Vertheidigung des Christenthums führten; welche doch gewiß durch die That bewiesen haben, daß nichts ihnen entfernt lag, als Menschen zu Gefallen zu reden, oder sogar von niedriger Gewinnsucht sich leiten zu lassen. Auch von den sonst erbittertesten Feinden hat keiner eine solche Anklage vorgebracht. Der Tag des Herrn wird uns Alle richten! — Daß aber das christliche Volk zu einem Pöbel herabgewürdigt wird, und diejenigen, welche demselben das unveräußerliche Recht, seinen Glauben bekannt und verkündigt zu hören, vindicirten, zu Pöbel-Schmeichlern gestempelt werden — diese tiefe Verachtung der nicht gelehrten Christen liegt im Wesen der rationalistischen Hierarchie, welche eben dadurch ihren eigenthümlichen Charakter offenbart, daß sie die Prüfung im Lichte der Schrift aus aller Macht scheut, während sie die Prüfung der Schrift selbst nach einer fremden (nicht Glaubens-) Regel für sich in Anspruch nimmt.

euch, und freuen uns, daß auch ihr uns kenne. Desio freudiger, muthiger und standhafter wollen wir auf unserer Bahn fortschreiten.“*)

Gewiß eine solche Epistola encyclica zu dem Anschar: Fesse konnte Christen nur betrüben; denn offenbar war doch die darin so sehr gerühmte Moderation nur ein sehr durchsichtiger Mantel für Lehren und Auffassungsweisen des Glaubens, die mit nichts den Namen christlich verdienen. Indes der Herr war, wie er immer ist, viel billiger als die Menschen, und es ward in diesem Augenblicke denen, die Gewalt hatten in der Kirche, nicht erlaubt, einen Schritt weiter zu gehen; wenigstens kam es niemals, wie jener Lauenburgische Prediger so sehr wünschte, zu einem Ausschließungsdekret gegen christliche Candidaten, woran, oder vielleicht an andere Gewaltschritte — wenn man einer sicheren Spur trauen darf**) — damals von Einzelnen ernstlich gedacht ward, während der Bischof Seland's (es sey zu seiner Ehre und seinem Ruhme gesagt!) weitherzig genug dachte, um nicht seinen Namen zu einer solchen Verfolgung zu geben. Und wie die offenen christlichen Bekenner auch später in's Gedränge kamen mit der Welt, so haben sie doch von der Wahrheit des Glaubens keinen Fußbreit abgeben dürfen; das war Gottes Kraft, die in ihrer Schwachheit mächtig war.

Die Einwendungen, welche von Manchen, auch Wohlmeinenden, sowohl gegen den christlichen Kampf selbst, als die Art und Weise desselben, gemacht wurden, beleuchtete Lindberg noch, im Anfange des Jahres 1828, in einer eigenen gediegenen, durch Ruhe und Klarheit ausgezeichneten, kleinen Schrift unter dem Titel: „Von der Vertheidigung des Christenthums in Dänemark wider falsche Lehrer und Lehren,“ und sammelte die Hauptpunkte unter folgende Ueberschriften. 1. Das Christenthum wird nicht verkündigt, ohne daß es alles dasjenige bekämpft, was ihm entgegensteht. (Wider offenbare Feinde und falsche Freunde sollen die Christen stets ankämpfen; auch ist keine Zeit in der Christenheit gewesen, worin das Schwert des Geistes müßig

gewesen ist. Wollt ihr aber die Aelter preisen, die mannhaft den Glauben vertheidigten, und verdammet ihre Söhne und Nachfolger, dann hütet euch, daß nicht auch das Wort treffe: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, die ihr der Propheten Gräber bauet und schmücket die Gräber der Gerechten 2c.“ Matth. 23, 29 f. Wie still und einfach das Christenthum verkündigt wird, es wird doch immer durch ein jegliches Wort des Glaubens gegen die entgegenstehende falsche Lehre gezeugt. Das Licht kann nicht anders als die Finsterniß vertreiben. Auch ist bei unserem Kampfe die Rede gar nicht von denen, welche von der systematischen Entwicklung dieses oder jenes Punktes in der Lehre abweichen, sondern allein von denen, welche den Grund des Glaubens verlängnen und bestreiten. — Weil die Feinde nicht Muth haben, frei in den Kampf herauszutreten, darum bleiben sie nichts desto weniger Feinde; und weil sie nicht Ehrlichkeit genug haben, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, darum sind sie nicht besser, sondern nur um so viel schlimmer und gefährlicher.) 2. Die, welche das Christenthum lieben, wünschen, daß es vertheidigt werde. (So wie wer eine liebe Ehefrau hat, es nicht gleichgültig hören wird, wenn ihr Ruhm angetastet, oder wer einen wackern Sohn hat, es nicht hören mag, daß man ihn einen Schwelmer und Wüßling nenne. Nur den Indifferenten ist es gleich viel, ob das Christenthum angegriffen oder vertheidigt werde. Die Feinde schreien Zeter! sobald das Schwert des Geistes ihre Schalkheit entlarvt. Die Freunde aber freuen sich, daß selbst das Staatsgesetz ihnen auflegt, lieber Gut und Blut zu wagen, als falschen Lehren ihre Einstimmung zu geben.) 3. Der Kampf für das Christenthum weckt nicht Zweifel in der Gemeinde. (Solcher Kampf kann die Christen nicht zweifelhaft machen, sondern muß sie im Gegentheil zu immer größerer Klarheit und Gewißheit führen, je ernster und kräftiger sie die Wahrheit bezeugt sehen. Zum Zweifeln geführt können nur die werden, die früher nur dem Namen nach Christen waren, aber ohne christliche Erkenntniß und christlichen Glauben dahin lebten. Bei Manchen aber mag eben dieser Zweifel, wenn sie anders aus der Wahrheit sind, der erste Antrieb werden, den Herrn zu suchen.) 4. Nicht die Vertheidigung des Christenthums, sondern die Angriffe auf dasselbe wecken Aergerniß in der Gemeinde. (Aergerniß müßte es aber geben den Gläubigen, wenn sie sähen, daß der Glaube so geringgeschätzt würde, daß Niemand sich berufen fühlte, für das größte aller Güter etwas zu wagen. — Oder will Jemand behaupten, dies sey die rechte Liebe, König und Vaterland zu verrathen, um nicht Jemanden Aergerniß zu geben, indem man in den Kampf für dieselben gehet? — Mit geistlichen Waffen, auf eine rechte und geziemende Weise ist hier gekämpft worden; wer kann sich denn ärgern als die, denen das Christenthum selbst ein Aergerniß ist?) 5. Das Christenthum soll nicht vertheidigt werden in Lateinischer, sondern in der lieben Muttersprache. (Der Angriff geschah in der Volkssprache, unter den Augen des Volks; die Vertheidigung sollte in einer Sprache seyn, die das Volk nicht versteht? Oder ist denn das Christenthum etwa nicht mehr Eigenthum des Volks, sondern nur der Gelehrten?)

(Schluß folgt.)

*) Allgem. Kirchenzeitung 1826 S. 125—126. Zur wirklichen Realisation eines so schönen Zwecks schlägt der eifrige Nationalist den Bischöfen noch vor, künftighin alle Candidaten vom geistlichen Amte auszuschließen, die nach genauer Prüfung nicht ihrer Meinung befunden würden.

**) Eine solche Spur finden wir in folgendem Passus aus der Zeichenrede Professor J. Möller's über den Bischof F. Münster: „Quemadmodum vehementem procellam non mox excipit malacia, sed ventus ubinde sentire solet: ita interdum, Münstero episcopo, exarsere lites atque dissidia, in quibus tamen is nullum publice interposuit iudicium, sed a summo magistratu interrogatus fusc et candide sententiam suam exposuit. Equidem memini eum audire, quum aliquando inter hujusmodi motus diceret, se nunquam passurum, ut in sua dioecesi aliquis religionis vel conscientiae causa vexaretur; eaque verba protulit, quum nonnulli optarent, ut vis ad homines quosdam, qui ipsi episcopo in causa sua defendenda justo vehementiores videbantur, opprimendos aut saltem ad silentium redigendos adhiberetur.“ (S. Neue theol. Biblioth. Bd. XVIII. S. 161.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 27. Juni.

N^o 51.

Das Christenthum und die Nationalisten in Dänemark seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts.

(Schluß.)

6. Die weltliche Obrigkeit hindere Niemanden daran, das Christenthum in der Muttersprache anzugreifen! (Der Geist kann weder noch darf durch weltliche Fesseln gebunden werden, und wenn der Herr selbst sagt: Es müssen Aergernisse kommen, so können wir doch wohl wissen, daß weder Menschenwitz noch menschliche Macht sie abhalten kann. Aber wie mächtig auch der Geist der Lüge ist, der Geist der Wahrheit muß immer mächtiger seyn.) 7. Die, welche nur wider die Art und Weise der Vertheidigung reden, hassen gewöhnlich die Vertheidigung selbst. (Dank würde man ihnen schuldig seyn, wenn sie selbst die Waffe ergreifen und den Kampf auf eine bessere Weise führen.) 8. Weltliche Waffen sind nicht von den Vertheidigern des Christenthums, sondern wider sie gebraucht. (Siehe die ganze obige Darstellung!) 9. In dem Streite hat man sich auf das Gesetz berufen wider die Rechtsgelehrten, welche die Staatskirche angegriffen haben. (Der staatskirchliche Streit ist wohl zu unterscheiden von dem, welcher sich auf rein theologischem Gebiete bewegte. Erst als die Juristen die Feder ergriffen, und theils das Gewohnheitsrecht, theils vermeintliche Rechtsprincipien gegen das klare Gesetz geltend machen wollten, ist ihnen, aber auch nur ihnen das Gesetz gepredigt. Was wir auch von Unrecht und Verfolgung leiden sollen, das leiden wir um des Herrn und seines Namens willen; aber als Missethäter dürfen Christen nicht leiden.) 10. Der Staat leidet nicht darunter, daß das Christenthum vertheidigt, aber wohl darunter, daß es angegriffen wird. (Wo erst die falsche Lehre in die Kirche eingedrungen ist, da ist das Verhältniß des Staats schon auf eine sehr bedenkliche Weise berührt; und da die falsche Lehre nicht von selbst aussterben kann, sondern in

einem lebendigen Kampfe gegen die Wahrheit untergehen muß, so erheischt selbst das Interesse des Staats einen christlichen Kampf als das einzige Mittel, die Kirche zum rechten Verhältnisse gegen den Staat zurückzubringen. Der Staat kann nur dann unter dem Verhältnisse leiden, wozu er zur Kirche getreten ist, wenn die Kirche ihres Zweckes verfehlt; daß aber dies der Fall ist, wenn die wahre Lehre verdrängt, ja ganzen Gemeinden vorenthalten wird, ist klar wie die Mittagssonne.) 11. Wie sehr auch die Streitart der Feinde aufgefordert hat, weltliche Waffen gegen sie zu ergreifen, ist dieses doch nicht geschehen, sondern man hat im Gegentheil ihnen Religionsfreiheit gewünscht. (Dies geschah namentlich von Grundtvig in einem Aufsatze „über Religionsfreiheit“, wovon ein gedrängter Auszug zu lesen ist im Homilet. Corresp. Bl. f. 1831, Nr. 6—7.) 12. Im Streite hat man, nach dem Beispiele christlicher Väter und des Herrn selbst die Feinde mit ihrem rechten Namen genannt, und nicht härtere Worte gebraucht, als sich gebührt. (Keineswegs hat man richten wollen oder geurtheilt, was nur vor Gottes Richterstuhl offenbar ist, sondern das geurtheilt, was einem jeden Christen offenbar ist: die Unangemessenheit eines heidnischen Glaubens, und heidnischer Rede zu dem christlichen Namen.) 13. Geistesfreiheit gestehen wir Allen zu, Ehrlichkeit fordern wir von Allen. (Uns steht nur zu wünschen, hoffen und Gott bitten, daß er auch denen die Augen öffnen wolle, die unseren Glauben nicht theilen, damit sie des Friedens und der Seligkeit in Christo Jesu theilhaft werden; aber zwingen können und wollen wir Niemanden, mit uns zu glauben; selbst dem Rufe des Herrn kann der Mensch widerstehen. Wenn also Jemand uns sagt: „Ich verwerfe euer Glaubensbekenntniß,“ nun wohl, antworten wir, der Herr sey dir gnädig und leite dich auf den Weg der Wahrheit zur Erkenntniß der Wahrheit; wenn aber Jemand sagt: „Ich glaube wie ihr,“ und er lehrt unserm Glauben ganz zuwider, dann können wir weder noch dürfen wir einen solchen Zweigünger leiden, sondern, indem wir ihm zwar nicht verbieten zu glauben wie er glaubt, sprechen wir, gewiß mit allem Recht, ihm das

Recht ab, seinen Glauben für unseren Glauben auszugeben. Keineswegs streiten wir uns auch hier um einen leeren Namen; denn das ist die alte List der Feinde, daß sie unter dem Christen-Namen sich das große Zeugniß des Christenthums erschleichen wollen, um dadurch ihrer falschen Lehre einen Eingang zu verschaffen, den sie unmöglich finden würde; wenn sie sich bloß für das ausgäbe, was sie ist, eine selbstgemachte heidnische Weisheit.) 14. Prediger und Lehrer der zukünftigen Prediger sollen ehrliche Männer seyn und ihr eidliches Versprechen halten (oder wenn sie sich im Streite befinden mit dem, was sie zu lehren verpflichtet sind, ihr Amt niederlegen, aber nicht wie Füchse den Weinberg verderben.)

Der Leser wird uns diese Rescapitulation verzeihen, da sie sehr klar die Motive und Grundsätze angibt, welche die Vertheidiger des Christenthums in Dänemark in ihrem Streite geleitet haben. Und so brechen wir hier ab und lassen den Faden fallen, obgleich es scheinen könnte, daß wir die Erwartung der Leser dadurch getäuscht hätten. Dies ist aber nicht der Fall; denn die Geschichte, die wir geschrieben haben, ist zum großen Theil nicht eine gemachte, sondern eine, die eben erst sich macht und entwickelt. Von dieser Entwicklung und nächsten Wirkung können wir aber, ohne vorzugreifen, nur so viel sagen: Der beständige Kampf hatte die Christen selbst gestärkt und sie immer mehr geführt auf das Wesentliche, auf das Eine was Noth thut. Zwar war es noch vor ihren Augen verborgen, wie dem Schaden Joseph's gründlich und im Ganzen abgeholfen werden sollte, daß wir des Herrn Haus wieder erbaut und in seiner alten Herrlichkeit erstanden sähen; aber das hatten sie klar gesehen, daß nur durch ein offenes, kräftiges, unumwundenes, aber auch die schwachen Brüder schonendes Bekenntniß etwas für die äußere Kirche gewonnen werden dürfte. „Als die Sterbenden“ sagten sie, „und siehe! wir leben;“ und eben diese oft wunderbare Erhaltung, wo die Feinde manchmal, wie es schien, alle Gewalt in den Händen hatten, gab ihnen neuen Muth; denn sie sahen's, der Herr war mit ihnen. Erhoben nicht viele Prediger öffentlich ihre Stimme über die Bewegung in der Kirche, so predigten hingegen viele mit aller Kraft und Aufrichtigkeit das Wort der Wahrheit, und dieses war ein großer, unberechenbarer Gewinn. Erat auch nicht das Volk auf sie und da, und erklärte sich laut für's Christenthum, so keimte doch manches Samen Korn im Stillen; und viele wurden als Brände aus dem Feuer gerissen, obgleich sie freilich gar bald die bittere Erfahrung machen mußten: Des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen seyn. In allewege kam mehr Kraft, mehr Leben in die Kirche; und ob man's auch nicht immer vor Augen sah, es war dennoch da. Lasset uns auch dieses zum Schlusse noch bedenken, und darnach unsere christliche Hoffnung richten: Gottes Reich kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Haben wir die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, es kommt ein Morgen, wo der Herr uns selbst zeigt, daß das Netz voll ist, und daß wir die Menge der Seelen nicht bergen können, ja, auf unsere Armuth zurückblickend, mit Petro verwundert ausrufen: Herr, weiche von mir, ich bin ein sündiger Mensch! Daß aber die Dänische Kirche in der allgemeinen Kirchenbewegung der letzten Zeit eine nicht zu übersehende Bedeutung hat, wird diese Darstellung wohl zur Evidenz gebracht haben; und wir möchten darum, je weniger wir in Deutschland noch irgend etwas zur klaren und festen Gestaltung kom-

men sehen, der Prophezeiung Luther's uns erinnern: daß Gottes Wort zuletzt im Norden eine Freistätte finden werde!

Ueber das Verhältniß der Christen zur Kirche und der Kirche zum Staate.

Die *Ev. K. Z.* hat sich bereits (in Nr. 44.) über ihr bisheriges Schweigen in der ernsten Bresläner Angelegenheit erklärt, und es werden die Glieder der dortigen Lutherischen Gemeinde in dieser Erklärung den Drang der Bruderliebe erkannt haben, die inwendige Einheit mit ihnen in der Hauptsache zum Bewußtseyn zu bringen, auszusprechen und vor Störungen zu bewahren. Jetzt ist eine Druckschrift erschienen, welche tiefer, als es bisher möglich war, in das Innere der Gesinnung und Tendenz jener Gemeinde, oder doch derer, welche sie leiten, blicken läßt, unter dem Titel:

„Theologisches Votum eines Juristen in Sachen der Königl. Preuß. Hof- und Dom-Agende. Herausgegeben von Dr. J. G. Scheibel. Mit dem Motto: Ephes. 4, 5. Ein Herr, Ein Glaube. — Nürnberg bei Ram, 1832.“

Diese geistreiche Schrift, deren Verfasser, wie die Vorrede ergibt, Herr Professor Hüsche, jetzt Rektor der Universität zu Breslau, *) ist, hat unser Bedauern, für jetzt über die eigentlichen Streitpunkte, auf welche es hierbei ankommt, noch schweigen zu müssen, um so mehr wieder angeregt, da sie S. 38. 39. eine ernste Aufforderung an uns ergehen läßt, uns darüber zu erklären; und die Prüfung nach Gottes Wort, welcher wir die politisch-revolutionären Tendenzen der Zeit unterworfen haben, auch auf die großen Fragen von der Kirche, der weltlichen Obrigkeit und ihrem Verhältnisse zu einander, zu erstrecken, welche in Breslau zur Sprache gekommen sind.

Allein, wenn die von uns angedeuteten Gründe uns auch von der Erörterung der Einzelheiten der Breslauer Angelegenheit noch abhalten, so liegen doch die Wahrheiten, welche diese Erörterung leiten müssen, so sehr innerhalb des Gebietes, dessen Bearbeitung der eigentliche Beruf der *Ev. K. Z.* ist, daß wir nichts mehr wünschen, als sie gründlich und ausführlich in unsern Blättern in's Licht gestellt zu sehen. Und vielleicht dürfen wir hoffen, daß unser und der Breslauer gemeinschaftlich auf das Haupt der Kirche und auf sein untrügliches Wort gerichteter Blick uns eher zur völligen Einmüthigkeit führen wird, als die Beurtheilung dessen, was hier oder dort, von Diefem oder Jenem in dieser Sache gethan worden. So ist neulich die Lehre von der wesentlichen Gegenwart Christi im Sakrament des Abendmahls in der *Ev. K. Z.* zu entwickeln versucht worden. Wenn nun noch, wie wir wünschen, und von den dazu Berufenen unserer Mitarbeiter erbitten, die wichtige Frage abgehandelt würde: In wie weit Differenzen über Lehrpunkte überhaupt und über diese Lehre insbesondere kirchliche Trennungen begründen müssen,

*) Daß ein Mann in einer solchen Stellung über einen solchen Gegenstand so freimüthig und rund heraus schreiben kann, beweist, welchen Grad wahrer Pressfreiheit, bei allen Mängeln einer Censur-Verfassung, Deutschland genießt, eine Freiheit, die grundverschieden ist von dem schmutzigen Popanz, der unter diesem Namen die revolutionirten Länder jetzt heimsucht.

ober, der kirchlichen Gemeinschaft unbeschadet, dem Gewissen und der Erkenntniß der einzelnen Glieder anheim zu stellen sind, — (in dubiis libertas, in necessariis unitas) —, wobei der Unterschied der Zeiten und Zustände der Kirche wohl ins Auge gefaßt werden müßte — so würden wir dem einen Haupttheile der Breslauer Fragen schon näher getreten seyn. Der andere betrifft die Lehre von der Freiheit der Kirche, welche jetzt durch den tiefen Verfall der Kirche selbst, insbesondere durch den Unglauben der großen Mehrzahl ihrer Glieder, und durch die abstrakt-idealistische Denkweise so vieler Gläubigen, so wie durch die revolutionären Irrelehren über Recht und Obrigkeit, im höchsten Grade verdunkelt ist. In Beziehung auf diese Lehre freuen wir uns Herrn Professor Hufschke, unter Bezeugung unserer freudigen Zustimmung, selbst reden lassen zu können.* Er sucht S. 24 u. f. der gedachten Schrift die Gründe zu entwickeln, warum die Sache der Lutherischen Gemeinde in Breslau so allgemein verkannt worden, und findet den ersten Grund darin:

Daß das Wesen und die Nothwendigkeit der Kirche in unserer Zeit selbst von den Gläubigen so wenig erkannt wird.

„Die Kirche erscheint jetzt ganz losgerissen von den Einzelnen. Jeder glaubt genug gethan zu haben, wenn er nach dem ersten Zuge der Gnade sich selbst eine gewisse Ueberzeugung bildet und dann den Prediger und den Umgang aufsucht, welcher ihm individuell am meisten zusagt. Daß die Kirche denselben Glauben hegt, er bloß als Glied dieser Kirche mit Christo, dem Haupte der Gemeinde, im Zusammenhange stehen müsse, ist eine ganz unbekannt gewordene Vorstellung. Daher die Gleichgültigkeit gegen die Verschiedenheit der Kirchen, gegen den essentialen Gottesdienst und dessen Formen, daher die Erscheinung, daß Niemand sich getroffen fühlt, wenn seine Kirche umgestoßen, weltlicher Macht unterworfen, etwas Glaubenswidriges in dieselbe eingeführt wird: man erkennt in der Kirche nur „eine Anstalt zur Befriedigung der religiösen Bedürfnisse.“¹ Dringt man aber dagegen auf die nothwendige Einheit, so wird die Kirche ideal gefaßt, d. h. nicht als die Versammlung der durch Ein Glaubensbekenntniß Verbundenen, welche theils lebendige theils todt Glieder sind, sondern als die erst zukünftig als Kirche erscheinende Gemeinschaft aller Heiligen, die jetzt nur in der Liebe sich beweisen soll. Diese Richtung, welche jetzt zum ersten Male in der Geschichte der christlichen Kirche hervortritt, ist aber nicht die wahre; sie ist vielmehr höchst gefährlich und würde, wenn der Herr ihr nicht steuerte, zur völligen Vernichtung des Christenthums auf Erden führen. Denn Gott hat vielmehr von Anfang verschiedene Kirchen gestiftet nach den verschiedenen Geistesstern, die in alle Lande ausgehen (Offenb. 1, 4. 20. Cap. 2. 3. 4. 5. 6. u. f. w.) und sie sollen eben so gesondert und unvermischt seyn, wie die Glieder am Leibe (1 Cor. 12.), obgleich auch eben so von Einem Leben, d. h. dem Einem wahren Glauben durchströmt (Ephes. 4, 4. 5., 1 Cor. 12.). Verläßt eine Kirche den Glauben, so hört sie damit nicht auf, eine Kirche zu seyn, aber sie ist erloschen, wird, wenn sie nicht Buße thut, auch vom Leibe getrennt, und ihr Geist sucht sich nun treuere Jün-

*) Nur ungern lassen wir den übrigen, größeren Theil der Hufschke'schen Schrift unberührt, obwohl das nachstehend daraus Mitgetheilte uns als das Bedeutenste erschienen ist, und der übrige Theil, bei vielem Wahrern und Schönen uns zu zahlreichen Einwürfen nöthigen würde.

ger Jesu. Jedenfalls aber soll Niemand ein Christenthum für sich haben, sondern wie alle einzelne Fasern eines Gliedes nur durch das ganze Glied etwas sind, so die Einzelnen nur im Glauben und in der Gemeinschaft ihrer Kirche. Daher fordert die Schrift eben so bestimmt, daß man seine Versammlung nicht verlasse (Hebr. 10, 25.) wie umgekehrt, daß man ausgehe aus einer Kirche, welche als solche aus dem Glauben gefallen ist (2 Cor. 6, 17., Offenb. 18, 4.). Der Geist der Kirche und folglich die Kirche selbst bleibt dann in denen, welche ausschreiben, obgleich äußerlich es sich gewöhnlich so ausnimmt, als wären die Ausscheidenden die abgehauenen Zweige. Ferner hat jede Kirche und der Einzelne nur durch sie Christum zum Haupte und den heiligen Geist zu ihrem Bischöfe (Engel) und nur diesen gebührt es durch ihre Wirksamkeit in den zu der Kirche Vereinten, die Gewalt in der Kirche und dem Gottesdienste in allen Beziehungen auszuüben. Duldet die Kirche eine fremde, irdische Gewalt über sich; so sagt sie sich los von Christo; also wenn Jemand, der nicht ihr Mitglied ist, ihre Gottesverehrung bestimmen, oder wenn er auch ihr Mitglied wäre, nicht als solches durch den heiligen Geist, in der Kirche, sondern vermöge eines weltlichen Regiments oder (wie in der Katholischen Kirche) als vermenschlichter heiliger Geist in ihr Anordnungen treffen wollte, so dürfte es die Kirche nicht leiden. Daß aber diese Grundsätze in so Wenigen lebendig sind, hängt mit der allgemeinen falschen Vergeistigung zusammen, welche unsere Zeit beherrscht. Nachdem der Geist aus den alten Kirchen fast überall gewichen war und erst in unserer Zeit viele einzelne Herzen wieder zu Gott gezogen wurden, konnten sich diese in dem alten morisch gewordenen Gebäude nicht zurecht finden. Sie wurden daher mehr von der allgemeinen christlichen Liebe, als von einem gegen die Irrelehre genau begrenzten Glauben bestimmt, ihr Christenthum war mehr häuslich als kirchlich. Jener feste Glaube und die darauf gebaute Kirche erschien ihnen wohl gar als widerwärtige Fessel, als Wortkrämerei, das unverrückte Halten darauf als Mangel an Einsicht und Demuth. Die alte unbeugsame Lutherische Kirche dachte man sich kaum ohne einen geheimen Schauder vor ihrer „todten Orthodoxie.“² Man empsah dagegen nur Glauben an den fleischgewordenen Sohn Gottes, alle anderen Differenzen, die doch diesen Glauben schmälern, dahin gestellt seyn lassend. Gewiß verzeiht der Heiland die Schwächen dieser Richtung, welche wohl jeder kindlichen, aus dem völligen Tode eben wieder geborenen Zeit eigenthümlich ist. Aber sie darf auch nicht über ihre Zeit wahren. Kinder sollen Jünglinge, die Lämmer, welche der Heiland auf den Abfeln getragen, Schafmütter werden, die er an der Hand führt. Und dieses geschieht dadurch, daß statt der bloßen Liebe, ein fest bestimmter kirchlicher Glaube, der in der Liebe thätig ist, eintritt, damit der Versuchter, der nun in allerlei Gestalten sich naht, entlarvt und überwunden werden könne. Es gilt also nun, das ganze Geheimniß des fleischgewordenen Sohnes Gottes nach seiner Höhe, Breite und Tiefe durch den Geist Gottes zu erforschen; es gilt, den Glauben kirchlich darzustellen, und allen Unglauben abzuwehren; es gilt der Anspruch des Apostels: Die Liebe freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, 1 Cor. 13, 6.; vgl. 2 Cor. 6, 6. 7. Auch die geringste Abweichung vom Glauben — und alle großen Verheerungen in der Kirche haben mit solchen geringen Abweichungen begonnen — ist nun ein Abfall von der heiligen Liebe, wie denn der Apostel der Liebe gerade am härtesten dawider spricht 2 Joh.

9—11.; vgl. 3 Joh. 1—4. Und sollten wir nicht jetzt mit besonderem Rechte sagen dürfen: „Denn viele Verführer sind in die Welt gekommen, die nicht bekennen Jesum Christ in das Fleisch gekommen. Dieses ist der Verführer und der Widerchrist. Sehet euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfangen“ (2 Joh. 7. 8.); daß aber der Mißbrauch des scharf bestimmten Glaubens, da man der ersten Liebe vergaß, den Gebrauch nicht aufhebe, versteht sich von selbst.“

Wir empfehlen dringend diese goldenen Worte allen denjenigen unserer Leser, welche die erhabene und trostreiche Lehre der Schrift von dem Leibe Christi bisher nicht beherzigt haben, von dem Leibe, der nicht bloß Geist ist, obwohl der Geist in ihm wohnt, denn Christus sagt selbst: „Ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe“, und Paulus lehrt uns, daß die Gläubigen nicht bloß Christi Geist haben, sondern auch „Glieder seines Leibes von seinem Fleische und seinem Gebeine“ sind. O möchten wir uns doch durch diese tief sinnigen Schriftwahrheiten, welche keine Zeit so sehr als die unsrige verkannt und vergessen hat, von der spaltenden Abstraktion frei machen lassen, die so gern das Wesen von seiner Erscheinung, den Geist von seinem Leibe trennt, und dadurch diesen dem Tode preisgibt, jenen aber zu einem nebelhaften Ideale verflüchtigt und in das Schattenreich des subjektiven Meinens verbannt. Gerade das herrlichste Wunderwerk der Macht und Liebe Gottes, das „nahe herbei gekommene Himmelreich“, der von seinem Geiste besetzte Leib Christi wird durch diese Spaltung den Augen unseres Glaubens entzogen, der doch eines solchen Anblicks so sehr bedarf, um sich nicht in das Wesenlose zu verlieren, sondern durch das Anschauen der Wesenheit dessen, was wir hoffen (ἐλπίζομεν ὑποστάσις, Hebr. 11, 1.), stark und gesund zu werden.

Nur hinsichtlich dessen, was Herr Professor Huschke von „weltlicher Gewalt über die Kirche“ sagt, müssen wir ihm und den theuren Breslauern noch Folgendes zur Erwägung anheim geben. Möchten doch unsere Worte bei ihnen eben so eine gute Statt finden, wie wir uns an ihren oben mitgetheilten Bekenntnissen erfreut und erbaut haben. „Nur Christo, dem Haupte, und seinem heiligen Geiste gebührt es, durch ihre Wirksamkeit in den zu der Kirche Vereinten die Gewalt in der Kirche und dem Gottesdienste in allen Beziehungen auszuüben.“ So sagt Herr Professor Huschke, und wir stimmen von Herzen ein, und protestiren gegen den uns bei Gelegenheit unserer Erklärungen gegen den Hallischen Nationalismus so oft gemachten Vorwurf, als ob wir bei irgend einer von dieser höchsten Behörde unabhängigen Auctorität Sülze gegen die Unterdrückung der Kirche gesucht hätten.*) Aber wenn

Christus und sein heiliger Geist „durch die zu der Kirche Vereinten“ die Kirchengewalt ausübt, so müssen wir diese Werkzeuge näher in's Auge fassen, wenn wir uns nicht mit der Behauptung, daß die Kirche keine irdische Gewalt, kein weltliches Regiment über sich haben dürfe, in leere Abstraktionen und Deklamationen verlieren, ja wider Gott in seinen Werkzeugen streiten wollen. Diese Werkzeuge, die Christen auf Erden, sind Menschen, in denen das Fleisch noch nicht todt ist; das Fleisch aber streitet bekanntlich wider den Geist und ist ihm nicht unterthan. Indem daher die Ausübung eines Theils der Kirchengewalt Menschen anvertraut wird, geht sie nothwendig in unwürdige, in weltliche Hände über, daher die Bischöfe in alten Zeiten gleich ihrem Titel die Worte „obchon unwürdig“ (quamquam indignus) beifügten, als stauten sie die herablassende Liebe des Herrn an, der einen Theil seiner Macht über seine Glieder Händen von Fleisch übergibt. Diese Beimischung von Weltlichkeit in das Kirchenregiment ist nun zwar allerdings gegen das Wesen der Kirche, die Kirche soll beständig, besonders durch die ihr eigenthümlichen Waffen, durch Wort und Gebet, dagegen kämpfen, und dem heiligen Geiste, als dem allein legitimen Herrn, die unbeschränkte Regierung erringen helfen, denn Alles, was aus dem Fleische kommt, ist Unrecht und Usurpation in der Kirche, möge es von der Majorität einer Gemeinde, von einer Synode, oder von einem Bischofe, oder von einem Fürsten ausgehen. Aber, wenn Herr Professor Huschke sagt: „Die Kirche solle keine fremde, irdische Gewalt, kein weltliches Regiment über sich leiden“, so möge man sich hier vor dem argen Mißverständnisse hüten, als sey jeder Verunreinigung des Kirchenregiments durch Weltlichkeit, äußerer Widerstand oder Abfall von Seiten der Gläubigen entgegenzusetzen, denn dadurch würde die sichtbare Kirche, die Erscheinung Gottes auf Erden, für welche Herr Professor Huschke streitet, unmöglich werden, und jede Gemeinschaft von Christen durch die in ihnen noch übrige Sünde (die uns nur immer mehr zu Christo und der Vereinigung mit seinem Leibe hintreiben sollte) in stets wiederholten Separatismus sich auflösen. Das Leiden, das Dulden, das betende Warten gehört ja selbst zur Waffenrüstung, zu dem Schmucke der Kirche, der sie ihrem Haupte ähnlich macht.

Kast eben so gefährlich jedoch wäre es, wenn man meinte, der Weltlichkeit des Kirchenregiments dadurch entgehen zu können, daß man alle Kirchengewalt in die Hände der Glieder einer kirchlichen Gemeinschaft als solcher, mit Beseitigung aller weltlichen Unterschiede, legte. Die dies wollen, vergessen, daß die äußere Kirchen-Mitgliedschaft selbst ja schon etwas zum Theil, bei den erstorbenen Gliedern ganz, Weltliches ist.

(Schluß folgt.)

*) Unser Noth- und Klageruf war an die Gläubigen, an die Kirche Christi auf Erden, deren Kern sie sind, an alle Glieder die-

ses großen Leibes gerichtet, die nicht aufgenommen, welche das Amt des Regierens in der Kirche jetzt inne haben.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 30. Juni.

N^o 52.

Ueber das Verhältniß der Christen zur Kirche und der Kirche zum Staate.

(Schluß.)

Man denke sich eine Gemeinde, die nach diesem Gleichheitsprincip constituiert wäre, und stelle sich vor, daß der Geist aus einem Theile derselben, aus der Mehrzahl, weicht, — was bisher noch allen christlichen Gemeinden begegnet ist. Ist alsdann die weltlich gesinnte Majorität, — welcher vermöge der demokratischen Verfassung der Gemeinde das Kirchenregiment zusteht — nicht eben so gut eine „feinde, irdische Gewalt,“ steht sie nicht der allein legitimen Kirchengewalt Christi und seines heiligen Geistes eben so direkt entgegen, als die Gewalt eines weltlich gesinnten Pappes oder Kaisers? Herr Prof. Huschke ist zu tief in die Erkenntniß des menschlichen Verderbens durch Gottes Wort eingeführt, er ist zu frei von den politischen Irrlehren der Zeit, als daß er in der abstrakten Freiheit und Gleichheit der Glieder der Kirche eine Bürgschaft für die Alleinherrschaft Christi und des heiligen Geistes in derselben zu finden hoffen könnte. *)

Eine solche Freiheit und Gleichheit ist aber auch in der Kirche auf Erden eben so chimärisch als im Staate, denn die

*) Er erkennt S. 31., daß der Revolutions- und Zerstörungsschwindel der letzten fünfzig Jahre nicht bloß die Ausgeburt von Fleisch und Blut, sondern etwas Teufelisches ist, indem er „von allgemeinen Ideen ausgeht, die alles besondere Bestehen durch ihre Abstraktion vernichten; denn Gott ist die Liebe, die Ewigliches in seiner befondersten Individualität geschaffen hat und erhält, und dennoch Alles in sich vereint; der Teufel dagegen ist der Mörder von Anfang, der nur, indem er alles Leben, d. i. alles individuelle Daseyn vernichtet, eine Einheit in sich hervorbringen kann und will,“ — auch beweise sich jener Centralisationsseifer als teuflisch, „indem er gegen Gott, sofern er auf Erden wirkt, gerichtet ist, und statt seines vom Himmel herüberraagenden Rechts über die Menschen ein anderes, aus der Welt selbst stammendes aufbauen will, welches also in der Tiefe nur das des Widersachers Gottes selbst seyn kann.“

menschliche Natur selbst, und zwar nicht bloß das Sündliche in ihr, streitet dagegen. Sollen Alter, Geschlecht, Talente, Wissenschaft keinen Unterschied unter den Gliedern der Kirche in Beziehung auf das Kirchenregiment begründen? Jeder sieht ein, daß dies unmöglich ist, — die Apostel selbst übertrugen die Kirchenämter Aeltesten, — und doch sind Alter, Geschlecht, Talente, Wissenschaft, eben sowohl weltliche Eigenschaften als hohe Geburt, fürstliche Macht u. s. w. Wenn wir dies bedenken, wenn wir ferner die enge Verbindung zwischen dem Reiche Gottes und dem Königthum von Israel im Alten Testament erwägen — denn wenn auch die Kirche des Neuen Testaments eine andere Natur hat als die des Alten, so ist doch diese das Vorbild von jener, — auch sind in der christlichen Kirche noch viele „Kinder, die eines Zuchtheisters auf Christum“ bedürfen, und wo das Licht des Glaubens trübe brennt und die Liebe erkalte, da sinken die Christen zurück auf den Standpunkt des Alten Testaments, — wenn wir endlich die Geschichte der Evangelischen Kirche, vorzüglich der Lutherischen, die Art ihrer Entstehung, und ihr Verhältniß zu so vielen christlichen Fürsten des 16ten und 17ten Jahrhunderts betrachten, die, was schon die Propheten geweissagt, ihre Pfleger und Sängammen waren, so wie ihren heutigen verfallenen und verweltlichten Zustand, endlich die grobe Verweltlichung der Römischen Kirche, die neben dem hartnäckigsten Kampfe gegen jede Unterwerfung unter weltliche Macht, ja größtentheils durch diesen Kampf, eingerissen ist, so werden wir aufhören in der Kirchengewalt, die Christo und dem heiligen Geiste gebührt, und in der, welche unsere Evangelischen Landesherren *) heut zu Tage ausüben, nur einen abstrakten, unvermittelten Gegensatz zu erblicken und uns daran zu stoßen

*) Obige Bemerkungen beziehen sich zunächst auf die Kirchengewalt der Landesherren über die Kirche, zu der sie selbst gehören. Sofern die verschiedenen Confessionen als verschiedene Kirchen betrachtet werden, ist das oben Gesagte auf den Landesherren verschiedener Confession nicht schlechtthin anwendbar, wohl aber insofern, als wir in den verschiedenen Confessionen Glieder einer Kirche erkennen müssen.

und zu erbittern. Wir werden uns hüten, das Unabänderliche in dem jetzt vorhandenen Zustande mit eigenwilliger Unzufriedenheit zu bekämpfen, und vielmehr alle unsere Polemik gegen die Sünde und den Unglauben richten, welche die Quelle alles Unheils auch im Kirchenregimente sind, und sich in jede Form desselben zu finden wissen. Wir werden endlich christlich gesinnten Fürsten ihr schweres Amt des Kirchenregiments nicht dadurch noch mehr erschweren, daß wir ihnen die Anerkennung versagen, die ihnen von Gott und Rechtswegen in dieser Beziehung gebührt, und der Gläubigen Beistand und Fürbitte, dessen sie so sehr bedürfen, ihnen entziehen, sondern vielmehr Gott bitten, daß er sie zu seinen Werkzeugen auch im Kirchenregimente mache, auf daß auch durch dieses ihr Amt der Geist mehr und mehr ausgegossen werde über alles Fleisch, der Leib der Kirche sich erbaue zu seiner selbst Besserung, und die selige Zeit vorbereitet werde, wo aller irdische Unterschied nichts, Christus aber Alles in Allem seyn wird.

Ein theologisches Bedenken.

Der Schreiber dieses erhielt schon vor einiger Zeit ein Schreiben folgenden wesentlichen Inhaltes:

„N. N., eines meiner Pfarrkinder, hat schon meinem Amtes-vorfahren verschiedene Bedenken vorgebracht und namentlich auch das, worüber seine hier anliegenden zwei schriftlichen Eingaben *) Aufschluß geben.

Er hat ihm seine Zweifel dadurch zu benehmen gesucht, daß er ihm sagte, es sey hier von Heiden die Rede, die sich zum Christenthume bekehrten, diese sollten sich als Christen der ausschweifenden heidnischen Opfermahlzeiten enthalten, ihn aber nicht überzeugen, er suchte vielmehr noch jetzt bei mir und anderen Geistlichen eine gründliche biblische Widerlegung seiner Behauptung und Ueberzeugung und will mit all den bisher ihm erteilten Widerlegungen sich nicht zufrieden stellen lassen. Weil mir nun seine Gemüthsruhe als Seelsorger am Herzen liegen muß und ich hoffen kann, daß er durch Ew. Aeußerung über vorliegenden Punkt geheilt werden dürfte, so bitte ich besonders auch in seinem Namen.

N. N. bleibt fest dabei stehen, daß er den Genuß des

*) Wir theilen von diesen Eingaben, von denen eine an die oberste geistliche Behörde des Landes gerichtet ist, nur die kürzere mit:

Im Namen des Herrn Jesu.

Lasset uns die Frage beantworten: Wie haben wir die Worte Gottes 3. B. Mosis 17, 10. zu betrachten? Wer Blut isst, wider den will ich mein Antlitz setzen, und will ihn mitten aus seinem Volk ausrotten. Er sey vom Hause Israel, oder ein Fremdling. Geht dies auch die Christen an? Es geht die Christen an, weil es in der Apostelgeschichte 15 und 20. eben so hart verboten ist, als das Fleisch der erstickten Thiere; eben so hart als die Hurerei.

Das Angesicht Gottes wider uns setzen, heißt seine Gnade von uns nehmen, oder mindern, daß unsere Wünsche und Hoffnungen zum Theil fehlschlagen. Ausrotten oder ausgerottet sind wir, wenn wir bei unserem Tode keine Kinder zurücklassen; oder wenn wir die uns von Gott bestimmte Monate und Tage nicht alle erleben. Und welcher Mensch weiß zum Voraus, daß er die ihm von Gott bestimmten Tage und Stunden alle erleben wird.

Bluts von Thieren, z. B. durch Würste und andere Speisen, für höchst verdamulich halte, und sich nicht beruhigen könne, wenn solches nicht öffentlich gelehrt und der Genuß des Bluts verboten werde.

Er stützt sich darauf, daß die Versammlung der Apostel laut Act. 15. 28, 29. dies unter die nöthigen Stücke gezählt habe.

Man wird sich über den Inhalt dieses Briefes weniger wundern, wenn man weiß, daß die Ansicht, welche jenen redlichen Mann so quält, nicht selten in der christlichen Kirche vorgekommen ist. In ihren ersten Jahrhunderten scheint es ziemlich herrschender Gebrauch gewesen zu seyn, sich jedes Blutesseus zu enthalten. Wie, sagt die Märtyrerin Biblis bei Eusebius, Kirchengesch. 5, 1., sollten diejenigen Kinder essen, denen nicht einmal das Blut unvernünftiger Thiere zu essen erlaubt ist? Auf dieselbe Weise wehren Tertullian und Minutius Felix jene heidnische Verläumdung ab. In den apostolischen Canones wird gesagt, jeder Geistliche, welcher Blutiges oder Ersticktes esse, solle abgesetzt, jeder Laie excommunicirt werden. Der Kaiser Leo VI. gab ein fulminantes Edikt gegen die Blutwürste. Wer das Verbrechen begehe, sich mit diesem abscheulichen Essen durch Verkauf oder Genuß zu verunreinigen, dessen Güter sollen confiscirt, er selbst auf eine empfindliche Weise (acerbum in modum) ausgepeitscht, und nachdem ihm die Haare bis auf die Haut abgeschoren, mit ewigem Exile bestraft werden. Auch die Obrigkeit, in deren Bereiche solches vorgefallen, solle Strafe leiden. Selbst nach der Reformation fehlte es nicht an solchen, welche dem Verbote des Blutesseus fortwährende Verbindlichkeit beileigten, obgleich die entgegengesetzte Ansicht durchaus die herrschende und die kirchliche war, während die Griechische Kirche sich noch jetzt des Blutesseus strenge enthält. Anderer zu geschweigen, nennen wir nur Grotius, vgl. die historischen Nachrichten bei ihm, in Suicer's thesaurus 1. p. 113., bei Leo Allatius de ecclesiae orientalis et occidentalis consensu 1. 3. c. 14. und bei Heumann zu Apostelgesch. 15, 20.

Die Sache ist wichtiger, als sie auf den ersten Blick erscheint. Ob hier oder da Jemand, weil er das Verbot für ein für alle Zeiten gegebenes hält, sich des Blutesseus enthält, ist an und für sich etwas Gleichgültiges. Mehr Berücksichtigung aber erfordert das Mißtrauen, welches sich in ihm zugleich mit der Enthaltung gegen eine Kirche erzeugen muß, welche sie nicht gebietet, und gegen ihre Glieder, welche sie nicht beobachten, so wie das Alttestamentliche Element, welches durch diese Auffassung in seine christliche Ueberzeugung hineinkommt. Wenigstens eben so sehr aber verdienen diejenigen Berücksichtigung, welche das Gebot nicht halten, ohne sich der Gründe seiner Nichtverbindlichkeit klar bewußt zu seyn. Diese stehen in Gefahr, ihr Gewissen zu befecken, oder geheime Zweifel an der richtigen Einsicht der Apostel in diesem Punkte zu hegen, deren verderblicher Einfluß sich dann nothwendig auch weiter erstrecken muß. Dazu kommt dann noch eine äußere Rücksicht. Die Gegner des Glaubens kennten dieses apostolische Dekret, um ihre Berechtigung nachzuweisen, Manches in der Schrift, was ihnen unbequem ist, als bloß lokal und temporall verwerfen zu können. Diese Gründe mögen den Verfasser rechtfertigen, wenn er seine Antwort auf die in dem Schreiben vorgetragene Frage hier öffentlich mittheilt.

Die Sache ist erledigt, sobald aus der Apostolischen Verhandlung selbst nachgewiesen werden kann, daß das apostolische

Gebot nicht auf einer in der Sache selbst liegenden Nothwendigkeit beruht, sondern daß es nur eine specielle Anwendung des allgemeinen Gebotes der christlichen Bruderliebe ist. Dann zeigt es sich, daß das Gebot nicht über seine Veranlassung hinaus gehen kann, daß es wegfällt, sobald durch die Unterlassung die Bruderliebe nicht ferner verletzt wird.

Diese Nachweisung aber kann mit einer allen Zweifel ausschließenden Sicherheit aus den Worten entnommen werden, mit denen Jacobus in B. 21. seinen in B. 20. gemachten Gesetzesvorschlag, welcher nachher von der ganzen Versammlung genehmigt wurde, begründet: „Denn Moses hat von langen Zeiten her in allen Städten, die ihn predigen. Und wird alle Sabbathertage in den Schulen gelesen.“ Diese Worte können, wenn überhaupt einen Sinn, nur den haben: der Anstoß, den die Gläubigen aus der Beschneidung daran nehmen mußten, wenn die Gläubigen aus den Heiden sich nicht der Haltung dieser Gebote unterwürfen, sey durch die Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Lesung des Mosaischen Gesetzes, in denen dieselben auch den Heiden vorgeschrieben zu seyn schienen, so eingewurzelt, daß der Versuch, ihn bei denen, welche ihn nahmen, wegzuschaffen, für jetzt noch vergeblich, das einzige Mittel der Erhaltung der brüderlichen Liebe und Eintracht daher das sey, daß die, welche ihn gäben, sich aus Liebe seiner enthielten.

Zur Begründung dieser Erklärung ist es nothwendig nachzuweisen, wie die Gläubigen aus der Beschneidung, auch nachdem sie durch die Apostel belehrt worden, daß die Heiden nicht zur Haltung des Mosaischen Gesetzes verpflichtet seyen, dennoch fortfahren konnten, auf die Haltung grade dieser Gebote zu dringen. Grade sie von ihnen zu verlangen, mußte nothwendig in den Büchern Moses ein besonderer Grund vorhanden seyn. Denn außerdem, kämen diese Gebote nur als ein Theil des für Israel bestimmten Mosaischen Gesetzes in Betracht, so hätte ja Jacobus auf dieselbe Weise die Aufhebung dieses ganzen Gesetzes rechtfertigen können. Zudem würde er, falls diese Gebote nur einen Theil des für Israel gegebenen Mosaischen Gesetzes bildeten, selbst die Gläubigen aus den Juden von der Annahme desjenigen dispensiren, was er und Petrus in Uebereinstimmung mit Paulus über die Nichtverbindlichkeit des Mosaischen Gesetzes gesagt, und aus den Schriften des Alten Testaments erhärtet hätten. Es müssen diese Gebote nothwendig von der Art seyn, daß die Gläubigen aus der Beschneidung Alles, was die Apostel über die Nichtverbindlichkeit des Gesetzes für die Heiden gesagt hatten, mit dem Vertrauen, welches sie auf die von Gott beglaubigten Lehrer setzten, annehmen, und dennoch auf ihrer Erfüllung durch die Heidenchriften bestehen konnten.

Wir wollen, indem wir dies nachzuweisen versuchen, vorläufig von der Hurerei absehen, mit der wir uns später noch ausführlicher zu beschäftigen haben. Die Unsauberkeit der Abgötter, das Fleisch der Thiere, welche den Göttern geopfert und deshalb von den Juden für unrein geachtet wurden, kam hier insofern in Betracht, als das Essen desselben den Juden als Theilnahme an dem Götzendienste galt. Sobald ihnen diese Voraussetzung zugegeben wurde, so konnten sie sich feiner darauf berufen, daß jede mit dem Götzendienste in Verbindung stehende Handlung in dem Gesetze nicht bloß den Israeliten selbst, sondern auch den Fremdlingen, die sich unter ihnen aufhielten, verboten sey, mit denen sie die Heidenchriften in eine Kategorie stellten, nachdem sie belehrt worden, daß sie nicht als eigentliche Proselyten des Judenthums zu betrachten seyen. Das

Verbot des Blutesessens ist älter als das Mosaische Gesetz. Es befindet sich unter den Verordnungen, welche Gen. 9. dem Noah und seinen Nachkommen nach der Sündfluth gegeben worden, und zwar in der deutlich hervortretenden Bestimmung, durch die Erzeugung eines lebhaften Abscheus vor dem Blute überhaupt die rohe Mordlust zu beschränken. Das Verbot des Erstickens schien aus diesem mit Nothwendigkeit zu folgen. Denn da es überhaupt verboten worden, ein Thier in seinem Blute zu essen, so schien es auch verboten zu seyn, ein Thier zu essen, aus dem das schon verdickte Blut nicht mehr vollständig ausgefordert werden konnte. Das Verbot des Blutes war aber Levit. 17, 10 ff. ausführlich nicht bloß für Israel, sondern auch für die Fremdlinge in seiner Mitte wiederholt worden. Als Grund der neuen Einschärfung tritt hier besonders der hervor, das Blut als heilige Sache nicht durch anderweitigen Gebrauch gemein zu machen, grade so wie z. B. das heilige Salböl außerdem gar nicht angefertigt und gebraucht werden durfte. Auch das Essen des Erstickten wird B. 15. 16. für Israeliten und Fremde nur dann erlaubt, wenn sie sich den gesetzlichen Reinigungen unterwerfen wollten, während das Essen des Blutes unbedingt verboten war. Daß diese bedingte Erlaubniß aber nichts desto weniger als eine Art von Verbot zu betrachten war, erhellt schon aus der Sache selbst — wozu sonst die Reinigung? — und noch bestimmter aus den Stellen Deut. 14, 21., Erod. 22, 31., wo die Israeliten ermahnt werden, alles Nichtgeschlachtete lieber gar nicht zu essen. Für die Heidenchriften aber mochten die Judenthumschriften um so mehr glauben, dieß ursprünglich bedingte Gebot in ein unbedingtes verwandeln zu müssen, weil sich ja nicht voraussetzen ließ, daß sie sich der gesetzlichen Reinigung unterwerfen würden.

Besonderes Licht erhalten diese Anforderungen der Judenthumschriften noch aus den zahlreichen Stellen jüdischer Schriften, in denen im Gegensatz gegen das Mosaische Gesetz, welches die eigentlichen Proselyten zu halten verpflichtet waren, noch unter dem Namen der sieben Gebote Noah's, gewisser Vorschriften gedacht wird, deren Beobachtung allein den Fremdlingen oblag (vgl. Schickard *ius regium* Hebr. p. 333 ff.). Daß diese aus dem Alten Testamente abgeleiteten Gebote sich nicht vollständig hier wiederfinden, hat seinen einfachen Grund darin, daß es sich hier von gläubigen Heiden handelt, denen die Mehrzahl derselben, wie z. B. das Verbot des Mordes und des Raubes gar nicht eingeschärft zu werden brauchte. Die Differenz bezog sich ja nicht auf das Moralische, was vollständig durch das Christenthum gegeben war, sondern auf gewisse äußerliche Gebote.

Jacobus hätte nun den Judenthumschriften nachweisen können, wie das Opferfleisch, falls es nicht in Verbindung mit dem abgöttischen Kultus verzehrt wird, nicht verunreinigen könne, wie das Verbot des Blutes und des Erstickens als einer Zeit angehörig, wo man durch solche äußere Veranstaltungen den groben Ausbrüchen der Sünde vorzubeugen und einen gewissen äußeren Respekt vor dem Heiligen zu erwecken suchte, als ein dürftiger Anfang, nicht in die Zeit und Ökonomie herübergetragen werden dürfe, in welcher durch den Geist Christi auf eine so innerlich wirksame Weise der Sünde entgegengetreten wurde, daß es solcher Palliativmittel nicht mehr bedurfte. Allein aus christlicher Weisheit war er für jetzt damit zufrieden, wenn nur die Hauptsache, die Anerkennung der Nichtverbindlichkeit des Mosaischen Gesetzes für die Heiden durchgesetzt wurde. Das, was

den Heiden auferlegt wurde, war etwas so sehr Geringes; es war, was die Gebote über das Essen des Götzfleischs und die Hurerei betrifft, auch für sie selbst nicht ohne Vortheil; die zu sehr gesteigerten Anforderungen an die Schwachheit der Judenthümer konnten bewirken, daß die Sache ganz nach der anderen Seite umschlug; der fortgesetzte Genuß des Blutes und des Erstickten, vor dem die Juden einen lebhaften physischen Abscheu hatten, mußte bei gemeinschaftlichen Mahlen die brüderliche Eintracht und Liebe sehr gefährden. Wie konnte er also wohl anders, als den Ausweg ergreifen, den er und ihm folgend die ganze Versammlung wirklich eingeschlagen hat? Um die Judenthümer zu schonen, deutete er den Grund des Gebotes mehr nur an, als daß er ihn ausführte, und in dem Dekret wurde er ganz weggelassen, weil man darauf rechnen konnte, daß diejenigen, welche für ihn reif waren, durch Paulus, Barnabas und die Gesandten des Collegiums hinreichende Belehrung erhalten würden.

Um die von uns angenommene Beziehung von B. 21. auf B. 20. zu begründen, ist es nöthig, daß wir noch die abweichenden Erklärungen prüfen. Nach Bengel soll der Sinn folgender seyn: „Nicht allein die Aussprüche des Propheten, B. 15., sondern auch die des Moses entsprechen der Meinung des Petrus, aber Moses ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, seine betreffenden Aussprüche anzuführen. Die Propheten habe ich angeführt, nicht Moses, dessen Uebereinstimmung offenkundig ist.“ Allein, diese Erklärung zeigt sich als unzulässig, wenn man bedenkt, daß unser Vers dann vielmehr nach B. 18. stehen müßte, da bei seiner gegenwärtigen Stellung Niemand etwas Anderes erwartet, als die Beziehung des denn auf B. 20., daß die Belehrungen ja nicht für die Judenthümer allein, sondern auch für die Heidenthümer gegeben wurden, denen der Pentateuch nicht so bekannt war, daß eine bestimmte Anführung der betreffenden Stellen überflüssig gewesen wäre, auf jeden Fall nicht dadurch bekannt, daß er von alten Zeiten her in den Synagogen vorgelesen worden, daß diese Stellen auch den Judenthümern nicht als bekannt vorausgesetzt werden können, weil sie dann ja gar ihre Forderung nicht gewagt haben würden, endlich daß sich im Pentateuch gar keine Stellen finden, welche auch nur scheinbar hieher gezogen werden könnten, was Niemand in Zweifel ziehen wird, der nur bedenkt, daß es sich hier gar nicht um die Aufnahmefähigkeit der Heiden in das Reich Gottes überhaupt handelt, die ja von keinem Judenthümer in Zweifel gezogen wurde, sondern nur um die Bedingungen ihrer Aufnahme. Eben so wenig haltbar ist eine andere Erklärung: „Wir begnügen uns, dies Wenige von den Heiden zu verlangen, welche nicht gewohnt sind, das Joch des Gesetzes zu tragen. Die Juden haben den Moses, aus dem sie mehr lernen können.“ Was die Juden und die Judenthümer zu thun und zu lassen hatten, darum handelte es sich ja gar nicht, darnach war gar nicht gefragt, dies gehörte gar nicht hieher. Am verwerflichsten ist aber die Erklärung von Grotius: „Die Juden können sich

nicht beklagen, daß Moses von den Heidenthümern verachtet werde, da er in den christlichen Versammlungen an jedem Sabbath vorgelesen wird.“ Verachtung des Moses kam gewiß den Heidenthümern nicht in den Sinn; sie war gar kein Gegenstand der Klage der Judenthümer. Der Sprachgebrauch verbietet, unter den Synagogen die christlichen Versammlungen zu verstehen, und erlaubte er es auch, so würde doch hier schon durch das „von langen Zeiten her“ der Gedanke an sie ausgeschlossen.

Einen wichtigen Grund gegen die Annahme, daß das apostolische Dekret kein auf der Natur der Sache beruhendes und daher für alle Zeiten gültiges gewesen, liefert die Stelle Gal. 2, 6 ff. Paulus berichtet dort, wie er sich mit den Aposteln zu Jerusalem, namentlich mit Jakobus und Petrus, über das Evangelium besprochen, das er predigte unter den Heiden; es habe sich aber zwischen ihnen und ihm keine Differenz ergeben; sie haben ihn nichts Anderes gelehrt. Dies würde offenbar falsch seyn, wenn man das apostolische Dekret für etwas Anderes ansieht, als für eine durch die Umstände hervorgerufene Anwendung des Gesetzes der Liebe, wenn man die Nothwendigkeit desselben (vgl. B. 28.) in etwas Anderem begründet glaubt, als nur in ihr. Das Essen des Götzfleischs, sofern es nicht in Verbindung mit dem Kultus stand, wird ja von Paulus 1 Cor. 10, 23 ff. ausdrücklich für eine an und für sich gleichgültige Sache erklärt. Nicht um des eigenen Gewissens willen, sondern um des schwachen Bruders zu verschonen, soll man es aus Liebe unter Umständen unterlassen. Hierin wäre also ein offenkundiger Gegensatz. Und daß Paulus gelehrt hätte, daß sich die Heidenthümer des Blutes und des Erstickten enthalten sollten, wo fände sich davon wohl die geringste Spur? In dieser Beziehung würde also die Lehre des Paulus doch einen Zusatz erhalten haben. Da nun aber beides nicht seyn kann, was bleibt übrig, als anzunehmen, daß auch das Gebot der apostolischen Versammlung auf demselben Grunde beruht?

Der einzige scheinbare Grund, welcher unserer Auffassung entgegengesetzt werden kann, beruht auf der Erwähnung der Hurerei. Versteht man diese im eigentlichen Sinne, so scheint auch das Uebrige nur gezwungen als nicht an und für sich, sondern nur lokal und temporell verboten betrachtet werden zu können. Was diejenigen, welche die eigentliche Auffassung vertheiligen, zur Beseitigung dieser Schwierigkeit beigebracht haben, ist der Art, daß es die Vertheidiger der immerwährenden Verbindlichkeit auch der übrigen Gebote eher in ihrer Meinung bestärken, als von derselben abbringen kann. Wir schließen aber vielmehr umgekehrt: weil alle diese Gebote ausdrücklich als durch die Umstände bedingte bezeichnet werden, so kann unmöglich an Hurerei im eigentlichen Sinne gedacht werden.

(Schluß folgt.)

Evangelische
Kirchen - Zeitung.

Herausgegeben

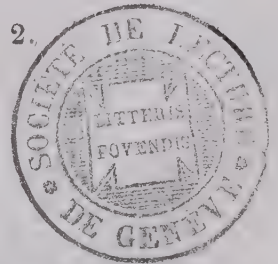
von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., d. legt. ord. Professor an d. Universität zu Berlin.

Filfter Band.

Juli bis December 1832.



Berlin,
bei Ludwig Dehmigke.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 4. Juli.

N^o 53.

Ein theologisches Bedenken.

(Schluß.)

Zur Bestätigung berufen wir uns noch auf folgenden Grund. Es kann hier nicht der Zweck seyn, den Heidenchristen einen vollständigen Inbegriff der von ihnen zu beobachtenden Vorschriften zu geben. Wäre dies, so müßte ja das Dekret viel umfassender seyn. Dies zeigt das Bestreben derjenigen, welche es dahin mißverstanden, dasselbe zu ergänzen. In manchen Handschriften findet sich in B. 29. der Zusatz: und daß sie Andern nicht thun, was sie nicht wollen, daß ihnen geschehe. Das Dekret kann nur den Zweck haben, dasjenige festzustellen, was zwischen den Heidenchristen und den Judenchristen controvers war. Dazu aber kann die Hurerei schon deshalb nicht gerechnet werden, weil das Sittengesetz ja bei dem ganzen Streite nicht in Frage kam. Ferner, es ist ganz undenkbar, daß über die Unzulässigkeit der Hurerei bei denen, welchen die Gebote bestimmt waren, irgend ein Zweifel statt fand. Was richtet man wohl damit aus, wenn man sich auf Stellen einiger liederlicher heidnischer Stribenten beruft, welche die Erlaubtheit der Hurerei behaupten? Solche Stellen ließen sich in Bezug auf jedes Laster anführen. Dagegen können ihnen leicht eine ganze Anzahl anderer aus ernster gesinneten heidnischen Schriftstellern entgegengesetzt werden, in denen die Hurerei als verwerflich bezeichnet wird. Hier aber haben wir es nicht mit Heiden zu thun, sondern mit Heidenchristen, mit Brüdern der Apostel, deren Herzen Gott durch den Glauben gereinigt (B. 9.), denen Gott, der Herzenkundiger, selbst Zeugniß gegeben, indem er ihnen den heiligen Geist ertheilt (B. 8.). Wie ist es aber auch nur als möglich zu denken, daß unter solchen Zweifel über die Verdammlichkeit der Hurerei statt gefunden? Es wird hier ja nicht mit Paulus ermahnt, die Hurerei zu fliehen; es wird bloß entschieden, daß die Ansicht, welche die Hurerei unterjagte, in der Praxis befolgt werden solle. Was wäre aber wohl das Christenthum, wenn es diejenigen als die Seinen erkannte, welche an der Unerlaublichkeit der Hurerei auch nur im Entferntesten zweifeln?

Wir haben aber um so weniger Grund, an der eigentlichen Bedeutung des Wortes Hurerei festzuhalten, da der uneigentliche Gebrauch desselben von abgöttischem Wesen in seiner ganzen Ausdehnung in der Schrift vielleicht häufiger ist, wie der eigentliche, und da die Zusammenstellung mit dem Göthenfleische hier an den ersteren zunächst denken läßt. Eine Zweideutigkeit konnte um so weniger statt finden, da ja das Dekret sich auf die Verhandlungen zwischen den streitenden Partheien bezog, Niemand also daran denken werde, unter Hurerei etwas zu verstehen, was dort nicht schon in Frage gekommen. Zudem ist das Dekret, wie schon seine Kürze zeigt, nur als eine Art von Creditiv zu betrachten für die Abgesandten. Diesen lag es ob, weitere Aufklärungen und Erläuterungen zu geben.

Aus demselben Grunde aber, welcher an fleischliche Hurerei zu denken verbietet, können wir auch hier nicht an geistliche Hurerei im strengen Sinne, an eigentlichen Göthendienst denken. Der Begriff beschränkt sich von selbst auf dasjenige, was von der bezeichneten Sache der Natur des Gegenstandes nach unter Christen vorkommen, und über dessen Zulässigkeit oder Unzulässigkeit verschiedene Ansichten obwalten konnten. Worin dies bestanden, das lernen wir am besten aus dem ersten Briefe an die Corinth. E. 8—10 kennen. Paulus unterscheidet dort zwischen einer doppelten Art von Essen des Göthenfleisches; die eine, wo dasselbe auf dem Markte gekauft, oder in Privathäusern genossen wurde; diese ist an und für sich dem Christen erlaubt, doch kann die Liebe oft erfordern, sich ihrer zu enthalten; die andere, wo das Göthenfleisch an den Göthentischen selbst genossen wurde; von dieser haben sich die Christen ganz zu enthalten, nicht allein wegen des Anstoßes, welcher dadurch Heiden und Juden gegeben wird, sondern auch aus einem inneren Grunde. Die Heidenchristen, welche es für erlaubt hielten, den Göthemahlzeiten beizuwohnen, beriefen sich darauf, die Götzen seyen ja nichts, und somit gäbe es auch keine Göthemahlzeiten. Paulus aber macht darauf aufmerksam (E. 10, 20. 21.), daß die Sache, ungeachtet der Nichtexistenz der Götzen, doch einen sehr bedenklichen geistlichen Hintergrund hat, daß es Gott versuchen heiße, wenn man sich an einen Ort begibt, wo die Kräfte der Finsterniß ihr freies

Spiel haben. Was hier durch Sureret, bezeichnet er 10, 14. durch das ganz entsprechende Gözendienst und B. 20. durch das in der Teufel Gemeinschaft seyn. Eben weil aber diese Theilnahme an den Gösestesten etwas schlimmeres war, wie die Verletzung der übrigen Gebote, weil auch abgesehen von dem Anstoß, der hier freilich besonders in Betracht kam, verwerflich, so wird sie in dem Dekrete selbst an das Ende gestellt, während Jakobus sie in seiner Rede, der Verwandtschaft halber, neben dem Genuße des Gösestestens nennt.

Mittheilungen aus dem Reiche.

49) Schlagende Gewalt einer Frage.

Wer, so erzählt mir ein Freund, den alten, siebzigjährigen Garnisonprediger Moser neben dem alten Privatlehrer Jeremias Flatt (man vgl. Nr. 26 und 38. dieser Mittheilungen) zum ersten Male sah und hörte, der mochte es, bei dem gar großen äußeren Contrast, der zwischen diesen beiden Männern war, wohl kaum für möglich halten, daß beide so innig, so gänzlich übereinstimmend wären in ihrer Lehre, in ihren Urtheilen, in ihrem Leben; beide so ein Herz und eine Seele. Und, in der That, hätte nicht in ihnen der gemeinsame Geist der Liebe Jesu Christi gelebt und gewaltet, der alle verschiedenartige Glieder seiner Gemeinde zu einem Leibe vereint, eine solche Freundschaft unter so sehr verschiedenartigen Naturen wäre unmöglich gewesen. Das war der Gedanke, der wohl Manchem einfiel, welcher einer jener Erbauungsstunden bewohnte, dergleichen jene beiden Greise gemeinsam für eine Anzahl gleichgesinnter Männer leiteten. Wenn Moser mit seiner eigenthümlichen, treuherzigen Gracität und mit seinem tiefen Baß irgend einen Satz ausgesprochen hatte, dessen Ausdruck und Form man die Schule anmerken konnte, durch welche der grundgelehrte, tiefdenkende Mann gebildet worden war (die Schule Bengels und Detingers), und wenn nun der heiter lächelnde alte Flatt, mit seiner kindlich hellen Stimme und Einfalt, den Satz aufnahm und auf eine solche Weise wendete, daß man anfangs hätte meinen mögen, dieser verstehe gar nicht, was Moser sagen wollte, wenn sich dann scheinbar ein Streit zwischen beiden entspann, wie zwischen einer Mutter und ihrem mit ihr spielenden Säugling, wobei man übrigens kaum wußte, welchen von beiden mit der Mutter und welchen mit dem Säugling man vergleichen sollte; wenn sich ein Streit entspann, wobei jedes Wort voll Salbung und Kraft war, jedes Wort, aus Liebe entsprungen, nur Liebe wecken mußte, dann kamen den Zuhörern öfters, mitten unter dem Lächeln, Thränen der Rührung in die Augen, und niemals drang ihnen die Wahrheit der Sprüche tiefer an's Herz: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist; und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirkt Alles in Allem.“ Und jener: „Es sind mancherlei Aemter, aber es ist ein Herr.“

In der That, mancherlei Aemter, zu deren jedem Gott allein dem Menschen das geben kann und gibt, was grade hier die rechte, bleibende Frucht zu schaffen dient. Dem Jeremias Flatt war für seine Kinder, denen ihn Gott zum Lehrer schenkte, eine sanfte, geduldige, weiche Kinderseele gegeben; Moser's Feld war in dem Gebirge Edom, ihm war zu seinem Berufe die Gestalt und Kraft eines Kriegsmannes nöthig. Der Anblick und die Weise des alten Flatt weckte in kindlichen und demüthig

gebeugten Seelen Vertrauen und Liebe; Moser konnte, so oft er wollte, bei den Stolzen eine unwillkürliche, wenn auch zuweilen nur vorübergehende Beugung, in sichern Sündern Furcht und Schrecken erregen, und häufig gelang es ihm dann auch, durch Gottes Kraft und Beistand, einen solchen Sünder zur Buße und zum Empfangen der ewigen Seligkeit, die in Christo Jesu ist, zu führen. Ein Beispiel der Art, wo von Moser's Wirkfamkeit Schrecken, aber auch Gnadengaben der Ewigkeit ausgingen, will ich hier erzählen.

Man rief ihn zu einem hochadeligen Herrn, einem Mann des Todes in doppeltem Sinne. Denn dieser erst fünfunddreißigjährige Mann lag nicht bloß todtkrank und abgezehrt bis auf Haut und Knochen darnieder, sondern auf ihm lastete, das wußte man im ganzen Lande, der Fluch vieler durch ihn verführter Seelen, vor Allem Einer, welcher er ein Geselle und Gehülfe auf ihrem für Tausende furchtbar einflußreichen Wege der Sünden gewesen war; der Fluch eines schändlich vergeudeten Lebens, einer durch das Laster gemordeten Leiblichkeit. Der Kranke schien sich, gegen Moser's allbekannten, zerschmetternden Ernst, nach einem Gehülsen und Sekundanten umzusehen zu haben, welcher etwa die gar zu heftigen Streiche des Bußpredigers abwehren oder doch mäßigen sollte. Ein hoher Stabsoffizier saß, als Moser in's Zimmer trat, am Bette des Kranken, ein Stabsoffizier, vor welchem, so sollte man meinen, der Garnisonsprediger wohl Respekt haben mußte. Moser lehrt sich daran nicht, sondern dringt, als sey er mit Gott und der Seele des Kranken allein, in und an diese mit Fragen ein, in denen ein Ernst der Ewigkeit liegt. Da unterbricht ihn der hohe Stabsoffizier und sagt: „Das sey Alles Firtelanz, nach dem Tode sey Alles aus.“ — Da schaut Moser mit seinem gewohnten Ernst dem Herrn ins Auge und fragt mit seiner Donnerstimme: Wissen Sie das gewiß? Und siehe, der Kriegsmann verstummt und wird bleich, nach einigen Minuten steht er auf und entfernt sich schweigend.

Moser spricht nun weiter mit dem Kranken, der zwar durch die sonderbare Gewalt, welche in der einfachen Frage lag, nicht minder erschrocken schien als der Stabsoffizier, zugleich aber auch verstockt und verschlossen; er antwortet kaum auf eine von Moser's Fragen. Da erhebt sich der Garnisonsprediger. Er bezeugt dem Mann des Todes Vergebung oder Verdamniß; die Nähe von Himmel oder Hölle; er bezeugt ihm den Namen und die Kraft dessen, welcher den Schlüssel hat zum Himmel und zur Hölle, er legt ihm zur Wahl vor: Segen oder Fluch. Darauf verläßt er den Kranken.

Schon am anderen Morgen ruft man ihn wieder zu diesem. Wie hat sich da, in einer einzigen Nacht, Alles so verändert! Der Kranke weint, so sehr die erstorbenen Augen dies noch können, ringt die Hände, nennt sich voll Verzweiflung einen verlorenen, verworfenen Sünder; er winselt laut vor dem Prediger, welchem er noch gestern kaum eine Antwort würdigen mochte. Da zeigt sich Moser's Kraft von einer anderen Seite. Mit starker Stimme, vor welcher das Winseln der Verzweiflung unhörbar wird, betet er dem Manne des Sammers ein Gebet der Zuversicht und des felsenfesten Glaubens an den vor, welcher nicht will den Tod des Sünders, welcher keinen, der zu ihm naht, will hinausstoßen, sondern welcher gekommen ist, die Sünder zu retten; selig zu machen, welche seinen Namen anrufen. — Der Kranke, überwunden von dieser Kraft, betet anfangs mit angstvoller, dann mit zuversichtlicher Stimme

die Worte nach, wobei freilich öfters heiße Thränen und die Worte sein Gebet unterbrechen: „O Gott, o Gott! gilt das auch für mich? Ist für mich verlorenen Sünder wirklich auch noch Gnade im Himmel?“ Moser antwortet im Sinne jenes alten Liedes:

Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade;
Seine Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sey der Schade. —

Er reißet, mit der Kraft des Christenglaubens, diese versunkene Seele herauf zum Kreuz, in welchem Sieg ist über Hölle und Tod. Der Kranke lebte noch einige Zeit; er starb in tiefster Reue und Zerknirschung, starb aber zugleich auch freudig, mit dem Namen dessen auf seiner Zunge und in seinem Herzen, der den Sünder gerecht macht.

Was wäre wohl aus diesem Kranken, aus diesem Manne der Verzweiflung geworden, wenn Moser sich von dem Ansehen und der Einrede des hohen Stabsoffiziers hätte schrecken lassen; wenn nicht vielmehr er über den Stabsoffizier und den vornehmen Kranken ein Schrecken von Gott ausgegossen hätte, durch seine einfache, aber schlagende Frage.

49) „Daß ich mein Leiden tragen mög
Gern, in Geduld und Stille.“

Es ist nicht der eigene Geist des Menschen, welcher in den Stunden des herzlichsten, innigsten Annahens zu Gott, in den Stunden der feurigsten Liebe zu dem Herrn und des Ringens mit ihm, allein betet und Worte spricht, sondern es ist dann ein höherer Geist: es ist der Geist aus Gott selber, welcher in und mit uns betet, welcher uns vertritt mit unaussprechlichem Seufzen. Es ist derselbe Geist, welcher aus den Propheten sprach, wenn diese auf die fernkünftige Zeit des Messias wissagten; derselbe, der dem David die Worte gab zu den Tönen der Harfe, als er des von Ewigkeit Geborenen, als er seines Herrn Leiden in den Tagen seines Fleisches, als er den Triumph und ewigen Sieg des zur Rechten Gottes Erhöhten besang. Denn dieser Geist weiß das Vergangene wie das Fernkünftige, er sieht in das Verborgene und Verschlossene. Als ein solcher Geist denn, welcher das Künftige weiß, erzeugt sich auch der Geist Jesu Christi, wenn er in und mit uns betet. Die Erfahrung einer großen Zahl von christlichen Beten aus allen Zeiten und Geschlechtern der Menschen bezeugt es, daß der Geist, der in ihnen war, unmittelbar vor dem Ausbruch einer großen Gefahr oder schwerer Leiden, ihnen prophetisch Worte in den Mund legte, in denen eine ganz besondere Kraft Gottes, ein ganz besonders angemessenes Heilmittel, grade gegen diese Gefahr, gegen dieses Leiden lag. So geschah es dem theuren Vater Köllner (jetzt in Basel) an dem Tage, wo er der schwersten Leidenstunde seines Lebens entgegen ging, in den Augenblicken, da sein geliebter Sohn unter den Händen des Mörders blutete; so geschah es jener Wittve, von welcher in Nr. 14. dieser Mittheilungen die Rede war, an dem Tage, da ihr einziger geliebter Sohn sich auf's Sterbelager legte. Andere fühlten sich gedrengt, mit besonderer Kraft und Bewegung um Abwendung einer großen Gefahr entweder von dem eigenen oder von einem fremden, theuren Leben zu beten, und siehe, die Gefahr trat wirklich ein, oder das eben in der Ferne sich befindende, theure Haupt war schon von ihr umstrickt, die Rettung aber kam auch. Ein Jüngling, von welchem ich an einem anderen Orte erzählt habe,

ward am Morgen desselben Tages, da ihn, mitten in der Blüthe der Gesundheit ein gewaltsamer Tod traf, auf eine unwiderstehliche Weise zum Singen von Sterbeliedern und zum Beten solcher Gebete getrieben, die ein Mensch betet, der heute noch aus dem Leibe scheiden und vor Gottes Angesicht erscheinen soll. Ja über ganze Völker, in denen mitten unter dem überhandnehmenden Verderben noch ein Funke des Glaubens an eine dem Menschen persönlich nahende Gottheit war, wurde nahe vor dem Einbruch großer, schwerer Gerichte Gottes und einer allgemeinen Noth ein Geist des Ernstes ausgegossen, der, wenn er auch in den Meisten nur ein vorübergehendes Erschrecken wirkte, doch Viele zur Buße rief, vielen Seelen zur Errettung diene. So erweckte Gott wenig Jahre vor dem Untergange des Reiches Juda unter dem versunkenen Geschlecht einen König (Josia), „dessen gleichen vor ihm keiner gewesen war, der so von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften sich zum Herrn bekehrte, nach allem Gesetz Moises; und nach ihm kam seines gleichen nicht auf.“ Und zugleich gab der Herr vor und mitten in der Gefahr dem Volke noch immer seine Propheten.

Dieser prophetische Geist, der uns Alle nach unserer nur ihm bekannten Noth vertritt, mit unaussprechlichem Seufzen, war es auch, der einst aus der armen Jakobine N. . . zu G. . . g betete, da sich ihrem Hause ein Jammer nähete, an welchen keine Menschenseele gedacht hatte. Es war ihr, als hörte sie die Stimme außer sich, so laut war das Schreien des Gebetes, dessen Inhalt schon die künftige Noth anging, des Gebetes:

„Daß ich mein Leiden tragen mög
Gern, in Geduld und Stille.“ —

Es war am Morgen; sie betet fort, im Sinn und Geiste dieser Worte, sie will Alles freudig aufnehmen, wenn nur seine Kraft in dem schwachen Gefäß sich mächtig zeigen, wenn nur er tragen helfen will, was dem armen Fleisch unmöglich seyn würde zu tragen. — Gott läßt ihr noch einige Tage Zeit, sich auf diese Weise im Glauben an ihn und im Gebet zu stärken. Dann kommt das unerwartete Leid. — Ihr herzlich von ihr geliebter Mann wird plötzlich gemüthskrank, von tiefer Melancholie ergriffen und umhergetrieben, die Ruhe, das äußere Glück ihres Lebens ist auf Jahre (bis zuletzt der Herr, unser Arzt, auch dieses Elend heilte) zerstört; ihr Herz wird täglich und stündlich durch den Anblick des Jammers zerrissen. Dazu hatte Gott der armen Jakobine auch noch andere Prüfungen zugesendet; von zehn lieben Kindern hatte er achte zu sich genommen und nur zwei ihr gelassen. Und dennoch hatte der Geist, der sie schon um Hülfe und Kraft beten gelehrt hatte, noch ehe die Noth da war, mitten in all' diesem Jammer sie so gestärkt mit Kräften des Himmels und sie so aufrecht erhalten, daß sie nie ihren Mund zu einer Klage vor Menschen aufthat, sondern was ihr Herz beugte, das erfuhr nur der, welcher Macht hat, auch in das tief verwundete, Balsam des Trostes auszugießen. Wenn sie der fromme Seelsorger, der diese Geschichte erzählte, über ihr häßliches Leid befragte, antwortete sie freudig unter Thränen: „Mehr als ich sagen kann, hat er mir Gutes gethan! Tausendmal mehr Gutes, als Uebles. Sein Kreuz ist lauter Segen und köstlich für die Seele! Ich bin sein und er ist mein! — Er kann all mein Unglück und meines Heinrich's Jammer wenden, wie er will. Aber, — o wie süß ist schon sein Name dem tieferwundeten Herzen; Balsam hat er auf mein Haupt gegossen! —

50) „Die Tauben hören.“

Laut und mächtig zeugten für die Gottes Kraft unseres Herrn alle die Wunder, welche sein heiliges Lehren begleiteten: die Blinden sahen, die Lahmen gingen, die Aussätzigen wurden rein, die Tauben hörten, die Todten stunden auf, und vor Allem, was er, der Herr selber, als das Höchste zuletzt nennt, den Armen wurde das Evangelium gepredigt. Was damals, als der Herr selber, leiblich sichtbar auf Erden wandelte und als seine heiligen Zeugen lebten, welche mit ihren Augen ihn gesehen, mit ihren Händen ihn berührt hatten, auch ein äußerlich sichtbares Wunderwirken war, dasselbe ist nun, da er innerlich bei den Seinen wohnet, in derselben Gotteskraft als damals, ein inneres, dem Sinnenmenschen meist verborgenes Wunderwirken geworden. Denn in der That ist es ein göttliches Wunder, wenn durch die Predigt des Evangeliums die geistlich Blinden plötzlich sehen, die geistlich Todten aufstehen. Ein solches Wunder der großen Gottesgnade, welches an einem armen Kinde geschah, wollen wir hier betrachten. Jakob Tanneaway erzählt die Geschichte in seinem Exempelsbuch für Kinder.

Ein frommer Prediger bei der Gemeinde zu Nowington-Butts in London steht bei seiner Thür, da kommt ein Bettelknabe zu ihm hin, an welchem, mitten durch den äußeren Schmutz und das leibliche Elend, furchtbar die innere Nothheit und Verworfenheit hervorblüht. Da fühlt sich der Prediger plötzlich in seinem Herzen bewegt, dieses elenden Kindes sich anzunehmen; dasselbe ganz bei sich zu behalten. Ein Entschluß, der Jedes der Seinigen, das den gräßlich entstellten Gassenbuben erblickte, und ihn selber schon in der nächsten Stunde in Schrecken hätte setzen müssen; hätte nicht der ihn selber bei der Ausführung gestärkt, welcher den Entschluß zuerst in's Herz legte. Denn man konnte dieses gräßlich entstellte, unflätige Kind nicht ohne Ekel ansehen, und wenn dasselbe bei allen seinen Reden in die furchtbaren Flüche, Verwünschungen und gräueltvolle Worte, aus der Schule des Lasters, ausbrach, konnte man es auch nicht ohne Ekel und Entsetzen anhören. Der gute Pfarrer hatte in sein Haus ein Wesen aufgenommen, das schlimmer war als das schlimmste und wildeste Thier. Und allem Anscheine nach auch schwerer zu bändigen, als jede solche Kreatur. Denn alle Worte der Ermahnung, alle Zucht und Strafe, alles Gebet schienen an diesem kleinen, noch nicht neunjährigen Ungeheuer verloren; den ganzen Tag hindurch übt er, so weit nur seine Kräfte und Fähigkeiten dies erlauben, Bosheiten aus oder sinnt auf welche, jedes Wort von ihm beleidigt Anstand und Gefühl, für jede christliche Einsprache ist er wie gänzlich taub und verschlossen, in aller christlichen Erkenntniß ist er unwissender als ein Heide.

Der Pfarrer betet immer ernstlicher und dringender, vorerst um Knabe, Geduld und Weisheit für sich selber, auf dessen Seele jetzt die Seele dieses Kindes gelegt ist, dann um Gnade und Erbarmen für das arme Kind. Und sein Gebet ist nicht vergebens. Schon nach einigen Wochen wird plötzlich eine augenfällige Umkehr und Veränderung an dem Knaben bemerkt. Er wird still, in sich gekehrt, folgsam, demüthig, dienstfertig auch

wo man ihm den Dienst nicht geheißen hat und Niemand denselben sieht. Er betet häufig im verborgenen Winkel, wo ihn nur das sorgsam ihm nachgehende Auge seines Pflegevaters erspäht; er betet unter tausend heißen Thränen. Das wilde Herz ist gebrochen und wird hinweggenommen; ein neues Herz wird der elenden Kreatur gegeben; der Mund spricht Worte, die nur der Lehrer im Innern, der unsere Seele für das ewige Leben erzieht, dieser eingeben kann. Jetzt ist nur der einzige Kummer, die einzige Noth des armen Knaben der Gedanke: daß er seinen Herrn und Heiland, der für ihn aus Liebe starb, so oft, so schwer, ach auf eine vielleicht ewig unverzeihbare Weise, durch seine Gräuelt und Sünden beleidigt habe. Doch mitten in diesen Kämpfen des Zweifels wächst auch der Glaube, und in der Kraft dieses Glaubens wird er schon jetzt allen Bewohnern des frommen Predigerhauses zu einem laut von Jesu Christi Macht an den Menschenseelen zeugenden Wunder.

Nur kurze Zeit war der Knabe auf diese Weise dem Herzen des Mannes, der seine Seele im Gebet errungen hatte, geschenkt worden, da verwandelte eine anstößende Kunde das Pfarrhaus in ein Kranken- und Trauerhaus. Auch der arme Knabe wurde ergriffen und fühlte das Nahen seines Todes. Da wollte sich Gottes Geist noch einmal an dieser elenden Kreatur in seiner ganzen Kraft herrlich erweisen und den Menschen zeigen, daß er es in seiner Macht habe, die Seelen der Verstorbenen und von der Welt Verworfenen, ja die Seelen der weit von ihm Abgewichenen und Verirrten, von den Säumen und Straßen, wo sie in ihrem Blute lagen, hereinzuführen in sein Haus und daselbst sie satt und trunken zu machen von den Gütern seines Hauses. Als durch den kräftigen Zuspruch des Pflegevaters in der Seele des Knaben der bange Zweifel: ob sich wohl Gott einer so gräueltvollen, sündigen Kinderseele erbarmen werde, vollends ganz überwunden war, da ward sein Mund voll Lobes und Jauchzens, so daß der Pfarrer öfter sagte, sein Haus, bei aller äußeren Noth, die eben in ihm herrschte, sey damals wie ein kleiner Himmel gewesen, wo die Stimmen der Seligen und Engel Gott lobet ohne Aufhören. Und so entschlief der Knabe selig, im Glauben an seinen Herrn, seines Alters noch nicht neun Jahre. Er hatte den Tag seines Todes (den Freitag) vorausgesagt und mit stiller Freude der letzten Stunde entgegengesehen.

Wie weiß doch der gute Gärtner und Hausvater jede Frucht, welche er für seinen Haushalt brauchbar machen will, und wenn sie auch noch so sehr unter dem Schutt versteckt emporkeimte, zur rechten Stunde, — wenn die Zeit der Reife nahe, hinzustellen an die Strahlen der sie zeitigenden Sonne. Er führte den Knaben zum Haus des mildthätigen Pfarrers, weil er diesem, der schon so manchem Armen Gaben gereicht hatte, selber eine Gabe schenken wollte, deren Herrlichkeit und Schönheit ihren Empfänger freuen wird und beseligen ohne Aufhören, und vor Allem gab er dem jungen Weinstock, den er noch auf Erden aus der Seele dieses Kindes ziehen wollte, an jenem väterlich gesinnten Greise eine feste Stütze, an welcher er sich emporranken konnte.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 7. Juli.

N^o 54.

Aus dem ersten Jahresberichte der Evangelischen
Gesellschaft zu Genf.

Der gegen acht Bogen starke Bericht über die Arbeiten der Evangelischen Gesellschaft, der gegenwärtig im Druck erscheint, enthält die in ihrer ersten allgemeinen Versammlung vorgetragenen Reden und Rapporte der von den einzelnen Committees hiezu ernannten Berichterstatter, nebst der Rechnungsablage über die erhaltenen Beiträge und gehabtten Auslagen. Die Gesellschaft besteht nämlich, wie die meisten ähnlichen, aus einer großen Zahl beitragender Personen, die an ihren Arbeiten persönlich keinen unmittelbaren Antheil nehmen, sondern nur eine freie öffentliche Vereinigung bilden, der das allgemeine Committee, das die Geschäfte führt, eben so öffentlich von denselben Rechnung zu erstatten hat. Dieses Committee, zum Theil aus Geistlichen der Reformirten Kirche, größtentheils aber aus angesehenen Bürgern Genfs, Mitgliedern derselben Kirche, bestehend, hält regelmäßig wöchentlich eine mehrstündige Sitzung zur Berathung und definitiven Entscheidung der allgemeinen oder wesentlichen Angelegenheiten, deren Ausführung dann entweder den betreffenden Special-Committees oder Mitgliedern, oder dem engeren Ausschuss von fünf Mitgliedern, dem die Leitung der laufenden Geschäfte anvertraut ist, übertragen wird. Ueber jene Special-Committees, die sich, jedes besonders, ebenfalls wöchentlich versammeln, und die Vertheilung der Arbeiten unter sie, ist in der Ev. K. Z. bereits berichtet worden. Diesmal entheben wir ihren Rapporten vorzüglich die Data über die Resultate ihrer Bemühungen.

Die öffentliche General-Versammlung fand den 3. Mai, im Lokal der Gesellschaft statt, *) da man sich geweigert hatte, ihr den Saal des Casino zu dem Zwecke, gegen Vergütung, einzuräumen. Die zwei geräumigen Zimmer nebst dem anstossenden Sitzungszimmer des Committees waren gefüllt, meist von wahrhaft theilnehmenden Zuhörern. Aus der Waadt waren mehrere Prediger angekommen, einer selbst aus Basel, als Abgesandter der dortigen Freunde. Pfarrer Gausson eröffnete die Sitzung

durch ein Gebet, worauf Herr Eramer, Mitglied des Repräsentanten-Raths der Republik Genf, und damals Vorsitzer der Evangelischen Gesellschaft, die Eröffnungsrede sprach.

Herr Eramer begann durch eine Bemerkung, deren Wahrheit eben so einleuchtend ist, als es dennoch zweckmäßig ist, sie bei solchen Gelegenheiten öfters zu machen. Unsere Zeitgenossen alle bedienen sich für die verschiedenartigsten Zwecke in höherem Grade, als es sonst zu geschehen pflegte, der Vereinigung in Gesellschaften. Warum sollten sich denn die Christen unserer Zeit nicht auch mehr als jemals vereinigen, warum will man es ihnen grade verübeln, wie dies in Deutschland neulich noch von namhaften Theologen geschehen ist? Es ist also gut, wie es hier geschah, öfters auf die Gleichheit der Mittel und doch auf die Verschiedenheit des Zwecks aufmerksam zu machen: „Dem Volke der Christen war es vorbehalten, Gesellschaften zu stiften, die in ihren Arbeiten die ganze Welt umfassen, die sich ohne Unterschied der Entfernungen, Nationen und Sprachen bilden! — Auch geben ihm seine Gegner selbst das glückliche Zeugniß, daß es vorwärts schreitet wie ein Mann. Und konnte es anders seyn? Sie haben Alle ein und dasselbe Haupt, Jesum Christum; ein und dasselbe Banner, das Kreuz Jesu Christi; ein und dasselbe Gesetz, das Evangelium Jesu Christi; ein und dasselbe Begehren, Jesu Christo die Seelen zuzuführen!“ „Es ist uns süß, anzuerkennen, daß die Reformirte Schweiz thätigen Antheil genommen hat an dieser heiligen Verbrüderung, daß zu Basel die bewundernswürthe Missionsanstalt gestiftet wurde, aus der die Salket, die Dietrich, die Kugler, die Gobat und so viel andere Jüglinge hervorgingen, deren Eifer und Arbeiten an das apostolische Zeitalter erinnert. Genf und einige andere Städte sahen bald in ihrer Mitte Bibel- und Missionsgesellschaften entstehen. Später vereinigte man im Kantone Waadt diese verschiedenen Gesellschaften unter dem Namen: Evangelische Gesellschaften, um in ausgebehnter Sphäre zum Fortschritte des Reiches Gottes mitzuwirken. Und wirklich, wäre diese Vereinigung in allen Zeiten schön und edel gewesen, wie viel mehr in denen, darinnen wir leben, in diesen Zeiten der Verwirrung und Unruhen, wo der Staatskörper in seinem Grunde erschüttert seiner Auflösung entgegenzuehrt scheint, wo das Sittenverderbniß, die Vermehrung der Verbrechen und Selbstmorde nur

*) Rue des Chanoines, No. 115. (was auch, für Beiträge und Correspondenz, die Adresse der Société Evangélique ist).

zu deutlich die Fortschritte der Irreligiosität und Sittenlosigkeit bezeugen; in solchen Zeiten vorzüglich gebührt sich's, den Christen der Welt die Wahrheit zu verkündigen, daß so vieler Unordnung nur ein Damm entgegengestellt, so vielem Uebel nur durch ein Mittel abgeholfen werden kann, — das Evangelium. In dieser Lage der Dinge, mit dieser Absicht bildete sich im Januar 1831 unsere Evangelische Gesellschaft. — Bald sahen sich ihre Stifter durch die zahlreiche Theilnahme achtungswürdiger Freunde gestärkt und ermutigt. — Die Correspondenz, theils mit ähnlichen Gesellschaften, theils mit einzelnen ausgezeichneten Männern, die zu Correspondenten erwählt wurden, ist sehr ausgebreitet. Sie ertheilen uns ihre Rathschläge, und sammeln die Beiträge für unsere theologische Schule. — Ihren Gegnern und Verläumdern antwortet die Evangelische Gesellschaft heute durch die Aufzählung ihrer Arbeiten, und so, hoffen wir, wird sie ihnen immer antworten."

Hierauf verlas der Rechnungsführer, Herr Gautier, die überschüssliche Rechnungsbilanz (ausführlich findet sie sich zu Ende des gedruckten Rapports), nachdem er vorher die Freude der Evangelischen Gesellschaft ausgedrückt, sich so von allen Seiten, vom Throne bis zur Hütte herab, unterstützt und ermutigt zu sehen. Die Einnahmen für die Missionen beliefen sich auf 1930 Franz. Fr., die — fast zu gleichen Theilen — an die Anstalten in Basel, Paris, Lausanne und die Juden-Missionsgesellschaft in Toulouse vertheilt wurden. — Für Bibeln und Testamente erhielt man 166 Fr. in Beiträgen und 1111 Fr. als Bezahlung für vertheilte Exemplare, und eine beträchtliche Anzahl Bibeln von London, für die besondere Rechnung gehalten wird. Für Traktate nur 112 Fr., worunter fast 30 Fr. als Bezahlung, so daß eine Passivschuld von 62 Fr. blieb, obgleich die Gesellschaft von der Londoner Traktatgesellschaft eine große Sammlung geschenkt erhielt. — Dagegen hatte die religiöse Bibliothek 619 Fr. Einnahmen, neben einer großen Zahl geschenkter Bücher. Für die Mädchenschule wurden 755 Fr. mehr ausgelegt als eingenommen; für die Zukunft aber wird sie von der Hülfsgesellschaft der Damen besorgt werden. — Für das Lokal existirt eine Passivschuld von 1194 Fr. — An das Stadthospital wurde abgeliefert eine Summe von 138 Fr. (als Ertrag einer im Saal zur religiösen Erbauung aufgestellten Börse). — Die Summe der Gaben ohne besondere Bestimmung betrug 7179 Fr. — So daß sich die Gesamteinnahmen auf 11521 Fr., die Gesamtausgaben aber auf 7063 belaufen. — Die besondere Rechnung für die theologische Schule dagegen zeigt eine Einnahme von 20107 Fr., wovon am 31. März in Cassa verblieben: 16072 Fr.

Aus dem Rapporte des Herrn Pfarrer Galland, den er theils selbst erstattete, theils im Namen des Damen-Committees verlas, theilen wir hier weiter nichts mit, indem wir auf den früheren Bericht über die Erbauungsstunden, die Schulen und den Katechumenen-Unterricht verweisen, mit Ausnahme der Nachricht, daß die Gesellschaft, um dem Bedürfnisse genügen zu können, daran denkt, ein größeres Lokal für die religiösen Versammlungen zu errichten. Dieser Gegenstand wird besonders dem Gebete und der thätigen Liebe der Brüder empfohlen.

Herr Tronchin, Sohn (jetzt Präsident der Gesellschaft), erstattete den folgenden Bericht, der besonders ansprach, durch die einfach herzliche Sprache sowohl, als durch die Mittheilung wichtiger Nachrichten über die Verbreitung des Evangeliums in Frankreich. Neben der Genfer Bibelgesellschaft,

die, seit achtzehn Jahren bestehend, und von zahlreichen Zweiggemeinschaften unterstützt, mehrere tausend Bibeln bereits im Kantone verbreitet hat, und neben den auch hiefür sehr thätigen separirten Kirchen verkaufte das Bibel-Committee der Evangelischen Gesellschaft in den Schweizerischen Kantonen, vermittelst seiner Niederlagen bei thätigen Freunden, 413 Bibeln, 753 R. L. und 30 Evangelien. Aber da es eine bedeutende Anzahl R. L. in der (katholischen) Uebersetzung von Sach erhalten hatte, dachte es auch ernstlich an Frankreich, wohin schon seit einiger Zeit einzelne christliche Prediger Bibelverträger (colporteurs) ausgesandt hatten. Diese Versuche waren gesegnet gewesen, so oft man nicht besoldete Leute, sondern Befohrene, dazu gebraucht hatte. Im November bot sich G., ein bekehrter Katholik, seines Berufs ein Handwerker, zu diesem Geschäft an, und wir sandten ihn in ein benachbartes Departement. Er hatte mit vielen Vorurtheilen zu kämpfen, und war oft den Beschimpfungen und Drohungen ausgesetzt. Wenn er in ein Dorf trat, vergaß er nicht (wie er uns erzählte), den Herrn zu bitten, daß er ihn leiten möge. Dann trat er in die Häuser, wo er oft auf beleidigende Art zurückgewiesen wurde. — Zuerst mußte er sich an eine Behörde wenden, um einen nothwendigen Schein zu erhalten. Man befragte ihn über die Auswahl der Bücher, die er verkaufe: Sind es nicht Methodisten-Bücher? Er zeigte seine Bibeln und fragte dann: Was denken Sie, daß die Methodisten glauben? Man antwortete: Sie glauben, daß sie aus Gnaden gerettet sind durch den Glauben an Christum. Er erwiderte, dies sey die Wahrheit, sey die Lehre des Wortes Gottes, fragte darauf, ob man selbst eine Bibel habe, bat, sie ihm zu zeigen, und las nun das erste Kapitel an die Epheßer, das dritte an die Galater, und das dritte an die Römer vor. Die Antwort war, das hätten Menschen geschrieben; man glaube nicht daran, und übrigens: Wenn man todt ist, ist Alles todt. — Das war G's. erster Versuch. Aber satt entmuthigt zu werden, fühlte er sich um so mehr gedrungen, die Freundschaft von dem Heile in Jesu Christo zu verkündigen. Bisher hatten er die Freude, gutgestimmte Seelen anzutreffen, die ihn mit Theilnahme aufnahmen. Den 28. December (schrieb er) durchlief ich mehrere Dörfer, wo es mir, durch Gottes Gnade, gegeben war, von Jesu Liebe zu reden. Da es kalt war, hießen mich die Leute eintreten, um mich zu wärmen, und in allen diesen Dörfern sirente ich im Namen Jesu den Samen aus. — Seine erste Wanderung dauerte etwa einen Monat. Er verkaufte 17 Evangelien Johannis, 25 R. L. von Sach, 99 Traktate und religiöse Kalender. — Er verreise wieder in andere Departements und wurde in diesem Departement durch einen anderen ersetzt: Louis R., Steinmetz von Profession. In demselben Distrikt, wo G. eine so wenig reiche Ernte gefunden hatte, verkaufte er in den fünf ersten Wochen 150 R. L., 12 Bibeln, 74 Evangelien Johannis, 94 Traktate. — Die Reise G's. im Departement du Doubs war sehr ermutigend; inmitten der Finsternisse der Unwissenheit und des Unglaubens fand er sehr empfängliche Herzen. Er wandte sich an alle Klassen, stellte sich an die Thüre des Reichthums wie des Armen, besuchte Hospitäler und Kasernen; seine christliche Einfalt verschaffte ihm Gelegenheit, das Wort Gottes Personen zu verkündigen, die bis dahin für jede religiöse Idee unzugänglich gewesen waren. Ich glaube, noch einige Bruchstücke aus seinem Tagebuche anführen zu müssen:

Den 9. Februar. Ich verkaufte heute in den Gemeinden P. und St. S. 22 R. L., 1 Evangelium Johannis und

etwa 55 Traktate. Ich habe diesen Tag die große Freude gehabt, mich mit mehreren Personen von der Güte Gottes gegen die Sünder unterhalten zu können.“

„Den 5. März verließ ich M. Die Christen zu M. und in den benachbarten Dörfern sind den Drohungen und den Beleidigungen aller Art von Seiten der ganz Ungläubigen (incrédulés) ausgesetzt. Aber Gott ist der Stärkste und zuletzt wird er seiner Feinde spotten (Ps. 2.). Im Dorfe M. hatte ich 10 N. T. und 2 Evangelien verkauft. Darauf besuchte ich einen Mann, der seit anderthalb Jahren krank ist, und dem ich das theure Wort von der Gnade durch den Glauben an Jesum verkündigte. Er war erfreut, mich zu hören. Mehrere andere Personen hörten mir zu, und der Kranke kaufte sich ein Evangelium, um es in seinem Bette zu lesen. Nachher durchlief ich noch vollends das Dorf und redete mit anderen Personen, die auf das Evangelium hören.“

Folgendes ist ein Bruchstück aus einem Briefe der Colporteurs L. und G., vom 15. April, aus St. B.:

„Der Herr hat uns die letzten Tage sehr gesegnet, Dank sey ihm dafür! so sehr, daß wir in einer Woche 204 N. T. und 8 Bibeln verkauften. Wir sprachen mit vielen Personen von Gottes Barmherzigkeit in Jesu Christo, und haben Hoffnung für Mehrere, denn der Herr hat uns gezeigt, daß dies der Augenblick war, ihnen die gute Nachricht vom Heile zu bringen. Der Papiismus ist in diesem Lande verfallen, und ein fürchterlicher Unglaube (incrédulité, Rationalismus oder Materialismus) an seine Stelle getreten. Wohin man komme, man ist willkommen, wenn man gegen die Irrthümer der Römischen Kirche spricht. Aber spricht man von der Befehrung des Herzens, von der Gerechtigkeit, der Mäßigkeit und dem letzten Gerichte, dann hört man die Worte des Landpflegers Felip. Nichts desto weniger ist es jetzt die Zeit zu sein und den Vater der Erndte zu bitten, viele Arbeiter zu senden.“

Im Ganzen sind jetzt sieben Colporteurs angestellt, von denen je zwei oder drei derselben Straße nachgehen, und sich des Abends gewöhnlich in den Quartieren vereinigen. Sie erhalten vom Committee nur Nahrung und Kleidung. (Die Kosten betragen bis jetzt nicht ganz 185 Fr.) — „Sie sehen, m. S. (fährt der Berichterstatter fort), daß dieses Werk von Seite derjenigen, die sich ihm widmen, Takt und christliche Erfahrung erfordert. Um des Evangeliums willen muß man sich hüten, Christen auszusenden, die nicht hinlänglich befestigt wären oder an den verschiedenen Klippen, bei denen sie vorbei müssen, Gefahr leiden können. Aber Gott segnete das Werk auf ganz besondere Weise. Obgleich unsere Rechnungen (vom November 1831 an) nur bis zum 31. März gehen, glaube ich Ihnen die Zahl dessen mittheilen zu müssen, was unsere Verträger bis jetzt verkauft haben: 969 N. T., 24 Bibeln, 121 Evangelien (und außerdem gegen 1500 Traktate). — In Allem hat also das Bibel-Committee dieses Jahr 2313 Exemplare der heiligen Schrift verkauft.“

„Glauben Sie nicht, m. S., daß die Departements, die unsere Colporteurs durchwanderten, die einzigen sind, die einige Symptome einer religiösen Erweckung darbieten. Gott sey's gedankt! die Bibel ist seit einigen Monaten mehr in Frankreich verbreitet als je, selbst als zur Zeit der Reformation. Und während die Feinde Christi in allen Richtungen agieren, während sie mit vollen Händen Broschüren, Pamphlete und Bücher ausstreuen, mit denen sie, in ihrer Thorheit, meinen, das Evangelische Werk vernichten, und die Völker zur Rebellion gegen Gottes Wort rufen zu können; während man nichts spart, weder

die Waffe des Spottes, noch die der Verläumdung, um die frommen Seelen wandend zu machen: handelt eine andere Hand — die die Herzen der Völker und Könige hält, die die Kranken heilte und die Augen der Blinden öffnete, den Stummen die Rede gab, den Todten das Leben, die die Gewitter schweigen hieß, die, die Himmel und Erde schuf! handelt noch heute, und wir beklagen den, der inmitten so großen, feierlichen Aufrufs, sie nicht erkennt!“ —

Wir übergehen, wie auch der Berichterstatter fast völlig that, die Missionsnachrichten. — Die religiöse Bibliothek besteht aus 502 Schriften und 651 religiösen Broschüren, Zeitblättern und dergl., nicht inbegriffen die Traktate, die den Kindern der Sonntagschule geliehen werden, um sie mit nach Hause zu nehmen. Die Zahl der Abonnenten betrug dies erste Jahr 160, so daß es an Büchern, nicht an Lesern fehlt. Einige tausend Traktate sind auch in einzelne Bändchen zusammengebunden worden, um bequemer ausgeliehen zu werden. —

Aus dem Berichte Herrn Pfarrer Merle d'Aubigné's über die theologische Schule theilen wir nur Folgendes mit über ihre Entstehung, Bildung und ihren Geist. Gegenwärtig gibt es, in den Ländern Französischer Sprache wenigstens, drei Fakultäten für Evangelische Theologie, auf denen eine Lehre herrscht, die wir nicht für Evangelisch erkennen können. Kann man es uns verargen, wenn wir daran dachten, auch eine Schule zu haben, wo unser Glaube gelehrt würde? Schon längere Zeit war man in Frankreich mit dieser Idee umgegangen. Den 1. Februar 1831 sprach sie ein Mitglied des Committee als seinen Wunsch aus; Aller Herzen rechtfertigten ihn. Das Bedürfnis der Kirchen sprach gewaltiger als lange Reden. Einstimmig wurde der Versuch beschloffen und an zwei Prediger geschrieben, von denen jedoch nur der eine (Merle selbst, damals Französischer Pfarrer und Präsident des Consistoriums in Brüssel), nach langem Erwägen, den Ruf annahm. Ein Mitglied des Committee eröffnete ihm einen Kredit von 10000 Fr., die anderen folgten mit reichlichen Beiträgen. Auf die Empfehlung der Herren Professoren Holuck und Hengstenberg hin ward Herr Steiger an die Schule berufen, später Herr Licentiat Häbernick in Berlin. Herr Pfarrer Galland (früher Französischer Pfarrer in Bern und Direktor des Missionshauses in Paris) übernahm einige Vorlesungen über praktische Theologie. Die Intoleranz der Genfer Geistlichkeit schenkte der Schule noch einen ersetzten Lehrer in der Person des Herrn Pfarrer Gausson. Auf die Ankündigung hin flossen aus allen Gegenden Beiträge zusammen. Ein Deutscher Fürst sandte einen Wechsel von 1000 Fr. In der Bischöflichen Kirche Englands bildete sich ein Verein der namhaftesten Theologen zur Unterstützung unserer Anstalt. Holland blieb nicht zurück. Amerikanische Freunde, obgleich unbekannt von Person, übernahmen die Kosten von fünf Stipendien. Noch mehr thut natürlich noch, und wird natürlich einer Anstalt dieser Art noth thun, so lange sie besteht. Aber so lange sie sich selbst trenn bleibt, so lange sie ihrem Wesen, der reinen Lehre nach Gottes Wort, treu bleibt, werden Gott und Gottes Kinder sie nicht verlassen. Möge dieser Bericht selbst auch dazu dienen, ihre Herzen und Hände zu öffnen, damit der schwache, aber gesegnete, über Erwarten, Bitten und Verstehen gesegnete Anfang sein Gedeißen und Fortgang habe!

Seit Anfang dieses Jahres fanden einige vorläufige Vorlesungen statt, mit denen auch für die weniger vorgeübten Zöglinge ein Unterricht in der Griechischen und Lateinischen Sprache

verbunden war, der von einem Deutschen erteilt wurde. (Seither haben, am 7. Mai, die Vorlesungen des ersten Semesters, deren je sechs einen vollständigen theologischen Cours bilden, wirklich begonnen. Zur Aufnahme haben sich bis jetzt elf Studenten gemeldet; aus Gent, Waadt, Frankreich, England, Deutschland und Neuchâtel. Außer ihnen wohnen einige Andere regelmäßig den Vorlesungen bei. Zur Aufnahme sind Abiturienten-Zeugnisse beizubringen, widrigenfalls sie nur nach Bestehen eines Examens gewährt wird; dessen Beschaffenheit das dem Rapporte beigelegte Reglement kennen lehrt. Aus Frankreich ist erst ein Zögling eingetroffen, die Abreise Anderer, die angekündigt sind, wurde verspätet.)

Um das Wesen der theologischen Schule genauer kennen zu lehren, sprach sich Herr Nerle im Namen der gegenwärtigen Lehrer ausführlich über ihre religiösen Ueberzeugungen aus, gemäß den Ankündigungen in den Ausdrücken, in denen die verschiedenen Glaubensbekenntnisse der Evangelischen Kirchen Deutschlands, der Schweiz, Frankreichs, Schottlands und Englands die Haupt- und Fundamentalartikel des Christenthums aussprechen. Dann fuhr er in folgenden Worten fort:

„Uebrigens wird es nicht nöthig seyn, Ihnen, m. H., zu sagen, daß der Charakter unserer Schule nicht schlechthin in dem Vorzuge bestehen wird, den wir einem Lehrsystem vor den anderen erteilen. Wir trennen nicht von den Lehren diesen immer lebendigen, immer neuen Geist, durch den Gott im Anfang Himmel und Erde schuf, durch den er in den Tagen der Apostel die Kirche schuf, und der allein gegenwärtig die menschliche Gesellschaft aus dem Chaos zu retten vermag. — In diesen Tagen des Materialismus und Unglaubens thun kräftige Lehren und lebendiger Geist beide gleich noth: Die Lehren ohne den Geist wären nichts mehr als unfruchtbare Abstraktionen vergangener Zeiten. Der Geist ohne die Lehren hat kein Daseyn; eine vage Religiosität ohne Kraft, die höchstens dazu dient, tönende Nebel hervorzubringen, tritt an seine Stelle. Damit ein Hebel eine mächtige Last zur Höhe bringe, muß er auf festem Stützpunkte ruhen, und dergleichen gibt es nicht in der geistigen Welt, außer den herrlichen, unerschütterlichen Wahrheiten des Wortes Gottes, die Sie so eben vernommen. Durch diese und den Geist, der sie mittheilt, wird die Welt geändert werden, wird ein göttlicher und praktischer Spiritualismus, vom Himmel zur Erde steigend, in den materialistischen und egoistischen Menschenherzen Platz gewinnen, wird sich hienieden ein Volk Gottes bereiten und für die ewigen Wohnungen vorbereiten.“

Nach diesem Glaubensbekenntnisse der gegenwärtigen Professoren folgt ein vorläufiger Bericht über die Methode ihres Unterrichts, die theils der auf Deutschen Universitäten befolgten gleich ist, was die Vorlesungen und die Errichtung wissenschaftlicher Vereine (Seminarien) betrifft, theils die auf den Französischen Fakultäten herrschende Methode in Bezug auf die Beaufsichtigung und wissenschaftliche Anregung aller Studenten noch zu übertreffen sucht. Endlich werden in Kürze die drei Grundsätze angegeben, nach denen diese Schule vom Committee errichtet wurde und ferner geleitet werden soll. Diese sind:

1. „In Allem, was die Errichtung dieser Schule betrifft, die Ehre Jesu und seines Wortes, mit Verwerfung aller Menschenlehre als einzigen Zweck zu suchen;“

2. „Sich auf weiter Basis zu halten und jedes Princip der Sektirerei und Separation zu vermeiden.“

3. „In den theologischen Wissenschaften fortzuschreiten und zu fördern, Alles aufzusuchen, was zur Entwicklung des Christen und des Dieners Jesu Christi beitragen kann.“

Wir schließen hier unsere Mittheilung über dieses Fest, das zwei Waadtländische Geistliche, der Eine durch eine kurze Rede, der Andere durch ein Gebet schlossen. Im gedruckten Rapporte findet man außerdem noch eine Rede von Pfarrer Gausson, die den Eindruck der einzelnen Berichte kräftig concentrirt und das Herz der christlichen Leser zu noch größerer Freudigkeit, noch innigerem Danke für dieses Werk des Herrn erheben muß. Mögen sie also prüfen und erwägen, die Einen, ob es nicht ihrer thätigen Theilnahme werth sey, die Anderen, denen die Sorge für theologische Studien vertraut ist, ob es nicht auch hierin ihr Vertrauen verdiene, ob sie nicht durch Zusendung frommer und fähiger Zöglinge das Wohl dieser Anstalt und der Evangelischen Kirche zugleich befördern können! Mögen Alle aber vorzüglich dies Unternehmen mit dem Gebet ihrer Liebe begleiten!

Mittheilungen aus dem Reiche.

51) „Harre des Herrn.“

Der Zuchthausprediger, von welchem in Nr. 32. dieser Mittheilungen erzählt wurde, der liebe, nun auch selig vollendete Pfarrer Möller zu Dömitz, pflegte junge Candidaten der Theologie sehr vor einem voreiligen, ungeduldrigen Hinzubringen zum greifen, schweren Amt eines Seelorgers und Verkündigers des Wortes zu warnen und davon abzumahnern. Ihn habe der Herr der Gemeinde, so erzählt er, auch gar viele Jahre im Harren geübt und sich dann auf einmal, über alles Hoffen und Erwarten, herrlich an ihm bewiesen. Möller's Jugendgeschichte war in dieser Hinsicht merkwürdig genug, wie dies schon die wenigen Züge beweisen können, welche wir hier erzählen wollen.

Möller war der jüngere Sohn eines damalig herzoglichen Eigenthumsbauern und hatte als solcher keine andere Aussicht für die Zukunft, als, entweder einmal Baurenknecht oder Soldat zu werden. Aber so wenig diese Ausichten seiner Neigung günstig waren, kannte er doch den Gang und das Sehnen, das schon in der Kindheit erwacht und in der Schule genährt worden war, nicht unterdrücken: das Sehnen, einmal Lehrer und Prediger des Evangeliums zu werden. Die ihm doppelt liebe Zeit des Besuchs der Schule war nun zu Ende; er mußte im Sommer auf's Feld, im Winter an die Geschäfte des Stalles und Haushaltes gehen. Aber mitten unter der Arbeit überfiel ihn wie ein schöner Traum sein alter Wunsch: O daß du doch einmal Prediger des Evangeliums werden dürftest, und wenn er am Sonntag in der Kirche den lieben, treuen Pfarrer predigen hört und mit offenem Herzen und Ohren die heilsame Lehre von ihm vernimmt, da denkst und betest er öfter: O Herr Jesu, dürfte ich doch den Menschen auch deinen Namen verkündigen. Und er, welchem das Verlangen der einfältigen und treuen Seelen, zu wohnen in seinen Vorhöfen und Theil zu nehmen an seinem Dienst, wohlgefaßt, hörte dieses Gebet und nachdem er das Verlangen von allen ihm anklebenden Unlauterkeiten und Eigenheiten geläutert hatte, gewährte er dasselbe.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 11. Juli.

N^o 55.

Versuch zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum
in einer unter den Gläubigen verbreiteten Lehre vom
Reiche Gottes.

(Fortsetzung.)

Siebenter *) Artikel. Tod und Unterwelt.

Ein Satz der Menschens Lehre, den wir nur aus dem früher in ihr waltenden Mysticismus zu erklären wissen, dessen kenntlichstes Bruchstück er ist, kann uns hier nur im Vorbeigehen beschäftigen, da er theils wenig von Gründen unterstützt wird, theils wenig Einfluß ausübt: die Behauptung, daß der Mensch einen doppelten Körper habe, einen größern, den er mit dem Tode ausziehe, und einen feinern, der auch nach dem Tode bleibe, bis er in der Auferstehung wieder mit dem größern, nun aber vergeistigten überkleidet werde. Wir würden über diese unschuldige Träumerei hinweggehen, wenn nicht theils manches Andere sich leicht daran anspönne, theils wirklich ein großer Mißverständnis dabei obwaltete. Nicht nur die Ausdrücke, die dabei gebraucht werden, sind, wie man sieht, biblische; man suchte auch diesen Lehrsatz selbst in der Bibel auf, und glaubte wirklich — was kaum zu begreifen ist — eine Bezeichnung des himmlischen Körpers in dem biblischen Ausdruck: innerer Mensch, zu finden (Anl. S. 72 f.), z. B. Eph. 3, 14 — 16. Man behauptete also auch ferner, daß dieser Körper „durch jedes Wohlverhalten gewinnt, gestärkt und verschönert wird,“ durch jede Sünde aber verdorben oder befleckt, und bezog auf ihn auch 2 Cor. 4, 16 — 18. Es ist aber unläugbar, daß zur Zeit der Apostel der Ausdruck: innerer Mensch, schon vorhanden war und seine bestimmte Bedeutung hatte: das innere, geistige Leben, die bewusste Per-

sönlichkeit (δ ψυχή), im Unterschiede vom äußerlichen, leiblichen, unbewussten Daseyn. Und keinem Gläubigen, der mit einfältigem Sinne die Schrift liest, wird jemals einfallen, daß sie in den betreffenden Stellen unter dem inneren Menschen etwas Anderes verstehe, als die Seele selbst.

In diesem Sinne betrachten auch wir den Tod als die Entkleidung des inneren Menschen, die Ablegung des äußeren. Wir müssen jedoch hinzufügen, daß wir dieses Bild nur in Bezug auf den Tod der Gläubigen gebrauchen möchten; nicht als ob es als Bezeichnung des Todes der Ungläubigen unwahr wäre, — wir werden vielmehr auch hier einen besonderen biblischen Vergleichungspunkt aufweisen, — sondern weil das ganze Bild, als allgemeines Bild des Todes gebraucht, zu sanft und lieblich wäre, und weniger die biblische Lehre vom Könige der Schrecken ausdrückte, als die heidnische Vorstellung von einem der Puppe entfliegenden Schmetterling. Die Bibel selbst gebraucht jene Vergleichung, die der sel. Menken als Definition des Todes überhaupt hinstellte, zunächst nur in Bezug auf Gläubige, und bloß im Vorbeigange in Bezug auf die Ungläubigen, indem sie hier noch eine andere Vorstellung hinzunimmt. Diese Stelle ist 2 Cor. 5, 1 ff., aus der Menken beweisen will, daß im Tode der innere Körper vom äußeren Körper entkleidet, und in der Auferstehung wieder mit dem äußeren, aber verklärten, vergeistigten Körper überkleidet werde. Sie besagt aber etwas ganz Verschiedenes.

„Denn wir wissen, daß wenn unser irdisches (auf der Erde gebrauchtes) Zelt (Haus) abgebrochen (aufgelöst) worden ist, wir einen Bau aus Gott haben, ein Haus nicht von Händen gemacht, ewig, in den Himmeln.“ B. 1. Der Apostel stellt der gegenwärtigen, zerbrechlichen Hütte, ein künftiges, ewiges Haus gegenüber; der auf Erden gebrauchten Hütte einen Bau in den Himmeln. Schon dies läßt uns nicht an einen geistigen Leib denken, den wir (nach Menken) bereits hienieden haben sollen, sondern an ein himmlisches Gebäude, das statt des Leibes unsere Behausung werden soll. — „Denn deshalb seufzen wir auch, indem wir sehnlich begehren, unsere Behausung aus dem Himmel überanzuziehen (über die irdische)“ — [also das Gegentheil von dem, was Menken darin findet, nämlich daß wir (in der Auferstehung) den neuen äußeren Leib über den, den wir im Himmel haben sollen, anziehen sollen] — „da wir

*) Nach unserem Plane behandeln die Artikel 4—6, die Lehren von der Sünde, der Erlösung und der Wiederherstellung, und können daher nur hinter einander folgen. Da aber in diesen Blättern erst kürzlich die Lehre von der Erbsünde ausführlich besprochen wurde und wir, ungeachtet der Verschiedenheit der Polemik, Manches als Bekenntniß und Beweis wiederholen müssen, was in jenem Aufsatze schon vorkam, wird es unseren Lesern angenehmer seyn, wenn die drei genannten Artikel erst später folgen, jetzt aber sogleich der Letzte mitgeteilt wird, dessen Gegenstände neuerdings die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

ja dabei *) nicht werden nackt erfunden werden. Denn wir, die wir in der Hütte sind, seufzen voll Beschwerte, weil wir nicht wollen uns auskleiden, sondern überankleiden, damit das Sterbliche vom Leben verschlungen werde.“ B. 2—4. Der Apostel vergleicht also den sterblichen Leib einem Zelte oder einem Kleide, und den Tod dem Ablegen dieses Kleides; er sagt ferner, statt jenes Zeltes erhielten wir nach dem Tode ein ewiges Haus — also (in der anderen Vergleichung) ein unvergängliches Kleid. Dieses Kleid wünscht er über das irdische anziehen zu können, damit von seiner Herrlichkeit und Lebenskraft die Vergänglichkeit des irdischen vernichtet werde. In diesem Fall, sagt er, werden wir nicht nackt erfunden werden. Nackt erfunden aber wird man im entgegengesetzten Fall, nämlich wenn man, statt das himmlische Kleid sogleich über das irdische anzuziehen (sich überzukleiden), zuerst sich auskleiden (das irdische ablegen) muß und dann erst das himmlische Kleid anziehen darf. Es ist also von selbst klar, daß wir nicht schon hiemieden zwei Leiber haben, und den einen davon ewig behalten; wie könnte sonst von der Möglichkeit des Nacktwerdens, von dem Auskleiden die Rede seyn? Aber es ist schwieriger zu bestimmen, was der Apostel unter dem himmlischen Kleide (oder Hause) meint. Die Einen verstehen es von dem neuen Auferstehungskleide — was aber die ganze Stelle noch dunkler macht, — Andere von einem neuen, geistigen Leibe, den die Seele erst nach dem Tode erhalte, — aber wie könnte der Apostel wünschen, diesen feineren Körper über den gröberen anzuziehen? Wir nehmen also an, daß hier überhaupt nicht von einem himmlischen Leibe die Rede sey. Hiesfür spricht, daß er selbst den Namen Kleid nicht gebraucht, sondern Ausdrücke, die wenig zu dem ganzen Bild des An- und Aus- und Ueberkleidens passen, aber für die Sache selbst bezeichnend sind: Behausung (Wohnung, κατοικητήριον), Haus (οἶκος), Gebäude (οἰκοδομή). So aber heißen anderwärts in der Schrift die himmlischen Wohnungen, der Tempel, von Gott gebaut, das himmlische Jerusalem. Und dieser Wohnungen sind viele (Luc. 16, 9.), obgleich sie zusammen ein Haus Gottes sind (Joh. 14, 2.), eine Stadt. Ja es scheint, daß die Einzelnen ihre besonderen Wohnungen haben (vgl. Juda B. 6.). Dies für die Gläubigen von Anfang der Welt bereite Reich (Matth. 25, 34.), das obere, himmlische Jerusalem (Gal. 4, 26., Hebr. 12, 22.), ist die Wohnung, die der Christ nach seinem Tode beziehen wird, statt des irdischen Zelthauses. Sie ist aber kein großes Haus wie unsere Gebäude, nicht von Händen gemacht, **) sondern wie unser Leib auf Erden, ist sie im Himmel das Kleid unserer Seele. Stirbt der Mensch, so zieht er das irdische Kleid aus und tritt in die himmlische Wohnung oder Bekleidung ein. Dieser Augenblick des Wechsels, des Todes, ist aber auch ein Augenblick, in dem er nackt erfunden wird.

*) Eine Verschiedenheit der Lesart, die sich hier findet, thut nichts zur Sache, und wir haben deshalb mit: dabei, nur den gemeinfastlichen Sinn beider Lesarten gegeben. Nach der einen heist es: „bei diesem Anziehen (des irdischen Kleides),“ — nach der anderen: „bei diesem Anziehen (des himmlischen Kleides).“ Die erste scheint uns aus dem Zusammenhange des Satzes entspringen zu seyn.

**) Dieses Eigenschaftswort bekräftigt uns in unserer Ansicht, daß Paulus unter der Wohnung im Himmel nicht einen neuen, aetherischen Leib verstehe; denn in diesem Falle wäre es unbedeutend, da auch der irdische Leib nicht von Händen gemacht ist; wohl aber sind es die irdischen Häuser und Gebäude, und so bezogen bezieht mit das Wort die völlig verschiedene Beschaffenheit der himmlischen, lebenskräftigen Lichtwohnung.

Und deshalb wünscht der Apostel: daß die Behausung (die nach B. 1. in den Himmeln ist) aus dem Himmel herab (B. 2.) über ihn käme, so daß er, noch während er im Körper ist, damit überkleidet, und von der Lebenskraft dieser himmlischen Behausung die Vergänglichkeit des Körpers verschlungen würde. Und dieser Wunsch darf uns nicht befremden, — er soll uns Allen gemein seyn! Denn deutlich sehnen sich, der heiligen Schrift zufolge, die Gläubigen alle nach der Wiederkunft Christi, und wer das Glück hat, diese zu erleben, dem wird auch widerfahren, was Paulus sich wünschte. Er wird den Tod nicht schmecken, wird keinen Augenblick nackt erfunden, sondern wird lebendig verwandelt werden (1 Thess. 4, 15—17., 1 Cor. 15, 51 ff.), „denn dies Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche und dies Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit.“ Die Unsterblichkeit oder das Leben, das eine Eigenschaft der himmlischen Behausung ist, wird sich also allen Leibern mittheilen, wenn sie in dieselbe einziehen; aber die Mehrzahl der Gläubigen muß zuerst den Tod schmecken, und kann später erst, in der Auferstehung, mit dem Leibe in diese Wohnung eingehen; den Ueberlebenden dagegen wird ihr sterblicher Leib gleichsam ein Unterkleid seyn, über das sie die himmlische Wohnung anziehen (man denke dabei nur nicht an ein Haus mit vier Wänden, sondern an eine Wohnung des Lichts), deren Lebenskraft sich dem himmlischen Leibe mittheilen und ihn verkären wird. *)

Es dürfte nicht schwer fallen, ein dogmatisches Interesse nachzuweisen, was der scheinbar unschuldigen Meinung, jeder Mensch habe schon hier einen unsterblichen, „himmlischen Körper“ unter dem sterblichen, zum Grunde liegt. Was aber Jedermann einleuchten wird, ist die Bemerkung, daß nach dieser Ansicht der Tod weniger fürchtbar erscheinen muß. Aber wer erklärt uns dann, daß Paulus, der Apostel, der auf Erden mehr gethan hatte als irgend einer, der so oft um des Herrn willen seinen Leib darbot, der sich sehnte, daheim zu seyn bei dem Herrn, — wer erklärt uns, daß er den Tod nicht zu sehen, den Leib nicht ablegen zu müssen mit Seufzen wünscht? — Die vorliegende „Anleitung“ sagt uns, daß wir sich auf Erden recht wohlverhalten habe, wenn er sterbe, mit einem ausgebildeten, schönen Leibe in den Himmel eingehe; Paulus begehrt sehnlich, nicht zu sterben, sondern überbekleidet zu werden, damit er nicht nackt erfunden werde. Und wahrlich, schon Mander der gefürchtetsten Jünger Jesu hat auf dem Todsbette diesen Schauer und Schrecken empfunden, wenn ihm die Ahnung aufging, was es heiße, der Hülle entkleidet, aus dem Mystrium des Leibes herausgezogen und in der Blöße der Seele hingestellt zu werden! Und je mehr er diese Furchtbarkeit erwog, desto süßer mußte ihm auch der Trost des Evangeliums werden, daß ihm bereits eine Wohnung bestimmt sey, eine in Christi Blut geheiligte Stätte (Hebr. 9, 23 f.).

Die Todesverachtung ist ein Zeichen entweder des Glaubens oder des fürchterlichsten, entschiedensten Unglaubens. In jenem Falle schließt sie, wie wir an Paulus, dem freudigen Blutzeugen, sahen, keineswegs die heilsame Furcht aus, ist sie nicht Verachtung des Todes, sondern die höchste Achtung desselben, gegründet auf die Erkenntniß von Gottes Gerechtigkeit und von der Gnade in Jesu, dessen Tod das Gesetz erfüllt hat. Wo aber bei der Menge die Todesverachtung einreißt, da ist sie die Frucht eines tiefversunkenen oder eines heillos verdorbenen Zu-

*) Im Griechischen ist der Ausdruck: eine Wohnung anziehen, weniger hart, da das Wort eigentlich: eingehen, heißt, und sowohl von Wohnungen als von Kleidern gebraucht wird.

standes. Darum ist es auch Pflicht des Christen, ihn den Weltmenschen und sich selbst nicht in unwahrer Gestalt, unter weichen unbiblischen Bildern vorzuhalten. Unbiblische Bilder sagen wir, denn wenn sie richtig seyn sollten, müßte auch das Peinliche hervorgehoben werden, das Paulus in dem Entkleidetwerden findet, dürfte nicht ein innerer Körper jeder Seele als ewige Hülle gegeben, sondern müßte gegentheils eingesehen und ausgedrückt werden, daß der Ungläubige durch seinen Tod entkleidet und in der inneren Gestalt seines Daseyns sich selbst und Anderen zum Gegenstande des Abscheus hingestellt wird. Und dieses Wesen des Todes, nach dem er ein tatsächliches Gericht ist, müßte vor Allem zurückgeführt werden auf den Urtheilsspruch Gottes, den er vollzieht, damit, was seinem Wesen nach Gericht und Strafe *) ist, Gericht und Strafe bleibe, und als solches geflohen werde.

Der Gläubige kommt nicht in's Gericht (Joh. 5, 24.); der Tod hat seine Macht über ihn verloren. Dies beweisen Henoch und Elias, und werden die beweisen, die des Herrn ersehnte Zukunft erleben. Es ist also keine Nothwendigkeit da, daß der Gläubige sterbe, und obgleich der Tod an sich Strafe der Menschheit ist, ist er für das gläubige Individuum doch nur gleich den irdischen Leiden, also eine Bewährung des Glaubens, ein Beweis der heiligenden und beseligenden Vaterliebe, ein Eintritt zu dem, der selbst ihm den Eintritt in's Heiligthum bereitet hat, und seine Seele nicht im Hades läßt. Dies ist das Andere, was wir hier aufs Bestimmteste zu bekennen haben: der Gläubige, und zwar jeder Gläubige, ist nach dem Tode beim Herrn — also selig.

Das erste Zeugniß gibt uns dasselbe fünfte Kapitel des zweiten Briefes an die Corinthier. Nachdem Paulus ausgesprochen, wie er lieber verklärt werden möchte, als sterben, setzt er hinzu (B. 6 ff.): „Indem wir nun allerwege getrost sind, wenn wir auch wissen, daß dem Leibe inwohnend wir ferne wohnen vom Herrn — denn im Glauben wandeln wir ja, nicht im Schauen, — sind wir noch mehr getrost und freudig auszuziehen aus dem Körper und einzuziehen zu dem Herrn.“ Und dies konnte nicht etwa der Apostel allein sagen! Haben doch, wie uns anderwärts gelehrt wird (2 Petr. 1.), alle Christen einen Glauben empfangen, der mit dem der Apostel gleichen Werth hat! Und worauf gründete der Apostel seine Freudigkeit, wenn nicht auf etwas, das alle Gläubigen kennen, und das Alle fähig macht, in jedem Augenblicke, nicht nur auf natürlichem Wege zu scheiden und bei Christo einzuziehen, sondern selbst vom Weltgerichte überrascht und mit Unsterblichkeit umgossen zu werden? — „Der aber, der uns zu diesem selbst vollbereitet hat, ist Gott, der uns auch das Pfand (davon) gegeben hat, den Geist“ (B. 5.).

Ein anderer bekannter Beweis hiefür ist der Schächer, der am Kreuze noch die Verheißung erhielt, noch am Tage seines Todes mit dem Herrn im Paradiese zu seyn. Wenn bei Jesum, so war doch wohl auch bei diesem wenige Zeit zur Ausbildung seines Glaubens oder zur Erwerbung besonderer Verdienste übrig. Zwar wird bisweilen entgegenet, die Art, wie er zum Glauben gekommen, sey so außerordentlich und sein Glaube selbst unter solchen schwierigen Verhältnissen, während Jesus gekreuzigt war, ein so besonderes Wohlverhalten gewesen, daß er ganz andere Ansprüche gehabt habe, als ein schlichter Gläubiger anderer Zeit. Wir haben aber nirgends in der Schrift gelesen, daß die Befehrungen von verschiedenem Werthe seyen, nirgends,

daß die äußeren Umstände sie erhöhten oder erniedrigten, und nirgends besonders, daß der Mensch darin eine größere oder kleinere Güte an den Tag legen und auf die Schwierigkeit seiner Befehrung höhere Ansprüche gründen könne. Doch könnte man fragen: Sollen uns denn Geschichten, wie die des Schächers, nicht zur Demüthigung dienen, wenn wir bedenken, wie viel leichter es uns war, Jesum zu erkennen und an ihn zu glauben? Ganz gewiß, nur daß diese Beschämung grundverschieden seyn muß von jeder, die auf Vergleichung eigener Kräfte mit fremden beruht, und zum Beispiel durchaus nicht der eifersüchtigen und selbstsüchtigen Beschämung eines ausgezeichneten Feldherrn gleichen darf, der erfährt, daß ein anderer unter viel schwierigeren Umständen, über einen viel stärkeren Feind einen eben so großen Sieg davon trug, wie der seinige war. Unsere Beschämung soll auf der Einsicht beruhen, wie es mit unserer frühern Tugend so gar nichts war, da auch ohne sie ein Anderer, ein Mörder, auf dem Hochgerichte bekehrt und selig werden konnte; auf der Einsicht, wie Gott so gütig gegen uns war, daß er uns früher schon belehrt und bewahrt hatte, und so gnädig, daß er uns noch bekehrte, nachdem er Jahrelang schon seine Liebeserweise an uns verschwendet hatte; auf der Einsicht endlich, wie alle Menschen so gar nichts sind, wie groß aber die Kraft des Gekreuzigten, der in der tiefsten Erniedrigung, während ein Mörder ihn lästert, den anderen errettet, der in gleicher Todesqual befangen ist. Nicht über den argen Verbrecher allein, über alle Sünder, die er bekehrt, triumphirt der Herr; von ganz Israel ruft er aus und fragt: „Ist dieser nicht ein Brand, der aus dem Feuer errettet ist?“ (Jach. 3, 2.)

Wir übergehen hier, wo es uns nur auf die nächstliegenden praktischen Hauptpunkte ankommt, die Fragen über den Zustand und Aufenthaltsort der Gläubigen des Alten Bundes nach ihrem Tode, und halten uns an das, was von den Gläubigen im Neuen Testamente gesagt wird. In dieser Hinsicht ist im Gegensatz zu allerlei trostlosen Zeitmeinungen von großer Wichtigkeit, daß das N. T. nirgends den Hades (oder Scheol) zum Aufenthaltsort gläubiger Seelen macht. Schon Luc. 16, 23. scheint der Hades als Aufenthaltsort des reichen Mannes — „er war in Qualen“ — dem Schosse Abraham's, in dem er von ferne den armen Lazarus ruhen sah, entgegengesetzt zu werden. Christi Seele blieb nicht im Hades (Gesch. 2, 31.); er wird unsere Seele wie die des Stephanus aufnehmen (Gesch. 7, 59.); im Himmel, bei dem Vater, ist seine und unsere Wohnung (Joh. 14, 2 f.); da ist die große, unsichtbare Kirche der Engel und der vollendeten Gerechten (Hebr. 12, 23.); da erblickt auch der Seher, nicht allein die Blutzungen des Lammes (Offenb. 6, 9.), nein, den unzählbaren Triumphzug aus allen Völkern und Sprachen, derer, die ihre Kleider im Blute des Lammes gewaschen haben und nun, frei von aller Trübsal, von Gott getrüftet und vom Lamm ge-
weidet werden (Offenb. 7.). —

(Schluß folgt.)

Mittheilungen aus dem Reiche.

51) „Harre des Herrn.“

(Schluß.)

Der fromme Pfarrer des Ortes war schon bei seinen Besuchen der Schule und noch mehr beim Confirmantenunterricht auf den überaus fähigen und treuherzigen Knaben aufmerksam geworden und hatte sich, wenn er ihm zuweilen begegnete, oder

*) S. im dritten Artikel (Märzheft 1831) S. 308 f.

auf dem Felde an ihm vorüberging, schon öfter gern mit ihm unterhalten; auch ihm die Erlaubniß gegeben, zuweilen bei ihm in seinem Hause zuzusprechen. Von dieser Erlaubniß hatte denn auch der junge Möller nicht selten Gebrauch gemacht, und unter Anderem auch bisweilen Bücher von dem Prediger entlehnt, in denen er an freien Sonntags- oder Feiertags-Nachmittagen, wenn seine Jugendgefährten beim Tische waren, oder auch dann, wenn er der Hute der Pferde wartete, zu lesen pflegte. Einmal fragt der Pfarrer bei einem solchen Besuch den Jüngling: „Aber möchtest Du nicht lieber ein Pfarrer werden als ein Bauer? Da wird Möller roth vor Schreck und Freude und die Thränen brechen ihm unaufhaltsam aus den Augen; er entdeckt dem Herrn Pfarrer das ganze Sehnen und Gebet seines Herzens, bittet aber: der Herr Pfarrer möchte ihn doch ja nicht für furcht und ungeheuer halten, er wisse wohl, daß er ein armer Bauernbube sey und ein Bauer seyn und bleiben müsse; aber das wäre nun einmal sein Verlangen so von Kindheit an gewesen, und er könne sich dasselbe weder nehmen noch geben. — Da sagt der Pfarrer: Er solle sich das nicht leid seyn lassen, daß er seinen Beichtvater so in sein Herz habe hineinschauen lassen und solle etwa meinen, er (der Pfarrer) sey darüber eifersüchtig oder ungehalten, daß ein armer Bauernbub sich einfallen lasse auch einmal in Christi Kraft und Namen, statt der Rösse und Mäuler, Menschenseelen zu weiden und zu leiten; er selber sey auch eines armen und geringen Mannes Sohn und habe genugsam erfahren, daß Gottes Gnade allein es sey, welche aus dem Menschen, weiß-Geschlechts und welcher Art sie seyen, Werkzeuge sich aussondere und schaffe, nach ihrem Wohlgefallen. Ob er nicht wisse, daß die Psalmen dazu da seyen, daß die Menschenseelen, die eine diesen, die andere einen andern, je nach Bedürfniß, sich aneignen und ihn — als ihres Sehnsens Sprache und Hede — beten sollten? Für ihn seinerseits sey der 84te Psalm gemacht, und wenn er diesen noch nicht auswendig könne, so gebe er ihm auf, ihn zu lernen und Wort für Wort recht in seinem Herzen zu erwägen. Alles was in diesem Psalm stünde, das könne er, das solle er ganz kühnlich und mit vollem Rechte Gott vortragen und von Gottes Gnade sich erbeten. Wenn er dann diesen Psalm recht inne habe, solle er bei ihm im Pfarrhause zusprechen.“

Der junge Möller kommt schon am nächsten Sonntage wieder. Der Pfarrer ist mit seinen Aeußerungen über den Inhalt des Psalms so wohl zufrieden, daß er sagt: „Weißt Du was, für einen Schüler der untersten Bänke der Lateinischen Schule hast Du zwar schon etwas starke Knochen und breite Schultern, und es wird seltsam klingen, wenn Du mit Deinem Bauernbasse das mensa, mensae deklinirst, aber ich will's doch in Gottes Namen mit Dir versuchen. Morgen sprech' ich mit Deinem Vater und nächsten Donnerstag, will's Gott, bring ich Dich hinein in die Stadt auf die Schule.“

Wer konnte wohl seliger seyn als unser Möller, als am anderen Tage die volle Zustimmung seiner guten Eltern leicht erhalten und durch die Fürsprache des Herrn Pfarrers bei seinen Freunden in der Stadt, so wie durch eigene Beiträge, welche dieser liebe Mann gab, für alle Bedürfnisse seines neuen Schülerstandes gesorgt war. Möller war bald an Kenntnissen den Jünglingen gleich, die ihm an Alter gleichen. Im Ernst, an

Demuth, im Anhalten am Gebet und in Kenntniß des Wortes Gottes übertraf er sie Alle.

Die Jahre der Vorbereitung auf der Schule waren vorüber, Möller war, noch immer durch den lieben Prediger seines Ortes geleitet und gestützt, zur Universität gekommen, da traf ihn, als den jünger geborenen Sohn eines Eigenthums-Bauern, das Loos, Soldat zu werden. Von Neuem war er jetzt an den Punkt des Dunkels und der innern Ungewißheit gekommen, an welchem er vor sechs Jahren stand. „Es soll eben nicht seyn, daß er Prediger wird, er muß sich in Gottes Rath und Willen ergeben.“ Und er hat sich schon darein ergeben, da fühlt sich ein älterer Bruder von ihm getrieben, zum Landesherrn (der ein wohlwollender, gütiger Herr war) zu gehen und sich freiwillig zu erbieten, „er wolle für seinen Bruder Soldat werden. Denn sein Bruder habe von Kindesbeinen an so viel Lust und Verlangen gehabt, einmal ein Prediger des Wortes Gottes zu werden. Und nun habe der liebe Gott insoweit das Verlangen gewährt; sein Bruder sey auf Schulen und auf der Universität gewesen und habe viel gelernt.“ Den edlen Fürsten rührt diese brüderliche Großmuth. „Dein Bruder soll frei seyn vom Soldatenstande und Du auch. Und wenn Dein Bruder was Rechtshaffenes lernt und sich brav hält, soll er einmal, wenn er ausstudirt hat, eine gute Versorgung haben.“

Möller hat ausstudirt. Die Zeit der Beendigung seiner Studien traf in vielfältige äußere Unruhen. Ein edle, christliche gesinnte Familie in Pommern nimmt den hochbegabten Candidaten mit Freuden, als Lehrer ihrer Kinder, in ihre Mitte auf. Da lebt er, da wirkt er, als Lehrer, als gelegentlicher Prediger, als Rathgeber und theurer Freund seines Herrn, länger als zwanzig Jahre. Im Vaterlande hat man indeß seiner ganz vergessen. Einst führt ein Geschäft denselben Bruder, der für Möller hatte wollen Soldat werden, hinein zur Residenz des Landesherrn. Er kommt da mit einem Manne zusammen, der den Geschäftsführer der Angelegenheiten der Schule und Kirche im Lande öfter sahe und sprach. Diesem erzählt er die Jugendgeschichte seines in Pommern lebenden Bruders, erzählt ihm, „daß er habe für diesen Soldat werden wollen und was der gütige Landesherr ihm damals für seinen Bruder versprochen habe. Nun sey sein Bruder schon alt und grau und noch immer als Candidat, unversorgt im Ausland.“ Der Mann, dem der wackere Bauer dies erzählte, gibt, denn „sonderbarer Weise“ hatte er schon am anderen Tage Gelegenheit, den Geschäftsführer der Angelegenheiten der Kirche zu sehen und zu sprechen, die Erzählung weiter an diesen, der sie noch weiter, vor die Ohren des Landesherrn selber bringt. Der Landesherr, bei seinem trefflichen Gedächtniß, erinnert sich sogleich der Sache, läßt aber noch, zur weiteren Bestätigung, in den Akten nachschlagen. „Ein Fürst soll sein Wort halten“, sagt dann der gütige Herr. „Ich habe dem Möller eine gute Versorgung versprochen, es ist aber eben jetzt keine andere Stelle erledigt, als die eines Zuchthauspredigers in Dömitz. Wir wollen diese dem Candidaten Möller ertheilen und aus unserer eigenen Kasse jährlich noch ein Ansehnliches zu der geringen Besoldung hinzuthun.“

Was der liebe Möller als Zuchthausprediger in Dömitz wirkte, das haben wir schon an einem anderen Orte berichtet, und wollen es vielleicht noch künftig einmal etwas ausführlicher thun.

Evangelische

Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonabend den 14. Juli.

N^o 56.

Versuch zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum in einer unter den Gläubigen verbreiteten Lehre vom Reiche Gottes.

(Schluß.)

Ist aber dies der Zustand der Gerechten nach ihrem Tode, d. h. der Zustand Aller, die an Christi Blut geglaubt haben, ohne Rücksicht auf untergeordnete Unterschiede: so ergibt sich, daß unter den Abgeschiedenen, die sich nicht bei Christo befinden, keine Seele seyn wird, die auch nur den Anfang des wahren, lebendigen, rechtfertigenden Glaubens hat, und daß sie alle folglich sich in einem Zustande befinden, der ihrem gemeinsamen Grundcharakter, dem Unglauben, entspricht, folglich in einem gemeinsamen unseligen Zustande, der übrigens ebenfalls, was wir auch nicht in Abrede zu stellen gedenken, seine verschiedenen, untergeordneten Modifikationen haben kann.

Diese Wahrheit deutlich auszusprechen und zu erhärten, ist um so wichtiger, als sie vielfach angefochten wird. Wir selbst hatten sie schon neulich in diesen Blättern ausgesprochen, aber in Ausdrücken, in denen man mehr finden konnte oder wollte, als sie wirklich besagten. Wir erwähnten dort die Geistergesichten neuerer Zeit und verwiesen auf das lobenswerthe Verfahren altlutherischer Seelsorger: „Sage dem Geiste,“ belehrte grade vor hundert Jahren ein Sächsischer Prediger eine Bauerin, die ihm über solche Erscheinungen klagte, „daß, wenn er gestorben sey, so sey er selig gestorben, und dann brauche er keine Hülfe, oder unselig gestorben, und dann habest du weder Verus noch Pflicht, ihm zu helfen; sage ihm, du habest nicht in der Bibel gelesen, daß Abgeschiedene wieder auf der Erde erscheinen, um selig zu werden, wohl aber, daß der Teufel erscheine in allerlei Gestalt, um die Menschen zu verführen!“ (Co. R. Z. S. 171.) So verächtlich man auch auf diese nützliche Ansicht über das Benehmen bei Geistererscheinungen herabsehen mag: wir sind nicht gesinnt, einen Buchstaben davon fallen zu lassen, da wir in dieser Ermahnung die ganze praktische Weisheit, deren es in solchen Fällen bedarf, zusammengedrängt glauben, uns aber dabei wohl gehütet hatten, dasjenige aus der Ansicht jenes Lutherischen Predigers anzunehmen, was nach

unserer Ueberzeugung über die Bibel hinausgeht oder gar mit ihr in Widerspruch steht. Was wir glaubten und noch glauben, ist kürzlich Folgendes:

1. Daß zwischen Glauben und Unglauben kein Drittes sey, — den Moment der Wiedergeburt ausgenommen, — oder daß jeder Mensch in jedem Augenblicke des Lebens entweder noch unter dem Zorne oder gerechtfertigt und selig (wörtlich: gerettet) sey.

2. Daß folglich jeder Sterbende entweder unbekehrt in die andere Welt eingehe, also unselig sterbe, oder bekehrt und selig sterbe.

3. Daß der gläubig Verstorbene bei Christo in der Gemeinde der Seligen sey, also keiner irdischen Hülfe bedürfe.

4. Daß die ungläubig Verstorbenen zwar der Hülfe bedürfen, wenn sie noch einmal selig werden sollen (welche Frage aber nicht hieher gehört), jedoch

a) so viel uns wenigstens die Schrift meldet, nicht wieder auf der Erde erscheinen, um selig zu werden, und

b) wenn sie auch auf der Erde erschienen, doch kein Recht haben, unseren Beistand in Anspruch zu nehmen, da wir nach der Schrift weder Verus noch Pflicht haben, ihnen zu helfen.

Den ersten Satz, auf dem auch der zweite beruht, werden wir in den später nachfolgenden Artikeln ausführlich beweisen; so weit es hier nöthig war, geschah es schon durch die Schriftstellen über den Zustand aller Gläubigen nach dem Tode. Der dritte bedarf keiner Beweisführung, da wohl noch kein Christlicher so anmaßend war, seligen Geistern Unterricht im Christenthum ertheilen zu wollen. Die letzten Sätze aber sind so klar, daß man nicht gewagt hat, noch wagen wird, sie in Abrede zu stellen. Und doch sind sie — was Geistererscheinungen betrifft — die wichtigsten, und wir bitten alle christlichen Leser, dies nochmals wohl zu beherzigen, daß die beiden Sätze a und b. wahr sind und bleiben, möge die Lehre vom Hades so oder anders lauten. Nicht darauf kommt es ja bei sogenannten Geistererscheinungen an, was uns die Schrift vom Hades, d. h. vom jenseitigen Zustand der Geister, meldet, sondern darauf, was sie von Geistererscheinungen auf Erden sagt. Und da ist doch nichts gewisser, als daß

von Anfang bis zu Ende der Bibel nicht ein einziges Beispiel von Erscheinung eines unseligen Abgeschiedenen sich vorfindet, noch viel weniger eine Erzählung, daß ein solcher Geist auf Erden Hülfe gesucht; es ist nichts gewisser, als daß uns die Schrift keinen Auftrag gibt, Geistern zu predigen, und daß es also ein vorwichtiges und unberufenes, folglich vermessenes und frevelhaftes, ja gottloses Unterfangen ist, solches zu thun, — ein Unterfangen (wir wiederholen es), zum wenigsten eben so gottlos und fruchtlos, als wenn ein Prophet des Alten Bundes sich unterwunden hätte, ohne Gottes besonderen Befehl und Verheißung unter die Heiden zu gehen, getrieben nicht vom heiligen Geist, sondern von dem eigenen fleischlichen Wunsch und der thörichten Hoffnung, durch seine Bemühung auch ihnen zum Heil zu verhelfen. Wie sehr ein solches Vermessen selbst dem wenig erleuchteten Sinne als gefährlich erscheine, suchten wir damals durch Verweisung auf die „Seherin von Prevorst“ selbst anschaulich zu machen, und es ist wirklich auch in ihrer Geschichte so deutlich aufgezeichnet, wie sie selbst im Anfange Gewissensbedenkllichkeiten über den Umgang mit Geistern hegte und die Erscheinungen öfters abwies, daß nicht wir allein, sondern schon Andere vor uns diese Bemerkung machten und öffentlich als wichtig bezeichneten, Herrn Dr. Kerner aber deswegen, wenn auch harte, doch gerechte Vorwürfe machten, weil seine verkehrte Behandlung jene besseren Regungen überwinden half und sie bis zu der unseligen Zerrüttung brachte, in der ihr jene Besuche beinahe unentbehrlich wurden.

Die Menschenhe Lehre ist, unseres Wissens wenigstens, von den besprochenen, gefährlichen Irthümern frei. Die „Anleitung“ enthält sogar bestimmt den Satz: „Die Guten, die Gläubigen und Gerechten sind [nach dem Tode] von den Schlechten, von den Ungläubigen und Ungerechten geschieden“ (S. 316.). Indes leicht sie denselben einen theoretischen Anhalt, wenn sie fortfährt: „Da aber bei weitem der größte Theil des menschlichen Geschlechts [nach dem Tode] sich weder zu der äußersten Finsterniß, noch zu dem Erbe der Heiligen im Lichte qualifiziret, und Gott die Hülfe aller Menschen will, — so dürfen wir uns das allgemeine Todtenreich, wovon die Schrift redet, wohl als ein Mittleres, als eine Welt der Dämmerung zwischen der Welt des Lichts und zwischen der Welt der Finsterniß denken“ (S. 317.). Wir kommen jetzt also auf die Lehre vom Hades selbst, zunächst in Bezug auf Menschen's Ansicht, und müssen da zuvörderst unsere Freude über die Vorsicht ausdrücken, mit der der Selige sie in obigen Worten fast nur als Hypothese, als erlaubte Muthmaßung aussprach. Werden wir darin auch Irriges finden, so wird selbst dies um so vergeßlicher sehn, wenn wir die Zeit betrachten, in der er seine Ansichten bildete: den Gegensatz zu einer Schulorthodoxie, die in diesem Punkte über die Schrift hinaus, ja gegen die Schrift harte Bestimmungen als unbestreitbar aufgestellt hatte, Bestimmungen, die dem Lehrgebäude unserer Evangelischen Kirchen nicht nothwendig, ja die in den symbolischen Büchern selbst nicht enthalten sind.

Die Reformatoren hatten die Lehre der Römischen Kirche vom Fegefeuer verworfen, und kein Christ, der die Bibel als lebende Quelle und Norm seiner Erkenntniß betrachtet, kann bezweifeln, daß die Verwerfung sowohl, als die Gründe, warum die Reformatoren sie verwarfen, richtig sind. Der erste Grund nämlich war, daß das Fegefeuer die Verstorbenen durch äußere Leiden reinige und als eine Genugthuung für die begangenen Sünden der Seligkeit würdig mache, folglich dem Verdienst

Christi widerstreite, der nach der Schrift die Gläubigen sogleich selig mache, indem er selbst genuggethan habe für ihre Sünden. Der andere Grund, daß aus dem Fegefeuer eine Erlösung möglich sey durch Hülfe und Fürbitte der Menschen; namentlich durch die Seelenmesse, was wieder der biblischen Lehre vom Verdienst Christi und der Art seiner Zueignung widerstreite. *) Dies sind die beiden wesentlichen Merkmale des Römisch-Katholischen Begriffs vom Fegefeuer, und dies sind auch die Vorstellungen, welche unsere symbolischen Bücher als verdammlich erkennen, sammt den Gründen, warum sie es thun. Ein Weiteres wird in den Evangelischen Bekenntnißschriften nicht bestimmt.

Nichtsdestoweniger herrschte von Anfang an in der Evangelischen Kirche ein abgeschlossener Lehrbegriff, dessen fernere Bestimmungen wir nicht mit der Bibel vereinigen können, wie jene Grundidee, daß die Seelen nach dem Tode in zwei Klassen zerfallen, und die gegen die Lehre vom Fegefeuer gerichteten negativen Bestimmungen. Denn wie wir der Bibel zufolge eine dritte Klasse der Seelen, einen Mittelzustand, verneinen müssen, so glauben wir andererseits auch nicht, daß sich die früher allgemein angenommene Lehre von der Unmöglichkeit einer Befreiung nach dem Tode oder des Uebergangs aus dem Zustande der Unseligen in den der Seligen aus der Bibel beweisen lasse. Hierin also — wir gestehen es offen — weichen wir von der früheren Meinung der älteren orthodoxen Kirchenlehrer ab, ohne jedoch von der orthodoxen Kirche selbst abzuweichen, mit deren Auctorität allein ihre normativen Bekenntnißschriften bekleidet sind. Unsere Ansicht aber, die sich so streng und behutsam, als immer möglich, an den klaren und positiven Schriftsinn anschließt, werden wir hier eben so offen zur Prüfung vorlegen, nachdem wir noch auf eine Verschiedenheit des Lehrtypus innerhalb der früher herrschenden Lehre aufmerksam gemacht haben.

Die Lutherischen Theologen lehrten, daß gleich nach dem Tode nicht nur eine Conderung der Gläubigen und Ungläubigen stattfinde, sondern auch sogleich vollkommene Befeligung oder vollkommene Bestrafung. Dagegen erklärte sich Calvin — wie wir glauben, vorsichtiger und richtiger — folgendermaßen: „Ueber den Zustand der (gläubigen) Seelen in der Zwischenzeit neugieriger nachzuforschen, ist weder erlaubt noch nützlich. Gar sehr mühen sich Viele mit Disputiren ab, welchen Ort sie wohl einnehmen mögen und ob sie schon himmlischer Herrlichkeit genießen, oder nicht. Aber thöricht und verwegen ist's, über uns unbekannte Dinge tiefer nachzuforschen, als Gott uns sie zu wissen erlaubt. Indem uns die Schrift gesagt hat, daß Christus ihnen gegenwärtig sey und sie in's Paradies aufnehme, daß aber die Seelen der Verworfenen Qualen erleiden, wie sie's verdient haben, so erlaubt sie uns nicht weiter zu gehen“ (Instit. I. III. c. 25. §. 6.). Und in seiner Schrift gegen diejenigen, die einen Seelenschlaf nach dem Tode behaupteten, sagt er noch genauer von den verstorbenen Gläubigen vor der Auferstehung: „Aber es mangelt ihnen noch etwas, was sie zu schauen gehören, nämlich die höchste und vollkommene Herrlichkeit

*) Diese Zueignung kann gewiß nur auf die Weise geschehen, die Gott als die wahre genannt hat — den Glauben, nicht die Leiden — und nur durch Mittel befördert werden, die Gott verordnet hat, also nicht durch Gebete für Verstorbene, die nirgends in der Schrift befohlen oder auch nur als nützlich genannt sind, noch durch eine Prunkfeier des Abendmahls allein durch den Priester. Wirklich gereicht also alles dies dem Verdienst Christi zur Schmach, obgleich keineswegs in der Meinung der Irrenden.

Gottes, nach der sie immerdar hinstreben. So nämlich, „daß sie dabei kein ungeduldiges Verlangen besitzen, aber doch noch keine volle und vollkommene Befriedigung“ (p. 28.). Denn, wie auch Augustin und Bernhard gelehrt hätten, zur Ruhe gelangten die gläubigen Seelen in den Vorhöfen des Herrn, aber noch nicht zur Krone und Herrlichkeit. Und eben so litten auch die Gottlosen gegenwärtig mit den bösen Geistern eine Strafe in Banden, würden aber erst am Tage des Gerichts die volle Gerichtstrafe empfangen und die Qualen des Feuers erleiden, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet sey (ib. p. 81.).

Dieser Reformirten Lehre glauben wir uns zunächst anschließen zu müssen, da wir finden, daß nach dem N. T. das eigentliche Gericht erst am Weltende stattfindet und die vollkommene Seligkeit oder Unseligkeit erst mit der Auferstehung des Leibes beginne. Dabei behaupten wir ebenfalls gegen neuere Meinung, daß die Ungläubigen gleich nach dem Tode Strafen und Qualen erdulden, und daß kein anderer Aufenthaltsort der Ort dieser Qualen sey, als der, den das N. T. Hades nennt, den aber die Neuern irrigerweise als einen Ort oder Zustand in der Mitte der Seligkeit und Unseligkeit denken, und verwerfen also, wie wir es schon früher aussprachen, „die phantastische Ansicht vom Hades, als einem unbestimmten, schwebenden Mittelreiche, in welchem Böses und Gut in seltsamer Mischung kämpfend durcheinander wogt“ — oder welches in unzähligen Stufen vom Reich der Finsterniß und Qual in das des Lichts und der Seligkeit hinaufführt, dessen Grenzen mit denen der Hölle und des Himmels verschwimmen, u. s. f. Wir fügen uns dabei vorzüglich auf Luc. 16, 23 und 26., wonach der Hades (so steht's im Griechischen) ein Ort der Qualen ist und durch eine Kluft dergestalt von den Seligen getrennt, daß diese nicht hinuntersteigen können, um den Unseligen Hülfe oder auch nur Linderung der Qual zu bringen; wie auch auf 2 Petr. 2, 9., wonach die Ungerechten aufbewahrt werden auf den Tag des Gerichts, in Strafleiden (καταζωονοι), also dasselbe Schicksal erleiden mit den bösen Engeln, von denen daselbst, B. 4., gesagt wird, Gott habe ihrer nicht geschenkt, sondern sie vom Himmel in den Abgrund verstoßen (καταρρινωας) und bewahre sie in Banden der Finsterniß für das Gericht.

Diese Ansicht läßt ferner eine doppelte Ansicht von demjenigen Straforte zu, den wir Hölle nennen, von dem Orte der vollkommenen und ewigen Qual. Entweder ist der Hades nichts Anderes als die Hölle selbst — und das ist die Lehre der älteren, besonders Lutherischen Theologen, — oder die Hölle wird erst in der Zukunft eröffnet, so daß jetzt noch alle Bösen im Hades leiden, — und diese Ansicht müssen wir vertheidigen, denn die dritte Meinung, daß schon jetzt neben dem Himmel und dem Hades die Hölle existire, als Qualort für die ganz Schlechten, ist durch die richtige Lehre vom Hades, als dem allgemeinen Ort der Qual, bereits widerlegt. — Die Schrift unterscheidet bestimmt vom Hades einen anderen Strafort, den sie als Pfuhl von Feuer und Schwefel bezeichnet, und wie sich in ihr nicht eine Stelle findet, welche besagt, daß der Ungläubige sogleich nach seinem Tode in den Pfuhl *) geworfen werde, oder daß die bösen Engel bereits im Pfuhl seyen, so läßt sich aus einigen Stellen mit Gewißheit zeigen, daß erst am Weltende dieser Strafort eröffnet wird, und daß aus ihm keine Befreiung mehr stattfindet. Unter den Gesichtern der Offenbarung befindet sich (E. 6, 8.) der

Tod selbst, der auf der Erde wüthet; „und der Hades“ (im Griechischen) folgte ihm nach“ — offenbar zum Zeichen, daß auf den Tod (der gottlosen Menge) der Hades folgt, der sie in sich aufnimmt. Dies ist aber nicht der Feuersee. Sondern von diesem heißt es (E. 19, 20.), daß das Thier und der falsche Prophet werden in den feurigen Pfuhl geworfen werden, der mit Schwefel brennt (das sind die Ersten, von denen es gesagt wird; von ihren Anbetern heißt es nur, sie würden erwürgt werden); darnach werde später (E. 20, 10.) auch der Teufel selbst zu ihnen in den Feuerpfuhl geworfen werden; und nun finde die Auferstehung statt, bei der der Tod und der Hades (im Griechischen) ihre Todten herausgeben, die darinnen waren (E. 20, 13.); nach dem Gericht aber würden der Tod und der Hades selbst, sammt den Verdammten, in den Feuerpfuhl geworfen (E. 20, 14. 15.). Daraus geht nun hervor, daß bis zum Gerichte die Todten, die nicht beim Herrn sind, im Hades sind; daß noch vor dem Gerichte zuerst das Thier mit seinem Propheten und dann später der Teufel selbst in den Pfuhl geworfen werden; daß erst beim Gerichte der Hades seine Todten herausgibt, und daß nach dem Gerichte er selbst mit den Verdammten in seinen Pfuhl geworfen wird, in dem das Thier, sein Prophet und der Teufel selbst sich bereits befinden werden. Und so ist dieser letzte Strafort, in dem die Leiber und Seelen der Verdammten ewig leiden werden, deutlich unterschieden von dem Hades, als dem gegenwärtigen Strafort der ungläubigen Seelen bis zur Auferstehung.

Der Hades ist demnach ein Zwischenzustand oder das peinliche Gefängniß, in dem die gottlosen Seelen von ihrem Tode an bis zum Gerichte aufbehalten werden; nirgends in der Schrift aber wird er dargestellt als ein Mittelzustand, in den diejenigen Seelen kommen, die für die Hölle zu gut und für den Himmel zu schlecht seyen. Die entgegengesetzte Ansicht Menckens beruht nach seiner eigenen Darstellung (s. o.) nicht auf Schriftstellen über den Hades, sondern auf einer Schlussfolge, deren Grundlage die Verkennung des moralischen Verderbens ist, das den Menschen von Geburt an beherrscht und unter dessen Herrschaft der größte Theil des menschlichen Geschlechts die Erde wieder verläßt. Uebrigens zeichnet sich der sel. Menckens grade dadurch aus, daß er diesen Mangel an Schriftgrund fühlte und nicht durch gezwungene oder gefünstelte Schriftdeutung zu verhüllen suchte. Beinahe noch umsichtiger behandelt Hasekämp in seinem Katechismus die ganze Lehre fast gar nicht, indem er über den Zustand der Unseligen nach dem Tode ganz schweigt, nachher aber in einer Anmerkung S. 96. nur sagt: „Dahinein (in den Feuerpfuhl), wo früher schon die Schlimmsten mit dem Satan sich befanden, werden dann alle die Bösen gebracht, welche sich gegen den allgemeinen Gerichtstag durch gelindere Strafen nicht haben bessern lassen.“ indeß drückt doch diese Wenige schon den Irrthum aus, daß bereits vor dem Gerichte die Schlimmsten (damit sind doch nicht das Thier und der Prophet, sondern Menschen gemeint?), im Feuerpfuhl seyen, etwas Bessere aber im Hades. Doch beruht diese Ansicht nicht auf der Schrift, *) sondern nur auf dem Wunsche, die Ungläubigen in ein paar specifisch verschiedene Klassen zu theilen und so den Grundunterschied zwischen den Gläubigen und den Ungläubigen durch die Annahme von Mittelstufen zu verwischen.

Eine Hauptfrage ist jedoch die, ob aus dem Hades selbst, wie wir ihn nach der Schrift fassen, eine Erlösung möglich sey, oder ob der Mensch sich nach dem Tode, aber vor dem Gerichte (was nicht zu

*) Oder die Schennah, das ewige Feuer, wie er anderswo genannt wird.

*) Die daselbst angeführten Stellen (Offenb. 20, 14 — 15, vgl. 10. und Matth. 25, 41.) sind Beweisstellen für unsere Ansicht (s. o.).

übersehen ist) noch befehlen könne. Hier kommt es nun darauf an, uns aller eigenen Meinung, aller aus der Natur oder vermeintem inneren Grunde entspringenden Wünsche und Annahmen zu entschlagen — mögen sie sich für Ausdrücke der Liebe oder des Gerechtigkeitsgefühls ausgeben, mögen sie sich unserem persönlichen Charakter durch ihre Milde oder umgekehrt auch durch ihre Strenge empfehlen. Es kommt Alles darauf an, daß wir uns dem lauterem Worte Gottes nähern mit eben so lauterer Gesinnung, mit einem einfältigen Auge, das nichts sehen will, als was sich ihm darstellt, durchdrungen von der Ehrfurcht, die unsere Eigenheit vernichtet und uns bereit macht, die Aussprüche Gottes in uns aufzunehmen, als die reine und genügende Wahrheit, so daß wir uns auch bescheiden, nicht weniger und nicht mehr wissen oder annehmen zu wollen, als was uns eben gesagt ist.

Hier gesehen wir nun, daß wir die berühmte Stelle von Christi Höllefahrt und Predigt im Hades, 1 Petr. 3, 19 ff., nach dem einfachen Sinne, den sie gewiß jedem unbefangenen Leser darbietet, abweichend von den älteren Theologien unserer Kirche, aber nicht von der Kirche selbst (s. o.) und übereinstimmend mit der ersten christlichen Kirche, von einer Evangelischen Predigt Christi im Hades verstehen. „Im Geiste ging er hin und predigte auch den Geistern im Gefängniß, denen, die einst nicht gehorcht hatten, als die Langmuth Gottes wartete, in den Tagen Noah's, da die Arche bereit wurde, in welche (nur) wenige, das sind acht, Seelen (eingingen) und durch das Wasser hindurch gerettet wurden, welches Taufwasser auch uns jetzt im Gegenbild rettet“ u. s. f. Damit ist dann zu vereinigen die Stelle 4, 6, welche sagt, Christus sey bereit, die Lebenden und die Todten zu richten, „beim zu dem Ende ist auch den Todten das Evangelium verkündigt worden.“ — Worte, die sich ohne den größten Zwang, nur von allen Todten verstehen lassen, also besonders von der großen Mehrzahl derjenigen, die, als sie noch lebten, das Evangelium nicht gehört hatten.“) Denn die richtige Beziehung dieser Worte kann keinem Leser zweifelhaft bleiben, wenn er die kurz vorhergehenden E. 3, 19, 20. gelesen und verstanden hat; sie sagen aber in wenig Ausdrücken noch mehr als die früheren, indem sie deutlich aussprechen:

1. Daß nicht nur denen, die in der Sündfluth umkamen, sondern allen Todten gepredigt worden sey, und zwar

2. das Evangelium, die Gabenbotschaft.

Der letzte Punkt ist der, in welchem wir von der in der Lutherischen Kirche am meisten verbreiteten Auslegung abweichen. Dieselbe nimmt zwar an, daß Christus (buchstäblich) zur Hölle gefahren sey und daselbst den Abgeschiedenen gepredigt habe; aber, fügt sie hinzu, die Verdammniß, von der er ihnen zeigte, wie sie ihnen gerechterweise widerführe. Was zu dieser Annahme bewog, war theils der Gegensatz zu der Römischen Lehre vom Fegefeuer, andertheils aber und vorzüglich das Bestreben, der natürlichen Sicherheit, welche die Buße so weit als möglich hinauschiebt, keinen Stützpunkt zu geben, sondern alle einschläfernde Aussicht auf die Möglichkeit einer bequemern Befehrung in der anderen Welt (denn bequemer wähnt der Träge alles recht weit Entfernte) gänzlich abzuschneiden. Dieses Bestreben verdient alle Achtung, wenn wir auch nicht in Bezug auf das Mittel übereinstimmen; wie wir umgekehrt das Bestreben mancher Neuern, den echten und gewissen Sinn jener Stellen von der Predigt Christi in der Unterwelt nicht aufzuopfern, achten, wenn es rein aus dem Festhalten an Gottes Wort hervorgeht, so sehr wir auch gegen die Ausdehnung und Anwendung der Folgerungen protestiren müssen.

Die Neuern gaben nämlich jenen beiden Aussprüchen Petri eine

Wendung, die sie nicht haben. Die erste Stelle (1 Petr. 3, 18, 19) ist rein christologisch: sie gehört mit zu der Beschreibung der geisteskräftigen Wirksamkeit Christi, und hat den Zweck, uns zu zeigen, daß er auch dem Tode nicht erlag, sondern gewaltiger als hienieden im Geiste lebte und wirkte, wie er jetzt nach der Auferstehung fortlebt und gewaltiglich herrscht, bis er Alle richten wird. Hieran schließt sich die zweite Stelle (E. 4, 6.), indem sie erklärt, daß Christus deswegen die Todten und die Lebendigen richten werde, weil ja auch den Todten das Evangelium verkündigt worden sey, — das kann nur heißen, weil auch die Todten ihm verantwortlich seyen für den Gebrauch des Evangeliums da es ihnen Allen, eben so gut wie den lebten Lebenden verkündigt worden sey. Beide Stellen (und sie sind die einzigen hierüber) haben also nicht den Zweck, uns über den Zustand der Ungläubigen nach dem Tode den Trost zu geben, sie könnten ja auch noch leicht — vielleicht allesamt — bekehrt werden (wozu man sie nur zu oft gemisbraucht hat). Gegentheils, was sie uns zeigen, ist die Herrlichkeit Christi, seine Wirksamkeit und Gewalt, seine Gnade und Gerechtigkeit. Selbst den Todten hat er das Evangelium predigen wollen; damit sie Gott leben; deswegen wird er aber auch Gericht über sie halten; sein persönliches Erlösungsamt ist vollendet, er ist bereit zum Gericht über Lebende und Todte. Und diese Erkenntniß sollen wir dazu gebrauchen, nicht dazu, uns leichte Gedanken über unsere und Anderer Seligkeit zu machen, sondern unter ihn uns zu demüthigen, indem wir bekennen, daß, wenn auch Viele werden im Gerichte verurtheilt und verworfen werden, bei Christo doch kein Mangel an Gnade war und kein Makel an seiner Gerechtigkeit haften wird.

Die Christen redet uns auch nicht mit einem Worte von den Wirkungen der Predigt bei den Todten; sie ist weit entfernt von der Ansicht, daß die Bewohner des Hades leichter dem Worte Gehör geben und Glauben geben, als während sie noch auf Erden lebten, ja sie spricht sich nicht einmal darüber aus, ob die Predigt des Evangeliums auch jetzt noch an die Todten ergehe; ob die, welche es schon hienieden vernommen haben, auch noch im Hades es hören werden; ob der heilige Geist zu ihrer Befehrung thätig seyn werde oder nicht; — und ein so tiefes, consequentes Stillschweigen sollten wir als Erlaubniß betrachten, uns selbst eine Theorie darüber zu machen? auf ein solches Stillschweigen und solche eigenen Theorien sollten wir Hoffnungen bauen? Haben wir denn die fleischliche Sucht, zu träumen und zu hoffen, in's Reich Gottes mit hinübergenommen? (der sind nicht alle Hoffnungen in geistlichen Dingen fleischlich und sündlich, die nicht auf dem positiven Grund göttlicher Verheißungen, ausdrücklicher Worte Gottes beruhen?)

Und doch dichten und träumen so Viele, die sonst nur der Bibel glauben wollen, daß nach dem Tode ganze Schaa ren sich befehren und auf breiten, gebahnten Straßen ins Himmelreich einziehen werden! Und sie werden matt und trug in dem Werke der Befehrung und Stärkung ihrer Brüder, und es ist ihnen fast gleichgültig, wie es mit der sichtbaren Kirche geht oder steht.

Wir wiederholen hier am Schluß, daß die Polemik dieses Artikels der Menschenlehre nur insoweit gilt, als dieselbe die gerügten Irrthümer theilt, denn inwiefern das der Fall sey, ist aus den Schriften nicht so leicht zu bestimmen. Noch zurückhaltender ist sie in Betreff des wichtigen Artikels von den Folgen des letzten Gerichts; weit weniger in Bezug auf die ihm vorhergehenden Ereignisse. Aber diesen doppelten Gegenstand mit der Genauigkeit, mit der sich's gebührt, zu behandeln, ist uns jetzt nicht erlaubt. Auch thut es dann Noth, die Polemik noch viel mehr auf andere Irrlehren auszudehnen, die, ähnliche Resultate aus sehr verschiedenen Principien ableitend, unter den verschiedenen Klassen der Christen unserer Zeit Eingang gefunden haben. Dem erwählten Volke, dem Volke des Eigenthums zunächst gehört die Offenbarung der Geheimnisse Gottes. Möge es sich denn immer mehr erweisen als das, das der Geist der Erkenntniß, wie der Liebe, der Zucht, wie des Friedens, in alle Wahrheit und Vollkommenheit führt!

*) Die folgenden schwierigen Worte lassen keine Auslegung zu, die dem Sinn der vorhergehenden widerspräche; ihre erweislichste Erklärung aber bestätigt diesen Sinn: „damit sie zwar menschlich im Fleische gerichtet seyen [durch den leiblichen Tod, der alle Menschen richtet], aber göttlich im Geiste leben mögen.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 18. Juli.

N^o 57.

Ueber die Kindertaufe.

Erster Artikel.

Es dürfte kaum eine Zeit in der Geschichte der christlichen Kirche seyn, in der die Kindertaufe unter denen, die auf den wahren Grund gegründet sind selbst, so zahlreiche Gegner und so wenige und laue Vertheidiger gefunden hätte. Wohin man sich nur wendet, stößt man, wenn nicht auf offensbaren Widerspruch, wie er gar nicht selten ist, doch auf Geringschätzung und Herabsetzung, auf bloße Entschuldigung der Kirche wegen der Fortbeibehaltung dieses einmal eingeführten Gebrauchs, und auf die Beschränkung aller Ansprüche an die Wiedertäufer, daß sie doch nur diese Entschuldigung einigermaßen gelten lassen wollen. So steht die Sache unter den Theologen fast allgemein, und daß auch von ihnen unabhängig unter den Laien sich eine Opposition gegen die Kindertaufe zu regen anfängt, ist bekannt.

Die Sache hat nicht geringe Wichtigkeit, und zwar nicht bloß die in ihr selbst liegende, welche sich erst aus ihrer ausführlicheren Behandlung ergeben kann. Wie es gewöhnlich der Fall gewesen, geht auch jetzt bei mehreren nichtgelehrten Gegnern der Kindertaufe der Abscheu gegen sie mit anderweitigen bedenklichen Ansichten und mit geistlichem Hochmuth, der sie zum Theil hervorgerufen, Hand in Hand. Gerade die Kindertaufe, wo sie in unserer Zeit am wenigsten geschickten Widerstand und klares Bewußtseyn der Gründe erwarten dürfen, dient ihnen dazu, unbefestigte Gemüther zuerst wankend zu machen; ist es ihnen gelungen, auf diese Weise ein Mißtrauen gegen die Kirche in ihnen zu erzeugen, so wird es ihnen nun um so leichter, auch bei den anderen Punkten ihre Auctorität an die Stelle derjenigen der Kirche zu setzen, und die Armeen mit sich in den Strudel ihrer Schwärmerei herabzureißen. Diejenigen, welche standhaft in ihrem Widerstande gegen sie beharren, wissen ihren aus der Schrift entnommenen Gründen meist nichts entgegenzusetzen, als ihr christliches Gefühl. Dadurch werden jene in ihrer hochmüthigen Anmaßung, mit der sie auf einen Luther, Calvin, Zinzendorf, Spener, als tief unter sich stehend, herabblicken, um so mehr bekräftigt, je unbekannter ihnen die Gründe sind, durch welche die Kirche ihre Ansicht und ihr Verfahren in dieser Hinsicht,

gerechtfertigt hat, was um so weniger zu verwundern ist, da man selbst der Art, wie manche Theologen sich über die Kindertaufe aussprechen, es deutlich ansieht, daß sie von den früheren Verhandlungen über diesen Gegenstand nur wenig Notiz genommen, da sie die Schrift in dieser Beziehung als ein Buch zu betrachten scheinen, das ihnen über Nacht zugekommen, und dessen Sinn sie am anderen Morgen ohne weitere Hülfe, als die ihrer eigenen Einsicht, zu prüfen haben. Jene aber, deren Festhalten an der Kindertaufe sich allein auf das christliche Gefühl gründet, kommen auch selbst nicht ohne Schaden aus dem Kampfe. Da sie die Anforderung, jeden Punkt ihrer Ueberzeugung aus der Schrift rechtfertigen zu können, durchaus als eine begründete anerkennen müssen, so bleibt in ihnen eine geheime Unruhe, eine Unsicherheit übrig, die, der Natur der Sache nach, unmöglich bei diesem einzelnen Gegenstande stehen bleiben kann.

Das Gesagte reicht hin, um die Nothwendigkeit öffentlicher Vertheidigungen der Kindertaufe in's Licht zu setzen. Die vorliegende bittet der Verfasser nur als einen Vorläufer einer hoffentlich nächstens von einer geschickteren Hand in diesen Blättern niederzulegenden zu betrachten, ohne deshalb den auf die Wahrheit der von ihm vertheidigten Ansicht gegründeten Anspruch aufzugeben, daß schon diese Darstellung für denjenigen, der mit unbefangenen Gemüthe Wahrheit in dieser Beziehung sucht, überzeugende Kraft haben werde.

Die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe beruht auf einer dreifachen Voraussetzung, und zwar so, daß sie mit fallen muß, sobald nur eine derselben als unbegründet dargethan wird. Diese ihre Grundlagen sind 1. die Lehre von der Erbsünde. Ist diese falsch, so ist die Kindertaufe unnütz. Das, was durch die Taufe fortgeschafft werden soll, ist dann ja noch nicht vorhanden, das, was sie gewähren soll, schon da. Die Taufe müßte dann verschoben werden, bis die Bedingungen, auf denen ihre Wirksamkeit beruht, schon eingetreten, bis der Neugeborene im Verlaufe der Entwicklung ein Unreiner geworden. Diese enge Verbindung der Kindertaufe und der Erbsünde ist von jeher eingesehen worden. Tertullian weiß seinen Eifer gegen die erstere nicht anders auszulassen, als daß er für den Augenblick seine Ueberzeugung von dem Vorhandenseyn der letzteren ganz vergißt, und ihr geradezu widerspricht. Pelagius wurde in seinem Kampfe

gegen die letztere dadurch, daß Augustinus sich nachdrücklich auf die Kindertaufe, als auf einen Beweis für sie berief, so in die Enge getrieben, daß er gar nichts Vernünftiges zu antworten wußte. Die Lutherischen Dogmatiker (vgl. z. B. Gerhard IX. p. 223.) gestehen offen, daß man ganz darauf verzichten müsse, demjenigen, welcher die Erbsünde läugne, die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe beweisen zu wollen. 2. Die Lehre von der Taufgnade. Betrachtet man die Taufe als eine bloße Ceremonie, oder setzt man auch ihren Zweck in die bloße Versiegelung der schon empfangenen Gnadengüter, so muß man, man mag sich drehen wie man will, zugestehen, daß es wenigstens weit zweckmäßiger ist, sie den Erwachsenen angedeihen zu lassen. Ist sie ein bloßer symbolischer Gebrauch, so kann ihr Hauptzweck doch nur darin gesetzt werden, daß sie durch die Erweckung gewisser Vorstellungen in dem Täuflinge, ihn anregt, nach den in ihr abgebildeten Gütern zu trachten. Dieser Zweck wird ja aber weit mehr erreicht werden, wenn die Taufe erst dem bereits Entwickelten ertheilt wird, als wenn man ihn bloß auf die Erinnerung an das im bewußtlosen Zustande mit ihm Vorgenommene verweist. Nur durch eine durch persönliche Beziehungen hervorbrachte Inconsequenz vertheidigte Zwingli später die früher von ihm selbst verworfene Kindertaufe. Ist die Taufe ein bloßes Siegel, so hat sie überhaupt keinen reellen Zweck. Brief und Siegel sind bei Gott unnötig; denn er ist kein Mensch, daß er lüge. Und dann hat die Taufe ja nur für diejenigen die Kraft eines Siegels, welche die Güter besitzen, welche sie versiegeln soll. Nur derjenige darf sie dafür halten, der vorher mit zweifelsohner Gewissheit erkannt hat, daß er sich im Besitze dieser Güter befindet. Sie gewährt also nur dem Gewissheit, der ihrer nicht bedarf. Denn insofern nur der geringste Grad von Zweifel in ihm übrig geblieben, ist sie für ihn nicht ein Siegel. Daß die Kindertaufe von dieser Ansicht aus auch den Eltern keinen Trost gewähren kann, worauf Witsius, de efficacia baptismi in infantibus, in seinen miscell. sacr. t. II. p. 650. sich außerdem beruft, liegt am Tage. Denn wie können die Eltern wohl die Ueberzeugung gewinnen, daß sie wirklich ein Siegel ist? Auch bei dieser Ansicht von der Taufe muß daher ihr Hauptvorthell in die Erweckung derjenigen Vorstellungen in dem Täuflinge gesetzt werden, welche dem Zeichen entsprechen, und da ein neugeborenes Kind solcher Vorstellungen noch nicht fähig ist, so erscheint die Taufe als zwecklos. Dazu kommt, daß die Taufe als Siegel betrachtet, der richtige Zeitpunkt ihrer Ertheilung doch nur der sein kann, wo die zu versiegelnden Güter in ihrer ganzen Vollendung vorhanden sind. Wer möchte dies aber wohl von den Kindern behaupten? Zum vollendeten Besitze jener Güter gehört ja doch nothwendig das Bewußtseyn um dieselben; so wie die bewußte und entwickelte Sünde schlimmer ist, wie die unbewußte und unentwickelte, so steht die bewußte und entwickelte Gnade höher, als die schlummernde und verborgene. 3. Die Empfänglichkeit der Unmündigen für die Einwirkungen der göttlichen Gnade. Wir sehen schon, daß die Kindertaufe nur dann Sinn hat, wenn die Taufe von eigenthümlichen Wirkungen der göttlichen Gnade begleitet ist. Wie könnte nun ihre Ertheilung wohl vernünftig seyn, wenn das Herz der Unmündigen den Wirkungen der göttlichen Gnade unzugänglich wäre? Wir sagen absichtlich den Einwirkungen der göttlichen Gnade, nicht, wie manche ältere Dogmatiker, dem Glauben. Wie beides von einander unterschieden sey, werden wir erst später zeigen.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, hier alle diese drei Voraus-

setzungen der Kindertaufe ausführlich zu begründen. Dies würde uns viel zu weit führen. Zudem sind die beiden ersten uns, wenn nicht mit allen, doch sicher bei weitem mit den meisten gemeinschaftlich, welche wir hier bekämpfen. Die Lehre von der Erbsünde ist noch unlängst in diesen Blättern (vgl. Jahrg. 1831 S. 366 ff.) einer ausführlichen Behandlung unterworfen worden. Und was die Lehre von der Taufgnade betrifft, so bedarf es wirklich nur eines unbefangenen Blickes auf Stellen wie Matth. 28, 19., Joh. 3, 5., Röm. 6., Ephes. 5, 25., 1 Petr. 3, 21., um sich zu überzeugen, daß diejenigen, welche die Taufe für ein bloßes Siegel und Zeichen, ohne eigenthümliche bewohnende Gotteskraft, erklären, diese Ansicht anderswoher, wie aus der Schrift, geschöpft haben, so wie eines Blickes auf ihre den Gegnern derselben entgegengestellten Argumente, um zu sehen, daß sie alle nur diejenigen unter ihnen treffen, welche, Gottes Macht und seine Barmherzigkeit beschränkend, die Gnade ausschließlich an die Gnadenmittel binden. Dagegen erfordert die dritte Voraussetzung, die von der Fähigkeit der Unmündigen zur Aufnahme der göttlichen Gnadenwirkungen, eine sorgfältige Begründung, und diese ihr zu geben, soll der alleinige Gegenstand dieses unseres ersten Artikels über die Kindertaufe seyn.

Man sollte wirklich nicht meinen, daß Jemand die Erbsünde, oder auch nur ein Erbübel aus eigener Ueberzeugung annehmen, und zugleich die Möglichkeit aller Einwirkungen der göttlichen Gnade auf die Unmündigen läugnen, ja daß er die letzteren irgend über die Zeit hinaus versetzen könne, zu der die erstere, nach der Schrift, welche den Menschen in Sünden empfangen werden läßt, beginnt. Dieselbe Flachheit scheint es zu seyn, welche hier und dort aus dem Nichtvorhandenseyn der Wirkungen auf das Nichtvorhandenseyn der Ursachen schließt, um so ungerechter, da es auch in dem Leben des Erwachsenen Zustände gibt, wo die Gnade sich nicht durch ihre Wirkungen kund gibt, ohne daß man deshalb ihr Vorhandenseyn bezweifelt, wie beim Schlafe, bei der Ohnmacht, im Lodeskampfe, im Wahnsinn. Man hat in Bezug auf den letzteren Beispiele, daß das Glaubensleben in den innersten Grund der Seele zurückgezogen unter der Zerrüttung wuchs und gedieh, und mit der Rückkehr des Bewußtseyns sich in aller seiner Kraft offenbarte. Sollte etwa die Gnade erst auf die Entwicklung warten müssen, der Sünde dagegen schon der ganze unentwickelte Zustand offen stehn? Wie wenig dies angehe, zeigt sich noch deutlicher aus folgender Bemerkung. Die Stelle, welche in dem gefallenem Menschen die Sünde, nahm in dem nicht gefallenem das göttliche Ebenbild ein. Dies würde der Mensch, wäre er nicht gefallen, auf seine Nachkommen fortgepflanzt haben. Anfangs ruhend, und in die Bewusstlosigkeit des ganzen geistigen Zustandes mitbegriffen, würde es sich nach und nach zu einem bewußten Ruhen in Gott, zu einer bewußten Lebensgemeinschaft mit ihm entwickelt, und in Gedanken, Worten und Werken geäußert haben. Mit welchem Rechte nun will man das Gebiet der wiederherstellenden Gnade enger machen, wie das der in dem nicht Ge fallenen vorhandenen? Muß man diese zugeben, was will man gegen jene einwenden? Und wie könnte man wohl anders als diese zugeben, da man sonst ja die Sünde als etwas Ursprüngliches sehen müßte, da man sich nothwendig in Manichäische Irrthümer verwickelt, sobald man die Sünde anders ansieht, wie als eine Veräuthung eines ursprünglichen besseren Zustandes? — Dazu kommt das Beispiel Christi. Soll die Entwicklung die Bedingung der Fähigkeit zur Aufnahme der göttlichen Gnade bilden, so müßte dieselbe auch von der Kindheit Christi ausgeschlossen werden. Er

wäre nicht vollkommener Mensch gewesen, wenn er nicht dem Gesetze der menschlichen Entwicklung unterworfen gewesen. Daß dies bei ihm statt gefunden, bezeugt die Schrift ausdrücklich, wenn sie ihn zunehmen läßt, wie an Alter, so an Gnade bei Gott. Nun bezeugt die Schrift aber eben so deutlich, daß Christus von den ersten bewußtlosen Anfängen seines irdischen Seyns an, unter dem Einflusse der Gnade und des Geistes Gottes gestanden habe. Was Anderes will wohl die Lehre von seiner Empfängniß durch den heiligen Geist sagen? Daß diese sich nicht bloß auf das physische Daseyn Christi bezog, daß man daher die Parallele mit dem Geiste Gottes, der bei der ersten Schöpfung über den Wassern schwebte, nicht zu weit ausdehnen dürfe, zeigt ja schon die nähere Bezeichnung des „die Kraft des Höchsten“ durch „der heilige Geist“, welcher letztere nie allein als Urheber des physischen Lebens, immer vielmehr in sittlicher Beziehung vorkommt, zeigt die Stelle Luc. 1, 35., in welcher die Heiligkeit des Erzeugten aus der Heiligkeit des Erzeugers abgeleitet wird, zeigt die deutliche Beziehung, in welcher die Empfängniß Jesu durch den heiligen Geist zu seiner Unsterblichkeit steht. Dies Beispiel Christi führt uns aber noch über die Möglichkeit der göttlichen Einwirkung auf den unbewußten Zustand heraus. Christi ganzes Daseyn ist vorbildlich für das der Seinen. Alles was an ihm geschah, muß sich an ihnen wiederholen. Soll er denn ausschließlich in dieser Beziehung allein dastehen? Soll er diese Wohlthat allein für sich, nicht für die ganze Gemeinde, welche da ist sein Leib, empfangen haben? Soll, während bei ihm die Wurzel der Sünde von vornherein abgeschnitten wurde, bei seinen Gliedern die Gnade warten, bis sie Stamm, Zweige, Blätter und Blüten getrieben? Dieser Grund ist trefflich schon von Calvin, institut. I. IV. c. 16. entwickelt worden, wo er unter Anderem sagt: „Et sane ideo a prima infantia sanctificatus fuit Christus, ut ex aetate qualibet sine discrimine electos suos in se sanctificaret — ex spirita sancto conceptus fuit, ut ejus sanctitate in assumpta carne ad plenum perfusus, ipsam ad nos perfunderet. — Si absolutissimum in Christo habemus gratiarum omnium exemplar, quibus filios suos deus persequitur, hac quoque parte scilicet documento nobis erit, infantiae aetate non usque adeo a sanctificatione abhorreere.“

Doch es fehlt uns außer diesen allgemeinen Gründen für unsere Ansicht nicht an speciellen Schriftbeweisen, die wir jetzt der Reihe nach durchgehen wollen. Luc. 1, 15. sagt der Engel bei der Ankündigung der Geburt des Johannes: „Denn er wird groß seyn vor dem Herrn; Wein und stark Getränke wird er nicht trinken, und er wird noch im Mutterleibe erfüllt werden mit dem heiligen Geiste.“ Diejenigen, zu deren Ansichten diese Stelle nicht stimmte, haben verschiedene Wege eingeschlagen, um sich von ihr zu befreien. Einige dieser Auskünfte sind schon von Calvin kräftig zurückgewiesen worden (IV. c. 16. §. 17.). Nach dem Vorgange von Ambr. verfielen mehrere rationalistische Ausleger unter der Erfüllung mit dem heiligen Geiste eine reiche Ausstattung mit natürlichen Anlagen und Talenten. Diese werden aber leicht durch die Bemerkung zurückgewiesen, daß der heilige Geist in der Schrift nie als in dem Reiche der Natur, immer nur in dem Reiche der Gnade wirksam erscheint, daß der Ausdruck „mit dem heiligen Geiste erfüllt werden“, in unserem selben Capitel noch zweimal, B. 41. von Elisabeth, und B. 67. von Zacharias vorkommt, und beide Male außerordentliche Einwirkungen des Geistes, welche über das menschliche Bewußtseyn hinausführten, bezeichnet, endlich, daß unser Vers sich zu B. 41.

44., wo eine einzelne Aeußerung jener Geistesgaben, die dem Johannes noch im Mutterleibe verliehen wurden, berichtet wird, verhält wie das Allgemeine zum Besonderen. Die beiden letzteren Gründe sprechen auch gegen Olshausen, welcher behauptet, es sey hier von der Gnadenwahl die Rede, die dem Ungeborenen schon seinen geistlichen Charakter zuteilt, wozu noch kommt, daß diese Annahme unverträglich ist mit dem: er wird erfüllt werden, welches, im deutlichen Gegensatz gegen die Trunkenheit, die Erfüllung mit dem Erdgeiste des Weines und des berausenden Getränkes, grade so wie Ephes. 5, 18., hinreichend darthut, daß hier nicht von einer außerhalb des Subjektes vergehenden Gnadenwahl, sondern nur von innerer Mittheilung der himmlischen Güter die Rede seyn kann. Andere endlich, wie Heumann, behaupten, es heiße nach dem Grundtexte nicht noch im Mutterleibe, sondern: nachdem er aus dem Mutterleibe gekommen und geboren worden, also von seiner Jugend an. Der Engel sage, daß Johannes von seiner zarten Jugend an, und hernach immerfort von dem heiligen Geiste werde erleuchtet und regiert werden. Gegen diese Auslegung aber braucht man nicht den in B. 41. 44. liegenden Grund geltend zu machen; sie ist allein aus sprachlichen Gründen verwerflich. Es heiße im Grundtexte nicht: nachdem er aus dem Mutterleibe herausgekommen, sondern: vom Mutterleibe an, und daß man den terminus a quo, den Mutterleib, nicht exclusiv verstehen, sondern ihn mit einschließen, sich den heiligen Geist schon während dieser Zeit in Johannes wirksam denken soll, was ohnedem das Natürlichere seyn würde, (vgl. Gal. 1, 15., wo das: „der mich ausgesondert hat vom Leibe meiner Mutter an,“ in Beziehung steht auf den Ausspruch Gottes an den Jeremias 1, 5. (LXX.): „ehe du aus dem Mutterleibe hervorgingst habe ich dich gesalbt“), wird noch ausdrücklich erklärt durch das hinzugefügte noch. Doch vom Mutterleibe an, wie schon Wengel richtig gesehen — vom Mutterleibe an, und noch in demselben. Offenbar falsch ist die Behauptung mehrerer Ausleger, z. B. Knibbs, daß noch hier für schon, *ἐν* für *ἐν* siehe. Beide werden nie verwechselt. Beispiele eines ganz ähnlichen Gebrauchs des noch, um den terminus a quo als selbst in der Bestimmung mitbegriffen zu bezeichnen, sind z. B.: *ἐν τῷ πρωτῷ τῷ ἡμέρῃ*, vom frühem Morgen an und noch an demselben hielt er den Markt besetzt, Dion. Halic. I. 2. p. 716., und *ἀπὸ τῆς ἐκείνης τῆς ἡμέρας*, Philo, leg. ad Caj. p. 1016.

Wir können jetzt zu den Stellen B. 41 und 44. übergehen, die, wie schon bemerkt, als einzelne Bewährung jener allgemeinen Verheißung zu betrachten sind. B. 41. „Und es begab sich, als Elisabeth den Gruß Mariä hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leibe. Und Elisabeth ward des heiligen Geistes voll.“ B. 44. „Siehe, da ich die Stimme deines Grusses hörte, hüpfte mit Freuden das Kind in meinem Leibe.“ Wir haben hier ein deutliches Beispiel von der Wirksamkeit des heiligen Geistes auf einen noch Ungeborenen. Obgleich noch jeder klaren Erkenntniß, obgleich noch des Glaubens im engeren Sinne unfähig, deren Besitz ihm von den meisten Kirchenvätern (vgl. die Stellen bei Nicetius zu Matth. 25. §. 7.) sehr mit Unrecht aus dieser Stelle vindicirt wird, fühlt er sich doch mit seinem ganzen Wesen zu Christo hingezogen, und wird durch die leibliche Bewegung, welche dieses geistige Gefühl verursacht, seiner Mutter ein Führer zu Christo; die Anregung, die sie durch ihn erhält, macht sie fähig, selbst den heiligen Geist zu empfangen. Auch hier hat man mehrere Versuche angewandt, sich von dem Resultate, welches die Stelle nach dieser Erklärung gewährt, zu befreien.

Sonderbar genug, daß selbst entschieden gläubige Ausleger den Wunsch danach hatten, daß sie nicht vielmehr mit Dank und Preis ein Zeugniß für die Wirksamkeit Gottes und seines Geistes auch in den Regionen aufnahmen, welche, mit Fleischesaugen die Sache angesehen, ihr unzugänglich zu seyn scheinen! Elisabeth geht über die Stelle mit den wenigen Worten hinweg: „die heftigen Gemüthsbewegungen der Mutter theilt das Kind, das noch unter ihrem Herzen ruhte.“ Vergleichen wir seine Aeußerung zu B. 15., der heilige Geist scheine das Bewußtseyn bei demjenigen voranzusehen, in dem er wirke, so zeigt es sich, daß er die übernatürliche Einwirkung bloß auf die Mutter beschränkt, das Kind bloß an den natürlichen Folgen derselben, der ungewöhnlichen Bewegung, Theil nehmen läßt. Diese Ansicht erscheint aber bei näherer Betrachtung als ganz verwerflich. Schon in B. 41., wo der Evangelist aus seiner Person redet, ist die Ordnung geradezu die umgekehrte. Erst hüpfet das Kind, und dann wird Elisabeth vom heiligen Geiste erfüllt und geräth in große Bewegung, die sich durch einen lauten Ausruf, B. 42., Luft macht. In B. 44. beweist Elisabeth, daß Maria die Mutter des Herrn sey, daraus, daß das Kind bei ihrer Ankunft vor Freuden gehüpft habe. Welch sonderbarer Beweis aber wäre dies, wenn nicht Elisabeth, des Ausspruches des Engels eingedenk, und selbst plötzlich des heiligen Geistes theilhaftig geworden, jenes Hüpfen des Kindes als eine ihm unbewußte Weissagung betrachtet hätte? Wie verträgt sich auch wohl das in Freude mit jener Ansicht, als sey die Bewegung des Kindes bloß eine äußerliche Folge der Bewegung der Mutter gewesen?

(Fortsetzung folgt.)

Das Hambacher Fest.

Es ist nicht unsere Absicht, unsere Blätter mit einer Erzählung des revolutionären Unfalls zu füllen, durch welchen man auf den Hambacher Schloßruinen allen Deutschen Regierungen, und der Baierschen insbesondere, mit so unerhörter Dreistigkeit Drog geboten hat. Nur auf einige Züge dieser Begebenheit wollen wir hinweisen, welche ihren religiösen Charakter andeuten, — denn einen solchen Charakter haben alle revolutionären Bewegungen unserer Zeit, und nur der kann sie recht verstehen, der ihr Verhältniß zum Christenthume in's Auge faßt, und tief genug gräbt, um die bittere Wurzel des Unglaubens zu finden, aus der die Sodomsäpfel entsprossen sind.

„Der Kultus der Freiheit“ — so redet die „Gesellschaft der Volksgenossen zu Straßburg“ den „patriotischen Bundesverein in Hambach“ in einem Schreiben an, welches Französisch und Deutsch bei dem Feste vertheilt wurde — „der Kultus der Freiheit ist allen gebildeten Völkern gemein. Er ist die Religion der Männer, deren Herz für Vaterland und Menschheit schlägt. Diese Religion, dieser Glaube einet alle Sekten, alle Stämme, alle Nationen.“

„Es wird kommen der Tag“ — ruft einer der Hambacher Redner aus — „der Tag des edelsten Sieges, der Tag, an dem die Fürsten die Hermeline feudalistischer Gott-Statthaltschaft mit der männlichen Toga Deutscher Nationalwürde vertauschen, und der Beamte, der Krieger, statt mit der Be-

dientenjacke des Herrn und Meisters, mit der Volksbinde sich schmückt, — wo das Deutsche Weib, nicht mehr die dienstpflichtige Magd des herrschenden Mannes, sondern die freie Genossin des freien Bürgers, unseren Söhnen und Töchtern schon als stammelnden Säuglingen die Freiheit einflößt; — wo abschüttelnd das Joch des Gewissens, den Priestertrug und den eigenen Irrwahn, der Deutsche zu seinem Schöpfer die unversälichte Sprache des Kindes zum Vater redet; wo der Bürger — auf den Tafeln des Gesetzes den eigenen Willen ließt“ u. s. w.

So naht ist bei dieser merkwürdigen Gelegenheit die Religion des Fleisches hervorgetreten, so schamlos hat man die Bande aller göttlichen und menschlichen Auctorität abzuschütteln versucht, und selbst die Ehe und Familie mit St. Simonistischer Asterweisheit angetastet.

Aber noch charakteristischer zeigt sich das wahre Wesen dieser Richtung in folgendem Zuge. Das Königl. Baiersche Staatsministerium, unwillig über dieses Uebermaaß von Frechheit, sprach den Entschluß aus, zur Bändigung derselben von allen den Mitteln nöthigenfalls Gebrauch zu machen, welche „die Vorsehung in die Hand des rechtmäßigen Herrschers gelegt“ habe. Allein damit erregte es den Widerstand der Liberalen nur von neuem. „Wie kann“ — ruft die in Speyer unter Baierscher Hoheit erscheinende Zeitung aus — „in einer constitutionellen Monarchie von einer Machtvollkommenheit die Rede seyn, die die Vorsehung in die Hand des Herrschers gelegt hat?“ Diese entsehlene Aeußerung erscheint um so merkwürdiger, wenn man erwägt, daß sie nichts weiter ist als eine völlig richtige Folgerung aus den Grundfäden des jetzt sogenannten constitutionellen Systems, welches in der Obrikeit ein bloßes Machwerk und Werkzeug der Menge anerkennt: Menschenwille, Fleisch — das sind die Grundideen dieses Systems, aus denen der Thurm zu Babel bis an die Spitze fertig gemacht werden soll. Nichts kann störender darauf einwirken, als des lebendigen Gottes — von dem Paulus alle Obrikeit ableitet — dabei zu gedenken; als Redensart, als ein, noch vorbandenen Vorurtheilen dargebrachter Tribut, wäre seine Erwähnung schon kaum zu dulden und wenigstens eine Ungehörigkeit; aber bei einer ersten Gelegenheit, wo es gilt, den Inhalt und Umfang der Königl. Rechte und Pflichten zum Bewußtseyn zu bringen und auszuüben, auf Gott sich zu berufen und sollte es auch unter dem minder anstößigen Namen der Vorsehung geschehen, das muß den Gang des constitutionellen Staates eben so gewiß stören, als eine Maschine, deren erstes Erforderniß wäre, aus recht trockenem Holze verfertigt zu seyn, zerrüttet werden müßte, wenn das Holz eines Haupttrades zu wachsen, Zweige zu treiben, zu grünen und zu blühen anfänge. Gottlos, ohne Gott, zu seyn, das ist, wie die ersten Principien des Systems ergeben, die unerläßlichste, die allen anderen zum Grunde liegende Eigenschaft der auf die Souveränität des Menschen gegründeten Staats- und Rechtsgebäude.

„Aber der im Himmel wohnt lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer. Er wird einst mit ihnen reden in seinem Zorn, und sie schrecken mit seinem Grimm.“ Ps. 2.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Connabend den 21. Juli.

N^o 58.

Ueber die Kindertaufe.

(Fortsetzung.)

Heumann behauptet zwar mit Anderen, daß das „in Freude“ sich nicht auf das Kind, sondern auf die Elisabeth beziehe; aber dagegen haben schon Andere erinnert, daß dann das auf die Mutter sich beziehende Pronomen nicht fehlen dürfe. Es bliebe also nur der Ausweg übrig, anzunehmen, daß zwar Elisabeth selbst die Begebenheit für eine übernatürliche gehalten, daß sie sich aber hierin geirrt habe. Dadurch aber würde man sich in große Schwierigkeiten verwickeln. Daß Elisabeth die Sache also betrachtete, stellt der Evangelist ja grade als eine Folge ihrer Erfüllung mit dem heiligen Geiste dar, und daß er selbst die Sache eben so ansah, erhellt aus B. 41. deutlich genug. Dazu kommt die deutliche Beziehung, in welcher unsere Begebenheit auf der einen Seite zu B. 15., auf der anderen zu 1 Mos. 25, 22. 23. steht. Die dort erzählte Begebenheit ist als Typus auf die unsrige zu betrachten. „Der Ältere wird dem Jüngeren dienen,“ dies ist bei beiden der Kern. Auch dort aber ist die Bewegung der Kinder nicht eine Folge der Bewegung der Mutter, sondern grade umgekehrt, sie wird durch das Ereigniß, dessen tiefere Bedeutung sie ahndet, in große Bewegung gesetzt, und erhält dann, selbst vom heiligen Geiste erfüllt, den Aufschluß, den sie im Gebete gesucht.

Wir sagen also mit Calvin (Harmon. Evang. z. d. St.): „Es ist aus diesem Vorbilde zu lernen, daß von der ersten Kindheit an, bis zum äußersten Greisenalter, der Geist unter den Menschen seine freie Wirksamkeit hat,“ und lassen uns nicht irre machen durch die Gründe, die man diesem Schlusse entgegenstellt. Man sagt 1.: Aus einem einzelnen außerordentlichen Fall könne nicht geschlossen werden, daß Gott immer mit den Kindern so verfähre. Allein wir sind auch weit davon entfernt, die Folgerung so zu stellen. Wir erweisen aus dieser Thatsache nur die Unrichtigkeit der Voraussetzung, daß Gott auf die unbewußte Kindheit, wegen eines in ihr selbst liegenden Hindernisses, was auch der Allmacht unüberwindlich sey, nicht einwirken könne. Dieser Beweis ist aber unwiderleglich geliefert, sobald gezeigt worden, daß Gott auch nur in einem einzigen Falle wirklich eingewirkt hat. Von hieraus können wir dann freilich leicht

weiter gelangen. Kann Gott auch auf die zartesten Kinderseelen einwirken, so wird er es auch thun, so wahr er barmherzig, gütig und von großer Gnade ist. Was könnte ihn wohl vermögen, allein die Kinder von dieser Gnade auszuschließen? Und steht es fest, daß er sich auch der Kinder erbarmt, warum sollte er ihnen das Mittel entziehen, welches seiner Gnade vorzugsweise zum Leiter dient? 2. Man könnte einwenden, aus der Möglichkeit der Ertheilung der außerordentlichen Gnadengaben folge noch nicht die Möglichkeit der Ertheilung der ordentlichen. Allein man würde dann die Erfüllung mit dem heiligen Geiste in B. 15. ohne Grund auf die außerordentlichen Gnadengaben beschränken, man würde übersehen, daß die außerordentlichen Gnadengaben nur auf den Grund der ordentlichen ertheilt werden, man würde schon durch die Freude des Kindes über den Heiland widerlegt werden, welche zeigt, daß es mehr als ein tönend Erz und eine klingende Schelle war, wozu Gott wohl einen Esel gebraucht, aber nicht einen Menschen mißbraucht, zu geschweigen, daß man aus der Einrichtung der menschlichen Natur auch nicht den Schein eines Grundes beibringen kann, welcher darthäte, daß die Empfänglichkeit des Kindes für die außerordentlichen Gnadengaben nicht auch die für die ordentlichen bedingte.

Wir gehen jetzt zu einer anderen noch ungleich wichtigeren Stelle über, der Matth. 19, 13—15., vgl. mit Marc. 10, 13—16., Luc. 18, 15—17. Da sich nicht voraussetzen läßt, daß alle unsere Leser gleich eine Evangelien-Harmonie bei der Hand haben werden, so setzen wir diese Stellen in einer Uebersicht hieher:

Matthäus.	Marcus.	Lucas.
Da wurden Kinderlein zu ihm gebracht, daß er sie anrührete.	Und sie brachten Kinderlein zu ihm, daß er sie anrührete.	Sie brachten auch junge Kindlein zu ihm, daß er sie anrührete.
Da sie aber die Kinderlein trugen.	Da sie aber die Kinderlein trugen.	Da sie aber die Kinderlein trugen.
Jesus sprach: Lasset die Kinderlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn das solches ist.	Jesus sprach: Lasset die Kinderlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn das solches ist.	Jesus sprach: Lasset die Kinderlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn das solches ist.

<p>Matthäus. men. Denn solcher ist das Himmelreich. 15. Und legte die Hände auf sie und zog von dannen.</p>	<p>Marcus. solcher ist das Reich Got- tes. 15. Wahrlich ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, der wird nicht hereinkommen. 16. als ein Kind, der wird nicht hereinkommen. Und er nahm sie in die Arme und legte die Hän- de auf sie und segnete sie.</p>	<p>Lucas. nicht. Denn solcher ist das Reich Gottes. 17. Wahrlich ich sage euch, wer nicht das Reich Gottes nimmt als ein Kind, der wird nicht hereinkommen.</p>
---	---	---

Dieser Ausspruch Christi ist in der Kirche von jeher als einen Hauptbeweis für die Kindertaufe liefernd betrachtet worden. Schon Tertullian hat bei seiner Bekämpfung der Kindertaufe nichts Wichtigeres zu thun, als ihn aus dem Wege zu schaffen, was hinreichend zeigt, wie geläufig er schon in jenen ältesten Zeiten ihren Vertheidigern war. In den apostolischen Constitutionen (p. 494.) wird sie allein auf ihn gegründet. Der heilige Bernhard sagt (epist. 140. ad Hildoph. Comit.): „Den Kindlein der Christen wird der Weg Christi verschlossen, indem ihnen die Gnade der Taufe abge schlagen wird, und man läßt sie nicht dem Heile sich nahen, obgleich doch der Heiland gnädig für sie ruft: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Calvin bemerkt (3. d. St.): „Hieraus lernen wir, daß verkehrte Richter diejenigen sind, welche nach dem Sinne ihres fleischlichen Christum abschätzen.“ Denn bald geschieht es, daß sie ihn der ihm eigenthümlichen Gaben berauben, und bald wiederum, daß sie unter dem Scheine der Ehre ihm andichten, was ihm nichts weniger als zukommt. — Daher sehen wir diesen Schild nicht ohne Ursache den Wiedertäufern entgegen. Sie versagen den Kindern die Taufe, weil sie für jenes Mysterium nicht empfänglich seyen, was dort bezeichnet wird. Wir dagegen behaupten: Da die Taufe ein Pfand und Abbild der Vergebung der Sünden aus Gnaden und zugleich der göttlichen Kindtschaft ist, so sey sie den Kindern keineswegs zu versagen, welche Gott annimmt und durch das Blut seines Sohnes abwäscht. Es ist eine unheilige Frechheit fern von Christi Schaarsaal diejenigen zu treiben, die er selbst an seinem Busen trägt, und wie Fremde mit verschlossener Thür diejenigen abzuweisen, die er selbst nicht ausgeschlossen wissen will.“ Bengel: „Wenn sie die Taufe verlangt hätten, so würde ohne Zweifel auch die Taufe ihnen gewährt worden seyn.“

Bevor wir zur genaueren Entwicklung des Verhältnisses unserer Stelle zu der Lehre von der Kindertaufe übergehen, müssen wir einen doppelten Versuch berücksichtigen, welchen man gemacht hat, ihre Anwendbarkeit ganz oder theilweise zu beseitigen. 1. Nach dem Vorgange von Grotius behaupten Mehrere: es sey hier schon von mehrerwachsenen Kindern die Rede. Allein die Bezeichnung der Kinder bei Matthäus und Marcus (αἰδού) kommt auch von Kindern in dem zartesten Alter vor, vgl. Luc. 2, 21.; die bei Lucas (βρέφος) ist Neugeborenen und zarten Säuglingen ganz ausschließlich eigen; die Kindlein werden nach allen Evangelisten zu Christo getragen, und nach Marcus nimmt er sie auf den Arm. Dazu kommt noch, daß der Unwille der Jünger nothwendig Kinder voraussetzt, welche noch nicht in die Jahre der Unterscheidung gelangt waren; denn gerade wegen ihrer Berufslosigkeit glaubten sie ja, daß sie ganz von den Segnungen Christi ausgeschlossen seyen. Endlich das Verfahren Christi selbst zeugt gegen diese Annahme. Er macht keinen Versuch, lehrend und ermahnend auf sie einzuwirken. Er begnügt sich, durch die Handauslegung den göttlichen Segen auf sie herabzuleiten. 2. Man behauptet, in dem „solcher ist das

Himmelreich“ gehe das solcher nicht auf die Kinder, sondern auf die Demüthigen. So Wetstein: „Weil das Himmelreich solcher ist, welche, wie diese Kinder, demüthig sind.“ Als Hausen: „Der Erlöser stellt die Kinder den Aposteln als Symbole der geistigen Wiedergeburt und des in ihr gegebenen kindlich einfältigen Sinnes dar.“ Allein man sieht leicht das Willkürliche dieser Erklärung. So viel ist richtig, daß das solcher außer den Kindern auch diejenigen mitbeseitigt, welche kindlichen Gemüthes sind. Aber darf man deshalb wohl die Kinder ausschließen? Stünde der Satz ganz für sich, so würde schon die Erklärung des solcher durch: derer, welche wirklich sind, was die Kinder zu seyn scheinen, eine willkürliche seyn. Das solcher würde nöthigen, auch in die Kinder jene Gemüthsbeschaffenheit zu setzen, welche die Erwachsenen zur Ausnahme in das Reich Gottes geeignet macht, und mithin auch sie als Candidaten des Himmelreichs zu betrachten. Dies bemerkt nach dem Vorgange Calvin's schon Bengel: „Gesezt, es würden solche bezeichnet, welche den Kindern gleich sind, so haben eben deshalb die Kindlein selbst, welche also sind, noch weit mehr das Himmelreich, und müssen und können es empfangen, indem sie zu Christo kommen.“ Allein der Satz wird ja bei allen Evangelisten mit dem vorhergehenden durch denn verbunden. Den Streit zwischen den Eltern der Kinder und den Jüngern entscheidet der Erlöser durch den Ausspruch: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; diesen Ausspruch gründet er darauf, daß solcher das Reich Gottes sey. Welche sonderbare Begründung wäre nicht dies, wenn die Kinder bloßes Symbol und Bild wären? Was gäbe ihnen dies wohl für eine Berechtigung, zu Christo zu kommen, und von ihm die Segnungen zu empfangen, welche ihnen den Eingang in das Reich Gottes eröffneten? Wie würde dadurch wohl irgend ihre Fähigkeit zur Aufnahme dieser Segnungen begründet? — Gerade diese unstatthaften Auswege, die man sich hier eben sowohl, wie bei der vorigen Stelle, zu ergreifen genöthigt sieht, zeigen, wie wenig die Ansicht derer, welche der Kindertaufe mehr oder weniger abgeneigt sind, mit dem unbefangenen aufgefaßten Christenworte in Einklang gebracht werden könne.

Entwickeln wir nun zuerst, was unsere Stelle für den Satz darbietet, der uns zunächst beschäftigt, die Empfänglichkeit auch der zartesten Kindheit für die göttliche Gnade. 1. Die Ablicht derjenigen, welche die Kinder zu Christo brachten, wird treffend von Calvin so entwickelt: „Hätten sie nicht die Ueberzeugung tief in ihrem Gemüthe gehabt, daß bei Christo die Kraft des heiligen Geistes niedergelegt sey, damit er sie auf das Volk Gottes ausgieße, so wäre es ungereimt gewesen, ihm die Kinder darzubringen. Es kann also kein Zweifel daran seyn, daß sie die Theilnahme der Gnade für sie verlangten. Daher wird bei Lucas das auch hinzugefügt, als sagte er: nachdem sie erfahren, auf wie mannichfache Weise er den Erwachsenen half, haben sie auch in Bezug auf die Kleinen die Hoffnung gefaßt, sie werden nicht ganz leer von allen Gaben des Geistes hinweggehen, wenn er die Hände ihnen auflegte.“ Dadurch, daß Christus diese kindliche Ansicht der Kinderfreunde billigt, die entgegengelegte der Jünger zurückweist, gibt er eine Entscheidung unserer Frage, wie wir sie nicht deutlich und bestimmter wünschen können. 2. Christus begnügt sich nicht, den Kindern ein gewisses, entferntes Verhältniß zu sich und seinem Reiche zuzuschreiben; er bezeichnet sie im Gegentheil als diejenigen, welche vorzugsweise zum Eingange in das Reich Gottes geeignet sind, gewissermaßen ausschließlich, insofern die Erwachsenen erst durch

schwere Kämpfe und mächtige Wirkungen der göttlichen Gnade wieder werden müssen, was sie schon sind. Wie dieser Ausspruch Christi, so wie der entsprechende Matth. 18, 1 ff., ohne alles Drehen und Deuteln in seiner vollen Wahrheit genommen werden könne und müsse, ohne daß dadurch der Lehre von dem angeborenen Verderben zu nahe getreten würde, das ist schon im vorigen Jahrgang S. 379 ff. eingehend gezeigt worden. Es ist dort ausgeführt, wie das nur im Keime vorhandene Böse eine weit leichtere Befiegung gestatte, als das schon entwickelte. Das dort Gesagte wollen wir hier nicht wiederholen, nehmen es aber durch die Verweisung als integrierenden Bestandtheil auch in diese Darstellung auf, und wünschen es von allen denjenigen berücksichtigt, welche gegen diese auftreten möchten. 3. Christus legt den Kindern die Hände auf. Fassen wir dies auch nur als bloßen Ausdruck des Wunsches, so ist es mit der Ansicht von der Unzulänglichkeit der Unmündigen für die göttliche Gnade schon unverträglich. Denn wie hätte Christus wohl etwas wünschen können, was der Natur der Sache nach unmöglich war? Allein wie könnten wir wohl bei dem bloßen Wunsche stehen bleiben? Wie sollte derjenige, der über alles, was er wünschte, unumschränkt gebot, weniger durch diese äußere Handlung gewährt haben, als seine Apostel, bei denen dieselbe nie bloßes äußeres Zeichen, kein Ritus der bloß wohlmeinenden, ihres Erfolges noch ungewissen Fürbitte ist? Wie sollte er auf diese Weise die Erwartungen der Angehörigen der Kinder getäuscht haben, welche zu ihm kamen, damit er auch diesen, nicht weniger, wie er es bei den Erwachsenen gethan, realen Segen gewähren sollte? Und ertheilte Christus also, da er noch in Niedrigkeit auf Erden wandelte, den Kleinen seinen Segen in himmlischen Gütern, wie sollte jetzt seine Hand dazu verkürzt seyn, da ihm alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden?

(Schluß folgt.)

Gutachten der Reformirten Synode in Sachen des Herrn Pfarrers Geibel in Braunschweig. *)

Sechste Sitzung der vom 20 — 27. zu Braunschweig versammelten Synode der vereinigten Reformirten Gemeinden Niedersachsens. Braunschweig am 27. Juni 1832.

Nachdem die Synode die ihr vorgelegte Streitsache ernstlich und genugsam erwogen und besprochen hatte, vereinigte sie sich dahin, auf folgende Weise ihr Gutachten auszusprechen:

Nachdem Se. Durchlaucht der Herr Herzog von Braunschweig zu genehmigen gnädigt geruht, daß zur Untersuchung und Begutachtung der gegen den Prediger der Reformirten Gemeinde zu Braunschweig, Herrn Pastor Geibel, erhobenen religiösen Anschuldigungen eine Synodal-Versammlung der conföderirten Reformirten Kirchen Niedersachsens hieselbst gehalten werde: so haben wir unterzeichnete Prediger und Vorsteher als Bevollmächtigte unserer Gemeinden, nämlich der Reformirten Gemeinden zu Hannover, Hückeburg, Celle, Minden und Göttingen am 20. d. M. im Beiseyn eines von des Herrn Herzogs Durchlaucht

*) Wir behalten es uns vor, nächstens eine ausführlichere Beleuchtung dieses Gutachtens sowohl, wie einer gegen den uns theuren Pfarrer Geibel gerichteten Schrift des Professor Petri in Braunschweig zu geben. Wir mochten die Mittheilung dieses merkwürdigen Aktenstückes um so weniger verschieben, da die beigefügten kurzen Anmerkungen schon hinreichen, den unbefangenen Leser über den Stand der Sachen aufzuklären.

Anmerk. der Red.

ernannten Commissarius, Herrn Magistrats-Direktor Bode, diese Synodal-Versammlung in der Kirche unserer Schwester-gemeinde dahier eröffnet und seitdem der Untersuchung dieser für alle Kirchen unserer Conföderation wichtigen Angelegenheit mit allem Ernst und allem Fleiß obgelegen.

Auf den Grund dieser Untersuchung geben wir unser Gutachten dahin ab, daß wir:

1. „die gegen den Pastor Geibel erhobenen religiösen Anschuldigungen in Betreff der Lehrsätze selbst, um deren willen er als Irrelehrer angeklagt worden, insofern nicht für genugsam begründet halten, als diese Lehrsätze zu den unter den Theologen der Reformirten Kirche noch unentchiedenen gehören;“

Anmerk. des Einsenders. Die hauptsächlich angefochtenen Lehrsätze, die zugleich meine mystische Richtung zu erkennen geben sollen, sind in der Eingabe der Vorsteher meiner Gemeinde an die Synode folgendermaßen ausgesprochen und geordnet: 1. ich habe die leibhaftige Existenz des Teufels verfochten, 2. ich habe befohlen, den todtten Buchstaben der Bibel, mit völliger Beseitigung der Vernunft, zu verehren, 3. ich habe die Erbsünde und die Niederkfahrt zur Hölle gelehrt, 4. ich habe an die Spitze meiner Lehren das Dogma gestellt, daß lediglich und allein der Glaube an den Opfertod Jesu Christi selig machen könne.

Daß ich keinen dieser Punkte so ausgesprochen habe, versteht sich natürlich ganz von selbst; indeß die Herren Vorsteher mußten sich, weil sie selbst die Kirche nicht besuchten, auf die Zwischenträgerinnen Anderer verlassen, und so sind denn die groben Verunstaltungen leicht erklärt. Das Wahre an der Sache ist dies, daß ich allerdings gelehrt habe 1. es existire der Teufel als persönliches Wesen und übe eine geistige Wirksamkeit auf den Menschen, 2. es müsse sich die Vernunft in göttlichen Dingen den Aussprüchen der Schrift unterwerfen, nicht aber die Schrift meistern wollen, 3. es pflanze sich seit des ersten Menschen Sünde von Geschlecht zu Geschlecht eine vorherrschende Neigung zum Bösen fort, doch seyen die Kräfte des Menschen nur verkehrt und zerrüttet, nicht aber zerstört und verschwunden. Nie aber habe ich in meinen Predigten die Lehre von der Höllenfahrt Christi vorgetragen, und würde sie, wenn es geschehen wäre, sicher am wenigsten in Zusammenhang mit der Erbsünde gebracht haben. Wohl aber habe ich 4. gelehrt, und zwar im engsten Zusammenhang mit der Lehre von der Erbsünde, daß die Veröhnung und Erlösung der durch eigenes freiwilliges Eingehen in die Sünde von Gott entfremdeten und somit uneligen Menschheit einzig und allein durch Christum geschehen sey, und daß der Mensch seiner Veröhnung und Erlösung gewiß werde allein durch den Glauben an Christi Opfertod, nicht aber durch einen todtten Maul-Glauben, sondern durch den lebendigen Glauben der sich thätig erweise in der Liebe und allen guten Werken.

2. „Daß wir aber in Betreff der Anwendung und Ausführung dieser Lehrsätze in seinen öffentlichen Vorträgen, nachdem wir ihn über seine Lehrweise befragt, einzelne von ihm uns vorgelegte Predigten gelesen und eine von ihm gehaltene Predigt selbst angehört haben, erklären müssen:

a) daß ihm die so nöthige Pastoralweisheit fehle.“

U. d. E. Ist möglich und gerne zugestanden. Freilich hätte ich auch wohl nicht, wie man mir Schuld gibt, so grob drein fahren, sondern lieber fein sachte auftreten und allmählig und unmerkbar mein Netz weiter ausspannen sollen.

Aber trotz dem, was Paulus 1 Cor. 9, 20—22. schreibt, vermochte ich es doch nicht, den abgefallenen Christen gegenüber mich auch auf die Stufe des Abfalls zu stellen, sondern vielmehr nur, als ich ihren Abfall recht erkannt hatte, mit lauter Stimme sie zu wecken und zu warnen.

b) „Daß er der Phantasie und dem Gefühle einen zu großen und gefährlichen Vorschub geleistet.“

A. d. E. Ist in einzelnen Predigten wohl der Fall gewesen; meine Gegner aber pfl egten viel mehr über die dogmatische Trockenheit meiner Predigten zu klagen.

c) „Daß er vorzugsweise jene oben bezeichneten Lehrsätze hervor gehoben, durch welche er, besonders bei der ihm eigenthümlichen Art der Behandlung sich in offenbaren Widerspruch gegen seine Gemeinde gesetzt hat.“

3. „Daß derselbe, bei Gelegenheit seiner Unterhandlungen mit den Vorstehern der Gemeinde in Betreff seines etwaigen Rücktrittes aus seinem Berufe als Prediger dieser Gemeinde, durch eine die heiligen Grundsätze des Evangeliums verletzende Art und Weise, den Willen Gottes nach den mehr oder weniger annehmlichen äußeren Beweggründen, namentlich dem ihm zur Abfindung zu bietenden Gelde, zu deuten, der Gemeinde ein gerechtes Aergerniß gegeben und Verdacht gegen seine Denkart erregt hat.“

A. d. E. Die Synode hat sehr richtig von den verschiedenen moralischen Vorwürfen den einzigen hervorgehoben, der mich mit Recht trifft. [Wenn eine kürzlich erschienene Schrift des Herrn Professor Petri hieselbst ein anderes Urtheil herbeiführen zu können scheinen möchte, so verweise ich nur auf das Gutachten der Synode und auf das, was in der Vorrede meines Vaters zu seiner hieselbst gehaltenen Predigt über 1 Cor. 2, 2. gesagt ist Seite 7. Wozu sollte auch eine specielle Widerlegung solcher Schmähungen und Verdrehungen führen? Der Herr Professor würde vielleicht bei allen Punkten rufen: Da haben wir wieder das schwache Gedächtniß des Pastor Geibel, und ich würde antworten: Nicht doch! die Fülle Ihrer Gedanken, Ihr dadurch überreiztes Gedächtniß, das selbst unausgesprochene Worte als gesprochene aufbewahrt, täuscht Sie! Denken Sie doch nur an den Unterschied (den Sie in Ihrer Schrift so unbedeutend ansehen) zwischen den Worten: „Man lasse die Geister auf einander plagen und treffen;“ und den Worten: „Ich werde mich herzlich freuen, die bösen Geister auseinanderplagen zu lassen, daß es krache!“ Das Ende aber würde sein ein trauriger Ferkrieg und vielleicht noch größere Erbitterung.] Die Sache verhält sich aber so. Die Veranlassung zu den Verhandlungen gab ein Besuch bei dem Herrn Professor Petri. Bei dieser Gelegenheit setzte Petri mir auseinander, daß ich eine Taufe, die er mit meiner Bewilligung statt meiner verrichtet hatte, ansehen könne und müsse als den ersten öffentlichen Schritt, den man thue, um mir nach und nach alle Wirksamkeit in der Gemeinde und selbst den Zugang zu den Gemeindegliedern abzuschneiden, und bemühte sich, mir meine gänzliche Wirkungslosigkeit und traurige äußere Lage klar zu machen. Ich, damals noch zu wenig in der Gemeinde bekannt, um das Wahre oder Falsche an der Sache zu erkennen, erwiederte ihm, daß ich somit ein Gerücht, daß man wünsche, sich auf irgend eine Weise mit

mir auseinander zu setzen, für wahr halten müsse, und auctorisirte den Herrn Petri, da er mir versicherte, das Gerücht habe Grund, dem Presbyterium anzuzeigen daß ich bereit sey, die Vorschläge desselben zu vernehmen. Es erschienen zwei deputirte Vorsteher bei mir, und ich erklärte ihnen meine Willigkeit, unter gewissen Umständen und Bedingungen meinen Posten zu verlassen. Der Umstand, auf den ich besonderes Gewicht legte, war der, daß ich bei dem Ausscheiden aus meinen hiesigen Verhältnissen sogleich in eine andere Gemeinde eintreten könne. Aber es fügte sich nicht so. Dennoch hielt ich schwanfend mich verpflichtet, die Vorschläge wenigstens zu vernehmen. Leider aber entschied ich mich, durch die Anerbietungen mich bestimmen zu lassen, und wollte in der größeren oder geringeren Annehmlichkeit derselben einen Wink von oben erwarten, zu gehen oder zu bleiben. Das Anerbieten fiel für mich ganz unannehmbar aus, und ich erklärte nun in Uebereinstimmung mit meiner bald gewonnenen besseren Einsicht und mit meiner späteren Handlungsweise die Verhandlungen ein für allemal für abgebrochen. — Daß ich bei dieser Gelegenheit sehr geküßt habe, und zwar aus Weichlichkeit und Trägheit, bekenne ich gerne und mit Reue; daß die Synode mich mit Recht darüber tadelt, räume ich gerne ein, daß ich Gelegenheit zu Aergerniß gegeben haben mag, gestehe ich. Nur muß ich noch bemerken, daß meine Gegner selbst, wenn es auch nach den Berichten des Herrn Prof. Petri den Anschein haben möchte, nicht ein so großes Aergerniß an meinem Benchmen genommen zu haben scheinen, denn in der Klageschrift, die sie gegen mich bei dem Herzogl. Landesgericht zu Wolfenbüttel eingaben, ist diese Sache gar nicht erwähnt.

Wir halten demnach dafür:

„Daß die religiösen Bedürfnisse der Reformirten Gemeinde dahier unter den bestehenden Verhältnissen nicht befriedigt werden können, und es deshalb für das Bestehen dieser Gemeinde rathsam und nothwendig sey, daß ihre Verbindung mit diesem ihrem Prediger auf irgend eine Weise aufgelöst werde.“

Geschehen zu Braunschweig in der versammelten Synode der vereinigten Reformirten Kirchen Niedersachsens, und unterzeichnet von den sämmtlichen anwesenden Deputirten dieser Synode, auch mit dem Synodalsiegel beglaubigt am 27. Juni 1832.

E. Ph. Ch. Althaus, Pastor und Moderater aus Hannover.

J. H. Hugues, Pastor und Sekretarius aus Celle.

J. S. Ebermann, Vorsteher aus Celle.

E. W. Wegemann, Hofprediger aus Bückeburg.

G. Ph. Praetorius, Vorsteher aus Bückeburg.

C. F. H. Schirmer, Pastor aus Münden.

N. Knochenhauer, Vorsteher aus Münden.

L. Uschenbach, Pastor aus Göttingen.

G. S. W. Gundina, Vorsteher aus Göttingen.

Herr Pastor Hugues gab noch folgende Erklärung zu dem Gutachten: „Ich erkläre hiermit, daß ich insofern nicht mit dem allgemeinen Gutachten der Synode übereinstimme, als ich es wohl für wünschenswerth, nicht aber für nothwendig halte, daß das Band des Pastor Geibel und seiner Gemeinde gelöst werde, da kein Gewissenszwang ausgeübt wird.“

Hugues, Pastor.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 25. Juli.

N^o 59.

Ueber die Kindertaufe.

(Schluß.)

Die Stelle enthält aber nicht nur starke Beweise für die Zulässigkeit der Kindertaufe, um so mehr, da die Händeauflegung mit ihr zu derselben Kategorie der Gnadenmittel gehört, da, was gegen die Kindertaufe eingewandt wird, das Fehlen der nothwendigen Bedingung ihrer Wirksamkeit, des Glaubens, gerade so gegen die Händeauflegung spricht, die, bei Erwachsenen angewandt, ebenfalls als ihre Bedingung den Glauben voraussetzt, ohne den sie nicht wirksam seyn kann. Sie enthält zugleich die stärkste Verpflichtung für die Angehörigen der Unmündigen, sie zur Taufe herzubringen. Diese liegt theils in dem ausdrücklichen Befehle Christi: laßt die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, gegen den diejenigen offenbar angehen, durch die den Kindern ein wirksames Mittel der Gnade entzogen wird, vorausgesetzt, daß dasselbe nicht, wie das Abendmahl, seiner Natur nach nur für die schon Gereiften bestimmt ist — den Unterschied der Taufe und des Abendmahls in dieser Beziehung werden wir später nachweisen — theils in der Begründung dieses Befehles, den Worten: denn ihrer ist das Himmelreich. Steht es fest, daß grade die Kindheit am geeignetsten ist zum Eingange in das Himmelreich, wie sehr veründigen sich dann diejenigen, welche grade ihr irgend einen Kanal verschließen, durch welchen die göttliche Gnade dem Menschenherzen zugeführt werden kann! Und dieser Satz, daß die zarteste Kindheit vorzugsweise für das Reich Gottes geeignet ist, wird ja neben dem Ausspruche Christi, wie es nicht anders seyn kann, auch durch die Erfahrung bestätigt. Man gehe bei einer Menge von späten Befebrungen tiefer ein, und es wird sich zeigen, daß ihre Grundlage fromme Eindrücke und Gnadeneregungen der frühesten Jugend bilden, die nach langem Schlummer wieder aufwachen und an denen die Gnade einen inneren Bundesgenossen gewinnt, ohne den es ihr in vielen Fällen unmöglich seyn würde, das ganze Heer ihrer Gegner zu besiegen. An wie vielen Beispielen früh gereifter Kinder, fast immer solcher, die in zartem Alter heimgehen sollten (vgl. die Sammlungen bei Reiz und Gerber in der Historie der Wiedergeborenen, Graf Henkel, in den letzten Stunden, mehrere von den Mittheilungen

aus dem Reiche, und als eine der merkwürdigsten, die Lebensbeschreibung des schon in einem Alter von fünf Jahren verstorbenen Jon. Eilers, von Laute), hat Gott, indem er ihre Entwicklung über ihre Jahre herausgehen ließ, gezeigt, was bei den Uebrigen mehr in der Verborgenheit des zum Theil noch unentwickelten Lebens vorgeht, und welcher Vollendung dieses Alter fähig ist. Wer, der mit Kindern viel verkehrt hat, mit solchen natürlich, denen man Gelegenheit gegeben, zu der von Gott ihnen bestimmten Gnade zu gelangen, wäre nicht oft überrascht worden durch abgebrochene Aeußerungen eines mächtigen Waltens der göttlichen Gnade in ihren Herzen? Wer, der erst in späteren Jahren zum Heile gelangt ist, fühlte sich nicht oft schmerzlich bewegt, wenn er wahrnimmt, wie schwer es der Gnade wird, das so lange einzig und allein mit Dornen und Disteln besäte Feld seines Herzens zu reinigen? Wie viel hatte die frühere Zeit, in der die bei der Taufe empfangene Gnade durch Lehre, Zucht und Beispiel gehegt und gepflegt wurde, in dieser Beziehung vor der gegenwärtigen voraus, in der meist das angeborene Verderben durch verkehrte Erziehung unnatürlich schnell zur Entwicklung geführt wird.

Wichtig ist uns endlich die Stelle auch insofern, als sie uns durch den Mund des Herzenskündigers belehrt, welchen Ursprung der Widerwille gegen die Kindertaufe wenigstens bei Manchen hat, als sie daher Jeden, der ihn hegt, auffordert, sich genau zu prüfen, ob er nicht auch bei ihm mehr oder weniger von diesem Grunde ausgeht. Mehrere Ausleger (vgl. z. B. Locke bei Köcher in den anall.) haben angenommen, die Jünger haben die Kinder nur deshalb entfernt wissen wollen, damit ihrem von einer zahlreichen Menge umgebenen Meister nicht noch mehr Mühe und Beschwerde gemacht werde. Allein, daß jene Abwehruug vielmehr einen sündigen Ursprung gehabt habe, zeigt schon die Bemerkung des Marcus, Christus sey über ihr Vertragen unwillig geworden. Worin aber speciell ihre Sünde wurzelte, das erhellt aus den Worten, welche nach Marcus und Lucas Christus zu ihnen gewandt sprach: „Wahrlich ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, der wird nicht hereinkommen.“ Fast dieselben Worte hatte Christus schon bei einer anderen Gelegenheit (Matth. 18, 3.) zu den Jüngern gesprochen, wo es galt, ihren Hochmuth zu bestrafen.

Sie lehren uns die Abneigung der Jünger gegen ein Verhältniß der Kinder zu dem Herrn, als ein Erzeugniß eines verdeckten Pelagianismus kennen. Sie handelten von der vielleicht ihnen selbst mehr unbewußten Voraussetzung aus, die Theilnahme am Reiche Gottes erfordere eine vorhergehende Ausbildung der menschlichen Fähigkeiten, man müsse vorher etwas herzubringen, ehe man von dem Herrn empfangen könne. Diese Voraussetzung wird von dem Herrn auf nachdrückliche Weise niedergeschlagen. Was ihr für ein nothwendiges Erforderniß zum Empfange der Gnade haltet, sagt er, das ist vielmehr ein Hinderniß derselben. Nicht die Kinder müssen vorher werden, wie ihr, sondern ihr müßt werden, wie die Kinder. Mit der Entwicklung der menschlichen Anlagen entwickelt sich zugleich die Sünde, entwickelt sich namentlich der Hochmuth, welcher mit der Gnade mitwirken zu können wähnt. Was die Kinder nicht besitzen, dessen müßt ihr euch vorher, insofern es Ansprüche auf das Reich Gottes gewähren soll, entäußern. Bei dieser Auffassung erklärt sich zugleich der enge Zusammenhang, in welchen, E. 18., die Leiblichkeit und die Geistlichkeit gesetzt werden. Die Verachtung der Jünger gegen beide ging von derselben Wurzel aus, von dem hochmüthigen Zweifel an der Allwirksamkeit und Allgenugsamkeit der göttlichen Gnade. Aus nichts wird nichts, spricht der fleischliche Sinn. Wo nichts ist, da stellt sich Gott mit allen seinen Gaben ein, da kann seine schaffende Wirksamkeit sich am Freiesten entfalten, spricht der Glaube. Wer fände nicht Anlaß jener Gesinnung der Jünger bei denen, welche von „schreienden Kindern“ reden, an die das Sakrament der Taufe unnütz verschwendet werde? Diese Gesinnung ist ein Schöfpling derselben Wurzel, welche auch die Meinung von der gänzlichen Unschuld der Kinder hervortreibt. Man faßt Sünde und Gnade nur in ihrer äußeren Erscheinung. Weil beide erst mit der Entwicklung deutlich hervortreten, faßt man sie mehr nur als Produkt derselben. Das menschliche Wesen, um das sie spielen, erscheint als die Hauptsache. Wir finden daher beide auch nicht selten verbunden vor, ja sie zeigen sich also sogleich bei dem ersten Widerspruche, der gegen die Kindertaufe hervortauht, bei Tertullian.

Wir gehen über zu der Stelle 1 Cor. 7, 14.: „Denn der ungläubige Mann ist geheiligt in dem Weibe, und das ungläubige Weib ist geheiligt in dem Manne. Denn sonst wären eure Kinder unrein; nun aber sind sie heilig.“ Den Gewissensbedenkllichkeiten, welche in einer gemischten Ehe den christlich gewordenen Theil bewegen konnten, die Verbindung als eine vor Gott unreine aufzulösen, tritt der Apostel hier mit der Bemerkung entgegen, die Furcht, sich durch eine solche Ehe zu verunreinigen, sey ungegründet, und erweist dies daraus, daß, die Nichtigkeit dieser Voraussetzung angenommen, die aus einer solchen Ehe erzeugten Kinder ja unrein seyn müßten, nun aber seyen sie heilig. Es fragt sich, wie der hier aufgestellte Unterschied zwischen unreinen und heiligen Kindern aufzufassen sey. Die Ausleger und Dogmatiker der Lutherischen Kirche, z. B. Balduin, Gerhard, Calov, denken meist an eine sogenannte leibliche oder gesellige Heiligkeit, das Recht und das Vermögen der Zulassung zur Taufe und zu den übrigen Gnadenmitteln. Allein dann könnte der Trost, welchen der Apostel dem christlichen Theile ertheilen will, nicht für zureichend erachtet werden. Wie wenn nun der ungläubige Theil den Gebrauch der Gnadenmittel der christlichen Kirche den Kindern nicht verstatten wollte? Dazu kommt noch, daß man gar nicht einsieht, wie diese Zulassung als ein besonderer Vorzug betrachtet werden

kann. Sie standen ja auch den aus einer vollkommen heidnischen Ehe Entsprungenen offen. Eine andere Erklärung, wonach der Gegensatz von unrein und heilig der von unehelich und ehelich seyn soll, ist so offenbar verwerflich, daß wir uns nicht dabei aufzuhalten brauchen (vgl. dag. Calvin und Mosheim z. d. St.). Das Richtige ist vielmehr, wie mehrere Ausleger der Reformirten Kirche gesehen haben, unter den Lutherischen, wie es scheint, Bengel, Folgendes. Rein oder heilig ist derjenige, welcher ein Anrecht darauf hat, an dem Bundesverhältniß mit Gott Theil zu nehmen, und also aller Segnungen theilhaftig zu werden, welche der Bund mit sich führt. Die Güter, auf welche jene Reinheit oder Heiligkeit Anspruch gewährt, sind demnach je nach Verschiedenheit des Bundes verschieden. Die Güter und Verheißungen des N. B. sind rein geistig; sie bestehen in der Ertheilung der Vergebung der Sünden und des heiligen Geistes. Daß die in einer von beiden Theilen christlichen Ehe erzeugten Kinder eben dadurch Anspruch auf diese Güter haben, das wurde allgemein angenommen. Darüber aber war man in Zweifel, ob auch die aus einer gemischten Ehe erzeugten Kinder als Bundesglieder zu betrachten seyen, und ob man bei ihnen die feste Gewißheit habe, daß sie in den Bereich der göttlichen Gnadenwirkungen gehörend, sich von Anfang an ihres kräftigen Einflusses erfreuten, oder ob sie vielmehr der Welt zuzuteilen seyen, und daher keine feste Gewähr für ihre Wiedergeburt hätten. Paulus entscheidet für das erstere. Eben dadurch aber, daß er schon unter den Kindern jenen Unterschied zwischen unrein und heilig aufstellt, zeigt er hinreichend, daß der Mensch vom Anfange seines Daseyns an fähig ist, die Einflüsse der göttlichen Gnade in sich aufzunehmen. Denn da dieser Unterschied sich auf das verschiedene Verhältniß zu der göttlichen Gnade bezieht, wie könnte er wohl unter denen gemacht werden, welche sich in Bezug auf sie eben so indifferent verhalten, wie die ganze übrige Natur? Ja, dasjenige, was über die Heiligkeit des Mannes in dem Weibe und umgekehrt gesagt wird, nöthigt uns sogar, über den Moment der Geburt hinauszugehen. Die Heiligkeit, welche dem ungläubigen Manne oder Weibe beilegt wird, kann ja keine persönliche seyn; das Folgende zeigt deutlich genug, daß die ungläubigen Ehegatten hier nur als ungläubige betrachtet werden; sie kann sich nur auf das eheliche Verhältniß als solches beziehen; bei diesem soll die Unheiligkeit des einen Ehegatten keinen Einfluß ausüben; die Kinder sollen nicht von solchen aus einer Ehe unterschieden seyn, deren beide Theile vor Gott als heilig betrachtet werden. Hierin liegt doch offenbar, daß schon von der Erzeugung an ein verschiedenes Verhältniß zu Gott statt findet, daß mit demselben Akte, durch welchen das natürliche Verderben fortgepflanzt wird, zugleich schon durch Gottes Gnade ein heiliger Same eingepflanzt werden kann. Verhält es sich nun aber also, ist der Anfang des menschlichen Daseyns zugleich der Anfang der Empfänglichkeit für die göttliche Gnade, so fragen wir billig, mit welchem Rechte man diejenigen der Gnadenmittel berauben wolle, welche das Wort Gottes für des Einflusses der Gnade fähig erklärt hat.

So weit unser erster Artikel über die Kindertaufe, dem bald ein zweiter und zum Beschlusse ein dritter folgen wird.

Ueber die Bischöfliche Kirche und das Christenthum in England im Verhältniß zu den Zeitbegebenheiten.

Das mächtige Rütteln des Zeitgeistes an den alten Staats- und Kirchenformen von England nimmt das Interesse der Chri-

stehenheit neuerdings in hohem Grade in Anspruch. Während der feste Widerstand, den der Eisenbau eines christlich-germanischen Reiches den wilden Anläufen der Revolution bisher entgegen- gestellt hat, und, obgleich nun bis in seine Grundfesten erschüttert, noch entgegenstellt, einerseits mit Verwunderung, andererseits mit Zorn und Unwillen wahrgenommen wird, fällt der Blick des ernststen Beobachters zugleich auf die mit jenem Reiche so eng verbundene Bischöfliche Kirche, und nicht allein in jener politischen, sondern auch in dieser kirchlichen Beziehung sind die Urtheile und Wünsche selbst ernster Christen dergestalt getheilt, daß, während die Einen von dem losgebundenen Revolutions- schwindel auch in England, wie in Frankreich, nichts Anderes als Entweihung und Verwüstung des Heiligthums erwarten, die Anderen aus der Reform des Unterhauses auch eine Reform der Kirche hervorgehen zu sehen hoffen.

Wir haben Gottes Wege, die nicht unsere Wege sind, Gottes Gerichte, die den Kaiphas und Pilatus und die heidnischen Kriegsknechte zur Vollendung des Versöhnungswerkes ge- brauchten, anbetend zu verehren, — dürfen wir aber wohl von der finsternen Gluth politischer Leidenschaften, von dem wüsten Treiben freigeistlicher Staatsmänner, oder wilder Revolutio- nairs, von den Feinden der Kirche, deren Reinigung und Erleuch- tung hoffen? Müssen wir nicht erwarten, daß sie den Zahnschmerz heilen, die Fliege tödten werden, indem sie den Kopf selbst abnehmen oder den Schädel zerhacken?

Auch möchte, was von dem tiefen Verderben der Bischöf- lichen Kirche von England jetzt so laut in alle Welt gerufen wird, noch einer gründlichen Prüfung, zumal von Seiten Deut- scher Christen, bedürfen. Es ist nicht zu verkennen, daß alle die schweren Krankheiten und Schäden in den Leib der Engli- schen Kirche sich eingefressen haben, die in dieser argen Welt nicht ausbleiben, so oft eine Kirche sich ein ganzes Reich unter- werfen hat, und Ehre und Reichthum ihr zu Theil werden, — Schäden, die um so tiefer und fester sich einwurzeln müssen, wenn, wie in unserer Zeit, Unglaube und Weltfinn die Großen der Erde, mit wenigen Ausnahmen, verfinstert und untüchtig gemacht hat, rechte Beschützer und Pfleger der Kirche Gottes zu seyn. Sie lassen sich vielleicht in der Hauptsache dahin zu- sammen fassen, daß die Kirchenämter nach weltlichen, unreinen Rücksichten besetzt werden, daß die Einkünfte derselben zur Haupt- sache, die Aemter selbst zur Nebensache geworden, daß die Kir- chenzucht in Beziehung auf den geistlichen Stand erschlafft, in Beziehung auf die Laien aber so gut als vernichtet ist, und daß, als Folge hievon, Unglaube, Sünde und Unwissenheit die Kirche verwüsten und die Seelen in das ewige Verderben stürzen.

Daß von Allem diesen in der Kirche von England viel, sehr viel anzutreffen ist, kann Niemand läugnen. Aber, greifen wir in unseren eigenen Busen, ehe wir die für Sünder vor An- deren erklären, auf welche der Thurm zu Siloah fällt! Se- hen wir um uns her, in unserer nächsten Nähe, mit einem Blicke ernster, nüchternen Prüfung. Werden in unseren Deutschen Kirchen die Aemter mit Rücksicht auf den reinen, lebendigen Glauben, den den heiligen Wandel der Anzustellenden besetzt? Können wir auch nur Ein Beispiel aufweisen, daß der notorisch unter uns herrschende Unglaube Jemanden von einem Kirchen- amte ausgeschlossen hätte? Wie könnte dies auch seyn, da der Rationalismus, — wie Herr Dr. Bretschneider in Gotha, Herr Professor Fritzsche in Halle und Andere vor zwei Jah- ren ausführlich bewiesen haben, — weit und breit, unter Geis-

lichen und Laien, auf Universitäten und in Consistorien regiert, und, im günstigsten Falle, das Christenthum in der Kirche nur duldet? Und beschränkt sich nicht die Rücksicht auf den Wan- del derer, die Kirchenämter suchen, meist auf eine ganz äußer- liche, negative Prüfung? Was ist auch unter uns gewöhnlicher, als daß geistliche Aemter von denen, welche sie vergeben, und von denen, welche sie erhalten, hauptsächlich als Verborgungen betrachtet werden? Wo endlich ist von der Kirchengucht auch nur ein Ueberbleibsel noch anzutreffen, wenn man nicht dahin rechnen will, daß Geistliche um solcher groben Vergehen willen, die sie auch eines Staatsamtes verlustig machen würden, ent- setzt werden? Daß eine Kirchengucht in Beziehung auf die Laien auch nur möglich sey, davon ist fast jede Vorstellung bei uns verschwunden, und wie könnte es anders seyn, da unsere vor zwei Jahren durchgeführte Behauptung, daß die Lehrämter der Evangelischen Kirche nicht in den Händen derer seyn sollten, die ihre Grundlehren öffentlich verwerten und bekämpfen, uns den heftigsten Widerspruch einer großen Anzahl, wahrscheinlich der Mehrzahl, der angesehenen Theologen und Prediger des Evan- gelischen Deutschlands zugezogen hat?

Betrachten wir von der anderen Seite die Lichtseite der Kirche von England, so werden wir hier Vieles finden, was uns bedenklich machen sollte, den Zeugnissen ihrer Feinde über ihren Verfall so unbedingt zu trauen. Eine so weit verbreitete und so entschiedene Abtrünnigkeit von den Grundlehren des Evan- geliums, wie wir sie in unseren Kirchen, Universitäten und Schu- len täglich wahrnehmen, ist in der Bischöflichen Kirche von Eng- land bei weitem nicht vorhanden. Wer nun weiß, daß der Glaube aus der Predigt, und der heilige Wandel aus dem Glauben kommt, kann hieraus weiter schließen. Ein Drittheil aller Prediger der Bischöflichen Kirche soll, nach glaubhaften, von Dissenters herrührenden Zeugnissen, gläubig (pious) seyn, oder, — denn dies wollen diese Zeugen damit sagen, — so weit Menschenurtheil reicht, ein ernstliches und aufrichtiges Bekennt- niß zu der christlichen Wahrheit durch einen Wandel und eine Amtsführung zieren, die damit übereinstimmt. Wir bitten un- sere christlichen Leser um sich her zu blicken, und zu vergleichen. Man erinnere sich ferner der großen christlichen Liebeswerke von Großbritannien, der Bibel-, Missions-, Traktat- und an- derer Gesellschaften, — an denen die Bischöfliche Kirche einen nicht geringeren oder doch nur wenig geringeren Antheil hat, als die Dissenters. Man denke an die zahlreichen Prediger nicht allein, sondern auch Prälaten dieser Kirche, die sich durch Lehre und Wandel den ehrenden Spottnamen „Methodisten“ zu- ziehen, und zähle dagegen die Männer in hohen Kirchenämtern, ja in Kirchenämtern überhaupt, in Deutschland, die sich nicht schämen würden, als Pietisten, Obscuranten u. s. w. ver- schrien zu werden. Bei uns sieht man den kleinen Häuflein der „Altgläubigen, Mystiker &c.“ — Weinamen, die sehr cha- rakteristisch für den Standpunkt derer sind, die sie aussprechen — eine unabsehbare Majorität von Rationalisten entgegen; in Großbritannien wird die große Parthei der „Evangelischen“ auch von ihren Gegnern mit diesem ehrenden Namen benannt, und selbst diese Gegner, die „Gemäßigten“ (moderate) und „Hochkirchlichen“ haben leuchtende Beispiele von lebendigem Glauben, christlichem Ernst und gewissenhafter Füh- rung geistlicher Aemter — Männer wie den Bischof Heber von Calcutta — unter sich aufzuweisen. Neulich zeigte der Londoner „christliche Beobachter“ den Inhalt der Schrift des rationalistischen Genfer Predigers und Professors Cheneviere

über die Dreieinigkeit an, in welcher dieser die Gottheit Christi läugnet, und bemerkte dabei:

„Wie viele Monate, oder Wochen, oder Tage würde ein Geistlicher der Kirche von England, oder ein Professor an einer unserer Universitäten nach einer solchen Erklärung in seinem Amte geduldet werden? Wird Gottes Heimsuchung ausbleiben?“

Man halte unsere Pfarren, unsere Universitäten, unsere Con-
fessionen dagegen.

Ueberhaupt hat die Bischöfliche Kirche von England an dem reichen geistlichen Segen, der seit den Anfängen des Methodismus, um das Jahr 1740, sich über Großbritannien, und von da aus über die Welt ergossen hat, in großem Maße Theil genommen: ging ja doch der Methodismus selbst aus ihrem Schooße hervor. Dieses Licht leuchtet, diese Quelle strömt auch jetzt noch in ihr fort, — aus unzähligen Christenherzen auch in ihr steigt das Gebet um fortwährende, um neue Ausgießung des heiligen Geistes zu dem empor, der es zu erhören verheißt hat. Hüthen wir uns also, — während wir Gottes Gerichte anbetend verehren, — mit seinen Feinden einzustimmen, die dieses Haus stürmen wollen, das noch immer eine Hütte Gottes bei den Menschen ist.

Aber das reiche Maas von Licht und Kraft — reich, wenn wie es mit dem jeder anderen heutigen Landeskirche der Christenheit vergleichen — welches in der Kirche von England noch übrig ist, erlaubt uns auch noch zu hoffen, daß, so sehr auch ihr äußeres Bestehen durch die verhängnißvollen Wirkungen der Pariser Julitage jetzt bedroht ist, doch das innere Leben und die innere Gesundheit derselben eine solche Krisis überstehen, und daß das, was ihr den Untergang zu bringen scheint, ein Zuchtmittel in Gottes Hand seyn werde, sie zu reinigen, daß sie mehr Frucht bringe. Ueberhaupt sollten Christen auf den eigenthümlichen geistlichen Zustand dieses Landes bei seinem Verhältnisse zu den politischen Stürmen, die es jetzt betroffen haben, recht aufmerksam seyn; wie der Soldat in der Schlacht, so bewährt sich der Glaube, dieser Ueberwinder der Welt, in der Zeit der Anfechtung. Möge der Glaube unserer Englischen Brüder nicht aufhören, wenn Satan ihrer begehrt! Auf jeden Fall sind die Streikkräfte des Lichts in England viel größer und mächtiger als z. B. in Frankreich, wenn gleich von der anderen Seite Unglaube, und liberale Zügellosigkeit und Herrschsucht in England mit nicht minderem Frechheit als in Frankreich grade jetzt ihr Haupt zu erheben scheinen. Nicht allein, daß lebendige Christen Großbritannien in einem bei weitem größeren Verhältnisse, denn irgend ein anderes Land der Christenheit, als ein gutes Salz durchbringen, welches seiner Natur nach der Fäulniß kräftig widersprechen muß, — auch außerhalb der engeren Gemeinschaft derer, welche als Glieder mit Christo dem Haupte verbunden sind, ist praktisches Bewußtseyn, daß wir vor den Augen des heiligen Gottes wandeln, Ehrfurcht vor seinem Gesetze und vor Allen, was durch dasselbe geheiligt und bekräftigt ist, sittlicher Ernst und ernste Sitte in einem Maße vorhanden; wovon Frankreich — und, wir fürchten, auch Deutschland — wenige, sehr wenige Beispiele darbieten. Wir haben früher schon Herrn Perceval's Antrag auf einen allgemeinen Fast- und Fasttag und dessen Aufnahme in einem unter dem Einflusse liberaler Minister und entschiedenen revolutionärer Aufregung gewähl-

ten Unterhause mitgetheilt; einige Zeit darauf wurde derselbe wirklich von der Regierung ausgeschrien. Die nachstehende Mittheilung wird unseren Lesern anschaulich machen, mit welchem Ernste dortige Zeitschriften solche Begebenheiten, gegen deren sittlichen Eindruck man sich anderwärts durch lange Gewohnheit längst abgestumpft hat, in dem Lichte des Gesetzes Gottes öffentlich betrachten. Und aus dem Geiste einer Zeitschrift läßt sich in England auf den Geist eines bedeutenden Leserkreises schließen.

Der König Wilhelm der Vierte hatte seine unehelichen Abkömmlinge in den Adelsstand erhoben, und ein Gerücht war in Umlauf, daß einem derselben der Titel eines Herzogs von Clarence und das General-Gouvernement von Indien verliehen werden solle. Hierüber bemerkt ein Londoner Journal, der Record:

Seit Karl's des Zweiten sittenloser Regierung ist die öffentliche Ehrbarkeit nicht in einem solchen Maße verletzt worden. Wir sind schuldig, den König zu ehren; aber eine noch heiligere Verpflichtung, die gegen den König der Könige, bringt uns, öffentlich auszusprechen, daß diese Standeserhöhung seine Gesetze verletzt, und von übler Vorbedeutung für das Land ist. Die Verbindung Sr. Majestät mit der Madame Jordan war sündlich, und die Abkömmlinge aus dieser Verbindung — wie große Ansprüche sie auch auf ihres königlichen Vaters Liebe und Fürsorge in der Stille und Zurückgezogenheit haben mögen — sollten doch nicht vor den Augen des ganzen Landes auf den Gipfel der Ehre erhoben werden, bloß weil sie durch eine unrechtmäßige Verbindung mit der Quelle aller irdischen Hoheit in diesem Lande zusammenhängen. Keine Vergoldung oder Ueberhöhung, welche Menschen oder Teufel ersinnen mögen, kann die wesentliche Sündlichkeit der Sünde tilgen oder mindern. Unsere Sünde ist etwas, was wir nicht vergessen sollen. In der Stille sollen wir darüber weinen, und die Gebete unseres Herzens sollen emporsteigen, daß das Blut des Sohnes Gottes, — das allein genügsame Mittel, — uns davon reinige. Aber soll die Sünde mit Fellen und Schildern, mit Wappen und Titeln verherrlicht, soll sie so der Nachwelt überliefert, so schon jetzt durch alle Städte und Dörfer des Königreichs bis in das Innere der Familien ausposaunt werden? Heißt dies seine Sünde beweinen, oder sich ihrer rühmen, — ihre Bitterkeit schmecken oder sie für nichts achten? Wer kann den verderblichen Einfluß berechnen, den der König von seinem Thron durch ein einziges Beispiel dieser Art über die ihm anvertrauten Unterthanen ausgießt? Wird nun nicht unser hoher Adel auch dreißig genug werden, seine unehelichen Abkömmlinge mit Ehren in die vornehme Welt einzuführen? Wird nicht die Wirkung dieses Beispiels hinabsteigen in alle Klassen des Volkes, und überall die Heiligkeit der Ehe in den Augen der Menschen herabsetzen? Niemand wird diese Furcht für übertrieben halten, der nur einigermaßen die sittliche Versunkenheit dieses Königreichs unter Karl's des Zweiten verpestendem Einflusse kennt, oder wer an Paris in seinem gegenwärtigen Zustande sich erinnert, wo fast die Hälfte der Kinder, die geboren werden, uneheliche sind. Kein Uebel in der Welt kann mit der Vergiftung der Religion und Sittlichkeit eines Landes verglichen werden.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Donnerabend den 28. Juli.

N^o 60.

Litterarische Anzeige.

Nachweis der Richtigkeit sämmtlicher Schriften des Neuen Testaments. Für gebildete Leser aller Stände bearbeitet von Dr. Herm. Olshausen, Professor der Theologie u. s. w. Hamburg 1832. 8.

Die vorliegende Schrift gibt uns Veranlassung zur Erörterung der so interessanten Frage über die Stellung des christlichen Laien zur theologischen Wissenschaft. Das Interesse dieser Frage wächst in der gegenwärtigen Zeit durch die Beschaffenheit der Theologie selbst, deren Stellung zur Kirche eine merkwürdige Differenz unserer Tage von denen unserer frommen Vorfahren hervorgerufen hat. Als die Kraft der Symbole noch nicht erloschen war, und ein gemeinsamer Glaube die Theologen unserer Kirche einigte, war die Basis aller Forschungen derselben gegeben; sie, die Diener der Evangelischen Kirche, bewährten auch hier sich als solche, indem jede ihnen vom Herrn anvertraute Gabe ihrem Endzwecke gemäß verwandt, und Christi Ehre als das leitende Princip in allem Thun und Treiben angesehen wurde. Die Theologie war eine kirchliche, und somit eine wahrhaftig freie Wissenschaft, gleich fern von der Willkür des einzelnen Gutdünkens, als von der despotischen Knechtschaft, die ebenfalls willkürlich selbst die gezogenen Grenzen überschreitet. Diese wahrhaft freie Beweglichkeit der alten Theologie, die in unserer Zeit so oft über den Mißbräuchen Einzelner übersehen und in den Hintergrund gestellt ist, die aber durch eine Reihe imponirender Zeugnisse von bisher zum Theil unübertrffenen Forschungen sich genügend erweist, setzte zugleich eine schärfere Unterscheidung des eigentlich theologischen Gebietes von dem des allgemein christlichen. Mochte der Theologe auch alle Schatzkammern des Wissens sich zugänglich zu machen streben, mochte er von allen Seiten der Erkenntniß aus die Erklärung des göttlichen Wortes betreiben und fördern, für denjenigen, dem Beruf und Kraft mangelte darauf einzugehen, blieb jenes bedeutungslos; ihm blieb die Schrift eine heilige, von dem Geiste der

Wahrheit zu seiner Befeligung eingegebene Schrift, ihm blieben die öffentlichen Bekenntnisse Ausdruck des eigenen, durch die göttliche Gnade ihm gewordenen Glaubens. Da durchdrang der Unglaube mit verpestendem Odem die Kirche Christi; von Katheder und Kanzel herab predigte er die eitle Menschenfälschung, erweckte, nährte und befestigte die Zweifelsucht, tastete an die heiligsten Wahrheiten, verdächtigte und verspottete That und Wort in der göttlichen Offenbarung. Die Zweifel sind Tagesgespräch geworden. Die christliche Theologie hat sich ermannt zum kühnen Kampfe gegen den Zeitgeist; sie ist berufen von Gott, die Waffen des Geistes zu tragen gegen die Feinde des Herrn. Sie hat die Verpflichtung, auch dem Laien, dem die Zweifel des Unglaubens nichts weniger als unbekannt sind, die Mittel zu ihrer Befreiung an die Hand zu geben. Rechenschaft vom Glauben zu geben, ist ein allgemeines Gebot für die, welche Christi Namen tragen; sind auch ihre Seelen aus Gott geboren und neue Kreaturen geworden, so sind sie doch damit noch nicht allen Anfechtungen enthoben, die auch von dieser Seite her ihnen drohen. Auch diese Anfechtung wird zwar nie ohne das Hauptmittel dagegen überwunden, das Gebet um Erleuchtung und Heilung; allein, der unmittelbare Beistand von oben schließt den Gebrauch menschlicher Mittel eben so wenig aus, als ja auch diese als göttliche Veranlassungen und Wirkungen sich kund geben. So können wir das Bestreben derer, denen die theologische Wissenschaft eine auf christlichem Grund und Boden gewurzelte Erkenntniß ist, dieselbe ihren wichtigsten Forschungen und Ergebnissen nach mit praktischer Geschicklichkeit auch den Laien zugänglich zu machen, nur billigen, und müssen es selbst als nothwendig erachten. Wir denken dabei zugleich an andere Vortheile, die ein solches Verfahren gewähren kann. Sollte es nicht den Widerwillen und die geringe Theilnahme, die jetzt manche Christen an den theologischen Bestrebungen überhaupt hegen, vermindern helfen, und so Vorurtheile bekämpfen, die nur aus Unkunde des wahren Standes der Dinge entspringen? Sollte nicht auch dadurch ein Antrieb zum eifrigeren und sorgfameren Lesen und Forschen in der Schrift, sollte nicht hiedurch ein Beitrag zum immer klaren und vollständigeren Verständniß derselben — Dinge,

über deren Mangel mit Recht jetzt vielfach zu klagen wäre — dargeboten werden? —

Gewiß gehört nun auch die Frage über die Nichtigkeit der biblischen Bücher zu demjenigen, was auch dem Laien unserer Tage, namentlich durch das darauf gelegte Gewicht und das große Selbstvertrauen, womit die Angriffe selbst auf die wichtigsten Theile der Schrift vorgebracht sind, flugig machen kann. Nicht geringes Bedenken mag es in der That Manchem verursachen, wenn er hört, wie von den siebenundzwanzig Christen des Neuen Bundes funfzehn die Probe der neuesten Kritik nicht auszuhalten im Stande gewesen seyen. Soll der Christ nun ohne Weiteres der Meinung sich hingeben, daß diese ganze Untersuchung über Nichtigkeit und Unächtheit nebst ihren Resultaten einzig und allein das Erzeugniß des baaren Unglaubens sey? Er würde zu unbedingt die Zweifelsucht, die unlautere und ungöttliche Gesinnung der Feinde des göttlichen Wortes übertragen auf diejenigen, welche in dem rechten Sinne, aus reinem Triebe und wahrem Wahrheitsstreben in jenen Forschungen sich versuchen. Freilich können wir eine solche Gesinnung in ihrem ganzen Umfange nur denjenigen beilegen, deren Gesinnung selbst eine vollständig auf Gott gewandte, eine von dem heiligen Geiste erleuchtete ist. Es ist unmöglich, das göttliche Wort wahr zu beurtheilen, ohne den Geist der Wahrheit, welche ist Christus. Ohne ihn sind Irthümer unvermeidlich, auch die redlichste Forschung in dem Sinne, in welchem dieser Ausdruck gemeinhin gebraucht wird, wird zu einer unredlichen, wenn sie nicht ausgeht von dem Centrum der Wahrheit, welches erst die wahrhaftige Niedlichkeit in uns schafft, und das aus Gnaden mittheilt, dessen das verderbte Herz so ganz und gar ermangelt. Wird es zugestanden, daß auch die kritische Forschung nicht ohne den Einfluß der Gesinnung des Menschen denkbar sey, daß die abstrakte Zerlegung der menschlichen Geistesfunktionen ohne concrete Realität sey: nun so lasse man dann auch hier die rechte und wahrhaftige Kritik nicht unabhängig dastehen von der allein rechten und wahrhaftigen Gesinnung, die die Kinder Gottes bezeichnet! Das Beurtheilen einiger Aeusserlichkeiten ist ja noch lange nicht ein eigentliches *religiosum*; ein vollendetes Scheiden des Unächten und Falschen vom Achten und Wahren. Dieses aber erheischt unumgänglich wahres und tiefes Verständniß der Schrift, welches ist das Heden des einen Geistes zum anderen Geiste. Des Herrn Wort aber bezeugt uns, daß der natürliche Mensch nichts vom Geiste Gottes vernehme.

Es ist sonach gewiß nicht unwichtig, diese Gesichtspunkte denjenigen Christen, die der theologischen Wissenschaft ferner stehen, in ihrer Anwendung auf die biblischen Bücher zu eröffnen. Wenn nun hiefür schon im Allgemeinen das N. T. insofern geeigneter ist, als das A. T., da bei ersterem treffliche Vorarbeiten im christlichen Geiste thätiger Theologen vorauszusetzen sind, und namentlich die Frage über die Nichtigkeit oder Unächtheit hier schon bei weitem genügender beantwortet ist, so müssen wir noch insbesondere uns freuen, daß die Bearbeitung dieses Stoffes, zu dem von uns innig geliebten Verfasser einen Mann gefunden hat, dessen gediegene Leistungen in diesem Fache schon im Voraus zu Gunsten seiner Arbeit reden. In der That sieht man in dem Buche den des Stoffes durchaus mächtigen Forscher, der (was für den vorliegenden Zweck besonders wichtig seyn dürfte) eine besonnene Auswahl des nicht unbedeutenden Materials getroffen hat und zugleich klare und lebendige Darstellungsgabe besitzt. Namentlich werden wir daher das Buch

auch Studirenden empfehlen, die durch das Studium der gemeinhin trocken behandelten Einleitung sich durchzuarbeiten, so gar häufig ohne besonderen Erfolg sich abmühen, da diese anschauliche und compendiose Darstellung gewiß die Uebersicht zu erleichtern, und das Interesse zu wecken dienen wird.

Nur Wohlbegründetes, reiflich und streng Erwogenes theilt der Verf. mit. Hypothesen so viel als möglich zu entfernen, war, wie billig, hier Hauptaugenmerk; die Begründung ist ebenfalls möglichst vereinfacht; von besonderer Wichtigkeit mußte es seyn, überall die richtigen allgemeinen Gesichtspunkte für die Beurtheilung der Bücher aufzustellen. Letzteres möchte dem Verfasser namentlich bei dem Abschnitte über die Evangelien (S. 24 ff.) und über den Hebräerbrief (S. 96 ff.) vorzüglich gelungen seyn. Bei dem zweiten Briefe Petri ist der Verf. seinen früher entwickelten Ansichten getreu geblieben. Mit großer Entschiedenheit wird die Authentie der Apokalypse vertheidigt. „Man überwinde“ — heißt es hierüber S. 155. — „nur den Widerwillen gegen den Inhalt der Apokalypse, so wird man bald aufhören, Zweifel, welche man gegen ihren apostolischen Ursprung vorbringt, so hoch anzuklagen, und die Bedeutung der einstimmigen Tradition des Alterthums so gering zu achten.“ Was Professor Guericke über dieses so oft und hart angefochtene Buch neuerdings mit Gründlichkeit gesagt hat, dürfte durch das von Herrn Dr. Olshausen Bemerkte sich als trefflich unterstützt und um einen dankenwerthen Beitrag bereichert ansehen lassen. — Von ganzem Herzen wünschen wir dem Buche zahlreiche Leser, und diejenige Beachtung, welche es verdient, damit auch hieraus Segen und gute Früchte für die Kirche Christi hervorgehen.

Ueber die Bischöfliche Kirche und das Christenthum in England im Verhältniß zu den Zeitbegebenheiten.

(Schluß.)

Die Minister des Königs haben durch diese Handlung eine schwere Schuld auf sich geladen. Wir wissen nicht, und wollen nicht untersuchen, ob andere Minister dasselbe gethan haben würden. Die jetzigen sind in Gottes Augen, und nach der Landesverfassung, dafür, und für die Folgen, verantwortlich. Mit Schmerz haben wir uns bereits über ihre Verachtung der Heiligkeit des Tags des Herrn aussprechen müssen, und nun sehen wir sie zu einer Handlung ihre Zustimmung geben, über deren unsittliche Tendenz nur eine Meinung statt finden kann. Wer ein Gebot Gottes verachtet, wird sie alle verachten, wo menschliche Rücksichten ihn nicht binden. „Das thust du, und ich schwelge; da meinst du, ich werde seyn gleich wie du; aber ich will dich strafen, und will dir's unter Augen stellen.“ Ps. 50.

Wo der Geist der Zeit in seinem, wie es uns scheinen möchte, unauffhaltsamen Fortschritte auf solche Gesinnungen stößt, da dürfen wir kräftigen Widerstand hoffen, jedenfalls muß sich ein Kampf eigenenthümlicher Art entspinnen.

Manchmal sind in England freilich auch christliche Gesinnungen und Aeusserungen mit politisch-liberalen Tendenzen auf eine so seltsame Weise verschmolzen, daß wir uns kaum eine Vorstellung davon machen können. Schottische Jünglinge, die sich dem Missionsdienste gewidmet, und in corpore an ihre

Amerikanische Brüder ein Schreiben erlassen, das den tiefsten christlichen Ernst athmet, and dessen Zweck ist, die gemeinschaftlichen Ueberzeugungen und Gefühle gegenseitig zum Bewußtsein zu bringen, welche die betende Betrachtung des hohen Berufs, den Namen Christi unter den Heiden zu predigen, einflößt, — Können in diesem (in Amerikanischen Blättern mitgetheilten) Schreiben doch nicht unterlassen, zugleich ihre Freude über die Pariser Julitage auszuschütten.^{*)} Und als im vergangenen Mai der augenblickliche Abtritt des reformirenden Grey'schen Ministeriums die politische Aufregung auf den höchsten Grad getrieben, fand in Birmingham grade zu der Stunde, wo die Nachricht eintraf, daß jenes Ministerium wieder an's Ruder kommen würde, eine große Volksversammlung statt, welche Herr Attwood, ein Parlamentsglied und Präsident der Birminghamer Union, unter betäubendem Jubel, wie die Zeitungen erzählten, folgendermaßen anredete:

„Meine lieben Freunde, ich bin so durchdrungen von Dankgefühlen gegen den allmächtigen Gott, der dies Land vor einer so schrecklichen Revolution^{**)} bewahrte; daß ich nicht anders als wünschen kann, daß mein Freund, der verehrte Geistliche neben mir, unserem gnädigen und allgütigen Schöpfer Dank darbringe für den Sieg unserer gerechten Sache.“

Sofort waren alle Hüte und Mützen abgenommen, und lautlose Stille herrschte unter der ungeheuren Menge. Nun erhob sich der ehrwürdige Herr Sutton, und sprach mit ausdrucksvollem Tone folgendes Gebet:

„Allmächtiger Gott, der du die Loose der Menschen ordnest und lenkst, siehe hier dein Volk vor dir mit dankerfüllten Herzen. Blickend auf dich, als den Schöpfer alles Guten, danken wir dir für die große Befreiung, welche du uns geschenkt, und für den unblutigen Sieg, den du uns hast zu Theil werden lassen. Wir danken dir, Gott, daß du uns errettetest aus den Händen unserer Unterdrücker und uns bewahrtest vor den Anschlägen der Blutdürstigen. Erfülle, wir bitten dich, die Herzen Aller, die hier versammelt stehen, mit dem Geiste christlicher Milde, auf daß wir in der Stunde unseres Sieges liebevoll vergehen allen unseren Feinden. Laß gütig geschehen, daß wir die großen Vorrechte, die du uns geschenkt, uns und unseren Kindern sichern, zu deinem Ruhm und zum allgemeinen Wohl der großen Familie der Menschen. Nimm, wir bitten dich, durch unseren Herrn und Erlöser Jesus Christus, die Dankopfer deiner demüthigen Geschöpfe freundlich an. Deinem Namen allein sey Ehre! Amen!“

Und achtzigtausend Stimmen hallten wieder: Amen! Amen! Nun folgten liberale Reden über Volksvertretung, Reform, Polen u. s. w. in dem herrschenden Ton und Geist der Zeit.

Hüten wir uns, Alles für Geld zu nehmen, was glänzt;

*) So flossen die ernstesten christlichen Blätter von Nordamerika über von Verurteilung Lafayette's, und theilen seine politischen Aussprüche, seine Meinungen über das Verhältniß der Kirche zum Staate u. s. w. mit einer Wichtigkeit mit, die dem eifrigsten Pariser Liberalen ein Lächeln abnöthigen müßte. Der sonst so gründlich christliche New-York-Observer ging neulich so weit, die Stelle seines Blattes, die christlichen Liebern und Gebichten gewidmet ist, und an der kurz vorher: „Eine feste Burg ist unser Gott“ gestanden hatte, durch eine Uebersetzung der Marcellaise zu besetzen.

**) Welche die Verwerfung der Reformbill, nach der Meinung des Advers, zur Folge gehabt haben würde.

hüten wir uns, den Weizen mit der Spreu zu verschütten. Das Gericht wird der einst halten, der gesagt hat: „Wer nicht wider mich ist, der ist für mich,“ aber auch: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.“ Je näher das Ende kommt, — und jezt thut die Zeit starke Schritte — desto mehr wird Licht und Finsterniß sich scheiden, desto offener und entschiedener wird der Gegensatz und Kampf der Kinder Gottes und der Kinder dieser Welt hervortreten. Wir haben den Herrn zu bitten, daß er die Seinigen mehr und mehr erleuchte, stärke, reinige und rüste auf die Tage des Kampfes und der Versuchung.

Mittheilungen aus dem Reiche.

52) Die Blätter vom Holz des Lebens.

Stephan Schulz, in seinen Leitungen des Höchsten auf seinen Reisen durch Europa, Asien und Afrika, im 5ten Theile, führt aus seinem Tagebuch, das er zu Violemais im Jahr 1754 geschrieben, nachstehende kleine Geschichte an:

„Den 7. Oktober. Gestern kam Nachricht, daß drei Schiffe zwischen hier und Tyrus zu Grunde gegangen wären; heute Vormittag wurde sie bestätigt. Ein hiesiger vornehmer Kaufmann, der zwar ein Janitschar ist, aber keine Dienste leistet, sondern seinen Sold einem Anderen gibt, besuchte früh unseren Konsul und erhielt die Nachricht: daß seine zwei Schiffe, die nach Sidon und Tripolis gehen sollten, zu Grunde gegangen wären. Dem Boten rief er nach: Velakin el naas? d. h. wie sieht es um die Menschen? — Der Bote antwortete: Viele sind zu Grunde gegangen, aber einige sind errettet. Der Kaufmann sagte: O Herr! erbarme dich des armen Volkes! — Bald darauf kam ein anderer, nicht so reicher Kaufmann, besuchte unseren Konsul und erhielt, in etwa einer Viertelstunde, auch die Nachricht, daß sein Schiff wäre zu Grunde gegangen. Er bewies sich eben so gelassen als der vorige, und fragte nur nach der Schiffsmannschaft. Da es nun hieß, das Schiffsvolk sei gerettet, freute er sich und mit ihm zugleich der erst erwähnte (reichere) Kaufmann. Doch dieser letztere ließ es bei solcher Theilnahme an dem Schicksale der Schiffsmannschaft seines Freundes nicht bewenden. Zwar hatte er, durch den Untergang seiner beiden Schiffe gegen 400000 Thaler verloren, aber dieser Verlust traf ihn nicht so hart wie den anderen (minder reichen) Kaufmann, der ungefähr nur 150000 Thaler verloren hatte. Er zog deshalb sein Schreibzeug (aus der Gegegend des Gürtels unter dem Gewande) heraus und schrieb: Für den N. N. zehntausend Thaler auf meinen Namen. Diesen Zettel gab er seinem Freunde und sagte: O Bruder, nimm das an. — Dieser nahm das Mißo mit Dankbarkeit an. Der erstere Kaufmann hieß Hadshi Ali, des anderen seinen Namen habe ich vergessen aufzuschreiben. Ich habe die Geschichte mit Augen angesehen; ob aber in der Christenheit auch dergleichen gebräuchlich ist, das weiß ich nicht.“

So weit Stephan Schulz. Dem Schreiber dieser Mittheilungen fiel hierbei ein, was er oft gelesen und gehört hat: daß die Türken ihren Koran, in welchem viele Stellen aus der heiligen Schrift Alten und Neuen Bundes mit fast wörtlicher Treue aufgenommen sind, so gar hoch halten, daß sie ganze Capitel, ja ganze größere Abschnitte desselben auswendig wissen,

und oft mit Andacht sich wiederholen. Die kräftigsten Stellen ihres Korans, der von ihnen täglich gelesen und gehört wird, sind aber Blätter des Baumes der Offenbarung, welche, nach Gottes Rath, zur Gesundheit der Heiden, auch in diese geistige Vorrathskammer des Morgenlandes (welche übrigens des Unrathes so viel enthält) aufgenommen wurden. Und welchen Segen legt der treue Herr und Vater der Völker (dies zeigt die vorstehende Geschichte) auf den treuen Gebrauch nur dieser einzelnen Blätter des Lebensbaums; welche Kraft wird erst in der rechten, vollständigen, täglichen Anwendung aller seiner Früchte und Blätter sehn? — O mein Gott! ich weiß, daß alle gute Gabe, daß alle Kraft zum Leben des inneren Menschen nur von dir, nur aus dem Quell deines heiligen, geoffenbarten Wortes kommt. Gib mir doch rechte Treue, daß ich den vollen, lauternden Strom dieses Quells so oft, so gern und mit solchem Durste, zu meinem ewigen Heil in mich aufnehme, als jene Türken, die dich ja auch als den Gott Jakob's ehren, als einen Gott, welcher das Gebet der Menschen erhört, die einzelnen, abgeleiteten Tröpflein in sich aufnehmen, welche dein wohlthätiges Aufsehen ihnen zufließen ließ.

53) Im Traum — — öffnet er das Ohr der Leute und schreckt sie und züchtigt sie. Hiob 33, 15. 16.

Jemand *) hat behauptet, daß der Traum für die Seele des Menschen, welche auch im Schlafe des Leibes beschäftigt ist, eine Art von Erziehungsmittel auf ein künftiges Leben seyn könne. Wie nämlich im Dunkel der Nacht, wenn das Auge nichts mehr sieht, die anderen Sinne: das Gehör, das Gefühl, der Geruch, desto besser ihre Kräfte anspannen müssen, um den Gehenden oder Herumtappenden auf seinem Wege zu leiten, wie bei solchen Menschen, die lange im Dunkel verweilen, oder denen das Licht der Augen entzogen worden, jene anderen Sinne desto feiner entwickelt, desto weiter ausgebildet werden; so sey auch die Seele im Traumzustand nur auf den Gebrauch einzelner ihrer inneren Organe und Kräfte beschränkt, die sich hiebei selbstständiger zu äußern vermöchten, als im wachen Zustande. Das Auge des Geistes sey gleichsam geschlossen, dagegen öffne sich, nach Hiob 33, 15., das Ohr desto mehr und weiter. — Wir wollen hier nicht untersuchen, in wie weit diese Behauptung Recht oder Unrecht habe; so viel ist gewiß, daß bei allem eifrigen Spiel der Phantasien, das im Traum sich kund gibt, ein aufmerksamer Beobachter seiner selbst aus seinen Träumen viel lernen könne. Denn es wird da so Manches in uns, während der Stille der Nacht, laut, dessen Stimme am Tage noch nicht oder nicht mehr hörbar ist; ein Traum kann uns oft dazu treiben, die Aufmerksamkeit auf die Geschäfte des eigenen Herzens zu verdoppeln, uns antreiben, besser zu wachen, eifriger zu beten.

Dem John Newton, aus dessen Leben wir in einer

der folgenden Mittheilungen mehrere Züge erzählen werden, wurde sein ganzer innerer Zustand und die geistige Lebensgefahr, in welcher er schwelte, in einem höchst bedeutungsvollen Traume klar, dessen Erzählung und Folgen man in seiner Biographie S. 23 u. f. finden kann. Ob nun gleich Träume dieser bedeutungsvollen Art, welche, wie schon Bayle sagt, kaum ohne das Einwirken einer oberen Welt des Geistigen auf das geöffnete Ohr erklärt werden können, äußerst selten sind, während die meisten Träume dem planlosen und mit seinem eigenen Gang und Wege unbekannten Herumtappen eines an fremden Orte, im tiefsten Dunkel Gelassenen gleichen, so darf sich die ernstere Betrachtung der menschlichen Seele; dennoch nicht schämen, von einem und dem anderen, seltenen Falle dieser Art Kunde zu nehmen und zu geben. Darum theilen wir hier mit, was wir durch Freundeshand empfangen:

Zu Feuerbach, eine Stunde Weges von Stuttgart, starb am 5. April 1821 ein Maurermeister, Erhard Weit, nach einem viermonatlichen, sehr schmerzhaften Leiden an der Brust, welches dem armen Kranken bei Tag und Nacht kaum eine einzige ruhige Stunde gelassen hatte. Dennoch war der Mann, je näher die Zeit des Abscheidens kam und je heftiger die leiblichen Kämpfe wurden, desto mehr freudig und still; es war, als könnte man durch sein heiteres, klares Auge und durch den Sinn seiner einfältigen, zusehensfüllenden Worte, wie durch einen stillen See, hinunterblicken auf einen unverrückbar festen, sicheren Felsengrund, auf welchem diese Wasser ruheten. Zu dieser inneren Stille und Heiterkeit hatte ihn zwar zunächst das Gebet im Namen Jesu und das Lesen und Betrachten des Wortes Gottes geführt, das auf seinem Krankenbett seine beständige und fast unablässige Beschäftigung und Erquickung war, nicht wenig hatte aber auch dazu ein merkwürdiger Traum beigetragen.

Einst, als ihm unter dem unaufhörlichen Kampf mit den heftigen, bohrenden Schmerzen seiner Brust, welche jeder Athemzug von neuem aufsuchte, so wie unter den Seufzern der Angst, welche er ausathmete, sehr heiß geworden und dazu die innere Frage des Unmuths sein Leiden vermehrte: „Warum thut das Gott?“ schlummert er ein. Da träumt ihm, es sey Einer neben ihm der ihn frage: „Willst du sehen, wozu der Schmerz nütze?“ und der ihm das Gewand von seiner Brust, da, wo der Schmerz am heftigsten war, hinwegnehme. Er blickt hin, wo der Finger des Anderen sein Auge hinleitet, und siehe, diese Gegend des armen, vielgeängsteten Leibes ist klar und durchsichtig wie Krystall, leuchtend im Glanze des gekläuterten Goldes. Erwacht aus dem Traume begreift er wenigstens was der Geist, welcher immer, im Wachen wie im Schlafen, um uns bemüht und geschäftig ist, ihm in jenem Wilde zeigen und sagen wollte: daß wir durch viele Leiden vollbereitet werden und eingehen müssen in das Reich Gottes. Oder ihm, als einem gewesenen Maurer, beliebte hiebei das Bild: der Kalk des Leibes müsse erst gebrannt werden im Ofen der Trübsale oder Entbehrungen, wenn er zum Bau eines Tempels Gottes geschikt werden solle.

*) G. F. Schubert, in seiner Geschichte der Seele.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 1. August.

N^o 61.

Dr. Bretschneider und Dr. Hahn.

1. Der Simonismus und das Christenthum. Ober: Beurtheilende Darstellung der Simonistischen Religion, ihres Verhältnisses zur christlichen Kirche und der Lage des Christenthums in unserer Zeit. Von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider, Ober-Consistorialrath und General-Superintendenten zu Gotha. Mit dem Motto: Menschliche Irthümer verfliehet die Zeit; die Wahrheit allein ist unveränderlich. Leipzig 1832, Vogel. S. 215.
2. Ueber die Lage des Christenthums in unserer Zeit und das Verhältniß christlicher Theologie zur Wissenschaft überhaupt, nebst einer Beilage: Der St. Simonismus als religiös-politisches System im Zusammenhange dargestellt. Ein Sendschreiben an Herrn Dr. Bretschneider, General-Superintendenten und Ober-Consistorialrath in Gotha, von Dr. August Hahn, ordentl. Prof. der Theologie und Vermittagsprediger an der Universitätskirche zu Leipzig. Leipzig 1832, Liebeskind. S. 169.

Unsere Anzeige dieser beiden Schriften beginnen wir damit, daß wir zunächst dem Verfasser von Nr. 1. unseren Dank abstaten; dem Befremden aber, welches dieser von uns dem Herrn Dr. Bretschneider dargebrachte Dank leicht erregen dürfte, begegnen wir sogleich mit der Bemerkung, daß es keineswegs der positive Gehalt seiner anzuzeigenden neuesten Schrift ist, dessen wir dankbar uns freuen. Es kann uns vielmehr dieser Gehalt, der Hauptsache nach, nur mit inniger Betrübnis, unter dem Hinblick auf des Verf. als eines Evangelischen General-Superintendenten, bedenkliche Stellung gegen unsere theure Evangelische Kirche erfüllen. Aber, worauf wir, bei unserem entschiedenen Angehen gegen das die Kirche arg verwüsthende rationalistische Wesen, immerfort unser Augenmerk gerichtet haben — die Stimmführer des verkäppten und verschleierten Nationalismus zu einem ehrlicheren und unverhohleneren Darlegen ihrer Glaubensansichten zu vermögen — das wird, so beweist es uns klärlieh diese Schrift, trotz allen Anscheines verlorener Mühe, dennoch nicht vergeblich von uns angestrebt. Was insonderheit seit der Leipziger Disputation in diesem Betrachte von uns und unseren Glaubensgenossen in das große Publikum ist hineingesprochen

worden, das fängt nachgrade an, seine gewünschte Frucht zu entwickeln. Siehe, der Mann, der unter unseren Gegnern als der bedeutendsten einer Vielen erscheint, der gleichwohl noch im Jahr 1825 selbst von einem Sartorius zu den Supernaturalisten gezählt wurde, der fort und fort mit seiner Dogmatik wohl bei Manchem von den jungen Theologen Zugang fand, welche von dem offen rationalistischen System sich abgestoßen fühlen, der erst noch vor zwei Jahren sich gegen den Verdacht der rationalistischen Ansichtsweise des Christenthums durch die Erklärung meinte verwahren zu müssen, „das Wort Gottes sey ihm ein ganz unmittelbar von Gott an den menschlichen Geist gekommener Unterricht, und alle wahre Erkenntniß Gottes und unserer Pflichten sey ein unmittelbares Werk göttlicher Erleuchtung“ — kurz Herr General-Superintendent Dr. Bretschneider hat nun sich bewogen gefunden, die Maske, hinter welcher er seither sich noch immer schien verbergen zu wollen, mit anerkennungswürdiger Selbstverläugnung fallen zu lassen, und in dem Gefühle, daß es an der Zeit sey, nicht mehr „durch Täuschungen und Verbergung der Wahrheit etwas gewinnen zu wollen“ seine wahre Stellung zur Evangelischen Kirche unverhüllt kundgegeben. In Betreff unseres Persönlichen freilich fahren wir, die wir Evangelisch und Protestantisch im alten Sinne des Worts zu seyn begehren, bei Herrn Bretschneider gar übel. Nach seiner Darstellung nämlich sind die Evangelischen Theologen der jetzigen Zeit entweder Stationäre, oder Allegoristen, oder Wissenschaftliche. Zu den Wissenschaftlichen (d. h. nach ihm den Rationalisten, wiewohl er den Namen „ungeschickt und verwirrend“ findet) können und mögen wir nicht gehören; zu den Allegoristen auch nicht; also müssen wir uns schon wohl oder übel den Stationären von ihm zuweisen, und unter diesen uns noch obenein als „pietistische Zeloten unserer Tage, welche jegliche Abweichung von der Theologie der Reformatoren als einen Abfall vom Christenthume vertheilen und den Arm der Regierungen zu ihrem Schutze aufrufen, da der Arm der Wissenschaften gegen sie freireitet,“ bezeichnen, ja ohne Weiteres der Kurzsichtigkeit, Bequemlichkeit und Selbstsucht uns bezüchtigen lassen. Sey dies aber auch in Herrn Dr. Bretschneider's Schrift, wie es ist, — wer so wie der Verf. gegen das Evangelium steht, kann ja

kaum anders als in solcher Weise mit den entschiedenen Befürwortern desselben umgehen. Wir vergehen ihm aufrichtig und von Herzen alles uns Schmähende in seinem Buche, und danken es ihm dabei gern, daß er nun so ehrlich und rücksichtslos auf die Seite der von ihm sogenannten Wissenschaftlichen, d. h. der Nationalistenparthei, hinüber getreten ist. Ja, es dünkt uns hierbei selbst das unserer dankbaren Anerkennung werth, daß er uns als so entschiedene Efferer gegen jede Abweichung von der Theologie der Reformatoren darstellt. Nicht, daß wir selbst unsere Ehre darin suchten; aber es will uns bedünken, auf eines so gepriesenen Stimmführers Versicherung dürfte es doch leicht geschehen, daß es nun unter dem großen Haufen seiner Nachbeter, die sich in die Vorstellung, wir seyen Neu-evangelische, ganz hineingewöhnt haben, zu einem heilsamen Irrewerden an sich selbst und an uns geräth. — Zu einer besonderen Freude aber hat uns Herr Bretschneider auch insofern durch seine Schrift verholfen, daß wir ihr die unter Nr. 2. genannte vom Herrn Dr. Hahn verdankte, die uns für alles Mißbehagen, dessen wir uns bei manchemerede in Nr. 1. nicht haben erwehren können, reichlich schadlos gehalten hat. Auf die Gefahr hin, auch seiner Seite zu den „pietistischen Zeloten“ gezählt zu werden, hat nämlich Herr Dr. Hahn sich nicht zu entbrechen gewußt, Herrn Dr. Bretschneider's nun ganz ehrlich ausgesprochene theologische Grundsätze als irrige und verderbliche darzustellen und zu bestreiten. Es war ihm, nach seinem Geständnisse, bei dem natürlichen Interesse, welches für den christlichen Theologen, wie für Obergkeiten und Staatsmänner, als Produkt und Zeichen des Zeitgeistes der St. Simonismus haben muß, Dr. Bretschneider's Schrift über dies politisch-religiöse System sehr willkommen gewesen. Hat er nun auch, was er an historischem Gehalt in dieser Schrift zunächst suchte, in der Art wie er es suchte, nicht gefunden, so dankt er gleichwohl Herrn Bretschneider für mehrere wichtige Mittheilungen. Indessen viel wichtiger ist ihm die Bretschneider'sche Schrift in anderer Beziehung erschienen. Dieselbe behandelt nämlich ihren Gegenstand in drei Abschnitten. In dem ersten wird die Lehre des Simonismus dargestellt, im zweiten eine Beurtheilung derselben gegeben und im dritten die Lage des Christenthums in der gegenwärtigen Zeit zu schildern versucht. Insbesondere nun die Rathschläge, welche in diesem dritten Abschnitte die Theologen bekommen, wie sie das Christenthum zu dieser Zeit auffassen und behandeln sollen, um es mit der herrschenden Zeitbildung in Einklang zu bringen, waren dem Dr. Hahn wegen der Gefahr, die sie, vorausgesetzt, sie empfehlen sich Vielen zur Befolgung, dem Evangelischen Christenthume und der Theologie drohen, in dem Grade anregend und drängend geworden, sie zu bestreiten, daß davon als das Ergebnis eben die Schrift Nr. 2. der Aufmerksamkeit und Erwägung Herrn Dr. Bretschneider's und zugleich der Prüfung aller derer, welche Wahrheit lieben und suchen, vorliegt. Dank sey dem theuren Verf., daß er ungeachtet des neuen Kampfes, der ihm daraus entstehen dürfte, diese Schrift nicht zurückgehalten hat, in welcher es sich klar herausstellt, daß er weder ein stationärer, noch ein allegorischer, noch — in Dr. Bretschneider's Sinne — ein wissenschaftlicher Theologe ist, und daß er sich in der Kirche weder den Bestrebungen, die es auf „Reaction und Repristinatio[n]“ [wo machen sich denn aber heutiges Tages solche Bestrebungen merktlich?], noch denen, die es auf „Opposition und Revolution,“ sondern nur denen, die es auf „Conservation mit fortgehender

Entwicklung und Reformation“ absehen, anschließen mag. Es werden dem ehrwürdigen Dr. Hahn für diese neue wackere Vertheidigung der Wahrheit gewiß viele Leser mit uns herzlich die Hand drücken, und selbst unter den Gegnern der Sache, für welche er streitet, dürften doch wohl Manche bedenklich darüber werden, daß, nach Dr. Bretschneider's Klassifikation, ein Mann, wie Dr. Hahn, sich unter den wissenschaftlichen Theologen nicht mehr aufzählen läßt, sondern nach der offenen Darlegung seiner Ueberzeugung und der Gründe, auf welchen dieselbe ruhet, seinen Platz unter den stationären, ja wohl gar unter den pietistischen Zeloten einnehmen soll. — Wir dürfen es übrigens mit gutem Grunde versichern, wer diese durchweg mit Waffen, die eines christlichen Theologen würdig sind, ihren edlen Streit führende Schrift zur Hand nimmt, der kann, ist es ihm nicht sonst daran gelegen zu erfahren, wie ein Mann in Dr. Bretschneider's Stellung über die merkwürdige Zeitercheinung des Simonismus urtheilt, der Schrift Nr. 1. (die Herr Bretschneider dem regierenden Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha gewidmet hat) füglich entbehren. Denn selbst der, um des Interesses der wichtigen Sache willen, leicht anziehende historische Gehalt des Buches ist viel übersichtlicher aus Dr. Hahn's Schrift zu entnehmen. Es hat ihr nämlich derselbe einen systematisch geordneten und zwar nicht bloß auf die von Herrn Dr. Bretschneider mitgetheilten Urkunden basirten Abriss des St. Simonismus als Beilage hinzugefügt, da hingegen Herr Bretschneider nur meistens das rohe Material aus den Schriften und Reden der St. Simonisten wiedergibt, und es den Lesern überläßt, die schwankenden Begriffe und unbestimmten Terminologien zu bestimmen und zu erklären, und aus den zerstreuten, nicht überall zusammenhängenden Äußerungen sich auf Grund des „allerdings bestimmt ausgesprochenen und durchgreifenden Princip's ein geordnetes Ganze zusammen zu setzen.“ — Die Beurtheilung des St. Simonismus, die Herr Bretschneider gegeben, enthält allerdings manches Treffende. Nur schade, daß es für die vom Französischen Simonismus, oder auch für die vom Deutschen Philactismus bedroheten Gemüther, unter der Voraussetzung, daß man ihnen nur ein eklektisches Christenthum, nach Bretschneider's Sinne, zur Wehr darbieten will, seine Beweiskraft nicht lange behaupten kann und wird. — Was endlich Dr. Bretschneider im dritten Abschnitte seiner Schrift zur Darstellung des religiösen Zustandes der jetzigen christlichen Welt vorbringt, das hat Dr. Hahn, die wichtigsten Stellen wörtlich genau excerptirend, in seiner Schrift so getreu wiedergegeben, daß es auch zu unbefangener Beurtheilung der eigentlichen Streitfrage für den Leser der Schrift von Hahn des Einsehens in die von Bretschneider gar nicht bedarf.

Um nun diese Anzeige nicht über Gebühr auszudehnen und gleichwohl unsere Leser zu reizen, die die Schrift des würdigen Dr. Hahn selbst zur Hand zu nehmen, wollen wir in möglicher Kürze über die Streitsführung derselben referiren, müssen aber zu dem Ende auch unserer Seite von dem, was Herr Dr. Bretschneider im dritten Abschnitte seiner Schrift behandelt, wenigstens eine gedrängte Uebersicht geben.

Von dem allgemein anzuerkennenden Sage geht Dr. Bretschneider aus, die Religion bringe nothwendig eine Theologie hervor, strebe folglich zur Wissenschaft zu werden. An diesen schließt er den anderen an: Alle Wissenschaften stehen in einem natürlichen und nothwendigen Zusammenhange; die Naturwissenschaften daher und die über die Natur hinausgehende, die Philosophie, welche zugleich die Theologie in sich begreife [Herr

Dr. Sahn fragt: „Doch wohl nur die natürliche, nicht die, welche Sie aus einem unmittelbaren göttlichen Unterrichte ableiteten?“], erleuchten und bestimmen sich gegenseitig und gehen mit einander Hand in Hand. Die Religionswissenschaft aber sey immer bedingt von der Naturwissenschaft und von dieser abhängig, weil diese erst die Thatsachen zu der philosophischen Spekulation liefert. Mithin schreite die Theologie nicht leicht weiter vor, als der Stand der Naturwissenschaften in jeder Periode gestatte, werde immer die Farbe ihres Zeitalters tragen, und müsse sich in eben dem Maße reformiren, in welchem die Naturwissenschaften fortschreiten.

Diese Sätze wender Dr. Bretschneider nun unbedenklich auf die christliche Theologie an, von welcher hier allein und nicht von der christlichen Religion die Rede sey. [Gleichwohl führt dieser Abschnitt die Aufschrift: Ueber die Lage des Christenthums in gegenwärtiger Zeit, und sieht es recht geistlich darauf ab, viele biblische Lehrsätze als in einem offenbaren Conflicte mit den Ergebnissen der Naturwissenschaften in jetziger Zeit darzustellen!] Hierauf sucht er geschichtlich die auch in den verflossenen Jahrhunderten statt gefundene Abhängigkeit der Theologie von den Naturwissenschaften nachzuweisen. An auffallenden Widersprüchen, Mißverständnissen und Unrichtigkeiten, die Herr Dr. Sahn bezeichnet, fehlt es in dieser Darstellung nicht. Wir bemerken hier nur aus demjenigen, was Dr. Bretschneider von dem Zustande der Theologie in dem der Reformation unmittelbar vorangehenden Zeitraume sagt, daß in Folge der Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst und in Folge der Eroberung von Constantinopel und der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien ein immer höher steigender Antagonismus zwischen den Dogmen der mittelalterlichen Kirche und den nun mit Riesenschritten vorwärts gehenden Wissenschaften eingetreten sey. Die Geographie, Anthropologie und Menschengeschichte hätten nun eine Gestalt erhalten, mit welcher die in die Theologie übergegangene altisraelitische Anthropologie nicht mehr vereinbar geblieben wäre. Luther und Zwingli und ihre Gehäusen — zwar Heroen der Reformation nach Bretschneider's Darstellung, aber doch nur Organe des Geistes ihrer Zeit — thaten die ersten, obgleich unzureichenden Schritte zur Beseitigung des Antagonismus zwischen Wissenschaft und Kirche. Dies dadurch, daß sie den Wissenschaften (!) zwei wichtige Concessionen machten. Sie vereinfachten 1. die Quellen der Theologie, indem sie als solche bloß die heilige Schrift gelten ließen, und 2. gestanden sie es den Wissenschaften zu, die Bibel forthin nicht nach der Auctorität der Kirche, sondern nach den Hülfsmitteln der Wissenschaften auszuliegen. Allein für die Reformatoren — als Zöglinge der Kirchentheologie des Mittelalters und Schüler des Augustinus — war die wissenschaftliche Auslegung noch viel zu schwierig. Sie hielten sogar noch unbiblische Lehren, z. B. Augustin's Dogma von der Erbsünde und Aufselm's Theorie von der Genugthuung des Gottmenschen, für biblische. In materieller Hinsicht blieb also der Antagonismus zwischen der Wissenschaft und der neuen Kirche noch unaufgelöst. Dieser Conflict leuchtete schon damals nicht wenigen Zeitgenossen ein, aber Luther's und Calvin's Ansichten bildeten vor der Hand die Norm des öffentlich gültigen Bekenntnisses. — Der dreißigjährige Krieg brachte einen Stillstand der Wissenschaften überhaupt und der kirchlichen Theologie insbesondere hervor; aber mit dem 18ten Jahrhundert erwachte der Antagonismus zwischen ihnen und der Theologie aufs Neue. — Die Folge davon war eine

britte von der Theologie den übrigen Wissenschaften gemachte Concession — den durch die Schriftauslegung ermittelten Inhalt der Schrift nach den Wissenschaften zu beurtheilen. Nämlich die Reformatoren — und mit ihnen die neuesten Eiferer für die Theologie des 16ten Jahrhunderts — hätten die unentwickelte Vorstellung beibehalten, die Bibel sey ein Werk nicht sowohl göttlich inspirirter Männer, als vielmehr der Inspiration selbst — mithin die Offenbarung. Bei dieser Ansicht halte man freilich auch die Geschichte, Anthropologie, Kosmogonie, Astronomie der Bibel für objektive göttliche Wahrheit. „Diese Ansicht aber wurde nicht nur durch den wachsenden Antagonismus, in welchen sie mit den Fortschritten der metaphysischen und empirischen Wissenschaften gerieth, sondern auch durch die Bibel selbst, den verschiedenen Geist ihrer Bücher zc. unvermeidlich zerstört.“ So kam es zu der gedachten dritten Concession, und mit ihr zu dem äußerlich zwar wie jener: die Bibel ist die Offenbarung ansiehenden, aber in Wahrheit doch ganz anderen Satze: die Offenbarung ist in der Bibel! — Zur Beantwortung der nun entstehenden Frage: Was ist von dem, was die Bibel sagt, zur geoffenbarten Religionslehre zu rechnen? bedürfe es der Beurtheilung des gefundenen Bibelinhalts. Für diese aber sey schlechthin kein anderer Beurtheilungsgrund, als die Summe (!) aller der Wahrheiten, welche die Wissenschaften überhaupt zu Tage gefördert hätten oder noch hervorbrächten. Denn — die Wahrheiten, welche aus der Betrachtung der Geseze des Geistes und der ganzen Natur hervorgehen, sehen göttliche Wahrheiten. Nicht Willkühr und Vorwitz mithin, sondern Nothwendigkeit haben zu jener dritten Concession getrieben. Lese man z. B. in der Bibel das Wort Josuas: Sonne, siehe still zu Gibeon, so müsse man entweder die wissenschaftliche Astronomie aufgeben (!) oder aufhören jene Worte zur Offenbarung zu rechnen. — Das sey nun der Grundcharakter der neueren protestantischen Theologie, nicht nur wie die Reformatoren die Bibel nach der Wissenschaft auszulegen, sondern auch den durch die Auslegung gefundenen Inhalt nach der Wissenschaft zu beurtheilen, und zu bestimmen, was zur göttlichen Lehre gehöre, und was nicht. — Herr Bretschneider bezieht sich sodann ausdrücklich darauf, daß er an einem anderen Orte (in den beiden Sendschreiben an einen Staatsmann, 1830) den unausgleichbaren Widerstreit der älteren Theologie mit den stets fortschreitenden Wissenschaften, der Anthropologie, Völkergeschichte, Physik, Astronomie zc. gezeigt habe. — Man sieht hieraus deutlich, wie wenig der Herr General-Superintendent sich scheuet, beharrlich in seiner Art den Stationären zu machen, und wie unbegründet die Hoffnung manches unbefangenen Zuschauers bei dem bisher geführten Streite gewesen ist, daß Herr Bretschneider am allerwenigsten in dieser Station, gegen die ihm vorgehaltenen Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen der beachtenswertheiten Männer in ihrem Fache und selbst des übel von ihm eingesehenen Blumenbach, sich noch ferner werde behaupten wollen. — Dreierlei, fährt Herr Bretschneider fort, habe man nun nach der Lage der Sache können: entweder die Theologie der Reformatoren mit dem Grundsatz, die Bibel ist die Offenbarung, festhalten; oder den Sätzen der älteren Theologie den Sinn eines neueren philosophischen Systems unterlegen; oder nach den Wissenschaften überhaupt zu bestimmen, was aus der Bibel als göttliche Wahrheit herauszunehmen und festzuhalten sey. Für das Erstere hätten sich die Sta-

tionären, insonderheit die pietistischen Zetoten unserer Tage entscheiden. Doch, sollte wirklich dieser stationären Theologie ihr Streben gelingen, so würde ihr endlich unvermeidlicher Fall Christenthum und Religion mit treffen und — einem Deutschen Simonismus die Bahn brechen. Den zweiten Weg beträten die Allegoristen. Doch deren Ausgleichung der Theologie mit den Wissenschaften sey nur unvollkommen und vorübergehend. Auf dem dritten Wege ließen sich die Wissenschaftlichen erfinden. Diese allein strebten nach einer völligen Ausgleichung zwischen christlicher Theologie und allen anderen Wissenschaften. Ihnen habe man es zu danken, daß bei den Protestanten das Christenthum bei allen Veränderungen der Wissenschaften in Achtung, und die Religion bei allen dogmatischen Verlusten in ihrer Würde und Kraft geblieben sey! (Freunde der Wahrheit, welche ihr auch möget seyn, gebet Zeugniß aus eurer Erfahrung — hält sich dies wirklich so, wie so dreist der Herr General-Superintendent es versichert?) Statt also die neuere Theologie anzufügen, sollte man vielmehr anerkennen, daß sie die Kirche vor der doppelten Gefahr beschütze, entweder in Irreligiosität zu versinken oder von Schwärmern erschüttert zu werden. — So sey die Lage des Christenthums und der Theologie in dieser Zeit. Kurzsichtigkeit, Bequemlichkeit und Selbstsucht suchten sich freilich eines Anderen zu überreden, aber darum änderte sich die Natur der Dinge nicht, und es bleibe nichts übrig, als ihrer Gewalt gern oder ungern zu folgen, wenn man nicht in Thorheiten verfallen, sich nutzlos abmühen und die Verhältnisse verschlimmern wolle.

Mit stehhaften Gründen und in einer durchweg würdigen Sprache weist nun Herr Dr. Hahn nach, daß diese neuere Theologie, von welcher Herr Dr. Bretschneider Heil und Frieden erwartet, in ihrem Principe unevangelisch, in der Entwicklung und Anwendung desselben, also in ihren Lehresätzen, widersprechend, unsicher und unbefriedigend, und endlich in ihren Wirkungen auflösend und zerstörend sey. Wir dürfen von dieser Deduktion hier nur den Gang zeichnen, empfehlen dieselbe aber um so mehr, so wie die ganze Schrift zum eigenen Lesen, und wollen dazu durch Aushebung einzelner Stellen noch besonders ermuntern.

I. In ihrem Principe ist die neuere Theologie durchaus unevangelisch. Herr Dr. Hahn urtheilt es zunächst, daß, was zu beweisen der letzte Zweck seiner Disputation im Jahre 1827 gewesen, und was damals im heftigen Gegenkampfe hartnäckig geläugnet worden war, nun Herr Dr. Bretschneider im Wesentlichen willig zugefanden und durch seine Darstellung des Verhältnisses der neueren zur älteren Theologie den Beweis sehr erleichtert habe, so daß derselbe in einer bloßen Erörterung von Bretschneider's eigenen Erklärungen gegeben werden könne. Hieran knüpft Herr Dr. Hahn eine lichtvolle Darstellung, Entwicklung und Rechtfertigung des ursprünglichen Principes der Protestantischen Kirche und des dreifachen in ihm enthaltenen Canons, des dogmatischen, des hermeneutischen und des kritischen. In diesem Abschnitte wird insonderheit die Verkehrtheit der nicht auslegenden, sondern hineinlegenden Hermeneutik der neueren Theologen, unter Bezugnahme eben auf Bretschneider's in seinen beiden Sendschreiben und in dieser seiner neuesten Schrift und auf Dr. Frick's zu Rostock in seinem Commentar zum Matth. gegebene Proben, klar und deutlich nachgewiesen, und das völlig Unbegründete der Behauptung Bretschneider's (im ersten

Sendschreiben an einen Staatsmann) unwidersprechlich gezeigt, „daß die Reformatoren, und selbst Luther, sich erlaubt hätten, aus der Urkunde der Offenbarung eine Auswahl der Lehren — oder aus den biblischen Büchern eine Auswahl der beliebigen — nach ihrem Urtheile (d. h. nach ihrer von der Bibel unabhängigen subjektiven Meinung) zu machen,“ so wie auch der Beweis geführt, daß es mit den beiden vorgeblich von den Reformatoren den Wissenschaften, als solchen, gemachten Concessionen rein gar nichts ist. Sodann stellt Dr. Hahn das Princip der neueren Theologie, wie dasselbe, nach Dr. Bretschneider's Darstellung, in den beiden Sätzen gegeben ist: Die Offenbarung ist in der Bibel (d. h. nicht Alles, was die Vermittler der Offenbarung, Propheten, Christus und die Apostel gelehrt haben, ist wahr und zur Religionslehre gehörig), und: Der Beurtheilungsgrund zur Erkenntniß und Scheidung des Bleibenden und Vergänglichen ist nicht in der heiligen Schrift gegeben, sondern außer derselben, in dem Gesamtergebnisse der menschlichen Wissenschaften — in seinem Antagonismus gegen das Evangelium dar, indem er eine nicht kleine Zahl von Sätzen und Lehren, die Herr Bretschneider selbst als biblische anerkennt, neben einer anderen, die er bloß als kirchliche bezeichnet (z. B. die Dogmen von der Erbsünde, von Christi Opfertode für die Sünden der Welt, von der Dreieinigkeit), nach dem Principe der neueren Theologie als „nicht objektiv göttliche Wahrheiten“ herausstellt und somit das unlängbare Ergebniss herbeiführt: die neuere Theologie ist zwar in einem gewissen Betrachte noch immer Protestantisch (nämlich gegen die Lehre der Reformatoren und der heiligen Schrift), allein in ihrem Principe durchaus unevangelisch.

II. In der Begründung und Anwendung ihres Principes ist sie unbefriedigend, unsicher und in sich widersprechend. Dem Dr. Bretschneider wird hier von seinem Gegner zunächst nachgewiesen, daß er theils das Princip der altprotestantischen Theologie nicht in seiner ursprünglich unzweideutigen Fassung hingestellt, und ihm in ähnlicher Weise das Princip der neueren Theologie entgegengesetzt habe, theils, um sehr schwache Gründe willen, sich für berechtigt halte, das erstere gegen das andere aufzugeben. Das Herrn Bretschneider in der heiligen Schrift besonders Anstößige, z. B. die biblische Lehre von der Schöpfung eines Menschenpaares, die Worte Josuas: Sonne, siehe still u. A. vermögen ihn zu dem Schlusse, das charakteristische Princip der älteren Theologie: Die Bibel ist die Offenbarung, sey fallen zu lassen, und dagegen das charakteristische der neueren: Die Offenbarung ist in der Bibel, sey als allein haltbar anzuerkennen. Hier zeigt nun Dr. Hahn sonnenklar, wie wenig angemessen durch diese beiden Sätze die ältere und die neuere Theologie charakterisirt werde, und wie der Unterschied beider Systeme vielmehr durch diese beiden Sätze zu bezeichnen sey: 1. Das Wort Gottes in der heiligen Schrift, d. h. Alles, was die anerkannten Propheten des A. B. und Christus und seine Jünger in höherem Auftrage lehren, ist Wahrheit und daher allein Inhalt der christlichen Religionslehre und zugleich Norm der Beurtheilung jeder menschlichen Sägung; und 2. in den biblischen Lehresätzen findet sich einige Wahrheit, welche wir nach Maßgabe der philosophischen und empirischen Wissenschaften auszuwählen haben.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 4. August.

N^o 62.

Dr. Bretschneider und Dr. Hahn.

(Schluß.)

Sodann erweist er die Unhaltbarkeit der Gründe für die Behauptung, daß das Princip der aliprotestantischen Theologie, wegen des Gesamtergebnisses der neueren Wissenschaften aufzugeben sey. „Ich kann es nicht verbergen,“ — läßt sich hier Herr Dr. Hahn (S. 79.) einleitend vernehmen — „daß bei meiner Hochachtung gegen die heilige Schrift und bei der innigsten Ueberzeugung, daß ihr Inhalt, so weit für ihn unser Glaube und Gehorsam in Anspruch genommen wird, eben den Resultaten der möglich höchsten Bildung, der tiefsten wissenschaftlichen Forschungen entspreche, — — in mir lange Zeit gemischte Gefühle gekämpft haben, nachdem ich Ihre recht gefessentlich wiederholten Aeußerungen gegen Ihren Staatsmann über diese und andere angeblichen Blößen und Irthümer in der heiligen Schrift gelesen habe, die Sie auch in der neuesten Schrift wiederholen, als müßten Sie Jedermann die Augen darüber öffnen, daß doch viel Unhaltbares in unseren heiligen Urkunden sich finde. Auch geschehe ich offen meine Ungewißheit, ob ich mehr die Unbekanntheit mit dem wirklichen Stande der Wissenschaften, die sich in jenen Aeußerungen über die unhaltbaren Vorstellungen der Bibel kund gibt, bewundern sollte, oder die schonungslose Offenheit eines General-Superintendenten, dem es nicht gleichgültig seyn kann, in welchem Ansehen das heilige Buch bei den Gemeinden stehe, denen Ihre Urtheile unnötiglich können erbaulich gewesen seyn. Aber ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß es, nachdem wir einmal so weit gekommen sind, am gerathensten sey, jetzt gerade in solchen Untersuchungen und Streitigkeiten das Princip der Oeffentlichkeit festzuhalten. Jede Verheimlichung oder gar Unterdrückung der Gegenlehren, die in wissenschaftlicher Gestalt auftreten, würde den Verdacht erregen oder nähren, als könne sich die göttliche Wahrheit nicht mehr im Lichte menschlicher Wissenschaften halten. Darum, Freunde der Wahrheit, verläugnet um der Sache willen euch selbst und laßt die Gegner alle sich aussprechen und ganz sich aussprechen! . . . Ich kann mich darüber freuen, daß Sie, Herr General-Superintendent, in Ihren jüngsten Schriften den Geist derjenigen neueren Theologie, für die Sie kämpfen, und ihr wissenschaftliches Nützengut recht offenbart und zu Tage gelegt

haben. . . . Die öffentliche Darlegung der Gründe gegen den schriftgemäßen Religionsglauben, das Streben, die Bekanntheit mit ihnen durch die verschiedensten Zeitblätter in allen Ständen recht gefessentlich zu verbreiten, wird gewiß die Folge haben, daß die Freunde der Wahrheit ebenfalls in allen Ständen nun desto eifriger in der Schrift, welche durch das Princip des Protestantismus in die Hände Aller gegeben ist, forschen, ob es sich also verhalte, wie die Predigerin des Geistes der Zeit, die öffentliche Meinung verkündigte. . . . Ein neues Geschlecht wird kommen, welches die Offenbarung wieder aufnimmt und heilig hält und dann auch den Frieden wieder finden wird, den ein großer Theil unserer Zeitgenossen mit dem Glauben an Gottes Wort und mit der Achtung gegen göttliche Ordnung verloren hat.“ Nach dieser Herzensergießung geht Herr Dr. Hahn an die Prüfung des Bretschneiderischen Beweises, daß in der heiligen Schrift sich unhaltbare Vorstellungen finden. — Die Begründung und Anwendung des Principes der neueren Theologie ist augenscheinlich unbefriedigend, in sich widersprechend und daher gar sehr unsicher; insonderheit verwandelt die Anwendung des neuen Principes die ganze biblische Geschichte und Lehre in ein Gewebe von Widersprüchen, das durchaus keinen Glauben mehr verdienen könnte; ja die neuere, vorzugsweise den Wissenschaftlichen zugeeignete Theologie, entäußert sich in Wahrheit eines jeden anwendbaren Principes und bleibenden Gehaltes, da ja das Gesamtergebnis der metaphysischen sowohl als der empirischen Wissenschaften noch nicht vorhanden ist, sondern erst erwartet wird, (Hinweisung auf Oken's, eines der einflußreichsten Naturphilosophen, der zahlreiche Verehrer und Anhänger hat, Theorie über Kosmogonie noch in der zweiten umgearbeiteten Auflage seines Lehrbuches der Naturphilosophie 1831), mithin die neuere Theologie an irgend eine Schule sich halten, und eben auch dann ihr eigentliches Princip aufgeben muß, welches ja eine Beurtheilung der religiösen Vorstellungen nach dem Gesamtergebnis der Wissenschaften fordert; sie verschwindet demnach aus dem Reiche nicht bloß der höheren, sondern aller selbstständigen Wissenschaften, und, wenn sie sich dennoch geltend machen will, kann sie es nicht, ohne sich an die veränderte Sprache des Zeitgeistes anzuschließen und in fortwährendem Widerspruche mit sich selbst zu bleiben: — dies ist das jedem

unbefangenen Leser völlige Zustimmung abnöthigende Resultat dieser Prüfung. „Welch eine Rolle,“ ruft hiebei Herr Dr. Hahn, „die des Theologen, wenn solche Ansichten die herrschenden werden und bleiben sollten! Er wird nun Diener und Prediger des Zeitgeistes (daß er dies seyn und werden soll, begehrt freilich Herr Dr. Bretschneider allen Ernstes), und hat die wechselnden Philosophie der Schule zu verständig, oder die veränderliche Meinung des Tages.“ Und dem Dr. Bretschneider es zugehend, daß diejenigen Theologen, welche von den Fortschritten der Wissenschaften keine Kenntniß nehmen, oder von ihnen keinen Gebrauch machen wollten, sich vor der gelehrten Welt lächerlich oder verächtlich machen würden, fährt er fort: „Aber weniger beneidenswerth ist doch noch die Lage der neueren Theologen, welche als die Wissenschaftlichen zunächst die Aufgab haben, sich bei den Physiologen und Astronomen zu erkundigen, ob etwa eine neue Entdeckung gebiete, die Lehrweise in Schule und Kirche zu ändern.“ —

III. Die neuere Theologie ist in ihren Wirkungen auflösend und zerstörend, nicht bloß für die Kirche, sondern auch für den Staat und alle bürgerliche Ordnung. Unter Berücksichtigung des von Bretschneider in seinem Sendschreiben dem sogenannten Pietismus — „ziemlich unglücklich“ — gemachten Vorwurfs, er stehe mit den demagogischen Umtrieben in genauer — wenn auch nicht absichtlich und durch Verabredung entstandener — Verbindung, erklärt Dr. Hahn, weil das Gewissen verbiete zu schweigen, offen vor aller Welt es aussprechen zu müssen, welche Folgen für das kirchliche und bürgerliche Leben er von der neueren Theologie erwarte. Gewiß für jeden Unbefangenen überführend thut er sodann dar, daß eine Lehrart nach den Grundsätzen der neueren Theologie natürlich und nothwendig 1. in den unbefestigten Gliedern der Gemeinde, also der bei weitem größeren Zahl, den christlich-religiösen Glauben zerstöre; 2. die tiefer fühlenden und selbstständigen Gemüther dem öffentlichen Lehrstande und der Kirche entfremde; 3. dem Staate und der bürgerlichen Ordnung den sichersten Grund, auf dem sie ruhen, untergrabe; und 4. die Kirche als ein menschliches, im Dienste des Zeitgeistes stehendes Institut darstelle, welches natürlich und mit Recht den übrigen gesellschaftlichen Instituten bei- und untergeordnet werden würde. Wir müssen es den Lesern überlassen, sich in der Schrift selbst mit der Beweisführung dieser niederschlagenden Wahrheiten bekannt zu machen, und heben hier nur einzelne, der besondern Beachtung unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen werthe Stellen aus diesem Abschnitte aus. S. 111. „Alle, die wirklich jene Vorstellungen, welche in den Schulen der neueren Theologie herrschend sind, sich aneignen, müssen doch wirklich in der Meinung stehen, daß jetzt die Schüler einer nicht eben hohen Lehranstalt in Bezug auf Religion und Wissenschaft hoch über den Verfassern unserer heiligen Bücher, ja über dem Gründer unserer Religion selbst stehen.“ (S. 117 u. ff.) „Wenn die Lehrer des Evangeliums, die, nach ihrem Berufe und nach ihrem Amte, alle ihre Vorträge dem Worte Gottes gemäß halten sollen, die Bibel widerlegen, anstatt auszulegen, indem sie (nach Bretschneider)

die Einheit des menschlichen Geschlechts, die Wirklichkeit der in der heiligen Schrift erzählten Wunder, die Auferstehung, das Gericht und die Verdammniß der Unbussfertigen, die Erbünde, die Versöhnung u. s. w. läugnen; wenn dabei die Lehrer der Religion und Wissenschaft, welche in diesen Dingen nicht einsimmen können und die biblischen Wahrheiten in Schutz nehmen, sogar für „kurzsichtig, bequem und selbstsüchtig“ von Dr. Bretschneider und seines Gleichen erklärt werden; ist's dann wohl zu verwundern, daß viele Glieder der Gemeinden, welche noch dem alten biblischen Christenglauben treu sind und in jener Auflösung der christlich-religiösen Elemente keine Befriedigung, in dem meist deistlichen Gehalte vieler Predigten keine Nahrung für Geist und Herz finden, die öffentlichen Lehrer der Religion mit steigendem Mißtrauen als Abtrünnige betrachten, die nur noch durch die kirchlichen Formulare*) öfters genöthigt werden, ihren eigenen Vorträgen zu widersprechen, und von einer dermaligen seligen Auferstehung, von der Versöhnung durch das Blut Jesu Christi u. s. w. zu reden? Kann es bei diesem Zustande der Evangelischen Kirche in mehreren Ländern, wie er ganz kürzlich von sehr unbefangenen Männern als der faktische anerkannt worden ist, befremden, daß sich bereits an nicht wenigen Orten Viele den kirchlichen Versammlungen entfremdet haben und [nur] in besonderen, auch wohl geheimen Zusammenkünften in eigener Weise . . . Nahrung für das Herz, Stärkung des Glaubens und der Hoffnung suchen . . .? — Ist nicht in dieser Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit eines Theils der Gemeinden zugleich der natürliche Anlaß zu Schwärmerei und Sektenwesen gegeben? Wie nun, wenn solche nach geistlicher Nahrung verlangende Gemüther auf Schriften kommen wie die von Böhm, Sichel, Petersen, Swedensborg u. A.?”

(S. 122 ff.) „Es ist also (nach der Bibellehre) ein göttliches Recht der Grund, auf dem der Thron christlicher Könige und der Stuhl christlicher Obrigkeiten steht. Wenn ein christliches Volk, welches noch die Grundsätze des göttlichen Wortes im Glauben festhält, seinen Fürsten anerkennt und den Eid der Huldigung geschworen hat, so ist er, selbst wenn er ungerecht handelt, eine heilige, unverlethliche Person. Der Christ gibt lieber Eigenthum und Leben hin, als daß er einen Eid gegen seine Ueberzeugung oder in der Absicht, ihn nicht zu halten, schwört; aber was er beschworen hat, das sucht er, gemäß den Bestimmungen des anerkannten Gesetzes, nach welchem Fürsten und Obrigkeiten selbst zu regieren gelobt haben, mit unverbrüchlicher Treue zu halten; denn er fürchtet und liebt Gott, der durch den Ausspruch seiner beglaubigten Gesandten die Fürsten und Obrigkeiten geheiligt hat.“

„Die neuere Theologie dagegen zerstört durch ihre Urtheile über die deutlichsten Aussprüche Christi und seiner Apostel Herz Bretschneider selbst schreibt in seiner neuesten Schrift dem Ausspruche Jesu: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist u. nur eine lokale und temporäre Geltung zu. den Glaubens an wirklich durch sie geschehene höhere, göttliche Offenbarung; sie unterwirft den Inhalt der heiligen Schrift dem Ergebnisse zeitlicher, menschlicher Bildung, indem sie einen großen Theil der biblischen Lehren als Erzeugniß einer beschränkten Wissenschaft früherer Zeiten, und die Vermittler des höchsten göttlichen Unterrichtes selbst als befangen in irrthümlichen Meinungen darstellt. Nichts ist daher natürlicher, als daß nun, im Ver-

*) Vor noch nicht langer Zeit behauptete allen Ernstes ein für Dr. Bretschneider und dessen theologische Ansichten sehr eingenommener Prediger, heut zu Tage werde in der Regel ein zehnjähriger Dorfknabe im Wissen und Verstehen des wahren Christenthums es weiter gebracht haben, als zu seiner Zeit der Doktor der Theologie Martin Luther.

*) Wo sie sich daran bedienen; aber eigenmächtig unterlassen dies selbst da, wo man es am wenigsten denken sollte, nicht Wenige.

hältnisse zur zunehmenden Geltung solcher Ansichten, auch die durch die göttliche Offenbarung begründete Ansicht von der Heiligkeit der Fürsten und Obrigkeiten als Zeitmeinung betrachtet wird, die sich mit der Aufklärung des Tages nicht mehr verträgt. Darum wird denn jetzt in ganz natürlicher Folge das göttliche Recht der Gewaltigen als Reliquie des Aberglaubens bekämpft, und mit der Glorie, welche unter Christen die Stirn der Gewaltigen umgeben soll, schwindet im Volke, das dem christlichen Glauben sich entfreundet, die Ehrfurcht vor ihnen und das Bewußtseyn der Verpflichtung zum Gehorsam; das Princip der Willkühr . . . wird herrschend — und macht mit furchtbarer Gewalt sich geltend. Ist alles Recht nur menschliches Recht, so ist jedes Staatsgebäude nur Menschenwerk, durch menschlichen Willen nur hervorgerufen, und allein unter die Obhut menschlicher Kraft und Klugheit gestellt — und dieselbe Kraft, die es schuf, darf es ja wohl auch, wenn Anderes besser, zeitgemäßer erscheint, verändern, zerstören. Ich darf hier schweigen, weil die Zeit geredet hat und der Tag noch redet. Die Könige von Volkes Gnaden haben ihren Stuhl auf einen beweglichen Grund gestellt, so beweglich, als die nach Neigung und Ansicht, in sich geschiedene und veränderliche souveräne Menge. Und was wird das Loos der Obrigkeiten seyn? Freunde alle, die ihr es rechtlich meint und noch Augen habet zu sehen, blicket hin nach jenen Ländern, wo man in der Bekämpfung des göttlichen Rechts am weitesten vorgeschritten ist; bald werden die Vertreter des Volkes, bald die geschworenen Richter es nicht mehr wagen, dem vom Volke selbst gegebenen Gesetze und ihrem Gewissen gemäß, Rath und Urtheil zu sprechen, wenn sie fürchten müssen, durch gerechten Spruch, sobald er nicht zu der eben herrschenden Meinung und Neigung des Volkes stimmt, den Zorn der Menge gegen sich zu erregen, und nicht etwa bloß Mißhandlungen von Seiten der Journalisten sich zuzuziehen, sondern selbst Leben und Eigenthum im Sturme des tobenden Übels zu gefährden. Und nicht bloß Fürsten und Obrigkeiten werden unter der Herrschaft des neuen sozialen Princips leiden, kein Recht, kein Besitz wird zuletzt mehr gesichert seyn. . . . Ja selbst die heiligen Verhältnisse des Privat- und Familienlebens müssen durch den Einfluß des Zeitgeistes, dem, wie es unumwunden zugestanden worden ist, die Freunde der neueren Theologie huldigen; gestört und entweiht werden. Wenn keine Auferstehung, kein Gericht und keine Verdammniß der Sünder zu erwarten ist, wie Christus und seine Jünger sie angekündigt haben, so wird auch immer mehr die Scheu sich verlieren, undankbar und unehrerbietig gegen Eltern, Lehrer und Wohlthäter; wie gegen das verdienstvolle Alter zu seyn. Nur die Väter glaubten an solche individuelle Rechenschaft, an ein unausbleibliches und unwiderrüfliches Gericht; die neuere Theologie vorallemern und verkündigt diese Dogmen zu frast- und folgenlosigen Begriffen, und verkündigt Allen den Eingang in das Himmelreich; nur daß die Eimen, die hier ihrer Neigung folgen, einen — wohl auch nicht unangenehmen — Umweg machen.“

Dank und Ehre dem Herrn, der zu dieser Zeit seine Kirche mit solchen Wahrheitszeugen segnet, wie der theure Verf. einer ist! Wahrlich, eine solche lichtvolle, kräftige Vertheidigung des Evangelischen Christenthums wider die Angriffe der sogenannten Wissenschaftlichen, und solche eines Evangelischen Theologen würdige Freimüthigkeit, wie wir dieselbe in dieser Schrift antreffen, wird, bei allen Blendwerken des Wahns, mit denen man in unserer zur Zeit ara verwüsten Kirche die dem Zeit-

geiste zugeneigte Menge völlig zu bethören und zu berücken sucht, auch unter dem alten Evangelium bereits abgewandten Gemüthern manche stugig machen, und sie zum tieferen Einschaun in ihr Herz und zum eifrigeren Trachten nach der Wahrheit und Wissenschaft anregen und ermuntern, die wahrhaftig frei macht, die, nach Herrn Dr. Bretschneider's Wortto, mit Recht unveränderlich genannt werden darf. Mit dieser fröhlichen Hoffnung scheiden wir für jetzt von dem uns gar theuren Verf. und bitten dabei Gott, er wolle ihn aus seiner reichen Fülle ausrüsten und stärken zu den neuen Kämpfen für die Wahrheit, deren es allen Anzeichen nach, nicht bloß eben so wie bisher, sondern noch mehr in den kommenden Tagen bedürfen wird.

Mittheilungen aus dem Reiche.

54) Mahanaim.

Jakob aber zog seinen Weg; und es begegneten ihm die Engel Gottes. Und da er sie sahe, sprach er: Es sind Gottes Heere; und hieß dieselbe Stätte „Mahanaim.“ —

Welches Herz sollte sich nicht in die liebliche Morgenzeit der Geschichte unseres Geschlechts zurück- und hineinschauen, in die Zeit, da die Boten Gottes, dem Auge sichtbar, an den Menschen vorüberwandeln und ihnen begegnen? Und dennoch ist die Zeit der reisenden Früchte, welche durch Christum auf Erden kam, eine noch reichere und herrlichere, als die liebliche Frühlingszeit, da der Feigenbaum Knospen gewinnt und der Weinstock seine Augen. Es kommt in der sichtbaren Natur öfters vor, daß auf einer anfänglichen Entwicklungsstufe irgend ein Organ als etwas Aeußerliches, Abgetrenntes in's Auge fällt, was bald hernach, auf einer späteren Stufe, ein zwar sehr Wesentliches, dem Leben Nothwendiges, aber zugleich ein innerlich Verborgenes wird. Ist doch sogar bei dem Kücklein im Ei, in den ersten Tagen des Bebrütens, der Weg des Blutes, der bald hernach an ein im Innersten des Leibes sich bewegendes Herz übergeht, ein außerhalb dem Leibe, nur an dem Umfang desselben Gelegenes, und das augenfällige wundervolle Geschäft des Nesterbauens, des Brütens und Fütterns der Jungen bei dem Vogel wird im Säugethier zu einem stillen, innerlich verborgenen Werk des Bildens und Gestaltens. So erscheinen auch dem Menschen, in der kindlich-seligen Morgenzeit seines Geschlechts, jene Kräfte der anderen Welt, jene Heere Gottes, als etwas Aeußerliches, dem Auge Sichtbares, welche, seitdem Christus in's Fleisch gekommen, in dem verborgenen Innern des Menschenherzens selber Wohnung genommen haben. Aber wenn es uns auch mehr oder minder mit jenen wundervoll helfenden Kräften und Heeren Gottes so ergeht, wie mit der Speise, welche, wenn sie erst in das Innere unseres Leibes aufgenommen worden, nicht mehr geschmeckt und von unseren Sinnen wahrgenommen wird, wohl aber, und um desto mehr durch ihre nährende, stärkende Wirkung sich kund gibt, so sind dieselben noch immer nicht minder zu unserem Dienst und Heil geschäftig, als damals, wo sie ihr Angesicht wandten vom Hain zu Mamre, um ein in Gottes Augen werth geachtetes Menschenleben aus dem Tod der Flammen zu retten (Genes. 18.). Die Mahanaim begegnen uns nur näher und auf eine unserm Wesen veranlichtere Weise, entweder als unwiderstehlicher Zug in unserm Innern, oder in der Gestalt und in den Handlungen sterblicher Menschen.

Wir wollen hier einige solche Begegnungen der hülfreichen

Seere Gottes, einige Rettungen der Menschenseele aus der Gefahr des ewigen Unterganges, aus einem Buche erzählen, von welchem wir von Herzen wünschen, daß es allen christlichen Lesern dieser Blätter bekannt seyn oder werden möge: aus dem „Leben und Wirken von Johann Newton, Evangelischem Prediger in London“ (Basel, bei Schneider, 1831). Denn wir dürfen aus Erfahrung bezeugen, daß in wenig Büchern dieser Art eine so erweckende, stärkende, geistig nährenden Kraft sey, als in diesem lieben Buche.

Newton hatte (als Seekadet) durch jugendliche Unbesonnenheit und den unverantwortlichsten Leichtsinns sich in eine Lage gestürzt, welche eigentlich für ihn, bei seinem damaligen Gemüthszustand, der Rand eines Abgrundes war, aus welchem keine Rettung möglich schien. Zuletzt, da er, freilich durch eigene Schuld, den Unwillen und den Haß seines Kapitäns auf sich gezogen, um Rang und Ehre sich gebracht hatte und nun der Gegenstand der allgemeinen Verachtung der rohen Seelente seines Schiffes geworden war, schwankte sein verwildertes, von Gott entfremdetes Gemüth nur zwischen den beiden Entschlüssen: der Ermordung des Kapitäns oder des Selbstmordes, und der einzige schwache Stab, der ihn noch — wer weiß auf wie kurze Zeit — aufrecht hielt, war eine Liebe, deren Hoffnungen nur einem Phantasiengebilde glichen. Schon waren die Geschäfte der Flotte auf Madeira beendigt, das Schiff, worauf Newton sich befand, sollte jetzt — auf fünf Jahre lang — nach Indien gehen; nur noch wenige Stunden und der unselige Jüngling wäre, mit dem bösen Geist des Hasses und der Mordlust in seinem Innern allein gelassen, hinausgeführt worden auf den langen Weg des Meeres, wo in kurzem vielleicht der Tod eines Verbrechers durch eigene oder fremde Hand ihn erwartet hätte; da sendet Gott unerwartet „einen Boten seiner Vorsehung.“ Newton wollte an dem merkwürdigen Morgen, an welchem sein Schicksal der Entscheidung nahe, noch länger in seiner Hängematte bleiben und schlafen, da nöthigt ihn einer der Schiffskadeten, einer seiner früheren Rangsgenossen, ohne einen eigentlichen Grund dazu zu haben, zuletzt sogar gewaltsam, zum Aufstehen. Mit verbissenem Zorn hierüber kleidet sich Newton an und geht schweigend auf's Verdeck, wo er in demselben Augenblick anlangt, da ein Mann seine Kleider in ein Boot wirft, um nach einem in der Nachbarschaft vor Anker liegenden Guineaschiff hinüber zu fahren. Aus diesem Schiff waren nämlich zwei Mann herüber gekommen auf das Schiff Harwich, worauf Newton sich befand, und es sollten dafür zwei andere vom Harwich, auf Befehl des Admirals Pococke, an den Guineafahrer abgegeben werden. Nun war es schon in England Newton's schnellster Wunsch gewesen nicht nach Indien, sondern nach Guinea zu gehen. Sein Herz entrannte deshalb, da er diese Gelegenheit zur Erfüllung seines Sehns nach bemerkt, wie Feuer, er bat, das Fahrzeug möge ein wenig warten, ließ zu den Unteroffizieren und ersuchte diese, sich beim Kapitan für seine Entlassung zu verwenden, und diese, welche dem ausgelassenen Jünglinge sonst wenig geneigt waren, ja der Kapitan selber, der sich in Plymouth nicht einmal durch die Fürbitte eines Admirals hatte bewegen lassen, den jungen, talentvollen Verbrecher auszuliefern, fanden sich diesmal zur Gewährung seines Wunsches bereit; schon in einer halben Stunde nach seinem gewaltsam erzwungenen Aufstehen vom Lager, sieht er sich, aus dem für ihn doppelt todgefährlichen Schiffe entlassen und in ein anderes verlegt. „Dies war,“ fügt er in der Erzählung

seiner Lebensgeschichte hinzu, „einer der vielen, wichtigen Wendepunkte meines Lebens, in welchen der Herr seine weise, väterliche Vorsehung für mich aus Gnaden offenbarte, indem er manche unerwartete Umstände beinahe in einem Augenblicke zusammenzutreffen ließ. Diese plötzlichen Schickungen wurden zu verschiedenen Malen wiederholt, jede derselben brachte mich in einen ganz neuen Lebenskreis, und sie wurden gewöhnlich bis beinahe zu der letzten Minute aufgeschoben, in der sie stattfinden konnten.“

Ein zweiter solcher „Bote der Vorsehung“ begegnete dem verirrtten Jüngling, den sich Gott zu einem so kräftigen Nützzeug für die Zukunft auszuweisen hatte, funfzehn Monate nachher, als er sich in Guinea selber niedergelassen hatte und hier anfangs in fürchtbarer Verlassenheit und Noth, ein „Klave der Klaven“ gewesen, dann aber in eine etwas glücklichere Lage gekommen war, welche sein durch die vorhergegangene elende Knechtschaft vollends ganz entmenschetes Gemüth in einen thierischen Sinnestaumel versenkt hatte, worin er der Rückkehr nach seiner christlichen Heimath fast vergessen hätte. Er war schon ganz nahe an jenem dürrsten Zustand, worin viele Europäer in Afrika gerathen, welche, verstrickt in die Netze der wilden Sinnlichkeit des Landes und seiner Eingeborenen, allmählig die Gesinnungen und Sitten der Neger, ja sogar den heidnischen Aberglauben derselben, an Zaubereien, Almuete u. f. annehmen, so daß sie dann hierin ärger und verblendeter sind, als die Neger selber. Da naht sich ein Schiff der Küste von Afrika, dessen Kapitan, mittelbar durch Newton's Vater, dem Auftrag hatte, den verlorenen Sohn mit nach Hause zu bringen. Aber dieses Schiff landet bei Sierra Leone und der Kapitan läßt sich zwar hier und auf den Bananens-Inseln eifrig und angelegentlich nach Newton erkundigen, da er aber erfährt, daß der Aufenthalt desselben tief im Lande sey, gibt er seine Nachforschungen auf und will wieder absegeln. Indes hatte es Gott wirklich so gefügt, daß der Jüngling eben in diesem Augenblick in Kittane war, an einem Punkte, welcher nur eine Stunde weit von der Seeküste abliegt. Scheinbar nur ein Zufall hatte ihn abgehalten, schon vor etlichen Tagen wieder eine Handelsreise in eine von der Küste abgelegene Gegend anzutreten. Da geschieht es, daß einer der Gefährten einmal an den Strand geht, und da er in einiger Entfernung ein Schiff vorbeisegeln sieht, ein Feuer anzündet, um durch den Rauch desselben dem Schiff ein Zeichen zu geben, daß er Lust habe, mit ihm Handelsgeschäfte zu machen. Das Schiff war zwar schon jenseits der Stelle, an welcher Jener das Feuer entzündet hatte und ein eben wehender günstiger Wind würde es in kurzem ganz aus dem Angesicht dieser Küstengegend entfernt haben; dennoch ließ der Kapitan Anker werfen, und siehe da, das Geschäft, das er hier (ohne es zu wollen und zu wissen) für den Herrn aller Herren ausgerichtet, ist die Rettung einer Seele. Es war nämlich dasselbe Schiff, welches unseren Newton mitnehmen sollte, und der Kapitan, da er die Nähe des Jünglings erfährt, läßt diesem, welcher jedem wohlthätigen Anerbieten solcher Art stark abgeneigt war, keine Ruhe, bis er (am meisten bewogen durch die oben erwähnte schwärmerische Liebe, die in seinem Herzen war) in den Vorschlag eingeht, und sich zur Reise nach England einschifft. Und so war der verwilderte Jüngling grade noch im letzten Augenblick, wo dies möglich schien, wie ein Brand aus dem Feuer gerettet; denn da bald hernach sein Vater starb, welcher diese letzte Vorsehung für ihn getroffen hatte, würde Niemand weiter, so wie jener Kapitan, sich um ihn bekümmert haben, er hätte unter den Negern gelebt und unter ihnen sein Ende gefunden, ärmer und entfremdeter von Gott, als ein geborneer Heide. (Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 8. August.

N^o 63.

Litterarische Anzeige.

Predigten, vornämlich über die Gleichnisse Jesu und über freie Texte. Von Friedr. Gust. Lisco, Prediger an der St. Gertraudkirche zu Berlin. Berlin, Bethge, 1828 u. 1830. 2 Thle. Die Parabeln Jesu, exegetisch-homiletisch bearbeitet von Friedr. Gust. Lisco, u. s. w. Ebend. 1832.

„Es ist allerdings traurig, wie wenig Stoff unsere biblischen Commentare für die Meditation eines Predigers enthalten.“ Dieser sehr wahren Bemerkung in Dr. Tholuck's litterarischem Anzeiger bei der Uebersicht der theologischen Litteratur einer früheren Messe ließe sich mit gleichem Rechte die andere an die Seite stellen: es ist nicht minder traurig, wie wenig Bibelauslegung und Schriftvorhaltung oft unsere sogenannten oder auch wirklich christlichen Predigten enthalten. Beide Erscheinungen weisen auf einander und hängen zusammen; sie gehen hervor aus der traurigen Entfremdung zwischen theologischer Schule und kirchlichem Leben, die mit dem Aufgeben des rechten Einheitspunktes im lebendigen Glauben nothwendig entstehen mußte, und sich immer noch größtentheils in den mannichfaltigsten Anzeichen offenbart. Das Auffallendste derselben ist die unnatürliche Ablösung der rein philologischen und kritischen Exegese von der praktischen, paränetischen Durchdringung und Darstellung des heiligen Wortes, da doch die rechte Exegese hierin wurzeln und hiefür fruchtbar seyn sollte. Es ist leider wahr, daß der Diener des Wortes in den von der Schule ihm geborenen Hülfsmitteln oft grade das nicht findet, was er sucht und bedarf, und darum lieber von dem gegebenen Worte, das ihm so wenig als Predigttext in's Licht gestellt wird, abschweift in eine Predigtweise, die im besten Fall, wenn auch der Inhalt biblisch und christlich wäre, doch viel zu sehr der durchgängigen Ausdehnung aus Gottes Wort ermangelt.

Daß es in dieser Hinsicht sowohl in der exegetischen als in der homiletischen Litteratur nach und nach besser zu werden anfängt, ist höchst erfreulich, und die oben genannten zwei Schriften des Herrn Prediger Lisco gehören dieser neuerwachten, nach Einheit von Predigt und Auslegung strebenden Richtung an, obwohl freilich, was ja auch nicht ganz aufhören kann oder soll, derselbe Stoff einmal homiletisch-exegetisch, und sodann exe-

getisch-homiletisch behandelt ist. Beide Schriften sind recht eigentlich dazu geschikt, dem Bedürfnisse vieler entgegen zu kommen, indem sie das Auerkannteste und Verständlichste des Evangeliums, gleichsam die Elemente aller christlichen Unterweisung, die Gleichnisse des Heilandes behandeln, und sich dabei, sey es nun nach der Gabe des Verfassers, oder nach absichtlicher Beschränkung, weniger in die Höhen und Tiefen der Erkenntniß verlieren, als das Wesentliche klar und schlicht, das Unwidersprechliche eingreifend und anregend vorführen.

So sind die Predigten, um mit diesen anzufangen, im Ganzen in sehr einfacher Sprache abgefaßt. Wer, nach der neuern leidigen Sucht, vornehmlich „Geistreiches“ aus menschlicher Zuthat verlangt, wer mit hohen, schönen Worten oder gewaltigem Schwung der Empfindung bearbeitet seyn will, für den sind sie nicht gehalten und geschrieben; die zum Theil gewiß absichtliche Verläugnung solcher Form — denn der Verf. zeigt es hier und da, daß er derselben wohl auch mächtig wäre — ist kein geringes Lob für einen Prediger der Residenz. Desto mehr Dank werden ihm Alle wissen, die mit einfachem, heilsbegierigem Sinne zu seinen Worten aus des Herrn Wort kommen, und wir wünschen von Herzen, daß sein Predigtbuch namentlich unter dem Volke sich reichlich verbreiten möge. Es sind biblische Predigten durch und durch, sie führen den Zuhörer recht eigentlich zu Jesu selber hin, dessen Wort in's Licht zu stellen und an's Herz zu legen die einzige Bemühung des Predigers ist. Wir können freilich nicht umhin, zu bemerken, daß dies Bestreben, nur den Text zu erklären, den Verf., wie uns vorkommen will, zu weit abgeführt hat von dem homiletischen Element; daß oft zu ruhig nur ausgelegt und gelehrt wird, und das kräftige: „Du bist der Mann — de te fabula narratur“ öfter ausgedrückt seyn sollte; daß, nach unserem Dafürhalten, bei den einfachsten, Jedermann leicht verständlichen Gleichnissen, durch eine Worterklärung grade der Totaleindruck geschwächt werden muß, und die Predigt besser, mit Voraussetzung des Verständnisses, den Zuhörer mitten hinein riefen und ihm das Wort, als an ihn gesagt, lebendig zutheilte. Eine wahrhaft exegetische Predigt, wie jede, die einen Text hat, seyn soll, braucht darum nicht immer der äußeren Ordnung des Buchstabens zu folgen,

sondern wenn sie aus dem ergriffenen Mittelpunkt des Textes heraus zu den Zuhörern redet, wird sie vielleicht noch gründlicher exegetisch seyn. Vor allen Dingen darf wohl eine ernstliche Schlußermahnung der eigentlichen Predigt, die nicht bloß „biblische Betrachtung“ seyn will, niemals fehlen; in den vorliegenden Predigten fehlt sie öfter, oder ist gar kurz, nur zuweilen wird ihr auch das gehörige Recht gethan; wie denn überhaupt solche Erörterungen, die speciell in's jetzige Leben eingreifen, wie I. 253 ff. von der Kirchenzucht, u. a. mehr zu wünschen wären. Besonders aufgefallen ist uns endlich, daß alle Vorträge im zweiten Theile, obgleich nur sie des Exordiums ermangeln, unverhältnißmäßig länger, und wirklich manchmal, namentlich auch durch Zusammenreihung zahlreicher Schriftstellen, zu lang geworden sind; dagegen im ersten Theile sogar die wichtigsten Gleichnisse vom reichen Mann und vom barmherzigen Samariter fast zu kurz wegkommen. Doch alle diese Bemerkungen sollen nicht aufheben, was wir zu Anfang gerühmt, und alle etwanigen Mängel werden gern übersehen, wo so lehrhaft und liebreich nicht bloß, sondern durchgängig so ganz aus dem Texte gepredigt wird, und wir sind von ganzem Herzen mit dem Verf. einverstanden, wenn er sich selber in der Vorrede erklärt: „So viel wie möglich habe ich mich stets an den Text gehalten, ihn vorzugsweise zu erläutern mich bemüht, und nur das angefaßt, was ungefaßt bei der Betrachtung des Gleichnisses zunächst sich darbietet. Möglichst umfassende, praktische Schrittklärung scheint mir das Hauptmittel, durch welches in der Predigt der Zweck der Erbauung erreicht werden muß; überdies lernt dadurch der Zuhörer die Schrift recht verstehen, wird mit ihrer Sprache und Redeweise vertrauter, gewinnt sie durch das Verständniß um so lieber, und fühlt sich zu ihrer Lesung ermuntert; und das ist ja doch Wunsch und Ziel aller Predigt des Wortes, daß der Hörer zur Quelle alles Lichts und alles Lebens, die in der heiligen Schrift fließt, hingeführt werde, weil da jedes Herz durch For-schen und Beten Christum selber finden wird und in ihm das ewige Leben.“ Der Herr lehre das alle Prediger immer mehr erkennen, und lasse sein Wort wiederum reichlich bei uns wohnen in aller Weisheit!

Die Behandlung der Parabeln Jesu in Predigten führte den Verf. natürlich auf ein genaues exegetisches Studium derselben, und aus diesen Studien, durch freundschaftlichen Austausch mit Gleichgesinnten belebt und entwickelt, entstand das zweite von uns anzugehende Werk, ein Versuch einer praktischen Erklärung der Gleichnisse. Beide Werke behandeln also denselben Stoff, nur daß in den Predigten (mit Recht) die Parabel vom Hausvater (Matth. 13, 52.) fehlt, dagegen noch manche parabolische Darstellungen aus Joh. 6. 8. 10. 15., die der Commentar als nicht eigentliche Parabeln (vielleicht mit Unrecht) ausläßt, so wie im ersten Theil vier andere Texte dazukommen. Man könnte nun etwa beforgen, daß die sehr exegetischen Predigten und der vornehmlich praktische Commentar einander zum Theil wiederholen würden, was ja auch, als für verschiedene Leser, nicht unrecht wäre; allein wir haben das weniger gefunden, vielmehr, beide Schriften neben einander lesend, zu erkennen geglaubt, wie sie einander wechselseitig ergänzen und auch wohl berichtigen. Manche scharfsinnige Bemerkung findet sich, durch die weitere Entwicklung veranlaßt, nur in den Predigten; andererseits scheint der Verf. hie und da im Commentar sich selbst zu verbessern. Aus beiden Formen und Methoden ein Werk zusammengeschmolzen, das eben so erbaulich als exegetisch

wäre, würde unserem Ideal von einer solchen Behandlung der heiligen Schrift, dessen Verwirklichung freilich die höchste Aufgabe der ächt-kirchlich-theologischen Kunst ist, entsprechen.

Voran geht dem praktischen Commentar eine Einleitung über Name und Begriff der Parabel — Alter derselben — Beziehung auf die sichtbare und unsichtbare Welt — warum Jesus diese Lehrform gebraucht habe — Vollkommenheit der Parabeln des Herrn — Inhalt — Erklärung und Behandlung — Eintheilung derselben. Hier ist nun Vieles nur angedeutet, dessen gründliche Entwicklung freilich eine eigene Schrift erforderte, und worüber wir im Einzelnen jetzt nicht rechten wollen. In Tholuck's Anzeiger sind schon manche Ausstellungen gemacht worden gegen die Definition und Klassifikation der Parabeln; wir möchten diesen sehr schwierigen und auch praktisch weniger fruchtbaren Punkt eher an diesem Werke nicht urgiren, und freuen uns dagegen mancher trefflichen, sehr beherzigungswerthen Stellen in dieser Einleitung, wie über das Reich Gottes als Grundthema sämmtlicher Gleichnisse, über die Enthüllung und Verhüllung zugleich, welche bei ihnen stattfindet, über die Begründung des rechten Verständnisses erst durch die gläubig-willige Annahme des: *De te sit sermo!* über den Grundsatz, daß nicht das Geringsste ganz bedeutungslos oder bloße Ausschmückung seyn könne, welchem letzteren nur der Verf. selbst in seiner Exegese noch treuer hätte bleiben sollen.

Daß das philologische Element, wie schon die Vorrede bemerkt, bis auf wenige sprachliche Bemerkungen, wo sie ganz zur Sache gehörten, zurückgetreten ist, läßt sich grade dieser Schrift nach ihrem Zwecke eher zum Lobe anrechnen, indem nun der Prediger bei der Vorbereitung nicht in Fremdartiges oder Unwichtiges abgezogen, sondern desto einfacher auf die Hauptsache, die es für ihn gilt, hingewiesen wird. Eben so ist der Mangel aller Polemik gegen die vielen Auslegungen der Vielen, womit sich sonst ein gelehrter Commentar so viel zu schaffen zu machen pflegt, ein Vorzug. Dagegen sind vornehmlich aus Luther und Calvin, sodann Melancthon, Bengel, Grotius, und unter den Neueren Lavater, Ewald, Heß, v. Brunn, Neander, Menken, Dräseke, Thieremin, Dehhausen reichliche und ausführliche Citate beigebracht; und hier hat sich der Verf. verhalten lassen, dadurch die Darstellung zu fragmentarisch zu machen, und die lebendig zusammenhängende Entwicklung der eigenen exegetischen Anschauung zu veräußern. Nach unserem Dafürhalten sollte sogar in der gelehrten, wie viel mehr in der praktischen Exegese diese den Text reproducirende Entwicklung desselben durchgängig vorherrschen, und nur hie und da aus dieser lebendigen Mitte heraus der Blick auf die anderen Ausleger sich richten. Bei einem praktischen Commentar mag nun das Letztere vollends noch mehr zurücktreten, wenn nur das Erstere, die selbstständige Entwicklung des Wortsinnes in zusammenhängendem Flusse mit recht ergreifender und ansprechender Darstellung gegeben ist. Dies wird vom Herrn Prediger Lisco auch überall dadurch angestrebt, daß er der Auslegung jedes Gleichnisses eine Entwicklung seiner Veranlassung und tabellarische Uebersicht seines Gedankenganges vorangeschickt; nur daß die anderwärts so genannten Ordnungspläne nicht tief genug in das Wort selber einbringen, sondern gewöhnlich mehr vom Standpunkte des Deuters aus in abstrakte Begriffe zerlegen. Auch vermissen wir zuweilen die fruchtbare Beachtung des tiefen Zusammenhanges, in welchem mehrere auf einander folgende Gleichnisse stehen. Ueberhaupt, so wahr und richtig auch

größeren Theils alles Gesagte ist, bleibt doch die Auslegung fast zu plan und populär bei dem einfachen Hauptsinne stehen, und übergeht manche tiefere Beziehung, die wohl nicht in die Predigt, aber doch in den Commentar gehört; ja es wird manche allegorische Deutung, oder auch bestimmte Beziehung einzelner Umstände mit Unrecht abgewiesen.

Indeß das liegt in der Gabe und Ansicht des Verf., und ist vielleicht für viele Leser grade so am besten. Mag der tiefer Forschende ein Mehreres selber finden, wenn er nur erst lebendig angeregt ist für das einfach-gläubige Verständniß; ist doch auch leider die Mehrzahl der christlichen Leser den Tiefen des Schriftwortes jetzt so entfremdet, daß man sie gar leicht ärgert, wenn man zu viel aus ihnen gibt. Solches Aergerniß wird an diesem Commentare nicht leicht Jemand nehmen, und darum empfehlen wir ihn besonders allen Dienern des Wortes von Herzen, daß sie aus ihm lernen, welche Schätze der Lehre und Ermahnung in den Worten Jesu liegen für einen gläubigen und willigen Sinn, der überall auf das Eine, was Noth ist, gerichtet bleibt.

Sollten wir uns nun noch über die einzelnen Auslegungen, insofern wir nicht damit übereinstimmen, erklären, so würde dies über die Bestimmung einer Anzeige hinausführen, und exegetische Abhandlungen erfordern. Wir bemerken nur im Allgemeinen, daß die Beziehung auf zu Grunde liegende Alttestamentliche Stellen öfter fehlt, und daß der Unterschied der mittleren und letzten Zukunft Christi, ohne dessen Erkenntniß doch manche Parabeln nur sehr unvollständig begriffen werden können, dem Verf. ganz unbekannt zu seyn scheint. Es ist aber doch wohl der Beruf der Gläubigen in dieser Zeit, nicht bloß zu dem bisher allgemein Anerkannten mit ihrer Erkenntniß zurückzukehren, sondern auch das Wort, an dessen Verständniß die Kirche nicht aufhört zu lernen, mit immer helleren Augen für Alles, was in ihm beschlossen liegt, zu betrachten.

ggr.

Mittheilungen aus dem Reiche.

54) M a h a n a i m.

(Schluß.)

Der dritte und wichtigste „Bote der Vorsehung,“ welcher Newton in jener Zeit seiner Verirrungen zu seinem Herrn, der ihm so treu nachgegangen war, zurückrief, war ein Meeressturm, und die bei dieser Gelegenheit ihm gekommene Rettung aus Lebensgefahr. Doch, ehe wir das Geschäft dieses dritten Boten beschreiben, ist es nöthig, einen Blick zurückzukehren auf die Geschichte seiner Kindheit.

Auch an Newton bewährte sich jenes alte Sprüchlein als wahr:

Fremmer Mütter Fleh'n und sanfte Zucht
Trug noch immer gute Frucht.

Seine Mutter war eine fromme, erfahrene Christin, welche dieses ihr einziges Kind oftmals mit viel Gebet und Thränen dem Herrn empfahl. Sie selber hatte ihn in seinem dritten Jahre Englisch lesen gelehrt und seinem trefflichen Gedächtniß einen köstlichen Vorrath von Bibelsprüchen, ja von ganzen Capiteln und größeren Abschnitten der heiligen Schrift eingeprägt, so wie Stellen aus Katechismen und fromme Lieder. Ihr stiller,

sehnlicher Wunsch war es, daß ihr Sohn die Gaben, welche Gott ihm verliehen, einst ganz dem Dienst des Evangeliums widmen möchte. Aber welch ein Leben voller Gräuel und Verirrungen, welche Fährungen und Heimlichungen zu Wasser und zu Lande mußte dieser Sohn noch hindurchlaufen, bis endlich wirklich der Wunsch seiner frommen Mutter in Erfüllung gehen konnte. Denn diese starb, als der Knabe noch nicht sieben Jahre alt war, und nach ihrem Tode war Niemand da, der sich seiner mit einer wahrhaft christlichen Weisheit und Liebe angenommen hätte. Er gerieth in böse Gesellschaft, deren Gesinnung und Sitten er annahm, und obgleich er in Gegenwart seines strengen Vaters, der ihn schon in seinem ersten Jahre mit sich zu Schiffe nahm, sehr zurückhaltend und äußerlich ehrbar sich betrug, so war es doch, wo er es unbemerkt vom väterlichen Auge konnte, nur desto ausgelassener. Dennoch war es schon in dieser Zeit sehr bemerklich, wie Gottes Erbarmen und seiner frommen Mutter Zucht und Lehren, ja wie sogar die stillen Wünsche ihres Herzens ihm nachgingen, und, ohne daß er es selbst bemerkte, an ihm zur Erfüllung kamen. Zweimal ließ ihn Gott die Wahrheit des alten Liederverses erkennen: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfassen,“ damit sein Herz zu dem zurückkehren möge, der allein „Hülfe thut, daß wir Gnad' erlangen.“ Einmal als er, vom Pferde stürzend, nur wenige Zoll neben den spitzen Stummeln einer frisch abgehauenen Hecke niederfiel, ein anderes Mal als er mit einem seiner vertrauteren Bekannten eine Fahrt nach einem Kriegsschiffe verabredet hatte und zu seinem großen Verdrusse zu spät kam, gleich darauf aber erfuhr, daß das Boot umgeschlagen und sein Freund mit mehreren Anderen ertrunken sey. Beide Fälle wirkten indeß in seiner Seele nur eine vorübergehende Nüchternung. — So war es auch eine Nachwirkung des Einflusses seiner frommen, treuen Mutter, was ihn von seinem Knabenalter an bis zu seinem Jünglingsalter mehrere Male zu einem Stillsitzen auf dem Wege seines Leichtsinns, zu einer Einkehr in sein eigenes Inneres brachte. Und obgleich er hierbei, mit all seinem Beten und Fasten, mit dem viele Stunden des Tages dauernden Lesen der heiligen Schrift und dem Betrachten ihres Inhalts immer nur „auf die Weise der Pharisäer seine eigene Gerechtigkeit aufrechnen wollte, jene Gerechtigkeit aber, welche allein vor Gott gilt, nicht erkannte,“ so war doch jede Periode einer solchen Einkehr für ihn eine wohlthätige Hemmung, ein Zurückhalten auf dem Wege des Hinabstürzens in den Abgrund des zerstörenden Lasters. Und auch dann, als in seinem Jünglingsalter das öfter wiederholte Lesen von Lord Shaftesbury's Apopodien wie ein feines Gift alle noch übrige Keime des Guten, wie es schien, auf immer ersücht hatte, ward für ihn die unvernünftige Erfüllung eines der stillen Wünsche seiner seligen Mutter ein neues Seil der Rettung, das ihn aus den Wellen der inneren Todesgefahr nach dem Hafen zog.

Diese fromme Mutter hatte nämlich in genauer Freundschaft gestanden mit einer gleichgesinnten, weitaufg mit ihr verwandten Familie in Kent, in deren Hause sie auch (denn Newton's Vater befand sich eben damals auf einer Seereise) gestorben war. Die älteste Tochter dieser frommen Familie hatte der Wunsch beider Mütter zur künftigen Gemahlin für unseren Newton ausersuchen, welcher, hiervon nichts wissend noch ahnend, mehr „durch Zufall“ als durch irgend einen Zug des eigenen Willens in das Haus dieser weitaufg Verwandten geführt, seglich, beim ersten Erblicken jener damals vierzehnjährigen Jungfrau,

eine so innige, feste Zuneigung zu ihr faßt, daß diese Neigung, mitten unter allen späteren Verirrungen für ihn das Band ward und blieb, was ihn, wenn auch nicht unmittelbar an Christus, doch an die äußerlich sichtbare Christenheit festknüpfte und zuletzt in diese und in seinen künftigen Lehrberuf leitete. Wie indes Newton bei Allen diesen Lichtblicken aus einer oberen Welt, welche in sein Dunkel hereinsfielen, sich benommen und wohin er gerathen, das haben wir schon im Vorhergehenden gesehen und wollen es noch mehr, bei Gelegenheit der dritten Auffassung seines starr gewordenen Herzens durch Gottes rettende Hand aus der Todesgefahr des Seesurmes, erkennen.

Auf jenem Schiffe, das ihn von Guinea freundlich nach England geleiten sollte, hatte Newton kein eigentliches Geschäft, sondern war zunächst nur ein Gast und Gefährte des Kapitäns, in dessen Kajüte er wohnte, an dessen Tisch er speiste. Diese Geschäftslosigkeit, zusammen mit dem ein ganzes Jahr dauernden Aufenthalt des Schiffes an den Küsten von Afrika, führte einen Ausbruch des innern Verderbens des elenden Jünglings herbei, dergleichen noch keiner, von solcher schauerhaften Macht, in seinem Leben vorgekommen war. Spott und Störungen über Alles, was dem Christen, ja was jedem seiner fühlenden Menschen heilig ist, eine ununterbrochene Reihe von Nachsichtigkeiten und Lastern aller Art: das war jetzt das Geschäft und Tagwerk des durch Shaftesbury's Schriften auf den Weg einer höheren Bildung geführten Geistes. Selbst der rohe, und eben nicht gewissenhafte Kapitän des Schiffes erschrock und entsetzte sich über das noch nie bemerkte Maas der Nachsichtigkeit bei so jugendlichem Alter, und sagte später, als dem Schiffe mannichfache Unfälle zustießen, öfters, all dieses Unglück komme ihm daher, weil er einen Jonas, einen Sünder, welchem der Fluch überall auf dem Fuße nachfolge, in sein Fahrzeug aufgenommen habe. Am Tage vorher, ehe der „dritte Voth der Vorsehung“ zu dem verirrten Herzen des Jünglings kam, durchzog dieses, wie das Leuchten eines fernen Blüthes, ein Gedanke, dergleichen lange nicht in dasselbe gekommen war. Unter den wenigen Büchern an Bord des Schiffes befand sich Thomas a Kempis. Newton nimmt das Buch, liest in ihm gleichgültig, wie etwa in einem Roman, da fällt ihm ein: „Wie nun, wenn diese Dinge wahr wären?“ Die Kraft der hieraus hervorgehenden Folgerungen fällt ihm unerträglich, er mischt sich in ein eitles Gespräch seiner Schiffesgefährten und geht am Abend so sorglos zu Bett als gewöhnlich. Da weckt ihn in der Nacht der Stoß der Meereswogen, deren Gewässer schon die Kajüte erfüllt, darin er schläft, zugleich das Geschrei vom Verdeck: „Das Schiff versinkt.“ Er eilt hinauf zum Verdeck, auf der Treppe begegnet ihm der Kapitän, der ihn bittet, ein Messer mitzubringen. Während er dieses holen will, geht ein Anderer an seiner Stelle hinauf und wird rettungslos von einer Welle in's Meer hinabgerissen. Die eine Seite des Schiffes war schon zertrümmert, das ganze Fahrzeug, voll Wasser, wurde nur noch durch die spezifische Leichtigkeit seiner meist aus Wachs und Holz bestehenden Ladung über dem Meere erhalten. Dennoch, in all dieser Gefahr, sagt der Jüngling zu einem seiner Gefährten leichtsinnig: „In einigen Tagen wird uns diese Noth den Stoff

zu einer guten Unterhaltung bei einem Glas Wein geben.“ Der Andere aber, minder verhärtet als Newton, antwortet hierauf mit Thränen: „Nein, jetzt ist es zu spät.“ — Um neun Uhr, als er indes rüstig an den Pumpen gearbeitet hatte und nun ganz erschöpft war, geht er zum Kapitän, um mit diesem zu sprechen und beim Zurückkehren entfahre ihm unwillkürlich die Worte: „Wenn dies nicht hilft, so helfe uns Gott.“ — Dies war das erste Verlangen nach Gnade, das seit Jahren in sein Herz und über seine Lippen kam. Aber er fühlt sich durch sein eigenes Wort geschlagen. Was geht dich, sagt eine Stimme in seinem Innern, die Gnade an? — In dumpfer Gleichgültigkeit geht er und arbeitet, so lange die Kräfte ausreichen, an der Pumpe, dann nach der Ruhe einer einzigen Stunde am Steueruder. Hier, den Tod der Wellen, in welche und durch welche er das Fahrzeug führt, vor Augen, bedrückt er sein ganzes vergangenes Leben mit allen Rottungen und Gnadenführungen Gottes, mit allen seinen eigenen Untreuen. Er gedenkt der, beispiellosen Frechheit, womit er die Evangelische Geschichte, deren Falschheit er nicht beweisen kann, obgleich er von ihrer Wahrheit nicht überzeugt ist, bisher zum Gegenstand seines Gespöttes gemacht. Für einen solchen Sünder, wie er ist, scheint keine Rettung, dies sagen ihm die Sprüche, welche ihm aus der früheren Zeit noch in Erinnerung geblieben, wie Sprichw. 1, 24. 31., Hebr. 6, 4—6., 2 Petr. 2, 20. Als er jedoch um sechs Uhr Abends die Nachricht hört, daß das Schiff nun vom Wasser befreit und noch Hoffnung zur Rettung sey, da beginnt in ihm ein Gebet, wie das Rufen der Raben, wenn sie um Futter schreien, ein Gebet, das, so wenig dasselbe auch noch aus einem eigentlich kindlichen Herzen kommt, dennoch von dem Vater der Barmherzigkeit nicht verschmäht wird. Es entsteht in ihm der Wunsch, daß doch das, was er von Jesu, von seinem Tod für die Sünder gehört und gelesen hat, wahr seyn möge; glauben jedoch, daß es wahr sey, kann er noch nicht. Da wagt er es, auf Gottes Verheißungen hin, diesen um Glauben zu bitten, und dies war der Anfang des neuen, innern Lebens mit Gott, das von nun an in ihm begann und durch göttlichen Beistand niemals wieder in ihm erlosch. Aber dieses neu erwachte Leben mußte selbst in der diesmaligen Noth noch länger bekräftigt werden. Die Todesgefahr, zuerst des Untergangs in den Wellen, dann des Verhungerns, hielt noch Wochen lang an und ohne Aufhören wiederholte es der Kapitän vor Newton's Ohren, daß nur dieser die Ursache alles Unglücks sey und daß die Wuth des Oceans sich legen würde, wenn man diesen fluchbeladenen Sünder in's Meer würfe. So wenig es mit dieser letzteren Aeußerung dem Kapitän Ernst war, so sehr, so tief traf jedes Wort der Art des Jünglings Seele, da er fühlte, er habe Gottes und der Menschen Joen verschuldet. So diente ihm jeder Tag, jede Stunde des längeren Ausharrens in solcher Noth, wie einem Kinde, das zu Lernen anfängt, zu einem segenerreichen Wiederholen der Wahrheit, daß er ein großer Sünder sey, Gottes Erbarmen in Christo aber noch größer als seine Sünde. Und diese Lehre war es, in welcher sein Glaube den rechten Ankergrund faßte, und bei welcher er nachher, bis zu seinem letzten Hauche, unerrückbar fest verblieb.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Donnerabend den 11. August.

N^o 64.

Rechtfertigung der Kindertaufe. *)

Es ist ein großes äußeres Zeugniß für die innere Wahrheit und Unerschütterlichkeit der Kindertaufe, daß sie, obwohl sich vom Standpunkte der natürlichen Vernunft so manches Scheinbare dagegen einwenden läßt, dennoch von den ältesten Zeiten her in der allgemeinen Christenheit bestanden, und auch nach den großen Spaltungen in den vier Hauptconfectionen derselben allgemein sich behauptet hat. Dies kann nicht die Folge günstiger Zufälle oder äußerer traditioneller Auctoritäten seyn, da vielmehr eben die den bindenden Faden der Tradition zerreisenden Spaltungen als sehr ungünstige Umstände für das Fortbestehen alles dessen, was nur auf sie begründet war, sich herausstellen. Es müssen vielmehr starke innere Wahrheitsgründe stattfinden, die die von einander unabhängigen Haupttheile der Christenheit einmüthig daran festgehalten haben. Diese Gründe von Neuem zu klarem Bewußtseyn der christlichen Laien zu bringen, und dadurch der hie und da im nördlichen Deutschland sich neu erhebenden Sekte der Wiedertäufer nach Kräften entgegenzuwirken, ist der Zweck des folgenden Aufsatzes.

Der Haupteinwand der Wiedertäufer gegen die Kindertaufe ist die behauptete Nutzlosigkeit derselben. Da die Sakramente nicht magisch per opus operatum sondern nur durch den Glauben des Empfängers ihm geistlich nützen, die unmündigen Kinder aber ohne Glauben seyn, so nütze ihnen das Sakrament nichts, und sey daher an ihnen eine leere, nichtige Ceremonie, wodurch die Kraft und Wahrheit der Taufe vereitelt würde. Diese Profanation des Sakraments müsse abgestellt, und die Taufe eben so wie das Abendmahl nur erwachsenen Gläubigen gegeben werden. Wir wollen dagegen beweisen, daß durch die Kindertaufe weder der objektive Gehalt noch der subjektive Nutzen des Sakraments etwas verliert, daß vielmehr der letztere bedeutend gewinnt, und daß daher gemäß der bis in die apostolischen Zeiten hinauf reichenden kirchlichen Ueberlieferung die Kindertaufe unverrücklich festzuhalten sey.

Der objektive Gehalt eines Sakraments beruhet nicht, wie

sein subjektiver Nutzen, auf dem Glauben des Empfängers, sondern auf dem Worte des Herrn, welcher es zum Siegel seiner Gnade eingesetzt hat. Er kann um so weniger von dem Glauben abhängen, da der Glaube, wie es die Natur des Siegels mit sich bringt, von ihm abhängt; denn der Glaube bestätigt nicht das Siegel, sondern das Siegel den Glauben, und ein wahrhaftiges Siegel wird durch den Unglauben so wenig an sich lügenhaft, als ein Edelstein darum aufhört ein Edelstein zu seyn, weil ihn Jemand nicht dafür hält. Der Werth der Taufe an sich steigt oder fällt also nicht nach dem Maaß des Glaubens der Täuflinge. Angenommen also, es sey in einem Kinde der Grad des bewußten Glaubens ein Minimum oder Null, so wird dadurch das Wesen seiner Taufe weder auf ein Minimum reducirt, noch annullirt, sondern bleibt immer in seiner Integrität. Ist etwa darum die natürliche Geburt nicht vollständig geschehen, weil das neugeborene Kind sich ihrer gar nicht oder nur unvollständig bewußt ist? oder ist ein Findling darum nicht vollständig adoptirt, weil er die Wohlthat der Adoption noch nicht in ihrer Größe zu schätzen weiß? besitzt der Mensch in seiner Kindheit nicht eine Menge von Gütern ohne klares Bewußtseyn derselben? Gott und die Welt sind über ihm und um ihn vor Entwicklung seines Bewußtseyns, welches in die großen Objekte allmählig sich hineinbildet, nicht aber sie aus sich herausbilden soll, was nur ein verkehrter Idealismus behaupten kann. So ist das Bad der Wiedergeburt und die Adoption zur göttlichen Kindschaf nicht erst nach oder durch unseren Glauben da, sondern es ist durch sich selbst da als das von Gott verordnete Gnadenmittel, welches den Keim des Glaubens in uns befruchtet, der dann allmählig mit steigendem Bewußtseyn sich entwickelt und zur göttlichen Größe des Sakraments emporwachsen soll.

Wenn nun auch der objektive Gehalt oder das Wesen der Taufe nichts durch die Kindertaufe verliert, so könnte dies aber um so mehr bei dem subjektiven Nutzen derselben der Fall zu seyn scheinen, und zwar eben darum, weil der empfangende Glaube in den Kindern entweder sehr gering, oder nach der Meinung der Wiedertäufer, ganz nichtig ist. Diese Meinung hat indeß ihren Schein nur dadurch, daß man sehr willkürlich und werkmäßig den Hauptnutzen der Taufe nur auf den Mo-

*) Von einem andern Verfasser wie der frühere Aufsatz über diesen Gegenstand. Anmerk. der Red.

ment ihrer äußeren Handlung beschränkt. Dieser mag allerdings bei einem großen Menschen, der sie bußfertig mit vollem Bewußtseyn seiner großen Sünde und der ganzen Fülle der göttlichen Gnade empfängt, weit größer seyn als bei einem kleinen Kinde, dem wie die Entwicklung seiner Natur und Sünde, so auch ein solches entwickeltes Bewußtseyn noch fehlt. Aber es ist ja eine höchst beschränkte, schriftwidrige Ansicht, daß die Taufe nur für den Moment ihres Empfanges gegeben werde. Sie wird vielmehr für das ganze irdische Leben gegeben und soll ihren Segen und ihre Kraft durch alle Tage desselben von der Geburt bis zum Tode erstrecken, der recht eigentlich erst die Vollendung derselben, nämlich der Tod des alten Menschen ist, wodurch, wenn er im Glauben an die Kraft der Taufe erlitten wird, das ewige Leben des neuen Menschen erst vollkommen anhebt. Wenn es sich mit allen Handlungen, die eine gewisse Analogie mit den Sakramenten haben, z. B. mit Bündnissen, Verlobungen und dergl. so verhält, daß der einmal in einem bestimmten Zeitpunkt geschehende Akt eine Gesinnung und Einwirkung darthut und versiegelt, die weit über seine Dauer hinaus stetig fortwirken soll, wie sollte dies nicht vielmehr bei den göttlichen Sakramenten selbst der Fall seyn? So wie die Erzeugung oder die natürliche Geburt ein einmaliger Akt ist, aus welchem ohne Wiederholung desselben das ganze natürliche Leben fort und fort bis zu seiner Vollendung sich entwickelt, so daß der Hauptnutzen desselben nicht in dem Moment seines Geschehens, sondern vielmehr in der Fort- und Nachwirkung desselben statt findet, so ist auch das Bad der Wiedergeburt ein einmaliger göttlicher Akt, aus welchem, ohne daß er wiederholt zu werden brauchte, das geistliche Leben des neuen Menschen immerfort hervorquillt, und dessen Haupttügen daher gleichfalls in seiner Nachwirkung besteht. Zum Nutzen der Taufe wird also nicht sowohl die Gegenwart, als vielmehr nur das Geschehenseyn derselben erfordert; nicht das Präsens, nur das Perfektum derselben ist nothwendig, um durch den Glauben daran ihren Segen über das ganze Leben zu verbreiten. Ist also die Taufe an einem Kinde vollgültig geschehen, so kann, wenn wir auch den Wiedertaufen zugeben wollten, daß sie für das Kind noch ohne subjektiven Nutzen sey, dennoch die Taufe eines Menschen im Stande der Kindheit ihm für sein späteres Leben eben so nützlich seyn, wie ihm die Taufe im erwachsenen Stande seyn könnte. Denn zu der Zeit, da der Erwachsene mit vollem Bewußtseyn die Taufe empfangen kann, kann auch der schon Getaufte mit vollem Glauben den Nutzen derselben sich zuwenden, und für sein ganzes Leben ihn festhalten. Damit dies um so bestimmter, feierlicher und herzerquickender geschehen möge, ist ja eben die zugleich mit der vollständigen Unterweisung in dem ăbterlichen Worte und mit der ersten Communion verbundene Confirmation verordnet, wobei der junge Christ mit entwickeltem Glauben unter der vereinigten Wirkung der drei Gnadenmittel seinen Taufbund selbstständig für sein ganzes irdisches Daseyn bekräftigen soll, ohne daß darum die einmal gültig geschehene Handlung repetirt werden müßte. Dies ist um so weniger nöthig, da ja eben nun das wiederholbare Sakrament des heiligen Abendmahls (sacramentum nutritionis) eintritt, wodurch jede Untreue an dem fortwährenden Taufbund durch erneute faktische Mittheilung des Heilands veröhnt werden kann, gleichwie das leibliche Leben zur Wiederherstellung von einer tödtlichen Krankheit wohl eines besonderen Heilmittels, aber nicht einer neuen Geburt bedarf. Bleibt ein solcher Confirmationsakt eines Erwachsenen ohne kräftigen Nutzen, so würde es

wahrlich der Taufakt auch geblieben seyn, und eine Umkehrung der heiligen Handlungen, wonach die kleinen Kinder ohne Sakrament bloß eingeweiht, *) und die Erwachsenen ohne Confirmation getauft werden sollen, würde jenes, weil es keine sakramentliche Verheißung hat, zu einer ganz nutzlosen Ceremonie machen, ohne diesen darum einen größeren Nutzen zu geben, als auch die bloße Confirmation der geschehenen Taufe haben kann. (Fortsetzung folgt später.)

Protestation der Evangelisch-Reformirten Gemeinde in Braunschweig gegen das Evangelium. **)

Als ein merkwürdiges Zeugniß dafür, daß „der Rationalismus (oder Theismus) eben so gut wie das Papstthum, des natürlicher Sohn er ist, eine Hierarchie im Schilde führe,“ ist dasjenige anzusehen, was vor Kurzem in Braunschweig in der Angelegenheit des Pastor Carl Geibel geschehen ist. Dieser ist nämlich von der Reformirten Gemeinde in Braunschweig im vorigen Jahre zu ihrem Prediger berufen und erwählt. Der Pastor Geibel hat nun das Evangelium, wie es in der heiligen Schrift und in den symbolischen Büchern der Reformirten Kirche enthalten ist, in Braunschweig gepredigt, und namentlich die Lehre, welche Paulus als die Grundlehre des Christenthums, als das eigentliche Evangelium des Evangeliums darstellt, das Wort vom Kreuz, daß Gott den zur Sünde gemacht habe, der von seiner Sünde wußte, auf daß wir in ihm würden die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt; — die Lehre, die Johannes für die Summa seines Evangelischen Zeugnisses ausgibt, für das Endziel, wohin alle Wunder und Zeugnisse führen sollen, „daß wir glauben sollen, Jesus sey der Christ, der Sohn Gottes, und wir durch den Glauben das Leben haben in seinem Namen“ (Joh. 20, 30, 31.) — die Lehre hat C. Geibel gepredigt, wovon Luther sagt, daß mit ihr die Kirche stehe oder falle, nämlich, daß wir gerecht und Gott angenehm werden nicht durch die Werke, die wir gethan, sondern durch den Glauben an das Werk, das Christus für uns gethan. — Einem Jeden, dessen Sinne noch nicht ganz zerrüttet sind durch Un glauben und muthwilliges Widersprechen, und der daher noch fähig ist, das Zeugniß der Schrift wenigstens historisch aufzufassen, läßt sich dies bald demonstrieren, daß obgenannte Lehre, daß wir gerecht und selig werden ohne Verdienst der Werke aus Gnaden durch die Erlösung, so durch Jesum Christ geschehen ist (Röm. 3, 23—25.), Kern und Stern des apostolischen Zeugnisses sey; eben so wenig kann es von Jemand, der nicht die Dreifigkeit hat, eine welthistorische Begebenheit entstellen und verdrehen zu wollen, bestritten werden, daß diese Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden das Fundament der protestantischen Kirche, wie der Lutherischen, so auch der Reformirten sey. — Von einer anderen in Deutschland öffentlich anerkannten Kirche als der Lutherischen, Reformirten und der Katholischen hat man bisher noch nichts gehört; es sind wohl allerlei Stimmen erschollen, es sey nun die Zeit, die Evangelische Kirche mit ihren Symbolen zu antiquiren, und auf den Trümmern

*) Lindner, die Lehre vom Abendmahl S. 135.

**) Vor den neueren Ereignissen in dieser Angelegenheit geschrieben. Anmerk. der Red.

derselben eine neue rationalistische (oder was dasselbe ist, naturalistische) zu bauen; aber noch hat sich kein kühner Baumeister dazu gefunden. Bis auf heutigen Tag hat sich in unserem Deutschland noch keine Rationalistische Kirche mit eitel rationalistischen Symbolen, gleich jenen theistischen und philanthropischen Gemeinden in Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts, förmlich konstituiren können; selbst ein Röhr, der mit seinen rationalistischen Banndekreten und Interdikten doch weit genug gegangen, hat es bisher nicht gewagt, die symbolischen Bücher der Evangelischen Kirche als null und nichtig zu erklären, und ein neues Glaubensbekenntniß seinen sonst so gehorsamen Geistlichen aufzudringen; nirgends noch ist man mit der These gedrungen, daß schon das Bekenntniß zu den Grundlehren der Apostel und Reformatoren untüchtig mache, auf den Kathedern und Kanzeln der Reformierten zu lehren. Auch in Braunschweig hatte man bis jetzt noch nichts der Art vernommen; wir wissen von keinem öffentlichen Dokument, das man der Reformierten Kirche in Braunschweig aufgestellt, und wodurch dieselbe sich förmlich und feierlich von der Lehre der Reformierten losgesage; wir wissen nichts davon, daß die Reformierte Kirche in Braunschweig feierlich auf den Namen einer Reformierten Kirche habe Verzicht gethan. Was anders also konnte C. Geibel in dem Beruf, das Predigtamt in einer Reformierten Kirche zu übernehmen, erkennen, als eine Aufforderung, die Lehre der Reformierten Kirche zu predigen? — Dies hat er nun, nach dem eigenen Geständniß der Ankläger, gethan, und — *incredibile dictu* — deshalb wird er von der Reformierten Gemeinde in Braunschweig verklagt. Die Vorsteher derselben sprechen auf eine Weise, die man naiv nennen müßte, wenn sie nicht antichristlich wäre — es laut aus — in ihrer an die Synode der verbundenen Reformierten Kirchen in Niedersachsen gerichteten Klageschrift, „daß der Kirchenglaube seit fünfzig Jahren ganz aus der Erinnerung gekommen, und Niemanden mehr verständlich sey.“ (Siehe das Vorwort der Gastpredigt des Dr. Joh. Geibel über 1 Cor. 2, 2. — „Christus allein.“ — S. 3.) Das nennen sie „einer anderen Confession zugethan seyn,“ weil der Pastor C. Geibel diesen Kirchenglauben predigt, und darum, weil er dies thut, wollen sie ihn nicht, und treten als Ankläger wider ihn auf. Anstatt nun sich zu schämen, daß sie diesen Kirchenglauben so aus der Erinnerung haben verschwinden lassen; — statt zu fühlen, daß eine Gemeinde mit einem solchen Bekenntniß, ihr eigener Kirchenglaube sey ihr nicht mehr verständlich, sich selbst an den Pranger stellt, — ja, statt wenigstens zu fühlen, daß es auf alle Fälle inconsequent und lügenhaftig ist, nach einer Kirche sich noch zu nennen, deren Glauben man gar nicht mehr kennt, — tragen sie auf Entfernung ihres Predigers an, und die ganze Stadt interessirt sich mit dafür, daß es ihnen mit ihrer Anklage gelinge. Man geht so weit und verspricht dem Pastor Geibel, man wolle ihm seinen Gehalt auch fernhin auszahlen, wenn er nur das Amt niederlegen wolle. Der Vater des Angeklagten, der oben erwähnte Dr. Joh. Geibel, kommt von Lübeck, wo er als Prediger steht, nach Braunschweig, um, wie es im oben erwähnten Vorworte S. 8. heißt, „das traurige Verhältniß wieder in Ordnung zu bringen;“ — aber, heißt es weiter, „ich richtete nichts aus, weil man in verjährten Vorurtheilen befangen, wider das positive, schriftgemäße Christenthum eingenommen war.“ Der Herr Professor Petri, an welchen die Herren Vorsteher den Dr. Geibel gewiesen hatten, als an den, der das Wort habe für ihren Glauben,

sagte ihm unter Anderem geradezu: „Er sey ein ganz entschiedener Nationalist; — er könne mit der heiligen Schrift gar nicht geschlagen werden; — sein Sohn (C. Geibel) habe sich dadurch so geschadet, daß er die heilige Schrift zum Maßstabe für seine Vernunft annehme, da doch die Vernunft als Maßstab an sie gelegt werden müsse, und er (Petri) könne nichts Anderes wünschen, als daß überall die Rationalisten von den Supernaturalisten sich trennen möchten.“ — Fünfzig stimmberechtigte Glieder der Reformierten Gemeinde unterzeichneten sich für ihren Prediger Geibel, und mehrere, die grade sich nicht unterzeichneten, erklärten doch bestimmt, daß sie für ihn seyen; und das außerdem noch Stimmen aus der Gemeinde sich für ihn erhoben, sieht man aus der Frage des Dr. Geibel, die sich S. 9. findet: „Und ist auf die Ueberzeugung der Einzelnen, die nicht unabhängig dastehen, der Armen und der eingepfarrten Landgemeinde, obgleich sie nicht stimmberechtigt sind, denn gar nicht zu achten? Haben denn die Armen kein Recht auf die Verkündigung des Evangeliums, und kein Urtheil darüber? Und hängt es von den Reichen nur ab, zu bestimmen, ob es verkündigt werden solle oder nicht?“ — Doch alles Protestiren und Bitten half nichts; — das Geschrei: „Groß ist die Götter Vernunft!“ — nahm überhand, und die unsinnige Anklage, der Pastor Geibel führe zum Katholicismus, weil er in einem Briefe an Professor Petri geschrieben hatte: „Ich glaube, daß die Menschen einzig und allein durch den Glauben an den Opfertod Jesu Christi, und durch das gläubige Ergreifen und Anwenden der um seinerwillen ihnen dargebotenen Gnade selig werden können“ (Vorwort S. 5 u. 6.). — Diese Anklage, welche die Hauptlehre der Reformierten, als Verführung zum Katholicismus darstellt, fand Gehör — und wie verlautet, wird es nun bald so weit kommen, daß C. Geibel von der Synode abgesetzt wird. — — Nun, was sagen wir dazu? — Wo sind nun die Inquisitoren und Kegerichter zu finden? — Wo ist die gepriesene Toleranz der Rationalisten? — Ja, sie rühmen die Toleranz und predigen mit süßem Worten davon, so lange sie noch nicht die Katheder und Kanzeln und Consistorien eingenommen haben. Die Vertheidiger der Rechte und Freiheiten der Evangelischen Kirche, welche nichts Anderes wollen, als von der Uirpation antievangelscher Prediger, Professoren und Lehrer der Evangelischen Kirchen und Schulen zu schützen, müssen Kegerichter und Inquisitoren heißen; sie können sich nicht genug darüber verwundern, wie ein vernünftiger Mensch, der das Licht des 18ten und 19ten Jahrhunderts gesehen hat, gegen eine unbedingte Lehrfreiheit etwas einzuwenden haben könne. Ganz anders aber lautet die Sprache, wenn diese Herren, wie Professor Petri in Braunschweig und Andere an anderen Orten, Kanzeln und Katheder und Consistorien inne haben; mit der Toleranz hat es dann ein Ende, und es gibt für sie keine heiligere Pflicht, als das Anathema über die Freunde des Evangeliums, die nicht um die Altäre der Modeweisheit tanzen wollen, auszusprechen; ohne Zweifel wird es nicht an rationalistischen Vertheidigern jenes Wunsches des Herrn Professor Petri fehlen, daß überall die Rationalisten von den Supernaturalisten sich trennen möchten; das kann hier nichts Anderes heißen, als daß man überall, wie in Braunschweig, den Evangelischen die Aemter nehme. Was für ein Geschrei gegen Dr. Hahn sich erhob, der das positivste Recht auf seiner Seite hatte, ist bekannt. — Sehet, das haben wir zu erwarten von den Rationalisten! — O Jerusalem, Gemeinde des Herrn, mache dich auf, ziehe deine Stärke an, schmücke dich herrlich du

heilige Stadt. Denn es soll hinfort kein Unbeschnittener, der den Zeug des lebendigen Gottes höhnet, und kein Unreiner in dir regieren. Mache dich aus dem Staube, siehe auf, du gefangene Jerusalem; mache dich los von den Banden deines Halses. Denn also spricht der Herr: „Ihr seht umsonst verkauft, ihr sollt auch ohne Geld erlöst werden! — Deine Baumeister werden eilen, aber deine Zerberber und Verstörer werden sich davon machen; es sollen gebückt zu dir kommen, die dich unterdrückt haben; und Alle, die dich gelästert haben, werden niederfallen zu deinen Füßen.“

Die Erziehung in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, die Grundlage der wahren Wohlfahrt. *)

Wohlfeyn und Lebensglück sind das Ziel, welchem nicht nur einzelne, sondern alle Menschen entgegenstreben. Darum geben auch alle Zeiten und alle Völker Zeugniß von diesem Streben, das selbst zuweilen und an gewissen Orten mit außerordentlicher Kraft und Gewalt sich kund gibt. So sehen wir namentlich in unserer Zeit, nicht nur in der Nähe, sondern in allen Gegenden unseres Erdtheils, ja selbst über denselben hinaus, eine allgemeine Bewegung und eine ungewöhnliche Anstrengung, um diese Güter zu erkämpfen. Und wer wollte auch dieses Streben nach Wohlfeyn und Lebensglück, wenn es auf dem rechten Wege und in rechter Art gesucht wird, tadeln? Es ist uns ja allen angeboren, Jeder fühlt sich in dem Innersten seines Wesens dazu hingezogen, und Gottes Wort lehrt uns in dem höchsten Ziele desselben, in der Seligkeit, die Erreichung der von unserem Schöpfer uns gegebenen Bestimmung erkennen.

Werfen wir aber einen prüfenden Blick in das Leben Einzelner und ganzer Völker, um zu sehen, ob und inwiefern sie das wahre Ziel, wornach sie gelaufen sind, errungen haben, so erkennen wir, daß sie meistens bei vieler Mühe und Arbeit das Gesuchte nicht fanden, oder daß sie, wenn sie es auch erreicht zu haben glaubten, nicht selten den Schatten für das Wesen, das Eitle und Vergängliche für das Wahre und Bleibende ergriffen hatten. Beobachten wir nun dieses Streben genauer, betrachten wir es im Lichte des göttlichen Wortes, so erkennen wir in der einseitigen Richtung desselben auf das Irdische, oder in dessen Beschränkung auf das bloß Zeitliche, die Ursache des verfehlten Zieles. Die Einen nämlich, bei denen mehr das Sinnliche die Oberhand hat, suchen ihres Lebens Glück in den Gütern dieser Welt, in Reichthum und dessen Genuß, in Ehre und Glanz, und wenden demnach alle ihre Kräfte auf diese Gegenstände hin; die

*) Aus dem sechzehnten Bericht über das Gymnasium und die Realschule in Basel von dem Herrn Rektor Dan. La Roche. Je seltener dergleichen Stimmen aus der Schule vernommen werden, desto mehr verdienen sie, wo sie einmal ertönen, auch in weiterem Kreise gehört zu werden. Ammerk. der Red.

Anderen, bei welchen mehr das Geistige ihres Wesens vorherrschend ist, glauben, in der Entwicklung und Ausbildung ihrer geistigen Fähigkeiten durch Kunst und Wissenschaft den Weg zum Ziele gefunden und in der dadurch erlangten Tüchtigkeit für einen höheren Lebensberuf ihr Glück begründet zu haben. Wenn nun gleich beide auf verschiedene Weise ihr höchstes Gut zu erlangen trachten, so treffen sie doch darin wieder zusammen, daß sie ihre Bestimmung in dem Wandelbaren und Ungenügenden der irdischen Verhältnisse und der menschlichen Weisheit zu erreichen hoffen. Aber abgesehen davon, daß den meisten Menschen, wenn dies die wahren Wege des Lebens wären, schon von Geburt an dieselben verschlossen seyn würden, so kann nimmermehr durch das, was wird und vergeht, durch das, was dem Wechsel und Wandel unterworfen ist, durch das, was das Gepräge von Unvollkommenheit an sich trägt, der unendlichen Sehnsucht des Herzens, dem ewigen Bedürfnisse des unsterblichen Geistes eine Genüge gethan werden. Nur der Unendliche selbst, welcher allein Unsterblichkeit hat und der Inbegriff ist aller guten und vollkommenen Gaben, vermag diese nie erlöschende Sehnsucht zu stillen, diese über Zeit und Raum hinausgehenden Bedürfnisse zu befriedigen. Und Gott hat es gethan, er hat uns sein Wort gegeben als unseres Fußes Leuchte und als das Licht auf dem Wege unseres Lebens, er hat uns seinen Sohn, unseren Herrn Jesum Christum, gesendet, damit er uns sey der Weg, die Wahrheit und das Leben, und wir im Glauben an ihn und in der Gemeinschaft mit ihm würden Gottes Kinder und Erben des Himmels. Und wer in diesem Lichte wandelt, und in diesem Glauben lebt, der hat Klarheit in allen Dunkelheiten und Räthseln des Lebens, der hat göttlichen Frieden mitten in der Unruhe der Welt, der steht auf festem Grund, wenn Alles um ihn her wankt und fällt, der kennt die Weisheit, welche ewige Wahrheit ist, freut sich der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, und wird durch die Heiligung und Erlösung empfänglich für das herrliche Ziel seiner Bestimmung — die Seligkeit. Bei solch göttlichem Zeugniß für des Menschen Bestimmung und für die wahren und einzigen Wege, die ihn zu seines Lebens Glück und Wohlfahrt hingleiten, bleibt es fast unerklärlich, daß dennoch so Wenige diesem Ziele nachstreben. Aber je mehr wir eben hieraus erkennen müssen, daß der irdische Sinn und die äußeren Lebensverhältnisse des Menschen Herz so leicht bestricken, um so nothwendiger erscheint es, schon die Jugend auf diesen wahren Weg des Heils nicht nur aufmerksam zu machen, sondern auch hinzuleiten, damit sie nicht, nach vielen Irrwegen und oft verfehltem Ziele, nach manchen falschen Bestrebungen und Täuschungen, den rechten Weg und das wahre Wohl nur mit vieler Mühe oder — gar nicht mehr finde.

Darum erkenne ich es als Pflicht, hier das weiter auszuführen, worauf ich vor einem Jahre nur hingewiesen habe, daß in dem lebendigen Glauben an Gottes Wort oder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn der wahre Grund aller Erziehung, aller Wohlfahrt und des glücklichen Bestehens der Völker liege.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 15. August.

N^o 65.

Beleuchtung des Austritts des Professors Freiherrn v. Reichlin-Meldegg aus der Römisch-Katholischen Kirche und seines sogenannten Uebertritts in die Evangelische.

Auf den Grund der beiden kleinen Schriften:

1. Sendschreiben an Se. Gnaden den Hochwürdigen Herrn Erzbischof von Freiburg u. in Beziehung auf das bei der Römisch-Katholischen Priesterweihe zu beschwörende Glaubensbekenntniß. Von Dr. E. A. Freiherrn v. Reichlin-Meldegg, ordentl. öffentl. Professor an der Großherzogl. Badischen Universität zu Freiburg, u. s. w. Freiburg 1832. — Und:
2. Akt des Uebertritts und der Aufnahme des Dr. E. A. Freiherrn v. Reichlin-Meldegg aus der Römisch-Katholischen in die Evangelisch-Protestantische Kirche, nebst seinem Glaubensbekenntniß. — Bekannt gemacht vom Dekan und Stadtpfarrer Eisenlohr, mit seiner eigenen dabei gehaltenen Rede. Freiburg 1832.

Die Geschichte des Austritts des bisherigen Professors der Katholischen Theologie an der Badischen Universität zu Freiburg, Freiherrn v. Reichlin-Meldegg, aus der katholischen Kirche ist schon mannichfach besprochen worden; in diesen Blättern jedoch noch nicht, und so hoffen wir den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir ihnen kurz und einfach das Thatsächliche des Gergangs dieser merkwürdigen Begebenheit darstellen, wobei sich beiläufig der Gesichtspunkt leicht feststellen lassen wird, von dem aus wir das Geschehene zu betrachten haben.

Dr. Carl Alexander Freiherr v. Reichlin-Meldegg (jetzt ungefähr 30 Jahr alt) hatte, nachdem er bis dahin schon mannichfach in Wort und Schrift (unter den Christen hat keine auch nur irgend wissenschaftlichen Werth) im Sinne der revolutionär-liberalen Parthei in Kirche und Staat seine Stimme erhoben, im Jahre 1830 den ersten Theil einer Kirchengeschichte herausgegeben, in welcher sein ungezügelter frivoler Nationalismus offen an's Licht trat. Das Alte Testament erscheint darin als ein rein menschliches Sagenbuch, und die Alttestamentlichen Werkzeuge in Gottes Hand als Betrogene oder Betrüger. Die Geschichte Abraham's war eine „heilige Sage“ (S. 2.); „son-

derbare Ereignisse“ (S. 3.) führten den Joseph nach Egypten. Moses, „ein unverdorbener Naturmensch“ (S. 4.), „schien zum Befreier des gedrückten Judenvolkes von der Vorsehung bestimmt“ (S. 3.); Samuel war ein „herrschüchtiger“ Mann (S. 4.). Die Propheten „verkündeten nach der Lage der Dinge auch Zukünftiges vorher. Leicht nämlich abstrahirt der Verstand aus dem Schicksale aller Menschen gewisse Grundsätze für künftige Lebensschicksale; die Phantasie kleidet diese in entsprechende allgemeine Bilder, das Divinationsvermögen gründet sich, ein Eigenthum der besseren Köpfe aller Nationen. Daher bei allen Völkern der alten Welt Drafel und Propheten. Also auch bei den Hebräern“ (S. 5.). — So war denn die göttliche Offenbarung des A. T. abgethan, und mit ihr natürlich auch die göttliche Basis des Christenthums zerstört. „Kirche (S. 10.) ist eine Gesellschaft, d. i. eine Vereinigung von Menschen zu einem Zwecke,“ und „es gibt so vielerlei Kirchen (S. 11.), als es Arten von Religionen gibt.“ Eine darunter, die von einem gewissen Jesus gestiftet (der Herr vergebte uns diesen Ausdruck; er war nöthig zur Bezeichnung des Meldeggischen Gedankens), ist die christliche. „Jesus von Nazareth nämlich (S. 7.), der Sohn einer jüdischen Jungfrau, der Pflegling eines jüdischen Zimmermanns, war es, in dessen Person, nach des feurigen Johannes Versicherung, der unsichtbare Jehovakönig zur Umkehrung des jüdischen Volkes den heiligen Wohnplatz aufschlug. Dieser, ein Mann voll Liebe zu seinem Vaterlande, ein Mann nach dem Herzen Gottes, läuterte die mosaische Theokratie.“ — Wenn Dr. Reichlin-Meldegg so über Christus sich erklärt, so läßt es sich leicht denken, wie er über christliche Dogmen urtheilen möge. „Der biblische Kanon (S. 21.) ist, wie ein Dogma des Christenthums verfertigt, unter unmittelbarer Leitung Gottes verfertigt. Zu diesem Geschäft nahm man aus der christlichen Erias den heiligen Geist, des Paraklets wegen, den Christus den Aposteln versprochen.“ Und wenn zugleich so über das Wesen des heiligen Geistes, so sieht man von selbst, wie über die Gestaltung und Geschichte der von ihm geleiteten Kirche das Urtheil ausfallen mußte. Im ersten Theile des Meldeggischen kirchenhistorischen Werkes indeß ist hievon noch sehr wenig die Rede. Es enthält derselbe meistens nur Geschichte der Kirchengeschichte, wobei denn der Verfasser es sich bloß angelegen

seyn läßt, von den ehrwürdigen älteren christlichen Kirchengeschichtschreibern Alles recht geistlich zusammen zu stellen, oft in einem recht bitteren, höhnischen Tone, was dieselben in ein übles Licht zu setzen, sie verächtlich und lächerlich zu machen geeignet ist, so daß dieser ganze Theil seiner Darstellung selbst als eine fortlaufende Reihe scandaloßer, ja schmutziger Erzählungen angesehen werden könnte. (Vgl. z. B. S. 35. 37. 42. 43. 46. 51. 52. 54. 56. 60. 61. 65. 68. 75. 84.) — Schon 1831 aber erschien der zweite Theil des kirchengeschichtlichen Werkes (welcher mit dem ersten zusammen den ersten Band bildet), und nun sah der Erzbischof von Freiburg, Dr. Bernard Voss, sich veranlaßt, folgendes Schreiben an Reichlin-Meldegg zu verlassen (Sendschreiben S. 43.):

„Hochwohlgeborener Freiherr,
Hochgeehrtester Herr Professor!

Es ist der erste Band einer Kirchengeschichte unter Ihrem Namen herausgekommen, dessen erste Abtheilung in der Tübinger Quartalschrift recensirt wurde, und worauf auch unter Ihrem Namen eine Erwiderung erschienen ist. Meiner oberhirtlichen Pflicht gemäß muß ich an Sie vorläufig die Fragen stellen:

1. Ob Sie sich zu den in diesem Buche enthaltenen Sätzen und Meinungen bekennen, und selbige ferner behaupten, und wenn dieses,

2. Ob Sie sich nicht zu einem Widerruf derselben, und zur neuen Ablegung des von uns bei der Priesterweihe beschworenen Glaubensbekenntnisses mit herzlicher Aufrichtigkeit entschließen wollen? Ich erwarte von Ihnen binnen acht Tagen eine redliche Antwort, und bete inständigst zu Gott, daß sie so lauten möge, damit ich nicht meiner Stellung gemäß genöthigt werde, nach den kanonischen Gesetzen einzuschreiten. Mit inniger bittender und für Sie betender Liebe Ihr

Carlsruhe, 28. Juni
1831.

von Herzen ergebener
† Bernard, Erzbischof.“

Der Erzbischof hatte richtig erkannt, daß Grundsätze und Lehren, wie die von Meldegg ausgesprochenen, mit den Grundsätzen und Lehren wie jeder christlichen Kirche, so auch insbesondere der Römisch-Katholischen, in völligem Widerspruch seyen. Daß er deshalb den Professor zur Rede stellte, war nur seine Pflicht, und daß er es auf solche schonende, väterlich herliche Weise that, zeugt von seinem ehrwürdigen Charakter. Meldegg antwortete auf die erste Frage mit Umschweif bejahend, auf die wichtigsten zweite, wie der Unglaube immer in ähnlichem Falle, ausweichend. Natürlich konnte der Erzbischof mit dieser Antwort sich nicht begnügen, sondern stellte nun an ihn unter dem 7. Juli die Frage mit den Worten, ob er, nachdem er sich zum Verfasser der Kirchengeschichte bekannt habe, noch alles jenes mit aufrichtigem Herzen glaube, was er vor seiner Priesterweihe zu glauben beschworen habe. „Die Beantwortung dieser Frage“ — so schließt das Schreiben (Sendschreiben S. 47). — „kann ein Bischof, wenn er auch zu ängstlicher Sorge hätte, von jedem Geistlichen fordern, und jeder Geistliche, der sich dieses Glaubens rein bewußt ist, wird sich beileben, seinen Oberhirten mit einem frohen Ja zu beruhigen. Ich hoffe also von Ihnen in möglichster Bälde auf diese Frage ein kategorisches Ja oder Nein. Mit den nämlichen Gefühlen der Liebe Ihr von Herzen ergebener u.“ Fast ein halbes Jahr ließ Meldegg verstreichen, ehe er dies Schreiben beantwortete; endlich, unter dem 31. December, erwiderte er: er habe auf die erzbischöfliche Anfrage nur in einem weitläufigen Sendschreiben antworten

können, welches die Gründe enthalten sollte, die ihn zu den von seinem früher abgelegten Glaubensbekenntnisse abweichenden religiösen Grundsätzen bestimmten. Natürlich aber habe die Ausarbeitung eines solchen seine Ansichten motivirenden Schreibens einen bedeutenden Aufwand an Zeit gefordert, welche ihm bei seinen vielen literarischen Arbeiten und bei seinem neuen Collegium über Weltgeschichte so spärlich zugemessen sey, daß er erst jetzt das hier beiliegende Schreiben zu überfenden im Stande sey.

Dies große Werk eines Sendschreibens nun (fast 32 Seiten in 8.) bildet den Hauptinhalt der oben angeführten ersten Schrift, und mit gleichem Anstande, wie der Verf. seine Kirchengeschichte den Manen seiner verstorbenen Mutter dedicirt hatte, weiht er dies officiële Sendschreiben an seinen Erzbischof dem Andenken eines seiner Lehrer. Als junger Mensch von 22 Jahren ohne die gehörige Reife des Verstandes, bekennet er darin (S. 11.), habe er das Katholische priesterliche Glaubensbekenntniß einst abgelegt; seitdem aber sey er zum Bewußtseyn gekommen, und nun habe er offen und ungeschont seine veränderte Ueberzeugung in Vorlesungen und Schriften vorgetragen. Neu geschworene Eide, „der Eid eines vorurtheilslosen Strebens nach dem Wahren und Rechten, der Eid der Wissenschaft, bei Ueberrahme seiner akademischen Lehrstelle beschworen,“ und der bei Empfang seiner theologischen Doktortürde geschworene Eid, „die christliche Religion rein von allen unnützen Auswüchsen zu bewahren u.“ haben dem Priestereide sich entgegengestellt, und Kampf „gegen den gegenwärtigen Katholicismus, wie er unter dem Namen des Römischen sich in der Erscheinung zeige,“ sey, wie früher „vieler Hunderte von Ehrenmännern, eines Arnold von Brescia, Petrus Valdes, Berengar, Huf, Hieronymus von Prag, Luther, Zwingli, Melancthon, Dekampad,“ auch sein Hauptbestreben geworden. So antwortete er denn (S. 15.) auf die vom Erzbischof ihm vorgelegte Frage, ob es das bei der Priesterweihe Beschworene noch glaube, mit Nein; und sucht im Folgenden aus dem Inhalte des Glaubensbekenntnisses dies zu begründen. Am schwersten mußte es ihm werden, hier den ersten Theil desselben zu beseitigen, welcher das auch in der Evangelischen Kirche gültige Nicäno-Constantinopolitaneische Symbolum enthält. Darum übergeht er dies fast mit Stillschweigen, und sagt nur ganz Nichtsagendes, zum Theil selbst Unwahres, gegen seine Geltung. „Die Sätze des Symbols,“ heißt es (S. 16.), „sind nie von der Kirche ausgelegt worden; sie stehen der vernünftigen Beurtheilung und Auslegung der wissenschaftlich gebildeten Mitglieder der Kirche frei, und können und sollen daher nur auf eine vernünftige, dem Geiste der Kirche und des wahren Christenthums gemäße Weise von jedem gebildeten Christen aufgefaßt werden. Noch kürzer hat man dieselben gewöhnlich in dem sogenannten apostolischen Symbol dargestellt.“ Freier konnte er sich beim zweiten Theile des Priestersymbols bewegen. Hier verwirft er entschieden alles darin behauptete Irrige in Lehre und Kultus der Römischen Kirche; weil aber der heilige Geist des christlichen Glaubens ihm ganz fehlt, so verwirft er häufig in baarem Unglauben, mit dem abergläubischen Beisatz auch den reinen christlichen Kern. So fügt er S. 26. bei Verwerfung der Lehre vom Mesopfer hinzu: „Ist nicht in den göttlichen Schriften Christus das einzige Opfer, welches für seine Ueberzeugung gefallen ist, tretend an die Stelle des Blutes der Schaafe und Böcke des Alten Bundes, zu ähnlicher Selbstaufopferung ermunternd, und dadurch entzündend?“ und S. 36. verwirft er mit der Lehre von einer alleinseligmachenden

Römisch-Katholischen Kirche die Lehre von einer alleinseligmachenden (christlichen) Kirche und von einem alleinseligmachenden (lebendig christlichen) Glauben überhaupt. Dabei entblödet er sich nicht, im Kampf gegen Römisch-Katholische Irrthümer selbst der elendesten Menschengeschicklichkeit, die jedes Martyrertum und jede Züchtigung des Unglaubens eines Fürsten ihm unmöglich macht, sich schuldig zu zeugen, indem er (S. 33.) ausruft: „Wie sollte ich religiöse Grundsätze verfluchen, zu denen sich mein Schwerkreuzer Landesfürst, der Durchlauchtigste Großherzog, bekennt?“

Durch diesen Schritt eines erlassenen Sendischreibens war nun Dr. Meldegg thatächlich aus dem Römisch-Katholischen Kirchenverbande ausgetreten, wenn gleich er diesen Austritt erst unter'm 19. Februar officiell anzeigte, und nichts weniger als übereilt, was daher ein Erlass des erzbischöflichen Ordinariats vom 13. Januar 1832, wodurch dies selbst Meldeggs Austritt publicirte. So wenig aber als ein Mensch schon dadurch selig wird, daß er nur stirbt, war Meldegg durch seinen Austritt aus der Römischen Kirche nun Evangelischer Christ. Als entschiedener Nationalist hatte er keinen Raum in der Katholischen Kirche, was diese mit Zug und Recht ihm förmlich erklärte; in der historisch und rechtlich bestehenden Evangelischen aber hat er ihn noch viel weniger; denn je inniger und fester letztere auf das göttliche Wort in der heiligen Schrift sich gründet, einen um so entschiedeneren Gegensatz bildet sie ihrem Wesen nach gegen Alles, was aus dem Fleisch ist und dem heiligen Geiste des göttlichen Wortes widerspricht, und dazu gehört als Lehre vornehmlich der Nationalismus. Dennoch aber ward Meldegg äußerst bald das Glied einer (gräulich verfallenen) sogenannten Protestantischen Gemeinde. Man höre!

Der Protestantische Dekan und Pfarrer, J. F. Eisenlohr, zu Freiburg hatte, überzeugt von den Protestantischen Grundsätzen des Dr. Meldegg, welche dessen Sendischreiben beurfunde (Akt S. 4.), am 29. Februar in der Evangelischen Kirche zu Freiburg die Mitglieder des Kirchengemeinderaths versammelt (darunter ein Professor und andere angesehene Männer), in deren Gegenwart vor einer zahlreichen Versammlung nun Meldeggs Uebertritt vor sich ging. In der kühlen und trockenen Einleitungsrede zu der Feierlichkeit bekennt der Dekan, daß er dem Professor die Aufnahme in die Evangelische Kirche nicht verweigern könne noch dürfe, wenn dessen religiöse Ueberzeugungen mit den Grundsätzen dieser Kirche übereinstimmen (S. 6.). Dies habe nun Dr. Meldegg durch sein abzulegen des Glaubensbekenntniß zu beweisen. Zuvor aber läßt ihn der Dekan, wenn auch überzeugt, daß dem Dr. Meldegg diese Kenntniß nicht fehle, da er ja „bloß durch sich selbst“ (S. 7.) — freilich durchaus nicht durch den heiligen Geist, wie ein Heiliger, Götter und dergleichen „Schwärmer“ — „zur Aenderung seiner Glaubensansichten gelangt sey,“ noch den Geist der Evangelischen Kirche im Spiegel erblicken.

(Schluß folgt.)

Die Erziehung in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, die Grundlage der wahren Wohlfahrt.

(Schluß.)

Jedes Gebäude muß auf einem Grunde ruhen, wenn es nicht für den Einsturz gebaut werden soll, und zwar auf einem

solchen, welcher der Bestimmung desselben angemessen ist. Soll das Gebäude nur ein leichtes seyn, oder nur eine kurze Zeit währen, so bedarf es auch einer weniger sorgfältigen und festen Grundlage, als ein solches, das zu einer bedeutenden Höhe erheben und für Jahrhunderte bestimmt wird. Wenn aber das, was auf dem Fundamente emporsteigen soll, vollends für die Ewigkeit stehen muß, so darf es auch nur auf einem Grunde ruhen, der selbst ewiglich bleibt, oder es kommt die Zeit, in welcher dieser unter ihm weicht und das Ganze einen schrecklichen Fall thut. Dies wäre das Schickal unseres unsterblichen Geistes, wenn er auf einem von Menschen gesetzten, oder irdischen und somit vergänglichem, Grunde zu seiner ewigen Bestimmung sich erheben wollte. Das Ewige aber kommt allein von Gott, und darum kann auch Niemand einen anderen Grund legen, außer dem, der von ihm gelegt ist, welcher ist Jesus Christ, und wiewohl dieser Grundstein von vielen Bauleuten verworfen wird, so ist doch in keinem Anderen Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin nen sie sollen selig werden. Eltern und Lehrer, so wie alle Unterrichts- und Erziehungsanstalten also, die es mit den ihnen anvertrauten Kindern wahrhaft treu meinen, und nicht nur für die ungewisse Zeit des irdischen Lebens, sondern für die Ewigkeit ihr Wohl im Auge behalten, werden demnach Erziehung und Unterricht auf diesen einzigen Grund bauen, und ihre Kinder zu dem hinweisen und hinführen, in welchem und durch welchen auch sie zu Tempeln Gottes geweiht werden sollen.

Bei Christus, welcher die Wahrheit ist, finden wir auch die Wahrheit, durch ihn lernen wir demnach den Menschen kennen, wie er wirklich ist, nicht wie wir ihn etwa bloß wünschen, und darum so oft irrigerweise auch denken. Diese richtige Kenntniß des menschlichen Wesens ist aber durchaus nöthig, wenn das wahre Leben im Kinde entwickelt, wenn es seiner wirklichen Bestimmung gemäß erzogen werden soll. Oder wie wäre es möglich, wenn das Wesen des Menschen anders genommen wird, als es wirklich ist, und bei der Erziehung von dieser irrigen Grundansicht ausgegangen wird, daß das Kind dennoch recht erzogen und zu seines Lebens Ziel hingeleitet werden könnte? Wie kommt aus der Finsterniß das Licht, aus dem Irrthum die Wahrheit.

Das Wort Gottes nun lehrt uns in sehr vielen Aussprüchen die allgemeine Sündlichkeit des Menschengeschlechtes. So wir sagen, spricht der Apostel, wir haben keine Sünde; so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Und Christus sagt: Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch. Wie das Gesetz der Schwere in der Körperwelt die Körper zur Erde niederzieht, so findet sich gleichsam ein Gesetz der Sünde im menschlichen Herzen, wodurch es zu dem, was irdisch, weltlich und ungöttlich ist, mit großer Macht hingezogen wird, und weshalb es sich zu dem, was göttlich ist, und worin es seines Lebens seliges Ziel findet, von selbst nicht aufzuschwingen vermag. Wer nun dem Worte Gottes zuwider, in dieser Verderbniß nur die Folge des Mangels an Einsicht, fehlerhafter Erziehung, böser Beispiele und die zweckmäßige Entwicklung des Menschen hemmender Einrichtungen erkennt, der wird auch wahren, durch vermehrte Einsicht, durch verbesserte Erziehung, durch gute Beispiele, durch Einrichtungen, durch welche eine zweckmäßige Entwicklung gefördert wird, dem Uebel beugen und es heben zu können. Aber das Wissen macht noch nicht gut, die Erziehung, die auf einem ungöttlichen Grunde ruht, kann nicht zu Gott führen, die Beispiele, selbst wenn sie vollkommen wä-

ren, können nicht heilig, und keine menschliche Verfassung kann selig machen. Durchforschen wir die Geschichte so weit wir in ihr zurückgehen können, sehen wir um uns her, und beobachten wir uns selbst, nirgends finden wir auf diesem Wege das gewünschte Ergebnis, überall nur ein getäushtes Streben.

Bei der sündlichen Beschaffenheit unseres Wesens und der daraus hervorgehenden eben angeführten Erfahrung, kann demnach die Erziehung nicht anders mit wahren Erfolg versucht werden, als wenn, nach dem Ausspruche Christi: „Es sey denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen“ die Nothwendigkeit einer Umwandlung und Erneuerung unserer geistigen Natur anerkannt wird. Diese aber ist, wie der Herr weiter lehrt, nicht anders möglich als durch Gottes Geist; denn nur was vom Geiste geboren wird, das ist Geist. Er allein kann in dem Menschen das Gefühl seines natürlichen Zustandes und der Möglichkeit einer Verbesserung desselben wecken; nur er ihn erleuchten, daß er gründlich sein Verderben, zugleich aber auch in Christo seinen Helfer und Heiland und Alles kennen lernt, was zum Seligwerden nöthig ist; er alsdann den lebendigen Glauben in ihm wirken, der zur Heiligung hinführt und so ein Neues in ihm schafft, wodurch das verlorene Bild Gottes in ihm wieder hergestellt wird. Darum verpflichten sich auch die Eltern bei der heiligen Taufe, ihre Kinder täglich der Leitung des heiligen Geistes zu empfehlen. Wo nun des Geistes Leben sich findet, da wird man auch im Geiste wandeln, und des Geistes Früchte werden sich offenbaren, als da sind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Glaube, Sanftmuth und Keuschheit, ja die, welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Dieses Leben, diese Früchte, diese Kindschaft sind aber eben das herrliche Ziel, dem wir entgegenstreben, die selige Bestimmung, für die wir hienieden nach dem Willen unseres Schöpfers und Erlösers erzogen werden sollen.

Je tiefer wir diese göttlichen Wahrheiten auffassen, um so klarer wird es uns auch werden, warum wir so oft bei dem Menschen statt der genannten Früchte des Geistes Gottes die entgegengesetzten erblicken, und Eitelkeit, Stolz, Selbstsucht, hoffärtiges Wesen und andere Untugenden, die in diesen Kreis gehören, unter gleißendem Scheine, als wucherndes Unkraut gewahren, dessen verderbliche, ja den Tod bringende Früchte wir in unserer Zeit nicht nur weit und breit sehen, sondern selbst in schmerzlicher Erfahrung genießen. Soll aber die Erziehung der Jugend in der Kraft des Geistes Gottes und in der Zucht und Vermahnung zum Herrn gedeihlich gefördert, ja nur möglich werden, so ist es nothwendig, daß vorzüglich Eltern und Lehrer und dann Alle, welche mit den Kindern in nähere Verhältnisse treten, sich selbst von diesem Geiste erleuchten und regieren lassen, daß auch sie den Herrn kennen, lieben und ihm folgen. Oder wie sollten diejenigen, in denen der eigene Geist herrscht, deren Herzen von eigenen Gelüsten und Neigungen und einem selbstlichen Willen erfüllt sind, die Kinder in die Pflege des göttli-

chen Geistes hinleiten und dahin streben und dafür wachen können, daß sie gesinnet werden, wie Jesus Christus auch war! Vielmehr würden solche Erzieher selbst das, was von anderer Seite für die Jugend in rechter Art und Weise gethan worden, wieder zerstören. Wenn hingegen Eltern und Lehrer selbst Zöglinge sind des heiligen Geistes, so können sie durch Wort und That Zeugniß geben von dem Leben, das in ihnen ist, und durch die tiefeingreifende Macht des Beispiels ihre Kinder auf den rechten Weg führen und ihre selige Bestimmung fördern helfen. Auf diesem Wege und durch solche Erziehung wird ihnen dann auch das Wohlseyn zu Theil werden, nach welchem unser aller Streben gerichtet ist. Alles Wohlseyn nämlich, sowohl derjenigen Geschöpfe, welche der Körperwelt angehören, als derjenigen, die geistiger Art sind, ist durch die ihrer Bestimmung angemessene Entwicklung ihres Lebenskeimes und durch das daraus hervorgehende Leben bedingt. So wie die Pflanze, welche in dem ihr angemessenen Boden wurzelt, und unter den ihrem Wachsthum gedeihlichen Natureinflüssen steht, in fröhlicher Kraft sich entfaltet, und durch ihre Lebensfülle das Auge erfreut; so wird auch das Kind, dessen Wesen in dem wahren Lebensgrunde wurzelt, und unter der heiligenden Pflege des Geistes Gottes steht, die ihm von seinem Schöpfer verliehenen Gaben immer herrlicher entwickeln, und sich je mehr und mehr eines Lebens freuen, in dem es nicht nur fortwährende Beweise der göttlichen Güte und Liebe erfahren, auch die Leiden und Widerwärtigkeiten als Segnungen erkennen, sondern sogar einen Vorschmack des Himmels genießen darf.

Nun aber könnte man entgegnen: so würden die Kinder zwar für den Himmel erzogen, nicht aber für die irdischen Verhältnisse gebildet, in denen sie doch diese Lebenszeit zubringen und auch Pflichten zu erfüllen hätten. Hier auf läßt sich einfach bemerken, daß die christliche Erziehung die Bildung für unser gegenwärtiges Leben nicht nur nicht ausschliesse, sondern nothwendig erfordere, indem sie verlangt, daß der Mensch in allen Verhältnissen, in die ihn Gott stellt, seinen Pflichten nachkomme, wozu er eben durch den nöthigen Unterricht tauglich und tüchtig gemacht werden muß. Allein dieser Unterricht darf sich nicht an die Stelle der wahren Erziehung drängen, und die durch denselben gewonnene Bildung nicht als das zu erstrebende Ziel sich geltend machen, daher muß er auch jederzeit der Erziehung, als dem Höheren, untergeordnet bleiben, und die Bildung für das Zeitliche mit der Erziehung für das Ewige in das rechte Verhältniß und in gehörigen Einklang gebracht werden.

Wöchten diese einfachen Gedanken über die Zucht und Vermahnung zum Herrn als den Grund der wahren Wohlfahrt, Eltern und Lehrer der unseren Anstalten anvertrauten Kinder zu einem weiteren gründlichen Nachdenken über diesen so wichtigen Gegenstand veranlassen, und somit etwas dazu beitragen, das Wohl unserer Jugend und dadurch unseres lieben Vaterlandes zu fördern, so wäre der Wunsch meines Herzens erfüllt.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Donnabend den 18. August.

N^o 66.

Beleuchtung des Austritts des Professors Freiherrn v. Reichlin-Meldegg aus der Römisch-Katholischen Kirche und seines sogenannten Uebertritts in die Evangelische.

(Schluß.)

Statt dies aber im Sinne oder am besten mit den Worten der in der gesammten Evangelischen Kirche allein rechtlich geltenden Symbole, der Augsburgerischen Confession namentlich, zu thun, welcher letzteren „in heiliger Schrift klar-gegründete Lehre“ ja doch eben die Evangelischen zu Augsburg auf ihre „Kinder und Nachkommen fallen und erben“ wollten, „damit je keine neue und gottlose Lehre sich in unseren Kirchen einschlechte, einreisse und überhand nehme“, erlaubt sich der Evangelische Dekan, hier ein Symbol hinzustellen, welches in derselben klugen Weise, wie das ganz neuerlich von Röhr als Symbol der Evangelischen Kirche vorgeschlagene und Evangelisch-theologische Fakultäten zur Prüfung übersandte, deutlich nur den Geist der antichristlichen rationalistischen Kirche athmet. „Sie wissen“ — heißt es darin — „daß Sie einer Kirche sich zuwenden, welche ihren Glauben einzig und allein auf das göttliche Ansehen des Evangeliums gründet, und alles menschliche Ansehen in Glaubenssachen verwirft; welche . . . nicht durch priesterliche Auctorität, sondern durch den allen ihren Mitgliedern inwohnenden Geist der Prüfung geleitet wird“ (ecce spiritum sanctum in specie bubonis!) . . . „welche freies Forschen in der Schrift und in der Religion überhaupt als ein unantastbares Recht der Vernunft anspricht und ausübt, und nach den eigenen Geboten Jesu und seiner Apostel ein solches Forschen ihren Mitgliedern zur Pflicht macht; welche also nichts Anderes beabsichtigt, als die ewig feststehenden Wahrheiten und Lehren des Evangeliums zu immer größerer Klarheit, zu immer besserem Verständniß zu bringen; welche eben darum auf dem schon erlangten Grade der Erkenntniß nie stehen bleibt, sondern dem Entwicklungsgange und der Bestimmung der Menschheit gemäß ein immerwährendes Fortschreiten sich zum Ziele ihres Strebens gesetzt hat, und je nach den Bedürfnissen der Zeit sich gestaltet“ (statt grade umgekehrt), u. s. w.

„Sind nun“ — so schließt der Herr Dekan (S. 8.) — „die Grundsätze, welche Sie angenommen haben, zu welchen Sie sich bekennen wollen, diesem Geiste überhaupt sowohl als den einzelnen daraus herfließenden Glaubens- und Lehrensätzen gemäß, so werden wir kein Bedenken tragen, Sie als ein ächtes Mitglied unserer Kirche anzuerkennen, und in unsere Kirchengemeinschaft aufzunehmen.“

Jetzt trat nun Dr. Meldegg auf, und legte ein Glaubensbekenntniß ab, so contradictorisch dem Geiste der Augsburgerischen Confession und mithin der gesammten Evangelischen Kirche entgegengesetzt, daß es auch dem blödesten Auge eines Evangelischen Kirchengemeinderaths hätte einleuchten, auch die thörichtste Schaam eines solchen zum offenen Widerspruche hätte zwingen sollen. Daß dies Glaubensbekenntniß auch eine vollständige Lebensgeschichte des Professors enthält, und in einer Weise wörtlich wie folgt: „Ich trat 1825 als Docent, bald als Extraordinarius, und nach einem Rufe in's Ausland als Ordinarius, Dekan der theologischen Fakultät und Präses des akademischen Sittenephorates auf. . . . Siehe, da stellte an mich gerichteten Schreiben die dringende Anfrage an mich, ob ich noch Alles das glaube, was ich bei der Römisch-Katholischen Priesterweihe beschworen habe. Gewissen und Ueberzeugung geboten mir, nein zu sagen, und die Gründe meiner Verwerfung dieses Glaubensbekenntnisses aus Schrift, Geschichte und Vernunft darzutun. Ich habe dieses in einem besondern Sendschreiben gethan, welches morgen am Tage der Einführung der Pressefreiheit in der Großschon Universitäts-Buchhandlung unter dem Titel erscheinen wird: Sendschreiben an Seine Gnaden, Dr. Bernhard Boll, Großkreuz des Großherzogl. Badischen Hausordens der Treue und des Zähringer Löwen &c. in Beziehung auf das bei der Römisch-Katholischen Priesterweihe zu beschwörende Glaubensbekenntniß. Mit sechs Beilagen u. s. w.“ u. s. w. — Unanständigkeiten der Art, wofür sie in einem feierlich abzulegenden Glaubensbekenntnisse gelten müssen, wollen wir hier nicht weiter rügen. Auch das wollen wir bloß im Vorübergehen erwähnen, auf wie unwürdige Weise — von dem Unwahren im Inhalte ganz abgesehen — Dr. Meldegg hier sein jahrelanges unredliches Nachverweilen in der Katholi-

lichen Kirche bei ganz veränderter Gesinnung entschuldigt. „Ich kam“ — sagt er (S. 16.) — „zu anderen Ueberzeugungen und Ansichten durch Selbststudium, Nachdenken, reisenden Verstand, vorurtheilsloses Forschen; ich wurde meinen Gesinnungen und meiner ganzen Richtung nach Protestant (??). — Ich wurde deshalb mehrere Male in verschiedenen Jahren von den höchsten geistlichen Behörden bei den höchsten Regierungsstellen als ein Mensch belangt, welcher von dem herrschenden katholischen Lehrbegriffe abweichende Grundsätze hege; allein, da ich nicht in der Seelsorge war, da ich an der Universität bloß geschichtliche und sprachliche Wissenschaften (d. h. Kirchengeschichte und Ergeße) zu lehren hatte, so hielt ich die Uebergabe eines Glaubensbekenntnisses um so weniger für nöthig, als solches von mir niemals gefordert . . . war.“ Wir wenden uns vielmehr nur zu dem Inhalte des eigentlichen Glaubensbekenntnisses.

Zu demselben bekennt Dr. Meldegg zuvörderst seinen vermeintlichen Evangelischen Glauben im Allgemeinen, welcher Theil des Bekenntnisses die positive Quintessenz seiner christlichen Ueberzeugungen enthält, eines Christenthums, welches augenscheinlich seinem Wesen nach nichts ist, als ein klüglich verdecktes antichristlich-rationalistisches, welches die heidnischen Platoniker, die man als erbitterte Gegner des Christenthums in der Kirchengeschichte auführt, mit völlig gleichem, ja noch größerem Rechte hätten bekennen können. „Ich glaube,“ — so sagt er — „daß die Evangelisch-Protestantische Kirche, wie schon ihr Name zeigt, von zwei Hauptgrundsätzen ausgeht, die da sind — Protestiren einerseits gegen alle und jede Menschenautorität“ (z. B. der Apostel, des Uebereinstimmenden in der Kirchenlehre der früheren Jahrhunderte, der Augsburgerischen Confession u. s. w.), „gegen das durch diese Aufhebungen“ (z. B. das apostolische und Nicänische Symbolum, die ein und zwanzig Glaubensartikel der Augsburgerischen Confession u. s. w.), „gegen Intoleranz“ (wie z. B. 1 Tim. 1, 20., Gal. 1, 8. 9., 2 Joh. 10., Apokal. 2, 2. 14. sie befohlen, und wie in jedem der ein und zwanzig Glaubensartikel der Augsburgerischen Confession die entgegengesetzte Irlehre verworfen wird), „und Lehre“ (z. B. Joh. 3, 16., Marc. 16, 16.), „von alleinigmachendem Glauben und alleinigmachender Kirche; — Glaube andererseits“ (wie freilich jeder orthodoxe Muhamedaner noch bestimmter ihn hat), „an das Geschichtliche im Christenthume“ (z. B. daß ein gewisser Jesus — nur nicht der Gottmensch — einmal gelebt hat, welcher eine religiöse Gesellschaft stiftete, die im Laufe der Zeiten sich immer mehr vervollkommnete), „an die Würde und Erhabenheit, Reinheit und Göttlichkeit des Evangeliums“ (Gott, — nur nicht der dreieinige — Freiheit — nur nicht die der Kinder Gottes, die auch Knechte Gottes sind — und Unsterblichkeit — nur nicht eine unselige —) u. s. w. „Ich glaube, was ein vernünftiger, an Schrift und Vernunft“ (soik. welche letztere den Schriftinhalt meistert) „sich anschließender Evangelischer Christ zu glauben hat; ich verwerfe daher aus fester Ueberzeugung . . . alle und jede Sätze, durch welche sich die katholische Kirche von der Evangelisch-Protestantischen unterscheidet, und nehme an und vertheidige die entgegengesetzten Lehren und Behauptungen der Evangelisch-Protestantischen.“

Jene katholischen Sätze verwirft nun Dr. Meldegg in dreizehn Nummern, indem er ihnen zugleich Sätze gegenüberstellt als die wahren und von ihm bekannten, die er mit uner-

hörter Freiheit dem Evangelischen Dekane, dem Evangelischen Kirchgemeinderath und der gegenwärtigen Evangelischen Gemeinde als die der Evangelischen Kirche unterschiebt. So verwirft er Nr. 1. die katholische Lehre von der Tradition, vom Eölibat, Mönchthum und dgl., und bekennt: „Ich setze nicht in Wertheiligkeit, sondern in reine, tugendhafte Gesinnung, in gutes Wollen und Ausübung des Guten in der That“ (als wäre das etwas Anderes, als Wertheiligkeit!) „den Werth des Christenthums.“ Unsere Augsburgische Confession aber bekennt Art. 4.: „Daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen mögen durch unser Verdienst und Werk, sondern daß wir Vergebung der Sünden bekommen, und vor Gott gerecht werden, aus Gnaden, um Christi willen, durch den Glauben, so wir glauben, daß Christus für uns gelitten hat, und daß uns um seiner willen die Sünde vergeben, Gerechtigkeit und ewiges Leben geschenkt wird; denn diesen Glauben will Gott für Gerechtigkeit vor ihm halten und uns zurechnen.“ — So verwirft Dr. Meldegg Nr. 3. die katholische Lehre von den sieben Sakramenten, und bekennt: „Die einzigen in der Schrift gegründeten christlichen Symbole sind nur Taufe und Abendmahl; jene Einweihungs-Ceremonie in das Christenthum und Versicherung der Theilnahme an den Wohlthaten desselben, dieses das Zeichen der christlichen Liebe, Erinnerungs-Deukmal an das Leiden und den Tod Jesu, Aufmunterung zur Nachahmung Jesu, dessen Handeln dem Christen als Ideal seiner Sittlichkeit vorschwebt; Unterspand und Sinnbild der Entsündigung für den, der es zur Anregung und Stärkung seiner sittlichen Kräfte gebraucht.“ Unsere Augsburgische Confession aber bekennt Art. 5.: „Solchen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesetzt, Evangelium und Sakrament gegeben, dadurch er, als durch Mittel, den heiligen Geist gibt“ u. s. w., und Art. 13.: „Daß die Sakramente eingesetzt sind nicht allein darum, daß sie Zeichen seyen, dabei man äußerlich die Christen kennen möge, sondern daß sie Zeichen und Zeugnisse sind des göttlichen Willens gegen uns, unseren Glauben dadurch zu erwecken und zu stärken.“ Von der Taufe insonderheit bekennt sie Art. 9.: „Daß sie nöthig sey, und daß dadurch Gnade angeboten werde; daß man auch die Kinder taufen soll, welche dadurch Gott überantwortet und gesällig werden;“ vom Abendmahle Art. 10.: „Daß darin wahrer Leib und Blut Christi wahrhaftig unter der Gestalt des Brodtes und Weines gegenwärtig sey, und da ausgeheilt und genommen wird,“ und von den sittlichen Kräften Art. 2.: „Daß nach Adam's Falle alle Menschen, so natürlich geboren werden, in Sünden empfangen und geboren werden, daß sie alle von Mutterleibe an voller böser Lust und Neigung sind, und keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben können.“ — Ferner Nr. 5. verwirft Dr. Meldegg das von der Tridentiner Synode über Erbsünde und Rechtfertigung Beschlossene und Ausgesprochene, aus einem verstickt ganz rationalistischen Grunde, weil durch eine solche Lehre von der Erbsünde und Rechtfertigung die Freiheit des Handelns aufgehoben werde. Allem rationalistischen Unwesen aber tritt die Lehre unserer Augsburgischen Confession von der Erbsünde und Rechtfertigung noch weit bestimmter und schroffer entgegen, weil sie noch weit entschiedener die gänzliche Verderbnis der menschlichen Natur behauptet, als der katholische Semipelagianismus, und die Lehre von einer objectiven Rechtfertigung so viel bestimmter bekennt, als er, daß dieselbe nur in der historisch-

bestehenden Evangelischen, nicht aber in der Römisch-Katholischen Kirche als wesentliche Grundlehre gelten kann und gilt (vgl. Augsburgische Confession Art. 2. 4.). Wenn Dr. Meldegg daher als Nationalist die Katholische Lehre von der Erbsünde und Rechtfertigung verwirft, so hat er damit zugleich nothwendig die noch ungleich antirationalistischeren Evangelische verworfen, obgleich er dies klüglich, weil grade diese Evangelische Lehre von der Erbsünde und Rechtfertigung die anerkannte Basis des ganzen Evangelisch-kirchlichen Lehrbegriffs ist, nicht auch ausdrücklich in seiner Nr. 5. gethan, sondern in fortgesetzter Unredlichkeit versteckt hat. — Ferner verwirft Dr. Meldegg Nr. 6. die Katholische Lehre vom Messopfer. Dabei zugleich aber sagt er hier ausdrücklich von der bestimmt ausgesprochenen Lehre der Augsburgischen Confession im 10ten und 13ten Artikel (s. das Obige) sich los, indem er hinzufügt: „Eben so glaube ich auch nicht, daß in der Eucharistie wahrhaftig reell und substantiell der Leib und das Blut zugleich mit der Seele und Gottheit unseres Herrn Jesu Christi gegenwärtig sey. Das Abendmahl ist mir ein Erinnerungszeichen an Jesu Leiden und Tod, eine Vereinigung mit Jesu in Liebe und Tugend; alles Andere halte ich weder für christlich noch für vernünftig.“ Ja in derselben Polemik wirft er die gesammte christliche Grundlehre von dem Veröhnungstode Jesu hinweg — wie die Augsburgische Confession Art. 3. bekennet, daß „Christus, wahrer Gott und Mensch, gesorben ist, daß er ein Opfer wäre für alle Sünde und Gottes Zorn versöhnete“, und Art. 4.: „Daß wir Vergebung haben, aus Gnaden, um Christi willen durch den Glauben, so wir glauben, daß Christus für uns gelitten hat, und daß uns um seiner willen die Sünde vergeben, Gerechtigkeit und ewiges Leben geschenkt wird.“ — indem er sagt: „Ich glaube, daß der Tod Jesu nicht mehr wiederholt werden dürfe, weil er einmal geschehen, von ihm ausgegangen, auf Menschen erlösend und entsündigend einwirkt, inwiefern sie auf Jesu Tod schauend, von Sünden erlöst werden, wenn sie hierin eine Anregung ihrer sittlichen Freiheit zu ächt christlichem Handeln finden.“ — Eben so bekennet er Nr. 10., indem er die Katholische Lehre vom Ablass verwirft, entschieden antichristlich: „Nur Eines ist dem christlichen Volke sehr heilsam, — die Selbstentsündigung, hervorgegangen aus dem Gebrauche des freien Willens, reine charakterfeste Sittlichkeit, fußend auf den Grundsätzen des geläuterten verständig religiösen Christenthums“ — u. s. w.

In dieser Weise geht dies Glaubensbekenntniß fort, dessen Inhalt im Einzelnen noch weiter zu verfolgen, zu weitläufig seyn würde. „Nach Anhörung dieses“ — so erzählt Herr Dekan Eisenlohr weiter — „mit fester lauter Stimme von Dr. Meldegg vorgetragen und von allen Anwesenden mit gespannter Aufmerksamkeit vernommenen Glaubensbekenntnisses fuhr Dekan fort: Wir haben Ihr Glaubensbekenntniß vernommen. Und ich frage nun vor Allem Sie, meine Herren Mitglieder des Kirchengemeinderaths: Ob Sie irgend etwas darin bemerkt haben, was den Grund-, Glaubens- und Lehrsätzen unserer Evangelisch-Prottestantischen Kirche widerspräche? (Die Frage wurde von jedem Einzelnen mit Nein beantwortet.) Sind Sie also überzeugt, daß das hier ausgesprochene Glaubensbekenntniß mit dem Glaubensbekenntniß unserer Evangelisch-Prottestantischen Kirche übereinstimmt? (Die Antwort erfolgte eben so von je-

dem Einzelnen mit Ja.) Ihr Nein und Ihr Ja bestätige ich.“ Und nun folgte die förmliche Aufnahme in die Evangelische Kirchengemeinschaft. — Das Gericht aber stellen wir dem anheim, der da gerecht richtet, und seine Tenne fegen wird.

Soll die Lutherische Reformation wirklich fortgesetzt werden?

Von Grundtvig.

Zweiter Artikel. *) (Vgl. Ev. K. 3. Jahrg. 1831 p. 193.)

Wir haben gesehen, daß die Frage über die Fortsetzung der Kirchen-Reformation, da Luther im Geiste der christlichen Kirche reformirte, mit der Frage, ob der Lebenslauf der christlichen Kirche fortgesetzt werden solle, zusammenfällt, weil dazu nothwendig erfordert wird, daß Glaube und Hoffnung lebendig seyn, und wenn sie drohen hinzusterben, kräftig belebt werden müssen. Daß die jetzigen kirchlichen Radikalen etwas ganz Anderes unter der Fortsetzung der Reformation, nämlich Untergrabung und Niederreißung der christlichen Kirche verstehen, das haben wir keineswegs verhehlt; können es aber natürlich auf keine andere Weise berücksichtigen, als durch das kräftigste Protestiren dagegen, im Namen der christlichen Kirche und in seinem Namen, der verheißt hat, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen, und welcher achtzehn Jahrhunderte hindurch mehr als hinreichende Bürgschaft dafür geleistet hat, daß es seine Herzensmeinung ist, welche er damit ausdrückt, und daß er die Macht besitzt, die stets dem Wort entspricht.

Wäre nun das Verhältniß der christlichen Kirche zu weltlichen Staaten, die ihr Obdack geben, nicht im Laufe der Zeit so sonderbar verwickelt worden, so würde der Protest die Sache entscheiden; denn alsdann wäre eben dadurch die christliche Kirche ihrer inneren Feinde entledigt, und die Zeit müßte denn lehren, ob sie wirklich auf einem Felsen oder auf einem Sandhügel gegründet ist, oder ohne Bild, ob sie sich gegen ihre Feinde behaupten kann oder nicht. Nun dagegen ist die Sache unlösbar schwieriger und der Zustand der Kirche scheint eben so verzweifelt, als der solcher Staaten, die voll von Radikalen sind, welche nicht austreten wollen, weil sie klug genug sind einzusehen, daß man viel leichter ein Gebäude niederreißen könne, wenn man sich innerhalb desselben befindet, als wenn man außen vor gehalten wird, so daß, wenn die Christen nicht einen König hätten, der mit Recht der Herr Zebaoth genannt wird, die Französische und Deutsche Prophezeiung über den Untergang der Kirche allerdings in Kurzem in Erfüllung gehen müßte; aber darin liegt es grade; wenn die Christen nicht einen solchen uneingeschränkten König gehabt hätten, der ruhig der Auftrahrschriften und der Fehdebriefe lachen kann; so müßte offenbar die Kirche schon lange ehe sie zu uns kam, vernichtet seyn, und Christen fragen daher niemals, ob, sondern nur wann und wie die Kirche ihre inneren, unerträglichen Feinde los werden solle. Ueber das Wann und Wie können wir natürlich Alles leicht irren, da die Gedanken und Wege unseres Königs so hoch über den unsigen sind, als der Himmel über der Erde; kann aber kein aufgeklärter Bürger, der sein Vaterland liebt, über

*) S. die Anmerkung der Redaktion zum Schluss.

die Rettung des Reiches, dem er angehört, nachzudenken unterlassen, so können aufgeklärte Christen es natürlich eben so wenig, und bedeutend können wir nicht irren, wenn wir demuthsvoll aber unbefangen uns des herrlichen Zutritts bedienen, der uns zu unserem heilseligen Könige verstatet ist, wo wir sitzen können am Fuße des Thrones und ihn reden hören über die Dinge, die zum Reiche Gottes gehören; denn, wie er selbst so lieblich gesagt hat, er behandelt seine Diener nicht als Knechte, die nicht wissen dürfen, was der Herr thut, sondern als Freunde, denen alle Aufklärung, welche sie tragen können, wohl vergönnt ist. Dergleichen klingt nun zwar ein wenig mystisch, aber theils liegt nun einmal etwas sehr Geheimnißvolles oder Mystisches in der Liebe und in allen den Verhältnissen, welche sie erzeugt, so daß sich kein aufgeklärter Mann, der auch nur häusliche und bürgerliche Glückseligkeit wünscht, uneingeschränkt wider das Geheimnißvolle erklären kann, und theils wird die Sache sich merklich aufklären, wenn man bedenkt, daß die christliche Kirche, also das Reich Christi auf Erden, nun schon bald zweitausend Jahre fortbauert, und für diese ganze Zeit eine bewährte Geschichte hat, die sich studiren läßt, und nothwendig bessere Aufschlüsse über die Regierangs-Grundsätze und den Volksgeist, als irgend eine andere Geschichte geben muß, und das beides, weil sie einen längeren Zeitraum hindurch sicher, und weil das Reich geistiger Natur ist. —

Von dieser Seite, welche die Klarheit ist, müssen wir nothwendig die Sache betrachten, wenn wir sie für Andere als die, welche damit vertraut sind, was die Christen mit einem geheimnißvollen Namen die Gemeinschaft der Heiligen nennen, darstellen; denn das Vermischen und Verwechseln der Rede an die Welt und der Rede an die Gläubigen oder der Predigt und historischen Untersuchung, hat schon den Christen so vielen Schaden gethan, und so viel Verwirrung in den Begriffen hervorgebracht, daß christliche Schriftgelehrten recht sorgfältig darnach streben müssen, die üble Gewohnheit abzulegen, ungeachtet sie uns freilich zur anderen Natur geworden ist. Ich selbst habe mich so lange und so augenscheinlich jenes Verwechselns und Vermischens schuldig gemacht, daß, so wie es auf der einen Seite mich billig gegen meine Mitschuldigen stimmen muß, so auf der anderen mich so bange vor meinem alten Fehler machen, daß ich leicht in einen neuen fallen könnte, durch gar zu scharfe Scheidung dessen, was doch im irdischen Leben eines Christen zusammenhängen muß, und nicht durch Jaun und Graben, sondern nur durch Marksteine geschieden werden darf. Inwiefern mir nun dergleichen begegnet ist, da ich lezthin (in der Abhandlung über Religionsfreiheit) die wichtige Frage über das Verhältniß der christlichen Kirche zum Staate öffentlich zur Sprache brachte, kann ich nicht entscheiden, weil es mir mit einem Theile meiner vorigen Schriften, wie vermuthlich dem Publikum mit Mehrerem, geht, daß ich sie kürzlich nicht gelesen habe, aber auf jeden Fall hat die Zeit gelehrt, daß der Aufschluß, den ich darüber gab, unzulänglich war, und da ich doch in dieser Hinsicht natürlich mich so weit erstrecken will, als ich's vermag, so werde ich nun streben, so ruhig als ein Christ im-

mer können muß, und so klar als ein aufgeklärter Christ in unseren Tagen kann, mich auszuspochen. —

II. Ueber die Lutherische Reformation im Verhältniß der Kirche zum Staate.

Wenn wir hier von Reformation sprechen, so wird es doppelt nöthig seyn deutlich zu sagen, was wir darunter verstehen, theils weil es etwas Geistiges ist, das nichts Sichtbares oder Handgreifliches hat, das dem Namen entspricht, und theils weil Reformation ein fremdes Wort ist, welches nicht durch täglichen Gebrauch im Munde des Volkes eine feste Bedeutung erhalten hat, sondern im Gegentheile von den Schriftstellern so gemißbraucht worden ist, als irgend ein Wort, welches das Unglück hatte, in ihre Klauen zu fallen, und seinem Schicksale überlassen zu werden! Dadurch ist es nämlich so weit gekommen, daß, wenn man in unseren Tagen Jemanden von Reformiren reden hört, dieses Wort uns nichts Anderes über seine Meinung sagt, als daß er auf eine Veränderung denkt, denn freilich behaupten Alle, die da reformiren wollen, daß es eine Verbesserung seyn soll, jedoch dadurch wird der Schleier keineswegs gelüftet, da wir wohl wissen, daß Verbesserung eine sehr gute Sache, aber auch ein sehr unbestimmtes Wort ist, das erst eine ordentliche Bedeutung erhält, wenn man hört, erstlich was, sodann wie es verbessert werden soll. — Daß nun keineswegs Alles, was man Verbesserung nennt, es auch wirklich ist, das hat Europa schmerzlich fühlen müssen, und wie's wohl noch täglich mehr erfahren, so daß es kein Wunder wäre, wenn der Verdruss über die selbstgemachten Reformatoren nachgrade bei Vielen ein Urtheil wider alle Reformation, als einen Deckmantel für die, welche alles Bestehende von oberst zu unterst kehren wollen, erzeugte; da nun aber das Wort doch nicht ausgemerzt werden kann, weil es eine wirkliche und wichtige Begebenheit in der Geschichte der Christenheit ausdrückt, so werden wir dazu genöthigt, die Deutlichkeit auf Kosten der Kürze zu erkaufen; und bemerken, daß, was man auch Reformation zu nennen beliebt, das Wort im Lateinischen, woher es entlehnt ist, doch eine Erneuerung oder Wiedergeburt des Ursprünglichen in gegebenen Verhältnissen oder Einrichtungen bedeutet, und in der Bedeutung von Martin Luther und seinen ersten Schülern genommen wurde, so daß in der Geschichte der Kirche und des Staats die Lutherische Reformation nie etwas Anderes bedeuten kann, als den Lutherischen Versuch, die christliche Kirche in aller Hinsicht zu ihrer ursprünglich Beschaffenheit zurück zu bringen. Bevor wir daher deutlich davon reden können, ob die Lutherische Reformation, im Verhältniß der Kirche zum Staate fortgesetzt werden solle oder nicht, müssen wir zuvörderst wissen, wie dieses Verhältniß ursprünglich war, welche Veränderungen es erlitten, und wie weit es Luther gelang, es zu erneuern; denn alsdann erst können wir unterscheiden, welche Partei die Kirche in dieser Sache nehmen muß, und darauf rathen, welchen Ausfall das unsichtbare Haupt der Kirche, der allmächtige König des Reiches Gottes, derselben geben will.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 22. August.

N^o 67.

Soll die Lutherische Reformation wirklich fortgesetzt werden?

Von Grundtvig.

(Fortsetzung.)

Zum Glück ist es allgemein bekannt, und dem kann nicht ohne offenbare Thorheit widersprochen werden, daß die christliche Kirche ursprünglich als eine bloße Glaubensgemeinschaft, die sich nur mit Geist und Ewigkeit befaßte, von dem weltlichen Staate geschieden dastand, jedoch weit davon entfernt war, sich in ein feindliches Verhältniß gegen denselben zu stellen, da sie im Gegentheil, wo sie hinkam, ein Geschlecht von Himmelsbürgern erzeugte, wozu der weltliche Staat sich Glück wünschen mußte, Muster von Unterthänigkeit und Ruhe, Ehrlichkeit und Ehrbarkeit und allen bürgerlichen Tugenden. Die Ungläubigen unserer Zeit sind daher ganz mit uns darüber einverstanden, daß die harten Verfolgungen, welche die christliche Kirche in ihrer ersten Zeit ausstehen mußte, von Seiten der Römischen Obrigkeit eben so unklug als ungerecht waren, denn, sagen die Ungläubigen, kann man auch die Christen nicht von Schwärmerie freisprechen, oder die Hartnäckigkeit billigen, womit sie, die doch selbst einen Menschen als Gott anbeteten, sich Alles dessen weigerten, was im entferntesten mit der Römischen Abgötterei und Kaiservergötterung zusammenhing, so ist doch das Gewissen etwas, was sich nicht zwingen läßt, und ein tugendhafter Wandel ist einem Staate so vortheilhaft, daß nur thörichte oder grausame Tyrannen gegen friedliche und sittliche Unterthanen, die bis auf einige Grillen, womit sie Niemand schaden, die besten Bürger des Staates waren, wüthen konnten. —

Es ist ebenfalls hinreichend bekannt, daß, obgleich die Kirche in jenen Tagen sich nicht bloß erhalten und sich selbst helfen mußte, sondern meistens Alles, die weltliche Obrigkeit, die Priester der Staatsreligion und den Pöbel gegen sich hatte, ihre Geschichte in den drei ersten Jahrhunderten doch gerade der schönste Ehrenkranz ist, so daß es nicht leicht zu verstehen wäre, wie sie in ein Verhältniß zu den weltlichen Staatseinrichtungen kommen sollte, das ihr ersprießlicher wäre. —

Das Verhältniß veränderte sich, als der Römische Kaiser

Constantin sich für den Beschützer der christlichen Kirche erklärte, aber, was sie dadurch gewinnen würde, ließ sich auch voraussehen, da der Kaiser, noch ehe er getauft war, sich den Vorrang auf dem großen Concilium zu Nicäa anmaßte, wo die Frage die war, wer für christlich rechtgläubig und wer für Ketzler gelten sollte. Kein Wunder also, wenn der heidnische Kaiser dabei gar nicht an das christliche Glaubensbekenntniß bei der Taufe dachte, welches er, der selbst ungetauft war, vielleicht gar nicht kannte, und welches er, von dem Geiste entblößt, noch weniger lebendig aufzufassen und gehörig zu schätzen mußte, sondern nur, so weit er durch Gespräche mit einzelnen Bischöfen, und einiges Lesen in der Bibel geschlossen hatte, was die Hauptsache seyn mußte; und hier sehen wir gleich einen Hauptgrund, weshalb das Christenthum nicht wohl Staatsreligion seyn kann, denn das Oberhaupt des Staates ist daran gewöhnt, Gesetze vorzuschreiben, und wenn er sich als Oberhaupt in der christlichen Kirche betrachtet, so wird er immer dazu versucht, den Christen vorzuschreiben, was sie glauben sollen, was doch im Grunde gar nicht angeht. Der erste Schritt möchte noch erträglich scheinen, weil es noch in frischer Erinnerung war, was alle Christen geglaubt hatten, und weil der Kaiser keineswegs einen neuen Glauben vorschreiben, sondern nur genauer erklären wollte, wie der Glaube zu verstehen sey; aber, wenn erst die Kaiser damit anfangen, Glaubensbekenntnisse vorzuschreiben, so konnten und wollten sie natürlich zuweilen weiter gehen, und es war schon ein großer Nachtheil, daß Jemand von der Kirche ausgeschlossen werden konnte, obwohl er den christlichen Glauben hatte, und daß die Ausschließung bürgerliche Folgen und selbst fühlbare Strafe nach sich zog. Dadurch verlor nämlich die Kirchengemeinschaft einen großen Theil ihrer Freiheit und Einheit, denn, um der Strafe oder doch dem Verlust der Kaiserlichen Gnade mit allen daraus entspringenden bürgerlichen Folgen zu entgehen, wollten natürlich nun Viele, die sonst der Kirche den Rücken gekehrt hätten, entweder ihren Glauben heucheln, oder zusehen, mit der Zustimmung des Kaisers etwas verändert zu erhalten; dies zeigte sich schon in Constantin's Tagen und wurde unter seinem Sohne Constantius recht offenbar, welcher befahl, daß die Arianer für die Rechtgläubigen gelten sollten. —

Allein nach Julian's Zeit wurde es noch ärger, denn da nöthigten die Kaiser ihre heidnischen Unterthanen sich taufen zu lassen, und füllten auf diese Weise die Staatskirche mit Ungläubigen, welche sie entweder als ein Zuchthaus, das sie niedergerissen wünschten, betrachten mußten, oder dahin arbeiten, sie zu einem Gözentempel umzubilden, wo nicht nach Glaube, Hoffnung und Liebe, sondern nur nach Ceremonien und äußeren Handlungen gefragt würde. Das Letztere gelang, wie man weiß, ziemlich gut, aber wenn man sich über die Anbetung der Heiligen, den Bilderdienst, das Fegfeuer und alle Abgötterei, die nun einriß, kreuzigt und segnet, so sollte man nicht vergessen, wie es in einer natürlichen und notwendigen Verbindung damit stand, daß man das Christenthum zur Staatsreligion im altrömischen Verstande und zu einer gezwungenen Sache in dem Römischen Reiche machte, und es ist nur wunderbar, daß der christliche Glaube in all' der Abgötterei und dem Aberglauben nicht unterging. Wahrscheinlich würde es im Osten bald geschehen seyn, wenn nicht die christliche Kirche einen neuen äußeren Feind erhalten hätte, der ihr etwas von ihrer geistigen Freiheit zurückgab, und das waren die Muhamedaner; denn, wo sie die Ueberhand gewannen, da hörte das Christenthum auf, Staatsreligion zu seyn, Niemand wurde mehr in die Kirche getrieben, Einige wurden herausgelockt, und daher hat sie, übrigens unter den ungünstigsten Umständen, sich ungefähr auf derselben Stufe erhalten, zu welcher sie unter dem Staatszwange hinabgesunken war.

Doch, dies nur im Vorbeigehen, denn wir wissen, es war nicht im Osten, wo Luther aufstand, und ich füge auf eigene Verantwortlichkeit hinzu, daß kein Luther da aufstehen konnte, wo der Taufbund, wie dort, verpfuscht und der Geist dadurch gelähmt war; unter Profekten von Rom war es, wo die Reformation entstand und wirkte, und auf Rom müssen wir also das Auge richten.

Der Römische Bischof, der Inhaber des einzigen apostolischen Stiges im Westen, d. h. der einzige Kirchenvorsteher einer Gemeinde, welche die Apostel selbst gestiftet hatten, widersetzte sich schon unter den Kaiserlichen Schirmbögen einer jeden Veränderung des Taufbundes, und das weltliche Reich fiel zu allem Glück so früh, daß der Staatszwang nicht so traurige Früchte tragen konnte. Die Einwanderung der Heidenvölker, und die Missionen in die Heidenländer, wo die Kirche immer eine Zeitlang inneren Frieden und Freiheit unter äußerer Drangsal behielt, trugen das Ihrige dazu bei, das grundchristliche Gefühl zu erhalten, und die Entartung zu verzögern; aber das Unglück konnte nicht ausbleiben, da man doch im Grunde forsfuhr, die kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse zu vermischen und zu verwechseln.

Das heidnisch-römische Princip, die Kirche zu einer bloßen Staats Einrichtung zu machen, verwarf man zwar, aber eignete sich dagegen das israelitische Princip an, den Staat zu einer kirchlichen Einrichtung zu machen, was kirchlich dieselbe Folge hatte, ausgenommen insofern, daß das Grundchristliche in der Einrichtung der Kirche lange unangetastet blieb. Allenthalben, wo das Christenthum hinkam und die Gunst der Regierung gewann, wurden nämlich die, welche sich nicht gutwillig taufen ließen, dazu gezwungen, und besonders während der Kreuzzüge gestiel man sich, ganze Völkerschaften mit dem Schwerde über dem Kopfe zu taufen, wodurch das Christenthum natürlich in aller Rücksicht verlor und das Heidenthum obsegte.

Wir wollen hier gar nicht auf die Untersuchung eingehen,

ob nicht, nach den besonderen Umständen des Mittelalters, das Papstthum eine bürgerliche Wohlthat gewesen, und sich selbst, wenn es ausartete, zerstören mußte, weil es sich auf keine weltliche Uebermacht stützte; denn hier ist es uns nur um die christliche Kirche zu thun, welche unlösbar immer tief unter dem Joch des Papstthums seufzen mußte. —

Was wir hier das Joch des Papstthums nennen, ist natürlich bloß, was mit einem weltlichen Arm die Christen nöthigen wollte, Kirchengemeinschaft mit den Feinden ihres Glaubens zu haben, und sich in die kirchlichen Veränderungen zu finden, welche dem Papst und der Geislichkeit einzuführen beliebte; denn alle die Ausfugung und andere Berunglimpfung, welche die päpstliche Macht mit sich führte, war kein kirchliches, sondern ein bürgerliches Joch, das auf Alle fiel, sie mochten Christen seyn oder nicht. Ueber dieses Joch hatten, wie man weiß, lange vor Luther's Tagen, Viele sich laut beklagt und die Hussiten in Böhmen es abgeworfen, jedoch war es erst das 16te Jahrhundert, welches in dieser Rücksicht eine neue Ordnung der Dinge schuf, indem ganze Völkerschaften gegen die himmlische Statthalterchaft, die der Papst, und die gesetzgebende Mündigkeit in der Kirche, welche die Geislichkeit sich angemast hatte, protestirten.

Dieses war unlösbar der erste nothwendige Schritt zu einer Reformation der bürgerlichen Stellung der Kirche, da es erst gegen den selbstgemachten Statthalter des Herrn geltend gemacht werden mußte, daß Christi Reich nicht von dieser Welt ist, bevor die Kirchengemeinschaft eine freie Sache werden konnte, wozu Niemand gezwungen werden soll, und worüber kein Mensch und kein Stand sich zum Herrn aufwerfen muß; aber vollführt wurde offenbar diese Reformation nirgends, ausgenommen gewissermaßen in den Nordamerikanischen Staaten, da wir sonst allenthalben Kirche und Staat mehr oder minder in einander verwickelt antreffen. —

Eine andere Frage ist die, ob doch nicht die Reformation so weit vollführt wurde, als es nothwendig war, und wozu die Zeit reif war, und in dem Falle, ob eine weitere Fortsetzung nun nothwendig oder doch zeitgemäß sey; denn obwohl die ursprüngliche Stellung der christlichen Kirche in der Welt das Muster seyn muß, worauf wir hinsehen, so beruht es doch sowohl auf dem Zustande der Kirche als des Staates, ob eine vollständige Erneuerung davon gegenwärtig nothwendig oder auch nur ersprießlich sey.

Nun besteht die unentbehrliche Freiheit der christlichen Kirche darin, daß ihr Glaube in der Kirchengemeinschaft weder verändert, noch demselben widersprochen werde, oder, mit anderen Worten, daß Niemand in der Kirche sich zum Herrn über den Glauben aufwirft, oder ihn verläugnet und bestreitet, und das wurde wirklich für eine Weile gewonnen, wo die Lutherische Reformation durchbrach und auf die, nach der Lage der Dinge, erwünschteste Weise gewonnen. Es war nämlich nur der Tyrann Heinrich der Achte in England, welcher, da er sich zum Oberhaupt der Kirche aufwarf, eine Herrschaft über den Glauben, wie die alten Römischen Kaiser, sich anmaßte, und wenn die Fürsten, welche Luther folgten, sich auch Häupter der Kirche nannten, so meinten sie offenbar gar nicht, daß sie ein Recht hätten, den Glauben des Volks, sondern nur die Geislichkeit als Staatsbürger und die äußere Form des Gottesdienstes, übereinstimmend mit dem rechten Gebrauch der Sakramente, und der freien Verkündigung des Evangeliums zu beherrschen. Es waren nämlich

in der Lutherischen Gemeinde nicht die Fürsten, welche zwangen, sondern die Prediger, welche sowohl Volk als Fürsten überredeten, sich über eine neue Ordnung der Dinge zu vereinigen, wonach Luther's Katechismus die Regel für den Volksglauben wurde, die Augsburgerische Confession für die Kirchenlehre, und das Gutbefinden des Fürsten, vom Rathe der Schriftgelehrten geleitet, nur die Regel für das übrige Kirchenwesen. Da nun Luther's Katechismus sich gerade auf das Grundchristliche einschränkt, was die Kirche von den Togen der Apostel her getragen hat, und da die Augsburgerische Confession dem keineswegs widersprach, sondern dasselbe nur näher entwickelte, so hatte die christliche Kirche offenbar ihre unentbehrliche Freiheit und war keine Staatskirche im altrömischen Verstande, sondern eine apostolische Kirche mit dem Staate im Bunde.

Hiergegen könnte nun nicht das Geringste einzuwenden seyn, wenn ein jedes Volk, das einen weltlichen Staat ausmachte, auch wirklich einig wäre und fortführe, sowohl über den Grund des Christenthums als über die Lutherische Schriftgelehrsamkeit einig zu seyn; aber da dies nirgends ganz der Fall war, so hatte das Verhältniß von Anfang an einen Schaden, der im Laufe der Zeit an den Tag kommen mußte, und gefährliche Folgen für die christliche Kirche haben konnte. Je gleichartiger das Volk wäre, welches den Staat ausmachte, um so geringer würde wohl die Gefahr, und desto länger könnte der Fehler unbemerkt bleiben, und es war unläugbar ein großer Schritt vorwärts, daß die ganze Christenheit nicht länger, wie im Römischen Reiche, eine allgemeine Staatskirche ausmachte, oder der ganze Occident, wie unter dem Papstthum, einen unersättlichen Kirchenstaat, sondern daß neben der Päpstlichen Kirche einige protestantische Nationalkirchen entstanden. Nur war es zu beklagen, daß die Wahl zwischen diesen und im Ganzen zwischen allen religiösen Gemeinschaften, welche in der Reformationszeit entstanden, wenigstens in den protestantischen Ländern, wo man offenbar Allen die Religionsfreiheit hätte gönnen müssen, wovon man selbst Gebrauch machte, nicht freigelassen wurde.

Wo man zuerst den Fehler merkte, war in England, grade weil der König da sich die Herrschaft über den Glauben anmaßte, und zur Ehre für die Kraft des Glaubens mußte bemerkt werden, daß er eben da nachgrade eine freie Sache wurde, so daß man da nicht allein Lutheraner oder Katholik, sondern selbst Socinianer oder Quäker, ohne bürgerliche Verunglimpfung, und beinahe ohne in seinen bürgerlichen Gerechtsamen irgend Abbruch zu leiden, seyn kann; denn daß man nicht Socinianismus und Quäkertum in der Bischoflichen Kirche predigen darf, sich darüber zu beklagen, kann natürlich keinem vernünftigen Menschen einfallen, da man außerhalb derselben Erlaubniß hat, es an seinem Orte zu thun.

Daß etwas Aehnliches bei uns und in der ganzen Christenheit in Kraft treten möge, das habe ich oft als meinen innigsten Wunsch geäußert, und daß es hohe Zeit ist, daß dies, wo das Christenthum seinen großen Lebenslauf in freundschaftlichem Bunde mit dem Staate fortsetzen soll, geschehe, das wünsche ich gegenwärtig klarer als jemals zu zeigen. Um indeß nicht im Unbestimmten mich zu verlieren, will ich meine Betrachtung auf das Vaterland einschränken, welches uns in jeder Hinsicht am nächsten liegt, und die Anwendung auf einen jeden anderen gegebenen Ort wird außerdem leicht seyn.

Wenn ich früher bemerkte, daß durch die Lutherische Reformation der Katechismus Lutheri zur Glaubensnorm für das

Volk, und die Augsburgerische Confession zur Lehrnorm gemacht wurde, so daß nur das Kirchliche, was etwa übrig war, dem Gutdünken der Fürsten und Schriftgelehrten überlassen wurde, so meinte ich natürlich nicht, daß darüber ein schriftlicher Contract errichtet worden, sondern nur, daß es die stillschweigende Voraussetzung war, die man auf allen Seiten erkannte und der man folgte, und in Dänemark ist es erst das Königsgesetz, welches das christliche Glaubensbekenntniß und die Augsburgerische Confession zum Grundgesetz in der Nationalkirche macht, während Luther's Katechismus nur in der besondern, veränderlichen Gesetzgebung angeordnet ist. — Nun ist's indessen eine allgemeine Erfahrung und einfache historische Bemerkung, daß selbst die ausdrücklichsten Gesetzbestimmungen ihre Kraft in demselben Maße verlieren, als sie in Streit mit den herrschenden Ansichten kommen, und daß alle stillschweigenden Verträge gebrochen werden, sobald diejenigen, welche die Macht haben, ihre Gültigkeit nicht länger anerkennen, und da es nun im 18ten Jahrhundert die herrschende Ansicht wurde, daß sowohl das christliche Glaubensbekenntniß, als Luther's Katechismus und die Augsburgerische Confession, allein insofern Gültigkeit haben sollten, als sie mit der Bibel übereinstimmend erachtet würden, so wurde es natürlich auch die Meinung der Regierungen, daß sie ein Recht hätten, alle diejenigen Veränderungen in der Nationalkirche zu machen, welche die Schriftgelehrten im Allgemeinen nicht für schriftwidrig hielten. Damit war offenbar aller Willkühr Thür und Thor geöffnet, besonders zu einer Zeit, da die meisten Schriftgelehrten eben nicht sehr darnach fragten, was sich in der Bibel fände, sondern nur, was man nach seinem eigenen gescheuten Kopfe da hineinlegen könnte, und wenn die Regierung bei uns gleichwohl keine Veränderungen machte, welche den Christen unerträglich waren, so lag das nur in der volkstümlichen Biederkeit und Popularität der Regierung, aber was besungeachtet unter der theologischen Gedankenverwirrung geschehen seyn würde, wenn nicht die Vorsetzung wunderbar über uns gewacht hätte, das sieht man an der liturgischen Veränderung, wie sie genannt wurde, die 1806 im Werke war; denn wäre bloß das davon durchgegangen, wegen die Schriftgelehrten im Allgemeinen nichts einzuwenden hatten, so wäre nun das apostolische Glaubensbekenntniß bei der Taufe in der Nationalkirche abgeschafft gewesen, so daß kein Christ hätte darin bleiben können. Eine solche Grundveränderung ist nun freilich für den Augenblick nicht zu befürchten, aber das, woraus sie einmal folgen müßte, kann doch nun nicht länger Christen gleichgültig seyn, und während wir gerne einräumen, daß, was auch immer das Königsgesetz zu unserem Vortheile sagt, die Regierung befugt seyn möge, in den Einrichtungen ihrer Kirche sich nach den Umständen zu richten, so müssen wir doch mit Freimüthigkeit bemerken, daß die christliche Kirche, nach ihrem unveränderlichen Wesen, nicht in dem Verstande Staatskirche seyn kann, und daß die Nationalkirche nicht mit Recht dazu gemacht werden kann, es sey denn, daß es den dem alten Glauben treuen Christen erlaubt werde, aus derselben herauszutreten, und für ihre eigenen kirchlichen Bedürfnisse, so gut sie wissen und verstehen, zu sorgen. Jedoch, wäre es nur eine ferne Gefahr, die uns drohte, so könnten wir schweigen oder etwa leise reden, aber nun ist es eine gegenwärtige Noth, die dringend Abhilfe fordert, und daher müssen wir laut zu unserem Herrn im Himmel schreien, und obwohl wir seiner Hülfe unter allen Umständen gewiß sind, doch nichts unterlassen, wodurch sie auf

eine glimpflich und für unser irdisches Vaterland wünschenswerthe Weise kommen kann. Als aufgeklärte Christen müssen wir nämlich einsehen, daß kirchliche Eintracht im Lande etwas ist, was eine jede Regierung wünschen muß, und daß, wenn's viele Jahrhunderte hindurch ausfiel, als wenn eine Nation einzig über den Glauben wäre, die weltliche Obrigkeit alsdann geneigt seyn muß, einen jeden Zwist darüber unter den Schriftgelehrten für ein bloßes Wortgeiz zu halten, das man entweder unbeachtet zu lassen oder mit Gewalt zu unterdrücken habe. Dieses müssen wir einsehen und wie die Augsburgerische Confession uns dazu anhält, nichts unterlassen oder uns bei etwas weigern, was zur Einigkeit dienen kann, „so weit es nämlich mit Gott und einem guten Gewissen geschehen kann,“ und wenn wir um Gottes und eines guten Gewissens willen uns bei einer Eintracht zu weigern genöthigt werden, die man von uns erwartet, so müssen wir mit all' der Ruhe, Klarheit und Freimüthigkeit, wozu wir im Stande sind, die Sache entwickeln und vorstellen.

Wenn nun in der Augsburgerischen Confession (7ter Artikel) von der Einheit der Kirche gesprochen wird, so wird sie richtig als darin bestehend beschrieben, daß man übereinstimmt in der Lehre des Evangeliums und der Theilung der Sacramente, wie St. Paulus sagt: „ein Glaube, eine Taufe,“ und das ist außerdem ein Satz, der so fest steht, als das unerschütterliche Grundgesetz des Denkens, daß Glaube und Unglaube, in Ansehung eins und desselben, einander ausschließen. —

Es ist also die Frage, ob die Mitglieder der Dänischen Nationalkirche in der Lehre des Evangeliums und den Sacramenten, oder im Glauben, in der Taufe und dem Abendmahl mit einander übereinstimmen, und hier will ich nichts Anderes thun, als feierlich, im Angesichte des lebendigen Gottes, der uns erschaffen hat, und uns nach der Wahrheit richten soll, Hohe und Niedere, Gelehrte und Laien, welche sich im Geringssten um Gott und ihre Seligkeit kümmern, fragen: ob sie es nicht wissen, und das eben so gut, als, daß sie selbst da sind, daß über diese Dinge keine allgemeine Uebereinstimmung, sondern offenbar Streit und Uneinigkeit Statt hat, so daß, was der Eine wahren Glauben zur Seligkeit nennt, das nennt der Andere falschen und thörichten Aberglauben; was der Eine als das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung im heiligen Geiße erhebt, das nennt der Andere eine im Grunde gleichgültige Kirchensitte, was der Eine die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi nennt, das nennt der Andere ein bloßes Gedächtnißmahl an einen verstorbenen Lehrer, ja, mit einem Worte, daß der Herr Jesus Christus, den der Eine als Gott mit dem Vater, und als den Erlöser von Sünde und Tod, mit dem alle unsere Seligheits Hoffnung steht und fällt, anbetet, von dem Anderen für einen bloßen Menschen erklärt wird, dessen Verdienst nur Thoren sich trösten können, und dem nur Götzendiener göttliche Anbetung erweisen mögen. —

Ja, wir wissen es Alle, daß die Sache so steht, und diese Grunduneinigkeit findet sich nicht bloß bei einigen Wenigen, sondern erstreckt sich unter den Gelehrten und den Laien, sowohl

unter den Lehrern der Nationalkirche, als unter den übrigen Mitgliedern so weit, daß Niemand sagen kann, wie weit! So ist es, und so ist es offenbar schon in einem ganzen Menschenalter gewesen, so daß man nicht in viele Kirchen zu gehen braucht, um sich davon zu überzeugen, daß widerstreitende und mit einander nicht zu vereinigende Religionen in der Nationalkirche herrschen, und die Frage kann nicht mehr seyn, kirchlichen Frieden und Einigkeit da zu erhalten, wo der offenbarste Zank und Streit stattfindet, sondern nur, auf welche Weise gestritten werden soll, wie die Wahrheit es fordert und es dem Staate frommt? —

Inwiefern nun das Gewissen der Unchristen ihnen erlauben kann, für Mitglieder der christlichen Kirche zu gelten, ihre Kinder auf einen Glauben, den sie verwerfen, taufen, und sie in einem Taufbunde, den zu brechen, sie sie selbst ermuntern, confirmiren zu lassen, das ist ihre Sache; aber das Gewissen der Christen erlaubt ihnen keineswegs, Kirchengemeinschaft mit den offenbaren Feinden und Verläugnern ihres Glaubens zu haben, geschweige denn ihre Kinder Predigern zum Religionsunterricht zu geben, welche streben, ihren Glauben niederzuwerfen, so daß, wenn Christen im Lande sind, eine kirchliche Scheidung unvermeidlich ist. Es wänte nämlich gar nicht nützen, wenn die Regierung auch noch so ernst befiehlt, daß das ganze Volk glauben sollte, was in Luther's Catechismus steht, und daß alle Prediger der Augsburgerischen Confession gemäß lehren sollten; denn der Glaube ist eine freie Sache, die keine Verorbnung hervorbringen kann, und offenbare Heuchelei ist eine abscheuliche Sache, die kein wahrheitsliebender Mensch ausstehen kann, und so lange die Ungläubigen in der Nationalkirche eingesperrt sind, müssen sie natürlich aus aller Macht darauf arbeiten, den verhassten Glauben aus selbiger auszurotten; ohne daß irgend eine menschliche Macht es abwehren kann.

Und überhaupt, wer ist wahrhaftig in Menschenliebe, wer hat das geringste lebendige Gefühl von wahren Frieden und Einigkeit, und wer hat das geringste Gran von inniger Theilnahme am Wohle seines Landes, der nicht wünschen sollte, ein Band, das, in den Zeiten der Barbarei und der Unwissenheit geknüpft, nun von allen Besseren nur als eine verhasste Fessel getragen wird, und nach der Natur der Sache und dem Zeugniß der Erfahrung, wo es nicht allmählig gelöst wird, mit Gewalt brechen muß, je eher je lieber aufgelöst zu sehen? Sind wir doch Alle einig darin, daß selbst das Band der Ehe, obgleich die Eheleute selbst es in ihren verständigen Jahren geknüpft, und es unverbrüchlich zu halten versprochen haben, daß selbst dieses lieber auf eine gesetzmäßige Weise aufgelöst werden möge, wenn Zwist und Zwietracht es zu einer Sklavenkette gemacht haben, als daß die, zwischen denen eine Hölle liegt, zusammengekluppelt gehalten werden sollten, und sollten wir denn denken, daß es in dem Hause, welches wir das Haus des Herrn nennen, besser sey, das mit Streit und täglich wachsender Erbitterung an der Hölle gebaut wird, als daß die Unvereinbaren geschieden werden und Erlaubniß erhalten, das Himelreich auf dem Wege, der ihnen gefällt, zu suchen!

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Donnabend den 25. August.

N^o 68.

Soll die Lutherische Reformation wirklich fortgesetzt werden?

Von Grundtvig.

(Fortsetzung.)

Nun wohl, höre ich mehrere edle, wohlbedenkende Leser sagen, das ist wahr und richtig; aber wie soll das geschehen, ohne die größte Unordnung anzurichten?

Meine eigentliche Antwort darauf ist: wenn gezeigt werden, etwas müsse und werde, wenn nicht anderswie, so von sich selbst geschehen, wie zwei Eheleute, die einander unerträglich werden, sich von Tisch und Bett scheiden und Jeder seiner Wege geht, wenn das gezeigt ist, so sollen wir's am liebsten Gott und der Obrigkeit überlassen, wie's geschehen soll, um so lieber, da Jeder Parthei in der Sache ist, und daher nicht gut unpartheiisch seyn kann.

Jedoch, nach der unumwundenen Erklärung, daß es mir, für meinen Theil, im Grunde fast gleichgültig ist, wie und unter welchen Bedingungen meine kirchliche Scheidung von den Feinden und Verächtern meines Glaubens geschehe, wenn sie nur wirklich geschieht, da mein Glaube mir so theuer ist, daß ich für die Erhaltung desselben und die Wirksamkeit unter Gleichgesinnten, und die lebendige Verpflanzung zu meinen Kindern, jeglichen bürgerlichen Verlust in einer so wichtigen Sache für zu gering achte, mich dagegen zu sträuben; nach dieser Erklärung, für deren Aufrichtigkeit ich sagen darf, daß mein ganzer Lebenslauf Bürge ist, will und darf ich nicht unterlassen, noch einmal verschiedene Arten zu nennen, worauf die Scheidung vor sich gehen könne, und hinzufügen, welche ich für die rätthlichste Weise halte. Die leichteste und am wenigsten Aufsieht erregende Art wäre unlängbar die, deren man sich in Hannover bedient hat, indem man den Predigern der Staatskirche zu erkennen gab, daß sie kirchlich nicht mit Anderen als denen, die ihren Dienst beehrten, zu thun hätten; denn auf diese Weise würde die Scheidung, wo Jemand sie für nöthig hielte, von selbst vor sich gehen. —

Sollte man inzwischen Bedenkllichkeiten dabei haben, so einen Schleier über die Kirchenverfassung zu werfen, und gleich-

wohl wünschen, so wenig als möglich mit der Scheidung sich zu befassen, so könnte man den Predigern in der Nationalkirche wissen lassen, da sie dazu ordinirt seyen, Gottes Wort heimlich und öffentlich zu predigen und die Sakramente sowohl in Kirchen als anderen Häusern zu verwalten, so habe man nichts dagegen, wenn Jemand unter ihnen Hausprediger für mehr oder weniger Familien seyn wollte, wenn sie selbigen nur einschränkten, an die Prediger, zu deren Gemeinde sie gehörten, zu entrichten, was das Gesetz befehle, und ihnen zu melden, was zur ordnungsmäßigen Vollständigkeit der Kirchenbücher gehörte. Von diesen beiden Arten würde ich für die letztere stimmen, wodurch die Obrigkeit der durch die Gesetze des Staats bestätigten Religion nur eine freie Ausübung zu verstatten schiene, und freie Hand erhielte, ohne weitere Verunglimpfung für die Anhänger des alten Glaubens und der Augsburgerischen Confession die Veränderungen in der Staatskirche zu treffen, welche sie wünschenswerth erachtete, oder doch rüthlich der herrschenden Ansicht der Schriftgelehrten für rätthlich hielte. Unsere Stellung würde freilich dadurch etwas schwierig, da unsere Religion bisher die herrschende hieß, jedoch in dergleichen müssen Christen sich zu finden wissen, und so viel Religionsfreiheit, welche offenbar die geringste ist, welche wir haben können, würden doch wohl, hoffe ich, selbst die geschworenen Feinde unseres Glaubens, die so lange uns von Toleranz und Gewissensfreiheit vorgepredigt haben, uns nicht gut mißgönnen können.

Damit würde ich schließen, wenn ich entweder glaubte, daß die Freiheit eine wesentliche Veränderung mit der Staatskirche vornehmen wollte, oder daß alle diejenigen, welche sich von den neumodischen Predigern beschwert fühlen, wie ich oder einige wenige gute Freunde dächten; nun aber glaube ich keines von beiden, und deshalb muß ich ein Paar Worte über eine ausgedehntere Freiheit hinzufügen, jedoch mit der ausdrücklichen Wiederholung, daß Jenes Alles ist, was ich verlange, und womit, meiner Ueberzeugung nach, alle aufgeklärte Christen zufrieden seyn sollten. Ich denke nämlich, daß die Regierung wünscht, die alten Christen in der Staatskirche zu behalten, und daß das Volk im Ganzen, insofern es sich um Religion bekümmert, beim Alten bleiben will, und, unter dieser Voraussetzung wäre es am rätthlichsten, gradezu eine ausgedehnte Religionsfreiheit

zu geben, nur mit den Einschränkungen und Bestimmungen, welche die bürgerliche Ordnung erheischt, und, wenn das geschehen wäre, alsdann der gräßlichen Verwirrung in der Staatskirche ein Ende zu machen, indem man die, so Lehrer in derselben seyn wollten, dazu anhielte, sich den Gesetzen gemäß zu verhalten. Alsdann, wenn die Prediger und Schriftgelehrten, welche sich nicht mit der Staatsreligion versöhnen könnten, Erlaubniß hätten, ihre eigene außen, vor der Staatskirche auszubreiten; könnten sie nicht mit dem geringsten Schein von Recht sich darüber beklagen, daß dieses ihnen in der Staatskirche gewehrt würde, und versuchten sie demungeachtet das verächtliche Spiel, an der Niederreißung einer Kirche zu arbeiten, zu deren Erbauung sie sich verbindlich gemacht hatten, so würden sie von der öffentlichen Meinung gerichtet, lange bevor sie von der Obrigkeit zur Verantwortung gezogen würden. Da man inzwischen einräumen muß, daß die Augsburgerische Confession ein Menschenwerk ist, das trotz aller Vortreflichkeit im 16ten Jahrhundert, im 19ten gewisser Verbesserungen möglicherweise bedürfen könnte, und da man zugleich voraussehen kann, daß eine Menge Prediger, aus Schwachheit und weltlichen Gründen, in einer Stellung bleiben würde, welche sonst nicht ihr rechter Platz wäre, so würde es, ohne Beleidigung der alten Christen, gewiß dienlich für die Staatskirche seyn, den Predigern eine größere Lehrfreiheit darin zu vergönnen, als das Gesetz ihnen jetzt gestattet, nur müßten dann auch alle Mitglieder der Staatskirche die Freiheit haben, sich eines beliebigen Predigers zu bedienen. Wenn es nämlich unter diesen Umständen nur eingeschränkt und darauf gedrungen würde, daß alle Prediger in der Staatskirche die Sakramente verwalteten und die Kinder in ihrem Taufbünd confirmirten nach den unveränderlichen Bestimmungen, somit daß sie weder in der Predigt noch in der Kinderlehre dem widersprächen, was zu dieser christlichen Grundlage gehörte, dann könnte übrigens die Verpflichtung wohl auf die alte Ordinationsbestimmung, ehrlieh nach unserer heiligen Schrift zu lehren, eingeschränkt werden, und selbst in der Agenda könnten verschiedene Formulare seyn, unter welchen der Prediger die Wahl hätte. —

Das ist meine auf Geschichte und Nachdenken wohlgegründete Vermuthung, daß hiedurch die allenthalben unvermeidliche Trennung, wenigstens bei uns, so bürgerlich befriedigend werden würde, daß die Regierung gewiß keine Reue empfinden, sondern sich bald darüber freuen würde, Hand an's Werk gelegt zu haben; denn Streit über geistige Dinge, wenn es nur offene Fehde ist, mit gesetzlichen Schranken, ist so weit davon entfernt, der Ruhe des Staates zu schaden, daß es im Gegentheil etwas ist, wozu jeder Staat in unseren Tagen sich Glück wünschen müßte; denn daß das geistige Leben eines Volkes vom Politischen verschlungen wird, ist eben so wenig zum Nutzen des Staats, als daß es hinsirbt, und eins von beiden muß doch in unserer zwiespältigen Welt geschehen, wenn sich der Geist nicht frei in seiner natürlichen Sphäre bewegen kann. —

Wo nun solchergestalt eine ausgedehnte Religionsfreiheit gegeben würde, während es doch die alte lutherisch-reformirte christliche Kirche wäre, wozu die Menge des Volks zu gehören fortführe, und worin daher die Regierung die Lehrer ernennete und die Verfassung ordnete, da wäre die Lutherische Reformation im Verhältniß der Kirche zum Staat wirklich fortgesetzt worden, indem die dunkle und schiefe Idee von einer christlichen Nationalkirche sich aufgeklärt und berichtigt hätte zu dem Begriff von der christlichen Kirche in freiem Bunde mit dem

Staate, welche dem Oberhaupt des Staats so viel Kirchenmacht, als Selbiges mit Zug sich wünschen kann, gewährte, ohne der Gewissensfreiheit, die ein unveräußerliches Menschenrecht ist, irgend Abbruch zu thun. —

Es kann gewiß nicht fehlen, daß allenthalben die Zeit einmal kommen wird, wo die christliche Kirche ganz das Ansehen einer Staatseinrichtung verlieren, und sich in sich selbst wie im Anfang zurückziehen muß, wo entweder die Regierung sich zum Herrn über den Glauben in der Staatskirche aufwirft, oder wo die Menge des Volks des Christenthums müde ist, denn da wird's vor den Ohren aller Christen tönen, was der Geist beim Apostel der Gemeinde sagt: Zieheth nicht an einem Joch mit den Ungläubigen, denn welche Gemeinschaft gibt's zwischen Recht und Unrecht, zwischen Licht und Finsterniß, welche Uebereinstimmung zwischen Christus und Belial, oder was hat der Gläubige mit dem Ungläubigen zu schaffen! Gehet daher hinaus aus ihrem Kreis, und sondert Euch ab, sagt der Herr, und rühet nichts Unreines an, so will ich Euch annehmen (mit offenen Armen) und ich will Euch ein Vater seyn, und Ihr sollt meine Söhne und Töchter seyn, sagt der allmächtige Herr! Das muß einmal vor dem jüngsten Tage geschehen, sage ich, denn nur von der Welt zurückgezogen und bürgerlich todt in ihr kann die Gemeinde Christi zu der himmlischen Bürgerschaft gereinigt und geheiligt werden, welche die Mutterkirche in Jerusalem ausgezeichnet hat, aber es soll mit der Kirche Christi in der neuen Welt gehen, wie's mit ihm selbst in der alten, während seines irdischen Lebenslaufes ging, so daß es die Frage ist, ob ihre Stunde gekommen ist! Der Herr wußte nämlich nicht bloß seinen Tod voraus, sondern wußte, daß er dazu gekommen war, wie das Weizenkorn zu sterben, jedoch tödtete er sich weder selbst, noch erbitterte er seine Feinde, es zu thun, er fuhr nur fort die Wahrheit zu reden, und die guten Werke seines Vaters zu thun, bis der Heuchler des Nachfolgens müde und die Bosheit frech wurde ihn zu fällen! Das that der Herr und er hat uns ein Beispiel gegeben, daß wir in seine Fußstapfen treten sollen, wir fahren demnach fort, zeitlich Nutzen zu schaffen, wie seine Kinder, der seine Sonne über Gute und Böse aufgehen und über Gerechte und Ungerechte regnen läßt, bis man's nicht länger ertragen will, bis wir nicht länger dem bürgerlichen Tode entgehen können, ohne den Herrn zu verläugnen, oder, was dasselbe ist, ihn in die Klasse der Lügenpropheten zu setzen, deren Lehre sowohl Ja als Nein ist, so wie der Herr, da er vor dem Rathe stand, nur die Wahl hatte, entweder zu läugnen, daß er Christus der Sohn des lebendigen Gottes sey, oder zum Tode verurtheilt zu werden. —

Nur deshalb, nur um Gottes Nachfolger als liebe Kinder, die in Liebe mit einander umgehen, zu seyn, nur deshalb müssen wir streben, die weltlichen Staaten darüber aufzuklären, was zu ihrem Besten dient, und sie bitten, daß sie die Christen doch nicht zum Aeußersten treiben mögen, denn sie thäten uns damit keinen Schaden, denn der, den der Herr väterlich anzunehmen versprochen hat, wird nie ohne Abbruch seyn, wer Bürgerschaft im Himmel hat, könnte die Erde wohl entbehren, aber sie fügen sich selbst einen unerfesslichen Schaden zu. Will man auch nicht glauben, was doch die Geschichte deutlich zeigt, daß der Herr, so wie er Laban's Haus um Jakob's, und Potiphar's Haus, ja ganz Egypten um Joseph's willen segnete, also auch um seiner Gläubigen willen jedes Land und jedes Reich segnen wird, welches sie beherbergen will, ja Niemanden unbelohnt läßt, der

ihnen einen Labetrunk reicht, weil sie seine Jünger sind; will man nun in unseren ungläubigen Tagen dieses nicht glauben, und auch nicht glauben, daß unsere Gebete für Könige und Fürsten, Frieden und Fruchtbarkeit, das Geringste bei dem Herrn vermögen, welcher versprochen hat, uns Alles, was wir verlangen, zu geben, und der uns offenbar gibt, was der Welt gebricht: das, womit wir selbst zufrieden sind; will man auch keins von beiden glauben, so glaube man doch seinen eigenen Augen: daß christliche Frömmigkeit alle bürgerlichen Tugenden hervorbringt und groß zieht, während ungläubige Selbstflucht sie verbannt und ausrottet, ja, mit einem Wort, daß das Christenthum alle Bande der Treue und Liebe stärkt und heiligt, während der Unglaube die zerhaut, welche er nicht lösen kann. —

Worunter hat nun ein Staat wohl in dieser Rücksicht zu wählen? Offenbar nur unter drei Dingen, wovon die zwei böse sind und das dritte demnach das Einzige ist, um welches wir als aufgeklärte Menschen und treue Unterthanen bitten, und wozu wir rathen können.

Wie es in den Nationalkirchen außer der von England ist, kann es nämlich nicht recht lange bleiben, denn könnten die Christen es auch aushalten, so können die Staaten es doch nicht, und entweder muß dann der Staat die Lutherische Reformation fortsetzen, wie oben gemeldet worden, oder die Nationalkirche ganz auflösen oder so umbilden, daß die Christen genöthigt werden, sie zu verlassen. —

Die Nationalkirche aufzulösen, so daß Religion und Kirchensachen etwas würden, womit sich die Regierung, wie in Nordamerika, nicht befaste, das würde ja unläugbar die Einnahme des Staats vermehren, so wie die Ausgaben desselben vermindern, was in unseren Tagen sehr wünschenswerth erscheinen muß; jedoch, alles Andere bei Seite, muß man nicht vergessen, daß, was sich in Nordamerika thun ließ, wo die Religion immer eine bloße Privatsache gewesen war bei den Meisten, die grade deswegen nach Amerika zogen, um in dieser Rücksicht freie Hand zu haben; daß das sich bei uns, wo die Umstände ganz anders sind, nicht thun läßt.

Doch, dies bedarf keiner weiteren Entwicklung, da man, unter Revolutionen stets, trotz aller Gegengründe, Finanzoperationen machen will, und ohne Revolution gewiß nie dazu versucht wird.

Der andere Ausweg: die Nationalkirche nach der herrschenden Schriftgelehrsamkeit umzugießen, und es auf eine Probe ankommen zu lassen, ob die altmodischen Christen darin bleiben wollen, hat hingegen für eine jede Regierung in unseren Tagen etwas Lockendes, und da es doch offenbar das Aergste ist, was man thun kann, so muß es mit Fleiß beleuchtet werden.

Um der Beleuchtung die größtmögliche Klarheit zu geben, wollen wir hier unentschieden lassen, ob bei dieser Umgießung, an einem gegebenen Orte, Jemand die Nationalkirche verlassen würde oder nicht; denn in beiden Fällen stieße der Staat ja das altmodische Christenthum von sich, und verbände sich kirchlich mit der neumodischen Schriftgelehrsamkeit, und bliebe da doch ungeschachtet noch irgend ein Ueberbleibsel von altmodischem Christenthum in der Nationalkirche, so hätte der Staat dieses nicht für sich, sondern gegen sich, denn das wäre nicht mit, sondern gegen den Willen beider Theile.

Was nun der Staat bei einem Bunde mit der neumodischen Schriftgelehrsamkeit gewönne, ist schon aus dem obersten Grundsatz derselben klar; denn der lautet bekanntermaßen so, daß die Bibel oder die heilige Schrift die einzige Glaubens-

regel und eine göttliche Lebensregel sey, aber nur von den dazu erzogenen gelehrten Theologen verstanden werden könne, deren Aussage das Volk und überhaupt der Laie, blindlings für den rechten Sinn der Bibel nehmen müsse, wenn er auch das Entgegengesetzte darin fände.

Das ist's, was die Schriftgelehrten nun eine Fortsetzung der Lutherischen Reformation nennen, aber es ist ja offenbar das Gegentheil, ist offenbar ein Krebsgang zurück zur Hierarchie und zum Papstthum. Denn grade aus dem Aberglauben, daß der Lehrstand über Glauben und Gewissen zu herrschen habe, daraus entwickelte sich ja Hierarchie und Papstthum, und daraus muß es sich zu allen Zeiten notwendig entwickeln. Entweder würde nun die Menge des Volks sich in diese Geistesstranzen finden, oder nicht; aber wollte sie es nicht, so wäre ja eine solche Nationalkirche keine Stütze, sondern eine Pest für den Staat, und unterwürfe sich das Volk dem theologischen Papstthum, so wäre der Staat offenbar in den Händen der Theologen, und müßte ihre, wie vormals der Päpste Freundschaft, so theuer erkaufen; als ihnen gefiele. Man denke nur nicht, daß die Schriftgelehrten, wenn sie Alles, was ihnen gefiele, für Gottes Wort ausgeben könnten, unter dem Vorwande, es sey in der Bibel, richtig verstanden, begründet, man denke dann nur nicht, daß sie über dem Glauben zur Seligkeit die äußeren Handlungen oder sich selbst, ihre eigene Ehre und Vortheil, vergessen würden! Nein, im Gegentheil, sie sagen's uns ja selbst, daß es ihnen ungefähr einerlei seyn könne, was man glaube, wenn man nur nicht glaubt, was die Christen von Anfang her geglaubt haben, und daß es mit der Ewigkeit keine Gefahr habe, da der Herr, wenn auch durch ein Fegfeuer, uns Alle selig, Jedweden auf seine Weise, machen müsse, so daß es eigentlich die Handlungen sind und das Leben in dieser Welt und die Ausbildung der Bürgergemeinschaft, nach richtigen, göttlichen Vernunftideen, worauf es ankommt! Es ist also offenbar ein Kirchenstaat nach ihrem Kopfe, welchen die Schriftgelehrten, mit der dunklen Bibel, so wie die Päpste mit der dunklen Tradition, zum Nückenhalt zu realisiren streben wollen, und können denn unmöglich vergessen in ihren Versammlungen (Synoden) vor allen Dingen für sich selbst eine Stellung im Staate zu behaupten, welche ihrem Hallsötter-Ränge entspricht, so wie ihrer hohen Bestimmung: Mittler zwischen Gottes Wort, welches sie nur verstehen, und der Bürgergemeinschaft, welche nur sie heiligen und beglücken können, zu seyn. —

Wollte nun irgend eine Regierung den neuen Päpsten verweigern, was unmittelbar zu ihrer, also mittelbar zur Glückseligkeit der Gemeinschaft gehörte, oder wollte sie ihnen die unumschränkte Gewalt über Kirchengemeinschaft verweigern, welche sie selbst, da sie selbige nach ihrem Kopfe einrichtete, ihnen gegeben hätte, so würde nur die Weltflucht und Gewandtheit, die solchen Schriftgelehrten nie abgeht, erfordert, um die öffentliche Meinung hervorzubringen, daß der Staatszweck unter der gegenwärtigen Verfassung nicht erreicht werden könnte: ein Bann im Schulmeisterstyl, der dieselben praktischen Folgen haben würde, als der der Päpste im Kirchenstyl. —

Glaubt man, daß dies übertrieben ist, so lese man Herrn General-Superintendent Bretschneider's Briefe an einen Staatsmann über das Recht des Regenten, die Theologen abzusetzen, welche gegen die Kirchengesetze lehren, und, darf man drohen, während man das Gesetz wider sich hat, so

kann doch Jeder begreifen, daß man handeln würde, wenn man das Gesetz für sich hätte. —

Es ist nun offenbar, daß nur der, welcher entweder gräulich verblendet ist oder den Staaten alles zeitliche Unglück wünscht, den Regierungen rathen kann, die Nationalkirche nach der herrschenden Schriftgelehrsamkeit umzuschaffen, so meine ich, daß es hier die rechte Staatsklugheit seyn würde, auf eine gelinde Art vorzubeugen, was sonst, der Ordnung der Natur nach, unvermeidlich seyn wird, indem man bei Zeiten die Staatskirche mit Religionsfreiheit reformirt. Dieselben Schriftgelehrten, welche jetzt die Regenten meistern und den Staaten mit einem neuen Papiethume drohen, werden nämlich die unschädlichsten und unbedeutendsten Personen von der Welt seyn, sobald sie das Gepräge verlieren, welches die Regierung, indem sie ihr Wesen in der Nationalkirche duldet, selbst wider ihren Willen ihnen leiht, und die vereinigten Gebete und Bestrebungen der altnordischen Christen werden dieselbe gesegnete Wirkung auf die Bürgergemeinschaft haben, welche sie vormals, wie die Erfahrung von Jahrhunderten bezeugt, gehabt haben, und welche sie immer, wie es in der Natur der Sache liegt, haben müssen, wo sie nicht verworfen werden.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Schweden.) Während wir von allen protestantischen Ländern Europas aus von den Lebensregungen hören, welche seit nahe an zwanzig Jahren stattgefunden haben, namentlich auch von Missionsgesellschaften, an welche sich in vielen Fällen das neuwachende oder erwachende Leben anschließt, kommt aus Schweden uns keine solche Kunde zu. Man darf indeß glauben, daß dies keinen schlechten, sondern einen guten Grund habe — nämlich den, daß von der alten Zeit her in diesem Lande noch so viel Gutes übrig geblieben ist. Es ist in der That merkwürdig, welcher Unterschied zwischen Dänemark und Schweden in Bezug auf den alten frommen Glauben statt findet. Während das erstere dieselbe Laufbahn durchwandelt ist wie Deutschland, und der herrschende Geist entweder der rationalistische oder ein son vermittelnder ist, hat in Schweden sich größtentheils der alte Glaube erhalten, und in Lund und auch in Upsala kräftige Vertheidiger gefunden.

Da wir nun aus Schweden so selten etwas von dem gegenwärtigen religiösen Zustande vernehmen, wollen wir hier einen Brief mittheilen, welcher von einem Nichttheologen aus Gothenburg an einen Freund in London geschrieben worden ist; er ist vom Mai d. J. datirt.

„Was die äußerlichen Verhältnisse bei uns anlangt, so bin ich so glücklich sagen zu können, daß in unserem geliebten Vaterlande wir Friede und Ruhe genießen, und es uns vergönnt ist, ohne Störung uns in unserem heiligen Glauben zu erbauen, was in der That ein großer Vorzug ist in diesen stürmischen und unsicheren Zeiten; möchten wir dankbar genug seyn, diese Vorzüge noch zu erhöhen! Es sind so Manche unter uns, die der Sache der Mission sehr geneigt sind, aber es ist sehr zu beklagen, daß, im Allgemeinen und mit verhältnismäßig nur wenigen Ausnahmen, über diesen Gegenstand große Unwissenheit unter unseren Landsleuten herrscht. Die Schuld davon liegt einzig in dem Mangel der Verbreitung darauf sich beziehender Kenntnisse durch die Presse. Seitdem der Prediger

Johann Wätterdahl Stockholm verlassen,*) hat die Wochenchrift: „Nachrichten über den Fortgang des Evangeliums“ ausgeht, die auf eine höchst anziehende Weise mehrere Jahre hindurch Nachrichten über das Missionswesen mittheilt. Wir fühlen sehr den Mangel einer Zeitschrift dieser Art; die ausschließlich bestimmt wäre, Unterricht über Mission und Religion zu verbreiten; in keinem der verschiedenen Journale für politische, wissenschaftliche und andere Gegenstände können solche Mittheilungen eine Stelle finden. Ich zweifle nicht, daß, wenn einmal ein geeigneter und schöner Anfang gemacht wäre, wir bald hinreichende Aufmunterung finden würden, eine solche öffentliche Bekanntmachung fortzusetzen, ungeachtet der mannichfaltigen Schwierigkeiten, die beim ersten Anblick und aus verschiedenen Ursachen sich einem Unternehmen dieser Art in unserem Lande entgegenstellen. Auch darf ich um so mehr diese Hoffnung unterhalten, da ich Ihnen das erfreuliche Ergebnis mittheilen kann, daß hier bereits eine Missionsgesellschaft sich gebildet hat, die, obwohl noch in ihrer Kindheit, dennoch als Sammelpunkt dienen kann für Alle, welche den Erlöser und seine Sache lieb haben. Es ist dies die erste freiwillige Vereinigung dieser Art in Schweden. Bei der Feier des letzten Jubiläums geschah es, daß der Prediger Ephraim Stare seine frommen Wünsche verwirklicht sah durch die Bildung dieser Gesellschaft, zu der sich mit Freuden eine gute Anzahl christlicher Freunde mit ihm verband, welche sich für die neue Anstalt unterzeichneten. Freudig kann ich hinzufügen, daß der Hochwürdigste Dr. Wingård, unser trefflicher Bischof, die Gerechtigkeit gehabt hat, die Gesellschaft seines Beistandes und seiner aufrichtigen befördernden Theilnahme zu versichern. Ihr ergiebigster Freund ist ausersichen worden, das Amt eines wirklichen Sekretärs zu verwalteten. Insofern eine solche Gesellschaft unter uns etwas ganz neues ist, und unser Volk an Unternehmungen der Art nicht gewöhnt ist, werden Sie leicht begreifen, daß wir bis jetzt nur wenige Fortschritte gemacht haben, und daß nothwendig erst einige Zeit vergehen muß, bevor wir zu einer gewissermaßen angemessenen Organisation und Durchbildung einer solchen gelangen können; es kann dies nur stufenweise geschehen, und unser Werk ist erst vorbereitend. Bis jetzt haben wir fortgesetzt durch gelegentliche kleine öffentliche Bekanntmachungen unsere Landsleute über Gegenstände der Mission aufzuklären und zu unterrichten, und somit die heilige Flamme anzufachen, die in dem Herzen so Mancher sich entzündet hat. Die Mitglieder der Gesellschaft haben eine öffentliche Versammlung den ersten Montag jeden Monats, wo sie sich vereinigen, den Herrn anzusehen, daß er seinen Geist ausgieße über sie selbst, über unser Land und die ganze Welt, daß sein Reich kommen möge und der Heiland sehen möge das Werk seines Geistes und es ihm gefallen möge.“

„Unsere Stadt ist noch immer gesegnet mit gläubigen Dienern des Wortes Gottes. Der Bischof predigt oft und mit Ealsung. Der Prediger Paulsen, Kaplan an der Domkirche, ist ein sehr thätiger Diener des Evangeliums, dessen Predigt und katechetische Uebungen mit den jungen Leuten, jeden Sonntag nach der Nachmittagskirche, sehr gesegnet sind. Dasselbe läßt sich auch von den Bemühungen mancher anderer frommen und andächtigen Männer sagen, die das geistliche Amt bei uns bekleiden. Ich bin, theurer Herr, Ihr W. D.“

*) Dem Prediger Wätterdahl gebührt mit Recht die Ehre, der Stifter und Gründer der religiösen Gesellschaft in Stockholm genannt zu werden, die in Schweden unter dem Namen Evangelische Gesellschaft bekannt ist. Sie begann ihre Wirksamkeit im Jahre 1803 während des damaligen schweren Krieges zwischen Schweden und Rußland, von dessen Schrecken und Leiden dieser gläubige Diener Christi als Prediger bei der Königl. Schwedischen Admiralität Zeuge war. Von 1803 — 1822 vertheilte die Schwedische Traktatgesellschaft an zwei Millionen Erbauungsschriften in Schwedischer, Finnischer und Norwändischer Sprache. Zu einem Refektor nach Ningsland, in der Nachbarschaft von Norrköping, befördert, verließ Wätterdahl Stockholm im Jahre 1823. Er war, wenn nicht einziger, doch Hauptherausgeber der „Nachrichten“.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 29. August.

N^o 69.

Soll die Lutherische Reformation wirklich fortgesetzt werden?

Von Grundtvig.

(Schluß.)

Wir wissen es nämlich sehr wohl, daß wir, selbst mit der wärmsten christlichen Predigt und dem leuchtendsten christlichen Exempel, keine Heiligen zu Hunderttausenden schaffen können, aber wir wissen es auch, und die Geschichte bestätigt es mit uns, daß, wo ein Tausend ganz von dem lebendigen Gotteswort, welches ewig währet, gerührt wird, da werden mehr als Hunderttausend so viel davon ergriffen, daß sie wenigstens gute, nützliche, fleißige, ruhige Bürger und treue Unterthanen werden; und ist das zu allen Zeiten ein nicht zu berechnender Staatsgewinn, so besonders in unseren Tagen, unter einer Vöhrung, ja unter einem geistigen Erdbeben, das allen Gebäuden mit Einsturz droht, und sicher Alle umstürzen wird, mit Ausnahme der Felsen-Festung, die auf Sein Wort, der Himmel und Erde schuf und durch die Hand des Menschensohnes, der das Scepter der Gottheit führt, erbaut ist, Alle außer dieser, und denen die sie beschützt, die ihr Hauptmann dort oben befehlet, und seine Streiter erweckt, sie mit dem Schwerdt des Geistes zu vertheidigen, welches Fleisch wie Luch schneidet, ja, die rechte Klinge ist, welche Mühlsteine selbst bis zu dem Auge spaltet! —

Kann man's nicht sehen, oder will man nicht, daß die aräulichste Plage der gegenwärtigen Zeit, das unbedingte Trachten nach Auflösung und Umgießung, es werde besser und schlechter, daher kommt, daß Wenige einen lebendigen Gott und noch Wenigere eine lebendige Hoffnung, die höher als die Erde ist, haben, und man wird daher von Unruhe, Mißmuth, Argwohn, Mißbergnügen und Furcht, wie von Furien, blind getrieben, mit der eiteln Hoffnung, daß doch vielleicht das Zukünftige, wenn Alles verändert würde, erträglicher werden könnte, als das Gegenwärtige! O, welche Dürstigkeit, sie nenne sich wie sie wolle, und welcher aufrichtige Volksfreund, er glaube was er kann, müßte nicht wünschen, daß in jeder Kirche nur ein altväterlicher christlicher Prediger stände, mit Glauben und Geist und Salbung, so wie mit dem mächtigen Wort, welches Augen erleucht-

et und Seelen belebt, und den versammelten Schaaren auch nur einen Funken von dem heiligen Feuer eingießen könnte, welches die Seele über den Augenblick erhebt, auch nur einen Tropfen von dem Fluß des Lebens, welcher das Herz weh stillt und Frieden schafft! Was war sie nicht werth in der Münze, die selbst Heiden schätzen können, eine lebendige, durchdringende, altmodische, christliche Predigt über das Wort: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gotte, was Gottes ist! aber das ist der Jammer, nicht für uns Christen, welche feststehen, wenn auch die Erde wie ein Segel geht, und die Berge im Meere vergehen, ja, die nur von hier fliegen, wenn die Sterne fallen, nein, sondern der Jammer für Staaten und Reiche, daß die Predigt sich nicht halten, die heilige Zuflucht in der Kirche von Gram und Kummer sich nicht finden läßt; so lange die altmodischen Christen seufzen müssen, daß es ihnen in allen Gliedern kracht, über den Gräuel, daß sie zu einer Kirche gerechnet werden, wo ihr Herr verläugnet und ihr Glaube verworfen wird, und über das Elend, daß die Kinder der Christen weit und breit unter dem Joch ungläubiger Schriftgelehrten sind, die Schlingen legen für die Kleinen, die an den Herren glauben, ohne zu bedenken, was er gesagt hat, sie möchten lieber wünschen, es wäre ein Mühlstein um ihren Hals gebunden, und sie in die Tiefe des Meeres gesenkt. —

Sieh, deshalb wollte ich noch einmal meine Stimme erheben, so weit als ich vermag, um wahrlich mehr die Sache des Staats als der Kirche zu reden; denn laß die für die Kirche zittern, welche glauben, daß sie ihre Pfeiler sind, ich bin ruhig, weil ich weiß, daß ich nicht ihr Rückhalt bin, sondern sie der meinige ist, und ich fühle, daß sie unbeweglich feststeht; aber ich liebe mein irdisches Vaterland, und es erhebt sich so lieblich auf dem Meer der Zeit, wie die schönsten Küsten Seelands am Belt und Sund, und ich würde daher untröstlich seyn, wenn ich nicht Alles thäte, was ich könnte, um Erdbeben und Stürme im Namen des Herrn zu beschwören, so daß sie außen um die freundlichste Herberge des Friedens, der Milde, der Ehrlichkeit und des Rechts gehen möchten! Aber mein Mund ist gebunden, seitdem er vergebens wider die Uebertretung des Gesetzes in der Kirche redete, und damit ist mein Stillstehen hinreichend entschuldigt. —

Schlußwort der Redaction.

Wir haben uns über den Gegenstand dieser Abhandlung schon so oft ausführlich ausgesprochen, daß es unnützig seyn würde, wenn wir hier im Einzelnen darlegen wollten, wie weit wir mit den Ansichten des verehrten Verfassers übereinstimmen und wie weit nicht. Dies würde außerdem auch mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft seyn, da dieselben weniger in scharfer Auffassung und consequenter Durchführung der Gedanken bestehen, als in lebendiger Auffassung und Darstellung und in einer Menge einzelner Lichtblicke. Also nur so viel. Wir sind von Herzen dem Separatismus und dem Streben nach Herstellung einer vollkommen reinen Kirche feind, vorzüglich aus dem schon von Bengel in dem Abriß der Brüdergemeinde so trefflich durchgeführten Grunde, weil wir hierin ein verwerfliches Herübergreifen aus dem Reiche der Gnade in das Reich der Herrlichkeit, ein Machenwollen dessen, was nach der Schrift der Herr geben will, wenn es ihm Zeit dünkt, erblicken. Eben deshalb können wir es nicht billigen, wenn der verehrte Verf. die Herbeiführung einer Kirchentrennung als absolute Pflicht der Gläubigen in der gegenwärtigen Zeit darstellt. So lange die Sachen so stehen, wie es jetzt doch fast durchgängig der Fall ist, so lange die reine Lehre noch ihre öffentliche Geltung hat, und eben deshalb jede Abweichung von derselben ein Unrecht ist, wenn es auch nicht als solches bestraft wird, so lange die Gläubigen nicht genöthigt werden zu thun, was ihrem Gewissen zuwider ist, so lange man die Diener des Evangelii in ihren Aemtern läßt, und diejenigen, die in dem Weinberge des Herrn arbeiten wollen, nicht von demselben ausschließt, müssen wir — dies ist unsere Ansicht — das Heil der Stadt suchen, und für sie beten und arbeiten, bis der Herr die Gefangenen Sions zurückführt. Wir dürfen nicht verderben, worin ein Segen ist. Anders würde sich freilich die Sache stellen, wenn und wo ein doppelter Fall eintrete. Man setze den Fall, in irgend einem Lande würde ein Glaubensbekenntniß zur öffentlichen Geltung erhoben, wie das, welches der Herr General-Superintendent Möhr zum Schlusse seiner Schrift: Grund- und Glaubenssätze der Evangelisch-Prottestantischen Kirche. Neustadt 1832, in den Worten zusammengefaßt hat: „Es gibt einen wahren Gott, dem, als dem vollkommensten aller Wesen; als dem Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, und als dem Vater der Menschen von Seiten dieser die tiefste Verehrung gebührt. — Diese Verehrung leisten sie ihm am besten durch thätiges Streben nach Tugend und Rechtschaffenheit, durch eifrige Bekämpfung ihrer sinnlichen Triebe und Leidenschaften und durch redliche, dem Beispiele Jesu angemessene Pflächtersfüllung. — Bei dem Bewußtseyn derselben können sie sich in irdischer Noth des väterlichen Beistandes Gottes, in dem Gefühle ihrer sittlichen Unwürdigkeit seiner Gnade und Erbarmung und im Augenblicke des Todes eines besseren und seligen Lebens getrösten.“ Man setze, sagen wir, den Fall, daß eine solche schmählige Verläumdung des Herrn, ein solcher Abfall, tief unter das Judenthum und den Muhamedanismus, ein solcher Gräuel der Verwüstung, um kurz zu seyn, und doch Alles zu sagen, irgendwo, sey es in einem Königreiche, oder in einem Herzogthume, oder in einer Grafschaft, kirchlich sanctionirt würde, und somit Niemand der Schrift glauben und das Evangelium verkündigen dürfte, ohne dasselbe Unrecht zu begehen, dessen sich jetzt die Nationalisten schuldig machen — wer könnte dann wohl zweifeln, daß es die Pflicht der Gläubigen in diesem Lande sey,

aufzusehen wie ein Mann, auszugehen aus Babel, trotz aller Schmach und Verfolgung, und sich lieber in Wäldern und Höhlen zu versammeln, als in den geschmückten Tempeln des Fürsten dieser Welt. Wer in solchen Falle hinter sich sehen wollte, der sehe zu, daß es ihm nicht ergehe wie dem Weibe Lot's. Die Kirche auf Erden, die Gemeinde der Gläubigen würde ihn aus ihrer Mitte ausschließen, und was sie gebunden, würde auch im Himmel gebunden seyn. — Der zweite Fall ist leider nicht mehr ein bloß möglicher; er ist in einer gewissen Gegend Deutschlands, wenigstens dem Anfange nach, ein wirklicher geworden. Zwar hat man es nicht gewagt, die Lehre des Evangeliums öffentlich abzuschaffen; aber man geht systematisch darauf aus, ihre Verkündung und ihre Verbreitung zu hindern. Die kirchliche Behörde verbietet Bibelsunden, die von öffentlich verordneten Dienern des Wortes gehalten werden, Jedem zugänglich, ohne einen einzigen hervorgehobenen Mißbrauch, vielmehr mit sichtbarer Bewährung, durch die Kraft zur Erneuerung und Heiligung, die Viele darin gefunden; sie thut alles Mögliche, um die Missionsvereine in ihrer Wirksamkeit zu stören, sie zu verdächtigen, von der Theilnahme an ihnen abzuschrecken. In diesem Falle ist nun, anders wie bei dem ersten, zunächst Geduld vonnöthen. Es kommt darauf an, daß man, ohne sich in etwas hindern zu lassen, was man durch unbefangene Untersuchung als von Gott geboten erkannt hat, zusehe, ob das Uebel vielleicht nur ein vorübergehendes sey, ob nicht bei der höchsten Behörde Hülfe zu finden sey gegen das, was die niedere sich durch Mißbrauch ihrer Gewalt angemast hat. Wird diese Erwartung nicht befriedigt, dann lieber Alles aufgeopfert und erduldet, als ferner in einer so ausgearteten Kirche geblieben. — Ein besonderes Verdienst hat sich der verehrte Verf. in diesem Aufsatz, wie schon in mehreren anderen dadurch erworben, daß er die Nothwendigkeit der Gewährung der Religionsfreiheit auf eine so einleuchtende Weise dargethan. Zu keiner Zeit ist das Bedürfniß derselben, in Deutschland wenigstens, dringender gewesen als in der jetzigen. Wer möchte die Schuld auf sich nehmen, es den Nationalisten zu erschweren, ehrlich zu seyn? Und auf der anderen Seite, die Anhänger der Christenlehre haben das unbestreitbare menschliche Recht, aus dem bisherigen kirchlichen Verbande herauszutreten, wenn wir es auch aus höheren Rücksichten nicht für zulässig halten, daß sie sich dieses Rechtes bedienen, auch von den allgemeinen Menschenrechten abgesehen, schon deshalb, weil ja die Kirche, der sie bisher angehört haben, eine wesentliche Veränderung dadurch erlitten, daß in ihr jede Aussicht über die Reinheit der Lehre weggefallen, daß Katheder, Behörden, Kanzeln zum großen Theil mit solchen besetzt sind, welche niederreißen, so viel an ihnen liegt, was sie bauen sollen. Irren sie nun darin, daß sie das noch Geliebte nicht nach seinem wahren Werthe anschauen, so ist das ihre Sache, die sie mit Gott und ihrem Gewissen abzumachen haben. Ihre äußerlich rechtliche Verpflichtung, Mitglieder eines Vereines zu bleiben, dessen Grundlagen wesentlich verändert worden, wird niemals Jemand, sey er Theologe oder Jurist, auch nur scheinbar beweisen können. Auf die muthmaßlichen Folgen aber, die alleine sie zu verantworten haben, sehen, wo das Recht spricht, das heißt, einen Eingriff in Gottes Rechte thun, der allein auf die Folgen zu sehen hat.

Gellert ein Mystiker.

Es ist ein nicht seltener Vorwurf, welcher den Gläubigen dieser Tage gemacht wird, daß sie so hochmüthig und ausschließend seyen, selbst einen Gellert als einen Unerweckten zu verwerfen. Allerdings hat auch Schreiber dieses zuweilen Diesen und Jenen von Gellert's Frömmigkeit geringschätzig sprechen hören. Wer möchte aber auch läugnen, daß derjenige, welcher diesen Mann nur aus seinen moralischen Vorlesungen, seinen Schauspielen u. dgl. kennen gelernt hat, wohl Veranlassung habe, zu bezweifeln, ob seine Frömmigkeit so recht auf den Mittelpunkt des christlichen Glaubens und Lebens gegründet gewesen sey. Anders ist es aber schon mit Gellert's geistlichen Liedern, in denen doch wohl nicht leicht Jemand den wahren, christlichen Glaubensgeist verkennen wird, trotz den aus dem Sprachgebrauche der Zeit entlehnten Schlagworten der Tugend, Vernunft u. s. w. Noch anders wird aber urtheilen müssen, wer da weiß, wie dieser Liederfänger gelebt hat und gestorben ist. Vieles von der Mattheit und Kraftlosigkeit, die sich in Gellert's Ansichten kund gibt, wird man dann auf Rechnung seines von Natur friedliebenden Gemüths und seines beständig stichlichen Körpers zu setzen geneigt seyn, daneben aber unmöglich verkennen können, wie viel die Gnade in diesem Manne gewirkt hat.

Diese Ueberzeugung wird durch zwei schöne Briefe des seligen Mannes bestätigt, die uns unter der Aufschrift: Gellert ein Mystiker in Nr. 145 ff. des Sachsenspiegels mitgetheilt worden, zugleich mit einer schönen Beschreibung seiner letzten Stunden und seines leidenvollen aber auch glaubenvollen Endes. Die Briefe sind folgende:

Gellert an Häfeler.

Liebster Häfeler! Als ich heute, am grünen Donnerstage, in den Gedanken der feierlichsten Handlung der Religion, die ich eben verrichtet hatte, nach Großhofen's Garten ging, kam mir vor demselben ein Briefträger mit dem Briefe an den sel. Schmeichler entgegen. Ich erblick ihn mitten auf dem Wege, las, erschrock, las ihn noch einmal, sah gen Himmel, und konnte weder beten noch weinen. Aber ich ging zurück in mein Haus; und nun habe ich das Erste, und ich denke, auch das Andere gethan. Also stehen Sie, mein theuerster Freund, nahe an den Pforten der Ewigkeit? Gott, der barmherzige Gott, stärke Ihre fromme Seele im Glauben zum ewigen Leben, und lasse die Tage, oder Stunden, die er Ihnen noch auf Erden bestimmt, zu Stunden der Standhaftigkeit im Leiden, zu Stunden des Trostes und der Freude in Gott, Ihrem Heilande, und für die, die um Sie sind, zu lehrreichen Stunden werden! O wie glücklich, wie überglücklich sind Sie, bester Freund, daß Sie freudig und selig zu sterben durch Religion gelernt haben! Ihr Brief, den ich jetzt vor mir habe, Ihr Brief voll Christenthum und Ergebung in den göttlichen Willen, ist Ihre größte und rühmlichste That auf Erden, und er soll nicht von mir kommen. Sie thun noch, indem Sie sterben, einem Manne Gutes, der schon vor Ihnen zu Gott gegangen ist, und da für seine Wohlthäter betet. Sagen Sie ihm in der Ewigkeit bereinst, daß Ihre letzte Wohlthat, die ihn nicht mehr gefunden, durch meine Hände andere Arme erquickt hätte. Ach liebster Häfeler, ich weine und umarme Sie im Geiste, und segne Sie mit Wünschen der Liebe, und erbaue mich aus Ihrem Briefe, an Ihrer Gelassenheit, und Ihrem Glauben. Ja, es gehört zu den Wohlthaten des heutigen Tages, daß ich Ihren Brief erhalten. Ich soll an meinen Tod denken, indem ich den Ihrigen fühle; ich soll für Sie beten, und mich zum

Beweise der Liebe der Religion, über Ihre Seligkeit freuen, an dem Gedächtnistage der Leiden des Sohnes Gottes erfreuen, der die Auferstehung und das Leben, der ewig unsere Gerechtigkeit, und im Tode allein unser Trost und unsere Stärke ist. Vor wenigen Tagen las ich in einem gedruckten Schreiben des Dr. Young eine Nachricht von dem Tode des großen Addison, die mich ganz entzückt und zugleich gedemüthigt hat. Als er auf seinem letzten Lager die Aerzte aufgegeben, und sich allein zu Gott seinem Erlöser gewandt hatte, befahl er, daß man einen seiner jungen Anverwandten rufen sollte. Er kam, Addison lag ruhig und schwieg. Ich komme, sagte der Jüngling, Ihre letzten Befehle zu hören, die ich heilig erfüllen werde. Was haben Sie mir zu befehlen? Nichts, versetzte Addison. Sie sollen sehen, in welchem Frieden ein Christ sterben kann. — Und bald darauf starb er. Ihr Ende, wenn es Gott beschloßen hat, gleiche dem Ende dieses frommen Mannes, und meines sey selig in Christo, wie das Ihrige!

Gellert an N.

Ich denke so oft an Sie, ja ich bete selten für mich, ohne zugleich für Sie zu beten; warum sollte ich also nicht auch oft an Sie schreiben, da ich Zeit genug übrig habe? Es ist wahr, daß sich mein Unvermögen auch bis auf die Briefe erstreckt; aber um diesem Unvermögen nicht nachzugeben, will ich lieber schreiben, um Ihnen, wo nicht durch den Brief, doch durch meine Ueberwindung ein Vergnügen zu machen. Meine Umstände sind fast eben diejenigen, in denen Sie mich letzters verlassen haben, und ohne klagen zu wollen, sage ich ihnen, daß ich viel leide, viel, das weiß Gott. Aber ich suche mich mit dem Troste seines Wortes zu beruhigen, mich zu stärken, wenn ich schwach werde, und zu hoffen, wo nichts zu hoffen scheint. Niemals habe ich vielleicht so sehr empfunden, wie wenig der Mensch ohne den beständigen Einfluß der göttlichen Gnade vermag, als in diesem Jahre, und ich lerne David's Bekenntniß verstehen: Wenn dein Wort nicht wäre mein Trost gewesen, so wäre ich vergangen in meinem Elende. Ich lerne die Worte Römer 9. verstehen. So liegt es nun nicht an Jemandes Willen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. Er muß uns Kraft geben, unser Elend und Verderben lebendig zu erkennen und zu fühlen, und Kraft, seine freie Gnade in Christo zu glauben, und ohne alle unsere Würdigkeit und vielmehr als die Unwürdigkeit, uns zuzueignen, unser Gewissen dadurch zu beruhigen und im Glauben an diese seine Gnade, an die Vergebung aller unserer Sünden um Jesu Christi willen, uns mit Liebe und Vertrauen zu ihm, mit der Hoffnung des ewigen Lebens und mit Lust und Kraft zum Guten und einem heiligen Abscheu vor allem Bösen zu erfüllen. O liebster N., wie sehr sollte ich Gott bloß für die Wohlthat danken, daß ich einen Freund an Ihnen habe, mit dem ich so christlich reden und durch dessen Beispiel ich mich erwecken und trösten kann. Ja, des Menschen Herz ist ein trogiges und verzagtes Ding. Wenn Gott es demüthigt, und zur besseren Kenntniß sein selbst, seiner Sünden, seiner bösen Neigungen und seines Unvermögens, sich selbst zu heiligen, bringen will: so flieht dies Herz zu seinen eigenen Bemühungen, sich zu helfen, und sich vor Angst durch Thranen und Gebete, durch Lesen und Studiren, durch gute Werke, durch mühsame Ensamkeit zu befreien, und Gott zu bewegen, ihm das Verdienst des Erlösers deswegen zu Gute kommen zu lassen. Luther sagt an einem Orte: Wenn der Glaube rein und ungefärbt bleibt, ruhet und gründet er sich nicht auf mich selbst, noch mein Thun, daß mir Gott darum sollte gnädig seyn, wie der falsche Heuchelglaube thut, welcher mengt in einander Gottes Gnade und mein Verdienst, ob er auch wohl die Worte behält von Christo, aber doch des Herzens Zuversicht setzet heimlich auf sich selbst, also daß es nur eine angestrichene Farbe ist. — Das hebe an und versuche es, wer da will, so wird er sehen und erfahren, wie trefflich schwer es sey,

und wie sauer es wird, daß ein Mensch, der sein Lebtag in seiner Werkbeiligkeit gesteckt, sich herauschlinge und mit ganzem Herzen erhebe durch den Glauben in diesem einzigen Mittler. Ich habe es nun selbst schier zwanzig Jahre gepredigt, daß ich sollte herauskommen seyn; noch fühle ich immerdar den alten anlebenslichen Unstath, daß ich gern mit Gott so handeln wollte, und etwas mitbringen, daß er mir seine Gnade für meine Heiligkeit müßte geben, und will mir nicht ein, daß ich mich fogar soll ergeben auf die bloße Gnade, und muß doch nicht anderes seyn. — Wie bewundere ich den seligen Luther in seiner biblischen Weisheit, in seiner freimüthigen Aufrichtigkeit und großen Demuth; und wie sehr fürchte ich, daß Gott oft ein erwacktes Herz, das sich aber selbst helfen will, nicht anders von seinem Irrthum und heimlichen Unglauben heilen, und zur Erkenntniß seines großen Elendes bringen kann, als wenn er es einige Zeit durch Entziehung seiner Gnadenkräfte sich selbst, seiner Weisheit und Stärke, das ist, seiner Thorheit und Schwachheit überläßt. Alsdann fühlen wir, wie viel Böses noch in uns wohnet; und wie selbst die Leidenschaften und Neigungen, die wir am gewissen und seit vielen Jahren besiegt zu haben glaubten, noch in uns da sind, und nach der Herrschaft streben. Alsdann fühlen wir bei den Anklagen unsers Gewissens, wie wenig wir seine Unruhen stillen können, und wie nicht unsere Lebensbesserung, sondern das göttliche und unendliche Verdienst unseres Erlösers der Grund unserer Gnade bei Gott allein, ganz allein seyn, und wie uns Gottes Geist durch den Glauben umbilden, heiligen und gestroft machen muß. — Lieber N., ich habe viel geschrieben, möchte ich doch etwas Gutes für mich geschrieben haben! —

Und wie leben Sie denn? Mein Herz sagt mir's, daß Sie glücklicher leben als tausend andere Menschen. Ich bitte Gott darum, bitte, daß er mich diesen Tag, so schwer er auch seyn mag, geduldig und voll Hoffnung wolle zubringen, und nicht so kleinmüthig seyn lassen. Wer einen Gott zum Erlöser und Helfer hat, sagte Eramer einstens zu mir, der soll nicht traurig seyn, wenigstens es nicht bleiben.

Man kann denken, daß die Mittheilung eines solchen Auktors unter dieser Aufschrift in einer Zeitschrift wie der Sachsenpiegel zu manchem Leser kein geringer Anstoß gewesen seyn muß. Die Thatfache, daß Gellert, der den Sachsen so verehrte Gellert, wirklich sich so geäußert habe, in diesem Glauben an den Gekreuzigten gelebt habe und gestorben sey, ließ sich aber doch nicht läugnen — was sollte man thun? Schimpfen und — lügen! — In Nr. 148 derselben Zeitschrift erschien folgender Artikel:

An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.

„Diese Evangelischen Worte möchte man jetzt unaufhörlich Allen zurufen, welche in Gefahr kommen, auf Irrwege in Religionsachen geleitet zu werden, besonders aber Allen, welche sich nicht stark genug fühlen gegen die Vorspiegelungen und Verführungen der Mystiker. Für sie enthalten die obigen Worte eine sichere Richtschnur, und ihre Anregung wird sie stets zu der sicheren Entscheidung bringen: wer ein Mystiker war und ist, und sie unter Anderem überzeugen, daß Gellert kein Mystiker, und daß dieser Name, auf ihn angewendet, zur Blasphemie wird. Die Mystiker handeln können, das möge der mit seinem Beispiele bezeugen, welcher als Einer der Choragen im Mysticismus betrachtet zu werden pflegt, der bekannte hallische Professor Franke. In einer Lebensbeschreibung des großen Philosophen Christian von Wolf, welcher am 8. November 1723 aus dem Preussischen Staate verbannt wurde, heißt es: „Einen merkwürdigen, aber besagtenwerthen Beweis, wie auch die edelsten (?) Gemüther, wenn sie Andere von der Richtschnur ihres Glaubens abweichen sehen (Unbuddsamkeit und Ver-

fehrungssucht ist das erste Erkennungszeichen der Mystiker), oder ihre Rechtgläubigkeit gefährdet wähen, zur Unbuddsamkeit (und zu noch viel Schlimmerem) verleitet werden, gibt der wahrhaft fromme (???) und sonst, sanftmüthige Professor Franke. Dergleichen dieser selbst im Jahre 1691 um ähnlicher Veranlassung willen (der Lehre wegen) seines Amtes entsetzt und ihm dabei befohlen war, binnen 48 Stunden die Stadt Erfurt und ihr Gebiet zu räumen, und also aus eigener Erfahrung eine solche Lage (eines Verbannten) beurtheilen konnte, beträt er doch am folgenden Sonntage (nach Wolf's nothgedrungenener Entfernung) die Kanzel und sah die plötzliche Verbannung des Philosophen als eine Erhöhung seines Gebetes an, und da eben der Evangelische Text von dem Grauel der Vermüstung handelte, und Franke das Wehe über die Schwangeren und Säugenden auslegte, übte er gegen die unschuldigen, in hochschwangerem Zustande zurückgebliebenen Gattin des verfolgten Collegen eine mehr als barbarische Schonungslosigkeit, die allgemein mißfiel, und allgemein mißfallen mußte, denn er verfluchte mit den gräßlichsten Exekrationen, was von der zurückgebliebenen „Wölfin“ würde geboren werden, bis in's dritte und vierte Lied. — Das ist nach achter Mystiker Weise gehandelt! Nach siebzehn Jahren zog Wolf im Triumph wieder in Halle ein. Die „Calina“ würde mit — ich weiß nicht gleich — wem? sagen: „Tandem bona causa triumphat,“ d. h.: das Rechte siegt endlich, wie im Gerichtshof, so in der Kirche und im Hosianna.“

Es ist bekannt, daß das Märchen, was uns der Berichterstatter hier aufstift, nichts als eine Klatscherei ist, welche, wenn wir nicht irren, Gottsched zuerst öffentlich gemacht hat. Der selige Dr. Knapp in Halle hat aus dem Archive des Waisenhauses, wo sämtliche Predigten Franke's ganz getreu nachgeschrieben aufbewahrt werden, die Unwahrheit jenes gehässigen Gerüchts erwiesen. — Doch zur Charakteristik des Zeitgeistes folge hier noch ein zweiter Unfall, der in demselben Blatte jenen unschuldigen Aufsatz getroffen hat, und der noch mehr die Ohnmacht der Wuth gegen die Evangelische Wahrheit zeigt:

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen, Und das Erhabne in den Staub zu ziehn.“

So hast denn auch Du, ehrwürdiger frommer Gellert! in Deiner stillen Gruft, die Deine heilige Asche seit fast 63 Jahren umschließt, nicht Ruhe vor der Lasterzunge, die jenen Ausspruch eines Schiller im vollsten Umfange rechtfertiget! Fast ist's nicht zu glauben, daß ein Mann, wie Gellert, dessen Leben, Lehren und Beispiel ein ununterbrochenes Muster der wahrsten, reinsten, vernünftigsten Religion und ächter Frömmigkeit gewesen, dessen Andenken von Tausenden und aber Tausenden noch gesegnet wird, dessen Beispiel noch jetzt ermunternd fortwirkt; dessen Schriften, so lange wahre Bildung, Religion und Frömmigkeit bestehen werden, nimmermehr zu Schanden werden können; daß ein Mann mit solchen Verdiensten, nach so langen Jahren unangefochtenen Ruhms, eine so schändliche, lügenhafte Verläumdung erfahren konnte!

Zweifelhaft ist's zwar, ob bei jener Behauptung die Herabwürdigung Gellert's oder die Erhebung und Empfehlung des Mysticismus als Zweck galt (denn wenn das Mysticismus ist, so sollten wir Alle Mystiker werden). Unzweifelhaft aber ist's, daß die angeführten Briefe so wie die erzählten Lebensumstände auch so ganz der entferntesten Beweisraft entbehren, daß man nicht anders als mitleidig auf die traurige Beschränktheit des Kopfes blicken kann, der solche Darinnen zu finden meinte u. s. w.“

In dieser Weise geht das Gewäsche fort, zum traurigen Zeugniß, daß es eine Verhartung des Willens gibt, gegen welche alle Beweise nichts ausrichten, indem er seine letzte Waffe im ohnmächtigen Schimpfen sucht.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Samstag den 1. September.

N^o 70.

Die Zukunft des Herrn nach Matthäi E. 24.

Wer den Herrn lieb hat, der hält seine Zukunft für nahe; denn was man wünscht, das hofft man; nur der ungetreue Knecht spricht: Der Herr verziehet zu kommen; der Ungläubige: Wo ist die Verheißung seiner Zukunft? Während diese Erwartung aber in früheren Zeiträumen mehr dem sich sehnenden Herzen angehört, läßt sie sich in der unsrigen vollkommen auch vor dem prüfenden Verstande rechtfertigen. Daß die Kennzeichen der Zukunft des Herrn, welche er selbst uns angegeben, jetzt schon in einem Grade vorhanden sind, wie noch nie, läßt sich nicht läugnen; eben so wenig, daß das noch nicht seinem ganzen Umfange nach Vorhandene den Keim seiner Vollendung in sich trägt, und daß diese Vollendung von Tag zu Tag fortschreiten muß. Können wir auch Zeit und Stunde nicht bestimmen, muß erst der Erfolg uns lehren, wie schnell diese Vollendung erfolgen wird, so können und sollen wir doch, da der Zweig schon saftig geworden und Blätter gewonnen hat, wissen, daß der Sommer nahe ist. Dies Wissen ist für uns von unendlicher Wichtigkeit. Wie sollten wir nicht unseren Eifer in der Wachsamkeit verdoppeln, wenn wir wissen, daß der Herr in jeder Stunde kommen kann! Wie sollten wir nicht Acht haben, daß das Öl des heiligen Geistes unseren Lampen nicht gebreche! Wie nicht mit dem anvertrauten Pfunde wuchern! Wie nicht sehen, daß das Feuer der thätigen Bruderliebe in uns nicht erkalte, wenn der herannahet, der da gesprochen: Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan! Wie ganz anders müssen wir von den Ereignissen der Gegenwart berührt werden, wenn wir in der lebendigen Erwartung der Zukunft des Herrn stehen, als ohnedem! Was uns sonst ganz und gar niederdrücken würde, das wird nun, neben dem Schmerze, der nie in uns schwinden soll, uns, denen Abraham's Empfindungen bei dem bevorstehenden Untergange von Sodom und Gomorpha zur Nachahmung vorgestellt sind, Grund zur Freude. Jede Aeußerung des Unglaubens, der die Kirche Christi verwüftet, jedes Hervortreten seiner Folgen, erhebt unseren Blick zu den Wolken, auf denen er dereinst als Richter erscheinen wird; bei keinem allgemeinen Wehe erliegen wir; denn wir wissen, daß es zu den Geburtsschmerzen einer besseren Welt gehört; je

mehr diese Erde veraltet, desto frischer wird unsere Hoffnung auf eine neue Erde, auf der Gerechtigkeit wohnt, wo der, welcher verheißt, daß er Alles neu machen will, alle Thränen abwischen wird von unseren Augen. Diese Freude mitten in der Trübsal ist es denn auch, die uns stärkt und kräftigt, in dieser letzten Zeit dasjenige zu thun, wozu der Herr uns berufen hat, zu zeugen von seiner Wahrheit durch Wandel und durch Wort, zu wachen, daß nicht durch das Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit auch in uns die Liebe erkalte. Bei dieser hohen Wichtigkeit, welche die Lehre von der Zukunft des Herrn grade für uns hat, liegt es einem Blatte, welches sich vorgesetzt hat, die Zeichen der Zeit zu beurtheilen, gewiß ganz besonders ob, wiederholt die betreffenden Aussprüche des Herrn zu betrachten und nach der von ihm verliehenen Gabe in's Licht zu setzen. Dies wollen wir nun bei einem der wichtigsten Abschnitte der Schrift zu thun versuchen.

Nach der gewöhnlichen Ansicht soll sich die Rede Christi bei Matthäus E. 24 und 25. auf einen doppelten Gegenstand, die Zerstörung Jerusalems durch die Römer und das Weltgericht, also beziehen, daß in jedem einzelnen Abschnitte die Beziehung auf den einen oder auf den anderen Gegenstand ausschließlich stattfindet. Allein diese Auffassung ist unzulässig. Diejenigen Stücke, welche eine solche Beziehung auf eins der beiden Ereignisse am nächsten legen, werden mit denen, die sich ausschließlich auf das andere zu beziehen scheinen, auf eine Weise verbunden, welche diese Absonderung ganz ausschließt. So schließt sich die Stelle B. 15 — 22., in welcher die Beziehung auf die Zerstörung Jerusalems nicht verkannt werden kann, durch nun oder also an das Vorhergehende, worin die Beziehungen auf das Weltgericht nur durch die gezwungensten Auslegungen beseitigt werden können. Die Schilderung B. 23 ff., die gewöhnlich auf das Weltgericht bezogen wird, knüpft sich an sie durch ein als dann in B. 23.; und in B. 29. werden die unmittelbaren Vorzeichen der Erscheinung des Herrn in den Wolken des Himmels als bald oder sogleich nach der B. 15 — 22. geschilderten Trübsal bevorstehend angekündigt. Die richtige Ansicht kann nur aus tieferer Einsicht in das Wesen der Alttestamentlichen Weissagung geschöpft werden. Den Propheten wurde Alles in der Anschauung, also nicht zeitlich gefondert, sondern nur räumlich gegeben. Verwandte Begebenheiten daher, Gerichte sowohl

als Segnungen Gottes, stellen sich ihnen in Einem Gemälde dar. Die Sonderung der verschiedenen Bestandtheile kann erst die Erfüllung geben. Gott aber hob nach seiner Weisheit diese Beschaffenheit der Weissagung auch bei Christo nicht auf. Enthüllung der Zukunft an und für sich, ohne praktische Beziehung, hat den Charakter der Wahrsagerei und kann in der wahren Religion nicht vorkommen. Sollte aber die Vorherverkündigung der Zukunft des Herrn ihre praktische Bedeutung gewinnen, sollte sie die Apostel und alle Gläubige in jeder Zeit zu Knechten machen, die auf ihren Herrn warten, so durfte sie nicht in eine Ferne von Jahrtausenden verschoben werden. Es ist dieselbe göttliche Weisheit, welche diese Verkündigung so anordnete, und welche uns das Wissen um unsere Todesstunde vorenthält. Diese Vorenthaltung ist eines der wirksamsten Zuchtmittel, welches Gott in der Straf- und Besserungsanstalt dieser Welt anwendet. — Um aber den Grund der Verbindung zweier auf den ersten Anblick so verschiedenartiger Begebenheiten näher einzusehen, muß noch Folgendes beachtet werden. „Wo das Aas ist, da sammelt sich die Ader,“ wo in der Gemeinde des Herrn die Sünde ist, da stellt sich auch die Strafe ein, ein Satz, der nicht bloß von dem Ganzen des Reiches Gottes, sondern auch von jedem einzelnen Gliede desselben gilt, dies ist das Thema, welches allen Androhungen göttlicher Strafgerichte in A. und N. T. zu Grunde liegt. Ihr Kern und Wesen ist überall dasselbe. Verschieden sind sie nur in den unwesentlichen Umständen. Im Wesentlichen findet auch in diesen vollkommene Uebereinstimmung statt. Die Auflösung der Bande der Liebe und des Friedens unter der Gemeinde selbst, nachdem ihre Verbindung mit Gott geschwunden ist, Bedrängung durch äußere Feinde, durch Hunger, Seuchen und Pestilenz und jede Art von Noth, sind Züge, die beständig wiederkehren. Eben wegen dieser wesentlichen Einheit aber kann jedes einzelne Strafgericht als eine Realweissagung auf alle folgenden niederen und auf das höchste und letzte am Ende des gegenwärtigen Weltlaufes betrachtet werden, ja man kann sagen, daß dieses in ihnen schon vorhanden ist. Die Zerstörung von Jerusalem war nichts Zufälliges. So wie ihr enges Verhältniß zu der Zerstörung der Stadt durch die Chaldäer schon dadurch bezeugt wurde, daß beide durch Gottes Fügung an demselben Tage erfolgten, so war zugleich in ihr die Gewisheit des Weltgerichtes, ja, der Jee nach, dieses selbst gegeben. Schon nach der Verkündigung der Propheten sollte das durch Christum zu gründende Gottesreich im Gegensatz gegen die frühere Beschränkung auf Palästina sich über die ganze Erde erstrecken. Wie könnte es also anders seyn, als daß über die ganze Erde die Ader kommen, nachdem die ganze Erde Palästina geworden und mit Aas angefüllt ist. — Die Zukunft des Herrn ist, so wie auf der einen Seite die höchste Aeußerung seiner strafenden Gerechtigkeit gegen seine Feinde und seine ungetreuen Diener, so auf der anderen die höchste Aeußerung seiner Liebe gegen die Seinen. Seine wahre Gemeinde wird dadurch von dem Drucke befreit, unter dem sie während des gegenwärtigen Weltlaufes seufzen muß; geschehen werden die heterogenen Elemente, die sich in der äußeren Kirche in trüber Mischung durch einander bewegen. Auch in dieser Beziehung diente die unsichtbare Erscheinung des Herrn zum Gerichte über Jerusalem seiner sichtbaren Zukunft zum Weltgerichte zum Vorspiele. Mit der Aufhebung der Selbstständigkeit der Juden hörte auch die Nacht auf, die sie zur Verfolgung der Jünger Jesu gemißbraucht hatten; erst mit dem Untergange der früheren Theokratie, die ein elendes Scheinleben auch dann noch

fortsehen wollte, nachdem sie mit der Kreuzigung des Fürsten des Lebens das wahre Leben verloren, trat das neue Gottesreich in seiner scharfen Besondertheit von dem alten hervor; das Band, welches bisher noch den Geist und die träge Materie zusammengehalten hatte, löste sich. — Eben dies Verhältniß der niederen Gerichte zu dem letzten zeigt aber auch, daß man in keiner Zeit, wo man das Kommen des Herrn als nahe erwartete, sich in wesentlicher Täuschung befand. Diese Erwartung ist das Eigenthum aller der Zeiten, in welchen der Herr seine Gnade besonders reich ausgegossen hat, aller Seelen, welche seine Zukunft nicht zu fürchten haben. Ihnen sind die Augen aufgethan, daß sie die Vorboten der Zukunft des Herrn, das in der Kirche des Herrn herrschende Verderben erblickten. Ist nun auch das Kommen des Herrn, das sie ahnden; nicht das letzte, so ist es doch dem Wesen nach nicht von dem letzten verschiedenen. Es ist eine neue Realweissagung, ein Untersand desselben.

So wie Christus beim Austritte seines Lehramtes in der Bergpredigt Vieles zusammengefaßt hatte, was er später bei gegebener Veranlassung vereinzelt wiederholte, modificirte und weiter ausführte, so gab er auch in seinen letzten Reden eine zusammenfassende Wiederholung und Ausführung desjenigen, was er über mehrere besonders wichtige Gegenstände früher vereinzelt gesprochen. In Bezug auf unseren Gegenstand wählte er zu dieser Zusammenfassung gerade den feierlichen Moment, wo er den Tempel verließ, um ihn nie wieder zu betreten. Dieser Moment hatte eine hohe symbolische Bedeutung. Vor der Zerstörung durch die Chaldäer erhebt sich, nach Ezechiel, das Symbol der göttlichen Gegenwart, die Schechina, aus dem Tempel; mit Christo, in welchem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte, wich dieselbe zum zweiten Male, um nimmer wieder zurückzukehren. Die äußere Zerstörung des Tempels lag in diesem Momente schon eingeschlossen; sie war nur die Offenbarung dieser Thatfache. Sobald der Herr aus seiner Kirche gewichen, ist auch die Zerstörung da. Eben weil sie seine Kirche gewesen, darf sie höchstens noch für kurze Zeit ihr Scheinleben fortsetzen. Für die Kirche gibt es keinen Mittelzustand, keine Langmuth Gottes, wie für die Welt in der vorchristlichen Zeit, wo sie noch abgesondert von der Kirche bestand. Es gibt hier nur Segen oder Fluch.

B. 1—3. Die Apostel sehen in ihrer Frage: „Sage uns, wann wird das geschehen, und welches wird das Zeichen seyn deiner Zukunft und des Endes der Welt,“ voraus, daß die Zerstörung des Tempels, die Wiedererscheinung Christi in Herrlichkeit und das Ende des gegenwärtigen Weltlaufes zu gleicher Zeit erfolgen werden. Christus nun läßt beides in seinem Innern einander; die Sonderung lag nicht in dem Auftrage, den ihm der Vater gegeben. Er beantwortet zuerst ausführlich die Frage über das Zeichen, indem er deren mehrere, entferntere und nähere angibt; B. 4—33. Er redet dann B. 34—36. von dem Wahn.

B. 4. 5. „Sehet zu, daß euch nicht Jemand verführe; denn es werden Viele kommen unter meinem Namen und sagen: Ich bin Christus; und werden Viele verführen.“ Es ist ein Symptom des herrschenden Verderbens in der Kirche, und somit ein Vorbote des herannahenden göttlichen Gerichtes, wenn Abgesandte des Reiches der Finsterniß, oder solche, die in ihrem eigenen Namen auftreten, sich für Boten des Fürsten des Lichtreiches, oder gar für diesen selbst ausgeben. Dem Wesen nach mußte diese Erscheinung sich nothwendig auch in den letzten Zeiten des jüdischen Staates kund geben, eben weil sie eine Folge

des Verderbens der Kirche ist. Zu keiner Zeit waren die falschen Propheten zahlreicher, wie zu der unmittelbar vor dem Babylonischen Exil. Nirgends finden sich stärkere Klagen über sie, wie bei Jeremias und Ezechiel. Der ganze Aufruhr der Juden gegen die Römer beruhte auf einer solchen Verkleidung der Kräfte der Finsterniß in Kräfte des Lichtes. Dennoch aber darf in diesen Zeiten nur ein schwaches Vorbild und Vorspiel desjenigen gesucht werden, was der Herr hier meint. Dies zeigt schon der Ausdruck: Ich bin Christus. In der Zeit vom Tode Christi an bis zur Zerstörung von Jerusalem, findet sich kein einziges Beispiel, daß Jemand sich ausdrücklich für den Messias ausgegeben. Dazu kommt die Ermahnung: „Sehet zu, daß euch nicht Jemand verführe.“ Dies setzt einen weit gefährlicheren, blendenderen Charakter jener Pseudochriste voraus, als wie ihn die damaligen Verkehrer, deren Lichtgewand sehr dünne und durchsichtig war, für die an Christum Gläubigen befaßen, einen Charakter, wie er B. 24. geschildert wird, zu dessen Durchschauung die ganze Kraft des Glaubens und des Lebens in Gott erfordert wird. Das: Sehet zu, ist daher auch, ja vorzugsweise, zu uns gesagt.

B. 6. „Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen; sehet zu, erschrecket nicht; denn das muß Alles geschehen; aber es ist noch nicht das Ende.“ Zu dem im vorigen Verse angegebenen inneren Symptome fügt der Herr hier ein äußeres. Vorboten der durch ihn zu verhängenden Zerstörung sind Kriege. Wer Gott verlassen, den gibt er den Menschen preis, und rüffet sie selbst gegen ihn. Insofern sich dieser Vers, so wie der folgende, auf die niedere Begebenheit bezieht, darf man durchaus nicht mit mehreren Auslegern an Ereignisse, wie den Krieg der Parther und Armenier u. dgl. denken. Diese gehören gar nicht hieher, weil sie in gar keiner Verbindung mit dem göttlichen Gerichte stehen, weder ein Ausfluß, noch eine Strafe des inneren Verderbens der Kirche sind. Man muß vielmehr einzig und allein an die verschiedenen Kämpfe mit den Römern denken, welche dem letzten vernichtenden Feldzuge vorangingen. Wie wenig man aber bei diesen stehen bleiben dürfe; wie sehr die Beziehung auf das letzte Gericht vorherrsche, zeigt besonders B. 7. Das „Geschrei von Kriegen,“ oder Gerichte von Kriegen, weist hin auf einen Zustand ängstlicher Erwartung und Spannung, wo jeder Tag neue schreckhafte Nachrichten, wahr und unwahr, bringt.

B. 7. „Denn es wird sich empören ein Volk über das andere, und ein Königreich über das andere, und werden seyn Pestilenz und Hungersnoth und Erdbeben hin und wieder.“ Das denn zeigt an, daß man diesen Vers als Steigerung des vorigen zu betrachten hat. Das Ende ist noch nicht da, wenn jenes eingetreten; denn ihm muß noch weit Schwereres vorangehen. Im vorigen Vers ist von vereinzeltten Kriegen die Rede; hier von Kriegen Aller gegen Alle, von einer über den ganzen Erdbreis hingehenden Aufregung. Da diese eben Symptom und Strafe des inneren Verderbens seyn muß, so setzt sie voraus, daß die verschiedenen Völker und Königreiche, welche sich wider einander erheben, äußerlich dem Reiche Gottes einverleibt gewesen seyn müssen. Hieraus erhellt, daß als die Hauptbeziehung nothwendig die auf die letzten Zeiten angenommen werden muß. Seinen Typus hatte der Inhalt des Verses an der Zwietracht, welche unter den Mitgliedern des Bundesvolkes selbst ausbrach, nachdem sie den Vermittler der Einheit und Eintracht, den Herrn, verlassen hatten. — Was die Hungersnöthe und Seuchen betrifft, so gehört es auch nicht im Entferntesten hieher,

daß unter dem Kaiser Klaudius einige Male eine große Theuerung der Lebensmittel in einigen Provinzen statt fand, eben so wenig, daß die Pest in diesem Zeitraume einmal in Babylonien und einmal in Italien wüthete. Sofern die Weissagung sich auf Judäa bezieht, kommen diese Begebenheiten grade so sehr in Betracht, als wenn sie sich auf dem Monde zugetragen hätten. Man muß vielmehr hier eine individualisirende Verkündung desjenigen finden, was vor der Zerstörung Leidenvolles über die Juden erging. Die ganze Natur verschwört sich, wie die jüngsten Erfahrungen dies hinreichend bestätigen, gegen die von Gott Abgefallenen; die früheren Diener und Werkzeuge der Gnade Gottes werden nun in eben so viele Diener seiner Gerechtigkeit verwandelt.

B. 8. „Aber Alles das ist erst der Anfang der Wehen.“ Christus hatte E. 19, 28. den verherrlichten Zustand des Gottesreiches, welcher nach seiner Zukunft zum Gerichte eintreten soll, als Wiedergeburt bezeichnet. Die neue Welt verhält sich zu der alten, wie der Wiedergeborene zu dem natürlich Geborenen, der Leib des Todes zu dem geistlichen Auferstehungsleibe. Mit Beziehung hierauf bezeichnet er die Weiden, welche der Verherrlichung des Gottesreiches, der vorbildlichen nach der Zerstörung von Jerusalem, und der gegenbildlichen nach dem Weltgerichte, vorangehen werden, als Wehen der Geburt.

B. 9. „Alsdann werden sie euch überantworten in Trübsal, und werden euch tödten, und ihr müßt gehaßt werden um meines Namens willen von allen Völkern.“ Bisher hatte der Herr von den Leiden geredet, welche seinen Bekennern mit allen Uebrigen gemein seyn werden; hier kommt er auf das, was sie allein leiden müssen. Die Verkündung ruht auf der Wahrheit, daß eine Folge des die Gerichte Gottes herbeiziehenden Verderbens der Kirche, Haß und Verfolgung gegen die ist, welche das Princip der Kirche lebendig in sich erhalten haben, die schon durch ihr bloßes Daseyn gegen das Verderben zeugen, und durch dieses stumme Zeugniß seine Träger erbittern würden, nun aber dies um so mehr thun müssen, da das offene Bekenntniß zu Jesu und die darin enthaltene Bestrafung der Welt um ihres Unglaubens willen, eine so nothwendige Wirkung des Glaubens ist, daß dieser ohnedem gar nicht vorhanden seyn kann, wie ein Licht nicht brennen kann ohne zu leuchten, ein Ofen nicht innerlich heiß seyn, ohne auch nach außen Hitze auszuströmen. In Bezug auf die niedere Begebenheit bewährte sich die Wahrheit dieser Verkündung zuerst an Christo selbst, dann an seinen Jüngern. Von dem Bundesvolke, von der Kirche gingen die Verfolgungen gegen diese aus, welche die Apostelgeschichte berichtet. Die Heiden erscheinen nur als ihre Werkzeuge. Daß aber die Beziehung auf die Hauptbegebenheit vorherrschend sey, zeigt das: „Von allen Völkern.“ Die Völker kommen hier nicht als solche in Betracht, welche den Gliedern der Kirche zum Werkzeuge dienen; auch nicht als solche, welche den Haß des natürlichen Menschen gegen die Wahrheit, ohne zu ihr in irgend einer Beziehung gestanden zu haben, äußern, sondern nur als solche, welche selbst äußerlich dem Reiche Gottes angehörnd, durch ihre Bekennung von demselben entfremdet, und eben deshalb gegen die wahren Glieder des Reiches Gottes mit einer Wuth erfüllt sind, welche sich bei solchen, die gar nicht mit ihm in Berührung gestanden, nicht vorfindet.

B. 10—14. „Dann werden sich Viele ärgern und werden einander verrathen und werden einander hassen. Und es werden sich viele falsche Propheten erheben und werden Viele verführen. Und weil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen,

wird die Liebe der Vielen erkalten. Wer aber beharrt bis an's Ende, der wird gerettet werden. Und es wird gepredigt werden dieses Evangelium vom Reiche in der ganzen Welt zum Zeugniß über sie." In diesem Vers werden die verderblichen Folgen geschildert, welche die Prüfungszeit auf die Glieder der Kirche selbst, — nicht etwa auf diejenigen, welche zu ihr in einer bloß äußerlichen Beziehung gestanden haben, denn von diesen ist in dem ganzen Abschnitte allein die Rede, sondern auf die, welche innerlich mit ihr verbunden gewesen sind, ausüben wird. Es gehört eine starke Glaubenskraft dazu, dem herrschenden Zeitgeiste zu widerstehen, der eben so wenig wie der heilige Geist ein Produkt des Menschen in seiner Abgesondertheit ist, sondern unter der Dispensation des Hirsens der Finsterniß steht, wie der heilige Geist unter der Dispensation Gottes. Viele, die zu anderer Zeit durch das Gesammtleben getragen seyn würden, werden schwach und fallen ganz ab. Daß Christus seine Kirche ganz verlassen zu haben scheint, macht sie, die noch an dem sichtbar Erscheinenden hängen, irre; die Stürme der Verfolgungen reißen ihr nicht auf den Felsen gebautes Haus um; der verderbte Zeitgeist, der Wunsch, ihr sie der Untreue zeichnen des Gewissen zu beschwichtigen, die Menschenfurcht und die Menschengefälligkeit verleiten sie zur Ausprägung falscher Lehren. Mit dem Feuer der Gottesliebe verläßt in ihnen auch das Feuer der Bruderliebe; sie wollen aus Kreuzesscheu nicht mit dem Volke Gottes Schmach leiden, und berauben sich daher des Segens der christlichen Gemeinschaft, dessen sie in ihrer Schwachheit so sehr bedürften. Dieses Zeichen des bevorstehenden Gerichtes stellt sich zu allen Zeiten des herrschenden Verderbens ein. Im schwachen Abilde war es sicherlich auch unter den Judenchristen vor der Zerstörung Jerusalems vorhanden. Dies zeigt der Brief an die Hebräer. Die andere Seite, die daß jede solche Prüfungszeit für die Treuen, welche aus dem Schmelzofen der Trübsal herauskommen, wie Silber geläutert siebenfach, eine Zeit großen Segens und großer Förderung ist, wird in B. 14. angedeutet durch die Verkündung der Predigt des Evangelii in der ganzen Welt. Diese setzt voraus, daß neben der Kraft der Finsterniß sich in der Kirche der letzten Zeit eine unendlich mächtigere Gotteskraft offenbaren wird, die Kirche nach außen fröhlich wachsen und gedeihen, während in ihrem eigentlichen Sitze das Verderben üppig wuchert. Uebrigens zeigt das „über alle Welt“ und das „über alle Völker“ das Ungereimte der Beziehung des Abschnittes allein auf die niedere Begebenheit, in der allerdings in der ausgedehntesten Missionsthätigkeit ein Typus der Erfüllung vorhanden war. Gott sey gedankt, daß nicht bloß jenes traurige, sondern auch dieses erfreuliche Zeichen der Enderfüllung in unserer Zeit vorhanden ist, zwar erst dem Anfange nach, aber doch so sichtbar und in solchem Umfange, wie in keiner früheren Zeit. Das „zum Zeugniß über sie“ zeigt, daß das Evangelium allen Völkern verkündet werden soll, nicht damit alle zum Glauben gelangen, wohl aber damit aller Unglaube bei dem jüngsten Gerichte unentschuldbar sey, damit Alle, welche nicht glauben wollen, weil ihre Werke böse sind, aus Nichtgläubigen in Ungläubige verwandelt werden.

B. 15. „Wenn ihr also sehet den Gräuel der Verwüstung, davon gesagt ist durch den Propheten Daniel, stehend an heiliger Stätte, (wer es liest, der verstehe), dann“ u. s. w. Das also zeigt, daß man diesen Vers und die folgenden eben so wenig ausschließlich auf die Zerstörung von Jerusalem bezie-

hen darf, wie den vorigen ausschließlich auf das Weltgericht. Es zeigt, daß der Gräuel der Verwüstung nichts ganz Neues ist, sondern daß von ihm der Sache nach schon im Vorhergehenden die Rede gewesen ist, daß in ihm nur in einem einzelnen Ausdrucke dasjenige zusammengefaßt wird, was im Vorhergehenden in ausführlicher Schilderung beschrieben worden. Schon hieraus geht hervor, daß jede Erklärung des Gräuels der Verwüstung falsch sey, wonach darunter etwas ganz Specielles, jenem niederen Ereignisse allein Eigenthümliches, und im Vorhergehenden nicht Enthaltene bezeichnet werden soll. Was nun aber unter dem Gräuel der Verwüstung zu verstehen sey, das soll nach Christi Absicht nicht aus unserer Stelle unabhängig erkannt werden, sondern vielmehr aus der Vergleichung der betreffenden Weissagung des von ihm als göttlicher Prophet anerkannten Daniel's, auf den er nachdrücklich verweist. Dies zeigt deutlich die eingeschaltete Ermahnung: wer liest, die Weissagung Daniel's, der verstehe, wodurch Christus erinnert, daß die nähere Einsicht in das Wesen des Gräuels der Verwüstung dort zu suchen, und zugleich, daß sie nicht leicht zu finden sey, weil das, was dem Propheten durch den Geist Gottes eingegeben worden, nur durch den Beistand desselben Geistes verstanden wird. — Bei Daniel nun heißen die entsprechenden Worte so, E. 9. 27.: „über die Gräuelpitze kommt der Verwüster,“ d. h. wenn der Tempel aus einem Hause Gottes in ein Haus der Gräuel verwandelt ist, so kommt über ihn bis zu seiner höchsten Spitze der Verwüster. Hiernach nun ist unter dem Gräuel der Verwüstung der Gräuel zu verstehen, der die Verwüstung zur nothwendigen Folge hat, sie nach sich zieht, wie das Gewand die Schleppe. Der Satz ist gleichbedeutend mit dem: wo das Aas ist, da sammeln sich die Aider. Der Herr sagt den Seinen: wenn das Verderben die ganze Kirche ergriffen habe, wenn selbst das Heiligste durch dasselbe befeckt werde, so sey die Strafe sicher und unabwendbar. Dieser Ausspruch gilt von dem Vorbilde sowohl, wie von dem Gegenbilde. Er beruht auf dem nothwendigen Verhältnisse Gottes zu seiner Kirche. Bei der ersten Erfüllung wurde das hier angegebene Zeichen des herannahenden Gerichtes äußerlich verwirklicht durch die furchtbaren Gräuel, durch welche der Tempel von den Zeloten entweiht wurde, ohne daß diese für etwas Anderes zu halten wären, als für eine äußere Manifestation des schon vorher Vorhandenen. Nicht nur Josephus, selbst der Heide Titus erkannte, daß diese Gräuel die Zerstörung herbeigerufen. — Das stehend erklärt sich aus der bei Daniel statt findenden bildlichen Bezeichnung der Gräuel, wodurch der Tempel entweiht wurde, als dort aufgestellter Höhen, entlehnt aus der früheren Zeit, wo sich der Gräuel wirklich auf diese Weise darstellte; vgl. 2 Kön. 21, 2 ff., Jerem. 7., Ezech. 5, 11. 7, 8. 9. Die feine Abgötterei wird unter dem Bilde der groben dargestellt, weil diese mehr in die Augen fällt, und weniger durch einen angenommenen guten Schein täuschen kann. Blicke wir, so wie der Herr thut, durch den angenommenen guten Schein hindurch, wie kann es uns dann wohl verborgen seyn, daß die Kirche des Herrn in der Gegenwart schmählich durch Götzendienst befeckt ist? Wie leicht und schnell der Uebergang zu einem äußerlich furchtbaren Hervortreten dieses schon jetzt vorhandenen abgöttischen Gräuels geschehen könne, zeigt das Beispiel der Französischen Revolution.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 5. September.

№ 71.

Die Zukunft des Herrn nach Matthäi E. 24.

(Schluß.)

Der Kern von B. 16—22. ist die Unabwendbarkeit, die Möglichkeit, die der Furchtbarkeit des Abfalls entsprechende Furchtbarkeit des göttlichen Strafgerichtes. Dieser Kern ist dem Vorbilde und dem Gegenbilde gemeinschaftlich. Das „die im jüdischen Lande sind“ in B. 16. bezieht sich nur dem Ausdrucke nach ausschließlich auf das erstere. Auf die geographische Bezeichnung ist durchaus kein Nachdruck zu legen, da sie nur, wie alle übrigen Züge, zur Individualisirung des Einen Grundgedankens dient. Dasselbe gilt auch von dem: am Sabbath, in B. 20. Es steht nur als individualisirende Bezeichnung der Hindernisse, welche die Flucht erschweren können, entnommen von den Verhältnissen der damaligen Zeit, wo Viele sich ein Gewissen daraus machten, von der seit den Maccabäischen Zeiten durch die theokratischen Behörden ertheilten Freiheit zur Vertheidigung oder zur Lebensrettung durch die Flucht Gebrauch zu machen. Die Gläubigen sollen fliehen, um nicht mit den Gottlosen gerichtet zu werden. Wie wenig man bei dem Vorbilde stehen bleiben darf, zeigt B. 21. Die in B. 22. verheißene Abkürzung der Strafgerichte um der Gläubigen willen, geschah bei dem Untergange Jerusalems also, daß das Strafgericht sich auf Jerusalem concentrirte, das die Gläubigen verlassen hatten, und daß die Drangsale über das übrige Land, wo sie einen Zufluchtsort zu Pella gesucht hatten, abgekürzt und gemildert wurden. Jerusalem hatte durch eine göttliche Schickung die ganze verderbte Masse auch aus dem übrigen Lande in sich aufgenommen.

B. 23—25. „Als dann, so Jemand zu euch wird sagen, siehe hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben, denn es werden falsche Christen und falsche Propheten aufstehen, und große Zeichen und Wunder thun, daß verführt werden in den Irrthum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten.“ Je näher das göttliche Gericht kommt, desto furchtbarer steigert sich das Verderben. Die Vorboten der Zukunft des Herrn, die überall herrschende Zwietracht, das ganze Heer göttlicher Plagen und Strafen, müssen, eben so, wie sie die empfänglichen Gemü-

ther zur Einklehr bringen, dazu dienen, die Verstockten noch mehr zu verhärten, und dem Satan vollkommen freies Spiel unter ihnen zu verschaffen. Dies ist nicht bloße Zulassung Gottes; es ist seine Absicht bei den vorbereitenden Plagen. Die Schrift lehrt durchgängig, daß Gott über diejenigen, welche sich durch ihre Schuld verstockt haben, das Gericht der Verstockung verhängt, daß er sie in Lagen und Verhältnisse bringt, in denen das in ihnen vorhandene Böse reifen und zu furchtbaren Ausbrüchen gelangen muß. Als ein merkwürdiges Beispiel stellt sie in dieser Beziehung den Pharao hin. Dies gesteigerte Verderben wird für die Gläubigen um so gefährlicher, da die Kräfte der Finsterniß sich für Kräfte des Lichtes ausgeben. Diesem Grundgedanken nach ist die Erscheinung beiden Begebenheiten gemeinschaftlich. Der eigenthümlichen Form nach, in welcher er in den Worten „sie werden große Wunder und Zeichen thun“ ausgesprochen wird, gehört er nur der zweiten an. Die Stelle zeigt unwidersprechlich, daß Wunder auch von den Repräsentanten und Gesandten des Reiches der Finsterniß ausgehen können, daß sie also in ihrer Abgetrenntheit von der Person und Lehre nur beweisen, daß Jemand im Zusammenhange mit der Welt der Geister nach oben oder nach unten steht. Die Gläubigen könnten durch die äußere Thatfache getäuscht werden, wenn sie nicht eben dadurch, daß sie Gläubige, von Gott zur Seligkeit Erwählte sind, das Vermögen besäßen, die Hülle, in die sich die Diener der Finsterniß gekleidet haben, zu durchschauen. Daher das „wo es möglich wäre.“ Die Wunder der Lüge geschehen unter Gottes Zulassung grade deshalb, damit diejenigen, welche sich durch ihre eigene Schuld der Fähigkeit zur Prüfung der inneren Merkmale der göttlichen Sendung beraubt haben, dadurch um so tiefer in Wahn und Verblendung gestürzt werden. Sie sind ein Mittel, wodurch Gott das Gericht der Verstockung realisirt. Es ist eine trefflich von Pascal nachgewiesene Wahrheit, daß Gott sich in der Natur und in der Geschichte verbirgt, damit er nur von den Suchenden gefunden werde.

B. 26. 27. „Wenn sie also zu euch sagen, siehe er ist in der Wüste, so gehet nicht heraus; siehe er ist in den Kammern, so glaubt es nicht. Denn gleichwie der Blitz aufgehet vom Ausgang und scheinet bis zum Niedergang, also wird auch seyn die Zukunft des Menschensohnes.“ Der allgemeine Satz, wenn man

langen, bei C. Heyder. 1832. XXIV und 110 S. gr. 8. brosch. Preis: 36 Kr. oder 8 Gr.

„Das Verlangen, hinwegzuziehen, zu wandern in ein Land des Ausruhens und der Erquickung, ist nicht dem Vogel allein in's Herz gegeben, wenn er vor den nahenden Stürmen des Herbstes und vor dem Winterfroste entflucht, und, auf Hoffnung, hinüberzieht über das Meer, in ein nie gesehenes Land; sondern so viel höher der Mensch ist, als der wandernde Vogel, so viel tiefer ist auch dem Menschen das Sehnen in seine Seele gelegt: auszugehen von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth, auszugehen mit Allem, was er ist und was er hat, aus dem Unfrieden der Sinnenslust und der Leidenschaft in ein Seyn des ewigen Friedens und der inneren Stille.“

„Bei dem Vogel im Käfig regt sich wohl auch, wenn der Herbst kommt oder der Frühling, der Trieb zum Wandern: er flattert dann, fast die ganze Nacht hindurch, unruhig zwischen dem Drathgitter hin und her. Dieses Flattern führt aber zu keinem Ort der Erquickung und der Erfüllung des inneren Sehens: das Flattern im Käfig erfährt nie das, was es eigentlich wollte und suchte; den freien Vogel aber, welcher fliegt, wohin er will, führt der innere Zug hinüber und herüber über das Meer; an ihm lernen wir, wohin der Zug eigentlich führen wollte.“

„Auch unter den Seelen der Menschen gibt es viele, die im Käfig umherflattern, einige, welche freigelassen sind (Joh. 8, 36.). Nur an diesen wenigen, wahrhaft Freien, lernen wir, was das tiefste, innigste Sehnen unseres ganzen Wesens, was das beständige Ringen aller Kräfte des Erkennens und Wollens eigentlich suche und bedeute.“

„John Bunyan, dessen „Reise“ wir hier dem Leser in einer neuen Bearbeitung vor Augen legen wollen, war ein Freigelassener, der nicht bloß im Käfig auf und nieder gestatterte, sondern das Land einer ewigen Ruhe und Erquickung wirklich aufgesucht und gefunden hat. Die Erzählung von seiner Wallfahrt ist schon einer großen Menge von Seelen, welche nur Gott kennt und weiß, zum Segen und zur Stärkung gewesen; uns geziemt es hier, als Einleitung zu der Reise des Christen zu berichten, wie der Mann, der diese Reise schrieb, frei geworden sey, damit das, was er berichtet, dem Leser als etwas wirklich mit den Augen Gesehenes, mit den inneren Sinnen Erfahrenes glaubwürdiger werden möge und wichtiger.“

So beginnt p. III—V. der ehrwürdige und geliebte Schubert sein Vorwort, und fährt, nachdem er einen Abriss von Bunyan's Leben gegeben, p. XXIV. also fort:

„Durch seine vielfältigen und in Gottes Kraft siegreich überstandenen Anfechtungen hatte er es in ganz vorzüglichem Maaße gelernt, die Seelen zu beruhigen und zu heilen, welche mit innerer Verzagttheit und Verzweiflung rangen. Auch durch seine Schriften ward er für Tausende, in den verschiedenen christlichen Ländern, in deren Sprache sie bekannt geworden sind, ein Lehrer des Evangeliums, ein kindlich treuer Wegweiser auf der Bahn, die zum Frieden führt.“

Letzteres gilt nun besonders von dem vorliegenden ganz einfachen und doch höchst lehrreichen und ansprechenden Büchlein, das uns Herr Pfarrer Dr. Ranke, weil die ältere Uebersetzung seit längerer Zeit zum Theil unbrauchbar geworden, auch in manchen Gegenden ganz verschwunden war, in einer neuen, sorgfältig ausgearbeiteten, hie und da das Original abkürzenden Uebersetzung, freundlich darbietet. Besonders gelungen ist die Verdeutschung der im Englischen ziemlich holprigen Verse zu nennen und überhaupt hat das Büchlein in dieser Bearbeitung der Form nach sehr gewonnen.

Wie anziehend und erbaulich dasselbe, für Menschen jeglichen Standes und Alters sey, zeigt Jung Stilling, der es später in seinem „Heimweh“ nachahmte, in der Erzählung seiner Lebensgeschichte. Der Schreiber dieser Anzeige selbst kennt mehrere Menschen, die sich noch jetzt lebhaft des tiefen Eindruckes erinnern, welchen das Lesen dieses Büchleins in ihrer Kindheit auf sie gemacht, unter andern eine von demselben hochgeschätzte Frau, welche in ihrem zehnten Jahre, nachdem sie es gelesen, eifrig sich erkundigte, durch welches Thor ihrer Vaterstadt man auf die Straße gelange, die zu der „engen Pforte,“ zum „Kreuz“ und zur „himmlischen Stadt“ führe. Als ein bedeutendes Zeugniß für den inneren Werth desselben mag das auffallende Zusammentreffen gelten, daß zu gleicher Zeit in Hamburg und Basel eine neue Uebersetzung unter der Presse ist. Was Arndt für Deutschland ist, das war und ist Bunyan für die Englisch redenden Christen, eine ernste Weststimme aus dem Todeschlaf und ein treuer Führer zum Leben im Glauben.

„Möge das, was Bunyan in seiner abbildlichen Sprache aus eigener Erfahrung erzählt hat, auch zur eigenen Erfahrung vieler Seelen werden, welche das Buch lesen.“ Möchten es nur recht Viele lesen, so zweifeln wir nicht, daß der Wunsch und die Absicht der theuern Herausgeber dieses Büchleins erfüllt werden wird, welches, wie wohl kein anderes menschliches Buch, geeignet ist, eine selige Sabbathesstille über das Gemüth des Lesers zu verbreiten.

Papier und Druck sind gut. — Wer sich mit größeren Bestellungen direct an die Verlagshandlung wendet, erhält von dem oben angegebenen Ladenpreis einen bedeutenden Rabatt.

Nachricht.

Die von uns früher mitgetheilte Nachricht über den Pfarver Luz und seine Gemeinde, hat mehrere unserer Leser zur Einfindung von Beiträgen für die letztere veranlaßt. Unter dessen haben wir die betrübende Kunde erhalten, daß Luz, im Glauben schwach geworden, zur Römischen Kirche zurückgetreten ist, und eben so ein großer Theil der Gemeinde. Einem ausführlicheren Berichte für die Ev. K. Z. sehen wir täglich entgegen. Die eingesandten Gelder werden wir bis zur weiteren Entwicklung der Sache aufbewahren.

Die Redaction.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Donnabend den 8. September.

N^o 72.

Das Evangelium und der Nationalismus in Braunschweig.

Die kürzlich erschienene Schrift: Das Christenthum in Braunschweig gegen Herrn Dr. Geibel in Lübeck und die Evangelische Kirchenzeitung vertheidigt, von Dr. Petri, Professor der alten Literatur am Herzogl. Collegio Carolino, Braunschweig, Bieweg 1832, hat nur in einer einzigen Beziehung ein Interesse, was freilich sehr trauriger Art ist. Sie lehrt uns, daß die Vernichtung der Kirche im Braunschweigischen durch den Nationalismus weit über dasjenige hinausgeht, was Jeder, der die Wirksamkeit eines Henke *) kennt, in dieser Beziehung schon von vorn herein erwartet. Dem Verfasser ist die Evangelische Wahrheit auch äußerlich so fremd, als ob er in einem heidnischen Lande geboren wäre; Geibel's Auftreten ist für ihn eine eben so sonderbare Erscheinung, wie dort das Auftreten des ersten Missionars; er behauptet S. 24, Geibel habe sich bei der Verwerbung um die vacante Stelle nur durch den ihm satfam bekannten, in diesem Lande einmal herrschenden aufgeklärten Religionsglauben gebunden halten müssen. Die Vorsteher haben

das unbestreitbare Recht gehabt, von ihm zu verlangen, daß er predige, wie es der Geist der Zeit, die allgemeine wissenschaftliche Bildung und religiöse Gemüthsstimmung in Braunschweig mit sich brachte; in Bezug auf die Grundlehre der Evangelischen Kirche, die von der Rechtfertigung durch den Glauben, bemerkt er S. 29: „Was bei den ehemaligen Katholiken der äußere Verkehr mit der Kirche, die Abwartung vorgeschriebener Ceremonien, Einhandlung von Ablass u. s. w. gewesen ist, das ist jetzt bei den von ihrer ursprünglichen Geistesunabhängigkeit wieder entarteten, mythischen Protestanten das taube und leere Wort: ich glaube an die durch Hingopferung der zweiten Person der Gottheit hervorgebrachte Tilgung meiner Sündenschuld; denn nur nachsprechen und nachbeten, oder nachheucheln, glauben kann es kein Mensch, weil dazu ein Dornengewinde von Selbstqualereien gehört, und eine Reihe von Denkfunktsgriffen, die selbst über den geübtesten Verstand und um so mehr über das Denkvermögen des gemeinen Mannes weit hinausgehen.“ Eine solche Stellung des Einzelnen zur christlichen Wahrheit kann nur statt finden, wo dieselbe aus dem Ganzen gewichen. Wir sind aber weit entfernt, deshalb die Hoffnung in Bezug auf dasselbe auf-

*) Die Art und Weise derselben sowohl, als auch ihre Ausdehnung, wird am besten erkannt aus der Biographie, oder richtiger, dem Panegyrikus von Holmann und Wolff. Helmst. 1816. Wie die erstere beschaffen gewesen, läßt sich aber auch schon aus seiner Kirchengeschichte hinreichend abnehmen, die nur ein würdiges Seitenstück hat, die des Freiherrn v. Neuchlin-Melbegg, nur mit dem Unterschiede, daß Henke ein scharfsinniger und gelehrter Vertheidiger des Unglaubens war. Wir theilen über die Beschaffenheit des Henkeschen Werkes das Urtheil Stäudlin's, in der Geschichte der theologischen Wissenschaften Th. 2. S. 654. mit, um so unverdächtig, da Stäudlin, als er es abfaßte, selbst noch in den Banden des Nationalismus, denen er, schon damals ohne Falsch, später glücklich entrann, verstrickt lag. „Der Hauptgesichtspunkt, welchen dieser Kirchenhistoriker nahm, bestand darin, den Schaden und Unfug in's Licht zu setzen, welchen der Religionsdespotismus und Lehrzwang in alten Zeiten angerichtet haben. Dies hat er denn auch bis zur Heftigkeit, Plumpheit und Einseitigkeit gethan, und seine Geschichte hat dadurch einen polemischen Charakter angenommen: Als ein naturalistischer Theologe nach damaliger Berlin-

scher Weise sieht er überall Verunstaltungen des Christenthums, wo er seinen kalten und beschränkten Naturalismus nicht sieht, spottet und schilt, wo er erklären und würdigen sollte, verwandelt das Ganze in eine Reihe greller Gemälde von Schwärmerei, Aberglauben, Dummheit und Bosheit, und verkennet die wohlthätigen moralischen und religiösen Wirkungen des Christenthums.“ Uebrigens hat die Zeit schon über dieses Werk geurtheilt, wie denn der Nationalismus immer seine eigenen Kinder frist. Der Ablass hat so ganz aufgehört, daß der Verleger schon seit mehreren Jahren darauf denkt, es dem veränderten Zeitgeiste gemäß umarbeiten zu lassen. Aber Gräber bleiben Gräber, wenn sie auch übertüncht werden. Noch stärker spricht sich Stäudlin Th. 2. S. 551. über Henke's Dogmatik aus. „Obgleich nach denselben Grundsätzen (wie Efermann) entwarf auch Henke ein Lehrbuch, ein christlicher Abt, welcher, selbst verlassen vom Geiste der Religion, mitten in einem Zeitalter der Geringschätzung des Christus, der Bibel und der kirchlichen Symbole, noch über Christolatrie, Bibliolatrie und Onomatolatrie klagte, und der Meinung war, daß nur nach Begründung derselben die große wohlthätige Revolution in der Religion vorgehen könne.“

zugeben. Sah es etwa bei uns vor zwanzig Jahren besser aus? Die beste Antwort hierauf liefert ein in dem neuesten Hefte der Annalen des trefflichen Hitzig abgedrucktes Altensück. Die Predigt des Evangelii wurde mit Spott und Hohn selbst bis in eine Winkelfirche, wie sie in den Streitigkeiten über das neue Berliner Gesangbuch bezeichnet worden, verfolgt, wohin sie sich zurückgezogen hatte; Offiziere und Bürgerliche begleiteten sie mit lautem Lachen und anderen Unanständigkeiten; und als die Sache, die endlich bis zu groben Excessen fortschritt, vor das Kammergericht kam, sprach dieses die Schuldigen frei, weil der Prediger, der selbige Vater Lähncke, so abgeschmackte Sachen vorgebracht habe, daß das Lachen ein unwillkürliches gewesen. Als um das Jahr 1811 ein durch seine Bildung und rednerisches Talent ausgezeichnete Prediger in einer der Hauptkirchen mit der Lehre von der Gottheit Christi auftrat — damals selbst noch nicht, wie später, eingeweiht in die der Vernunft weit ansößigeren Lehren von der Versöhnung durch Christi Blut, von der Seligkeit allein durch den Glauben, von der Buße u. s. w., entstand eine allgemeine Verwunderung; die neue und fremdartige Erscheinung bildete den Gegenstand der Gespräche in allen Theezirkeln. Man zerbrach sich den Kopf darüber, wie ein so feiner Kopf doch wohl auf dergleichen Sonderbarkeiten gerathen seyn könne. Und nun vergliche man damit, wie es jetzt bei uns steht. Zwar sind die Wunden, die der Unglaube des vorigen Jahrhunderts, der hier seinen eigentlichen Heerd hatte, uns geschlagen, noch weit entfernt, geheilt zu seyn; es ist unendlich leichter niederzubrechen, als zu bauen; nur nach und nach kann der Sauerteig die ganze Masse durchsäuern, und dies kann in einer großen Hauptstadt wohl nur dann bis zu einem gewissen Grade geschehen, wenn zu den bestehenden kirchlichen Institutionen, die nur den Suchenden Befriedigung gewähren, andere hinzukommen, die den Methodistischen ähnlich, auch die Fliehenden aufsuchen, den Indifferenten und allem kirchlichen Leben Entfremdeten die Predigt von der Buße und vom Glauben nahe bringen. Aber es gibt doch fast keine Kirche mehr, wo nicht Evangelium gepredigt würde; wo dies geschieht, kann die Kirche die Zahl der herbeistömenden Zuhörer kaum fassen; die rationalistischen Predigten dagegen werden vor leeren Bänken gehalten. Wir könnten uns auf andere Beispiele einer eben so merkwürdigen, allein aus der Kraft des Herrn erklärlichen Veränderung berufen, namentlich auf Baiern; wir wollen uns aber mit der Hinweisung auf zwei Länder begnügen, die noch in der jüngsten Vergangenheit ein eben so dichtes Dunkel bedeckte, wie noch jetzt Braunschweig, auf Hessen und auf Hannover. Wie sich in dem erstern ein besserer Geist zu regen anfängt, das haben wir mit großer Freude in der Anzeige der Bickel'schupfelfischen Schrift berichtet; die Lebenszeichen aus Hannover werden wir in einer der nächsten Nummern unsern Lesern mittheilen. Aber auch in Bezug auf Braunschweig ist unsere Hoffnung nicht mehr ganz allein auf den gegründet, der das Nichtseyende ruft als ob es sey. Wir haben die erfreuliche Gewissheit, daß die Predigt Geibel's dort neben dem Aergerniß, das ja kommen muß, auch einen eben so großen Segen gesiehet hat; die Anfeindung hat, wie gewöhnlich, grade dazu gebient, die Aufmerksamkeit auf ihn hinzulenken. Was noch unter den Laien von Christenthum war, meist durch die liebevolle Pflege der Brüdergemeinde erhalten, das hat sich an ihn angeschlossen, und erhält durch ihn neue Kräftigung und Förderung. Jede neu erwachende Sehnsucht nach etwas Besserem, als was die Erde zu geben vermag, nach einem Halt in den Stürmen der bewegten Zeit, wendet sich an

ihn; schon Mancher, der nur aus Neugier oder in noch schlimmerer Absicht kam, hat einen Eindruck erhalten.

Es kommt uns nicht in den Sinn, den Verf. wegen seiner argen Mißgriffe in der Theologie zurecht zu weisen. Es gehört schon ein gewisser Grad theologischer Bildung dazu, um eine solche Zurechtweisung sich aneignen zu können. Jeder Theologe aber, auch der rationalistische, wird zugefassen, daß, was der Verf. S. 49. selbst sagt: „Ich bin meines Zeichens Philologe, und nur auf den Wunsch der Gemeinde habe ich die Uebersetzung meiner Theologie zusammengenommen,“ nicht Sprache einer sich selbst übermäßig erniedrigenden Bescheidenheit ist, sondern noch unter der Sache stehen bleibt. Was soll man von einem theologischen Schriftsteller sagen, der (S. 21.) behauptet, Calvin habe von dem Glauben an Christi Blut und von seiner unbegreiflichen Wunderkraft als nothwendig zur Seligkeit durchaus nichts wissen wollen. „Die Geibelische und Hengstenbergische Lehre ist das alte, von allen Lutheranern der neueren Jahrzehende (wenige Verfinsterte ausgenommen) und namentlich in unserem Vaterlande längst aufgebene Lutherthum, und nur auf Luther können diese Herren fußen, mithin sind sie keine Reformirte.“ Oder, welcher (S. 22.) den Satz aufstellt, Zwingli (dessen Längnung der Erbsünde als bloße Privatmeinung gar nicht in Betracht kommt, da sie in kein Symbol der Reformirten Kirche aufgenommen worden), habe als Vater der Nationalisten die Sünde bloß auf die dem Menschen ursprünglich eigene Sinnlichkeit zurückgeführt? Was anders wäre wohl in solchem Falle angebracht, als die Verweisung auf die Ahe's der Wissenschaft, auf die in den Händen jedes Studirenden sich befindenden Compendien der Kirchengeschichte und der Symbolik. Die theologische Lektüre des Verf. scheint sich fast nur auf Henke's Kirchengeschichte* und Wegscheider's Dogmatik zu beschränken, und auch diese klassischen Werke scheinen manchmal entweder seiner Fassungskraft zu hoch, oder seinem Fleiße zu mühsam gewesen zu seyn. Daß nun der Verf. als rationalistischer Schulmann die Theologie perhorrescirt, wer möchte ihm das verdenken? Wir finden es ganz natürlich, daß er sich lieber in Griechischlands Gefilden, als in den dürrten Steppen der rationalistischen Theologie ergeht. Die Beschäftigung mit der letzteren ist schon für die Laisig genug, die der Beruf dazu nöthigt. Aber das konnte mit Recht von ihm verlangt werden, daß er nicht erndten wollte, wo er nicht gesät hatte, daß er nicht Andere über Dinge zu belehren unternahm, von denen er selbst nichts verstand. Die rationalistische Theologie ist, wie dies jetzt nicht nur alle tiefer fühlenden Herzen, sondern auch alle tiefer und schärfer denkenden Köpfe einsehen, schon erbärmlich genug, wenn sie auch von den in allen Künsten Geübten vorgetragen wird; zu welchem Jammerbisse sie aber unter den Händen des Verf. geworden ist, das möge, wer Lust hat, z. B. aus dem Raisonnement über die Lehre vom Satan S. 46 ff. ersehen. — Auch das wollen wir dem Verf. nicht ernsthaft zu Gemüthe führen, daß er Herrn Geibel durch öffentliche Bekanntmachung vertraulicher Aeußerungen mit denen, welche diese Aeußerungen betreffen, zu verfeinden trachtet, vgl. S. 36 und S. 59. *) uneingedenk des

*) Die erstere Stelle enthält einen höchst belehrenden Wink für diejenigen unter den Gläubigen, welche aus Menschenfurcht und Mangelhaftigkeit in das Urtheil der Welt über christliche Erscheinungen einstimmen, denen nach ihrer Ansicht Uebertriebenes und Anstößiges beigemischt ist. „Wenn er in Hinsicht eines anderen Punktes“ sagt, er habe darum in unsere ungünstigen

Ausspruches des Herrn: Selig sind die, die Frieden stiften, des gemißbrauchten Vertrauens nicht einmal zu gedenken. — Wir gehören nicht zu denen, die gute Früchte erwarten, ehe der Baum gut gemacht worden; wir beklagen nur das Ganze; das Einzelne ist in dieser Unordnung ganz in der Ordnung.

Nur etwas ist noch in der Schrift, was verdient, daß wir dabei verweilen, weil es für die Beurtheilung der ganzen Sache von der größten Wichtigkeit ist, die Behauptung des Verfassers (p. 25.), die Confession der Reformirten sey Confessionslosigkeit. Die Reformirte Kirche in Deutschland habe gar keine symbolischen Bücher; was sonst in manchen dieser Confessionen zugethanen Ländern allenfalls für eine Glaubensrichtschnur gegolten, nämlich der Heidelbergsche, Katechismus, sey durch einen Beschluß des auch die Braunschweiger Kirche mit einschließenden Synodalvereins in Folge einer im Jahre 1799 zu Celle gehaltenen Versammlung außer Gebrauch gesetzt worden. (S. 21.). Hieraus zieht der Verf. den Schluß, die Lehren der Reformirten Kirche der jedesmaligen Zeitgeist, und folgert aus dessen Dekreten, wer zu den Reformirten gehören wolle, müsse erst den Heibelschen Satz fallen lassen, daß die ewige Seligkeit mit irgend einem Glauben als solchen etwas zu thun habe (S. 25.). Wären nur in diesem Raisonement, das als eine profane Auflösung des: Ein freies Leben führen wir, betrachtet werden kann, die Prämissen richtig, so würde doch der darauf gebaute Schluß nichts weniger als begründet seyn. Er geht von jener todten und unhistorischen Ansicht von den Symbolen aus, als von bloß zufällig entstandenen, nach Büsching's Ausdruck, den Kirchen auferlegten Schriften. Betrachtet man die Symbole als das, was sie sind, als Ausdruck des Glaubens der Gemeinde, so zeigt es sich ja bald, daß sie nicht der Glaube der Kirche selbst, auch nicht die ausschließliche Norm für ihre Lehre

sind, sondern nur das, woraus Glaube und gesetzhafte Lehre am sichersten erkannt werden können — grade so wie das eigenthümlich Christliche auch vorhanden seyn würde, wenn die Schrift nicht da wäre, nun aber am sichersten aus ihr geschöpft wird. Hätte nun die Reformirte Kirche keine Bekenntnisschriften, so müßte die in ihr geltende Lehre durch unbefangene historische Forschung aus anderen Quellen geschöpft werden, und der von dem Verf. wegen des angeblichen Fehlens der Bekenntnisschriften angesprochene rechts- und gesetzhafte Charakter, würde der Reformirten Kirche eben so wenig eigenthümlich seyn, wie er der christlichen Kirche vor Abfassung der Schrift, der Lutherischen vor Abfassung der Augsburgerischen Confession zukam. Der Schluß des Verf. ist grade so beschaffen, als wenn ein Landesherr eine althergebrachte ständische Verfassung deshalb für ungültig erklären wollte, weil sie sich nicht auf Brief und Siegel gründen könnte; oder wenn ein Verbrecher in einem Staate, der kein Gesetzbuch hat, wie deren ja wohl mehrere sind, als deren, die ein solches besitzen, und wie ja auch da, wo ein solches vorhanden ist, sehr Vieles nach dem Herkommen entschieden wird, hierauf seinen Anspruch auf Strafflosigkeit gründen würde. Wer den Glauben einer Kirche nicht vorträgt oder bestrittet, handelt gleich unrecht, sie mag Symbole haben, oder nicht; diese sind nur bestimmt, ihm als leichteres und sichereres Mittel der Erkenntniß des Glaubens der Gemeinde, und der Prüfung, ob sein Glaube damit in Einklang steht, und ob er somit, ohne sein Gewissen zu verletzen, ein Lehramt in ihr annehmen kann, der kirchlichen Behörde als leichteres und sichereres Mittel der Beurtheilung und der Uebersetzung zu dienen. Wer sich feierlich auf die Kirchenlehre verpflichtet hat, ist nicht mehr schuldig, als wer dies nicht gethan; denn diese Verpflichtung ist der Sache nach schon, wie jeder Dienstreiber, in der Uebnahme des Amtes selbst vorhanden; der äußere Akt dient nur dazu, ihm die innere Verpflichtung lebhaft vor Augen zu stellen, und ihm, wenn ein Einschreiten der Behörde gegen ihn nothwendig wird, jede Entschuldigung zu benehmen.

Meinungen über Herrn Pfarrer Krummacher zu Gemarke einstimmig, oder wie nachher gegen Herrn Kaufmann Peter Schmidt, das Wesen im Wuppertale gemißbilligt; weil Herrn Krummacher's Geschmack in dessen Angereden für ihn auch etwas Abstoßendes habe, so versteht sich einmal schon von selbst, daß es nicht die äußere Erscheinung, sondern der Geist der Wuppertaler ist, was die in religiösen Dingen aufklärere Welt unliebsam findet. Wir lassen es dahin gestellt seyn, was an dem Faktum Wahres oder Unwahres ist. Die Lehre, die wir aus dieser Meinerung zu ziehen haben, ist davon unabhängig. Wir sind weit davon entfernt, zu verlangen, daß jeder Gläubige den anderen in jeder Beziehung vertreten solle; wir sind nicht bloß berechtigt, wir sind streng verpflichtet, dasjenige, was wir nach einor ohne alle menschlichen Rücksichten und ohne Besprechung mit dem eigenen Fleisch und Blut an dem Bruder als seiner Eigenthum angehörig zu erkennen glauben, preis zu geben. Wir sind keine menschliche Partei; wir bekennen uns zu Jedem, nicht insofern er ein schwacher sinnhafter Mensch, sondern insofern er Christ ist. Wir sondern von der heiligen Sache Christi ab, was nicht ihr, sondern was der Welt gehört, die ja auch an dem Gläubigen noch ihr Theil hat. Aber das verlangen wir, daß Jeder, ehe er in das Urtheil der Welt über die Schwachen der Brüder einstimmt, zuvor nachdrücklich sich zu dem bekennet, was in ihnen Christi ist, das kann auch die Welt mit Recht verlangen. Sie weiß, daß wir wissen, worauf ihr Tadel eigentlich geht. Sie beschuldigt uns also mit Recht der Unrechlichkeit, wenn wir in diesen Tadel einstimmen. Sie spricht uns deshalb doch von dem Vorwurfe des Mysticismus nicht los; sie freut sich nur, uns auf einer Schwäche betroffen zu haben, die auch von unserem Standpunkte aus für eine solche erkannt werden muß. Doch das ist noch das Geringste; weit schlimmer ist es, daß wir Christum in unseren Brüdern verlaugnen.

Aber die Prämissen sind zum Ueberflusse nicht weniger falsch, als der Schluß. Den Satz, daß die Reformirte Kirche keine Bekenntnisschriften mit normativer Auctorität habe, wie er schon vor Herrn Petri auch von Anderen ausgesprochen worden, die sich mit ihm in gleich mißlicher Lage befanden, hat Herr Dr. Augusti in dem corpus librorum Symbolicorum ecclesiae Reformatae, p. 586 ff., zum Gegenstande einer ausführlichen und gründlichen Widerlegung gemacht. Zum Beweise für das Gegentheil beruft er sich 1) auf die Bekenntnisschriften selbst und ihre Sammlungen, auf die Ordnungen und Edikte der Fürsten und Magistrate, in denen das Halten an den Bekenntnisschriften ausdrücklich verlangt wird, auf die Zeugnisse vieler Reformirten Theologen, welche die Auctorität dieser Schriften anerkennen; 2) auf das Stillschweigen der Schriftsteller, welche die Differenzen zwischen den Lutheranern und Reformirten ausführlich und vollständig abgehandelt haben. Nirgends wird eines Unterschiedes in dieser Beziehung, der doch so wichtig seyn würde, Erwähnung gethan; 3) auf die Zeugnisse der Gegner, namentlich der Arminianer, welche es der ganzen Reformirten Kirche zum Vorwurfe machen, daß sie den Confessionen und Katechismen normatives Ansehen beilege. — Er weiß S. 595 ff. nach, daß man sich bei entstandenen Streitigkeiten innerhalb der Reformirten Kirche, wie z. B. bei den Arminianischen, stets auf die Bekenntnisschriften berufen habe.

Doch der Verf. lenkt selbst gewissermaßen ein, indem er

zugestehet, daß der Heißelbergische Katechismus allenfalls — eine Beschränkung, deren Willkürlichkeit am Tage liegt — als Symbol der Reformirten Kirche in ganz Deutschland betrachtet werden könne. Hiemit ist aber schon genug zugestanden. Gerade die Lehren, welche in der Klageschrift gegen Geibel diesem vorgeworfen werden, sind in derselben, wie in der Augsburgerischen Confession, so präcise und so deutlich als Glaubensartikel der Reformirten Kirche hingestellt, daß er ganz allein hinreicht zum Zeugniß gegen die ungetreuen Söhne, die denjenigen, der vom Herrn gesandt ist, die Herzen der Kinder zurückzuführen zu den Vätern, nicht leiden wollen. Man vergleiche in Bezug auf die Gerechtigkeit durch Christi Blut und Verdienst unter andern Fr. 60.: Wie bist du gerecht vor Gott? Antw.: Allein durch wahren Glauben in Jesum Christum: Also, daß ich, ob mich schon mein Gewissen anklagt, daß ich wider alle Gebote Gottes schwerlich gesündigt habe, und derselben keines nie gehalten, auch noch immerdar zu allem Bösen geneigt bin: doch Gott ohne all mein Verdienst aus lauter Gnaden mir die vollkommene Genugthuung, Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi schenket, und zurechnet, als hätte ich nie keine Sünde begangen noch gehabt, und selbst allen den Gehorsam vollbracht, den Christus für mich hat geleistet, wenn ich allein solche Wohlthat mit gläubigem Herzen annehme. Fr. 61.: Warum sagst du, daß du allein durch den Glauben gerecht sehest? Antw.: Nicht daß ich von wegen der Würdigkeit meines Glaubens Gott gefalle, sondern darum, daß allein die Genugthuung, Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi meine Gerechtigkeit vor Gott ist, und ich dieselbe nicht anders, denn allein durch den Glauben annehmen und mir zueignen kann. In Bezug auf die Lehre vom Satan, deren hohe praktische Wichtigkeit leider auch von manchen christlichen Theologen der gegenwärtigen Zeit nicht ihrem ganzen Umfange nach erkannt wird (vgl. die trefflichen Bemerkungen von Olshausen in dem bibl. Commentar, S. 274 ff.), s. Fr. 34.: Warum nennst

du Christum unseren Herrn? Antw.: Darum, daß er uns mit Leib und Seel von der Sünden und aus aller Gewalt des Teufels, nicht mit Geld oder Silber, sondern mit seinem theuren Blut ihm zum Eigenthum erlöset und erkaufte hat. Fr. 127.: Was ist die sechste Bitte? Antw.: Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Bösen. Das ist: Dieweil wir aus uns selbst so schwach sehn, daß wir nicht einen Augenblick bestehen können, und dazu unsere abgesagte Feinde, der Teufel, die Welt und unser eigen Fleisch nicht aufhören uns anzusechten: so wollest du uns erhalten und stärken durch die Kraft des heiligen Geistes, auf daß wir ihnen mögen Widerstand thun, und in diesem geistlichen Streite nicht unterliegen, bis daß wir endlich den Sieg vollständig behalten.

(Schluß folgt.)

det, daß sie nie in der Kirche wird überwältigt werden können, es müßte sich denn die Kirche jemals so weit selbst aufgeben können, daß sie die Accommodation an offenbaren Irrthum mit in die Idee ihres Erlösers aufnehme, was einer Selbstvernichtung gleich wäre. Wie aber die Wahrheit überhaupt unüberwinden bleiben wird, so auch die Wahrheit vom Bösen, welche eben darin ruht, daß man weiß, daß es ist, und wie es ist. Das Ignorirtwerden desselben ist kein wahrer Sieg. Was noch besonders hervorzuheben werden muß, ist der wichtige Einfluß, den die Lehre vom Satan auf die ganze Betrachtungsweise der Sünde haben muß. Wie sehr muß es unseren Altscheu vor ihr steigern, wenn es uns zum innersten Bewußtseyn geworden, daß wir durch jede dem Geseze und Geiste Gottes widerstrebende Handlung aus seinem Reiche heraus in das dunkle Reich der Finsterniß treten, in den Dienst und in die Gewalt des Fürsten der Finsterniß, dem jede einzelne aus seinem Principe hervorgehende Handlung eine Handhabe ist, wodurch er versucht, uns ganz an sich zu reißen. Wie kräftig tritt die Lehre vom Satan dem aus der verderbten Natur stets sich in die Empfindung eindringenden, alle Sittlichkeit, alles Streben nach Heiligung lähmenden Wahn entgegen, als sey die Sünde ein Product der temperamentlichen Eigenthümlichkeit, oder gar der körperlichen Beschaffenheit. Wie muß es uns zur Wachsamkeit auffordern, wenn wir wissen, daß wir nicht gegen Fleisch und Blut zu kämpfen haben, sondern gegen das Geistige der Bosheit, daß der Teufel herumgeht wie ein brüllender Löwe, daß er unser begehret, uns zu fischen wie den Weizen! Wie muß uns dies treiben, die Mittel zu suchen, durch die allein dieser Kampf, der über die eigene Kraft unendlich hinausgeht, zu bestehen ist, zu ergreifen den Schild des Glaubens, damit wir auslöschen mögen die feurigen Pfeile des Bösewichts. Wie muß uns die Erkenntniß des Fürsten des Todes herandrängen an Jesum, den Fürsten des Lebens! Wie mißtrauisch müssen wir werden gegen uns selbst, wenn wir wissen, daß wir es befindend mit dem Listigsten aller Feinde zu thun haben, welcher sich in einen Engel des Lichtes verkleidet, um uns zu berücken. Welch ein Schauer vor der Gerechtigkeit Gottes muß uns ergreifen, welch ein Eifer, unsere Gerechtigkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern, muß uns befeelen, wenn wir in dem Loofe des Satans das Loos derjenigen erblicken, welche der Gnade Gottes beharrlich widerstrebend, oder die empfangene verschmerzend, die Sünde wider den heiligen Geist begehen. Wie muß unsere Liebe zu unserem Heiland und Seligmacher, wie muß unsere Dankbarkeit gegen ihn wachsen, wenn wir erwägen, daß er durch seinen Gehorsam diesem unserem gewaltigen Feinde das Recht genommen, was er durch den Ungehorsam der ersten Eltern in uns gewonnen, daß er die alte Schlange unter dem Fuß getreten, so daß sie uns nicht mehr verwunden kann, wenn wir nur in Christo, nicht in unserer sundigen Natur erfunden werden.

*) Wir haben hier, da an dem Orte, für welchen dieser Aufsatz vorzugsweise bestimmt ist, das Werk von Olshausen wenig bekannt seyn dürfte, Einiges aus diesen Bemerkungen aus. „Daß die Lehre von der Existenz des Teufels und böser Engel so eifrig bekämpft wird, mag zum Theil aus guter Absicht geschehen, indem man die großen Mißbräuche, welche diese Lehre erfahren hat, vor Augen hält und zu verhindern wünscht; zum Theil sind aber auch Motive ganz anderer Art bei dieser Polemik thätig. Man sollte die Mißbräuche von der Sache selbst scharf sondern, dann würde sich erkennen lassen, wie die heilige Schrift auch in dieser Mittheilung über die Verhältnisse der Geisterwelt den Bedürfnissen der Menschheit vollkommen entspricht. Wie manche Seele verzweifelt in dem Kampf mit bösen Gedanken, oder ergibt sich in dieselben, die sie wohl zu überwinden vermöchte, wenn sie belehrt würde, sich von dem Bösen zu sondern und die feurigen Pfeile, von denen sie leidet, auf den Bösewicht zurückzuführen, der dieselben auf sie abschießt (Ephes. 5, 16.). Wenn man den Teufel und seine Engel sorgfältig entfernt, behält man eine Welt voll teuflischer Menschen (und für sich selbst ein Herz voll teuflischer Gedanken) zurück, denn das Böse selbst mit seinen gräßlichen Erscheinungen kann nun einmal nicht weggeschafft werden, sie stehen mit unauslöschlichen Zügen in die Geschichte eingegraben. Die Lehre über den Grund des Bösen in einer höheren Region des Lebens ist daher eine Wohlthat für die Menschheit; sie enthält den Schlüssel zur Lehre von der Erlösung. Um deswillen ist sie auch in der Schriftlehre so tief gegrün-

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 12. September.

N^o 73.

Das Evangelium und der Rationalismus in

Brandenburg und Braunschweig.

(Schluß.)

Der Verfasser sucht, was er mit der einen Hand gegeben, mit der andern wieder zu nehmen, indem er behauptet, der Heidelberger Katechismus habe durch einen Beschluß der Niedersächsischen Reformirten Synode seine Geltung verloren. Wir wollen es dahin gestellt seyn lassen, ob das Faktum ganz so wahr ist, wie der Verf. es berichtet, zweifeln aber sehr daran, da er so gar nichts zur Bewahrheitung seiner Aussage anführt. Es erscheint uns sehr wahrscheinlich, daß der Verf. absichtlich oder unabsichtlich zwei so ganz verschiedene Sachen, wie die Abschaffung des Katechismus zum Gebrauche beim Kinderunterricht, und seine Abschaffung als symbolisches Buch mit einander verwechselt hat. Wie dem aber auch seyn kann, ganz gleichgültig seyn. Der Synode hat in der Reformirten Kirche nie die Macht zugestanden, über den Glauben der Gemeinde zu herrschen. Sie hat stets nur Befugniß und Pflicht gehabt, über die Erhaltung des Glaubens zu wachen. Jede Synode, die sich erklühn würde, den Glauben anzufassen, oder die öffentlich eingeführten Glaubensbekenntnisse zu verwerfen, würde eben damit aufhören Synode zu seyn; sie würde sich in demselben Momente selbst vernichten. Eben damit aber würde sie im Braunschweigischen die Rechte verlieren, die ihr über die Reformirte Kirche in Braunschweig zustehen, und die sie jetzt zur Entsetzung Geibels zu mißbrauchen sucht. Worauf beruhen denn diese vom Landesherren gewährten Rechte wohl anders, als auf der gemeinschaftlichen Theilnahme der unter dem Synodalverbande stehenden Gemeinden an dem Reformirten Bekenntniß? Ist dieses Band zertrissen, was in aller Welt könnte denn noch wohl den Landesherren bewegen, seiner gewissen Anzucht ausländischer Prediger einen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten einer Gemeinde seines Landes zuzugestehen?

So viel über die Petrische Schrift. Wir haben durch das über sie Bemerkte zugleich schon dasjenige zum Theil vorbereitet, was wir über das Gutachten der Reformirten Synode in der Geibelschen Sache (vgl. das Juliheft S. 461 ff.) zu sagen haben. Wir behaupten, die Synode, berufen über Geibel zu urtheilen, habe sich gleich durch den ersten Paragraphen ihres

Urtheils, so vorsichtig derselbe gestellt worden, selbst das Urtheil gesprochen. Sie erklärt, „daß sie die gegen den Pastor Geibel erhobenen religiösen Anschuldigungen in Betreff der Lehrräthe selbst, um derentwillen er als Irlehrer angeklagt worden, insofern nicht für genugsam begründet halte, als diese Lehrräthe zu den unter den Theologen der Reformirten Kirche noch unentschiedenen gehören.“ Sie betrachten hiernach die Reformirte Kirche als eine solche, die gar keinen festen Glauben, keine öffentliche Lehre besitzt, sondern wanken muß, worüber sich die Theologen in ihr in Zukunft noch vereinigen. Sie betrachten die Abtrünnigen, die den Glauben der Kirche zu zerstören suchen, als solche, deren Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung von so großem Gewichte sey, daß man die Entscheidung über diese Lehren in suspensio lassen müsse, sie bezeichnen diese Lehren, die von der normativen Auctorität der heiligen Schrift, von dem sündlichen Verderben, von der Gerechtigkeit allein durch den Glauben, diese Lehren, deren Annahme oder Verwerfung Christenthum und Nichtchristenthum scheiden, als solche, über die die Reformirte Kirche kein Ja oder Nein, sondern nur Ja und Nein neben einander habe. Hierdurch nun hebt sich die Synode als Synode selbst auf; der Landesherr erfährt nichts weiter, als was ein Herr Pastor Althaus aus Hannover u. s. w. bis zum Herrn Gundina aus Göttingen nach ihrem subjektiven Belieben über die Angelegenheiten der Reformirten Gemeinde in Braunschweig urtheilen. Daran kann Ihm nun aber schwerlich viel liegen. Denn über seine persönliche Qualifikation zu einem solchen Urtheil hat sich keiner der Genannten vor der theologischen Welt ausgewiesen.

Wir würden es für den eigenthümlichen Beruf wahrhafter Synoden der Reformirten Kirche halten, wenn sie durch öffentliche Erklärungen sich laut von einer Synode lossagten, die ihre ehrwürdige Kirche als einen zusammengelaufenen Haufen darstellt, der nicht weiß, was er will, der immerdar lernt, und nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kommt. Wir würden dies um so mehr thun, da ein solcher Schritt, die Auctorität der Synode schwächend, den hart Angegriffenen dem Urtheile der weltlichen Behörden oder der Gerichte übergeben würde, von denen sich mehr Gerechtigkeit erwarten läßt, als von solchen, die in die schlimmste Nothwendigkeit versetzt sind, wenn sie nicht den Andern verurtheilen wollen, sich selbst zu verurtheilen.

Es bleibt uns nun nur übrig, dasjenige in's Auge zu fassen,

land bedeckte, so würde Goeze hier eine sehr ehrenvolle Stelle einnehmen.

Die zweite Schrift ist „Einer Hochwürdigen theologischen Fakultät in Göttingen Beurtheilung einer Schrift, welche den Titel führet: J. M. Goeze's theol. Untersuchung u. s. w., auf Ansuchen des Verfassers ausgefertigt.“ Hamb. 1769. (Der Verf. ist Dr. Less.) Diese Schrift veranlaßt zu ernsthaften Betrachtungen über den Unterschied des Sonst und des Jetzt. Welche theologische Fakultät in Deutschland würde jetzt wohl, wir wollen nicht sagen in dem Resultat in Bezug auf den speciellen Gegenstand, sondern in der ersten christlich-sittlichen Grundansicht zusammenstimmen, welche die Grundlage dieses Resultates bildet?

Wir wissen wohl, man wird gegen die Anwendung des in jenen Schriften Enthaltenen auf das Schauspiel unserer Zeit dasselbe einwenden, wodurch man jenen Verfassern die Berufung auf die Aussprüche der Kirchenväter und der frommen Theologen aller Jahrhunderte in dieser Beziehung abzuschneiden suchte. Man erwiderte ihnen, die von jenen bestrittene Bühne habe mit der gegenwärtigen nur den Namen gemeinschaftlich; während sie früher eine Schule des Lasters gewesen, sey sie nun in eine Schule aller Tugenden verwandelt worden. Wiederholt man gegen uns diesen Kunstgriff, so antworten wir hierauf im Allgemeinen Folgendes. Wollt ihr etwa behaupten, daß wir seit dem vorigen Jahrhundert in wahrer, christlicher Sittlichkeit fortgeschritten seyen? Die Erfahrung würde euch Lügen strafen; wie Viele unter den Eurigen selbst haben es klagend ausgesprochen, daß mit dem Glauben der Väter, über dessen Verschwinden man sich freuen müsse, auch die gute Sitte der Väter geschwunden sey. Wie führen aus der großen Masse der Zeugnisse eurer Propheten nur Eines an, das eures verehrten Möse's (val. dessen Leben von Niemeyer, Halle 1809 S. 89.). „Der Verfall der Sitten, der Liebe zur Ordnung, der Ueberlegung, der Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit ist unaussprechlich. Die Lektüre nicht nur der die Religion so leichtsinnig behandelnden, sondern selbst alle Moralität aufhebenden Schriften, greift immer mehr um sich, und ich wundere mich oft, wie viele Studierende die schamlosesten Bücher aufspüren, indeß viele alle ernsthafte Lektüre anseht. Außerdem vermiße ich den religiösen Sinn, die Liebe zu Gottes Wort, die doch sonst weit häufiger war.“ Doch wir besitzen für diejenigen, die dergleichen Aeußerungen als Erzeugnisse melancholischer Stimmung, wie sie in jedem Zeitalter vorkommen, gar kein Gewicht beilegen wollen, einen ganz handgreiflichen Beweis. Das wird doch wohl Niemand in Abrede stellen wollen, daß man aus der steigenden Anzahl der Verbrechen auf die fortschreitende Verschlechterung des ganzen moralischen Zustandes eines Volkes schließen könne. Die Verbrechen sind ja nicht etwas Vereinzeltes, sie sind nur einzelne gereifte Früchte, aus deren Vorhandenseyn man mit vollem Rechte auf die Beschaffenheit des Baumes schließt, der sie getragen. Nun lese man aber den Beitrag zur Criminalstatistik, welchen der berühmte Mittermaier in den trefflichen Anlagen für die Criminalrechtspflege, herausgegeben von dem Criminal-Direktor Dr. Sigiz, geliefert hat. „Wirft man“ — sagt derselbe S. 190. des 15ten Festes, — „auf die bisher mitgetheilten Materialien einen vergleichenden Blick, so ist das Ergebniß die Ueberzeugung, daß die Verbrechen in allen Staaten zugenommen haben. Wir fügen in Bezug auf England den von uns bereits mitgetheilten Tabellen noch eine andere, erst neuerlich uns zugekommene Tabelle bei, welche die Zahl der von 1811 — 27 wegen Verbrechen

zu Gefängnißstrafen Verurtheilten umfaßt, und auf eine schauderhafte Weise das Anwachsen der Verbrechen lehrt, so daß die im Jahr 1811 noch 3163 betragende Zahl im Jahr 1827 bereits 12564 betrug. Die Tabellen Frankreichs liefern ein nicht weniger niederschlagendes Resultat. — Man würde irren, wenn man glauben wollte, daß nur die Zahl der Diebstähle wachse, auch bei anderen Verbrechen, und zwar eben bei den schwersten Verbrechen, bemerkt man eine gleiche Zunahme. Wenn im Jahr 1825 noch 244 wegen Mordes angeklagt wurden, so finden wir in den Tabellen von 1828, 251; die im Jahr 1825 noch 7 betragende Zahl der Parricide ist 1828 auf 15 gestiegen. Während im Jahr 1825 noch 101 wegen gewaltthätiger Angriffe auf Keuschheit der Kinder unter 15 Jahren angeschuldigt waren, führt die Tabelle von 1828, 157 auf. — Uebrigens bemerkt man diese Zunahme der Verbrechen nicht bloß in Bezug auf England und Frankreich; auch in Deutschland zeigt sich die nämliche Erscheinung. (Dies wird in Bezug auf die einzelnen Länder nachgewiesen, z. B. in Baiern die Zahl der Verbrechen oder Vergehungen im Jahr 1827, 3594, im Jahr 1828 schon 4144; in Baden im Jahr 1825 noch 1279, im Jahr 1828 schon 1823.) — Noch niederschlagender ist die Vergleichung der Criminaltabellen, wenn man die Vermehrung der jugendlichen Verbrecher bemerkt. Im Jahr 1826 wurden in Frankreich 124 Angekuldigte, die noch nicht das 16te Jahr erreicht hätten, wegen Verbrechen angeklagt; im Jahr 1827 liegt die Zahl solcher Individuen schon auf 136, und im Jahr 1828 auf 143. — In Bezug auf England gibt der schon angeführte Report die traurigen Aufschlüsse. Also, was demjenigen, der auf dem christlichen Standpunkte steht, schon von vorn herein gewiß ist, daß das Sittenverderben im beständigen Steigen begriffen sey, da die Ursache, die herrschende Gottesvergessenheit und Gottlosigkeit, der gräßliche Abfall von Christo, wie er in allen Jahrhunderten beispiellos ist, nicht ohne seine nothwendige Wirkung seyn kann, das wird durch die nüchternste, sich auf gar keine Exception zulassende Belege stützende Untersuchung bis auf eine schauer erregende Weise bestätigt. Wie mag die Progression noch gestiegen seyn, seit der revolutionäre Schwindel sich der Nationen bemächtigt hat, und alle Banden der Zucht und der Ordnung gekost! „Gleich wie sie nicht geachtet haben, daß sie Gott erkennen, hat sie Gott auch dahin gegeben in verkehrten Sinn, zu thun, das nichts taugt. Voll alles Ungerechten, Hurerei, Schalkheit, Geizes, Bosheit, voll Hasses, Mords, Haders, List, giftige Dornenbläser, Verklämder, Gottesverächter, Frevler, Hoffärtige, Ruhmrätige, Schädliche, den Eltern Ungehorsame, Unvernünftige, Treulose, Störige, Unverzeßliche, Unbarmherzige. Die Gottes Gerechtigkeit wissen (daß, die solches thun, des Todes würdig sind) thun sie es nicht allein, sondern haben auch Gefallen an denen, die es thun.“ — Steht es nun also, so müssen wir es von vorn herein für unmöglich erklären, daß der Geist der dramatischen Litteratur sich gebessert habe. Man befrage die Geschichte, und es wird sich zeigen, daß die Litteratur stets ein treues Abbild des herrschenden moralischen Zustandes ist. Einzelne stehen allerdings über ihrem Zeitalter und in Opposition mit demselben; aber solche vereinzelte Erscheinungen kommen wenig in Betracht. Sie haben zu allen Zeiten statt gefunden; und in denen, auf welche die vorliegenden Schriften Rücksicht nehmen, weit häufiger wie in den unsrigen, da ihre Quantität und ihre Qualität immer in genauem Verhältniß zu der Quantität und Qualität des herrschenden Zeitgeistes stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Samstag den 15. September.

N^o 74.

Der Senior Goeze und die theologische Fakultät in
Göttingen über und gegen das Theater.

(Fortsetzung.)

Doch wir können auch noch von einer andern Seite unserem Ziele nahe kommen. Die Bühne, dies wird Niemand abläugnen wollen, wird jetzt zahlreicher besucht, als je. In keiner Zeit hat sie für so unentbehrlich, so für eine der Grundbedingungen des angenehmen Lebens gegolten. Was folgt wohl daraus? Gleiches wird nur von Gleichem geliebt. Die Welt hat das Ihre lieb. Hätte sich der Geist der Bühne verbessert, wie könnte sie unter diesem argen und ehebrecherischen Geschlechte solche Anerkennung finden? Nenne mir deinen Freund, so will ich dir sagen, wer du bist. Die Probe desjenigen, was aus Gott ist, bildet in der gegenwärtigen Zeit Langeweile, Hohn, Verachtung. Eine sittlich reine Schaubühne würde leer stehen. Man würde die Schauspieler auslachen. Was würde das Publikum jetzt zu Stücken sagen wie die Gellert'schen, die man im vorigen Jahrhundert noch geduldig anhörte? Was für eine Fortüne würden wohl Stücke machen, wie der Codrus des Herrn v. Krenegk? So wie eine Philosophie, die sich für die allein christliche ausgibt, schon dadurch der falschen Annahme überwiesen wird, daß alle Juden ihre eifrigen Partisanen sind, so kann eine Schaubühne, die alle Libertiner vergöttern, die sie als mit allen ihren andern Ergötzlichkeiten, vom Weinhaus an weiter herab, ein harmonisches Ganzes bildend anerkennen, alles Andere seyn, voll Geist und voll Kunst, nur nicht eine sittliche, eine christliche.

Will man sich, daß wir von dem Allgemeinen etwas auf das Einzelne übergehen, auf Stücke von angeblich so erhabenem sittlichen Charakter berufen, wie die Schiller'schen, um die Vorzüge des neueren Theaters zu erweisen? Es ist ein beklagenswerthes Symptom des herrschenden Verderbens, daß man als sittlich alles dasjenige anpreist, was nicht von dem Gifte sinnlicher Lust durchdrungen ist, eben so beklagenswerth, daß dies Gift unsere ganze schönwissenschaftliche Litteratur so durchdrungen hat, daß man froh seyn muß, nur einen einzigen Mann ersten Ranges

ges auffinden zu können, den man, wenn es sich um Sittlichkeit fragt, mit einigem Anstande produciren kann. Der Begriff von Sittlichkeit, den die Schrift aufstellt, ist ein ganz anderer. Als der Tod aller Gerechtigkeit erscheint nach ihr der Bahn der eigenen Kraft. Und daß dieser den Grundcharakter der Schiller'schen Stücke bilde, wer will das läugnen? Die Begeisterung, in welche ein entzündliches Gemüth durch das Lesen oder Hören solcher Stücke versetzt wird, ist um so gefährlicher, da sie einen himmlischen Ursprung lügt, während Empfindungen, die auch nach dem Sprachgebrauche der Welt für fleischliche gelten, ihren irdischen Ursprung nicht verläugnen. Sie ist das wirksamste Mittel, wodurch edlere Gemüther in der Selbsttäuschung erhalten werden, die ohnedem schon fest genug sitzt. Man spiegelt sich in den Idealen hoher sittlicher Kraft, und glaubt eben durch diese bewundernden Empfindungen sie schon in sich verwirklicht zu haben. Man hält es für thöricht zu erbitten, was man schon zu besitzen wähnt. Aber dadurch, daß man sich was Süßes träumen läßt, erhält man noch keinen Zucker. Die schale Wirklichkeit mit ihren mannichfachen Versuchungen zeigt den Unterschied zwischen wirklicher und zwischen eingebildeter Kraft. Doch man wiegt sich, um ihre Stimme nicht zu hören, stets von Neuem in den Traum ein, und da leisten denn Stücke wie die von Schiller als ein Opus treffliche Dienste. Dazu kommt noch die Schiller mit allen reichbegabten, nicht durch Gottes Wort und Geist gereinigten Naturen gemeinsame Kraftvergötterung, der Wahn, daß höhere Naturen den Maßstab für die Sittlichkeit ihrer Handlungen in sich selbst tragen, ein Wahn, der um so verderblicher wirken muß, je größer die an die Schilderung solcher Charaktere verschwendete Kraft des Genies ist. Ist das Gesetz nicht Allen ohne Ausnahme von Gott gegeben, verlangt es nicht mit unerbittlicher Strenge von Allen Gehorsam, broht es nicht Allen den Tod, die es brechen, wer wird es dann noch halten wollen? Es ist ja die leichteste Operation von der Welt, daß ein kleiner Geist sich in der Idee in einen großen verwandelt. Und weil er von Natur die Neigung dazu hat, so wird er leichtlich, um sich selbst und Andere zu bereuen, daß er es sey, die furchtbaren Handlungen begehen, welche in blendendem Glanze als das Privilegium der großen Geister dar-

gestellt worden. Die Erfahrung zeugt deutlich genug für uns; wie viele seiner würdige Söhne hat nicht Karl Moor gezeugt! Man hat Beispiele, daß ganze Schulanstalten das ehelose Räuberhandwerk ergriffen, um ihm ähnlich zu werden. Wir glauben, dies Stück ist nie vor einer bedeutenden Anzahl von Zuhörern aufgeführt worden, ohne den Samen zu Verbrechen auszustreuen. Die schädliche Wirkung des Wilhelm Tell ist so constatirt, daß die Aufführung vieler Orten verboten ist. In der Jungfrau von Orleans kommt eine empörende Profanation des Heiligsten vor.

Oder will man etwa von der großen Fluth sentimentaler Stücke segensreiche Folgen für Tugend und Sitte erwarten? Man lese doch nur die Geschichte der Gismörderin Gottfried, um sich von den verberblichen Folgen der in unserer Zeit so verbreiteten Gefühligkeit, und also von der Schädlichkeit alles dessen zu überzeugen, was sie zu nähren geeignet ist. Diese Gefühligkeit ist eins der furchtbaren Vollwerke, eine der unkenntlichsten Verkleidungen der Selbstsucht; sie liebt mit Empfindungen, mit Worten und Thränen; sie haßt mit der That; sie ist warm bei erdichteten Leiden, kalt bei wirklichen; Alles dient ihr nur als Mittel zur geistigen Wollust, zur Selbstbespiegelung in seinen süßen und rührenden Empfindungen.

Am wenigsten wird man wohl auf die Schicksalstragödien pochen, die jetzt ihre Rolle ziemlich ausgespielt haben. Der Beifall, der sie bei ihrem ersten Auftreten empfing, wird dereinst den Heiden das Recht geben, mit unserm Zeitalter aufzufehen und es zu verklagen. Wie mußte die Sonne des Christenthums so ganz verdunkelt seyn, wenn man unter allgemeinem Zusauchen an die Stelle des lebendigen und liebenden Gottes, ohne dessen Willen kein Sperling zur Erde fällt, der alle Haare unseres Hauptes gezählt hat, der alle unsere Schmerzen, alle unsere Noth kennt, ein blindes Fatum setzen konnte, das mit eisernem Schritte über die Häupter der Sterblichen einhergeht? wenn man den kalten Schauer, den diese trostlose Vorstellung erregt, angenehmer finden konnte als die kindliche Ergebung in den Willen des Vaters, der voll Mitleid die Thränen seiner Kinder zählt? Solche Unnatur hat nur an der einen würdigen Begleiter, mit der ein Moriz enthusiastisch die Seligkeit pries, welche ihm der Gedanke der Vernichtung gewährte.

Auszüge aus der Schrift von Goethe.

„Wir leben in besondern, aber auch in höchst verderbten Zeiten. Wir sehen, daß unsere allerheiligste Religion, daß unser Erlöser, daß seine Wahrheit und Ehre, daß Alles, was uns im Leben glücklich und ruhig, auf unserm Todtette getrost, und in der Ewigkeit selig machen kann, angegriffen, bestritten, verläugnet und verspottet wird. Christen, welche diesen Zweck haben, häufen sich täglich; und wie gering ist die Anzahl derer, welche glauben, daß sie verbunden wären, sich der guten Sache der Religion, welche sie predigen, auch öffentlich anzunehmen, und den Widersprechern und Lasterern derselben das Maul zu stopfen? Lit. 1, 11. Tritt noch hier und da ein Zeuge der Wahrheit auf, und ergreift die Feder zur Vertheidigung derselben; so ist Schmach, Spott und Verläumdung sein Lohn. Ist er dabei in Vertheidigung der Wahrheit nicht auf das Säuberlichste mit denen zu Werke gegangen, welche einen Elymas, einen Simon Magus, einen Hymenäus und Philetus, ja selbst wohl einen Judas, wo nicht übertreffen, dennoch denselben an feindseliger

Gefinnung, Bosheit und Treulosigkeit völlig gleich sind; so ist des Geschreies kein Ende: man überhäuft ihn mit den bittersten Vorwürfen und Vergleichen. Die abscheulichen Namen eines Verfolgers, eines Menschenfeindes, sind unter den Schimpfnamen, mit welchen man ihn zu besetzen sucht, noch die geringsten. Tritt aber Jemand auf, und schreibt etwas, was der Schaubühne zum Nachtheil gereicht, das der theatralischen Muse die Schminke abwischt, und sie in ihrer wahren Gestalt darstellt, so geräth Alles, nicht allein Zeitungsschreiber und Journalisten, denn darüber würde sich Niemand wundern, sondern auch Leute, welche auf den Namen der Gottesgelehrten einen Anspruch machen, in Bewegung. Alles, was eine aus den Schranken getretene Säge nur immer ausschäumen kann, wird über einen solchen ausgeschüttet, und die Vertheidiger dieser großen Diana der heutigen heidnischen Welt können auf einen ausgebreiteten, und gleich einem Strome daher rauschenden Beifall ihrer Verehrer, sichere Rechnung machen. Doch, sollte dieser Beifall dieselben wohl bewegen, die Sache des Theaters mit solchem Eifer zu vertheidigen?“ — „Der Goldschmied Demetrius sprach zwar zu denen, die seines Handwerks waren: Lieben Männer, ihr wißt, daß wir großen Zugang von diesem Handel haben: Er glaubte aber nicht, daß er verbunden wäre, vor dem großen Saufen zu Ephesus so offenherzig zu beichten. Hier hieß es: Der Tempel der großen Diana wird für nichts geachtet, und ihre Majestät wird untergehen, welcher doch ganz Asia und der Weltkreis Gottesdienst erzeugt. Ein solcher scheinbarer Grund war hinlänglich, das Volk zu Ephesus in eine wüthende Bewegung zu setzen. Nun erschallte das allgemeine Echo: Groß ist die Diana der Epheser!“

„Dem äußerlichen Anscheine, und dem Urtheile des Publici nach, ist der Sieg auf der Seite der Freunde des Theaters. Ihre Stärke besteht darin, daß sie sich sorgfältig hüten, dasjenige, was die vernünftige und christliche Moral an dem Schaulage verdammt, zu vertheidigen: sie verdammen solches vielmehr selbst; daß sie denselben von der guten Seite, die er haben könnte, und wenn er nicht verwerflich seyn sollte, wirklich haben mußte, darstellen, und die Welt zu überreden suchen, daß er solche wirklich habe; daß Alles, was züchtige Ohren beleidigen, das Herz verderben, und zu dem Scherze und zu den Narrenthellungen gerechnet werden könnte, die Christen nicht geziemen, von demselben verbannt sey; daß sie denselben als ein vorzügliches Verbesserungsmittel des menschlichen Herzens anpreisen.“

„Sind es diese Stücke (die angeblich sittlich reinen Trauerspiele) allein, sind sie es vorzüglich, welche aufgeführt werden? Muß man nicht beforgen, daß die lustigen Nachspiele, daß die Pantomimen, welche allezeit den Beschluß machen, die wenigen und schwachen Eindrücke, welche etwa die Vorstellung eines, doch bei einer sehr nachsehenden Kritik, moralisch guten Stückes, in den Seelen der Zuschauer hervorgebracht, völlig wieder vertilgen werden?“ — „Ich habe dergleichen nie gesehen, indessen kann ich mir keine andere Vorstellung davon machen, und dazu berechtigt mich schon der bloße Titel, als daß dieselben eine Art der üppigen Augenlust sind. Ob nicht viele ärgerliche und anstößige Posituren dabei mit unterlaufen, ob man nicht durchstellungen und Posituren den Zuschauern Anlaß gebe, auf Vorstellungen zu fallen, welche ohne die äußerliche Schande mit Worten nicht ausgedrückt werden könnten, solches muß ich denen zur Beurtheilung überlassen, welche Augenzeugen

dapon gewesen sind, aber auch so viel Einsicht in die Vorschriften unserer allerheiligsten Religion haben, daß sie Gutes und Böses unterscheiden und prüfen können, was dem guten, gnädigen und wohlgefälligen Willen unseres zukünftigen Richters gemäß, und was demselben entgegen sey."

"Sind gleich die unreinen Gedanken und Worte, welche der Dichter diesen Personen in den Mund legt, nicht mehr so unschuldig, so grob und pöbelmäßig, als sie zu den Zeiten unserer Väter waren; so sind sie doch darum nicht unschuldiger, und noch viel gefährlicher, weil sie feiner sind. Eigentliche Lötzen thun nicht so viel Schaden, als witzige Zweideutigkeiten. Gegen jene empört sich die natürliche Schamhaftigkeit und der Wohlstand. Zuschauer vom Stande und von guter Erziehung sehen es als eine unmittelbare Beleidigung an, wenn die Schauspieler es wagen, Unsäuberkeiten vor ihrem Angesichte auszuspielen: denn sie müssen daraus den Schluß machen, daß sie von ihnen nicht anders, als ein Haufe gemeiner Pöbel betrachtet werden, den dergleichen Dinge belustigen können, oder der wenigstens daraus kein Merkmal der Geringschätzung nehmen kann: allein bei witzigen und schlüpfrigen Zweideutigkeiten fällt dieser Vorwurf weg. Sie leiden noch immer eine gute Erklärung, und der Zuschauer kann ein geheimes Vergnügen an denselben finden, dabei aber allezeit sich damit entschuldigen, daß er solche von der unschuldigen Seite betrachtet habe. Der Verfasser eines Stückes, in welchen ein so feiner Gift mit untergemischt ist, ist sogar vor Vorwürfen sicher. Denn er kann sich allezeit mit der guten Erklärung derselben helfen, und denen, die ihn desfalls zur Rede stellen wollen, sagen: daß sie aus Blumen Gift sögen. Man wird mir die Instanz geben, daß auf diese Art auch viele Gedichte, und zwar großer und berühmter Dichter, verworfen werden müßten. Ich antworte: ja! sie müssen verworfen werden, und gehören unter die Zahl der Aergernisse, welche an jenem Tage mit unauslöschlichem Feuer werden verbrannt werden. Nur ist der Schade, den sie thun, darum geringer, weil solche nur gelesen, nicht aber zu einer Zeit und an einem Orte mündlich vorgetragen werden, wo die Sinnen in die stärkste Bewegung gesetzt, und die Seelen den Eindrücken, welche dem Fleische angenehm sind, völlig geöffnet werden."

"So lange die Aussprüche der ehemaligen Kirchenväter über die damaligen Schauspiele Schlusssolgen, aus den, in dem Worte Gottes befindlichen allgemeinen Grundsätzen sind, die also lauten: Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt! Matth. 18, 7. Stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Verneuerung eures Sinnes, auf daß ihr prüfen möget, welches da sey der gute, der wohlgefällige, und der vollkommene Gotteswille. Röm. 12, 2. Habt keine Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsterniß, strafet sie aber vielmehr. Eph. 5, 11. Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist, so Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters: denn Alles was in der Welt ist, nämlich des Fleisches Lust, der Augen Lust *) und hoffärtiges Wesen, ist nicht

vom Vater, sondern von der Welt. 1 Joh. 2, 15. 16. So lange die heutigen Schauspiele dazu die Untersätze abgeben, so lange sehen wir nicht auf die Väter der Kirche, und auf ihre Ansehen, wenn wir ihren Urtheilen über die Schaubühne beitreten, sondern auf das Wort des lebendigen Gottes. So lange also unsere Schauspiele den damaligen ähnlich sind, so lange sie eben die unseligen Wirkungen hervorbringen, von welchen jezt eine so fruchtbare Quelle waren, so lange werden solche nicht durch die Aussprüche der Kirchenväter, sondern durch das Wort Gottes, das uns an jenem Tage richten wird, eben so un widersprechlich verdammt, als jene dadurch verdammt wurden."

"Lesen und ansehen sind zwei sehr verschiedene Dinge. Bei dem Lesen solcher Dinge, die Anstoß geben können, kann ich über meine Seele und über die Bewegungen derselben wachen, ich kann bei kaltem Blute Alles prüfen, das Böse verworfen und das Gute behalten. Aber wenn ärgerliche und anstößige Dinge auf dem Schauplatze vorgestellet werden, wenn die Sinnlichkeiten durch alle mögliche Künstsgriffe, durch eine in die Augen fallende Pracht, durch eine in den Ohren schallende Musik, auf das Möglichste gereizet, wenn die Leidenschaften in die stärkste Bewegung gesetzt werden, so daß die Stimme der Religion, ja selbst der Vernunft, bei einem solchen Geräusche nicht gehört werden kann; so ist es offenbar, daß die schädlichen und verderblichen Eindrücke, welche ärgerliche, verführerische und anstößige Gegenstände in den Seelen derer hervorbringen, die schwach und unbefestigt sind, oder welche sich schon stark auf die Seite der Laster neigen, und die Anzahl derselben ist gemeinlich unter den Zuschauern die größte, ihre völlige Gewalt beweisen, und da sie keinen Widerstand finden, solche völlig überwältigen, und sie als ein daher rauschender Strom dahin reifen werden. Ueberdem lehret die Natur der Sache selbst, daß manche Dinge ohne Anstoß und Aergerniß gelesen, nie aber ohne Anstoß und Aergerniß vorgestellet werden können. Wenn ich die Geschichte von dem Siege, welchen ein gottseliger Joseph über die Reizungen des Weibes des Potiphars erhielt, in der Bibel lese, so habe ich nicht allein kein Aergerniß zu besorgen, sondern ich kann daraus die reinste Erbauung schöpfen. Ich verabscheue die Unzucht und Bosheit eines üppigen Weibes, ich bewundere und verehere die standhafte Tugend und Gottseligkeit eines Joseph's. Allein man verwandle diese Geschichte in ein Lustspiel, man überlasse die Einrichtung der Vorstellung den Schauspielern, welche keinen anderen Zweck haben, als solche zu ihrem Vortheile recht reizend, und dem Geschmacke der meisten Zuschauer gemäß zu machen, man lasse eine zu diesem Zweck geschickte Actrice dasjenige, was der Geist Gottes mit wenigen und weislich gewählten Worten angezeigt hat, durch wollüstige Gebehrden, durch Anwendungen aller möglichen Reizungen, durch verführerische und schmeichelnde Reden, ausführlich und sichtbar ausdrücken; was wird die Wirkung davon in dem Herzen der zur Wollust ohnedem so sehr geneigten Jugend seyn? Wird die Keuschheit und Tugend des Joseph's, oder werden die schändlichen Reizungen des Weibes, den stärksten Eindruck auf ihre Seelen machen? Man wird sagen: wohl! so müssen solche Geschichten auch nicht gemalt werden. Ich antworte: sie können auf eine eben so unanstößige Art gemalt werden, als sie in der heiligen Schrift beschrieben sind. Gehet aber der Maler über diese Grenzen, verlezet er durch die Vorstellungen seines Pinsels Zucht und Ehrbarkeit, legt er Reizungen zu einer schändlichen Wollust in eine Schild-

*) Mosheim hat in der Sittenlehre der heiligen Schrift 1 Ab. S. 218. gründlich erwiesen, daß dieser Ausdruck keine Beschreibung des Geizes sey, wofür er gemeinlich angehen wird, sondern daß er buchstäblich auf die damaligen Schauspiele gehe.

derung, welche den Sieg der Tugend abbilden soll; so gehört er sowohl als ein Schauspieldichter, als eine Bande Komödianten, welche auf diese Art sündigen, zu dem unseligen Haufen derer, welche Aergerniß geben, und welche daher die schrecklichen Wirkungen des Wehe zu erwarten haben, das der Richter der Lebendigen und der Todten schon zum voraus über sie ausgerufen hat.“ — „Ich erkläre übrigens, daß ich überzeugt bin, daß diejenigen, welche solche Schriften zu eben dem Zwecke lesen, zu welchen sie Schauspiele von dieser Art besuchen, nämlich, um einen wollüstigen Zeitvertreib zu genießen, ihre Seele in Gefahr setzen, sich versündigen, und nicht im Stande sind, von der, auf diese Art verschwendeten Zeit, Rechenschaft zu geben.“

„Die gegenwärtige Schaubühne stiftet keinen Nutzen und kann keinen Nutzen stiften. Die wenigen guten, aber schwachen und auf keinem festen Grunde beruhenden Bewegungen, welche eine oder die andere Vorstellung etwa hervorbringt, dauern nicht länger, bis die Thränen, welche etwa bei weichherzigen Gemüthern herausgelockt worden, vertrocknet sind, sie haben keinen Einfluß auf den Willen, noch weniger die geringste Herrschaft über die Leidenschaften: sie sind nicht vermögend, gute Entschlüsse hervorzubringen, noch viel weniger dieselben zu befestigen, und das Vermögen solche zu vollziehen, zu verschaffen. Die gegenseitigen Bewegungen, welche durch reizende und lasterhafte Vorstellungen gewirkt werden, die Reizungen zur Sünde, welche dadurch erweckt werden, sind allezeit weit stärker, als jene. Diese haften und schlagen tiefe Wurzel, denn sie sind dem menschlichen Herzen gemäß, sie unterdrücken und vertilgen die gegenseitigen, durch eine, solchen Personen, als gemeinlich den Schaulager besuchen, unwiderstehliche Kraft, und beweisen eine um so viel größere Gewalt, wenn sie den Sieg nach einigen vorhergegangenen schwachen Widerstande behauptet haben. So wenig man also sagen kann, daß ein Ackeremann die Fruchtbarkeit des Ackers befördert, der mit einer Hand voll Samen des Unkrauts, einige Körner guten Samens vermischte; daß ein Arzt die Gesundheit seiner Patienten befördert, der denselben einige Tropfen heilsamer Medicin, in einem Löffel voll vergifteten Wassers reichen wollte; so wenig kann man von der heutigen Schaubühne sagen, daß solche der Tugend und den guten Sitten zum Vortheile gereicht. Entweder man muß so viel Dreistigkeit haben, als erfordert wird, die unlöslichen Erfahrungen abzuläugnen; oder man muß es in der unseligen Fertigkeit, aus Sauer Süß, und aus Finsterniß Licht zu machen, sehr weit gebracht haben, und das von Gott auf dieses Geschäfte gelegte Wehe! gar nicht mehr scheuen; oder man muß zugestehen, daß das Unkraut und daß das Gift, welche noch auf der jetzigen Schaubühne nur gar zu häufig ausgestreuet und dargereicht werden, den wenigen mit untergemischten guten Samen unfehlbar ersticken, und dagegen die häufigsten und verderblichsten Früchte des Lasters hervorbringen werde.“

Der Verf. zeigt dann, daß eine Reinigung des Theaters schlechthin unmöglich sey, eben so unmöglich wie die Findung des Steines der Weisen und der Quadratur des Circels. Der

Beweis ist unwiderleglich. Ein den Anforderungen der Kunst entsprechendes Theater erfordert große Kosten; diese müssen von den Zuschauern aufgebracht werden. Ein gereinigtes Theater aber würde dasjenige versagen, was die meisten Zuschauer dort suchen, Befriedigung der Augenlust und der Fleischlust; ein Theater also nach den Vorschriften des Christenthums einrichten und es zu Grunde richten, würde dasselbe seyn.

(Schluß folgt.)

A n z e i g e.

(Die Fortsetzung von Calvin's eregetischen Werken betreffend.)

Die Freunde dieses Unternehmens haben seit einigen Wochen auch den dritten Band des Calvin'schen Commentars erhalten, welcher, außer einem Register die Erklärung der Katholischen Briefe enthält, und welchen der Herr Verleger, aufgemuntert durch den außerordentlichen starken Absatz der ersten zwei Bände, auf eigene Kosten hat drucken lassen. (Pr. 16 Gr.) Indem ich auch diesen dritten Band dem theologischen Publikum empfehle, zeige ich zugleich an, daß der Herr Buchhändler Eichler in Berlin einen Abdruck der Commentare des unseligen Reformators zu den vier Evangelien und der Apostelgeschichte veranstaltet; und daß mithin die sämtlichen eregetischen Schriften Calvin's zum N. L. bald in unseren Händen seyn werden. Die Aufnahme, welche dieses Unternehmen bisher gefunden hat, ist ein wahrhaft schönes Zeichen der Zeit und des gesunden Geschmacks eines großen Theils des Publikums. Der Herr lege seinen Segen ferner auf dies Werk!

Dr. A. Tholuck.

Wir wünschen um so mehr, daß dies Unternehmen in weitem Kreise Eingang findet, da es von dem Erfolge desselben abhängen wird, ob der wackere Verleger, der in Erwartung sehr bedeutenden Absatzes einen Preis zu stellen beabsichtigt, bei dem er ohnedem gar nicht bestehen konnte, sich entschließt, auch von den vorzüglichsten Alttestamentlichen Arbeiten Calvin's einen neuen Abdruck zu veranstalten. Wer die Vorzüge dieser Arbeiten, namentlich des Commentars über die Psalmen und über den Pentateuch kennt, muß den dringenden Wunsch hegen, daß dies geschehe. Für eigentlich theologische Auslegung des Alten Testaments hat Calvin nicht weniger geleistet; wie für die des Neuen; seine Arbeiten sind aber hier noch unentbehrlicher, weil er überhaupt weit weniger tüchtige Nachfolger gefunden, und weil in der neueren Zeit die theologische Auslegung ganz darniederliegt, die Eregese bei den bloßen Aeußerlichkeiten stehen geblieben ist. Das Unternehmen wird rasch gefördert; der Druck hat in zwei Officinen zugleich begonnen; und im November werden zwei Bände, der Commentar über den Johannes und der über die Apostelgeschichte, über die wir so wenig Gutes besitzen, beendet seyn. Wir machen namentlich alle Prediger darauf aufmerksam, daß sie kaum in irgend welchen Commentaren eine so reiche Entwicklung der praktischen Beziehungen treffen werden, wie in denen Calvin's, so daß auch diejenigen, welche eigentlich gelehrten Studien mehr entfremdet sind, hier reiche Befriedigung finden werden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 19. September.

N^o 73.

Der Senior Goetze und die theologische Fakultät in
Göttingen über und gegen das Theater.

(Fortsetzung.)

Haben die Christen die größte Ursache, die, ihnen von Gott geschenkte Gnaden- und Lebenszeit als ein großes ihnen anvertrautes Gut anzusehen, sind sie verbunden, dieselbe auszukaufen, müssen sie erwarten, daß an jenem Tage von der Anwendung derselben die schwerste Rechenschaft von ihnen werde gefordert werden; so ist es ein sehr großer und unersetzlicher, obgleich von den Meisten unerkannter Schaden, den der Schauspiel nach sich zieht, daß so Viele dadurch veranlaßt, ja gereizt werden, einen so großen Theil ihrer so kurzen Lebens- und Gnadenzeit, auf die unverantwortlichste Art, und zum größten Nachtheil ihrer unsterblichen Seele, und des ewigen Heils derselben, zu verschwenden. Leute, welche von der Liebe zu den Schauspielen einmal trunken sind, werden gewiß keinen Tag im Jahre, an welchem die Bühne offen steht, und wie groß ist die Anzahl derselben? hingehen lassen, ohne solche zu besuchen. Drei bis vier Stunden verfließen gemeinlich auf diese Art. Diese Stunden werden nützlich und oft nothwendigen Geschäften entzogen. Man wird dabei seinen übrigen gewöhnlichen Ergänzungen, der Gastmahlen, den Spieltischen, den Garten-Lustbarkeiten, den Besuchen u. s. f., nichts abkürzen: und da man auf den Schauspiel gehet, nicht allein, um zu sehen, sondern auch, um gesehen zu werden, so wird die dazu nach der heutigen Art erforderte Kleidung und Vorbereitung, auch noch verschiedene Stunden wegnehmen. Man rechne diese Stunden in einem Jahre zusammen, und frage alsdenn sein Gewissen vor dem Angesichte Gottes, ob man auf seinem Sterbebette, bei der Vorstellung, auf welche Art man dieselben verschwendet hat, eine Freudigkeit haben, und ob man nicht wünschen werde, solche besser angewendet zu haben? Ich fordere nicht, daß ein Christ beständig, gleichsam im Joche ziehen, und ohne Aufhören arbeiten müsse. Die Güte Gottes verstatte ihm Stunden der Ruhe und der Erquickung: die Weisheit Gottes hat selbst den Erdboden zu diesem Zwecke eingerichtet; allein die Pflicht und Klugheit eines rechtschaffenen Christen erfor-

dert zugleich, daß er seine Ruhesunden und die Arten seiner Erquickung so einrichtet, daß solche weder seinen Berufsgeschäften, noch vielweniger aber seinem Christenthume zum Nachtheile, sondern beiden zum Vortheile gereichen. Daß unser heutiger Schauspiel kein Mittel sey, diesen gedoppelten Zweck zu erhalten, hoffe ich genugsam erwiesen zu haben. Die Sinnlichkeiten zu reizen, Empfindungen, und oft verdammliche Empfindungen, vor welchen ein, für das ewige Heil seiner unsterblichen Seele besorgter Christ, sich nicht sorgfältig genug bewahren kann, hervorzubringen, und bis auf den höchsten Grad der Stärke zu treiben, sündliche Leidenschaften in völlige Wallung zu setzen, Borwitz und Neubegierde zu reizen und zu vergnügen, kurz! alles dasjenige, was wahre Ruhe der Seele heißt, zu hindern, dazu ist er ein sehr kräftiges Mittel: aber dem Geiste und dem Leibe eine nützliche Erholung und Stärkung zu verschaffen, und beide zu wichtigen und mühsamen Arbeiten geschikt zu machen, das kann man von dem Schauspule so wenig erwarten, als von den Spieltischen. Ich weiß es, daß dieser von dem, durch die Schaubühne verursachten Zeitverluste, hergenommene Grund denen, welche von keiner Sache einen größeren Ueberfluß haben, als von der Zeit, und welche es für eine Wohlthat ansehen, wenn ihnen Gelegenheit gegeben wird, die, ihnen so lange und beschwerliche Reihe von Stunden, welche sie wachend zubringen müssen, zu verkürzen, sehr schwach, ja lächerlich vorkommen werde; allein ich weiß auch, daß sie, wenn sie nun ihr Leben als ein Geschwätz zugebracht haben, und an dem Rande der Ewigkeit stehen, wenn sie aus der Trunkenheit eines in Herrlichkeit und Freude verschwendeten Lebens, nüchtern werden, wenn sie erwägen, was ihnen bevorsteht, und was sie hätten thun müssen; um sich in den Stand zu setzen, mit Freudigkeit vor ihrem Richter zu erscheinen, ganz anders denken werden."

"Es ist eine der wesentlichsten Pflichten eines Christen, daß er an jedem Abend sein Herz vor dem Angesichte Gottes sammle, die Handlungen des verflochtenen Tages prüfe, Gott für die empfangenen Wohlthaten danke, seinen Bund mit ihm erneuere, Vergebung seiner Sünden suche, und sich dem Schutze und der Gnade seines Gottes herzlich empfehle. Ich bin überzeugt, daß die Besichtigung des Schauspielers zu einer so heiligen Handlung, die schlechteste Vorbereitung sey, die nur gedacht werden kann,

ja daß sie die Seele völlig untüchtig dazu mache. Die auf der Schaubühne erweckten Vorstellungen, die Bilder, mit welchen die Seele erfüllt worden, die in völlige Bewegung gesetzten Sinnlichkeiten, werden alle Andacht zerstreuen, und das Herz an der Erhebung zu Gott völlig hindern."

"Es ist eine unfreie Erfahrung, daß die meisten Zuschauer eines Trauerspiels bei der Besichtigung desselben nicht sowohl die Absicht haben, die Tugend in ihrem völligen Glanze zu sehen, und ihr Herz durch diesen Anblick zu erweitern und zu verbessern, als vielmehr ihre Wollust zu vergnügen. Es ist eine der menschlichen Natur gar nicht zur Ehre gereichende Erfahrung, daß Menschen an dem Elende anderer Menschen, selbst an dem Anblicke der schrecklichsten Marter derselben, eine recht große Augenlust finden. Zum Beweise der Wahrheit dieses paradox scheinenden Satzes, berufe ich mich auf den gewaltigen Zulauf von Menschen bei der Hinrichtung der Missethäter, und dieser ist gewiß desto häufiger, je schrecklicher dieselbe ist. Heftige und die ganze Seele erschütternde Vorstellungen und Empfindungen, und wenn sie auch durch die schrecklichsten Gegenstände erweckt werden, geben unserer Seele eine Art der Wollust, die wir begierig suchen, wofen das Uebel Andere, und nur nicht uns selbst trifft. Werde ich irren, wenn ich behaupte, daß die meisten Zuschauer dem tragischen Theater zuweilen, um diese Art der Wollust zu genießen? Was aber der Genuß derselben zur Besserung des menschlichen Herzens beitragen könne, das kann ich nicht absehen. Sollten unter einem großen und vermischten Haufen von Zuschauern nicht immer einige seyn, welche die reinste und erhabenste Tugend mit Vergnügen leiden sehen könnten, und welche wünschen würden, selbst die Macht in den Händen zu haben, diejenigen, welche sie aus dem Grunde hassen, weil ihr Leben sich nicht mit dem ibrigen reinet, und weil ihr Wesen ein ganz anderes ist, auf gleiche Art zu verfolgen, zu quälen und zu unterdrücken? Ich will nach der Liebe hoffen, daß die Anzahl solcher Ekenbilder des Satans die kleinste sey. Ich will es zugeben, daß die Trauerspiele bei dem größten Haufen der Zuschauer die heilsame Wirkung haben könnten, ihre Herzen dem Mitleiden zu öffnen. Kann man sich aber von einer solchen Art des Mitleidens, als auf dem Schauplatze gewirkt wird, dauerhafte Folgen versprechen? Da dasselbe durch erdichtete Personen, durch erdichtete Leiden erweckt wird, so wird dasselbe auch eben so bald verschwinden, als die Ursachen, welche solches hervorgebracht haben."

"In meinen Augen sind alle diejenigen Trauerspiele höchst bedenklich, gefährlich und verderblich, in welchen tugendhafte und leidende Personen ihr Schicksal durch einen schrecklichen Selbstmord entscheiden. Beispiele von dieser Art können auf die Seelen solcher Zuschauer, welche ein weiches, aber auch zugleich zur Schwermuth und zu plötzlichen Entschlüssen geneigtes Herz haben, keine andere als die unglücklichsten Eindrücke machen." — "Von Trauerspielen, in welchen der Selbstmord auf diese Art vorgestellt, und gewissermaßen als das letzte Mittel, seiner Noth ein Ende zu machen, angewiesen wird, ist dieses mein Glaubensbekenntniß, daß solche einer großen Anzahl von Zuschauern offenbar zum Verderben gereichen, und daß eine christliche Obrigkeit, vermöge ihrer heiligsten Pflichten, verbunden sey, die Vorstellung derselben nie zu gestatten."

Der Verf. handelt im zweiten Theile seiner Schrift S. 112 ff. die Frage ab, ob ein Geistlicher das Theater besuchen dürfe. Wir haben hier nur einige wenige Stellen aus, da die Antwort

sich zum großen Theile schon aus dem Inhalte des ersten Abschnittes von selbst ergibt.

"So lange es unvermeidlich ist, daß die Gegenwart eines Lehrers in den Schauspielen Anderen zum Aergernisse gereicht, und dieses wird so lange unvermeidlich seyn, als es noch Leute giebt, welche die Würde und die Pflichten der Religion, welche die Prediger lehren, kennen und hochachten; so lange untersagen alle Stellen der heiligen Schrift, welche verbieten, Anderen ein Aergerniß zu geben, den Geistlichen die Besichtigung des Schauplatzes. Der Einwurf, daß ein Geistlicher auf diese Art gar nichts thun dürfte, weil sich immer Leute finden würden, die sich an den unschuldigen Handlungen ärgerten, ist so elend, daß es kaum der Mühe werth ist, denselben zu beantworten. Nothwendige Handlungen, Handlungen, welche das Amt eines Lehrers erfordert, rechtmäßige Erquickungen und Erholungen der erschöpften Leibes- und Gemüthkräfte, und Dinge, die bloß auf der Willkühr eines Geistlichen beruhen, Handlungen, welche ein leichtsinniges Herz und einen herrschenden Geschmack an den Eitelkeiten und Thorheiten der Welt verrathen, sind so weit unterschieden, als Licht und Finsterniß, und es ist entweder eine grobe Unwissenheit, oder eine tückische Bosheit, wenn man von dem Einen auf das Andere schließen, und also das Böse für gut erklären will. Alle Vorschriften des göttlichen Wortes, in welchen den Christen überhaupt, und den Lehrern insonderheit geboten wird, allen bösen Schein zu meiden, den letzten, Vorbilder der Herde zu werden, sich der Ehrbarkeit in ihrem ganzen Wandel zu befeßigen, daß der Widerwärtige nichts habe, was er Böses von ihnen sagen könnte, verbieten den Lehrern des Evangelii das Besuchen der Komödien."

"Gesezt, diese Leute irrten (daß sie aber in ihrem Urtheile auch über unsere heutige Schaubühne nicht irren, beweiset der Augenschein, die Erfahrung, und die Wirkung derselben, und jener Tag wird ihr Urtheil völlig rechtfertigen), so ärgert dennoch ein Geistlicher durch sein Besuchen der Schaubühne, diesen großen Theil der Seelen, für welche Christus gestorben ist, offenbar und auf die unverantwortlichste Art. Denn sein Verhalten wird sie von ihrem Irrthume nicht überführen, so wenig als das Kartenspielen eines Predigers denen, die von der Sündlichkeit desselben überzeugt sind, eine andere Ueberzeugung von dieser Sache geben kann. Sie werden vielmehr darüber zu Gott seufzen, und alles Vertrauen zu einem solchen Manne verlieren. Ist nicht aber ein Christ, noch mehr aber ein Lehrer verbunden, sich in solchen Dingen, zu welchen ihn keine höhere Pflichten verbinden, auch nach dem irrenden Gewissen seiner Brüder zu richten? Hieher gehört das Verhalten des Apostels Pauli, welcher sich so freimüthig erklärte, daß er lieber kein Fleisch essen, als seinen Bruder dadurch ärgern wollte. 1 Cor. 8, 9. — Kann man auch sagen, daß höhere Pflichten einen Lehrer verbinden, die Schaubühne zu besuchen, und daß dieselben hinlänglich wären, ihn gegen das Aergerniß, das an seinem Verhalten genommen würde, zu rechtfertigen? Dasjenige, das man hier vorzubringen versucht hat, ist so beschaffen, daß ein Vernünftiger solches ohne Mitleiden nicht lesen kann. Man sagt: er kann auf der Schaubühne starke Eindrücke von der Abscheulichkeit der Laster, von dem hohen Werthe der Tugend, edle und erhabene Empfindungen, und ein zärtliches Herz erhalten. O ein elender Geistlicher! der keine andere Quellen kennt, eine solche Gesinnung zu erhalten und zu erhöhen, und der solche auf der Schaubühne zu erhalten sich einbilden kann: ein elender Geistlicher! dem das Wort Gottes, dem das Vorbild Jesu und sei-

ner Apostel zu diesem Zwecke noch nicht genug ist, der die Schaubühne noch nöthig hat, um eine Gemüthsfassung zu erlangen, welche der Geist Gottes, das Gebet und die christliche Sittenlehre bei ihm, und gewiß durch seine Schuld, nicht haben zu Stande bringen können. Man sagt ferner: ein Geistlicher habe bei Besuchung der Schaubühne die schönste Gelegenheit, eine recht praktische Beredsamkeit zu lernen: hier sähe er Muster, nach welchen er sich auf der Kanzel bilden, und insonderheit die Affekten seiner Zuhörer in volle Bewegung zu setzen lernen könnte. Ich Sorge aber, wenn seinen Zuhörern bekannt wird, in was für einer Schule ihr Lehrer seine Beredsamkeit gelernt habe, daß sie alsdenn leicht glauben möchten, daß dasjenige, was er ihnen sagt, ihm eben so wenig von Herzen gehen werde, als es seinen Lehrmeistern ein Ernst ist, ihren Zuhörern die Lehren der Tugend einzuprägen, und edle Gesinnungen in ihren Seelen zu erwecken: zumal, wenn sie an demselben wahrnehmen sollten, daß er das Spielen, das lustige Herzen, und andere Eitelkeiten und üppige Ergötzungen der Welt, für eben so unschuldig und einem Lehrer eben so anständig halten sollte, als das Besuchen des Schauspielers. Ich kann diesen Vertheidigungsgrund noch höher treiben. Ist das bloße Ansehen der spielenden Komödianten schon ein so vortreffliches Hülfsmittel, die geistliche Beredsamkeit zu befördern, so wird die eigene Uebung diesen Zweck noch weit mehr befördern können. Würde dieser Grund nicht vollkommen hinlänglich seyn, einen Prediger, wenigstens einen Candidaten, zu rechtfertigen, wenn er selbst mit agierte? So seltsam dieses zu seyn scheint, so haben wir doch schon so viel erlebt, daß wir gar wohl erwarten können, auch dieses noch zu erleben. Ich kann es wenigstens nicht absehen, wie das Agiren auf dem Theater, sonderlich die Vorstellung tugendhafter Rollen, einem Geistlichen zum Vorwurfe gereichen könnte, wenn das Anschauen der närrischen und lasterhaften Rollen so unschuldig, so rechtmäßig, und mit seinem ganzen Charakter so übereinstimmend seyn soll.

Auszüge aus dem Gutachten der Göttinger theologischen Fakultät.

„Vor allen Dingen müssen wir erinnern, daß wir hier von Sünde und Tugend, nicht in dem lahmten, zerstückelten, halben Verstande, welchen sich leider! Viele auch in der christlichen Welt davon bilden, sondern nach den vollständigen, erleuchteten, heiligen Vorstellungen und Forderungen reden, welche das Christenthum lehrt. Wir nehmen hier also als bekannt an, was kein Christ läugnen wird: — Daß nicht allein Hurerei, Ehebruch und andere grobe Ausbrüche einer vielsüchtigen Lust, sondern auch schlüpfrige, zweideutige Reden und Scherze, die Heiligkeit reizende Gefänge und Gedichte, die Mode-Verkönnungen der Unkeuschheit durch allerlei sanfte oder gar rühmlichen Namen, der Galanterie, menschlichen Schwachheit u. a.; alle die Anblicke, Kleidungen und Stellungen, welche den unkeuschen Lüsten Reizung und Nahrung geben, und jedes fleischliche Bild und unkeusche Begierde, welche mit innerer Lust geheget werden; daß alles dieses vor Gottes allwissendem Gerichte und nach den Grundsätzen des Christenthums eben sowohl, ja in vielen Fällen noch mehr, eine schändliche und strafbare That ist, als Mord, Diebstahl und Straßenraub: — Daß, ferner, die Zeit, welche wegen ihrer genauen Verbindung mit der Ewigkeit für jeden Christen ein so sehr kostbares Gut ist, nicht bloß durch lasterhafte, sondern auch durch unschuldige Ergötzungen alsdann verschwendet und zu großer Verschuldung des Menschen

gemißbraucht wird, wenn man sie ohne Noth und zum Schaden seiner Berufs- oder anderer gemeinnütziger Arbeiten genießet: — Weiter, daß ein jeder zur Sättigung der Ueppigkeit gemachte Aufwand eine Verletzung der christlichen Warmherzigkeit, ja eine wirkliche Ungerechtigkeit gegen die nothleidenden Nebenmenschen ist, welchen jener Ueberfluß nach dem göttlichen Armenrecht gebührt: — Noch ferner: daß zur wahren christlichen Tugend eine ungetheilte Ausübung der göttlichen Gebote wesentlich nothwendig gehört und auch nur eine Einzige wissenschaftlich und vorsätzlich gehegte sündliche Begierde ein untrügliches Zeichen eines noch ungeheßerten, unheiligen Herzens ist: — Und, endlich, daß ein wahrer Christ, in Werken, Worten und Gedanken keusch seyn; so viel ihm immer möglich, einen jeden Augenblick seiner Zeit zur Ausrichtung heilsamer Berufsgeschäfte, zur Ausübung menschenfreundlicher Handlungen, und zur geistlichstien Nahrung göttlicher Gesinnungen anwenden; seine von Gott ihm geschenkte Reichtümer als ein treuer Haushalter auf alle ihm mögliche Art zur Vinderung der Noth seiner Nebenmenschen und kräftiger Beförderung der Gottseligkeit unter ihnen gebrauchen; und alles dasjenige, was mit großer Gefahr für diese christlichen Tugenden der Keuschheit, Arbeitsamkeit und Wohlthätigkeit verbunden und ihn zur positiven Verletzung oder zur Vernachlässigung derselben verleiten kann, wäre es ihm auch so lieb als Füße, Hände und Augen (Matth. 5, 29. 30.), mit größter Sorgfalt meiden; hingegen aber, sich einer ganz ungetheilten Befolgung der göttlichen Gebote befleißigen, und alle Beförderungsmittel jener, so wie aller anderen christlichen Tugenden mit größter Treue suchen und gebrauchen muß. So bekannt dieses alles jedem Christen seyn muß, so nöthig ist es doch, hier eine ausdrückliche Erinnerung daran zu thun; weil man besonders bei der Sache, von der hier die Rede ist, dies alles zu vergessen scheint, und die Schaubühne für unschädlich erklärt, weil sie etwa keine grobe Joten, Hurerei, Ehebruch befördert, ja gar als Schulen der Tugend anrühmt, weil sie etwa diese oder jene gutscheinende Empfindung und Handlung veranlassen, ohne die viele andere tugendhafte Empfindungen, Gesinnungen und Handlungen in Anschlag zu bringen, auf deren Ruinen jene vermeinte Tugenden erbaut werden.

Dieses vorausgesetzt, räumen wir dennoch gerne ein: es ist nicht ganz unmöglich, — (ob es aber nach unseren Verfassungen practicabel sey? wollen wir hier nicht bestimmen) — die dramatischen Spiele so einzurichten, daß sie die christliche Gottesfurcht nicht hindern, sondern ihr vielmehr, durch Verfeinerung der natürlichen Fühlbarkeit und gereinigten Geschmacks, durch Uebung der Triebe zur Dankbarkeit, zum Mitleiden, zur Gefälligkeit und überhaupt zur Menschlichkeit, durch Beförderung bürgerlich-guter seiner Sitten, oder auf ähnliche Weise, zuträglich und beförderlich werden können. Wenn 1) nur lauter solche Stücke gewählt würden, welche nichts von Liebe, man mag sie auch durch allerlei Anstriche der rühmlichen Zärtlichkeit eines keuschen Ehestandes noch so unschuldig vorsehen, welche also gar nichts von Liebe und Liebesgeschichte enthielten, sondern ganz rein von allem christlich-unmoralischen, nur edle Charaktere der Gerechtigkeit, des Heldenmuths, der Treue, Wohlthätigkeit u. s. w. schilderten und empfahlen; 2) die Schauspieler alle insgesamt angezessene, mit Rang, Ansehen und zulänglicher Befolgung versehene Personen wären; 3) alle freche, schlüpfrige, wollüstige Dekorationen, Tänze u. s. w. gänzlich verbannt und 4) solche Schauspiele nur selten (wenigstens nicht täglich) angestellt würden, auch jedesmal nur kurze Zeit dauerten. Alsdenn,

glauben wir, könnte man der Schaubühne den ehrwürdigen Namen einer Dienerin und Freundin christlicher Jugend zugetheilen.

Nun aber liegt es am Tage:

1) Daß die meisten unserer beliebtesten, von Kennern empfohlenen, und von unseren heutigen Deutschen Schauspielern am häufigsten vorgestellten theatralischen Stücke ganz oder doch zum Theil der Tugend sehr gefährlich und schädlich sind, hingegen aber Sünden und Laster nähren und veranlassen.

Man kann die bei weitem größte Anzahl unserer von Kennern gelobten Schauspiele, wenn sie nach christlicher Moral beurtheilt werden, auf vier Klassen bringen. — Einige derselben reizen und nähren das, was man in der aus Frankreich zu uns herüber gekommenen Sittensprache Galanterie beistellt, vom Christenthum aber Unzucht geheißen wird. Andere verleiten zur Wildheit und zügellosen Sitten. Wiederum andere lehren (obgleich wider die Absicht der Verfasser) das Laster: indem sie die geheimsten Ränke und listigsten Kunstgriffe desselben, die höllischen Künste der Eheleute, sich einander durch meineidige Brüche der ehelichen Treue zu betriegen, der Bühne und Bedienten, ihre Väter und Herren zu beschlen u. s. w. mit einer bezaubernden Lebhaftigkeit entwickeln. Siedurch werden viele hundert Menschen aus ihrer glückseligen Unwissenheit gerissen; hundert anderen wird eben durch das Gelächter, welches jene listigen Bubenstücke, einen Ehebruch, Diebstahl, Betrug u. s. w. auszuführen, erregen, der Ehebruch und überhaupt die schädlichsten Laster gleichgültig gemacht; die mit Beifall verknüpfte Bewunderung der Feinheit jener Böfewichter breitet sich unvermerkt auch auf ihre Schandthaten aus: und so kommt denn der Eine, welcher noch mit Abscheu gegen das Laster in das Schauspiel ging, zusammen dem Andern, welcher zwar schon verdorben genug, es zu lieben, aber noch nicht verschlagen genug, es ungestraft zu vollziehen, war; Jener mit Gleichgültigkeit gegen dasselbe oder gar Gefallen daran, und Dieser vollkommen unterrichtet heraus, die Rolle eines Ehebrechers oder Betrügers mit Anstand und glücklichem Erfolg zu spielen.

Endlich herrscht in fast allen, sowohl Trauer- als Lustspielen, der so äußerst schädliche moralische Irrthum, daß das wahre, höchste Glück eines Menschen im Besitz der Reichthümer und einer angenehmen Heirath bestehe. Dies sind ja die Güter, womit das Theater seine Tugend belohnet. Ein Grundsatz, welcher recht dazu gemacht ist, alle wahre Tugend zu zerstören, die großen Güter des Christenthums dem Menschen immer weiter aus dem Andenken und Werthschätzung zu entfernen, den Bauch zu seinem Gott, und ihn selbst zu einem puren Wollüstling und Habgünstigen zu machen!

Dieses Urtheil wird durch das Bekenntniß nicht wenig bestätigt, welches die Wahrheit selbst solchen abgedrungen, die von den schönen Wissenschaften Profession machen, und in einer genaueren Bekanntschaft mit den Stücken und Vorstellungen des Theaters stehen, als es uns, unsern Amtes wegen, möglich ist. Was die Tugend von der Komödie zu erwarten habe, beschreibet Trublet: *Essays sur divers sujets de Litterature et de Morale*, Tome 4. p. 281. s. Si la Comedie, sagt er unter andern, attaque le ridicule du vice, il est a craindre, qu'elle ne serve par-là qu'à rendre le vice plus fin, plus

adroit, plus aimable. — Molière instruit les vicieux à l'être avec plus d'art et d'adresse. — On n'ose être vertueux dans la crainte d'être ridicule. On va même jusqu'à être vicieux par cette crainte. On n'ose être dévot de peur de passer pour bigot. — Qui feras- Vous rire en attaquant les ridicules du vice? Les vicieux? Vous les irriterez plutôt. Les gens de bien? ils ont contre le vice un sentiment plus fort, qui ne leur permet pas d'en rire. Und was bleibt denn der Komödie zu bessern übrig, wenn das Lächerliche so wenig nützt und so sehr viel schadet? Zu Genf duldet die Obrigkeit keine Schauspiele aus dem Grunde, parce qu'on craint, le gout de parure, de dissipation et de libertinage, que les troupes des Comédiens repandent parmi la jeunesse. (Diction. Encycloped. article *Geneve*). Rousseau's Anklagen des Theaters sind bekannt genug. Und d'Alembert hat mit allen seinen Vertheidigungen nichts weiter bewiesen: als daß man das Theater für die Tugend unschädlich machen könne. Aber in Rücksicht desjenigen, was es wirklich ist, sind die Gründe des Herrn Rousseau noch immer ganz unbeantwortet.

Es ist 2) unläugbar, daß auch die völlig gestitteten Stücke auf eine sehr gefährliche, zum Laster reizende Art, vorgestellt werden. Die verführte Kleidung, die frechenstellungen, die wollüstigen, zum Theil gar schaumlosen Tänze der Schauspieler und Schauspielerinnen, womit die Vorstellung verbunden oder begleitet ist: Was für Wirkungen müssen wohl solche Anblicke auf die Gemüther junger Personen machen, bei denen Blut und Lebensgeister in vollem Feuer sind, bei denen der Fortpflanzungstrieb wohl gewiß mehr Zügel als Sporn bedarf, und oft auch eine zärtlichere Pflege des Körpers schon ohnehin darauf abzielende Triebe rege macht? Gute Erziehung, genaue Aufsicht und zeitliche Betrachtungen werden sie zwar noch zurück halten, jene Triebe in grobe Schandthaten ausbrechen zu lassen. Aber nach allem dem, was uns von dem menschlichen Herzen bekannt ist, können wir nicht anders, als äußerst befürchten: daß kein Schauspiel, auch seit den Zeiten der Verbesserung unserer Deutschen Schaubühne aufgeführt worden, wo nicht mehr als ein Jüngling und in der jugendlichen Munterkeit stehendes Frauenzimmer, durch jene Anblicke gereizt, in Gedanken unzuchtig geworden. — Ein Hofmann, der in allen Arten solcher Ergötzungen aufgewachsen, die Welt kannte, und an sich selbst und vielen hundert anderen ihm bekannten Beispielen die Eindrücke empfanden, welche das menschliche Herz dabei empfängt, der Comte de Buffon, urtheilt in seinen *Lettres* Tome IV. p. 48. 49. von den Vätern: Il est certain, qu'on court grand hazard d'y offenser Dieu: — les beaux objets, les flambeaux, les violons et l'agitation de la danse échaufferoient des Anachoretas: — les temperamens les plus froids s'y rechauffent, et ceux qui sont assés glacés pour n'y être point émus, n'y ayant aucun plaisir n'y vont point. — Ainsi, schließt er, je tiens, qu'il ne faut point aller au bal, quand on est Chretien. — Werden diese Reizungen zur Sinnlichkeit auf dem Theater weniger wirken?

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 22. September.

N^o 76.

Der Senior Goeze und die theologische Fakultät in
Göttingen über und gegen das Theater.

(Schluß.)

3) In was für einem Zustande sich die Schauspieler bei uns meist befinden, ist bekannt. Leute, welche sich bloß mit der Einnahme ernähren müssen, die sie von den Zuschauern einsammeln; auf denen, bei aller der großen Begierde unseres Deutschen Publici nach Schauspielen, doch immer eine solche Geringschätzung und Verachtung haftet, daß ein jeder etwas angesehenen Vater es für eine große Schande der Familie hält, wenn sein Sohn oder Tochter diese Lebensart ergreift; welche sich gedrun- gen sehen, Personen von böser Erziehung und verdorbenen Sit- ten, die sonst zu nichts in der Welt taugen, und aus Verzweif- lung zu dem Theater fliehen, aufzunehmen! Die Wirkungen hievon sind leider! nur gar zu sichtbar. Behaupten, daß unsere so situirten Schauspieler die Beförderung der Tugend zur Ab- sicht haben, welche sie um ihr tägliches Brodt bringen würde: dies hieße der Welt spotten, und uns unsere Sinne absprechen wollen! — Die Wahl der Stücke wird von ihnen nach dem Geschmack der Menge — (welche selbst nach dem Urtheile der Freunde unsers Theaters schlecht, und nach dem Augenschein, moralisch verdorben ist) — eingerichtet. Die Verachtung, welche ihrer Lebensart anhängt, benimmt allen guten Lehren und Hand- lungen, die sie etwa aussprechen und vorstellen, alles Gewicht, und breitet sich wohl gar auch auf die Tugend aus, welche sie empfehlen sollen. Freche, verführte Sitten, unzüchtiges Betra- gen, Verführungen zur Verschwendung, zur Hurerei, sind diesem Stande so gemein, daß auch die strengsten Anführer sie nicht aus ihrer Gesellschaft verbannen können. Selbst der Herr d'Alibert kann die Nothwendigkeit dieser Folge nicht ganz abläugnen. La-chasteté, sagt er, Melanges de Litterature etc. Tome 2. p. 442. des Comediennes est plus exposée que celle des femmes du monde, — — il n'est pas rare, d'en voir qui résistent long-tems, et il seroit plus com- mun, d'en trouver qui résistassent toujours, si elles n'étoient comme découragées de la continence par le peu de con- sideration réelle qu'elles en retirent. — — —

4) Die Schauspiele nehmen einem sehr großen Theil ihrer Liebhaber täglich mehrere Stunden: ein paar Stunden gehen auf den Puz und die Vorbereitung dazu, drei bis vier Stun- den dauert das Spiel selbst, und am Ende ist man zu anderen ernsthaften Arbeiten unzulässig, folglich werden die noch übrigen Stunden des Abends in Gesellschaft zugebracht, welche oft bis gegen Mitternacht dauert, einen längeren Schlaf nothwendig und folglich den folgenden Vormittag um so viel kürzer macht. Um mit Anstand vor dem Theater zu erscheinen, werden bessere Kleidungen als gewöhnlich angeschafft, und auch diese öfter ver- ändert. Man geräth dabei in neue Bekanntschaften; es werden neue parties da plaisir vorgeschlagen: wiederum andere Artikel zu neuem, theuren Aufwande, an den man sonst nicht denken würde! — Dies alles ist nicht Spekulation, sondern Erzählung von dem, was man an den Orten, wo das Theater offen steht, täglich vor sich sieht. Und daß es hierin auch nie anders her- gehen werde, so lange die Theatersücke nebst den Schauspielern in ihrer jetzigen Verfassung bleiben: daran läßt wohl der natür- liche Gang des menschlichen Herzens zur Ergözungsucht nicht weiter zweifeln. Nun aber nennt die Moral des Christenthums jenes Betragen: Müßiggang, Verschwendung, Unbarmherzigkeit, Ungerechtigkeit. Und daß diese Reizungen und Thaten sehr schändlich und strafbar sind, kann Niemand läugnen, welcher als Christ den unaussprechlichen Werth der Zeit in diesem Vorbe- reitungszustande, den Zweck seines Daseyns und seiner Kräfte und Gaben erkennt, und es aus der Bibel gelernt, daß der Mensch dasjenige, was er hier gesäet, dies und nichts Anderes, dereinst in jener ewigen Welt einerntend werde.

Aus dem bisher Vorgetragenen können wir nun kein andere als folgende Schlüsse ziehen:

Die Schauspiele, so wie sie jezo an allen uns bekann- ten Orten Deutschlands sind, können wenig oder gar keinen Nutzen stiften.

Sie sind sehr starke Reizungen zur Unzucht. Die Zuschauer werden zwar nicht durch alle Stücke zur offenbaren Hurerei und Ehebruch unmittelbar verleitet. Aber das Laster der Unzucht in Gedanken wird ihnen eingeflößt, fast nothwendig eingeflößt: und wer sich diese erst erlaubt, und sie mit Lust hegt, der wird sich auch, sobald keine zeitlichen Betrachtungen entgegen stehen, kein

Bedenken machen, die inneren unkeuschen Begierden durch Hurei und Ehebruch zu sättigen.

Nicht weniger sind sie sehr starke Reizungen zu den Lastern des Müßiggangs, der Verschwendung, der Unbarmherzigkeit, der Ungerechtigkeit: solalich zu lieblosen und menschenfeindlichen Gesinnungen und Handlungen.

Die öftere Besuchung der Schaubühne stürzet die Seele fast unausbleiblich, in Absicht ihrer wichtigsten Angelegenheiten, in eine völlige Gedankenlosigkeit, machet sie immer mehr und mehr unfähig zu dem beständigen Gebet, zu der Beschäftigung mit Gott und der Ewigkeit.

Folglich löset sich nun die Frage: „von der Besuchung unserer jetzigen Schauspiele“ in diese auf:

Ob ein wahrhaftig tugendhafter, frommer Mensch es mit gutem Gewissen zu seiner gewöhnlichen Er-
gözung machen könne, solche Orte ohne Noth, und oft und mit Lust zu besuchen; wo er sehr schwere und fast unüberwindliche Versuchungen zur Unzucht, zum Müßiggange, zur Verschwendung, zur Unbarmherzigkeit und Ungerechtigkeit, zu einer gedankenlosen Sinnlichkeit und gänzlichen Vereitelung der Seele findet?

Und da nun die Bibel dies alles so oft, deutlich und ernstlich
3. E. Matth. 5, 27—30. und Ephes. 5, 3—17., Röm. 12, 11. und 1 Petri 3, 10—11., Röm. 12, 9—15. und 1 Timothe. 6, 17—19., Galat. 6, 4—5. 7—10., Ephes. 6, 17—18., vgl. B. 10—16., 1 Thessal. 5, 17. vgl. 1 Petri 4, 7. u. a.

als Sünden und Laster vorstellt, welche den Menschen schlechterdings von allem Antheil an Jesu Verdienst, aller Gnade bei Gott ausschließen und ihm die Strafen seiner Gerechtigkeit zuziehen, so ist es eben so viel als wenn in den angeführten und vielen anderen ähnlichen Stellen es mit ausdrücklichen Worten dem Christen untersagt worden,

Die Besuchung der Schauspiele, so wie sie jetzt unter uns in Deutschland bestellt sind, zu seiner Er-
gözung zu wählen.“

Die Kirchenreform im Hannoverschen nach den Schriften:

1. Die Kirche und die Stände des Königreichs Hannover, von Fr. Köhler, zweitem Prediger in Wilsen. Hannover 1832.
2. Wünsche der Landeskirche zu Nuße, allen denen, die helfen können, vorgelegt von Fr. Köhler ic. Hannover 1832.
3. Ueber die Verwaltung und Verfassung der Lutherischen Kirche im Königreich Hannover. Von einem Juristen. Hannov. 1832.

Ähnlich, wie voriges Jahr in Kurhessen, haben sich in diesem Jahre im Hannoverschen viele Stimmen für eine Verbesserung der Kirchenverfassung erhoben; wir heben aus der größeren Zahl darüber erschienenen Schriften die genannten drei, als zu den vorzüglichsten gehörig, aus. Sie bilden in jeder Hinsicht würdige Seitenstücke zu der im Anfange dieses Jahres angezeigten Bickell's Huppeldtschen Schrift über Kirchenreform in Hessen, ja sie sind in mancher Hinsicht vorzuziehen. Mit ihren Hesseschen Nachbarn gemein ist den Verfassern, besonders dem ersten, ein tiefes Gefühl des Verfalls und des Nothstandes der Kirche, und der redliche Wille, zu rathen, zu bessern und zu helfen. „Der verfallene Zustand unserer Landeskirche,“ so

beginnt die Schrift Nr. 1., „ist bekannt, und wir glauben nicht Unrecht zu thun, wenn wir ihn als zugegeben und viel beklagt ansehen.“ und zum Beweise dieser Behauptung liefert Nr. 2. eine Reihe von Schilderungen, welche die Grundlage zu Verbesserungs-vorschlägen bilden. „In den sogenannten gebildeten Ständen wird man heut zu Tage am häufigsten einen Zustand der Seele finden, den Paulus „lebendig todt“ nennt. Dem Leben, das aus Gott ist, entfremdet, suchen sie keine Nahrung dafür, so wenig in der Kirche, als in der heiligen Schrift.“ — „Durch die bisherigen Formen sind die Gemeinden stumm geworden, daß die Prediger thun mögen, was sie wollen, die Gemeinden thun ihren Mund nicht auf, es müßten denn einmal materielle Gerechtsame vom Prediger verkehrt werden. Aber mag der Prediger in kirchlichen Dingen die wesentlichsten Veränderungen vornehmen, mag er die vergelbten Blätter seiner alten Predigten zum zehnten Male auf die Kanzel bringen, und die Grundlehren eines lebendigen Christenthums, die Erlösungsbedürftigkeit, die Buße, die Wiedergeburt, die Rechtfertigung, die Versöhnung, die Vergebung der Sünden, die christliche Heiligung, gänzlich mit Stillschweigen übergehen, mag er die specielle Seelsorge gänzlich veräußern, ja mag er ein ärgerliches Leben führen, die Gemeinde erträgt es.“ — „Wie sehr dies der Fall sey, mag eine Anekdotte beweisen. Ein Pfarrkind fand sich durch die Vorträge seines Predigers, die seiner Meinung nach der Schrift gänzlich entgegenstehen, verlegt, und äußerte in einer aufgeregten Stimmung vor seines Gleichen, es wolle den Prediger darüber beim Consistorio verklagen. So sehr nun die Uebrigen in den Rathel einstimmten, so hatte eine Maafregel, wie die gedrohte, doch für sie etwas so Neues und Außerordentliches, daß sie den armen Eiferer für schriftmäßige Lehre für verrückt hielten und ausgaben.“ *) — Hieran schließen sich ernste Klagen über den

*) Folgende völlig beglaubigte Anekdotte aus einem anderen Deutschen Lande dürfte einen nicht uninteressanten Beleg hierzu darbieten: In einer kleinen Stadt trug vor etwa neunzehn Jahren der Prediger auf der Kanzel, etwas ehrlicher als die meisten Nationalisten, gradezu die Lehre vor, daß Christus ein bloß menschlicher Tugendlehrer, seine scheinbaren Wunder natürlich zu erklären, seine Auferstehung das Erwachen aus einem Scheintode gewesen sey; die ganze Gemeinde schwieg (sollte man es für möglich halten? „Gebet hin in die Inseln Chitim, und schauet; und sendet zu Kedar, und merket, ob es da also zugehet? Ob die Heiden ihre Götter ändern, so sie doch nicht Götter sind?“); nur ein Handwerker, zugleich Kirchenvorsteher, entbrannte von Zorn, lief zum Prediger, und eröffnete mit den Worten: „Entweder hat uns Luther betrogen, oder Sie betrügen uns!“ — seine Beschwerden, „Siehst Du, lieber Mann,“ sagte die anwesende Frau des Predigers, „ich sagte Dir immer, Du sollst den Leuten das Licht nicht so mit Einem Male unter die Augen schieben, sie können es wirklich noch nicht vertragen.“ Indes gelang es dem neuen „Lichtbringer“ jenem armen Mann seinen Glauben auszureuen, und ihn davon zu überzeugen, daß Luther für seine Zeit ein großes Licht gewesen sey, jetzt aber von jedem Dorfschulmeister, wenn er eben aus dem Seminar komme, übertroffen werde. Viele Jahre darauf traf es sich, daß ein gläubiger Candidat an den Ort kam, und der Prediger ihn, so sehr er seine Gesinnung kannte und mißbilligte, vielleicht aus Bequemlichkeit, öfter für sich predigen ließ. Gleich die erste Predigt handelte von der Gottheit Christi; jener Kirchenvorsteher war gegenwärtig, und fast eben so jornig, als das erste Mal, läuft er zu dem Candidaten und eifert gegen ihn, daß ein so junger Mensch sich nicht schäme, uns in die alte Finsterniß, in der sich Dr. Luther befunden, wieder zurückführen zu wollen. Der Candidat ermahnt ihn mit Liebe und Ernst, weckt alle Erinnerungen in ihm wieder auf, zeigt ihm die

Zustand des Volksschulwesens, und besonders über den Landes-kathacismus, der sich in jener unseligen Schwelge des moderaten, rationalen Supernaturalismus zwischen Himmel und Erde hält; endlich noch über den gänzlichen Verfall der Kirchenzucht. Und in der Schrift des Juristen, wenn auch darin solche ausgeführte Schilderungen sich nicht finden, herrscht doch gleichfalls durchweg ein ernster Geist, wiewohl über die inneren Gründe des Verderbens dem Verf. die Augen nicht so aufgethan sind, wie dem gleichgesinnten Geistlichen. So haben denn beide Verf. manches Verwandte mit dem Marburger Reformern; aber Herr Prediger Köhler übertrifft Herrn Dr. Hupfeld, wenn auch nicht an wissenschaftlicher Einsicht, doch an christlicher Tiefe und Entschiedenheit, und der ungewannte Jurist Herrn Professor Bickell an Besonnenheit und Gründlichkeit in den Verbesserungsvorschlägen; denn er erörtert gründlich die historische Ausbildung der Landes-kirchenverfassung im Ganzen und Einzelnen, verkennet nicht die Grenzen des unter den gegenwärtigen Umständen Erreichbaren, und entwirft keine chimärischen Constitutionen auf dem Papier, wie sein Heffischer Vorgänger.

Beide Verf. indeß, und das ist bei dem Prediger mehr zu beklagen und weniger zu verantworten, als bei dem Juristen, sind der in der jetzigen Zeit vom politischen aus in das kirchliche Gebiet verbreiteten Ansicht: daß man ohne Steine bauen, und daß man die Wiederbelebung des geistigsten Organismus, der Kirche Jesu Christi, mit einer neuen Ausstattung seines Leibes beginnen könne. Auch in diesen beiden Schriften ist, was die Bibel und unsere Bekenntnisschriften von der Kirche lehren, weder gründlich erwogen, noch mit dem gegenwärtigen Zustand derselben ernstlich verglichen worden. Eine Menge unlängbarer Mißbräuche finden sich vor — so schließen die Verf. —, sie äußern sich in der Steifheit und Unbeweglichkeit des Kirchenregiments, überhaupt der Unselbstständigkeit der Kirche, dem Mangel an Gemeinfinn, dem Verfall der Kirchenzucht, den Uebelsständen bei den Stolzgebühren &c. Der Geistliche verlangt daher eine völlige Emancipation der Kirche, die Herstellung von Presbyterien und Synoden, die Handhabung strenger Kirchenzucht &c.; der Jurist mißbilligt viele dieser Vorschläge und knüpft die Verbesserungen mehr an das Bestehende an. In unserer Zeit, die eine so besondere Vorliebe für todte Abstractionen hat, vor Allem aber unter uns Deutschen, treibt man mit dergleichen Vorschlägen und Ausführungen ein merkwürdig fruchtloses Spiel. Da Niemand mehr selbst auftreten, handeln, wagen, frei und selbstständig sich mit Anderen verbinden, und mit ihnen gemeinschaftlich ein höheres oder niederes Ziel verfolgen mag, sondern Alle darin eins sind, der Einzelne könne nichts thun, bis erst

eine „gesetzliche Maaßregel“ den Gang ihm vorgezeichnet: so schiebt immer Einer, was zu thun ist, auf den Anderen, und vergißt ganz, daß jenes scheinbar grau Abstrakte, der Staat oder das Gesetz genannt, doch zuletzt Menschen sind wie er, die Fleisch und Bein, und einen Willen haben und äußern müssen, wenn etwas geschehen soll. Auf solchem Wege wird aber nun und nimmermehr Heil für die Kirche erwachsen. „Ihr auch, als die lebendigen Steine, bauet euch zu einem geistlichen Hause!“ so ruft Allen das Wort Gottes zu. Das neue Leben, zu dem der Einzelne durch die Stimme des Sohnes Gottes erwacht, und durch welches er sich zugleich in Gemeinschaft fühlt mit Allen, welche „mit ihm eben denselben theuren Glauben überkommen haben in der Gerechtigkeit, die unser Gott gibt,“ die Handreichung der Glieder zu des Leibes Besserung, die daraus von selbst hervorgeht, das ist der Anfangspunkt alles Besserwerdens in der Kirche. „Ja, diese Handreichung eben ist es ja, welche die Formen unserer jetzigen Kirchenverfassung uns so sehr erschweren.“ Gesetzt, es wäre dies der Fall, würden es nicht vielleicht diejenigen Formen noch vielmehr, welche man einzuführen beabsichtigt? Wir wollen bei einem wichtigen, die Sache sehr erläuternden Beispiele stehen bleiben, der Einführung von Presbyterien, zur Ausübung der Kirchenzucht. Die Nothwendigkeit, eine solche Einrichtung gesetzlich einzuführen, begründet der Verf. von Nr. 2. (S. 56.) auf eine öffentliche Mittheilung eines Predigers, der die Bauernmeister und Ortsvorsieger seiner Gemeinde, für eine solche Einrichtung zu gewinnen gewußt, sich aber bald genöthigt gesehen hatte, sie zu ändern, da nachtheilige Wirkungen daraus entstanden. „Die rechtlichen Männer nämlich,“ sagt er, „welche mit mir das Presbyterium der Gemeinde bildeten, wurden bald von den Schlechten verlästert und verläumdelt als Pharisäer, die auf meiner Stube mit mir beteten &c.“ — „Solche Unzuträglichkeiten,“ fügt Herr Prediger Köhler hinzu, „werden ohne Nachtheil bleiben, wenn die Einrichtung gesetzlich ist, und wenn diesen Censurgerichten Instruktionen gegeben werden, nach denen sie sich richten müssen.“ Wir sind fest überzeugt, daß eine große Anzahl selbst gläubiger Prediger, und hie und da auch Laien, dieser Ansicht beitreten, so auffallend die Verblendung auch ist, in der sich der treffliche Verf. befindet. Die Kirchenzucht ist ja ihrem innersten Wesen nach kein Polizeiiustitut, um auf äußerliche Weise über anstößig lasterhafte Menschen eine Art Sittengericht zu halten, sondern sie gründet sich unter Christen darauf, daß wir „uns entziehen sollen von einem jeden Bruder, der da unordentlich wandelt,“ daß „mit dem, welcher sich läßt einen Bruder nennen, und ist ein Hurer oder ein Geiziger, oder ein Abgöttischer, oder ein Lasterer, oder ein Trunkenbold,“ wir nach des Apostels Botschaft (1 Cor. 5, 11.), „auch nicht essen“ sollen; und zwar „auf daß sie schamnoth werden;“ doch auch den so Ausgeschlossenen sollen wir nicht als einen Feind halten, sondern als einen Bruder ermahnen. Und dies Alles ist ein ungewogener, unmittelbarer Ausfluß wahrer christlicher Nächstenliebe, welche „den Unterschied hält, daß sie etlicher sich erbarmet (freundlich, mitleidig mit ihnen umgeht), etliche aber mit Furcht selig macht und rücket sie aus dem Feuer.“ Wer nun zunächst und vor allen Dingen bei Allem, was er zum Besten der Kirche unternehmen will, das Wort Gottes zu Rathe zieht, kann es dem wohl einfallen, als die besten Werkzeuge zur Handhabung der durch dasselbe gebotenen Kirchenzucht die jedesmaligen „Bauernmeister und Ortsvorsteher“ anzusehen? Und sollte dadurch eine solche Einrichtung wohl verbessert werden, daß sie nun gar gesetzlich eingeführt würde?

Hohlheit der neuen Irreligion, und durch fortgesetzten Umgang und andere Predigten, die er an dem Orte hält, kehrt der Mann zu Christo zurück. Selbst getrübt, hat er nun einen tiefen Schmerz: sein Sohn ist im Katechumenen-Unterricht bei dem seelenverderblichen Irreligion; in einer — gewiß tadelnswürdigen — Aufwallung läuft er während desselben hinein, und nimmt den Knaben daraus weg, indem er den Prediger einen Verführer nennt; und nun wird — und das freilich nicht mit Unrecht — gegen diesen Kirchenvorsteher die Untersuchung eingeleitet, aber nicht gegen den Prediger; denn jener, nicht dieser hatte ja den Kirchenfrieden gestört, welchen zu stören Christus auf die Welt gekommen ist (Luc. 12, 51.), und was gäbe es wohl in der Evangelischen Kirche für eine äußere Autorität, um Jemand der falschen Lehre anzuliegen? — Ein recht großes Beispiel der Apathie, wie sie in unseren Gemeinden verbreitet ist!

Wie ist es möglich, daß ein Prediger, der sonst so ächt biblisch über viele Hauptlehren des Christenthums sich ausspricht, hierin sich so weit vom Ziele verirren konnte! — Andere werden aber den Fehler jenes Vorschlags vielleicht nur in der fehlerhaften Art der Bestellung zu diesen Aemtern suchen, und meinen, wenn die Gemeinden die freie Wahl hätten, würde es besser gehen. Aber sind denn wohl unsere, bloß nach geographischen Distrikten abgegrenzten Lokalgemeinden, zumal in ihrem jetzt gewöhnlichen Zustande, in der That fähig, zu dem in dem Worte Gottes vorgeschriebenen Geschäft der Kirchenzucht die tüchtigsten Männer auszuwählen, Männer „voll heiligen Geistes und Weisheit?“ Würde der Geistliche wirklich an ihnen, wie es doch seyn mußte, Gehülfen für die Seelsorge, für seine genaue Aufsicht über das Ganze und jeden Einzelnen der ihm anvertrauten Herde haben? Würden dergleichen, vielleicht zwar ehrbare, aber dennoch unleuchtete, in ihrer natürlichen Finsterniß dahin lebende Menschen zu etwas Anderem im Stande seyn, als vielleicht grobe Vergehungen einzelner Gemeindeglieder anzuzeigen? Und indem sie dies ohne eigene Sündenerkenntniß thäten, würde sie der Vorwurf des Pharisäismus nicht mit Recht treffen? — Ganz anders stellt sich die Sache, wenn die lebendigen Steine sich mit einander bauen zum geistlichen Hause. Da vereint sich der Geistliche zuerst und vor allem entschieden und innig mit den wahrhaft gläubigen Gliedern seiner Gemeinde, ohne sich durch je Reden, er sey ein Sektirer, ein Separatist, er müsse der allgemeine Seelsorger Aller seyn, irge machen zu lassen; unter diesen ermuntert er die Fähigsten, die Begabtesten, je nachdem sie mehr die Gabe der Ermahnung und der Strafe, oder der stillen tröstenden Liebe haben, ihr Pfund nicht zu vergraben, Andere zu reizen zur Liebe und guten Werken, besonders aber auch, frechen, ruchlosen Sündern ernste Vorhaltungen zu machen. Und hier können alle die verschiedenen Grade der Admonition vorkommen, die der Verf. für wünschenswerth hält. Freilich würde die ganze „Kirchenstrafe,“ die zuletzt den Unverbesserlichen trafe, die seyn, daß sich die eng mit einander verbundenen Brüder entzögen von dem unordentlich Wandelnden; aber warum wünscht denn der Verf. mehr, als das?

Aber warum reden doch unsere Geistlichen, welche eine Aenderung der Kirchenverfassung wünschen, verhältnißmäßig so viel von einer Herstellung der Kirchenzucht, und verhältnißmäßig so wenig von der brüderlichen Gemeinschaft unter den Gliedern Christi und von der Seelenpflege? „Ist denn,“ fragte einmal Jemand deshalb mit Recht, „ist denn das erste, was man baut, wenn man eine Stadt gründet, ein Zuchthaus?“ Erst müssen ja Leute dort wohnen, sich nähren, ihrem gemeinsamen Vortheil nachgehen können, ehe von einer Anstalt zur Bestrafung der Uebelthäter die Rede seyn sollte. Die wahre Kirchenzucht, die nicht fleischlich, sondern geistlich ist, geht immer aus von der brüderlichen Gemeinschaft, und hat deren Reinigung und Vollendung zum Ziele; die Abstellung äußerlicher Scandale von einem

bloß äußerlichen Gesichtspunkte aus, nämlich um der Feier der Sacramente mehr Würde zu verleihen, ist damit keineswegs zu verwechseln. Warum sollte es denn aber einem Prediger des Evangeliums voll heiligen Geistes und Weisheit so schwer werden, zu dieser ächt Evangelischen Kirchenzucht, so wie überhaupt zu einer fortgehenden Wirksamkeit für das Reich Gottes thätige Gehülfen zu finden? Bilden sich doch in unserer Zeit überall Bibel-, Missions- und andere Vereine, und es sollte unmöglich seyn, für diese noch viel näher liegenden und mannichfaltigeren Gemeinzwede ähnliche Vereinigungen zu bilden? — Wenn nun solche Einrichtungen, oder vielmehr Uebungen, hier und dort, klein und unscheinbar anfangend, in's Leben getreten wären und mit wachsendem Segen sich ausgebreitet hätten, wenn der lebendige Trieb dazu immer mehr erwachte, und jeder ächt gläubige Prediger sich gelähmt oder vereinzelt fühlte ohne sie, dann würde der Augenblick vielleicht gekommen seyn, dem, was schon überall lebte und blühte, auch geistliche Form zu geben, oder vielmehr aus der inneren Lebenskraft würde die Form sich dann schon so weit ausgebildet haben, daß es nur einer Anerkennung bedürfte.

Wie wenig nun insbesondere in unserer Zeit auf die Herstellung strenger Kirchenzucht auf „geistlichem“ Wege zu rechnen sey, das sollte doch einen auch nur einigermaßen praktischen Beobachter ein Blick auf den allgemein verbreiteten Zeitgeist lehren. Man wird bei dergleichen Anforderungen: „die erschlafften Zügel der Kirchenzucht wieder anzuziehen,“ unwillkürlich an die Geschichte vom Fürsten Polignac aus den Julitagen 1830 erinnert, der Einem, welcher ihm die erste Nachricht von dem Uebergehen der Truppen brachte, gesagt haben soll: „On tirera sur tous les deux!“ Dem dann die Frage entgegengesetzt wurde: „Mais qui tirera?“ Zum Ueberflus möge dem Verf. der Jurist zeigen, den wir ihm in Nr. 3. zum Begleiter gegeben haben, was er zu erwarten habe. Dieser sagt (S. 11.): „Manche halten auch für die Würde der Kirche die Wiederherstellung der fast erloschenen Kirchenzucht für erforderlich. Diese ist jedoch der herrschenden Denkart der Zeit so fremd geworden, daß man bei einer näheren Prüfung dieses Vorschlags nicht vorsichtig genug zu Werke gehen kann. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die höheren und gebildeten Stände sich dem Zwange einer strengen Kirchenzucht wieder unterwerfen werden, und eine Beschränkung auf die niederen Stände würde dem in der christlichen Kirche herrschenden Geiste der Gleichheit völlig zuwider seyn. Auch ist zu besorgen, daß eine solche Zucht bei den Gestraften in vielen Fällen eher das Gefühl der Erbitterung, als das einer heilsamen Reue erregen, — und dagegen bei anderen Gemeindegliedern einen verderblichen Pharisäismus und eine lieblose Verdammungssucht erzeugen werde. Nur insofern wird daher noch ferner eine kirchliche Zucht statt finden können, als zur Verhütung einer offenbaren Entheiligung des Gottesdienstes und der Sacramente erforderlich ist.“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 26. September.

N^o 77.

Die Kirchenreform im Hannoverschen nach den Schriften:

1. Die Kirche und die Stände des Königreichs Hannover, von Fr. Köhler, zweitem Prediger in Wilsen. Hannover 1832.
2. Wünsche der Landeskirche zu Ruhe, allen denen, die helfen können, vorgelegt von Fr. Köhler u. Hannover 1832.
3. Ueber die Verwaltung und Verfassung der Lutherischen Kirche im Königreich Hannover. Von einem Juristen. Hannov. 1832.

(Schluß.)

Doch wir wenden uns zu einem Hauptpunkt, den der Verf. in Nr. 1. am Ausführlichsten behandelt. Er verlangt Selbstständigkeit für die Kirche, und dazu organische Formen für dieselbe in Synoden, Consistorien und Presbyterien. Hier haben wir nun zuvörderst das an der Ausführung des Verf. zu tadeln, daß er auch nicht einmal einen Versuch macht, die Begriffe Kirche und Staat biblisch und christlich-dogmatisch zu entwickeln. Die Kirche ist ihm „das äußere Organ, in dem sich die Religion entwickelt“ (S. 13.), während nach der heiligen Schrift die Kirche eine viel höhere Bedeutung und Bestimmung hat; sie ist zunächst und eigentlich die Gemeinde der Heiligen, die Verbindung der wahren Glieder Jesu Christi mit ihrem Haupte und unter einander. Und weil diese Verbindung in ihrer Art etwas ganz Einziges ist, darum ist es eine eben so unpassende als unschickliche Bezeichnung, wenn man von einer Kirche und einem Kirchenrecht außerhalb des Christenthums spricht. Bei den Heiden gab und gibt es keine Kirchen, sondern Volks- und Staatsreligionen, das religiöse Princip ist dort, von der lebendigen Quelle entfernt, nicht mächtig genug, eine eigenthümliche Gemeinschaft in's Leben zu rufen. Wir gehen daher auf der einen Seite noch viel weiter als der Verf., indem wir der Kirche eine Selbstständigkeit vindiciren, wie er sie von seinem Princip aus, wonach das religiöse Leben nur die eine der vier Seiten des Gemeinlebens bildet, nie für sie erlangen kann; auf der anderen Seite glauben wir aber auch, daß die Kirche zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen eine äußerlich weniger selbstständige Stellung einnehmen kann, ohne an ihrer inneren Selbstständigkeit dadurch etwas Wesentliches einzubüßen. —

Wie nun der Verf. nicht darauf bedacht gewesen ist, den Begriff Kirche aus der heiligen Schrift zu entwickeln, so geht er auch nicht auf die Frage ein, woraus denn die Kirche Christi sich erzeuge und erbaue? Die Reformatoren lehrten, nach der heiligen Schrift, daß es das Wort Gottes und die Sakramente seyen; wo das erste lauter und rein verkündigt und die letzteren nach Christi Vorschrift verwaltet würden, da sey die wahre Kirche. Indem der Verf. diese Frage ganz bei Seite löst, und nur bemüht ist, an dem äußeren Gerüste seines Kirchengebäudes zu zimmern, bedenkt er gar nicht, woher denn das Feuer der Begeisterung seine Nahrung finden soll, das „in den Synoden in hellen Flammen aufschlagen kann und wird!“ Es ist in der That unbegreiflich, wie man bei solchen Radikalverschiedenheiten, als gegenwärtig in unserer Kirche herrschen, die Versammlung von Synoden für etwas so Wünschenswerthes halten kann. Die Abweichungen in der Lehre sind gegenwärtig in unserer Kirche so bedeutend, daß in allen den Gegenden, wo der Nationalismus das Uebergewicht hat, Verhandlungen über kirchliche Gegenstände zwischen den gläubigen Christen und den Nationalisten ganz unmöglich seyn würden, ohne daß entweder die letzteren sich mehr oder weniger der Heuchelei, die ersteren aber einer schwachen Nachgiebigkeit sich schuldig machen. Schon das ist traurig in unserer Zeit, daß in Privatgesprächen der Gläubigen die Lehre höchst selten der Gegenstand der Befragung und Verständigung ist; aber wie viel trauriger ist es, wenn Verhandlungen über die Lehre ex professo von den Synodalverhandlungen ausgeschlossen sind. Und wer könnte wohl hoffen, daß in den nächsten zehn Jahren irgendwo, einige ganz besonders begünstigte Gegenden Deutschlands abgerechnet, sich die Mitglieder einer Synode um einen Mittelpunkt der Lehreinheit gesammelt haben würden! — Der wahre Weg, allmählig zu einer lebendigen Synodalverfassung zu gelangen, würde vielmehr der seyn, wenn immer mehr die auf Einem Grunde des Glaubens stehenden benachbarten Geistlichen mit Zuziehung auch von Laien, sich eng mit einander verbänden, über alle wichtigen Grundfälle und Verhältnisse der Lehre und Praxis sich verständigten, und über alle Allen gemeinsam wichtige Gegenstände sich Mittheilungen machten. Dergleichen Verbindungen können ansarten oder erstarren, wenn sie aber sich rein erhalten, können sie, und sie

allein, die lebendige Grundlage einer künftigen Synodalverfassung werden.

So sehr wir nun aber in diesen Hauptpunkten uns dem Verf. gegenübergestellt haben, so schöne Zeugnisse für die Gesinnung, welche in ihm lebt, legen mehrere der „Wünsche“ ab, die in der (überhaupt weit vorzüglicheren) Schrift Nr. 2. enthalten sind. Dahin gehört der Wunsch (S. 14.), „daß den Gemeinden leichte und bequeme Wege eröffnet werden mögen, um sich über solche Prediger zu beschweren, die ihres heiligen Amtes nachlässig warten, oder überhaupt Veranlassung sind, daß aus dem Worte, welches sie predigen sollen, der Glaube nicht kommen kann, um dessentwillen doch allein das Wort gepredigt wird.“ Da das Protestantische Kirchenrecht von den kirchlichen Gemeinden eine andere Ansicht aufstellt, als das Katholische, indem nach ersterem die Gemeinden zum wenigsten als Corporationen betrachtet werden, welche Rechte erwerben können, so sollten Formen vorhanden seyn, in welchen sich die, wenn auch noch so geringe Thätigkeit einer solchen Corporation bewegen könnte. Besonders aber in Beziehung auf den von dem Verf. angeführten Fall wäre es von großer Wichtigkeit, was er mit sehr überzeugenden Gründen ausführt. — Sodann sagt der Verf. auch manches Gute in Bezug auf die Herstellung nachmittäglicher Katechisationen; doch fehlt er hier auch wieder darin, daß er die Gebiete von Kirche und Schule zu sehr mit einander vermengt, und einen eigentlichen Zwang in Bezug auf den Besuch dieser Nachmittags eingeführt wissen will. „Die jungen Leute müssen in Strafe genommen werden, wenn sie den Besuch des Nachmittagsgottesdienstes ohne genügenden Grund und ohne vorherige Anzeige bei dem Prediger unterlassen, wie auch Eltern, Lehrherren und Herrschaften zu bestrafen sind, wenn diese sie ohne Noth gehindert haben.“ Dagegen läßt sich wohl mit Recht alles das erinnern, was oben gegen des Verf. Vorschläge zur Wiedereinführung der Kirchenzucht gesagt worden ist. Dazu kommt noch: Zur Schule kann für Kinder ein Zwang stattfinden; für Erwachsene würde auch dieser schon bedenklich seyn; aber zu einer ausschließlich für den christlichen Religionsunterricht bestimmten Anstalt darf kein Zwang stattfinden. Denn warum sollte derselbe sich, wenn er erlaubt wäre, bloß hierauf beschränken? Warum nicht auch auf den Besuch der Predigt ausdehnen?

In der Schrift Nr. 3. werden die beiden Fragen untersucht: Inwiefern bedarf die Protestantische Kirche zur Erreichung ihrer Zwecke äußerer Anstalten und Mittel? Und: Inwiefern wird ihr deren gehöriger Gebrauch durch die in unserem Lande bestehende Verfassung und Verwaltung gesichert? Der Verf. geht bei der Beantwortung derselben nicht sehr tief, macht aber viele einzelne gute Bemerkungen; sehr viele derselben haben nur lokales Interesse. Er erklärt sich gegen die allgemeine Einführung ganz freier Wahlen der Prediger durch die Gemeinden. „Eine solche Einrichtung bestand zwar in den schönen Zeiten der ältesten christlichen Kirche, indeß war sie nur in den damaligen kleinen, ganz von religiöser Begeisterung durchdrungenen christlichen Gemeinden möglich.“ Er wünscht statt dessen, daß jeder Gemeinde durch das Consistorium drei oder vier Geistliche präsentirt werden möchten. Die Beschäftigung mit dem Ackerbau hält er, falls sie nur nicht zu umfassend ist, für keineswegs unpassend für den Landgeistlichen; er glaubt, daß derselbe dadurch in das praktische Leben hineingezogen und seine Aufmerksamkeit für die ihn umgebende Außenwelt geweckt wird. Die Stolzgebühren wünscht er abgeschafft und in eine fixe Abgabe ver-

wandelt zu sehen. Um das Gehässige einer solchen zu vermeiden, schlägt er vor, die Einrichtung der freiwilligen Uebereinkunft der Gemeinden zu überlassen, und nur indirekt zu begünstigen. — Indes bleibt der Verf. keineswegs bei dergleichen Einzelheiten stehen, sondern trägt gleichfalls auf wesentliche Veränderungen in der Kirchenverfassung an. Seine Vorschläge haben jedoch das Vorzügliche, daß sie sich an das Bestehende überall anschließen, und sich in den Schranken der Besonnenheit halten. Nachdem er gleich zu Anfange gezeigt hat, daß den Landständen in den Braunschweigischen Landen seit der Reformation immer eine Theilnahme an der kirchlichen Gesetzgebung zugestanden habe, daß also auch der jetzigen Ständeversammlung das Recht zustehe, kirchliche Gegenstände zu verhandeln, untersucht er die Frage, ob es zweckmäßig sey, den Landständen die kirchliche Gesetzgebung fernerhin ausschließlich zu überlassen, und verneint sie, „weil sie nicht als Repräsentanten der Landeskirche angesehen werden könnten; dann wirft er die Frage auf, ob etwa die Geistlichen als Repräsentanten ihres Standes an den landständischen Versammlungen Theil nehmen sollten? Auch diese Frage verneint er, weil die Zahl dieser Deputirten im Verhältniß zu den übrigen doch nur gering seyn werde; wir fügen hinzu, weil eine solche Theilnahme, unter den jetzigen Verhältnissen zumal, wesentlich zur Verweltlichung der Kirche beitragen würde, und weil bei dem gegenwärtigen Freiheitschwindel in Deutschland die Geistlichen sicher der Ansetzung nicht würden widerstehen können. Der Verf. wünscht daher, daß der ständische Antheil an der kirchlichen Gesetzgebung einer Landes-Synode übertragen werden möchte, während dagegen die ganze kirchliche Verwaltung in den Händen der Consistorien bliebe. Den Synoden will er zuertheilt wissen: „1. Alle Veränderungen in den bestehenden kirchlichen Lehrsymbolen, falls eine solche sehr bedenkliche Maaßregel überhaupt jemals für nöthig erachtet werden sollte; 2. alle wesentliche Veränderungen in der Liturgie; 3. gesetzliche Bestimmungen über den religiösen Jugendunterricht, besonders die dabei zu brauchenden Lehrbücher; 4. gesetzliche Vorschriften in Bezug auf die Kirchenzucht gegen Geistliche und Laien.“ Wir bemerken nur, daß, da 1. und 2. äußerst selten oder nie vorkommen, 3. nur gelegentlich und 4. auch nicht häufig vorkommen kann, in der That diese Synoden, da sie kein Aufsichtsrecht irgend einer Art hätten, mit Geschäften nicht zu sehr überhäuft seyn würden.

Insofern also die anspruchslosen und dabei gründlichen und besonnenen Bemerkungen des Verf. auf dem Gebiete der äußeren Kirchenverwaltung sich halten, geben sie vieles Gute; aber allerdings genügen sie den tiefen Bedürfnissen der zerstörten Kirche unserer Zeit nicht. So groß die Verwüstung darin ist, und so tief ihre Bedürfnisse, so erfreulich ist es auch, daß durch nichts Geringeres ihr geholfen werden kann, als durch eine Ausgießung des heiligen Geistes, zur Belebung ihrer zerstreuten und verdorrten Gebeine und zur Ausrüstung und innigen Verbrüderung ihrer Diener.

Ehre und Zierde der Katholischen Kirche.

Ich will euch zum Wettstreit reizen. Röm. 9. 19.

Eine Kirche, die an Christo, als dem einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, so festhält, wie die Katholische Kirche dies auch noch in den Schlüssen des Tridentinischen Concils und in vielen anderen alten und neuen Bekenntnissen gethan

hat, kann zwar durch Beimischung von Unlauterkeiten und Irthümern viel Schädliches in sich aufnehmen, und die wahre christliche Heilsordnung verdunkeln, aber sie ganz und gar verlieren und der Gemeinschaft mit dem himmlischen Weinstock völlig verlustig werden kann sie nicht, so lange sie jenen Grund- und Eckstein nicht ausdrücklich verwirft. Das lehrt auch die Erfahrung. Wir sehen in der katholischen Kirche neben den Ungläubigen, die ihr nur als Heuchler angehören und unterschieden von der großen Masse, über die zu richten wir gern Anderen überlassen, eine Anzahl von solchen, die nur eben das Irrige und Unlautere ihrer Kirche als das eigentliche Wesen derselben angenommen zu haben scheinen, und um deren willen ihre Kirche verlästert wird, indem dieselbe nach dieser Menschen Lehre und Wandel für schlechter und verdorbener gehalten wird, als sie im Grunde doch ist, wenn man das Ganze, wie billig, nicht nach seinen schlechtesten Erscheinungen, sondern nach seiner Gesamtheit beurtheilt. Diesen bösen Gliedern der katholischen Kirche stehen aber auch wieder Andere gegenüber, die Alles, was ihre Kirche ihnen darbot, so benutzten, daß es ihnen zum Besten diente, die durch ihr Leben und ihren Wandel, ja durch die bleibenden Nachwirkungen und Stiftungen, die sie hinterließen, wie glänzende Sterne am nächtlichen Himmel leuchten. Sie sind die Ehre und Zierde der katholischen Kirche, und wollte man nach ihnen allein die ganze Kirche beurtheilen, so würde man in den entgegengegesetzten Irthum mit den Püsterern verfallen, man würde ein befangener Lobredner, ein bewußter oder unbewußter Schmeichler werden.

Wir wollen keines von Beiden, wir wollen unbefangenen und gerecht seyn. Eben deshalb aber dünkt es uns billig, nachdem wir früher in den Mittheilungen über Rom angefangen haben, manches Nachtheilige auszusprechen, und indem wir noch Aehnliches, besonders über den schrecklichen Mißbrauch des Marien Namens, bekannt zu machen uns vorbehalten, auch jene gute und glänzende Seite nicht unberührt zu lassen. Es bewegt uns dazu dies, daß Viele unserer Evangelischen Mitbrüder, die immer nur von dem Aberglauben und den Verirrungen der katholischen Kirche unterhalten werden, von den begnadigten Menschen, die da drüben erwachsen sind, und von ihren großen Schöpfungen gar nichts erfahren, und so zu leichten Kaufs sich einbilden, als Evangelische Christen in allen Stücken ihren Brüdern, die katholisch heißen und auch ehrliche Katholiken sind, weit überlegen zu seyn. Fangen wir doch fast schon an, auf unsere Werke und Anstalten der Barmherzigkeit und der Volksbildung uns etwas zu thun! meinen doch wohl Viele, so ausgedehnte Glaubenswerke und Erziehungsanstalten, wie die Frankischen Stiftungen in Halle, habe nirgends ein Mensch ohne eigene Mittel durch des Geistes Trieb und Gottes Segen hervorgebracht! ja, Manche sind ernstlich in dem Wahne, als ob die Wohlthätigkeitsvereine und Rettungsanstalten unseres Evangelischen Norddeuschlands ihres gleichen nicht in früherer Zeit und an anderen Orten hätten! Wir erkennen und verehren dankbar die Männer, die so heilsame Werke mit Hingabe ihres Lebens unternommen haben; wir geträufen uns gern der neu erwachten Freude an der Barmherzigkeit, die mitten in dem dunkeln Gewirre dieser Zeit als ein schöner Silberblick uns entgegenleuchtet. Aber wir wollen uns damit nicht schmeicheln und in süßen Schlaf einwiegen: wir wissen und wollen es nicht verhehlen, Aehnliches und in viel größerem Maasstabe, in viel umfassenderen Kreisen, ist in der katholischen Kirche in Frankreich, mitten in der größten Hoffart und Sittenverderbniß zu den gräulichsten Zeiten, unter

Ludwig XIII. und XIV., entstanden, und hat von da aus seine Wirkungen fortgepflanzt bis auf unsere Zeit. Zu heilsamer Beschämung und Erreckung wünschen wir unsere Freunde, wie uns selbst, an solche Gnadenwerke Gottes, die einem anderen Volke, einer anderen Zeit, einer anderen Kirche angehören, zu erinnern, auf daß wir gereizt werden, nicht durch die Meinung sondern durch die That uns, mit Gottes Hülfe, über diese Muster zu erheben. Aus einer großen Zahl, die uns hiebei vor-schwebt, greifen wir Den jetzt heraus, der uns durch Umfang und Originalität seines Wirkens allerdings der bedeutendste scheint, den August Hermann Franke der Französisch-Katholischen Kirche, Vincenz von Paul.

Vincenz von Paul.

Vincenz von Paul war am 24. April, als am Ostersdienstag des Jahres 1576, in Gascogne in einem Dorfe Namens Pouy, ohnweit der Pyrenäen, geboren, wo sein Vater ein schlichter Landmann, Johann mit Namen, seine Familie, die aus vier Söhnen und zwei Töchtern bestand, mühsam durch Bewirthschaftung eines kleinen Eigenthums ernährte. Vincenz wurde als Kind frühzeitig zum Dienst des Haushalts mit gebraucht; zu einer Zeit mußte er der Schweine hüten, zu einer anderen Mehl aus der Mühle holen, und was dergleichen mehr Verrichtungen armer Bauerfnaben zu seyn pflegen. So arm er war, so gab er gern; als er einst auf dem Mühlweg von einem Dürstigen angesprochen wurde und nichts von Geld bei sich hatte, gab er, schnell entschlossen, etwas von dem Mehle, das er trug; ein andermal, etwa zwölf Jahr alt, schenkte er einem Armen seine ganze Baarschaft, die in 30 Sous, ungefähr 10 guten Groschen bestand. Die Eltern ließen solches gern gesehen und, da sie gute Geistesgaben an Vincenz bemerkten, so waren sie geneigt, etwas an ihn zu wenden, um ihn Priester werden zu lassen, indem sie meinten, er könnte dann wohl in Zukunft dies seinen Geschwistern durch reichliche Unterstützung vergelten. Sie schickten ihn zunächst, als er das zwölfte Jahr zurückgelegt, in das Franziskanerkloster des benachbarten Städtchens Alys, wo er vier Jahre blieb und gegen 60 Francs jährlich Kost und Unterricht empfing, beides so gut, als es eben bei den Franziskanern zu haben war. Da es ihm an Mitteln fehlte, um auf einer höheren Bildungsanstalt seine wissenschaftlichen Beschäftigungen fortzusetzen, ward er, 16 Jahr alt (im Jahr 1592), Hauslehrer bei einem Sachwalter, Commet mit Namen, der ihn sehr lieb gewann und in richtiger Schätzung seiner trefflichen Gaben ihn ermunterte, sich vollends zum Geistlichen auszubilden. Im Jahr 1596 erhielt er die vier niederen Weihen, bezog dann die Universität zu Toulouse, wozu sein Vater ihn noch mit Aufopferung unterstützte, und am 23. September 1600 in seinem fünfundzwanzigsten Jahre empfing er nach den gehörigen geistlichen und wissenschaftlichen Vorbereitungen die Priesterweihe durch die Hände des Bischofs von Perigueux.

Wiß hieher ist noch nichts Besonderes zu bemerken, was nicht in dem Leben vieler Menschen, die doch nur mittelmäßig bleiben, auch vorkäme. Was in seinem Innern vorgegangen, mit welcher Aufmerksamkeit er die Menschen, die Verhältnisse, die Anstalten, mit denen er in Berührung kam, beobachtet, mit wie viel Schärfe er die Mängel gesehen, mit wie viel Liebe und Erfindungsgeist er im Stillen auf mögliche Abhülfe gedacht, wie er sein eigenes inneres Leben erkannt und durcharbeitet hat, das zeigt sich nur an den in späterer Zeit reisenden Früchten. Die nachfolgenden sechzehn Jahre seines Lebens bis zum Abschlusse

seines vierzigsten Jahres, zeigten uns den Mann nun wohl in gesegneter Wirksamkeit, zum Theil in außerordentlichen Lagen und in Verbindung mit ausgezeichneten Personen, aber noch gar nicht als einen solchen schöpferischen Geist, dessen Einfluß sich über ganze Länder und Jahrhunderte erstrecken sollte. Zunächst wurde er Kinderlehrer zu Bizet, einem kleinen Orte vier Stunden von Toulouse. Seine Gabe des Unterrichts und der Erziehung wurde anerkannt und mehrere Edelleute schickten von den benachbarten Landgütern ihre Kinder ihm zu, daß er sie in Kost und Zucht nehmen möchte. Ein Theil dieser Jünglinge folgte ihm auch, als er sich wieder nach Toulouse begab, wo er seine Studien fortsetzte, und im Jahre 1604 den Grad eines Baccalaureus erhielt. Von dieser Zeit an begann er an der Universität öffentlich zu lehren, wurde aber in diesem Geschäft bald durch ein Ereigniß unterbrochen, das seinem Lebensgeschick eine ganz eigene neue Wendung gab. Er hatte von Toulouse aus eine Reise in eine ziemlich entfernte Stadt des südlichen Frankreichs unternommen, und war eben im Begriff, zu Lande heimzukehren, als ein Edelmann von Languedoc ihn aufforderte, den Weg von Nîmes-Mortes bis Narbonne zu Schiffe zu machen. Sie bestiegen ein Fahrzeug, das mit Waaren von der Messe zu Beaucaire reich befrachtet war, und segelten so glücklich, daß sie die ganze Fahrt von fünfzig Stunden Wegs in einem Tage zu vollenden hofften. Da wurden sie plötzlich, es war im Monat Juli 1605, von drei Raubschiffen angegriffen, nach tapferer Gegenwehr, bei der auch Vincenz durch einen Pfeil sehr schmerzhaft am Fuße verletzt ward, überwunden und als Sklaven nach Tunis gebracht. In Tunis wurde Vincenz erst an einen Fischer, von diesem an einen Arzt, nach dessen Tode von dem Erben desselben an einen aus Nizza gebürtigen Franzosen verkauft, der Muhamedaner geworden und tief im Innern des Landes am Gebirge ein von der Regierung gepachtetes ansehnliches Grundstück verwaltete. Hier mußte Vincenz Feldarbeit verrichten; dabei geschah es aber, daß öfters eine von den drei Frauen des Negaten, eine Türkin, zu ihm kam und in der sogenannten Lingua franca, einem verdorbenen Italienisch, das man fast an allen Küsten des mittelländischen Meeres spricht und versteht, sich mit ihm in Gespräche über seinen Glauben einließ. Das Bekenntniß des frommen Sklaven ging der Frau so zu Herzen, daß sie ihrem Manne geradezu sagte, er hätte doch Unrecht gethan, seinen Glauben abzuschwören, von dem der Franke ihr so viel Schönes erzählt habe. Dies Wort vollendete eine wohl schon längst im Stillen sich regende Reue in dem Herzen des Negaten; schon am folgenden Tage äußerte er gegen Vincenz, er warte nur auf günstige Gelegenheit, um mit ihm nach Frankreich zu entinnen, und nach zehn Monaten führte er das gefährliche Wagstück auf einem kleinen Rachen glücklich aus. Er landete mit Vincenz zu Nîmes-Mortes, ging von da nach Avignon, ward dort unter Thränen der Buße von dem anwesenden Vicelegaten des Römischen Stuhls in die christliche Kirche wieder aufgenommen und trat unter Vermittelung desselben Mannes später zu Rom in den Orden der barmherzigen Brüder ein, indem er sein übriges Leben Werken der

Liebe zu widmen gelobt hatte. Dies geschah im Sommer 1607, nachdem Vincenz zwei Jahre in der Sklaverei gewesen. Durch die erzählten Vorgänge war er dem Vicelegaten in Avignon bekannt geworden, der ihn bei sich behielt und im Jahre 1608, als seinen Haus- und Tischgenossen, mit nach Rom nahm.

Im folgenden Jahre wurde er durch den zum Französischen Botschafter bei der Pforte bestimmten Marquis v. Breves mit mündlichen Aufträgen von Rom nach Paris zum König Heinrich IV. abgeschickt. Er richtete seinen Auftrag aus, zog sich aber dann in die Stille zurück; seine große Bescheidenheit verbar denjenigen, die ihn nicht genauer kannten, seine großen Gaben und Einsichten, doch ward er bald hernach unter die Hausgeistlichen der Königin Margarethe von Valois aufgenommen. Wichtiger für ihn war die Verbindung, in der er mit dem Vater Berulle stand, welcher im Jahre 1611, veranlaßt von dem Erzbischof von Paris, Stifter der durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Genossenschaft der Väter des Oratoriums zu Paris wurde. Dieser ausgezeichnete Mann war Freund und geistlicher Führer des Vincenz von Paul, der nach Gründung der Väter des Oratoriums in dem Hause dieser Genossenschaft mit einzog, ohne Mitglied derselben zu werden. Auf Empfehlung des Vater Berulle übernahm er im Jahr 1612 oder 1613 die Pfarrei zu Elichy, eine Stunde von Paris, baute während seiner kurzen Amtsführung von freiwilligen Gaben, die er durch mildthätige Personen in Paris erhielt, die verfallene Kirche neu auf, und entsagte bei der Niederlegung seines Amtes jeder Pension. Vater Berulle selbst war es, der ihn dem Pfarramte in Elichy bald wieder entzog, indem er ihn dem Grafen von Joigny, Philipp Immanuel von Gondy, General der königlichen Galeeren, zum Lehrer seiner drei Söhne und zum Hausgeistlichen empfahl. Dieser Beruf scheint beschränkter als er war. In seinem Lehramt zwar fand Vincenz wenig Freude und Gedeihen, aber als Hausgeistlicher einer angesehenen, reichen Familie am Hofe erhielt er einen ausgebreiteten Wirkungskreis. Nicht allein führte er eine geistliche Aufsicht über die gesammte Dienerschaft, indem er die Kranken besuchte, die Uneinigen versöhnte, überall, wo es Noth war, ermahnte, tröstete, beschwichtigte, sondern auch bei der Herrschaft hatte er großen, wohlthätigen Einfluß. Der Graf war einst in eine Streitigkeit verwickelt, in Folge deren er zu einem Duell entschlossen war, so hart dies auch Heinrich IV. noch im Jahr 1602 verpönt hatte. Vincenz erfuhr es und nachdem er des Morgens vor der Hausgemeinde die Messe gelesen, da Gondy seiner Gewohnheit gemäß allein in der Kapelle zurückgeblieben war, trat er vor ihn hin, warf sich zu seinen Füßen auf die Kniee, und sprach: „Erlauben Sie, daß ich in Unterwürfigkeit Ihnen ein Wort sage! Sie sind, ich weiß es, im Begriff sich zu schlagen. Nun so sage ich Ihnen im Namen unseres Herrn, den ich Ihnen so eben gezeigt, den Sie angebetet haben: wofern Sie diesem bösen Vorhaben nicht entsagen, so wird er seine Gerechtigkeit an Ihnen vollstrecken und an Ihrer ganzen Nachkommenschaft.“ Mit diesen Worten erhob er sich und ging davon; das Duell unterließ.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Donnabend den 29. September.

N^o 78.

Ehre und Zierde der Katholischen Kirche.

Ich will euch zum Betteifer reizen. Röm. 9, 19.

(Fortsetzung.)

Noch eingreifender war der Einfluß des Vincenz von Paul bei der Gemahlin des Grafen, deren Beichtvater und geistlicher Führer er ward. Sie brauchte ihn als ihren Gewissensthath und Almosenpfleger; sie ließ sich von ihm auf ihre Güter und großen Besizungen begleiten und bediente sich seines Rathes bei der Verwaltung, besonders bei der geistlichen Pflege ihrer Unterthanen, so daß er gleichsam als Superintendent über alle Besizungen des Grafen Gondy und seiner Gemahlin anzusehen war, und die Lücken auszufüllen suchte, welche die angestellten Priester in der Seelsorge, die Bischöfe in der Aufsicht übrig ließen. So ging seine Thätigkeit geräuschlos fort bis zum Ende des Jahres 1616. Bald darauf aber legte ein kleiner Umstand den Grund zu der in der Folge so ausgebreiteten Wirksamkeit dieses Mannes.

Zu Anfang des Jahres 1617 war er mit der Gräfin Gondy auf einem ihrer Güter in der Picardie, Jolleville hieß der Ort. Da ward er in den nahe gelegenen Flecken Gannes zu einem sechzigjährigen Kranken gerufen, den die Gräfin als einen unerscholtenen, frommen Mann in Ehren hielt. Vincenz forderte denselben im Laufe der Unterredung ohne eine besondere Veranlassung auf, eine allgemeine Beichte abzulegen, das heißt eine solche Beichte, worin er seinen ganzen Lebenslauf von Jugend auf durchging und diesen in Beziehung auf seine Sünden und seinen Seelenfrieden mit allen Erinnerungen, die sich ihm gegenwärtigten, offen darlegte. Der Mann bekannte da viele sehr schlimme Dinge, die Niemand ihm zugetraut hätte, erleichterte sein Herz und fand durch den Zuspruch des treuen Seelsorgers neuen Frieden für sein beunruhigtes Gewissen. Dies erzählte er selbst der Gräfin, die ihn bald darauf besuchte, und diese nahm davon Veranlassung, den Vincenz von Paul zu ersuchen, bei nächster Gelegenheit möchte er öffentlich zur Ablegung allgemeiner Beichten ermahnen. Vincenz that es am 25. Januar desselben Jahres, als am Feste der Befreiung des Apostel Paulus, und die Wirkung davon war groß und segens-

reich. Da fiel es der edlen Frau aufs Herz, wie unzureichend die angestellten Pfarrgeistlichen, wie ungeeignet auch dieselben zum Theil für die geistlichen Bedürfnisse so vieler Tausende von armen Landleuten seyn möchten, die einer sorgfältigen Seelsorge bedürften, und sie setzte sogleich eine Summe von 16000 Livres (4000 Thlr.) für einen geistlichen Orden aus, der es übernehmen wollte, zu den Landleuten auf den Gondyschen Besizungen zu gewissen Zeiten Heilsboten auszuweisen zu lassen, die die verlassenenen Schafe suchten und weideten, die predigten, lehrten, ermahnten, Beichte annahmen. Es fand sich aber keiner unter den bestehenden geistlichen Orden, der diese 16000 Livres hätte mit solcher Verpflichtung sich aneignen wollen. Die Sache ruhte bis 1624; indessen übte Vincenz in der Stille, wo er das Bedürfnis dazu sah, in den Umgebungen von Paris, so wie in den entlegenen Provinzen unter dem Landvolke solche geistliche Liebeswerke aus, und fand unter seinen Freunden einige, die ihn darin unterstützten. Die Gräfin von Gondy sah in dieser Wirksamkeit das schon als geworden, was sie durch ihre beabsichtigte Stiftung hervorzubringen vergebens sich bemüht hatte. Ihr Gemahl vereinigte sich mit ihr in dem Gedanken, daß es nur nöthig wäre, dem Vincenz von Paul und seinen Genossen eine gemeinschaftliche Wohnung und Unterhalt zu sichern, um Alles das und noch mehr zu erreichen, als sie von einer der bestehenden Ordensgenossenschaften würden erhalten können. Der Graf trug die Sache seinem Bruder, dem Erzbischof von Paris, Cardinal Johann Franz von Gondy, vor, und dieser bot sogleich die Hand, indem er eine von Ludwig dem Heiligen (vom Jahre 1248) herrührende, aber sehr verfallene Stiftung, die Anstalt für gute Kinder (le collège des bons enfants), 1624 unter die Leitung des Vincentius stellte. Im folgenden Jahre ward der Stiftungsbrief vom Grafen und der Gräfin Gondy ausgesetzt und statt 16000 Livres die Summe von 40000 Livres ausgesetzt, als ein Fonds für Geistliche, die ohne irgend ein besonderes Gelübde, ohne eine feste Anstellung, sich bereitwillig finden ließen, überall, wohin Bischöfe sie beriefen und Pfarrer sie zuließen, sich des verwahrlosten Volks mit Unterricht und Seelsorge anzunehmen. So entstanden die Priester der Mission, Katholische Missionare innerhalb der Kirche, die noch in den neuesten Zeiten bei etwas verändertem, zum Theil wohl auch

gemisbrauchtem Berufe, im Ganzen doch gewiß kräftig und wohlthätig dem herrschenden Weltgeist widerstanden und da gepredigt haben, wo die Stimme der Wahrheit nicht mehr gehört wurde. Die Katholische Kirche Frankreichs fühlte damals sogleich, daß in dieser Stiftung die Befriedigung eines wahren Bedürfnisses gegeben wurde. In kurzer Zeit verbreiteten sich Anstalten der Missionspriester über ganz Frankreich; im Jahre 1627 gab ihnen Ludwig XIII. seine Königliche Bestätigung, 1631 der Papst Urban VIII. seine Genehmigung; 1632 erwarb durch freiwillige, fast aufgedrungene Schenkung der Orden der Missionspriester das große Gebäude und die weitläufigen Besitzungen von St. Lazarus in Paris; 1638 wurde ein Haus dieser Priester auch im Mittelpunkt der Katholischen Welt, in Rom, gestiftet. Vincenz von Paul erinnerte sich noch sehr gut, wie er vor dreißig Jahren bei seinem Aufenthalt in jener Stadt die Hirten der durch ihre Verödung und schlechte Luft verüthigten Umgebungen in einem höchst verlassenem und verwilderten Zustande gefunden, und er empfahl sie besonders den dorthin geschickten Priestern. Diese gingen in der Fastenzeit hinaus auf die Fluren, machten sich den Tag über mit einzelnen Hirten bekannt, katen am Abend um ein Obdach in den einsamen Hütten, wo sie ihr dürftiges Nachtlager hatten, unterredeten sich, beteten mit ihnen, regten sie an, eine allgemeine Beichte in einer benachbarten Kapelle abzulegen, und reichten dann Mehreren zugleich das heilige Abendmahl. Das war eine Wirksamkeit ganz im Sinne ihres Stifters.

Aber der Beruf, freiwillige Armenprediger zu seyn, von welchem die Stiftung der Missionspriester ausging, war bald nur noch ein geringer Theil ihrer mannichfaltigen, von Jahr zu Jahr sich mehrenden Aufgaben, die alle aus der rastlosen Thätigkeit des Vincenz entsprangen.

Wir müssen, um die Entfaltung der verschiedenen an die Missionspriester sich anknüpfenden Stiftungen zu beschreiben, wieder auf das Jahr 1617 zurückgehen. Kurz nach dem Vorfall in Gannes, der den ersten Gedanken an Missionsprediger für das Landvolk erweckte, fühlte sich Vincenz gedrungen, das Haus Gondy zu verlassen; er trat durch des Vater Verulle Vermittelung ein Pfarramt in einer sehr verwahrlosten Gemeinde in Chatillon les Dombes in der Landschaft Bresse an, und bezeichnete seine kurze Wirksamkeit (er blieb nur vom Monat August bis zum Ende des Jahres 1617 daselbst) durch heilsamen Einfluß auf mehrere einzelne ausgezeichnete Personen verschiedenen Standes und Geschlechts, und durch eine bleibende Stiftung. Durch seine Predigt hatte er zwei überaus eitle, weltthätige Frauen bekehrt; eine von diesen bat ihn an einem Feiertage, als er im Begriff war die Kanzel zu besteigen, er möchte eine arme kranke Familie seines Kirchspiels der Milde seiner Zuhörer empfehlen. Seine Empfehlung bewog viele Herzen, und bald war die arme Familie von so vielen Seiten her mit zugehickten Speisen und Getränken überfüllt, daß die armen Leute gar Vieles nicht gebrauchen konnten und zu fürchten war, sie würden nach so großem Ueberfluß bald wieder darben müssen, weil jeder Wohlthäter glaubte, das Seinige gethan zu haben. Als Vincenz dieses sah, rührte es ihm das Herz und er überlegte, wie man so vielen guten Willen zu vernünftiger Wohlthätigkeit anleiten und bidden könnte. Er ging zu mehreren Hausfrauen und bat sie, sich in die Pflege der kranken Familie zu theilen, der Kinder während der Eltern Krankheit sich anzunehmen und eine weise Seelsorge mit der leiblichen Unterstützung zu verbinden. Er benutzte diesen einzelnen Fall, zeichnete allgemeine Regeln auf,

die eine Anzahl von willigen Frauen als Vorschrift annahm, er suchte und erhielt dafür die Bestätigung der Oberen, und so entstand eine Schwesternschaft milder Frauen (Confrérie de Charité), die sich bewährte und unter des Stifters Mitwirkung bald weiter verbreitete.

Nach Paris zurückgekehrt trat er wieder in das Haus Gondy ein, und blieb daselbst bis zum Tode der Gräfin, welcher den 23. Juni 1625 erfolgte. Der Graf legte bald darauf seine Aemter nieder, trat in die Genossenschaft der Väter des Dratoriums ein und lebte daselbst in geistlicher Stille noch 35 Jahr. Vincentius aber, der in Paris das geistliche Leben und die milde Werththätigkeit mehrerer frommen Frauen leitete, kam in demselben Jahre, wo die Gräfin Gondy starb, in nähere Verbindung mit einer, durch Einsicht eben so wie durch Eifer der Frömmigkeit und Barmherzigkeit ausgezeichneten Dame, Louise de Gras, gebornen de Marillac, Wittve des Geheimschreibers der Königin Maria Medicis. So fähig diese gottselige Wittve scheinen mußte, die Schwesternschaft der milden Frauen, deren Vorseherin bisher die Gräfin Gondy gewesen, zu leiten, so prüfte Vincentius sie dennoch vier Jahre lang, vielleicht weil er in ihrem guten Eifer der Barmherzigkeit noch etwas Fastiges und Leidenschaftliches bemerken konnte. Als die Schwesternschaft der milden Frauen in Paris um der vielen anderweitigen Geschäfte willen, die den verheiratheten Frauen oblagen, nicht mehr Eifer und Kräfte genug hatte, den wachsenden Anforderungen zu genügen, so stiftete die Wittve de Gras unter Mitwirkung des Vincentius einen Verein barmherziger Jungfrauen, der zuerst nur aus vier erprobten Seelen bestand, bald aber eine eben so große Ausbreitung als innere Lichtigkeit erhielt. So entstanden im Jahre 1634 die barmherzigen Schwestern (Filles de la charité, gewöhnlich von ihrer grauen Kleidung Soeurs grises genannt), die durch ihre in die Augen fallende Nughbarkeit auch während der Revolution sich erhalten haben, und deren zarte, weiße Krankenpflege mancher Protestant aus eigener Erfahrung dankbar zu rühmen weiß.

Da Graf Gondy General der Königl. Galerien war, so hatte Vincenz hierin eine Aufforderung für sich gefunden, in Paris sich nach den Gefangenen umzusehen, die für die Galerien als Sträflinge bestimmt waren. Er fand die Unglücklichen im allertiefsten Elende, in unterirdischen dunkeln Kerkern, schlecht genährt, voller Ungeziefer, ohne alle Pflege, ohne geistlichen Trost. Sogleich stattete er dem Grafen Bericht ab von dem, was er gesehen, und legte ihm an's Herz, wie er als General der Galerien für die Verwahrlosung dieser Menschen vor Gott verantwortlich sey. Der Graf gab ihm Vollmacht zu thun, was er für nöthig und zweckmäßig halten möchte. Vincentius miethte nun ungesäumt in der Vorstadt St. Honoré ein großes Haus, ließ es schnell in Stand setzen und die Galeriensträflinge in dasselbe versetzen. Die Kosten dazu wurden durch milde Gaben aufgebracht, nachdem das Werk im Glauben gefangen war. Täglich brachte Vincenz viele Stunden unter den Gefangenen zu, ermahnte zur Buße, stärkte den Glauben, und erweckte Viele eine allgemeine Beichte abzulegen, um den Trost des zur Rechten Christi gekreuzigten Missethäters zu empfangen. Zwei seiner Freunde nahmen ihre Wohnung in dem Hause der Sträflinge und hielten ihnen täglich Gottesdienst. Die Sache, die ganz im Stillen begonnen hatte, fing seit dem Jahre 1618 an, Aufsehen in Paris zu machen, und auf den Antrag des Grafen Gondy ernannte Ludwig XIII. den Vincentius im Jahre 1619 zum General-Superintendent der Königl.

Galeeren (Aumonier royal des Galères de France). In dieser Eigenschaft machte er im Jahre 1623 Reisen nach Marseille und Bordeaux und nahm sich an beiden Orten theils in Person der Sträflinge an, indem er halbe Tage bei ihnen auf den Galeeren zubrachte, theils traf er Anordnungen und erweckte Herzen, damit auch nach seiner Abreise die Seelenpflege der armen Menschen fortgesetzt würde. Auf der Rückreise von Marseille nach Paris kam er durch die Stadt Macon in Bourgogne. Er fand daselbst eine außerordentliche Menge von Bettlern, die zugleich in der allertiefsten Nothheit und Unwissenheit lebten. Dies erbarmte ihn und gab ihm Veranlassung in Macon zu bleiben, um der Verwahrlosten sich anzunehmen. Als man seine Bemühungen bemerkte, spottete man seiner und zeigte mit Fingern auf ihn. Er aber ließ sich nicht stören, gewann den Bischof und die Schöppen der Stadt für seine fromme Absicht und es gelang ihm mit Hülfe beider Behörden eine Gesellschaft zu bilden, die er die Genossenschaft des heiligen Karl Borromäus nannte, weil sie sich die Wirksamkeit dieses ehemaligen frommen Bischofs von Mailand zum Vorbild setzen sollte. Bald war das Schicksal und der sittliche Zustand der Armen völlig umgewandelt und der früher verhöhnte Vincenz wußte dem Lob, mit dem er nun überhäuft wurde, nicht anders als durch eine schnelle heimliche Abreise zu entinnen. Dies alles geschah noch vor der Stiftung der Priester der Mission, die, wie oben gesagt, erst 1624 erfolgte, sogleich aber diese anderen Anstalten alle in ihre Obhut und Pflege mit aufnahm.

Aber noch eine viel tiefer eingreifende Wirksamkeit war dem Vincentius mittelst des Institutes der Missionspriester vorbehalten, eine Wirksamkeit, die eine heilsame Reformation der Französischen Geistlichkeit herbeiführte und auch über Frankreichs Grenzen hinaus sich segnend erstreckte. Die ersten Keime dazu, die zu Tage liegen, finden wir in folgender Veranlassung. Im Jahre 1620 war er mit der Gräfin Condy nach Montmirail in der Normandie gereist und hatte dort in der Unterredung mit einem Calvinisten, den er zu der Katholischen Kirche überzuführen suchte, Folgendes hören müssen: „Sie behaupten, Ihre Kirche werde vom Geiste Gottes geleitet: doch seh ich, daß die Katholiken auf dem Lande oft der Führung unwissender und schlechter Hirten überlassen sind, deren Unterricht so elend ist, wie sie selbst; dagegen sind die Städte voll von Priestern und Mönchen, die lieber dort in Müßiggang umherirrenden, als daß sie sich des armen verwahrlosten Landvolks annehmen wollten.“ Vincentius fühlte tief, wie gerecht dieser Vorwurf war, und hegte um so brünstiger in seinem Herzen das Verlangen nach einer gründlichen Besserung des geistlichen Standes. Im Jahre 1628, wie die Genossenschaft der Missionspriester bereits vier Jahre bestand, kam er auf einem seiner Missionszüge nach Beauvais, wo er beim Bischof Notier de Gerres mit einem schon früher befreundeten frommen Priester Namens Sadrion Bourdoise zusammentraf, und die Rede fiel auf den jammervoll verderbten Zustand der Französischen Geistlichkeit. Der Bischof schied bei diesem Gespräche zu schlummern; aber auf einmal erhob er sich wie aus tiefer Betrachtung und sagte, er habe eben über das wirksamste Mittel nachgedacht, dem Verfall der Geistlichkeit zu steuern. Er hielt für das Beste, die jungen Männer, die im Begriff wären, die Priesterweihe zu empfangen, zuvor bei den Missionspriestern prüfen zu lassen und sie einige Zeit in das Haus derselben aufzunehmen, damit sie unter frommen Uebungen in geordneten Unterhaltungen, durch Ermahnung und Lehre auf ihr heiliges Amt

vorbereitet würden. Vincentius wurde sogleich von diesem Gedanken ergriffen, und arbeitete zunächst für die Diöces von Beauvais den Plan aus, nach welchem die Candidaten des Priesterstandes unterrichtet und für ihren Beruf vorbereitet werden sollten. Im Herbst desselben Jahres wurde zu Beauvais der Anfang gemacht; zwei Doctoren der Theologie von der Sorbonne zu Paris, Duchesne und Messier mit Namen, begannen den Unterricht nach der von Vincentius verzeichneten Ordnung; Vincentius selbst erklärte die zehn Gebote, und zwar so eindringlich, daß Viele der Gegenwärtigen sich bewogen fanden, eine allgemeine Beichte ihres ganzen bisherigen Lebens abzugeben; unter diesen war Duchesne selbst. Im Jahre 1631 nahm der Erzbischof von Paris auf das Zeugniß des Bischofs von Beauvais diese Einrichtung in seinem Sprengel auf und verordnete, daß Niemand zum Priester geweiht würde, der nicht zuvor zehn Tage im Hause der Missionspriester sich aufgehalten und sich den daselbst anzustellenden Prüfungen und Uebungen unterworfen hätte. Diese Anstalt hat sich in der Folge sehr erweitert und ausgebreitet, und sie verdiente es durch die Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung, durch den guten Geist, der darin athmete, und durch die gesegneten Früchte, die sie beim geistlichen Stande brachte. Vincentius machte darüber, daß die jungen Geistlichen während der zehn Tage, die sie im Hause der Missionspriester zubrachten, nichts sahen und nichts hörten, was nicht geeignet gewesen wäre, sie zu erbauen. Um ihre Herzen zu gewinnen, noch ehe sie in das Haus eintraten, ließ er sie von den Priestern des Hauses abholen, und diese beluden sich mit ihren Bündeln. An der Hausthüre empfing er sie selbst nebst einigen seiner Gehülfen, die sie in die ihnen bestimmten Zimmer führten, ihnen die Betten machten, ihre Aufträge ausrichteten und sich wie ihre Diener hielten. Der Friede des Hauses, die bescheidene Würde der Priester, die freundliche Bereitwilligkeit der dienenden Brüder, der Ernst des Gottesdienstes, das Ansprechende des Gesanges, Alles mußte mitwirken, die Herzen für die innigste Einkleber in sich selbst, für die Betrachtung des künftigen Berufs, so wie für die Lehren und Ermahnungen empfänglich zu machen, die ein in den Wegen Gottes und in der Schrift erfahrener Mann, wie Vincentius, ihnen darbot. Sollte man in der Folge vielleicht zu sehr bei der äußeren Form der altkirchlichen Uebungen stehen geblieben, sollte hie und da der Geist ganz aus jenen Anstalten gewichen seyn, sollte das der Katholischen Kirche eigene Uebermaaß äußerlicher Gewöhnung und Manier auch von Anfang an dabei auf eine für uns nicht nachahmungswerthe Weise sich geltend gemacht haben: so läßt sich doch andererseits für die Erziehung unserer Prediger, für die Prüfungen unserer Candidaten des Predigtamts und für ihre letzte Vorbereitung zum Uebergang in den heiligen Beruf ihres Lebens aus jenen Einrichtungen noch Manches lernen. Denn es ist keine Frage, alles Wissen muß von der Trivialität mancher Hörsäle erst gereinigt, muß im Elemente der Andacht gefaßt und geheiligt seyn, wenn es für Kanzel und Altar, wie für das eigene Herz, soll erspriesslich werden.

Jene Frucht des regen Eifers, mit dem Vincenz die Katholische Geistlichkeit Frankreichs zu bessern suchte, wurde bald wiederum Same einer neuen Pflanzung, und zwar durch folgende Veranlassung. Viele empfingen die Priesterweihe und nahmen an den geistlichen Vorübungen des Vincentius Theil, ohne sogleich in ein festes Amt überzugehen. Diese fühlten das Bedürfnis, die erhaltenen guten Eindrücke öfters zu erneuen, um sie bis zum Eintritt in das Pfarramt lebendig zu erhalten.

Um dies zu bewerkstelligen wurde beschloffen, daß wöchentlich einmal die geweihten Priester, die noch ohne Amt wären, bei Vincenz zusammen kommen und über geistliche Dinge, besonders auch über Gegenstände der Seelsorge und Armenpflege, für die sie etwas thun könnten, sich besprechen und berathen möchten. Auch viele Priester, die schon ihre feste Anstellung hatten, wünschten zu ihrer Belehrung und Anregung an diesen Priester-Conferenzen Theil zu nehmen, und so entstand ein geistlicher Verein, der, weil er Dienstags sich zu versammeln pflegte, die Dienstagsgesellschaft genannt wurde, und schon kurz nach seiner Entstehung im Jahre 1633 die Bestätigung des Papstes erlangte. Diese Dienstagsgesellschaft vereinigte und veredelte die Blüthe der Katholischen Geistlichkeit Frankreichs. Kardinal Richelieu wurde darauf aufmerksam, besprach sich darüber mit Vincenz und ließ sich von ihm diejenigen Geistlichen nennen, die er in diesen Konferenzen als die zur Verwaltung von Bisthümern geeignetsten erkannt hätte. Vincenz beobachtete über diese geheime Mittheilungen das tiefste Stillschweigen und suchte die, von welchen er voraussetzte, daß sie bald zu ausgebreiteter öffentlicher Wirksamkeit würden abgefordert werden, desto tiefer in der Demuth zu gründen: grade mit ihnen sprach er am liebsten von dem Glück unbemerkter stiller Pflichterfüllung, und übte zugleich ihre Nüchternheit durch Ausübung zum Predigen und Katechisiren, durch Aufträge, bald Krankenhäuser, bald Gefängnisse zu besuchen. So wuchs den Priester-Conferenzen ein reichlicher Stoff für die Gespräche, ein heiliger praktischer Ernst immer neu zu, wovon den Prediger- und Schullehrer-Conferenzen in unserer theuern Evangelischen Kirche wohl auch etwas, ach! viel zu wünschen wäre.

(Schluß folgt.)

Litterarische Anzeige.

Luther's Katechismus als Grundlage des Confirmanden-Unterrichts im Zusammenhange erklärt von Rudolf Stier, Pfarrer in Fränkchen bei Merseburg. Berlin bei Dehmgke, 1832. kl. 8. S. 158. Pr. 6½ Sgr. (5 Sgr.) in Parthien 5 Sgr. (4 Sgr.)

Dies ist ein Evangelisch-kirchliches, gehaltreiches, wohlgeordnetes, klares und lebendiges Handbüchlein, welches geeignet ist, zugleich in den Händen des Predigers und der Kinder zu seyn. Es ist in Fragen und Antworten abgefaßt; die Fragen, als ob sie ein aufmerksamer, wißbegieriger Schüler thäte, aus den vorhergehenden Antworten folgend und kurz, die Antworten als Erwiderungen eines umsichtigen, sorgfältigen Lehrers, ausführlich und bündig, durch darunter gesetzte Anführung biblischer Stellen fattsam belegt. Es sind zusammen 374 Fragen, auf 57 Lehrstunden vertheilt, doch so, daß der Lehrer oder Pfarrer, wenn er mehr Zeit hat, hinreichenden Stoff findet, der dann, was desto besser ist, noch genauer durchgearbeitet und eingepreßt werden kann. Zunächst hat der Verfasser wohl vorbe-

reitete Kinder aus dem Landvolk und vom städtischen Handwerkerstande vor Augen gehabt, nicht als ob der von ihm gegebene Unterricht nicht auch höheren und den höchsten Ständen gerecht und genügend wäre, aber Wenige von diesen werden den vorhergehenden Elementar-Unterricht in der Form erhalten haben, welche als unmittelbare Vorbereitung für die hier gegebene Christenlehre angesehen werden dürfte. Als das Vorbild, das dem Verf. vorzüglich vor den Augen geschwebt, läßt sich Spener's Katechismus ansehen; er theilt auch mit diesem den Charakter überwiegender Verständigkeit mit Unterordnung der Anschaulichkeit und Gefühlserweckung, worauf freilich schon der zum Grunde gelegte Lutherische Katechismus hinführt, indem er der Auslegung, Zergliederung, Verständigung bedarf. Fühlt aber ein Prediger, der diese in ihrer Art vortreffliche Arbeit brauchen will, daß ihm für seine Confirmanden etwas mehr Bild und Klang nöthig wäre, der füge an schicklicher Stelle eine Erzählung, einen passenden Reim, ein Gleichniß, ein biblisches Beispiel hinzu und bete dazwischen, wo es ihm so zu Herzen ist, mit den Kindern und für sie. Er wird für dieses Alles mehr Zeit und Freiheit gewinnen, weil die eigentliche Lehre ihm und den Kindern hier vorliegt und er nicht fürchten darf, durch Abschweifung in's Einzelne den Faden der Hauptlehre zu unterbrechen, und in ihrer Darstellung unvollständig zu werden. Als Beispiel von der Behandlungsart des Verf. heben wir hier ohne besondere Wahl die 349ste Nummer heraus.

Frage. Woher ist solch Recht der Kindertaufe zu erweisen?

Antwort. Wir taufen die Kinder mit allem guten Recht: weil sie, vom Fleische geboren, alsbald nöthig haben die Wiedergeburt aus Wasser und Geist a); weil sie nach Christi Wort schon als Kinder sollen zu ihm und in's Himmelreich kommen b); weil Gottes Gnadenbund auch die Kinder der Christen angeht c), welche durch der Eltern Glauben von den Kindern der Nichtchristen unterschieden und geheiligt sind d), gleichwie im A. T. Abraham's Kinder durch die Beschneidung e); weil darum auch die Apostel ganze Familien, Jung und Alt mit einander getauft haben f), und hieraus gefolgt ist der christlichen Kirche Gewohnheit von Alters her. Daß aber der heilige Geist, wie wir sehen, alsbald in den Kindern wirket, wenn sie zu Verstande kommen, damit beweiset Gott selber thätlich, daß ihnen das Wasser nicht zu wehren sey.

a) Joh. 3, 5—6, b) Matth. 18, 10—11., Marc. 10, 13—16., c) Apost. 2, 39., d) 1 Cor. 7, 14., e) 1 Mos. 17, 7. 10., f) Apost. 16, 15. 33.

Der Referent seinerseits gedenkt in dem nächsten Winter gegen dreißig Kinder einer Landgemeinde nach diesem Leitfaden zu unterrichten und für die Confirmation vorzubereiten. Er hofft, daß bei dieser kleinen Schaar das Gebet in Erfüllung gehen soll, womit der Verf. sein treu gearbeitetes Büchlein entläßt: „Der Herr unser Gott und Heiland, dem seine Hirten seine Schafe zuführen sollen, lege aus Gnaden einen Segen auch auf diesen Beitrag zur Erbauung seiner Gemeinde, und lasse recht viele Christen daraus die seligmachende Wahrheit erkennen.“ Amen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 3. Oktober.

N^o 79.

Ehre und Zierde der Katholischen Kirche.

Ich will euch zum Wettstreit reizen. Röm. 9, 19.

(Schluß.)

Während Vincenz noch lebte, sind aus jener Dienstagsgesellschaft dreißig Bischöfe hervorgegangen, viele Generalvikare, Seminar-Vorsteher, Archidiaconen, auch die Gründer der Missionsanstalt für fremde Länder und der Genossenschaft des heiligen Sulpicius zu Paris, in deren Hospiz der berühmte Fenelon in der Folge eine treffliche Vorbildung erhielt. Während der Vormundschaft der Königin Anna (seit dem Jahre 1643) erhielt Vincentius auf die Befehle einflussreicher geistlicher Stellen noch mehr unmittelbaren persönlichen Einfluß, indem die Königin ihn zum Mitglied eines aus vier Personen gebildeten sogenannten Gewissensrathes machte, den sie bei der Anstellung von Bischöfen und anderen hohen Geistlichen zu befragen pflegte.

Da das Verlangen nach Missionspriestern so groß ward, daß Vincenz fürchten mußte, ihm nicht mehr genügen zu können, so gründete er kurz nach einander zwei Pflanzschulen für seine Genossenschaft, die erste im Jahre 1635 zur Vorbildung in den Sprachen und Wissenschaften, doch immer schon mit Beziehung auf den künftigen geistlichen Beruf, die andere etwas später zur eigentlichen Predigerbildung, beide zu Paris. Der letzteren Anstalt folgten bald mehrere ähnliche an anderen Orten und nach den Mustern derselben richteten andere Männer Seminare mit verwandter Bestimmung ein.

Im Jahre 1636 bedrohten die Spanier Paris und das stille Haus von St. Lazarus, das die Missionspriester außen vor der Stadt bewohnten, war ringsum von einem eilig zusammengerafften, noch wenig disciplinirten Heere umgeben, das den Feinden entgegen ziehen sollte. Die geistlichen Uebungen gingen indessen ununterbrochen fort, und auf Befehl des Königs sandte Vincenz fünfzehn Priester unter das Heer, wo übrigens ansteckende Krankheiten herrschten, um die Frostungen und Wunden des Evangeliums den Kriegern zu bringen. Nach kurzer Zeit konnte Vincenz einem Freunde schreiben, daß gegen vier-

tausend Soldaten, in ihrem Gewissen erschüttert, eine allgemeine Beichte über ihr ganzes Leben abgelegt. Zu Anfang des Jahres 1638 stellte Ludwig XIII. dem Vincentius die noch schwere Aufgabe, auch an den Hof, der sich damals zu St. Germain en Laye aufhielt, Missionspriester zu schicken. Es gab hier einen harten Kampf, besonders gegen die Eitelkeit der gefallsüchtigen und aus Gefallsucht in ihrer Kleidung unehebbaren Frauen; es wurde anfangs viel gespottet und gelästert: aber der Segen blieb nicht aus. Ein allgemeines Gefühl von Schaam und Buße verbreitete sich am Hofe und mehrere Frauen gaben sich nun, indem sie der eiteln Selbstgefälligkeit entsagten, der schönsten Beschäftigung hin, der vornehme reiche Frauen ihren Ueberfluß an Zeit und Vermögen widmen können. Sie ließen sich aufnehmen in die Genossenschaft der milden Frauen und sonderten sich in vier kleine Vereine ab, die sich mit Armenpflege, Bedienung von Kranken und Sammlung milder Beiträge beschäftigten. Im September dieses Jahres wurde im dreißigsten Jahre einer bisher unfruchtbaren Ehe von der Königin Anna von Oestreich zu St. Germain en Laye Ludwig XIV. geboren. Am 14. Mai 1643 starb Ludwig XIII. eben daselbst in den Armen des Vincentius.

Er selbst, Vincentius, erreichte ein hohes Alter von 84 Jahren und darüber; er starb den 27. September 1660 im Hause St. Lazarus zu Paris. Seine Thätigkeit währte bis an das Ende seines Lebens, obgleich er in seinen letzten Jahren viele körperliche Beschwerden zu tragen hatte, und viel Schmerzliches mit seinen Augen sehen mußte. Nicht nur behielt er bis zuletzt die Leitung der mannichfaltigen Anstalten, die von ihm ausgegangen waren; er war fort und fort fruchtbar in neuen Unternehmungen, zu denen er die Hand bot und seine Missionspriester abordnete. Er sandte 1644 nach Tunis, 1646 nach Algier, und auf des Papstes Innocenz X. Befehl in demselben Jahre nach Irland, auf Anregen desselben Papstes nach Ueberwindung großer Hindernisse im Jahre 1648 nach Madagascar Missionen. Die Leiden, durch die von 1635 an Lothringen zerrüttet wurde, nahm er sich zu Herzen; ungeheure Unterstügungen wurden durch ihn in das unglückliche Land befördert, und er bildete in Paris eine Gesellschaft, um den hilflosen Lothringischen Adel aufzuneh-

men und mit den nothwendigen Lebensbedürfnissen zu versehen. Seit dem Anfange dieses Glends hatte er mit seinen Missionspriestern sich verabredet, von ihrer mäßigen Mittagskost sich täglich noch etwas abzugeben, um es zum Unterhalt der Brodtlosen zu verwenden. Wie er während des unglückseligen Bürgerkrieges in Frankreich während der Jahre 1648 und 1649 den Jammer seines Vaterlandes unter Fasten und Beten auf seinem Herzen trug und wie er mit Gefahr seines Lebens auch da zu helfen suchte, indem er sich bemühte, zur Königin zu gelangen und heilsame Entschlüsseungen am Hofe herbeizuführen, können wir hier nicht ausführlich erzählen. Noch weniger halten wir uns bei seiner Heiligsprechung auf, die im Jahre 1737 mit großer Pracht in der Laterankirche zu Rom erfolgte. Aber einen kurzen Rückblick auf das Leben dieses begnadigten Mannes können wir uns hier um so weniger versagen, da dasselbe einen überaus reichen Stoff fruchtbarer Lehren uns vergegenwärtigt.

Wir sehen vor uns einen frommen, besonnenen, stillen Mann, ohne alle Hastigkeit und Unternehmungslust, ohne tiefen, theologischen Forschungsgeist, ohne glänzende Außenseite. In tiefer Armuth in einem entlegenen Winkel Frankreichs geboren, wird er als einfacher Priester das Haupt und die Seele der wohlthätigen Anstalten Frankreichs, der Stifter einer neuen besseren Generation von Geistlichen, der Seelsorger der Armen und der Reichsten, der Gewissensrath von König und Königin. Was hat ihn so groß gemacht? was den göttlichen Segen so reichlich über Alles, was er unternahm, herbeigeführt? Es war vor Allem das, was unser Herr das einfältige Auge nennt (Matth. 6, 22.). Ohne Eigenwillen, ohne Vorurtheile, ohne Selbstsucht sah er die Dinge und die Menschen in ihrem wahren Lichte, und hatte stets den Zweck im Sinne, mit dem gegenwärtigen Guten den gegenwärtigen Uebeln möglichst abzuweichen. Sein guter Wille weckte den guten Willen in Anderen; seine Demuth erzeugte Gerechtigkeit, mit gleicher Anspruchslosigkeit ließ er sich ihm zu nähern und an ihn anzuschließen; seine Weisheit vertheilte die so vereinigten Kräfte und gab einer jeden ihre Stelle, wo sie wirken und zum guten Ziele hinarbeiten konnte. Er fing Alles klein und von Innen heraus an; die Hauptbedingung zu allem Guten war ihm ein reines Herz, das offen vor Gott da liegt; daher bei seiner Seelsorge immer das Einführen zu einer gründlichen, allgemeinen Beichte. Dann aber galt es, in dieser Offenheit, im Wandel vor Gott, zu bleiben; dies war die geheime Kunst seines Lebens, eben die Kunstlosigkeit und Einfachheit in der Wahrheit. Dadurch erhielt er einen ruhigen, nüchternen Blick in das Wesen der Dinge und in das Herz der Menschen. So viel er unternommen hat, so that er nie etwas gewaltsam; es schien Alles durch die Umstände selbst gegeben, fast ohne sein Zutun ihm in die Hände gegeben. Er war im Geringen treu, das Geringe wuchs, und ehe er sich's versah, war es groß und viel geworden; so war er über viel gesetzt. Aber zugleich müssen wir sein treues Gedächtniß, sein treues Herz bewundern. Die Noth der armen Hirten in den Umgebungen des wunderreichen Rom's hat er nach dreißig Jahren noch nicht vergessen; nach Tunis, wo er als Jüngling in der Sklaverei gewesen, schickte er als Greis tröstende Freunde der Sklaven. Eben so wenig vergißt er das Geringste von Hülfsmitteln, die etwa zur Linderung menschlicher Noth gebraucht werden können. Und weil er bei allem Wirken seine eigene Ehre so ganz und gar nicht sucht, so fühlen sich die Menschen, mit denen er zu thun hat, um so mehr gedrungen, den Herrn,

dessen Ehre er sucht, in ihm zu ehren; darum findet er so willigen, so ehrerbietigen Gehorsam. Ich kenne kein Bild des Vincentius, habe auch nirgends eine Schilderung seines Aeußeren gesehen; aber ich kann es mir nur denken als die Darstellung der reinen Anspruchslosigkeit.

Wer mehr von diesem Manne zu lesen wünscht, dem ist zu empfehlen das „Leben des heiligen Vincentius von Paulus von Friedr. Leop. Grafen zu Stollberg“ (Neue Ausg. Wien 1819). Leidet auch dieses Buch an den bekannten Mängeln der theologischen Schriften des Verfassers, so wird es doch kein Leser ohne Dank und ohne Befriedigung aus der Hand legen. Ältere ausführliche Lebensbeschreibungen des frommen Vincentius sind von Abelly (Paris 1664), der sein persönlicher Freund gewesen, und von Collet (Nancy 1748), einem Priester des Missionsordens. Graf Stollberg gibt in seiner Vorrede ihre Titel ausführlich an und fügt noch ein drittes Werk hinzu, das ohne Namen des Verfassers erschienen ist: La vie de St. Vincent de Paul, Instituteur et Fondateur des prêtres de la mission et des filles de la charité. Paris 1787.

Ueber freie Forschung und kirchliche Auctorität.

[Nicht nach menschlichen Beweisen, sondern nach Gottes Wort will ich die heilige Kirche aufsuchen; Augustin.] — Wie soll ich sie erkennen, bei so viel Verwirrung um mich her, als durch die Schrift? Chrysostomus.]

Es geschieht in unserer Zeit sehr oft, daß eine kirchliche oder politische Parthei sich einer Wahrheit bemächtigt und damit ihre Gegner zu schlagen sucht, die dann wiederum eine andere Wahrheit ergreifen und jene damit bekämpfen. Jede Parthei denkt nur daran, die Wahrheit, welche ihr zur Waffe dient, in abstrakter Einsichtigkeit mehr und mehr scharf und spitz zu machen, und vergißt darüber, daß jede einzelne Wahrheit nur in ihrem lebendigen göttlichen Zusammenhange, in ihrer durch Vermittelung der Gegensätze gewonnenen Einheit mit allen übrigen Wahrheiten Wahrheit bleibt; durch selbstische eigenwillige Isolirung aber, welche das eigentliche Princip der Sünde und des Irrthums ist, in Unwahrheit und Lüge sich verkehrt. Der Grund, warum grade unsere Zeit auf diesem Wege in immer hoffnungslosere Partheiungen sich zerstreut, ist in ihrem Unglauben zu suchen. Jener Zusammenhang, jene Vermittelung und höhere Einheit von Wahrheiten, welche uns zunächst als Gegensätze entgegentreten, kann zuletzt nur in dem lebendigen Gotte, der Quelle und Seele alles Seyns, gefunden werden. Wenden wir uns von ihm ab, erlischt das Bewußtseyn seiner Nähe in uns, so kann es nicht fehlen, es geschieht, was der Prophet sagt: Wir gehen Alle in der Irre, wie Schafe, Jeder sieht auf seinen Weg. Und in diesem Zustande verkehrt sich selbst die Wahrheit in Falsch, die uns doch zum Segen gegeben war. Denn indem Jeder das Stück derselben, welches er, nach seiner Beschränktheit, empfangen, für das Ganze ansieht, erklärt er das Stück, welches seinem Nächsten zu Theil geworden, für Irrthum, da es doch

*) Nolo humanis documentis, sed divinis oraculis sanctam ecclesiam demonstrari. In scripturis sanctis canonicis eam requiramus (de unit. eccl. c. 3.)

**) Rom. 49. in Matth.

die nothwendige Ergänzung seines Stückes ist, — dieser Nächste macht es mit seinem Stücke eben so, — jeder Theil erhebt sich in selbstsüchtiger Verblendung für seinen Gözen, welcher sich zusehends zu einer Karikatur verzerrt, die nur noch schwach an das schöne menschliche Angesicht erinnert, aus der sie entstanden ist, — jeder hat starke Waffen in der Hand (Denn die Wahrheit ist auch in ihren Fragmenten noch kräftig), die aber nur desto tiefere Wunden schlagen, — und jeder verfolgt den graden abschüssigen Weg des abstrakten Denkens mit um so größerer Festigkeit und Schnelligkeit, je weniger Beschäftigung der Geist und das Herz darauf finden. Denn dieser, und nur dieser Weg ist der geist- und herzlosen Verständelei der herrschenden materialistischen und rationalistischen Systeme bekannt; sie ebnet ihn je mehr und mehr, und schafft die Hindernisse weg, welche die Ueberreste des lebendigen Gottesbewußtseyns oder des sittlichen Gefühls darauf legen. Und je leichter und nothwendiger die Konsequenz auf diesem Wege ist, desto eher und sicherer führt sie in den offenen Abgrund.

So stehen sich auf dem politischen Gebiete die Begriffe Freiheit und Obrigkeit in unvermittelter Schroffheit gegenüber, beides christliche Begriffe, beide dem Menschen nothwendig, und in ihrer Nothwendigkeit durch sein innerstes Bewußtseyn beglaubigt; scheinbar entgegengesetzt, in Gott ihre Einheit und Vollendung findend, aber auch nur in Gott. Die Gräueltat unserer Zeit findet keine bloß zufälligen Ausbrüche der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschen; sie sind die nothwendige Entwicklung des Begriffs der Freiheit, nachdem dieser Edelstein mit seinen wunderbaren Kräften aus dem Tempel Gottes gestohlen, und ohne den Gehorsam in Umlauf gesetzt worden ist. Ein berühmter Theologe unserer Zeit bemerkt mit Recht, daß eine Revolution, wie die erste Französische, mit allen ihren Gräueln nur innerhalb der Christenheit möglich gewesen, weil nur im Christenthume der Begriff der Freiheit und der Menschenrechte in der Klarheit und Kraft vorhanden ist, die nöthig war, um eine so schwärmerische Begeisterung dafür zu erzeugen. Ja, der Wunsch jenes Blutmenschen, vielleicht der Gipfelpunkt des revolutionären Wahnsinns und Frevels, den letzten König mit den Gedärmen des letzten Priesters zu erschellen, kann als höchster Grad abstrakter Verzerrung der Aussprüche des heiligen Geistes durch die Apostel Petrus und Johannes angesehen werden: „Ihr seyd das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums,“ — „Jesus Christus hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater.“ 1 Petr. 2., Offenb. Joh. 1. Und ist nicht die Kraft des Irrthums und der Sünde in den Götzendienern der Freiheit gerade dadurch auf jenen furchtbaren Grad gesteigert worden, daß diesem Gözen der andere Göze einer bloß auf Menschenwillen und Menschenfahrungen gegründeten Obrigkeit, eines Gehorsams entgegengesetzt wurde — und leider noch wird —, der von Menschen an Menschen auf den Grund bloß menschlicher Gesetze geleistet werden soll? eines Gehorsams, den auch die wahre Freiheit, eben so wie jene Freiheit auch den wahren Gehorsam ausschließt? Wahrlich, so sehr die Gegner der Revolutionen Recht haben, wenn sie den Frevler und Unsinn des Unternehmens nachweisen, Staat und Obrigkeit auf den wandelbaren Willen, auf die Souveränität der Menge als solcher zu gründen, — nicht minder Recht haben die Revolutionäre selbst, wenn sie erwiedern, daß der Mensch zur Freiheit, und nicht dazu geboren ist, einem Menschen als solchem zu gehorchen.

Der lebendige Gott allein kann diesen furchtbaren Zwiespalt schlichten, ohne ihn müssen diese Parteien, eben mit der scharfen Waffe, die jede in dem, worin sie Recht hat, besitzt, bis auf den Tod sich zerfleischen. Jeder Versuch, Freiheit und Obrigkeit zu verbinden, muß, wie die Geschichte unserer Zeit lehrt, mißlingen, so lange in irgend einem Menschenwillen als solchem, sey es der Wille eines Einzelnen, oder einer irgendwie zusammengefügten Majorität, die Vermittelung gesucht wird. Denn eben der souveränen Menschenherrschaft als solcher steht das Freiheitsprincip, kraft der Wahrheit, die in ihm ist, schlechthin und unveröhnlich entgegen. Aber Gott zu dienen ist Freiheit, sagt Augustinus, — und Paulus lehrt uns, den Menschen zu dienen als Christo. Wie leicht löst sich der Gegensatz in ihm, der der Quell aller Freiheit und aller Herrschaft ist! Aber wie oft sind die politischen Faktionen, in allem Anderen uneins, ja in bitterer Feindschaft gegen einander entbrannt, doch darin völlig einig, den Staat ohne Gott zu bauen!

Ein solcher verderblicher Krieg einer Wahrheit gegen die andere findet sich auch in dem Gegensatze, in welchem die charakteristischen Unterschiede der Evangelischen und der Römischen Kirche in unseren Tagen gewöhnlich gesucht werden. Hier auf vorzüglich haben wir das Nachdenken unserer Leser leiten wollen, indem wir das Obige zur Feststellung unseres Gesichtspunktes voranschickten. Die Angriffe des Unglaubens sind jetzt gegen die, beiden Kirchen, ja der gesamten Christenheit gemeinschaftlichen Grundlagen aller Wahrheit, gerichtet; die christliche Kirche selbst, ohne Unterschied ihrer Theile und Glieder, wird von inneren und äußeren Feinden mit einem Vertilgungskriege bedroht. Da ist es Zeit, daß Alle, die dem Herrn angehören, sich enger zusammenschließen, und, wo Confessionsunterschiede sie trennen, wohl zusehen, daß der Feind, der Glied von Glied, und alle Glieder vom Haupte zu trennen trachtet, sie nicht betrüge, und durch Vorspiegelung von Uneinigkeiten, wo keine sind, irre führe und verleite, daß sie selbst der Einheit entgegenwirken, nach der sie sich doch sehnen, und um welche der Herr Jesus Christus, da er in sein Leiden ging, so sehnlich gebetet hat (1 Joh. 17, 21 — 23.).

Man sucht heut zu Tage den charakteristischen Gegensatz zwischen der Evangelischen und der Römischen Kirche gewöhnlich nicht mehr in den Lehren, welche zur Zeit der Reformation die Hauptfreipunkte waren, in der Lehre von der Gnade, der Rechtfertigung, den guten Werken u. s. w., sondern es tritt statt dessen ein anderer Gegensatz hervor, der den heutigen Gliedern beider Kirchen verständlicher ist und näher liegt, da diese ihrer überwiegenden Mehrzahl nach viel weniger, als es im 16ten Jahrhundert der Fall war, geneigt und fähig sind, in die tiefen theologischen Forschungen einzugehen, dagegen aber von den politischen und kirchlichen Umwälzungen unserer Tage alle mehr oder minder berührt werden, — ein Gegensatz, der mit dem oben erwähnten auf dem politischen Gebiete zwischen Freiheit und Obrigkeit in enger Verbindung steht, nämlich der zwischen freier Forschung, oder individueller Ueberzeugung einer- und kirchlicher Auctorität andererseits, indem sowohl von Evangelischen als Römischen das Princip der freien Forschung oder individuellen Ueberzeugung der Evangelischen, das der kirchlichen Auctorität aber der Römischen Kirche als charakteristisch zugeschrieben wird. Die Christen beider Kirchen sollten indeß diese jetzt fast allgemeine Darstellung des Unterschiedes einer um so sorgfältigeren Prüfung unterwerfen, da das Princip der freien

Forschung als oberstes hingestellt, die Evangelische Kirche mit Rationalisten und Liberalen (die dasselbe auch vorzüglich empfehlen), oder wo noch Glaube und Geist ist, mit allerlei Schwärmern, in eine bedenkliche Verbindung zu bringen, and ihr durch innere Zwifligkeiten und Unglauben schon so sehr erschüttertes äußeres Bestehen noch mehr zu gefährden droht, — das Princip der kirchlichen Auctorität aber die Zweifel der unzähligen Ungläubigen im Schoosse der Römischen Kirche an dem Grunde dieser Auctorität nicht berührt, mithin auch nicht beseitigt, und, von solchen Römisch-Katholischen, denen das Äußere mehr als das Innere, namentlich die Politik mehr als das Christenthum am Herzen liegt, aufgefaßt, zu einer Verknöcherung der Kirche führen muß, welche dem Geiste des Christenthums gradezu widerstreitet, und dieselbe zu den Kämpfen, die ihr jetzt nach allen Seiten hin obliegen, ganz unfähig machen würde. Wir wollen daher diese beiden Principien näher besehen und zuerst zeigen, was darin beiden Kirchen gemeinschaftlich ist, mithin die Unterschiede nicht charakterisiren kann.

Das Princip der freien Forschung oder individuellen Ueberzeugung gründet sich darauf, daß jeder einzelne Mensch eine selbstständige Persönlichkeit hat, und als Person, als Geist, frei von den Fesseln der Naturnotwendigkeit, nicht bloß als Glied eines Volkes, oder der Menschheit, oder der Welt (— wie heidnische, Sainst-Simonistische und pantheistische Irreligionen wollen —) mit Gott, der Wurzel alles Lebens, in Verbindung steht. Gerade im Christenthum tritt diese Selbstständigkeit, diese Persönlichkeit des Individuums besonders hervor; sie gehört zum Ebenbilde Gottes, welches Adam, auch als Individuum, an sich trug, und der Sohn Gottes, indem er ein Mensch wurde, herstellte. Daher wird das mit ihr wesentlich zusammenfallende unmittelbare Verhältniß des einzelnen Menschen zu Gott, des Kindes zum Vater, in der Schrift so oft unter den eigenthümlichen Herrlichkeiten des Neuen Bundes erwähnt. „Zur selbigen Zeit“ — so spricht der Herr beim Propheten Jeremias, 31. — „wird man nicht mehr sagen: Die Väter haben Heerlinge (unreife Trauben) gegessen, und der Kinder Zähne sind stumpf geworden, sondern ein Jeglicher wird um seiner Missethat willen sterben, und welcher Mensch Heerlinge isst, dem sollen seine Zähne stumpf werden. Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund machen; nicht wie der Bund gewesen ist, den ich mit ihren Vätern machte, da ich sie bei der Hand nahm, daß ich sie aus Egyptenland führte, welchen Bund sie nicht gehalten haben, und ich sie zwingen mußte, spricht der Herr; sondern das soll der Bund seyn, den ich mit dem Hause Israel machen will nach dieser Zeit, spricht der Herr: Ich will mein Gesetz in ihr Herz schreiben und sie sollen mein Volk seyn, so will ich ihr Gott seyn. Und wird Keiner den Anderen, noch ein Bruder den anderen lehren, und sagen: Erkenne den Herrn! — sondern sie sollen mich Alle kennen, beide, Klein und Groß, spricht der Herr, denn ich will ihnen ihre Missethat vergeben, und ihrer Sünde nicht mehr gedenken.“ Daß diese Weissagung von den Eigenthümlichkeiten des Neuen Bundes han-

delt, lernen wir aus dem achten Capitel der Epistel an die Hebräer, wo sie ausdrücklich darauf bezogen wird. — „Es kann Niemand zu mir kommen, es sey denn, daß ihn ziehe der Vater. — Es steht geschrieben in den Propheten: Sie werden Alle von Gott gelehrt seyn.“ Joh. 6., Jesaias 54, 13. Ja, der Sohn Gottes selbst tritt, nach seiner menschlichen Natur, zurück, um die unmittelbare Gemeinschaft jedes Gläubigen mit Gott recht hervortreten zu lassen, indem er, Joh. 16., spricht: „Ich sage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten will, — denn er selbst, der Vater, hat euch lieb, darum, daß ihr mich liebet, und glaubt, daß ich von Gott ausgegangen bin.“ Darum durfte Johannes schreiben, 1 Joh. 2.: „Ihr habt die Salbung von dem, der heilig ist, und wisset Alles, — und die Salbung, die ihr von ihm empfangen habt, bleibet bei euch, und bedürft nicht, daß euch Jemand lehre, sondern wie euch die Salbung allerlei lehret, so ist's wahr, und ist keine Lüge. Und wie sie euch gelehrt hat, so bleibet bei demselben.“ Eben dahin gehören die Stellen, wo der heilige Geist allen Christen — den Töchtern, Jünglingen, Knechten und Mägden (Joel 3., Apostelgesch. 2.) — verheißt, wo ihnen verkündigt wird, daß der Vater und der Sohn Wohnung in ihnen machen werden, wo die Schrift Jedem von ihnen die königliche und priesterliche Würde beilegt, und sie „Tempel Gottes“ nennt (Joh. 14 — 16., 1 Petr. 2., Offenb. Joh. 1 u. 3., 1 Cor. 3.). Daher bedarf jeder einzelne Mensch, um erleuchtet und in das Reich Gottes aufgenommen zu werden, des Zuges vom Vater zum Sohne, der besonderen Einwirkung des heiligen Geistes, des Lehrers, der, wie Augustinus sagt, seinen Lehrstuhl im Himmel hat, und die Herzen inwendig lehrt (qui cathedram habet in coelo et docet corda intus). Keine menschliche Auctorität, kein Ansehen einer Kirche auf Erden kann dieses Zeugniß des heiligen Geistes dem Licht und Wahrheit suchenden einzelnen Menschen ersetzen oder entbehrlich machen, vielmehr muß das Zeugniß des heiligen Geistes, als des Urquells der Wahrheit, als der höchsten Instanz, deren Ausspruch, sobald er vernommen worden, keinem Zweifel mehr Raum läßt, die kirchliche Auctorität erst als solche beglaubigen, wenn diese lebendigen Glauben in dem Individuo hervorbringen und beseitigen soll. Ja selbst das Wort der Schrift kann erst durch dieses Zeugniß recht glaubhaft werden. „Derselbe Geist, der durch den Mund der Propheten und Apostel geredet hat, muß in unsere Herzen bringen, und uns gewis machen, daß jene treu wiedergegeben, was sie von Gott empfangen haben.“ So verbindet Gott selbst Geist und Wort, wenn er Jes. 59, 21. spricht: „Mein Geist, der bei dir ist, und meine Worte, die ich in deinen Mund gelegt habe, sollen von deinem Munde nicht weichen, noch von dem Munde deines Samens und Kindes Kind, von nun an bis in Ewigkeit.“ Wir glauben der Schrift, weil die unzweifelhafte Gotteskraft, die darin lebt und waltet, uns zum Glauben und Gehorsam zieht und entzündet, zu einem vernünftigen Glauben und freiwilligen Gehorsam, der aber alle menschliche Vernunft und alles menschliche Wollen weit hinter sich läßt“ (Calvin, Institut. I, 7.).

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 6. Oktober.

N^o 80.

Ueber freie Forschung und kirchliche Auctorität.

(Fortsetzung.)

Es ist sehr gewöhnlich, besonders heut zu Tage, daß Römisch-Katholische auf die äußere Gewißheit sich berufen, welche die Auctorität ihrer Kirche ihnen gewähre, und den Evangelischen, die ihren Glauben auf das Wort Gottes und das Zeugniß des heiligen Geistes gründen, vorwerfen, daß diese innerliche geistliche Grundlage der Ueberzeugung sich nirgend objectiv fassen und feststellen lasse, sondern dem subjektiven Meinen eines Jeden anheim fallend, in der Luft schwebt. Allein jener Ruhm äußerer Gewißheit und dieser Vorwurf fließen nur zu häufig aus einem, den Grundlehren der Römischen Kirche selbst widersprechenden materialistischen Unglauben, der das Aeußerliche, das Sichtbare, das Fleisch für gewisser hält als das Innerliche, das Unsichtbare, den Geist, — der dem Zeugnisse des heiligen Geistes seine Realität abspricht, und seine Einwirkungen für Einbildung und Schwärmerei erklärt, und, widersinnigerweise, eine Religion des Geistes auf eine Basis von Fleisch aufzubauen unternimmt. Das Richtige dieses Versuchs tritt recht klar hervor, wenn man sich die Römische Kirche im Verhältniß zu einem ihrer Glieder vorstellt, dem eben ihre Auctorität zweifelhaft oder ungläublich geworden ist, wie ja dies bei so vielen Tausenden in den vom Materialismus, Carbonarismus und Liberalismus heimgejagten Römisch-Katholischen Ländern geschehen ist und täglich geschieht. Was bleibt der Römischen Kirche, einem solchen Zweifler oder Ungläubigen gegenüber, zu thun übrig, als die Berufung auf die höchste Instanz, auf das Jaganis Gottes, des heiligen Geistes? Gott allein, der selbst die Wahrheit ist, in dem wir leben, weben und sind, der nicht bloß zu uns, sondern auch in uns sprechen, der seinen Geist nicht bloß uns offenbaren, sondern auch uns mittheilen, in uns ergießen kann, ist im Stande, so in unserem Geiste und in unserem Herzen zu zeugen, daß das Zeugniß selbst den Zweifel, den Unglauben, aufhebt, denn seine Worte sind Thaten, er schafft indem er spricht, und wie das Licht auf sein Wort: Es werde Licht! hervorbrach, so erwächst der Glaube — ohne darum aufzuhören, eine freie That des glaubenden Geistes zu seyn, denn in Gott seyn ist

Freiheit — aus dem Zeugnisse des heiligen Geistes. Eine Kirche, die dieses Zeugniß entbehren könnte, an die man glauben, der man sich unterwerfen könnte, ohne daß der Geist Gottes geredet hätte, deren Auctorität der fleischliche Mensch als solcher, ohne den Geist anerkennen und über sich walten lassen könnte, wäre ein durchaus profanes Institut, und ihre Religion die Religion des natürlichen Menschen, der, nach Paulus, nichts vom Geiste Gottes vernimmt. Es ist also klar, daß die Erleuchtung des Individuums durch den heiligen Geist der Grund des Glaubens aller Christen ist, der von Römisch-Katholischen sowohl als von Evangelischen anerkannt werden muß, und auch, wenn man die Römische Kirche im Ganzen und ihre kirchlich ausgesprochenen Lehren betrachtet, und sie nicht ungerechterweise nach Einzelnen ihrer Glieder, welche in Fleisch und Aberglauben versunken sind, beurtheilt, wirklich von dieser Kirche anerkannt wird, daß der Unglaube unserer Zeit, welchem unser Gott nicht ein Gott ist, der nahe, sondern ein Gott, der ferne ist (5 Mos. 30, 14.), gerade bei Römisch-Katholischen sich sehr oft darin äußert, daß ihnen der Geist als solcher, und in seinen individuellen Wirkungen auf den Menscheng Geist und das Menschenherz fremd und unerkennbar erscheint, und ihr religiöses Bedürfniß, statt in ihm Befriedigung zu suchen, an den Leib der Kirche auf Erden, oder an das, was ihnen als solcher erscheint, krampfhaft sich anklammert. Die Christen beider Confessionen stellten daher, statt über diesen Punkt sich zu entzweien, ihn vielmehr als einen Einheitspunkt festhalten und behaupten, nicht allein gegen die eben gedachten kirchlichen Römisch-Katholischen, sondern auch, von der anderen Seite, gegen die Materialisten und Rationalisten, die keine andere Forschung als frei, keine andere Ueberzeugung als individuell anerkennen, als diejenige, welche sich von Gottes höchster Auctorität losgemacht, und die verfinsterte Vernunft des Menschen isolirt und auf sich selbst beschränkt hat. Jene Römische Form des Unglaubens fällt mit dem politischen Absolutismus zusammen, der da meint, die Staaten nicht anders in Ordnung halten zu können, als indem er den Drigkeiten eine Allmacht beilegt, der selbst Gottes Gesetz keine Schranken setzen soll, — diese materialistische und rationalistische aber mit dem Irrthum der Liberalen, welche in der Losfassung vom göttlichen Recht, in tödtender atomistischer Vereinzelung der Menschen die Freiheit zu finden wäh-

nen, da doch Ordnung und Freiheit nur durch das aus Gottes Willen fließende Recht bestehen, und überhaupt der Mensch nur in Gott Freiheit, das Individuum nur in Gott sich selbst, die Wahrheit an Seines Seyns (Matth. 10, 39.), finden kann, außer ihm aber der Knechtschaft der Sünde und des Teufels anheim fällt. Dieser inhaltsleeren negativen, gottlosen Freiheit und Individualität sollte eben sowohl als der geistlosen fleischlichen Anhänglichkeit an Formen, Menschenfahrungen und menschliche Auctoritäten von Evangelischen wie von Römisch-Katholischen gemeinschaftlich die christliche Lehre vom Zeugnisse des heiligen Geistes entgegengestellt werden.

Aber so wie das Princip der freien Forschung und individuellen Ueberzeugung, oder, biblisch ausgedrückt, die Lehre von der Nothwendigkeit des Zeugnisses des heiligen Geistes als Grund des Glaubens jedes Christen der Evangelischen Kirche nicht eigenthümlich, sondern allgemein christlich ist, so ist auch das Princip der kirchlichen Auctorität der Römischen Kirche keineswegs ausschließlich eigen. Schon die menschliche Natur bringt es mit sich, daß alles unser Glauben und Erkennen zunächst an menschliche Auctorität sich anknüpft und sich daraus entwickelt; nur die Auctorität öffnet die Thüre zur Erkenntniß, sagt Augustinus (*occulta discere cupientibus, non aperit nisi auctoritas janua*). Das Kind traut und glaubt zuerst seinen Eltern und empfängt von ihnen, was es als Wahrheit annimmt. Erweitert sich durch Hilfe dieser Auctorität der Gesichtskreis des Knaben, des Jünglings, so tritt die Auctorität der Eltern zurück, aber nur um der des Lehrers Platz zu machen, die wieder daran arbeitet, den Jünger auf die Stufe zu bringen, wo er ist, wie sein Meister, und von dessen Auctorität frei wird, um nun bei den Weisen aller Länder und Zeiten in die Schule zu gehen, und ihrer Auctorität zu genießen. Alle diese menschlichen Auctoritäten arbeiten freilich, so lange sie der Wahrheit dienen, beständig daran, sich selbst aufzuheben, zur höchsten Auctorität, zur göttlichen, hinzuführen, und den Jünger zu einem Grade von Freiheit zu fördern, wo er nur dieser unterworfen bleibt, ja, Gott selbst verliert seine Auctorität, die ihm als Schöpfer und Herrn zuseht, in die eines Freundes (2 Mos. 33, 11., Joh. 15, 15.) und Vaters, und vermittelt den Gegensatz des Schöpfers und Herrn zum Geschöpfe und Knechte, indem er seinen Kindern seinen Geist und seine göttliche Natur mittheilt. So wenig jeder ein Mensch hier auf Erden seine Ausbildung vollenden, oder zu vollkommener Erkenntniß gelangen kann, eben so wenig kann er sich jemals von menschlicher Auctorität ganz losmachen; wer es dennoch eigenwilligweise versuchte, würde dadurch nicht zur Freiheit in Gott, sondern zur Knechtschaft unter seinem eigenen Ich gelangen. Mit besonderer Herrlichkeit tritt aber die von Gott selbst geordnete menschliche Auctorität in der christlichen Kirche hervor, die durch den menschengewordenen Gott gegründet, und von den Aposteln durch Gottes Wort, das aus menschlichem Munde erscholl, gebaut, besetzen wird bis zum jüngsten Gerichte, und welche die Pforten der Hölle nicht überwäligen werden, denn er selbst, Jesus Christus bleibt bei ihr alle Tage bis an der Welt Ende. Diese Gründung der Kirche durch den Sohn Gottes, die Ausgießung des heiligen Geistes über dieselbe, und die Verheißung, daß er ewig bei ihr seyn werde, sind die festen Grundlagen der kirchlichen Auctorität, welche nur mit dem Christenthum selbst erschüttert werden können. Indem wir aber von der Kirche sprechen, denken wir nicht, wie viele Evangelische zu thun gewohnt sind, an eine unsichtbare im Gegensatz einer davon verschiedenen sichtbaren

Kirche, sondern wir halten uns, wie Christen in dieser Lehre wie in allen anderen immer thun sollten, an die Begriffe und Worte der heiligen Schrift. Da finden wir nichts von zwei verschiedenen Kirchen, einer unsichtbaren und einer sichtbaren, deren jede ihre Natur und Verfassung für sich hätte, sondern es wird uns da, mit den lebendigsten Farben des wirklichen Lebens und Daseyns, vor Augen gestellt Eine Gemeinde, oder Kirche, deren Haupt der menschengewordene Gott ist, unsichtbar nach seiner göttlichen, sichtbar nach seiner menschlichen Natur, und deren Glieder, deren Glieder die durch sein Wort und seinen Geist geheiligten Gläubigen sind, welche ein unsichtbares mit Christo in Gott verborgenes Leben führen, aber zugleich sichtbare leibhaftige Menschen sind. Ephes. 4 u. 5., 1 Tim. 3. Auch das, was das Haupt der Kirche mit den Gliedern, und diese unter sich verbindet, ist zwar einerseits unsichtbar: Geist, Glaube, Liebe, — aber andererseits auch wieder hörbar und sichtbar, nämlich sein Wort, seine Sakramente und die Versammlungen der Gläubigen mit ihren Aposteln, Bischöfen, Ältesten und Dienern. Man kann daher allerdings von der unsichtbaren und sichtbaren Kirche sprechen wie von dem Sohne Gottes und dem Menschensohne, von dem inneren und äußeren Menschen, wenn man nur festhält, daß die unsichtbare und sichtbare Kirche Eine Kirche, so wie der Sohn Gottes und der Menschensohn Ein Christus, der innere und äußere Mensch Ein Mensch ist, das nicht scheidet, was Gott verbunden hat, und erkennet, daß die äußere Kirche kein „Institut,“ keine „Anstalt“ ist, welche Menschen zu einem gewissen Zwecke gemacht, und allenfalls auch zu machen hätten unterlassen können, sondern „der Leib Christi, Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein.“ Ephes. 5, 30. Der Leib ist aber nicht bloß die „Hülle“ nicht bloß die „Schale“ des Geistes (unbiblische Bilder, mit denen man neuerlich das Verhältniß der äußeren zur inneren Kirche ungenügend zu bezeichnen gesucht hat), sondern seine Erscheinung, durch Wesensähnlichkeit mit ihm verbunden, und sonach die äußere Kirche die leibhaftig erscheinende Wirklichkeit des Reiches Gottes. Darum nennt das apostolische Glaubensbekenntniß die Eine allgemeine Kirche, an welche wir glauben, eine heilige (*sancta*); und Augustinus lehrt, daß die Kirche nichts Anderes ist, als das in der ganzen Welt zerstreute Volk der Gläubigen, welche ganz Evangelische Definition selbst der Römische Katechismus beifällig anführt (*ut unico verbo haec res tota absolvatur, ecclesia, ut ait S. Augustinus, est populus fidelis per totum orbem dispersus*), obgleich er nachher die Wahrheit, daß die Gläubigen und Heiligen den Kern der Kirche bilden, und die Beimischung der Ungläubigen und Unheiligen ihrer eigentlichen Natur zuwiderläuft, wiewohl sie hier auf Erden statt findet, wo ja auch der einzelne gläubige und geheiligte Christ noch Sünden hat, — sehr in den Schatten stellt, um die Auctorität der sichtbaren Kirche nicht zu gefährden. (Pars I. cap. 10, 2 u. 7.). Dagegen wird in den Evangelischen Symbolen die geistliche Natur der Kirche und das Verhältniß ihres Wesens zu ihrer zeitlichen Erscheinung mit großer Klarheit ausgesprochen. „Die Kirche ist die Gemeinde der Heiligen, in welcher das Evangelium recht gelehrt und die Sakramente recht verwaltet werden“ sagt die Augsburgerische Confession, gesteht aber, daß ihr in diesem Leben Heuchler und Böse beigemischt sind, und die Apologie der Augsburgerischen Confession erklärt, daß diese Beimischung zwar von ihrer zeitlichen Erscheinung nicht zu trennen, ihrem eigentlichen Wesen aber fremd ist (*quamquam hypocritae et mali sint socii verae ecclesiae secundum ex-*

ternos ritus, tamen cum definitur ecclesia, necesse est eam definiri, quae est virum corpus Christi, item quae est nomine et re ecclesia. Necesse est enim intelligi, quae res principaliter nos efficiat membra, et viva membra ecclesiae). Die Realität und Sichtbarkeit dieser wahren Kirche aber behauptet die Apologie der Augsburgerischen Confession mit großem Nachdruck. „Sie ist kein Platonischer Staat, der bloß in unserer Einbildung besteht, sondern sie ist wirklich vorhanden, und besteht aus allen Gläubigen und Gerechten auf dem ganzen Erdboden. Die reine Lehre und die Sacramente sind ihre Merkmale. Und diese Kirche ist ein Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit“ (Non vero somniamus nos Platonice civitatem, ut quidam impie cavillantur, sed dicimus existere hanc ecclesiam, videlicet vere credentes et justos sparsos per totum orbem. Et addimus notas, parum doctrinam evangelii et sacramenta. Et haec ecclesia proprie est columna veritatis). Ähnlich sprechen sich die übrigen Bekenntnisschriften und angehenden Theologen der Evangelischen Kirchen des 16ten Jahrhunderts aus, ohne jemals die sichtbare reale Natur der Kirche über ihrer unsichtbaren Idee aus den Augen zu verlieren, oder die eine von der anderen auf evangelische Weise zu trennen. Und von ihrer Auctorität waren die Reformatoren noch so durchdrungen, daß Luther sie in dem größten Hochschätzung, — mit einem uns leider jetzt Mönch künden, überaus treffenden biblischen Ausdrucke (Galat. 4, 26) — die Mutter nennt, von der jeder einzelne Christ geboren und durch das Wort genährt werde (haec mater est, haec genitrix Christianum parit ac alit per verbum), und Calvin (Instit. IV., 1. 4.) eben diesen Gedanken, in ausdrücklicher Anwendung auf die sichtbare Kirche, mit der ihm eigenen Klarheit und Lebendigkeit durchführt: „Anders kommen wir nicht zum Leben als dadurch, daß sie uns in ihrem Schooße empfängt, gebiert, an ihren Brüsten nährt, und unter ihrer Obhut und Leitung behält, bis wir dies sterbliche Fleisch ablegen und den Engeln ähnlich werden. Die Kinder, welche Gott zum Vater haben, haben die Kirche zur Mutter.“ (Non alius est in vitam ingressus, nisi nos ipsa concipiat in utero, nisi pariat, nisi nos alat suis uberibus, denique sub custodia et gubernatione sua nos teneat, donec exuti carne mortali, similes erimus angelis; — ut, sagt er ib. 1., — quibus Deus est pater, ecclesia mater sit.) Die helle und tiefe Einsicht der Reformatoren in diese Wahrheiten erscheint in einem um so schöneren Lichte, wenn man erwägt, daß sie hauptsächlich gegen die Verfechtung der Lehre von der Kirche zu kämpfen hatten, und durch diese Richtung so leicht hätten verleitet werden können, ihre leibhaftige Realität aus den Augen zu verlieren. Es ist auch ein unmögliches Unternehmen, wenn Christen, die Christen bleiben wollen, der Auctorität dieser Kirche sich zu entziehen versuchen, ihr verdanken wir ja die Schrift selbst und deren äußere Beglaubigung, und sonach den Grund aller Erkenntnis; und diese kirchliche Auctorität bestimmt in ihren mannichfaltigen besonderen Erscheinungen, nach Unterschied der Kirchenpartheien (— die alle, so weit sie christlich, als Glieder des Einen großen Leibes zu betrachten sind —), der Länder, der Zeiten, der großen Lehrer, die in der Kirche gewirkt u. s. w., großentheils die besondere Natur und Gestalt des Glaubens und Lebens der von solchen besonderen Auctoritäten abhängigen Christen. Alles dies ist bei unbefangener Beobachtung der menschlichen Natur, der Geschichte der christlichen Kirche und des besonderen Charakters der Christen unserer und

aller Zeiten sehr leicht zu erkennen; die Schwierigkeit entsteht nur daraus, daß die Auctorität der Kirche in ihren besonderen Erscheinungen oft durch menschliche Sünden und Irrthümer verunreinigt, und dadurch ihre Einheit geschwächt und scheinbar zerrissen ist, dies führt uns in die Versuchung, den Geist, der in der Gestalt des sündlichen Fleisches erscheint, zu verkennen, und, weil die Knechtsgehalt, in der er, nach Gottes allweissem und liebenden Nachschlusse, zu uns kommt, nicht ansetzt, ihn im Nebelreich der Ideale, statt in der nächsten Wirklichkeit aufzusuchen. Eben so klar ist es, daß die Evangelischen Kirchen das Princip der kirchlichen Auctorität niemals aufgegeben haben; nicht allein die Reformatoren, und die unter ihrem Einflusse entstandenen symbolischen Bücher, sondern auch die späteren Theologen, und die Kirchenordnungen und Kirchengebräuche der Wiegelländer der Reformation (besonders Sachsens und der Schweiz) haben in der Evangelischen Kirche eine Herrschaft ausgeübt, — und üben sie, unmittelbar und mittelbar, noch aus, — welche, obwohl mannichfach anders modificirt, als die Römische Auctoritätsherrschaft, doch ebenfalls wie diese, eine Auctoritätsherrschaft war und ist, und solcher Auctoritätsherrschaft haben sich, da sie zu nothwendig aus der menschlichen Natur und dem Wesen der Kirche fließt, auch die kleineren Partheien der Mährischen Brüder, Methodisten, Independenten, Quäker u. s. w. nicht entziehen können, wiewohl sie es zum Theil versucht haben. Aber auch auf die Auctorität der alten Kirche, ja selbst auf die Uebereinstimmung der ganzen Kirche bis auf ihre Zeiten, berufen sich die Reformatoren mit dem größten Nachdruck. Die dogmatische Erörterung der Lehre von der kirchlichen Auctorität war nicht ihre Hauptaufgabe; das was sie darüber gesagt, stimmt daher nicht immer systematisch zusammen; je nachdem das Bedürfnis ihrer Polemik es mit sich brachte, wurde die unmittelbare Erläuterung durch das geschriebene Wort, und (besonders bei Calvin) durch den heiligen Geist, mit Uebergang der durch alle Zeiten fortgehenden Auctorität der Kirche hervorgehoben; aber wie lebendig namentlich Luther auch dieses Princip ergriff, und mit Anwendung auf die ganze Kirche bis auf seine Zeit, geltend machte, davon möge folgende Stelle Zeugnis geben, die aus einer Zeit herrührt, wo er in seiner Abhängigkeit vom Papst, oder von nachher aufgegebenen Römischen Meinungen sich mehr befand, wohl aber das richtige Bedürfnis fühlte, das der Römischen Kirche für die Evangelische Wahrheit abzuwehrende Land anzubauen und gegen Feinde nach der anderen Seite hin zu verteidigen. Sie ist aus einem Schreiben vom Jahre 1532, in welchem er den Herzog Albrecht von Preußen vor den Zwinglianern warnt:

„Zudem so ist dieser Artikel — die Lehre von der wesentlichen Gegenwart des Herrn im Sakrament des Abendmahls — von Anfang der christlichen Kirche bis auf diese Stunde einträchtig geglaubt und gehalten, welches Zeugnis der ganzen heiligen christlichen Kirchen, wenn wir schon nichts mehr hätten, soll uns allein genugsam seyn, — denn es ist gefährlich und erbsündlich, etwas zu hören, oder zu glauben, wider das einträchtige Zeugnis, Glauben und Lehre der ganzen heiligen christlichen Kirche, so sie von Anfang her nun über 1500 Jahre in aller Welt einträchtiglich gehalten hat. — Wer nun daran zweifelt, der thut eben so viel, als glaubte er keine christliche Kirche, und verdammt damit nicht allein die ganze heilige christliche Kirche als eine verdamnte Ketzerei, sondern auch Christum selbst und alle Apostel und Propheten, die diesen Artikel, da wir sprechen: „Ich glaube eine

heilige christliche Kirche¹¹¹ — gegründet haben, und gewaltig-
lich bezeugt, nämlich Christus: Matth. 28, 20. ¹¹²„Siehe
ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende,“¹¹³ und
Paulus: 1 Tim. 3, 15. ¹¹⁴„Die Kirche Gottes ist eine Säule
und Grundfeste der Wahrheit.“

So unzweifelhaft fest stand Luther's noch die von Gott
selbst gestiftete Auctorität der Kirche. Erst in den späteren Jahr-
hundertern ist dieser Begriff den Evangelischen dadurch mehr und
mehr verdunkelt worden, daß die Trennung von der Römischen
Kirche, und die Spaltungen und Unterspaltungen unter den Evan-
gelischen selbst, deren endliche Heilung man im ersten Jahrhun-
derte nach der Reformation noch immer hoffte und im Auge
hatte, sich mehr und mehr festsetzten, so daß sie jetzt den meisten
Christen so tief eingegriffen erscheinen, daß sogar der Wunsch, die
Einheit herzustellen, fast verschwunden ist. Dazu kam in Deutsch-
land der rationalistische Unglaube, und, bei denen, die davon frei
blieben, ein die Realität der Erscheinung läugnender oder bezweis-
felnder Idealismus, in Großbritannien und Amerika aber
der politische Liberalismus, der, auf die Kirche angewendet, nicht
begreifen konnte, wie die christliche Freiheit mit der Einheit und
Auctorität der äußeren Kirche vereinbar seyn könnte. So nahm
die Unterscheidung zwischen einer unsichtbaren und einer sicht-
baren, einer idealen und einer realen, als zweien Kirchen, über-
hand, — Einheit und Auctorität wurde nur noch der erstern
zugeschrieben, — und, der ganzen Analogie des christlichen Glauben-
s, des Glaubens an den menschengewordenen Gott, entgegen,
der überall auf die Erscheinung des Geistes, auf die Realität
der Idee hinführt, eine Hauptlehre des Christenthums: „Ich
glaube an eine heilige allgemeine christliche Kirche“ durch eine
tödtende Abstraktion in das Schattenreich der Ideale verwiesen;
und so gingen diese, die Kirche der ersten reinsten Jahrhunderte
so lebendig befehlenden christlichen Grundideen bei den Evangelischen,
und den von ihnen abgetrennten kleineren Partheien fast
verloren, wodurch die Römisch-Katholischen veranlaßt wurden
und noch werden, ihre Angriffe nun hauptsächlich auf diesen
schwachen Punkt zu richten und, großentheils mit gutem Grunde,
aus der Natur des Menschen und der Kirche nachzuweisen, daß
ohne Einheit und Auctorität die Kirche nicht bestehen kann, und
daß diejenigen, welche diese wesentlichen Lebens Elemente des Christen-
thums verläugnen, in immer neue Spaltungen sich zertrennen,
und endlich — da Geist und Leib nach Gottes Willen
zusammen gehören und eine Wechselwirkung auf einander aus-
üben — durch endlose Zwistigkeiten und Meinungsverschieden-
heiten auch alle Einheit der Lehre verlieren, und in Schwär-
merei oder Unglauben versinken müssen. Diese Polemik wurde
den Römischen um so leichter, da ihnen von den Evangelischen,
dem Beispiele der Reformatoren völlig entgegen, sehr oft die
ganze Zeit von Constantin bis Luther als ihr ausschließ-
liches Eigenthum eingeräumt, und, mit allen ihren Schätzen von
Licht und Leben, als der Römischen Kirche, im Gegensatz der
Evangelischen, zugehörig, anerkannt wurde, wodurch die Römer
in den Besitz großer Waffenvorräthe kamen, die uns gehören,
und in dem Bewußtseyn der Evangelischen ein leerer Name
von mehr als tausend Jahren entstand, der den Glauben an die
Eine, durch alle Zeiten bestehende Kirche auf eine höchst verderb-
liche Weise schwächte oder zerstörte. Ein solcher Römischer

Streiter ist der bekannte Abbé la Mennais in seinem geist-
reichen, ersten, wohlgemeinten, aber der Auffassung des wahren
Geistes der Reformation ermangelnden Buche: *Sur l'indiffé-
rence en matière de religion* (Paris 1817).

Nur darin irren diese unsere Römischen Gegner, daß die
Verläugnung der Einheit und Auctorität der Kirche der Refor-
mation oder den aus derselben hervorgegangenen Kirchen als
sich zur Last zu legen, oder gar das wesentliche Princip des
Protestantismus wäre, — ein Irrthum, in welchem sie mit
unseren Nationalisten zusammen treffen. So wenig als die Lehre
von dem Zeugniß des heiligen Geistes, als dem Grunde des
Glaubens jedes Christen, von der Römischen Kirche verläugnet
werden, und so wenig als man berechtigt ist, den fleischlichen
Aberglauben, der so oft in dieser Kirche über dem Sichtbaren
das Unsichtbare, über den Menschensatzungen den Gottes Geist
vergessen hat, und die aus diesem Aberglauben entstandenen heid-
nischen Gräuelt, der Römischen Kirche im Großen und Ganzen
ohne Unterschied zur Last zu legen, eben so wenig darf der religi-
öse Liberalismus, der von keiner Einheit und Auctorität der
Kirche etwas wissen will, der Reformation, und den aus ihr
hervorgegangenen Kirchen aufgebürdet werden. Lange vor der
Reformation hatten die Griechische und Lateinische Kirche
sich getrennt, ohne daß in der einen oder der anderen ein sol-
cher Liberalismus hervorgetreten wäre; der Streit zwischen bei-
den Kirchen war und ist nur darüber, welche die wahre ist.
Und als durch den fleischlichen Widerstand, welchen die Päpste
dem redlichen Zeugnisse Luther's, und seinem christlichen Eifer
für das Heil der Lateinischen Kirche, der er angehörte, entge-
gensetzten, in dieser die größte Trennung entstand, welche sie
je erfahren, waren es wiederum zunächst ganz andere Fragen,
als die von der Einheit und Auctorität der Kirche, welche den
Streit anregten. Erst dadurch, daß man Römischer Seits auf
diese Auctorität, in deren Besitz die Päpste seit Jahrhunderten
waren, sich berief, und keine Appellation an den heiligen Geist,
und seine Aussprüche in der Schrift zulassen wollte, mithin die
Auctorität mißbrauchte, wurden die Reformatoren zu der Prü-
fung veranlaßt, wieweit die Auctorität und Untrüglichkeit, nicht
der Kirche selbst mit Einschluß ihres Hauptes, deren Untrüg-
lichkeit Luther noch 1532, wie wir gesehen haben, so stark
behauptete, sondern der Menschen gehe, welche in einer gegebe-
nen Zeit das Regiment der Kirche auf Erden handhaben. Es
soll nicht geläugnet werden, daß man dabei schon in sehr frühen
Zeiten in der Hitze des Streits oft zu weit gegangen ist, und
Evangelischer Seits die Gegensätze zwischen göttlicher und mensch-
licher Auctorität, zwischen dem unsichtbaren Geiste der Kirche,
besonders aber dem in ihr vorhandenen Schriftworte und ihrer
äußeren Erscheinung, mit einseitiger Schroffheit, unter Vernach-
lässigung der Erforschung der Einheit dieser Gegensätze hervor-
gehoben hat, während andere Partheien, als Anabaptisten
u. a., so wie später die Quäker, wiederum Geist und Wort,
unter eifrigem Widerspruch der Reformatoren, welche die Ein-
heit von beiden festhielten, als Gegensätze auffaßten, deren Ein-
heit sie verkannten. Und insofern kann und muß man allerdings
die Quelle der Irrthümer, die wir als religiösen und kirchlichen
Liberalismus bezeichnet haben, in der Reformation aufsuchen.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 10. Oktober.

N^o 81.

Ueber freie Forschung und kirchliche Auctorität.

(Schluß.)

Aber eben so wurde von Römischen Gegnern der Reformation die Identität der göttlichen und menschlichen Auctorität, des Geistes und seiner Erscheinung, mit einseitiger Schreierheit unter Vernachlässigung des Gegensatzes, in den beide treten können und wirklich treten, geltend gemacht und dadurch dem Unglauben an den Geist, dessen selbstständiges Daseyn und höchste Souveränität verdunkelt wurde, der Verknöcherung der Erscheinung der Kirche, dem fleischlichen Aberglauben das Wort geredet, der in der Römischen Kirche so vielfach hervortritt. Die Kirche ist der Leib Christi, aber der Leib ohne das Haupt ist nur ein tochter Numpf, — bei der Kirche will Christus bleiben alle Tage bis an der Welt Ende, aber eben hieraus erhellt, daß die Glieder der Kirche auf Erden nur so lange und insofern sie mit Christo durch seinen Geist zusammenhängen, Auctorität haben können. Daß Christus in seinen Gliedern ständig auf Erden bleiben, daß dieser sein Leib von seinem Geiste niemals werde verlassen werden, dahin gehen die Verheißungen, nicht dahin, daß gewisse bestimmte Glieder nie absterben sollen. So lehrt Sutter (Compend. Wittenberg 1751 p. 290 sq.): „Die Kirche kann allerdings nicht irren, wenn wir darunter die ganze, und allgemeine christliche Kirche verstehen. Denn sie hat die gewisse Verheißung des heiligen Geistes, der sie in alle Wahrheit leitet, Joh. 16, 13., Matth. 16, 18., 1 Tim. 3, 15. Wenn die ganze allgemeine Kirche irrt, so würde sie von den Pforten der Hölle besiegt seyn.“ Wohl aber kann diese oder jene besondere Kirche irren.“

Es wird nun klar geworden seyn, daß die beiden Principien, das des Zeugnißes des heiligen Geistes im Herzen jedes Gläubigen und das der kirchlichen Auctorität, sich nicht ausschließen, sondern zusammen gehören, sich ergänzen, und erst Eins durch das Andere recht verstanden werden kann. Der Geist bildet und befeelt den ihm gehörenden Leib, beide machen ein Ganzes aus. Ohne Leib ist der Geist uns, die wir zugleich Geist und Leib sind, nicht zugänglich, nicht vernehmbar; er wird zum Gespenst, zur Einbildung, und verflattert in ein Fensel,

das für uns keine Wirklichkeit hat. Ohne Geist ist der Leib eine Leiche. Ohne das Zeugniß der Kirche können wir das Zeugniß des Geistes, in dem ordentlichen Gange der christlichen Heilsökonomie, nicht vernehmen, noch ihm, wenn wir es vernehmen könnten, glauben, denn auch die Schrift empfangen wir von der Kirche; die Kirche gewährt ihr, wenn wir als Kinder, als Ungläubige, zuerst zu ihr treten, die Auctorität, welche uns erst bewegt, sie theils überhaupt zu lesen, theils ihre demüthige gehorsame Ehrerbietung und Empfänglichkeit entgegenzubringen, ohne welche das Lesen uns nichts helfen würde; die Auctorität öffnet uns die Thüre des Tempels der Schrift, in dessen innerem Heiligthum wir das Siegel des Geistes empfangen, — in diesem Sinne sagt Augustinus: „Ich würde dem Evangelio selbst nicht glauben, wenn die Auctorität der Kirche mich nicht dazu bestimmte;“ wodurch er lehrt, wie Calvin, — sich selbst zu dieser Lehre beken- nend, — es auslegt (Institut. I. 7, 3.) „daß nur die Auctorität der Kirche diejenigen gelehrt macht, die durch den Geist Gottes noch nicht erleuchtet sind, so daß sie sich entschließen, den Glauben an Christum aus dem Evangelio zu lernen,“ oder, wie Augustinus selber sagt: „daß wir denjenigen folgen müssen, welche uns einladen zu glauben, was wir noch nicht schauen können, damit der Glaube selbst uns stark mache, und in den Stand setze, zu erkennen, was wir glauben, indem nun nicht mehr Menschen, sondern Gott selbst unseren Geist inwendig befestigt und erleuchtet.“ — Ohne das Zeugniß des Geistes können wir dem Zeugniß der Kirche gar nicht oder nur auf fleischliche Weise uns unterwerfen; die Wahrheit selbst würde für uns nicht Wahrheit seyn, wenn der Geist sie uns nicht beglaubigte.

Zugleich erhellt aber auch, daß der wahre Unterschied zwischen dem Evangelischen und Römisch-Katholischen in dieser Beziehung nicht darin besteht, daß jene den Leib, diese den Geist der Kirche verwerfen, denn Geist und Leib gehören zusammen, und ihre Trennung ist Tod, vielmehr besteht der Unterschied darin, daß jene, wo sie Glieder Christi finden, die von seinem Geiste befeelt sind, die Kirche erkennen, diese dagegen die Verheißung des Geistes und senach die wahre Kirche auf diejenigen beschränken, welche mit dem auf apostolische Succession gegründeten Episcopat und mit dem Römischen Stuhle in einer äußeren Ver-

bindung stehen, eine Beschränkung, durch welche allerdings die geistliche Natur der Kirche in den Schatten tritt.

Es kann unsere Absicht nicht seyn, auf diese Controverse näher einzugehen; nur den Evangelischen Begriff der Kirche wollen wir noch zuletzt gegen die Forderung, welche Römische Gegner daraus zu ziehen pflegen, daß damit die Einheit und Auctorität der Kirche nicht bestehen könne, sicher zu stellen suchen. Sie behaupten, daß aus diesem Begriff eine äußere Einheit nicht hervorgehe, und daß auch in der That unter den durch die Reformation vom Römischen Stuhle getrennten Kirchen unzählige Spaltungen eingetreten sind. Wir antworten zunächst, daß dieser Spaltungen ungeachtet eine auch äußere Einheit unter allen lebendigen Christen, selbst zwischen den Evangelischen und Römisch-Katholischen, so unüberseiglich diese die Kluft zu machen auch bemüht sind, doch, wenn auch nur in Schwachheit, wirklich besteht. Die lebendige Gemeinschaft mit Christo muß ihrer Natur nach alle diejenigen, welche darin eintreten, auch in eine äußerliche Gemeinschaft mit ihm und unter einander bringen, — der Eine Geist, die Einerlei Hoffnung des Berufs, der Eine Herr, der Eine Glaube, die Eine Taufe, der Eine Gott und Vater unser Aller, bringen nothwendig auch Einen Leib hervor. Christus, der leibhaftig auf Erden erschienen ist, und sein ewiges Wort, welches auf Erden verkündet, gehört, geschrieben und gelesen wird, — seine Sakramente, Taufe und Abendmahl, — die bilden den Mittelpunkt der auch äußerlichen Einheit, die überall vorhanden ist, wo man ihm anhängt, sein Wort hört und glaubt, und seine Sakramente verwaltet. Es kommt also zunächst darauf an, daß wir die zwischen allen Christen, so sehr sie auch in Confessionen und, selbst gegen einander feindliche, Partbeien zerfallen sind, dennoch auch äußerlich wirklich vorhandene Einheit als solche anerkennen, und in dem Lichte des Wortes Gottes nicht bloß eine geistige Verbindung, sondern auch den Leib Christi, die Kirche, welche die Pforten der Hölle nicht überwinden sollen, darin finden, und die ganze Lehre der Schrift von der Kirche mit ihrem Reichthum von Lehren, Ermahnung und Verheißung darauf anwenden. Und nicht bloß die Gläubigen, welche mit uns leben, nein, auch die Christen aller Jahrhunderte sollen wir in die Einheit unseres kirchlichen Bewußtseyns aufnehmen; es kann nicht anders als nachtheilig auf unseren Glauben an die Wahrhaftigkeit und Fülle der der Kirche gegebenen Verheißungen, auf den wirklichen Genuß des reichen Segens, der uns darin gegeben ist, einwirken, wenn tausendjährige finstere Lücken, kaum hier und da durch ein trübes Lichtlein erhellt, in den nur achtzehn Jahrhunderten der christlichen Kirche uns entgegen treten. Ist ist diese Einheit sogar da noch vorhanden, wo unsere schwachen Augen sie nicht mehr wahrnehmen können, und die zerstückten Bande, welche die Glieder mit dem Haupte und unter einander verbinden, unter der Masse von Holz, Heu und Stoppeln begraben liegen, die auf den einen Grund, der gelegt ist, gebaut worden. Denn die Kirche ist zwar die reale Erscheinung des Reiches Gottes, aber damit ist nicht gesagt, daß das Auge des fleischlichen Menschen, welches die Erscheinung sieht, auch ihr Wesen, ihren Geist erkennen könnte. „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, er kann es nicht erkennen“ (1 Cor. 2.); wie sollte er denn das größte Wunderwerk dieses Geistes, die Kirche verstehen, und ihren Geist in ihrer Erscheinung fassen können? Und, so wie der natürliche Mensch nichts davon vernimmt, so ist auch das Erkennen des wiedergeborenen hier nur Stückwerk. Zerle doch selbst Elias, der große Prophet, als er meinte, er sey allein übrig geblieben und die gött-

liche Antwort empfing, daß der Herr sich siebentaufend erhalten in Israel, die vor Baal ihre Kniee nicht gebeugt hatten. An diese Unvollkommenheit unserer Erkenntniß müssen wir uns in Demuth erinnern, wenn wir bei solchen, die sich Glieder Christi nennen, zweifelhaft sind, ob sie wirklich in einem lebendigen Zusammenhang mit dem Leibe stehen, wenn uns Fragen vorkommen wie die, ob Kirchenparteien, welche auch die Gemeinschaft der von Christo eingesetzten Sakramente verlassen haben, wie die Quäker, noch in der großen Gemeinschaft der einen und allgemeinen Kirche stehen oder nicht. Es ist nicht immer nöthig, daß wir solche Fragen beantworten und solche Zweifel lösen; wir können, wir sollen sie meist Gott anheimstellen; nur soll die Unvollkommenheit unserer Erkenntniß uns nicht die Wirklichkeit des Leibes Christi selbst zweifelhaft machen. Auch hier gilt es zu glauben, wo wir nicht sehen, und der Weisheit und Liebe der Apostel nachzufolgen. „Von den Corinthern, an die Paulus schrieb, waren nicht bloß einige wenige auf Abwege gerathen, sondern fast der ganze Leib war krank; nicht eine Art von Sünden, sondern viele; nicht leichte Fehler, sondern abscheuliche Frevel, nicht bloß unheiliger Wandel, auch falsche Lehren waren unter ihnen. Was thut nun der heilige Apostel, das Werkzeug des Geistes Gottes, auf dessen Zeugnisse die Kirche beruht? Trennt er sich von ihnen? Stößt er sie aus aus dem Reiche Christi? Nein, er erkennt und bekennt, daß sie eine Kirche Christi sind, eine in Christo geheiligte Gemeinde Gottes“ (Calvin Instit. IV. 1, 14.). Gleichwohl straft und reinigt er diese Gemeinde mit großem Ernst und Eifer, in der Kraft Jesu Christi. Aber wir dürfen bei den ersten Keimen, welche das große Princip der Einheit der Kirche treibt, nicht stehen bleiben; durch sie wird der unendlich reiche Inhalt des heißen Gebetes des Sohnes Gottes: „daß sie Eins seyen, gleich wie wir — der Sohn und der Vater — Eins sind, ich in ihnen, und du in mir, auf daß sie vollkommen seyen in Eins, und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast,“ — auch nach dieser Seite hin bei weitem noch nicht erschöpft oder erfüllt. Paulus ermahnt die Gläubigen, „daß sie allzumal Einerlei Rede führen, keine Spaltungen unter sich seyn lassen, sondern fest an einander halten, in Einem Sinne und in Einerlei Meinung.“ 1 Cor. 1., „daß sie in Einem Geiste und Einer Seele stehen, einmüthig und einhellig seyen, und nach Einer Regel wandeln.“ Phil. 2, 2. Diese wunderbare Einheit muß, wenn sie völlig in die Erscheinung tritt, eine weit völliger auch äußere Einheit hervorbringen, als in den ersten Anfängen zu finden ist, vor deren Verkenntung und Verachtung wir gewarnt haben. Sind wir Glieder unter einander, sind wir Brüder, so muß unser beständiges Streben dahin gerichtet seyn, diese alledlich-brüderliche Einheit mehr und mehr zu stärken, zum Bewußtseyn und zur Erscheinung zu bringen. Kein Christ darf also stille stehen, und sich begnügen, bei dem zerfallenen und entfremdeten Zustande, in welchem die Glieder einzelner Kirchen unter sich, und die verschiedenen Kirchen unter einander sich jetzt befinden, sondern muß beständig trachten, die Einigkeit des Geistes herzustellen und zu befestigen, indem er in der Wahrheit, in der Demuth, in der Liebe bleibend, seine Verbindung mit dem Haupte, dem Mittelpunkte der Einheit, fester zu machen, mit seinem Geiste, der Seele des großen Leibes, mehr erfüllt zu werden trachtet, und die Hand der brüderlichen Liebe ausstreckt, wo er nur immer Kinder des Einen Vaters findet, wären es auch nur schwache, neugeborene Kinder in Christo. Dies geschieht

auch in der That, so oft der Geist ausgegossen wird, und aus dem Geiste und Worte Kinder Gottes geboren werden; die einzelnen Gläubigen und die Kirchenpartheien vereinigen sich nach dem Maße des Geistes, welches sie in solchen Segenszeiten empfangen. So sehen wir, wie jetzt in Großbritannien und Amerika die Nebenunterschiede der kirchlichen Partheien mehr und mehr aufhören die Gläubigen zu trennen und das Bewußtseyn ihrer wesentlichen Einheit zu stören, und wie selbst Kirchenpartheien, die in bestimmter Gliederung ausgebildeter Verfassungen sich gegenüberstehen, z. B. Presbyterianer und Independenter, durch gegenseitige Besichtigung ihrer Synoden und Mittheilung ihrer Beschlüsse den Anfang auch äußerlicher kirchlicher Einheit wieder gewinnen, und ähnliche Wirkungen hatte das Licht und die Kraft, welches vor hundert Jahren von den Brüdergemeinden und vom Methodismus ausging. Allerdings darf eine solche Vereinigung nicht auf Kosten der Wahrheit und der Reinheit der Kirche geschehen, welche ihr eben so wesentlich ist als die Einheit, — dies wäre eine Vereinigung außer Christo, — besser Krieg, — Krieg, geführt mit dem Schwerte des Geistes, welches Jesus Christus auf Erden zu bringen gekommen ist, als Friede, wo kein Friede ist, — aber wo nicht die beständige Sehnsucht, das beständige Streben ist, alle, auch äußerliche Spaltungen und Trennungen aufzuheben, und den Gliedern desselben Leibes alle Vortheile des freien Blutumlaufs, alle Handreichung, die sie einander durch Lehre, Rath, Ermahnung, Bestrafung gewähren können, zu verschaffen, alle Einheit, die das Wort des apostolischen Glaubensbekenntnisses, „Gemeinschaft der Heiligen,“ ausdrückt, so daß, was ein Glied hat, alle haben, und wenn eines leidet, alle leiden, — da fehlt ein christliches Lebensprincip, dasjenige, welches die erste Kirche so durch und durch besetzte, und so stark machte, die Wahrheit zu erkennen, zu thun, und gegen Irrelehrer und Verfolger zu behaupten. Und — bis der Eine Geist in Einem gefundenen Leibe erscheint, ist dies Bedürfnis nicht befriedigt. Wer aber, wie unsere Römischen Gegner oft thun, die Realität der, wenn schon unvollkommen vorhandenen, Einheit der christlichen Kirche nach diesem Evangelischen, und zugleich wahrhaft Katholischen, d. i. allgemeinen Begriffe, darum nicht anerkennen will, weil sie kein Haupt auf Erden hat, der verfällt in die oben gerügte Art des Unglaubens, die unseren Gott für einen fernen Gott, den Geist für Einbildung und für unerkennbar, und nur was handgreiflich ist, für gewis hält. Dieser Irrthum ist dem mehrerer heutigen Gegner des Evangelischen Christenthums ganz ähnlich, welche uns Evangelische Revolutionäre nennen, weil wir mit der Schrift sagen, daß man Gott mehr gehorchen müsse als der Obrigkeit, — so wie diejenigen, welche eine von Gott selbst gestiftete Auctorität der Kirche mit der christlichen Freiheit unvereinbar finden, in einen Irrthum fallen, der dem unserer liberalen Politiker gleicht, welche in der Lehre der Schrift, daß die Obrigkeiten von Gottes Gnaden sind, nichts als Despotismus sehen. Glauben sie praktisch an den lebendigen Gott, so würden sie erkennen, wie sehr das Recht der Obrigkeiten durch diese Lehren eben so sehr einerseits beschränkt und bestimmt, als andererseits begründet und verklärt wird. So muß der, welcher lebendig an die beständige Gegenwart Christi bei den Seinigen bis an das Ende der Tage und an die fortgehende Wirksamkeit seines Geistes glaubt, in ihm einen realen Einheitspunkt der Kirche erkennen, wenn aber Christus als todt oder abwesend und sein Geist als unerkennbar oder ungewis erscheint, dem kann die Berufung auf ihn als den eigentlichen Einheitspunkt der Kirche nur ein Vor-

wand seyn, dem religiösen Liberalismus sich zu ergeben, und er muß das Bedürfnis empfinden, so wie unsere ungläubigen Politiker den Staat, sey es nun im absolutistischen oder liberalen Sinne, so auch die Kirche auf Erden ohne Gott abzurunden und fertig zu machen.

Hieran knüpft sich der zweite Einwand vieler unserer Römischen Gegner, daß, wenn die wahre Kirche an dem Bleiben in dem Worte und in der Nachfolge Jesu Christi, an der reinen Lehre und dem heiligen Wandel ihrer Glieder, — und nicht an ihrer Vereinigung mit dem auf die apostolische Succession gegründeten Episcopat und mit Rom, — erkannt werden soll, es doch nur dem individuellen Meinen eines Jeden überlassen bleibe, was und wo die wahre Kirche sey, und daß man in einen fehlerhaften Circle verfalle, wenn man bei diesem Begriffe der Kirche von einer Auctorität derselben rede, indem die Kirche hiernach erst jedem Einzelnen durch ihre Uebereinstimmung mit dem, was er für Wahrheit hält, nachweisen müsse, daß sie die wahre Kirche sey, und daher nicht durch ihre Auctorität die Wahrheit beglaubigen könne, auf welche sich vielmehr diese Auctorität erst gründe. Dieser Einwurf würde völlig richtig seyn, wenn es keinen Geist Gottes gäbe, der in unserem Geiste bezeugte, daß Geist Wahrheit ist. Dieser Geist schließt alles individuelle, von ihm unabhängige Meinen, das, als von Gott getrennt, wesentlich unwahr ist, aus, und beglaubigt mit unwirklicher Gewisheit durch sich selbst, durch Gottes Wort die Kirche, und durch die Kirche sich selbst und Gottes Wort. „An ihren Früchten“ — sagt Christus, — an der wahren oder falschen Lehre, an dem heiligen oder unheiligen Wandel, „sollt ihr sie (die wahren und falschen Propheten) erkennen,“ und doch sollen die Propheten, die Kirche, uns erst lehren was wahr, was falsch, was heilig, was unheilig ist. Wer sich an diesem Circle stößt, der hat sich aus dem beschränkten Gebiete des reflektirenden Verstandes noch nicht herausgefunden, aus dem er sich emporzuschwingen muß, um in die lichten Höhen des Geistes zu gelangen. Wäre es möglich auf dem ebenen Sandwege des abstrakten Denkens, ausgehend von dem, was der gemeine Menschenverstand schon hat, von Satz zu Satz, von Schluß zu Schluß, zur Kirche, und durch sie zum Geiste, zur Erkenntnis Gottes zu gelangen, so wäre es ja nicht wahr, was Paulus sagt, daß der natürliche Mensch nichts vom Geiste Gottes vernimmt. Ohne eine Glaubensthat, ohne einen Sprung über die Schranken der Natur gelangt Niemand in das Reich des Geistes. Erst glauben, dann erkennen, — sagt Augustinus, — fides praecedit intellectum, — und doch hat auch das Glauben schon das Element des Erkennens in sich, — denn wie kann ich glauben, wovon ich nichts weiß? „Wenn Jemand will Gottes Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey,“ sagt Christus — und doch erkenne ich erst aus dieser Lehre Gottes Willen, und kann ohne ihr zu glauben, ohne sie dem Anfange nach zu erkennen, nicht einmal versuchen oder anfangen, Gottes Willen zu thun. Die innere Erfahrung macht mich des Wortes gewis, — nach dem Worte prüfe ich meine innere Erfahrung. Siehe da lauter Circle, dem ganz ähnlich, den die Wahrheiten bilden, daß der Geist die Kirche beglaubigt, und die Kirche den Geist uns mittheilt, und von Einbildung unterscheiden hilft. Ohne solche Circle die Dinge des Geistes beweisen wollen, heißt sie entweichen und in das Gebiet des gemeinen Menschenverstandes herabziehen; in Gott sind die Wahrheiten eins, die uns zunächst als getrennt, als Gegensätze entgegentreten, er gibt uns, obwohl wir der abstrakten Begriffe zum Reinen und Den-

ken bedürfen, Alles in Einem und Eines in Allem. Die eine Seite des Gegenfages ergreift uns ohne uns zu befriedigen; wir suchen und finden dadurch, daß die andere hinzukommt, und den Cirkel abrundet, Befriedigung; doch nicht völlige, denn nun, da wir das Ganze, obgleich nur dem Anfange nach, haben, werden wir auch in die Erkenntniß der Theile tiefer hineingeführt, die erste Seite tritt, durch die andere beglaubigt, in neuer eigenenthümlicher Wahrheit hervor und verlangt wieder Vervollendung durch die andere, und so schreiten wir durch diese Wirkung und Gegenwirkung von einer lebendigen Erkenntniß zur anderen fort. So sagt Augustinus, in einem solchen Cirkel sich bewegend, mit besonderer Anwendung auf unseren Gegenstand, daß alles Lernen auf den beiden Principien, der Auctorität und der eigenen Ueberzeugung beruhe, von welchen die Auctorität der Zeit nach, die eigene Ueberzeugung aber dem Wesen nach das Erste sey (tempore auctoritas, re autem ratio prior est). Die dem bloß reflektirenden Verstande, der nur todte grade Linien, Dreiecke und Vierecke duldet, anseßige Form des Cirkels, ist die Form des Lebens, des Schauens, des Geistes, sie darf uns daher nicht zurückschrecken, sondern muß uns erinnern, daß wir in den Vorhof des Tempels eingetreten sind.

Und, wie entgehen denn unsere Römischen Gegner diesem Cirkel? Die Auctorität der Kirche beglaubigt, wie sie richtig lehren, den Geist, aber wer beglaubigt die Auctorität der Kirche? Doch nicht der natürliche unwiedergeborene Menschenverstand des Individuums? Wenn sie so antworteten, so würden sie ihre Kirche profaniren und deren Lehren ins Angesicht widersprechen; sie wäre dann kein Wunderwerk des Geistes Gottes mehr, sondern etwas Natürliches, sie gehörte überhaupt dem Geiste Gottes nicht an, von welchem der natürliche Mensch nichts vernimmt. Und, selbst wenn sie sich hieran nicht stoßen sollten, die Schwierigkeit bleibt dennoch ungelöst. Woran erkennt der Zweifler, der ungläubig gewordene Römische Katholik, der Heide oder Jude, der Katholik werden soll, die wahre Kirche? An der apostolischen Succession der Bischöfe, an der Gemeinschaft mit Rom? Aber wenn sie nun eben an der Nothwendigkeit der apostolischen Succession der Bischöfe und der Gemeinschaft mit Rom zweifeln? Wenn sie nun lesen, daß Augustinus gesagt hat: „Auch den Katholischen Bischöfen darf man nicht glauben, wenn sie irren, und ihre Meinungen der heiligen Schrift widersprechen.“ (Nec catholicis episcopis credendum est, si ubi forte falluntur, ut contra canonicas Dei scripturas aliquid sentiant. cap. 10. de unit. eccles. contra Petilian.) und: „Sind nicht die Bischöfe die Urheber der Kirchenspaltungen und Ketzereien gewesen?“ (Nonne episcopi fuerunt auctores schismatum et haereseum? in Johann. 46, 10.), — und Gerson: „Es ist gewiß, daß man dem Evangelio mehr glauben müsse als dem Papste.“ (Constat plus esse credendum evangelio, quam papae; p. 1. de examin. doctrin.), — und Bellarminus, der große Vorfechter der Römer gegen die Evangelischen, welchem der entschiedenen Römisch gesinnte heutige Kirchenrechtslehrer Walther beistimmt: „Man darf dem Papste widerstehen, wenn er das Heil der Seelen angreift, und noch vielmehr, wenn er die Kirche zer-

stören wollte, — man darf ihm, sage ich, widerstehen, indem man nicht thut, was er befiehlt, und verhindert, daß sein Wille zur Ausführung komme“ (licet resistere pontifici — invadenti animas —, et multo magis, si ecclesiam destruere videretur; licet, inquam, resistere, non faciendo quod jubet, et impediendo, ne exequatur voluntatem suam; de rom. pontif. II. 29. und Walther Kirchenrecht §. 132.)? Und, abgesehen hiervon, ist es denn immer so leicht zu erkennen, wer in der Gemeinschaft mit Rom steht? Wer half den Seelen, die den Weg des Heils suchten, während des Schisma's des 14ten Jahrhunderts, als zwei sich feindliche Römische Päpste die Lateinische Welt so lange theilten, wer während des Streits zwischen ab- und eingesetzten Päpsten und Concilien im 15ten? Aber auch, in minder stürmischen Zeiten der Kirche, und abgesehen von Heiden und Juden, wie redet denn die Römische Kirche zu ihren ungelehrten Gliedern, zu Handwerkern, Landleuten, Weibern u. s. w.? Durch die Auctorität des Pfarrers? Aber dieser kann abtrünnig, keßerisch seyn, — wer verbürgt dem Pfarrkinde, daß sein Pfarrer mit der Römischen Kirche in wahrer Gemeinschaft steht? Ist es wirklich schwerer für den Evangelischen Bauer aus der Schrift zu prüfen, ob sein Pfarrer mit Petrus, Paulus und Johannes, mit des Herrn eigener Lehre, als dem Katholischen Bauer, zu erfahren, ob der feinnige mit Gregor XVI. oder dem Tridentinischen Concilium übereinstimmt? Und so lange beide die Uebereinstimmung ohne Prüfung und ohne Zeugniß des heiligen Geistes voraussetzen, stehen sie sich dann hinsichtlich ihres Glaubensgrundes nicht völlig gleich? Die Schrift ist stumm, sie ist unzählig verschiedenen Auslegungen unterworfen, sagt der Abbé la Mennais, aber zu wem redet denn heute das Tridentinische Concilium oder der Paps, dessen Verhältniß zu den Concilien bekanntlich in der Römischen Kirche so controvertet ist? Und wo sie reden, sind denn da ihre Reden deutlicher, besonders dem Ungelehrten zugänglicher, für ihn ansprechender, überzeugender, als der Inhalt der Schrift? Oder sind die Aussprüche der Concilien und Päpste in der Römischen Kirche bekannter, als die Aussprüche Christi und der Apostel in der Evangelischen? Berufst man sich aber auf die Predigt, auf die Auslegung der an jedem Ort befindlichen Kirchenlehrer und Pfarrer, so fehlt es ja auch an solchen der Evangelischen Kirche nicht, und für untrüglich gibt die Römische Kirche ihre einzelnen Lehrer und Priester ja auch nicht aus. Und was die Erkennbarkeit der Einen allgemeinen Kirche betrifft, — ist die Einheit zwischen Melancthon, Arndt, Franke, Spener, Wesley einerseits und Augustinus, Chrysostomus, Paulus und dem Herrn Jesu Christo selbst andererseits schwerer zu erkennen, als die Einheit zwischen den in Politik und Krieg verstrickten Päpsten, zwischen Gregor IX., Innocenz IV., Bonifaz VIII., Julius II. oder selbst Gregor XVI. einerseits und den Aposteln Petrus und Johannes und dem Herrn der Kirche, dessen Reich nicht von dieser Welt war?

Der Geist ist es, der lebendig macht; das Fleisch ist kein nütze. Aber der Geist ist Wahrheit und Wirklichkeit, er bildet und belebt den Leib, und besucht uns leibhaftig in der fremden Herberge, in der wir verweilen, und ruft uns in des Vaters Haus.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 13. October.

N^o 82.

Beleuchtung des Daumerischen Sendschreibens an Pfarrer Kindler von Dr. Joh. Wilh. Friedr. Höfling, Pfarrer zu St. Jobst. Nürnberg, Verlag der Raw'schen Buchhandlung. 1832. 176 S. 8.

Vielleicht kennt hie und da einer unserer Leser den Herrn Daumer aus seiner Urgeschichte des Menschengeschlechtes, oder seiner Andeutung eines Systems spekulativer Philosophie, und hat ihn tiefsinnig, zum mindesten schwer verständlich gefunden. Wenn dem so war, so kann er sich jetzt wenigstens davon überzeugen, daß, abstrahiren wir von der Person, die Philosophie auch doppelseitig, sehr schwer, und sehr gemein verständlich seyn kann, noch mehr: daß der Philosoph von seinem Gott wertgewichtig, geheimnißvoll, tiefsinnig redet, den lebendigen Gott der Christen in geschwätziger Gistigkeit mit Waffen todt gemacht haben will, welche die Feinde an dem Harnisch des göttlichen Wortes, seitdem es da ist, abgenutzt haben. Die neueste Schrift des Herrn Daumer erregt eine Empfindung, wie wenn man etwa ein Weib, das man am Tageslicht in ihrer gemachten Schöne herumgehen sehen und blöden Auges für wirklich schön gehalten hat, des Abends in ihrem Zimmer die falschen Flechten und Zähne und die buhlerische Schminke ablegen sähe und vor dem fahlen, verzerrten Gesichte, dem wahren, zurückshauderte. Wir dachten nun: nur so lange die Häßlichkeit sich übermalt, gewinnt sie mit ihren Künsten; ihr Gewerbe hört auf, wo sie nackte Scheußlichkeit wird. Und darum wähten wir auch, eine solche Schrift habe ihren ärgsten Feind in sich selbst, in der Gemeinheit und handgreiflichen Beschränktheit und Unwahrheit, die sie zur Schau trägt. Wir hielten sie für ein abscheuliches Aergerniß, für nichts weniger als verführerisch. Aber wir haben uns geirrt. Grade weil sie den Ton der ordinärsten Nachlosigkeit anstimmt, findet sie allgemeineren Beifall, grade um ihres platten Raisonnements willen, auf welches einzugehen man gar keinen Verstand bedarf und welches nur die jetzt herrschende Verfinsternung und Unwissenheit im göttlichen Worte für wahr halten kann, grade deswegen hat eine Schrift beifällige Leser gefunden, welche sich abmüht, dem Worte Gottes „Widersprüche, gräßliche Lehren, eine Fülle Unsinn und Abgeschmacktheit," und der Person Christi „thö-

richte, lächerliche Nachsicht, empörende und Verachtung verbietende Handlungsweise, falsche Weissagungen, Begründung eines barbarischen Glaubens" u. A. aufzubürden. Daß ein Mensch, der solches schreibt, für seine Person seine Rechnung abgeschlossen, den blutenden Erlöser in's Gesicht geschlagen und ihm dann den Rücken gekehrt und seinen Weg bereits eingeschlagen hat, hinaus aus der Gemeinschaft der Christen und dem Reiche des Sohnes Gottes, daran könnte man nach solchen Worten wohl kaum zweifeln. Wir wissen also auch, was für eine Auctorität ein solcher für Christen hat. Was er aber für eine Auctorität haben wolle, darüber läßt er uns nicht in Zweifel; Wortführer einer neuen Zeit will er seyn, „das Christenthum ist nicht mehr welthistorisches Princip, diese Religion hat bereits aufgehört, sie ist Subjektivität, etwas Trost, ein Zaum und Sporn für den Pöbel, und die neue Religion muß dem Christenthume bestimmt entgegengetreten."*) Herr Daumer thut das aus allen Kräften. Wäre seine Rede nicht so gottlos, so gäbe es nichts Lächerlicheres. Ein Mensch demonstriert aus einem Winkel der Erde heraus, Gott gegenüber: seine Offenbarung und sein Reich habe ein Ende! Ja wohl, der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer (Ps. 2.). Was verläßt Herr Daumer sich auf seine Bundesgenossen? Freilich streiten mit ihm „die Pforten der Hölle" gegen Christi Gemeinde, aber — „sie sollen sie nicht überwältigen" (Matth. 16.). Er streitet mit argen Waffen, mit aller Wuth eines erbitterten Gemüthes; aber einen Triumph schlauer Verführung müssen wir ihm, da er sich wahrlich in keinen „Engel des Lichtes," weder der Einsicht noch dem Bestreben nach, verkleidet hat, so lange absprechen, bis etwa gar — was der barmherzige Gott verhüten wolle — uns That-sachen sagen, daß unsere Zeit schon genugsam jener bodenlosen Verwilderung anheimgefallen sey, welche allein solche Verderber noch gänzlich verderben können. Und doch — wenn es mehr als Sage ist, daß diese Schrift nicht allein Hohe und Weise der Welt beifällig gelobt, sondern daß Familienhäupter dem Kreise der Ihrigen, ihren Kindern sie vorgelesen haben, daß Protestantische Geistliche Protestantischen Laien gegenüber sie als Muster

*) Andeutung eines Systems spek. Phil. S. 45 — 47. Bei Höfling S. 44 fg. Vgl. Sendschr. S. 27.

eines sublimierten Christenthums preisen, — welch' ein entsetzliches Zeichen ist dies schon, bis zu welchem Grade gemeiner Unsitlichkeit und Frechheit man hier und da bereits abgestumpft ist!

Die Zeit, der Zeitgeist hat diese Schrift des Herrn Daumer allerdings geboren, und um dieser Verwandtschaft willen, nicht an sich, ist sie bedenklich. Sie hat sogar das Dankenswerthe, daß sie mit unverdeckten Karten spielt. Man kann doch um Gesinnung und Namen nicht mehr verlegen sehn, wo man sich selbst als Gegner Christi bezeichnet. Das Kompliment, das ein solcher nebenbei Christo macht, als habe er Hochachtung vor ihm (Daumer's Sendschr. S. 21.), ist eine schändlichere Ironie als die Verneigung der Kriegsknechte vor dem Könige, den sie ansprechen. Die Lasterungen der Schrift ferner sind weder dem Wesen noch der Art nach neu, sondern bis zum Ueberdruß wiederholte Dinge. Daß die Widerlegung den Lasterer überführte, ist bei diesem Grade des bösen Willens nicht zu erwarten, um so mehr, da wir glauben behaupten zu dürfen, daß er einmal geschmeckt hatte das glückliche Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt (Hebr. 6, 4—6., 2 Petr. 2, 20—22.). Aber um der Mitwelt willen ist eine Widerlegung nöthig. Nöthig, weil sie die alte Wahrheit und die alten Zeugnisse für sie vergessen hat oder verachtet, und Zeugnisse für Christus bleibende Verpflichtung aller Christen sind; sie ist besonders deswegen nöthig, weil Herr Daumer nicht auf unbekannten und ungeglaubten, sondern auf Gründen fußt, die — Dank sey es dem Socinianismus und Rationalismus — großentheils als allgemeine Wahrheit in dem verführten Volke kursiren, nur daß die anfänglichen verhältnißvollen Lehrer dieser Irrthümer die garstigen Konsequenzen des Herrn Daumer auch verschleiert gelassen haben. Das scheint nun ebenso den Verfasser der vorliegenden Schrift zu seinem Unternehmen bestimmt zu haben (s. Vorr.). So vortreflich sie als Gegenschrift, der schlagenden Präcision und der ausgezeichneten Klarheit, wie des ernsten, ruhigen Tones wegen ist, so ist ihr Hauptwerth doch viel positiverer Art, und deswegen allein wollen wir sie hier angezeigt haben, nicht als Widerlegung eines Machwerkes, das an sich weder der Widerlegung noch des Nennens, sondern nur des Abscheus und des Vergessens werth ist. Wir können nicht mit gelinderen Worten von einem solchen Verächter des Heiligsten, einem solchen Lasterer des Sohnes Gottes reden, zumal so lange er nicht selbst gegen seinen Namen als Christ protestirt und dann doch wenigstens aufhört, mit seiner angeblichen Gemeinschaft unsere Kirche und die ganze Gemeinde Christi zu brandmarken.

Herrn Höfling's Beleuchtung bezieht sich nun auf den Hauptinhalt des Daumerischen Schreibens, die Verdrehung und Lasterung der Schrift. Eigentlich sollte von Herrn Daumer „das Thörichte“ der Ansicht dargelegt werden, welche der Nürnberger Prediger, Herr Kindler, in einer gedruckten Predigt aussprach: als sey die Cholera ein Strafgericht Gottes. Da nun Herr Daumer besser als die Nationalisten weiß, wie wohl begründet diese Ansicht in der Schrift sey, so war ihm dieser Punkt denn Gelegenheit zum Angriff auf das Wort der Offenbarung selbst. Die Schrift soll, nach diesem Philosophen, einerseits die Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit gänzlich läugnen; andererseits sich hierin selbst widersprechen, außerdem aber auch noch eine Menge Absurditäten und Gottlosigkeiten enthalten, von denen selbst Christus nicht frei geblieben sey. Siehegen nun Herr Höfling. Die Schrift zerfällt eigentlich in drei Theile, 1) in die Beleuchtung der Daumerischen Meinung von göttlichen Strafgerichten und Widerlegung seiner angeblichen

Schriftlehre durch Erklärung jeder einzelnen verdrehten Stelle (hier besonders des N. T.), und Rechtfertigung der Schrift N. wie R. T. gegen die Beschuldigung der Absurdität und Gottlosigkeit ebenfalls durch Erläuterung aller einzelnen gemißbrauchten Stellen, 2) in positive Bestimmungen des Princip's der Auslegung und des Wesens des N. T., 3) in eine Darlegung des sogenannten neuen Systems, aus welchem heraus dieser Gegner der Offenbarung das Christenthum befiehlt. Es ist dies nicht der Gang der äußeren Anordnung bei Herrn Höfling; wir wollen nur nach dieser Theilung des Gesamttinhalts das Bedeutendste herausheben, was uns sowohl den Gegensatz als die Vertheidigung charakterisiren kann, für das Uebrige aber den Leser auf die Schrift selbst verweisen. Nur Einiges möchten wir im Voraus bemerken, worin dieses Buch uns besonders einem jegigen Bedürfnisse vielfach zu entsprechen scheint. Es ist das erstens die große Klarheit und Sicherheit des Gedankens und Ausdrucks, die unseren Verf. bei der Untersuchung und Erklärung auszeichnet, und, bei den einzelnen hier berührten, schwierigen Fragen an sich unumgänglich erforderlich, nun vorzüglich geeignet ist, jüngeren Theologen das, was hier Noth thut, anschaulich zu machen, und sie zu eigener Bestimmtheit der Erkenntniß und zu denen hinzuführen, deren gründliches Studium aus der vorliegenden Schrift überall herausleuchtet, zu den Erregten und Dogmatikern der Reformationszeit und des christlichen Alterthums. Das Zweite sind die vom Verf. hier ertheilten Winke zur Beurtheilung und zum Verständniß des N. T. Möchte er Mühe finden, hierüber einmal Ausführlicheres zu geben. Hier, wo, wenn auch nicht Verachtung, doch Schwanken, Ungewisheit und Achselzucken das Vorherrschende bei besser gesinneten, ja selbst dem Evangelium von Herzen ergebenden Theologen ist, hier ist grade eines Jeden, wem es nur immer gegeben ward, theure Verpflichtung, an seinem Orte und in seiner Weise beizutragen, daß, was Eins ist, nicht zerrissen, daß anerkannt werde, was nicht verläugnet werden darf, und daß nicht die Subjektivität ästhetischer Empfindung oder dogmatischer Voraussetzung an dem meistern und zurecht Schneide, wozu wir die Führungen vorchristlicher Geschlechter in mannichfacher Vorbereitung durch Wort und That auf den einen Mittelpunkt aller Zeiten, auf Christus, anbeten sollen. Schon für das, was hier gegeben ist, sind wir dem Verf. herzlichsten Dank und das Bekenntniß schuldig, daß auch in dieser Beziehung sein Buch den vom Winde verschiedener Lehren hin- und hergewehten jüngeren und älteren Seelsorgern nicht genug empfohlen werden kann. Doch wir kommen zum Einzelnen.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Anzeige.

Evangelische Zeugnisse aus dem Wupperthale. Eine Sammlung von Predigten der Evangelischen Prediger in Elberfeld und Barmen, herausgegeben von der Rheinischen Missionsgesellschaft zum Besten ihrer Afrikanischen Mission. Barmen 1832. Gedruckt bei Steinhaus.

Aus dem Wupperthale, dem zwar bei Allen, die nicht wissen oder wissen wollen, was Evangelisch ist, so übel berüchtigten, aber in Wahrheit von Gott mit Licht und Leben gesegneten, aus dem Wupperthale, das schon mancher Reisende, der einen Schrecken und Grauen davor mitbrachte, mehr oder weniger umgestimmt, und wenn auch nicht beruhigt, so doch heilsam

beunruhigt wieder verlassen hat, ertönen diese Evangelischen Zeugnisse. Eine neue Stimme zu den vielen, die sich jetzt immer lauter und mannichfacher auch in der Predigtliteratur erheben, und hinweisen auf das Eine, was Noth ist, den Einem, der dazu hilft. Ach, daß sie nur auch immer besser gehört würden von Allen, die es bedürfen! Ach, daß auch diese Predigtsammlung viel unbefangene, nicht schon zuvor richtende Leser finden möchte unter denen, welchen das alte, ächte Evangelium durch Wahn und Trug der Zeit zu einer neuen Lehre geworden ist! Diese Zeugnisse sind wohl dazu eingerichtet, Zeugniß und Rechenschaft zu geben nicht bloß von dem Glauben der Gläubigen, sondern auch Un- und Halbgläubige eben so ernstlich zu überführen als freundlich einzuladen. Diese Zeugnisse sind ein zusammenstimmendes Zeugniß aus Vieler Mund, nicht ohne verschiedenen Ton menschlicher Eigenthümlichkeit, aber darin um so klarer hervortretend die Einheit des Glaubens und der Erkenntniß der Wahrheit zur Gottseligkeit, nach dem Vorbilde der heilsamen Lehre. Glückliche die Gemeinden, deren Hirten alle so einstimmig das einzige Heil bezeugen!

Es sind sämtliche vierzehn Prediger der vereinigten, fünf Kirchengemeinden umfassenden Städte Elberfeld und Barmen, welche jeder eine Predigt zu dieser Sammlung gegeben haben. Wenn wir auch wünschen möchten, daß die an Erinnerung erinnernde besondere Bezeichnung: Evangelisch-Lutherisch und Evangelisch-Reformirt — noch vollends weggefallen wäre, so ist doch eine wahre Union dieser Gemeinden, denen so gepredigt wird, unverkennbar vorhanden. Die Namen der Verfasser nach dem Alphabet: Döring, Feldhoff, Gräber, Heuser, Hülsmann, Kohl, Krall, G. D. und F. W. Krummacher, Leipoldt, Maurer, Sander, Smetlage, Wichelhaus enthalten manchen auch durch sonstige Schriften bekannten; und wenn auch bei Einigen hier eine scharfe Eigenthümlichkeit und besondere Richtung sich äußert, in der Predigt des Evangeliums stehen sie brüderlich zusammen. Wir glauben und hoffen, daß dies auch in ihrem ganzen Leben und Wirken der Fall sey, und darum möchten wir nicht gern mit einer Kritik, welche Persönlichkeiten gegen einander hervorheben müßte, irgendwie störend dazwischen treten; überhaupt nicht sowohl recensiren, als anzeigen, einladen, und das um so mehr, da das Buch zum Besten der lieblich aufblühenden Afrikanischen Mission, die von Barmen ausgegangen, verkauft wird. Wir wissen nur noch ein Beispiel, wo sämtliche Geistliche eines größeren Ortes sich öffentlich zur Theilnahme an dem heiligen Missionswerke bekennen, nämlich Glogau, wo, nach dem letzten Jahresberichte der Berliner Hauptgesellschaft, von allen Predigern der Stadt und dem Vorsteher des Gymnasiums durch eine gedruckte Einladung an ihre Gemeinden und eine öffentliche Ansprache in der Kirche ein Missions-Hülfsverein gestiftet wurde — wo die Seelsorger vor ihren Gemeinden öffentlich erklärten: „Wir vermögen nicht länger den Vorwurf zu ertragen, daß von unserer Seite noch nichts für die Sache der Missionen geschehen sey.“ Gott helfe dazu, daß solche schöne Beispiele nicht mehr so gar selten und vereinzelt bleiben, und zerstreue die unverantwortlichen Verdrehungen und Verläumdungen der Missionsgeschichte unserer Tage, welchen immer noch so Viele, die es besser wissen sollten und könnten, ein noch unverantwortlicheres Gehör leihen! *)

*) Bei dieser Gelegenheit machen wir aufmerksam auf einen aus dem zweiten Hefte des diesjährigen Baseler Magazins besonders abgedruckten Aufsatz: Kurze Rechtfertigung der Evangelischen Südssee-

Noch wir wenden uns näher zu dem Inhalte der vorliegenden Predigten. Es lag in der Natur und Absicht der Sammlung, daß jede derselben ein mehr oder weniger vollständiges Zeugniß von der Grund- und Hauptwahrheit des Evangeliums enthalten sollte; doch ist damit die Mannichfaltigkeit besonderer Beziehungen sehr schön vereinigt worden, und man findet auch eine Vortagspredigt, ferner über genaue Verbindung häuslicher Frömmigkeit mit häuslichem Glück, zwei Abendmahlsvorträge, und einen „tröstlichen Blick in jene Welt.“ Die Eigenthümlichkeiten der Prediger sprechen sich freilich so ungezwungen in ihrer ganzen Verschiedenheit aus, daß es den Segnern, die viel von einerlei Sprache der Frömmen zu reden wissen, hier wohl auffallen sollte, wie nicht Ein Buchstabe, sondern Ein Geist diese Zeugnisse zu einem verbindet. Bei dem Einem, gleich zu Anfang, findet sich etwas viel Wortpomp, daß es dem Einfältigen fast nicht ganz gefallen will, wenn z. B. apostrophirt wird: „Ja brenne nur, du heilige Sehnsucht, du schmachthendes Verlangen — So lobere nur hoch — du heiliges Feuer der Freude“ u. s. w. Ein Folgender verräth hier und da den theosophischen Anstrich in Ausdruck und Inhalt, wenn vom „jungfräulichen Wesen der Gnade,“ das uns zu Theil wird, von der Zeit nach dem tausendjährigen Reiche, da der Teufel noch einmal loskommt u. s. w., die Rede ist. Wiederum einem Anderen ist es gegeben, mit der Ruhe des Alters zu lehren und betrachten, auseinanderzusetzen und vorzuhalten; und ihm gegenüber tritt der, dessen Dichterschwung und Witz wir aus anderen Schriften schon hinlänglich kennen, auch diesmal mit einer Predigt voll Glut und Glanz, voll Klänge und Sprünge, die nach keiner hergebrachten Schicklichkeit fragt, sondern beginnt mit dem Durste der Seele nach dem „Stand, in welchem man den Tod und Teufel an seinen Siegeswagen spannt, und über die Trübsalswolken dieser Welt im Triumph sich aufschwingt, wie der Sonnenadler über die Nebel der Alpenthäler“ — und endigt mit dem Zuruf an den Erwählten: „Tritt, meine Seele, auf die Starken! sey dein Feldgeschrei, und in die Jubelacorde seiner Harfe töne der Freudenschrei: Heah! die ewigen Höhen sind unser Erbe worden! Amen.“ Andere halten sich glücklicher in der Mitte, zwischen Kühl und Heiß, und reden bald in kurzen, kräftigen Sätzen, bald in wohlgeordneten Perioden, bald mehr zur Lehre, bald mehr zur Ermahnung. Aber alle diese Verschiedenheiten thun dem Leser der ganzen Sammlung eher wohl als weh, denn sie verstärken den lebendigen Eindruck davon, daß die Wahrheit, welche Alle gründlich predigen, Jeder in seiner Art, von einem Jeden aufrichtig erkannt und bekannt werde. Nur von einer Predigt, welcher wir übrigens christliche Wahrheit und redliche Absicht keineswegs absprechen wollen, können wir es auf die Gefahr hin, dem lieben Verf. damit wehe zu thun, nicht bergen, daß wir eine andere an ihrer Stelle zu lesen wünschten, es ist die Predigt über 2 Sam. 22, 2: Der Herr ist mein Fels —, weil darin nichts Anderes als eine übertriebene und spielende Auseinanderlegung dieses Bildes sich findet. Kein Bild soll überhaupt bis auf's Letzte zerlegt werden; keine Predigt soll ganz und gar in einem Bilde sich bewegen; und kein Prediger soll eines Anderen Manier nachahmen wollen, denn was bei dem Einem um der Natürlichkeit willen noch weniger mißfällt, steht dem Anderen vielleicht desto übler an.

Gehen wir noch näher auf den eigentlichen Inhalt der Pred-

missionen gegen die Berunglimpfungen des Herrn Otto v. Rokebus u. s. w. (Basel, Verlag des Missions-Institutes.)

digten ein, so finden wir zwar hier den Fleiß der Heiligung, mit Hinweisung auf die darnach gemessenen Grade der Seligkeit, mehr hervorgehoben, dort die Rechtfertigung des Gottlosen aus dem Glauben — hier mehr von den Früchten der Gottseligkeit im Wandel, dort mehr von dem inneren Wiedergeburtsgrunde geredet — wie ja die Schrift selber zwischen solchen Gegensätzen sich bewegen muß; aber nirgends zeigt sich eine so völlige Einseitigkeit, daß sie zur eigentlichen Lehre würde. Die Stelle S. 135. etwa: „Es kann einer noch in großer Schwachheit seinen Wandel führen, und seine Schuld in einer bedeutenden Weise noch täglich vergrößern — und doch kann er so eng wie irgend Jemand in das Landlein der Lebendigen mit eingeflochten seyn, und im Besitz derselben Gottesliebe stehen, wie ein Paulus und Johannes“ — diese Stelle streift unseres Bedünkens ein wenig daran. Auch thut es uns leid, daß die zwei schönen Abendmahlspredigten grade beide dem Reformirten Lehrtypus angehören, und fast gar nichts von der eigentl. sakramentl. Verbindung des wahren Leibes und Blutes Christi mit dem Brode und Wein aussprechen. Wenn es S. 120. heißt: „Das Fleisch des Menschensohnes ist seine menschliche Natur, namentlich Alles, was er in derselben zu unserm Heil und an unserer Statt gethan hat — sein Blut ist sein Leiden und die kostbaren Früchte desselben“ — so sollte wohl jeder gründlich forschende Christ die Unzulässigkeit solcher Erregung fühlen. Dieser geht die andere Predigt über das Sakrament, die letzte der Sammlung, nur daß, was über die Versöhnungslehre gesagt wird, noch der sicheren Klarheit ermangelt. Wer aber von der Wupperthaler Predigtweise Vorbehalt für die Frucht ohne Herzensernst, oder Schwärmer ohne Besonnenheit erwartet, der lese aufmerksam — wir könnten sagen, diese ganze Sammlung, wir wollen aber hervorheben: diese letzte Predigt. So wie dergleichen in der vorletzten sehr treffende Erklärungen sich finden zur Vereinigung aller Einseitigkeiten.

Wie steht es mit der Textbenutzung? wäre eine fernere Frage, wenn wir eigentlich recensiren sollten. Wir bemerken nur, daß sie uns im Ganzen sehr wohl gefällt, und zeichnen die vorzüglichste Durchdringung des Kraftspruches: Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn — in der zehnten Predigt aus, dergleichen die lebendige Anwendung der Geschichte des Kämmerers zur allgemeinen Lehre in der vierten. In die Emmaus-Geschichte wird von der ersten Predigt etwas zu viel hineingetragen, an den Hochzeitstext Joh. 2. die sonst so treffliche fünfte von der häuslichen Frömmigkeit etwas zu allgemein angeknüpft. Die neunte stellt ungewöhnlicher Weise zwar 2 Cor. 13, 5. als Text voran, wird aber hernach eigentlich zu einer Predigt über den Anfang der Bergpred. Dazu kommt, daß die Stufenfolge in den Charakteren der Seliggesprochenen gar nicht berücksichtigt, ja fast geläugnet, und die Gerechtigkeit, nach der man hungert und durstet, wie uns scheint, fälschlich bloß von der dem Glauben zugerechneten Gerechtigkeit Christi verstanden wird. Auffallende Einzelheiten sind z. B. noch, daß S. 16. die Freunde im Himmel (?), die man sich mit dem ungerechten Mammon machen soll, die Engel und Seligen sind, und S. 193. das „Bereiten der Stätte“ für ein bloßes „noch herrlicher schmücken und zieren“ genommen wird.

Was die Popularität anlangt, so wünschten wir dieselbe noch allgemeiner berücksichtigt zu finden. Es ist eigentlich keine ganz schlichte Predigt darunter, die auch für Jedermann und den Geringsten bequem verständlich und leicht ansprechend wäre; am meisten nähern sich dieser Aufgabe die Bettagspredigt und die von der häuslichen Frömmigkeit. Der durchgängig etwas höhere Ton der Wupperthaler Predigten mag vielleicht sehr natürlich daraus entstehen, daß christliche Erkenntniß und Bildung dort sehr verbreitet ist, und bei der reichlich dargebotenen Predigt des Evangeliums ganz unbewußt der einzelne Prediger auch durch die Form immer neu zu interessiren und anzuziehen sich bestrebt; allein man sollte doch der Schwachen und Niedrigen, die es gewiß dort wie allerwärts gibt, ja nicht vergessen. Je mehr einerseits Manche den Geschmack durch Geniales vermögen, desto angelegentlicher sollten Andere um des heilsamen Gegensatzes willen sich der schlichtesten Einfachheit befleißigen, damit ein Jeglicher hier oder dort grade das suchen und finden könne, was seinem Bedürfnis entspricht: das wäre dann eine schöne Vollständigkeit im Ganzen. Gradezu und jedenfalls tadelswerth bleibt die vornehmlich bei F. W. Krummacher, aber auch bei Anderen hie und da vorkommende Einmischung vornehmer und starrer Kunstausdrücke in die Kanzelsprache, wie: Revision der Fundamente — Realität — Basis — Asceſis — brillante Menschen-Ideale — kritisiren — Dokumente — Archiv der Schrift — die Sonde tiefer einsehen — permanente Wehmuth — Finale und Unigeno — die Gallerie des Heiligthums konnte nur mit dem Gemälde des Todes geschlossen seyn, u. dgl. Wenn S. 143. von „köstlichen Thränenperlen am Wimper des inwendigen Menschen“ die Rede ist, so mag wohl unter den Wenigen, die das verstanden, noch Wenigeren dies gezielte und verfehlte Bild gefallen haben. Das sind Einzelheiten, die wir deshalb rügen, damit man uns nicht partielle Lobpreisung des Buches, weil es von unserer Partei sey, Schuld gebe; und aus demselben Grunde erwähnen wir noch, daß unserm Gefühle der homiletische Egoismus des Predigers: „kein Aufschlagen (des Propheten Jesajas) fiel sein (Christi) Auge auf die Stelle in meinem Texte“ S. 173. — und wiederholt: mein Text, meine Textesworte S. 174. 180. — nicht zusagt, denn der Text ist ja so gut der Zuhörer Text als des Predigers während der Predigt. So wie endlich, daß eine Predigt am Todtenfeste in Barmen den Seitenblick auf das verkehrte Predigen, das man anderwärts an diesem Tage hören muß — wie es im Exordium S. 186. vorkommt, — füglich unterlassen konnte.

Noch die verehrten Männer, die Gott zu so kräftigem Zeugniß verordnet, ausgerüstet und vereint hat, mögen es nicht übel deuten, wenn auch ein bloß anzeigender Recensent den sich ihm darbietenden Adel nicht zu verschweigen um Freundes und Feindes willen für Pflicht hält. Die Hauptsache, die göttliche Wahrheit, welche sie predigen, bedarf unserer Anerkennung nicht, und wird dieselbe bei Allen finden, die beim Hören oder Lesen sich Herz und Verstandniß öffnen lassen von dem Herrn, der seinem Worte Bahn brechen möge in unserer Kirche je mehr und mehr, und noch manchen Ort und manche Gemeinden also damit segnen, wie er im Wupperthale gethan hat.

gcz.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 17. Oktober.

N^o 83.

Beleuchtung des Daumerischen Sendschreibens an Pfarrer Kindler von Dr. Joh. Wilh. Friedr. Höfling, Pfarrer zu St. Johst. Nürnberg, Verlag der Rawschen Buchhandlung. 1832. 176 S. 8.

(Fortsetzung.)

Vom allgemeinen Raisonement des philosophischen Gegners über menschliche Zurechnungsfähigkeit wollen wir nicht viel reden. Unser Verf. nennt es mit vollkommenem Rechte leichtfertig und oberflächlich, und fragt, ob sich ein Philosoph dessen nicht schäme? (S. 4.) Die Philosophie redet hier nämlich wie der gemeine Menschenverstand, besser, wie der Hochmuth und Trotz des schuldberuhten Herzens: nicht ich habe es gethan, die äußeren Verhältnisse, die Naturgaben. Auf die Schlange provocirten die ersten Menschen. Die nachgeborenen Geschlechter auf — welche Ordnung? Woher die Verhältnisse? woher die Naturgaben? fragt auch unser Verf. Darauf bleibt die Modeweisheit die Antwort schuldig. Die ersten Menschen, so schlimm ihre Verläugnung eigener Schuld war, trafen es doch mit dem wirklichen Verführer. Die moderne Welt hat eine Natur, oder auch einen nexus causarum, die weder von Gott, noch von den Menschen, noch vom Teufel, die unschuldigen Regenten während einer Art von Interregnum spielen, man weiß nicht woher, noch wie hereingekommen, und auf sie schiebt nun der glückliche Sterbliche ohne Gefahr einer Blasphemie alle Schuld eigener Verkehrtheit und Sünde, alles Uebel und Elend und eben so alle Freuden und Erquickungen, vergnügt, weder vor Jemanden sich zu verantworten noch Jemandem danken zu müssen. Auch die neueste Philosophie kennt auf dem Gebiete der Sittlichkeit nur „natürliche oder anderswie bedingte Zustände“ (S. 4.). Nur daß ihr die Natürlichkeit nicht ein von Gott Verschiedenes, sondern Gott selbst ist, das Böse kein Böses (S. 49 fg.). Aber in dem Sendschreiben, das sich im Geleise des trivialen Geredes hält, wird dies Mysterium verschwiegen. „Und diejenigen, welche das Böse auf solche Weise zu entschuldigen und zu rechtfertigen keine Scham und Scheu haben, die sollten immer noch für Apostel der Menschenhoheit und Menschenwürde sich ausgeben dürfen?“ (S. 5.) Sie „die sich den inneren Menschen als ganz

von Neuerlichkeiten und Zufälligkeiten abhängig denken?“ „Es ist einer der auffallendsten Widersprüche des heftigen, sich selbst rechtfertigen wollenden Unglaubens, daß er in Einem Athemzuge gleichsam den Menschen vergöttlicht und in den Staub tritt. Wo es gilt, Gott die Ehre zu nehmen und die Erlösungsbedürftigkeit abzulängnen, da kann er nicht hoch, wo es aber gilt, die Sünde zu entschuldigen, da kann er nicht niedrig genug von den Menschen sprechen“ (Anm. S. 5.). Das Sendschreiben hatte aber nach einer Eregese, die Jedes in Jedem findet und nichts versteht, weil sie nichts verstehen will, Beweise für die Zurechnungsunfähigkeit in der Schrift gefunden. Denn sie soll aus-sagen, daß der Mensch keinen Sinn für's Göttliche 1 Cor. 2, 14., keine Kraft, freie Selbstbestimmung zum Guten habe 2 Cor. 3, 5., daß Gott Wollen und Vollbringen wirke Phil. 2, 13.

Die klare Entwicklung des in diesen Stellen liegenden Sinnes S. 9—19. unserer Schrift ist um so beachtenswerther, je häufiger auch sonst schon zwei dieser Stellen gemißbraucht worden sind. Mit leichter Mühe nämlich wird in Bezug auf 2 Cor. 3, 5. aus dem Zusammenhange und den Worten gezeigt, daß sie das gar nicht beweise, was sie beweisen solle. Der Apostel redet dort von seiner Erkenntniß Jesu Christi, zu dessen Dienste er berufen worden sey und sagt, daß er die Tüchtigkeit dazu nicht aus sich habe. Man pflegt hier wie bei 1 Cor. 2, 14. statt des Bestimmten gern ein allgemein Gutes, Göttliches zu substituiren, um aus einem der Schrift angebichteten Vorder-satz allerlei Schlussfolgerungen zu ziehen, über die man sich dann, wie häufig angegeben wird, zur Ehre Gottes entsetzt. Eine Erkenntniß des göttlichen Gesetzes, ein Thun gesetzlicher Werke *) ist dem natürlichen Menschen, der Schrift zufolge, allerdings eigen. Die Erkenntniß der seligmachenden Wahrheit, die Früchte des Glaubens, die Werke reiner Gottesliebe, also das Thun des wahrhaft Guten liegt aber nicht in einer dem gefallenen Menschen eigenen Kraft. Daß aber darum, wo diese Erkenntniß und dieses Thun in einem Menschen nicht lebendig wird, die Schuld davon auf Gott zurückfalle, der das Wollen und Vollbringen nicht gewirkt habe, dafür kann Phil. 2, 13. nur ange-

*) Die gewöhnliche Auffassung jedoch von Röm. 2, 15. scheint uns aus sprachlichen und Gründen des Zusammenhanges nicht richtig.

führt werden, wenn man die Worte (wie im Sendschreiben, so herkömmlicher Weise) lediglich aus allem Zusammenhange gerissen betrachtet. Es wird gut bemerkt (S. 14.), wenn das eine vernünftige Auslegung heiße, in jede Stelle, unbekümmert um den Zusammenhang und die sonstige Ideenverbindung des Autors, so viel hinzuzulegen, als dem Verstande nach liegen kann, so könnte man in diesen Worten des Apostels auch eine Rechtfertigung der pantheistischen Ansicht, daß Gott Alles in Allem wirke, erblicken. Und nun folgt mit großer Genauigkeit und Treue eine Entwicklung der ganzen Lehre des Apostels in diesem Punkte und der angeführten Worte besonders. Gegen die Meinung, als höre menschliches Wirken und freie Selbstbestimmung auf, wo Gott Wollen und Vollbringen wirke, heisst es unter Anderem (S. 18.) treffend: „Wenn nur da freie Selbstbestimmung statt fände, wo Gott nicht wirke, so könnte sich das Geschöpf nur in dem Verhältniß der Freiheit nähern, in welchem es immer Gott entferneter würde, und nur bei dem Teufel könnten wir eine ganz freie Selbstbestimmung im Sinne des Verf. annehmen.“

Die gemißbrauchte Stelle Röm. 9, 16. „es liegt nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen,“ führt nun unseren Verf. zu einer Entwicklung von großer allgemeiner Wichtigkeit, zur Darlegung nämlich von Ansicht und Inhalt des ganzen 9ten Capitels. Die uneingeschränkste Prädestinationslehre war vom Gegner des Christenthums in dem einzelnen Verse gefunden und zur Lästerung der Schrift behauptet worden. Die einzelne Stelle ist S. 19—22. behandelt, und es wird zunächst aus 1 Cor. 9, 24., Hebr. 12, 1., 1 Cor. 12, 26., Phil. 3, 14., 2 Tim. 4, 7. gezeigt, wie der Apostel keineswegs von jedem Laufen und Nennen hier reden könne, während aus R. 31 und 32. desselben Capitels (verglichen mit 1 Cor. 3, 7., Ps. 127.) erhelle, daß das eigenmächtige, hochmüthige und werkgerechte Laufen gemeint sey, das die Juden von jenen Gütern ausschloß, welche nur die freie Gnade im Gegensatz zu jedem vermeintlichen Anrechte des Hochmuthes, insbesondere leiblicher Geburt und angelicher Gesetzeserfüllung, worauf die Juden pochten, ertheilte. Allein aus diesem praktischen Zwecke des Apostels sey das ganze Capitel zu verstehen. Die Durchführung des Verf. schließt sich nun in den wesentlichen Punkten an das von früheren und neueren Erregten unserer Kirche (wie z. B. von Tholuck) Gesagte an; einzelne abweichende oder besonders charakteristische Punkte heben wir hervor; die auch hier wieder hervortretende Schärfe und Präcision macht es zur genauen Würdigung nothwendig, die Argumentation ganz, nicht nur hier im Bruchstücke zu lesen. Eine Bemerkung können wir vorerst nicht unterdrücken, wie es uns mehr und mehr unbegreiflich erscheint, auf welche Weise man zu der dogmatischen Auffassung dieses Capitels, welche so unheilbringend auf die Kirche einwirkte, hat kommen und sie so lange vertheidigen können; daß wir nicht begreifen, wie der große Widerspruch, das Unvereinbare in Capitel 9 und 10. nicht die Wichtigkeit dieser Erklärung sogleich wenigstens zweifelhaft gemacht hat. In Capitel 9. soll der Apostel einzig allein zu beweisen suchen, daß auch die Verwerfung, die endliche Unseligkeit, wie die Erwählung, die endliche Seligkeit des Einzelnen lediglich im Willen Gottes ihren Grund habe, während Cap. 10. derselbe Apostel Alles aufbietet, die Juden zur Erkenntniß zu bringen, daß sie über kein Unrecht sich zu beschweren hätten, da sie nicht an den geglaubt hätten, von dem das N. T. schon Zeugniß gibt (10, 11. vgl. mit 9, 33.), daß sie auf die Predigt nicht gehebt hätten (10, 18.), daß sie ein unverständiges Volk seyen (10, 19.), und während der Herr die Hände nach ihnen

ausstrecke, sich nichts sagen ließen und weiterpaßten (10, 21.). Sollte der Umstand, daß der Apostel, wo es sich von Unseligkeit handelt, lediglich auf einen Grund in dem Menschen, wo er aber von der Seligkeit redet, nur auf die uns geoffenbarte und auf uns wirkende Gnade Gottes außer uns verweist, nicht darauf führen, wie eben keineswegs der Grund beider Zustände, sondern nur des einen, in Gott gesucht werden dürfe. *) Wie wenig haltbar wenigstens die Beweise seyen, welche man für das Gegentheil aus unserem Capitel zu ziehen pflegt, hat auch unser Verf. auf eine Weise gezeigt, die in den Hauptpunkten gewiß nicht widerlegt werden kann.

Die alleinige und zwar praktische Absicht des Apostels sey, sagt unser Verf., die freie Gnade Gottes im Gegensatz zu jedem vermeintlichen Anrechte des Hochmuthes bei den Juden, Anrechten leiblicher Geburt und der Gesetzeserfüllung (S. 22.). Dies beweist der Apostel vom 6ten Vers an durch Thatfachen, wo Gott besondere Gnadengaben nicht nach Werken oder Rechten der Geburt ertheilt hat. „Nicht von Seligkeit oder Unseligkeit ist hier die Rede, eben so bezieht sich der „Vorsatz“ nur auf die Begünstigung Jakob's, nicht auf die Verwerfung Esau's. Und wenn die Wahl nicht von äußerlichen Gründen abhängt, so ist damit keineswegs ihre Willkür gesetzt, wie denn überhaupt Paulus hier gar nicht zeigen will, wie man an dem Reiche Gottes Theil bekomme, sondern nur, worauf man nicht Anrechte gründen dürfe (S. 25.). R. 17. werde Pharaos als abschreckendes Beispiel hingestellt. Wir hätten hier gewünscht, daß der Verf. mehr auf die Verbindung dieses Verses mit dem vorhergehenden durch „denn“ eingegangen wäre. Es würde sich dann wohl eine engere Beziehung zu R. 16. ergeben haben, die auch für die Erklärung wichtig ist. Eben so möchten wir bei dem Worte „verhärteten“ nicht bloß auf den Orientalischen Sprachgebrauch uns berufen, sondern vielmehr hervorheben, wie die Schrift nirgends unterläßt, die natürlichen Folgen zugleich in ihrem Zusammenhange mit der göttlichen Weltregierung darzustellen, wonach jede beharrliche Gottlosigkeit eben so natürlich als nach göttlichem Gerichte, ihr Wesen forttreibt und das über sie verhängte Elend sich selbst zuzieht. Vielleicht dürfte, nach einer geringen Modifikation, der Inhalt von R. 14—18. der seyn: Paulus sagt dem Juden gegenüber, es spreche das Schriftwort gegen die Blasphemie, als handle Gott ungerecht, wo er wohlthut oder wo er straft. Gott selbst verweise auf seinen Willen, als letzte Instanz, sowohl in Segnungen als in Strafen. Mehr, glauben wir, liegt nicht in den Worten. Einem rechten Israeliten wäre die Hindeutung genug gewesen. Er hätte gewußt, wem Jehovah, der Herr seines Volkes, Verheißungen gibt und wem er droht, daß er den Hoffärtigen verwerfe, dem Demüthigen Gnade gebe u. s. w. Dieser Jude aber in dem Trotz des natürlichen Menschen weiß nichts davon, sondern fragt nun in gottvergebenem Hochmuth: was schuldigt er denn noch? Gewiß ist nun, daß der Apostel im Folgenden gar nicht auf die Frage selbst, sondern auf die Gesinnung des Fragenden eingeht. Doch glauben wir nicht wie der geliebte Verf. sagen zu können, daß der Apostel in den folgenden Worten bloß die Ansicht des Juden wiedergebe, der sich selbst zum widerstandsfähigen Stoff erniedrige, und so den Gegner mit eigenen Waffen schlage, so richtig es ist, daß wir aus anderen Äußerungen des Apostels

*) Vor vielen anderen Schriften möchten wir auch in diesem Punkte besonders auf Joh. Gerhard's confess. cathol. lib. II. p. III. S. 468 fg. verweisen.

(2 Tim. I. 21.) zur Genüge sehen, wie er es von der Gesinnung des Menschen abhängig mache, ob er ein Gefäß der Ehren oder Unehren werde. Die Worte nämlich sind doch, wie von Alters her bemerkt, gar zu deutliche Anspielung auf Worte des A. T. Und eben darum ist ihr Sinn so klar. Daß der Apostel ihn zunächst damit zu Boden schmettern will, indem er sagt: was unterstehst du dich, Thon des Töpfers, mit Gott zu hadern, scheint die erste Absicht. Die Anspielung selbst aber ließ bei ihrer Härte, wenn sie Eingang fand, dennoch keineswegs einen Israeliten auf den Gedanken kommen, als rede der Apostel von einem willkürlichen Verwerfen. Denn im Propheten selbst (Jer. 18.) konnte er ja lesen, daß der Herr dem Jeremias gebot, dem Töpfer zuzusehen, der einen anderen Tapp machte, als der erste ihm misrieth, und daß dann der Herr sprach: Kann ich nicht auch also mit euch umgehen ihr vom Hause Israel? u. s. w. Möglicherweise rede ich wider ein Volk und Königreich, daß ich's ausrotten, zerbrechen und verderben wolle; wo sich's aber bekehrt von seiner Bosheit, dawider ich rede, so soll mich auch reuen das Unglück, das ich ihm gedachte zu thun." Und plötzlich rede ich von einem Volk und Königreich, daß ich's bauen und pflanzen wolle; so es aber Böses thut vor meinen Augen, daß es meiner Stimme nicht gehorhet, so soll mich auch reuen das Gute, das ich ihm verheissen hatte zu thun." Also konnte nur dann der Tadel bei dem Gedanken an eine willkürliche Verwerfung bleiben und troßen, wenn er nicht einmal die eigenen Worte seines Propheten berücksichtigen wollte, auf die der Apostel mit Jüngern hinweist, damit er erkenne, woher das Recht seiner Verwerfung komme. Um so passender reißt sich dann nun das Folgende an, die Frage: wenn aber Gott mit so vieler Langmuth diese Gefäße des Zornes getragen hat, auch um seine Herrlichkeit an den Gefäßen der Barmherzigkeit zu bezeugen — was willst du dann sagen? Eine Frage, welche durch die Partikel selbst, als Gegensatz deutlich bezeichnet, keinen Augenblick ungewiß läßt, daß der Apostel sagen will: nicht nur vollkommen Recht hat Gott, das zu thun, sondern mit Langmuth hat er euch behandelt, um Verheißungen seiner Gnade in Erfüllung gehen zu lassen. Ueber die Art, wie B. 23. verbunden werden müsse, erklärt sich unser Verf. nicht. Ganz wird man ihm beistimmen müssen, wenn er (S. 32.) sagt: von einer Langmuth Gottes zu sprechen, wäre bei der Annahme, daß er selbst der Urheber der Verstockung ist, ein vollkommener Unfuss.

Sehr treffend sind die nun (S. 36—40.) folgenden Erörterungen über Willensfreiheit, Zurechnungsfähigkeit und das Verhältniß des Gesetzes zum Menschen. „Das Gesetz,“ heisst es u. A., als Erklärung von Gottes heiligem und gerechten Willen, „hat es nicht mit unserer, sondern seiner Kreatur zu thun, Gott berücksichtigt nicht das, was wir aus uns gemacht haben, sondern das, wogu er uns ursprünglich gemacht hat,“ jene einfache Wahrheit, die das ganze Gerede bodenloser Consequenzen, als Folge aus den Forderungen des Gesetzes die Integrität menschlicher Kraft, in seiner Nichtigkeit darstellt.

Indem wir die zunächst folgende Darstellung der philosophischen Meinung, welche der Gegner auf den Thron der gestürzten Offenbarung setzen will, und die entgegengesetzten Bemerkungen für den Schluß unserer Relation versiparen, gehen wir jetzt soalich zu den Winken über, die unser Verf. zur rechten Würdigung des A. T. S. 65 fa. gibt. Sie sollen als das, was sie sind, als Winke für spätere genauere Erörterung hier stehen. Je mehr eine subjektive Erbauung und eine glorreiche moderne Aufklärung das A. T. unter die verschollenen Dinge verweist, um so

verdienstlicher wird jede gegenheilige Bemühung seyn. Die Hauptpunkte, auf welche unser Verf. hinweist, möchten etwa folgende seyn.

Das A. T. nimmt allerdings eine untergeordnete Stellung ein; es ist eine Offenbarung Gottes in relativer Vollkommenheit, und der Unterschied zwischen dem N. T. ist nicht bloß quantitativer, sondern auch qualitativer Art. So wenig im A. T. irgendwo Unwahrheit, so wenig ist es ganze und volle Wahrheit. Das Fortschreiten der Offenbarung hängt zusammen mit dem Zustande des jedesmaligen Empfängers. Zuerst sinnliche Offenbarung dem gefallenem sinnlichen Menschen. Daher successive Fortschritte; die Propheten stehen höher als die Patriarchen. Die absolut wahre Religion ist erst durch das A. T. vorbereitet. Bloß im Gegensatz zum Heidenthum ist das Judenthum vollkommen wahre Religion. Eben so ist das A. T. keine vollständig und gleichmäßig nach allen Seiten hin entwickelte Offenbarung (2 Cor. 3, 6—11.; dann: der Kleinere im Himmelreich größer als Johannes); das Gesetz überbietet die Verheißung, der Zorn überwiegt die Gnade. Allerdings war die Gerechtigkeit vorbereitet, vom Glauben als ein Zukünftiges zu erfassen; aber es war nicht das Amt, das den lebendigmachenden Geist gab und die Gerechtigkeit predigte, sondern das Amt, das durch den Buchstaben (das Gesetz) tödtete und die Verdammnis predigte. Erst die verschuldete Verdammnis, dann die Gerechtigkeit des Glaubens. Grade in dieser Offenbarung des Zorns besteht das Werk der höchsten göttlichen Weisheit und der vorbereitenden göttlichen Gnade. Nur die völlige Begrifflosigkeit kann von einer Liebe Gottes sprechen, ohne den Haß der Heiligkeit gegen alles Böse anerkennen zu wollen.

In der speciellen Bezugnahme des A. T. auf die, welchen es gegeben ward, liegt denn auch der Grund, warum so häufig sinnliche Strafsprüche in der Gegenwart, warum die Aussicht auf ein künftiges Leben, wie die Gnade, im A. T. überall noch im Hintergrund liegt. Dem sinnlichen Volke mußte Gott sein strenges Halten über dem Gesetze, seine strafende Gerechtigkeit in der Gegenwart und in sinnlichen Erscheinungen zeigen. Das A. T. im Ganzen wie im Einzelnen kann nur aus dem einen Gesichtspunkt, der göttlichen Herablassung, verstanden werden. Die Nothwendigkeit liegt eben so sehr in der Endlichkeit des Geschöpfes und der Unendlichkeit des Schöpfers, als in dem sündigen Zustande des ersteren und der Heiligkeit des letzteren. Das nicht anerkennen wollen, heist behaupten, Gott habe den gefallenem Menschen in seinem Zustande sich selbst überlassen. Erkennbar ist es freilich nur bei der Erkenntnis des wahren, lebendigen Gottes. Weder die pantheistische Vorstellung noch der abstrakte Begriff von Gott, welchen das sogenannte reine Vernunftchristenthum hat, vertragen sich mit der Annahme einer solchen Herablassung. Vortrefflich ist S. 75—77. die Erörterung, warum dem nicht so seyn könne, im Gegensatz zu der Erkenntnis des lebendigen Gottes aus der Offenbarung, die uns auch dieses Verhältniß eröffnet. Halten wir, so fährt unser Verf. fort, die Idee der nothwendigen Herablassung recht fest, so werden sich die größten Schwierigkeiten lösen und wir werden mit Bewunderung der göttlichen Liebe erfüllt werden, wo der dieser Erkenntnis Unfähige nur Thorheit erblickt. Was nun nicht Herablassung, sondern ewige Wahrheit ist, ergibt sich aus der Schrift, als einem unzertrennlichen Ganzen, wo die späteren Offenbarungen, was in den früheren noch relativ unvollkommen ist, berichtigen. „Der Schatten, das Vorbild“ wird erklärt durch das, wovon er Schatten, Vorbild ist, durch das N. T.

Dann geht unser Verf. zu einer Widerlegung der Lasterungen über, die der Gegner des Christenthums aus einzelnen Stellen gezogen hat. Die Spekulation des Herrn Daumer nämlich, die ihn hatte sagen lassen (Andeutungen S. 50.): „so lange die menschliche Natur in ihrem Fürsichsein beharrte, blieb die Gottheit schrecklich, nicht weil sich's eine unaufgeklärte Menschheit so vorstellte, oder weil es auf einer gewissen Stufe des Bewußtseyns so erschien, sondern in der That,“ dieselbe Spekulation verschmäh't es — vielleicht im Gefühl des Unterschiedes zwischen dem Worte der Wahrheit und ihrer unheimlichen Fiktion — das N. T. als Bestätigung zu rühmen, sondern sie beliebt den Gott des N. T. ein zorn- und wuthschraubendes Ungeheuer, einen leidenschaftlichen, grimmigen, menschenwürgenden Barbaren (bei Höfling S. 72. vgl. S. 106.) zu nennen. In demselben philosophischen Tiefstimm müht sie sich ab, im N. T. die lächerlichen Vorstellungen eines körperlichen (2 Mos. 33, 21. u. a. St.), veränderlichen (1 Mos. 6, 6 fg. u. f. w.), vom Teufel bestimmten (Sob 2, 3.), Unrecht gebietenden oder begünstigenden (2 Mos. 20, 5, 3, 21 fg., 1 Mos. 30, 37 — 43. u. f. w.) Gottes zu finden. Und dann kehrt sich diese Spekulation zur Lasterung Christi und des N. T. Das Princip dieser Lasterung macht Höfling kenntlich (S. 151.). Die vortrefflichen und in jeder Hinsicht gelungenen Erläuterungen *) der einzelnen Stellen anzugeben, verbietet der Raum und die Absicht dieser Anzeige. Wir heben zur Charakteristik nur Bemerkungen allgemeinerer Wichtigkeit hervor. Nachdem der Verf. über die Nothwendigkeit der biblischen sogenannten Anthropopathismen und das Reale ihrer Grundlage gesprochen, das Alter dieser Einsicht durch passende Belege aus Tertullian und Origenes (S. 93 fg.) nachgewiesen, und dann den Begriff, den man mit den Ausdrücken Neue Gottes zu verbinden habe, mit großer Klarheit und treffenden Hindeutungen auf das von den Reformatoren und ihren Zeitgenossen hierüber Bestimmte, entwickelt hat, kommt er zu den Stellen, in welchen Herr Daumer Gott als menschenwürgenden Barbaren erblickt. Vielleicht ist es weniger der Zorn selbst, sagt Höfling dort (S. 108.), an welchem sich das Geschlecht unserer Tage bei Gott stößt, als nur die Aeußerung desselben. Macht man es ja mit dem Glauben an Gott überhaupt so. Als abstrakten Verstandesbegriff außer und über der Welt läßt man ihn gelten; nur aus der Rolle des gleichgültigen und unthätigen Zuschauers, die man ihm anzuweisen für gut befunden hat, soll er nicht heraustreten, nur in die Welt und ihren Lauf soll er sich keinen Eingriff erlauben. So würde man wohl auch den heiligen Zorn Gottes gelten lassen, wenn er ihn nur nicht merk- und fühlbar machte, wenn er ihn nur nicht wirksam werden

ließe, wenn er damit nur außer der Welt bliebe. — — Daß Völker zu Grunde gehen, wenn das Maas ihrer Sünden voll ist, das lehrt uns die Weltgeschichte überall, und Jedermann rühmt dies als heilige Ordnung der Natur. Aber sonderbar! Wenn man statt des Gözen der Natur den lebendigen Gott als wirkende Ursache hier geltend macht, dann soll das Nämliche, was an der Natur als heilige Ordnung gerühmt und verehrt wurde, für Barbarei zu halten seyn. Man sieht aus diesem offensbaren Widerspruch aber wieder, daß das verkehrte Geschlecht nur schlechterdings den lebendigen, in seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit thätigen und wirksamen Gott nicht haben will (S. 110.).

Mit den Lasterungen der Person unseres Heilandes, welche unser Verf. von Seite 136. an abweist, wollen wir dies Blatt nicht beflecken. Aber die Erläuterungen über den verfluchten Feigenbaum, die Gergesener, das kananäische Weib, die Weissagungen des jüngsten Tages und über die ewige Unseligkeit sind in jeder Hinsicht trefflich geeignet, das Verständniß der Wahrheit dem christlichen Bibelleser gegen die Verdrehung unchristlicher Bosheit zu sichern. Besonders möchten wir auf S. 153 fg., die Erörterungen über die Art der Weissagung, verweisen.

Nehmen wir uns jetzt zu dem Princip, von welchem aus Herr Daumer zu solchem Urtheile über die Schrift gekommen ist, so erklärt er sich (bei Höfling S. 56.) hierüber also: „Ich habe nichts, was ich als Maasstab anlegen könnte, als die von Allen, was ihr äußerlich ist, unabhängige Erkenntniß des Wahren und Guten in mir, mein denkendes Erkennen, mein sittliches Bewußtseyn, und ich werde überall auf dieses selbstständige Erkennen und Bewußtseyn, als auf das Letzte und Höchste zurückgetrieben, bei dem allein nicht weiter zu fragen ist, ob mir Betrug und Einbildung nicht etwa einen Streich spiele.“ Der spekulative Tiefstimm stellt hier das Princip des gewöhnlichsten Nationalismus als das seinige hin, während er doch anderwärts (Andeutung eines Systems spek. Phil. S. 44.) demselben Nationalismus Hohlheit und Seichtigkeit beilegt und von ihm aussagt, daß er in der That kein Christenthum mehr sey.

In dem ganzen Sendschreiben lesen wir nichts von dem Inhalte des Daumerischen denkenden Erkennens, bei welchem nicht weiter zu fragen ist, ob Betrug oder Einbildung nicht etwa einen Streich spiele. Denn es ist in der That und Wahrheit nichts als die gemeinverständlichste, vom obbenannten Principe ausgegangene Lasterung der heiligen Schrift neben trivialen Alltagsbemerkungen, wie sie der Haufe zu machen pflegt. Die Mystereien seiner Philosophie hat er als nefanda im eigentlichen Sinne des Wortes betrachtet. Das Sendschreiben, für die Masse des Volkes berechnet, redet daher in ihrer Sprache und ihren Gedanken, der Gründer einer neuen Religion muß vorläufig die alte mit den Waffen zerstören, wie sie die herrschende Sittenlosigkeit und Unwissenheit im göttlichen Worte fordert, die neue Religion, der gewöhnlichen Denkart als unverständlich widerstrebend und in der herrschenden Meinung weniger Anklang findend, wird verschwiegen und so operirt der Philosoph zu Gunsten eines unbekannten Gottes, indem er ihn einstweilen noch hinter dem Vorhange läßt und nur vorläufig die, dem Namensbekenntnisse wenigstens nach, allgemeinen Heiligthümer der christlichen Völker mit dem Rothe der ordinärsten Gottlosigkeit besudelt. Es ist ein faktisches Beispiel der beliebten Accommodation.

(Schluß folgt.)

*) Wir würden vielleicht nur noch etwa zu den Stellen 2 Mos. 3, 21 fg., 11, 2, 12, 33 fg. bemerkt haben, daß ein Theil des Mißverständnisses mit in der Deutschen Uebersetzung, dem Wort „entwenden“ liege, als ob nämlich der Darstellende selbst den Begriff einer unredlichen und einer von Gott gebotenen Handlung verbunden habe. Das Hebräische Wort heißt einfach: nehmen (nizzel). Das Betrüglische bezeichnet ga'al, das Gewaltthame gad'sal 1 Mos. 21, 25, 55, 12., vgl. Ezechiel 28, 24., Jerem. 22, 3. Eben so bestimmte Ausdrücke für Trug 2 Mos. 5, 9., Betrug Ps. 32, 2., List 2 Mos. 21, 14., Nicht 9, 31. u. f. w. Wie wenig in unserem fraglichen Worte an sich die Bedeutung des betrügerischen Nehmens, was unser Entwenden ausdrückt, liege, beweist der Umstand, daß es eben so sehr auch erröthen, befreien bedeutet.

•) Manilius.

Gottes ist. *) Die Welt ist ein verwandelter Gott und wie Gott die Welt geworden, so strebt die Welt, wiederum Gott zu werden. Gott war zwar im Anfang, d. h. vor der Natur und Welt, in sich und durch sich selbst zur Persönlichkeit, zur freien, selbstbewußten Geistigkeit bestimmt; aber da er seine Ideen verwirklichen wollte, und dies nur dadurch konnte, daß er selbst Alles wurde, was werden sollte, so hat er sein Selbstbewußtseyn und seine Persönlichkeit der Welt zum Opfer bringen, er hat sich zu ihr entäußern, sein Wesen in sie versenken, sich in ihr verlieren müssen. So ist Gott freiwillig gestorben, um in der Welt wieder zu leben, und nur der Tod Gottes ist das Leben der Natur und der Welt. Freilich sucht der von sich gekommene Gott wieder zu sich zu kommen, aber er kann dies nur auf dem Wege stufenweiser Entwicklung, und nirgends, als im religiösen und spekulativen Bewußtseyn des Menschen. Das Wissen des Menschen von Gott ist daher zugleich das einzige Wissen Gottes von sich selbst. Gott bedarf des Menschen, weil er nur in ihm sich ein Bewußtseyn geben, nur in ihm zu sich selbst kommen und aus seiner Nacht sich befreien kann. Der Mensch hat vor Gott das wahre Bewußtseyn und Denken, den Besitz seiner selbst voraus. Das emporhebende Göttliche steht auf der gegenwärtigen Stufe der Entwicklung nicht über, sondern unter dem Gehobenen, dem menschlichen Gemüthe. Gott im vollsten Sinne des Wortes und individuelle Unsterblichkeit sind nur noch im Streben der Natur und des Geistes. Unsere Sehnsucht reicht weiter als die Wirklichkeit dieser ganzen jetzt bestehenden Welt der Natur und der Geister, und noch fehlt es für sie kein anderes Leben der Stille und Erfüllung. Von des Herzens Sehnsucht muß gefordert werden, daß sie Vernunft annehme, sich in das Mögliche und Nothwendige füge, und nicht verlange, daß das, was für das Weltall und die ganze Geisteswelt erst werden muß, für individuellen Wunsch und Bedarf schon sey. Wer nicht Welt und Menschheit als Eins fassen kann u. s. w., wer in Desperation geräth, wenn er sich in der Gefahr sieht, sein beschränktes individuelles Seyn dem Ganzen aufopfern zu müssen, ist an Geist und Gemüth ein Schwächling und zur Erfassung des Wahren untauglich. Das Ziel der ganzen Weltentwicklung, welches aber erst in Folge einer großen Katastrophe und nach dem Ende der gegenwärtigen endlichen Welt verwirklicht werden kann, ist das, daß Gott als persönlicher Weltgeist die zu individuellem Daseyn entwickelte und geliebte Welt als den Organismus seines eigenen Lebens befaßt und durchherrschet.

Das die angeblich neue Weisheit, welche die Weisheit des geoffenbarten Wortes zu Schanden machen will. Das der Göthe, der dem lebendigen, persönlichen, heiligen, barmherzigen Gott gegenübergestellt wird. Eine speciellere Kritik gehört nicht hieher. Die Evangelische Kirche nimmt von solchen Geburten nur Nothig. Es genügt, anzuführen, was Höfling (S. 49.) vollkommen richtig bemerkt: „Neues können wir in diesem System wenig oder nichts finden. Eigenthümlich ist dem Verf. fast nur die Annahme, daß Gott schon vor seiner Entäußerung zur Welt zu freier, selbstbewußter Persönlichkeit entwickelt und bestimmt gewesen sey. Ob er aber mit dieser Annahme das System der Identitätsphilosophie vervollkommenet und verbessert und nicht vielmehr erst eine Ungereimtheit hineingebracht hat, das wollen wir in Frage gestellt seyn lassen. Die bisherigen verwandten Systeme lassen Gott, der sich in seinem ursprünglichen, gegensatzlosen Zu-

stande seiner selbst nicht bewußt ist, durch das Suchen dieses Bewußtseyns zur Objectivierung, zum Schaffen des Gegensatzes, zur Entäußerung seines Wesens zur Welt gedrängt werden. Hier erscheint also diese Selbstentäußerung Gottes hinreichend begründet, und den Uebergang vom Zustande der Bewußtlosigkeit zu dem des Selbstbewußtseyns können wir uns wenigstens denken. Wie aber ein einmal zur freien Persönlichkeit und zum vollkommenen Bewußtseyn entwickelter Gott wieder unpersönlich und bewußtlos werden könne, das können wir nicht begreifen.“

Eine zweite Verschiedenheit dieser Philosophie finden wir darin, daß sie weniger wie andere Systeme im abstrakten Gebiete metaphysischer Spekulation bleibt, daß sie vielmehr mit vernichtender Frechheit in das Heiligthum des sittlichen Lebens eingreift. Sie muß es, da sie ja Grundlage der neuen, absoluten Religion seyn will. In dieser Hinsicht stimmt sie vollkommen zu den anderen Zeitercheinungen, die jegliche göttliche Ordnung umkehren und zu Spott machen, um der Zügellosigkeit einen Thron zu erbauen. Damit nichts erhaben sey im Himmel und auf Erden als der Hochmuth des eigenen Herzens, tritt dieses Geschlecht auch Gott noch unter seine Füße. Der Mensch über Gott, Gott von des Menschen Gnaden — ein herrlicher Wahlspruch für unsere Zeit! Was soll die Tugend christlicher Demuth?

„Nicht mehr das Hingeworfene, Schuldgedrückte,
Demüthig glaubend, hoffend Staubgebücker —
Was frei und kühn sich regt in seiner Welt,
Das ist's, was Gott sich sucht, was ihm gefällt.“

so sagt die neue Religion. *) Was reden wir von Sünde und Neue, Versöhnung und Erlösung?

„Was gesch'nt ist, nicht bereu' es
Schlagend an die wunde Brust;
Lebe nur ein bess'res Neues,
Und vergiß den alten Wust!“

so die neue Erkenntniß. **) „Eine neue Religion wäre das freilich. Alles, was man bisher als nothwendige und wesentliche Bestandtheile der Religiosität angesehen hat, — Demuth, Buße, Zucht vor einem heiligen und gerechten Richter, Verlangen nach Gnade, Vertrauen auf eine über dem Einzelnen, wie über dem Ganzen, mit selbstbewußter Weisheit und Liebe wachende Vorsehung, Hoffnung auf Unsterblichkeit, Gebet etc. — siele hier weg. Die Frömmigkeit könnte nirgends als einerseits in stolzer Disignation, andererseits in der Vergötterung des Begriffs, in der Anbetung des Gedankens ihre Nahrung finden“ ***)

„Wollen wir ein Gleichniß gebrauchen,“ sagt Höfling eben so schön als wahr, †) „so erscheint das Universum, nach dem Lehssystem des Pantheismus, als ein großer, aus der ihm einwohnenden und eigenthümlichen Kraft durch alle Räume und Zeiten sich ausbreitender Baum. Christus ist dessen höchste Blüthe, und freilich ist die höchste Blüthe eines solchen Baumes wunder schön, es freuet sich ihrer der Baum selbst, der sie erzeugte, und alle anderen Blüthen des Baumes neigen sich zu ihr. — Aber sehen wir näher zu und fragen, was nach dieser Vorstellung das Böse ist und die Erlösung, so ist wohl klar, daß ein solcher Baum, der aus eigener Kraft eine solche Blüthe herreibt, keine faulen Früchte bringen kann. Das Böse mag wohl nur der Schatten der bewegten Blätter seyn, und die Erlösung kann nur in der Mittheilung der Erkenntniß bestehen, daß wir

*) Dies und das Folgende bei Höfling S. 47—49..

*) S. 151. bei Höfling. **) S. 52. Anm. ***) S. 50. Anm. †) S. 51. Anm.

uns vor bloßem Schatten so thöricht entfesen. So erhebt sich der Weise nach diesem Systeme über alle Schrecken, und wandelt ruhig in der Anschauung des hohen Universums. Nicht bloß, was die Welt selbst Eitelkeiten der Welt nennt, liegt unter seinen Füßen, er ist auch aus dem furchtbaren Traume erwacht, den die Menge — (unter dieser Menge glaubten wir die Edelsten und Besten unseres Geschlechts zu erblicken) — noch fortträumt, aus dem verkehrten Traume von der Sünde, aus dem grauenvollen Traume der Reue.“

Wir schicken hier von dem geliebten Verf. mit dem innigsten Danke. Möge seine Arbeit gesegnet seyn an den Gemüthern solcher, die in aufrichtigem Bestreben, aber noch auf dem schwankenden Boden der Zeit, selbst schwanken und taumeln. Wir können zum Schlusse nicht eine Parallele unterdrücken, die uns grade für unsere Zeit wichtig scheint, wiewohl sie an sich freilich nichts als die alte Wahrheit erweist, wie der Abfall von der großartigen Wahrheit, von welchem Ende er auch ausgehe, immer zu dem gleichen Ziele führe. Es ist etwas zur Genüge Bekanntes, bis zu welchem Grade die Wuth gegen die Offenbarung sich in den letzten Jahrzehenden, welche der ersten Französischen Revolution vorhergingen, in den Koryphäen der Zeit gesteigert hatte. Mit einer leidenschaftlichen Frecheit ohne Gleichen suchten in den 80er Jahren des 18ten Jahrhunderts Deutsche aus der Schule Voltaire's, Raynal's, Diderot's, La Mettrie's u. A., die sie

„Die Herkulesse der Vernunft
Des Wahren und des Schönen Richter,
Die Antipoden jener Zunft
Canonisirter Boswichter.“ u. s. w.

nannten, den Glauben an die Offenbarung zu untergraben. Ihre Gründe waren zum Theil wie die, welche ein Theologe unserer Tage Resultat tiefer wissenschaftlicher Forschung zu nennen sich nicht entblödet hat, z. B. daß, wie die Physik lehre, der Himmel kein besonderes Firmament sey, wohin man fahren könne“) u. dgl. Die christliche Religion sollte auch exilirt werden. „Der Grundsatz, daß der Staat nicht ohne Religion bestehen könne, ist ein Steckpferd für Tyrannen, welche kein anderes Vehikel haben, sich zu behaupten. Fällt dieses Pferd um, so hört der Lohn auf, Tyrann zu seyn. Die Gesetzgebung verändert ihre Achse. Das an der Feinesführen und das Häckerlingsfüttern in der politischen Reitschule kommt ab. Das dürfte allerdings eine wichtige Epoche, nämlich die Epoche des Völkerglücks, der tugendhaften Regierungen, der Menschlichkeit und der Harmonie der Gesehe seyn.“ Die Epoche des Völkerglücks ist ja bald darauf eingetreten. Es ist das gräßlichste Blatt, das bis jetzt die Geschichte aufzuweisen hat.“ Das Steckpferd für Tyrannen, „der Zaum für den Pöbel,“ ist grade so ja auch ein Hauptvorzug des Christenthums, den die neueste Philosophie kennt, was sie freilich nicht hindert, dieser Religion wo möglich ein Ende zu machen. Und während sie selbst ihren Pantheismus als Ersatz bringen will, so war auch jenen Leuten eine von der Kemptische Alleinslehre eine Weisheit, die sie in höchstem Pathos preisen. „Verachtend“ sieht ein solcher

„in allerlei Gestalten
In dieser niedern Welt die Vorurtheile walten.
Mein Geist erhebt sich kühn zur höhern Region,
Und naht in stolzem Flug sich, Götter, eurem Thron:
Alles ist nur Eins!“ das ist das Thema, über das er sich dann,

als über eine absolute Wahrheit, ergießt. *) Es ist völlig gleichgültig, daß die Art dieser Ansicht nicht mit der jüngsten Philosophie identisch ist. Das nur ist wichtig, daß eine Periode, die bereits ihre Früchte getragen hat, so viele Anflänge in unseren Tagen findet. Wir sehen nun dieselben Leute, diese Apostel des Völkerglücks, der Menschlichkeit, der Aufklärung tiefer und tiefer hinabtaumeln. Nicht schreckt sie die göttliche Heiligkeit, Gesetz und Gewissen; der „ideale Preis“ ihres Lebens ist „das Urtheil der Welt der Neigung vorzuziehen.“ **) Ihre Norm „mit weiser Mäßigung genießen.“ ***) Nicht schreckt sie der Tod; „Sterben heißt: von den Uebeln der Existenz genesen.“ †) Nicht kümmert sie ein künftiges Leben; ihre „Philosophie gibt die unbekannten Gegenden jenseits der Sinnwelt den Träumern und Narren preis,“ und das Wort des sterbenden Nabelais: *voilà la farce jouée*, ††) ist ihr Motto. Was gibt denn die neueste Weisheit, was solchen Ergüssen einen Damm setze? Vor uns sehen wir den Abgrund, der Fluch der Gottlosigkeit hat seine Brandspuren überall in der Geschichte; wir bitten und warnen, und das Zeugniß des Wortes Gottes, des zweischnedigen Wortes, predigt — aber verhärteten Herzen und tauben Ohren. Der Gehorsam des Glaubens war dem esprit fort im vergangenen Jahrhundert ein Uebing, die Offenbarung behalten, den dargebotenen Ersatz menschlichen Fabrikats verschmähen, kann ja auch nach dem neuesten System nur „ein Schwächling an Geist und Gemüth.“ Der Schwächling Pascal sagt: „Nichts zeigt eine größere Niederträchtigkeit des Herzens, als die Wahrheit der ewigen Verheißungen nicht zu wünschen. Nichts ist feiger, als gegen Gott den Beherrzten spielen.“ Der Prophet ruft: „Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsterniß Licht und aus Licht Finsterniß machen; die aus Sauer süß und aus Süß sauer machen; wehe denen, die bei sich selbst weise sind, und halten sich selbst für klug. — Darum wie des Feuers Flamme Stroh verzehrt und die Lohe Stoppeln hinnimmt, also wird ihre Wurzel verkaufen und ihre Sprossen auffahren wie Staub. Denn sie verachten das Gesetz des Herrn Zebaoth und lästern die Rede des Heiligen in Israel.“ Wir aber karren dessen, der gesagt hat: Wer mich verachtet und nimmt meine Worte nicht auf, der hat schon der ihn richtet: das Wort, welches ich geredet habe, das wird ihn richten am jüngsten Tage.

NRechtfertigung der Kindertaufe.

(Fortsetzung.)

Die Verzögerung dieser Fortsetzung hat für den Schreiber derselben die angenehme Folge gehabt, daß ihm derweil der Aufsatz eines anderen Mitarbeiters über denselben Gegenstand zu Gesicht gekommen ist. Er stimmt ihm mit herzlichster Uebergzeugung bei, und erlaubt sich nur die eine Bemerkung, daß die in der unmundigen Kindheit auch schon während des Moments der Taufe anzuerkennende Wirksamkeit des heiligen Geistes nicht wesentlich vom dem differirt, was die älteren Theologen den Glauben der Kinder nannten, den sie nicht als ein positiv entwickeltes Bewußtseyn, sondern als ein der kindlichen Natur analoges, noch in der Knoche verhülltes Aneignen der Gnade betrachteten. Daß ein solches statt haben kann und hat, ist von dem

*) Hyperbor. Briefe. 2, 154.

*) Hyperbor. Br. 3, 280 fg. **) Ebend. 3, 317. ***) 4, 35 fg. f. dort die entsetzlichen Consequenzen. †) 3, 259. ††) 2, 112. 136.

Verfasser des Aufsatzes schriftmäßig erwiesen. Demohnerachtet mag auch jetzt diese Fortsetzung nicht überflüssig seyn, insofern ich nämlich hier besonders von dem Gesichtspunkte ausgehe, den Nutzen der Taufe nicht sowohl in dem Taufakte selbst, als in ihrer Nachwirkung durch das ganze Leben hervorzuheben. Von diesem Standpunkte ist in der ersten Hälfte gezeigt worden, daß die Kindertaufe mindestens eben so nützlich als die Taufe der Erwachsenen, und soll nun noch gezeigt werden, daß sie noch weit nützlicher als dieselbe sey.

Wird die heilige Taufe erst im erwachsenen Alter ertheilt, so verliert ein großer Theil des Lebens, nämlich die ganze Kindheit und erste Jugend ihre gnadenreichen, heiligenden Einwirkungen, ohne daß dadurch das spätere Alter, welches an der Confirmation und Communion seine stärkenden Heilquellen hat, mehr gewinnt. Das Kind hat dann nur die Kindschast des Fleisches und Blutes, aber es hat noch nicht die göttliche Kindschast empfangen, noch nicht die Gnade Jesu, der ein Menschenkind war, um auch die Kinder zu Kindern Gottes zu machen, noch nicht das Pfand des heiligen Geistes; das Rad der Wiedergeburt und Erneuerung, der Heiligung und Reinigung von dem unsauberen Geiste und allem Bösem ist ihm noch vorenthalten. Welche Triebe und Kräfte zum Guten können also in ihm vorhanden seyn? keine als nur solche, die in Fleisch und Blut, die in der sündlichen, selbstsüchtigen Natur ihren Grund haben und also vor Gott nichts werth sind; nichts als sinnliche Lust oder Unlust, Furcht vor Strafe, oder Begierde nach Lohn und Lob bewegt es. Ein getauftes Kind dagegen, was durch die Taufesakramente in die Gnade Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes aufgenommen ist, kann schon früh daran erinnert werden, und dann sich selbst stets erinnern und kindlich glauben, daß es ein Kind Gottes ist; daß es im Himmel einen lieblichen, hocherhabenen Bruder hat, der zu seinem Besten auf Erden ein armes Kind war, viel für es litt, daß es darum auf sein Geheiß mit dem heiligen Wasser gewaschen ist, damit es rein sey an Seel und Leib und mit dem Bösen sich nicht wieder befleudele. Das sind die wahren Evangelischen Motive zur Heiligung, die aus einer schon empfangenen Gnade, nicht aber aus einer erst zu empfangenden hervorgehen, und grade um so wirksamer sind jene Motive, je mehr die Gnade uns ganz umsonst in einem Zustande geboten wurde, in dem von Verdienst und Würdigkeit, ja auch nur Dankbarkeit am wenigsten die Rede seyn konnte. Stellen wir die Taufe nicht an den Anfang, sondern in die Mitte des Lebens, so hat der Mensch in dem ersten Abschnitt desselben weder den Genuß der durch Christum erworbenen Gnadengüter — denn keine reelle Aneignung derselben hat noch stattgefunden — noch auch die Pflicht, die aus dem Genuße derselben hervorgeht. Er sieht überhaupt noch gar nicht unter dem Evangelium, sondern nur unter dem Geseze, und deshalb kann auch der Zustand des Menschen nur entweder ein ängstlich gedrückter, oder ein leichtfertiger sicherer, nie aber ein eigentlich geheiligter seyn. Ja nicht einmal dem Alten Bunde der Verheißung gehört er an, denn auch dessen Siegel fehlen ihm; wie viel weniger ist er ein Glied des Neuen! Fern und fremd seinem Heilande, dessen Sakrament man ihm versagt, kann in ihm nicht die Wiedergeburt aus dem Wasser und Geist begin-

nen; dem Fleische geboren bleibt er dem Fleische verhaftet und ist Fleisch, d. h. ein bloßer natürlicher Mensch, den nur egoistische Triebfedern bewegen, Joh. 3, 5. 6. Nur ein stumpfes, moralisches Urtheil, welches das Böse nur in seinen größeren und aröberen Erscheinungen zu erkennen vermag, kann jene fleischliche Natur der Kinder verkennen; die mit der der Erwachsenen dem Wesen und der Qualität nach identisch und nur dem Grade oder der Quantität nach geringer ist. Darum bedarf sie auch wie jene der Heilmittel, deren Wirkung zwar in ihr gleichfalls noch geringer, aber dennoch verhältnismäßig groß genug ist. Nur eine völlige Mißkennung der Identität der menschlichen Natur auf ihren verschiedenen Entwicklungsstufen, und der auf allen verhältnismäßig sie afficirenden Erbsünde kann die Kindertaufe verwerfen, die für die Jugend um so mehr als Gnademittel nothwendig ist, je mehr sich in ihr früh schon die Erbsünde durch wirkliche Sünden kund gibt, die ohne heiligende Gegenwirkung immer größer werden, und oft nur mühsam mit dem Schein der äußeren Gerechtigkeit bedeckt werden können.

Was ist es nun, was unsere Jugend heiligen soll, wenn es nicht die von dem Herrn verordnete Taufe ist? Die Taufe, behaupten wir, muß das Princip der christlichen Erziehung seyn; aus ihr allein kann sie abgeleitet werden. Daß eine vom Pelagianismus ausgehende Erziehung, die die menschliche Natur als gut voraussetzt und sie nur frei aus ihr selbst entwickeln zu müssen glaubt, nichts taugt, hat die Geschichte der neueren Pädagogik von Rousseau bis Pestalozzi, der in Folge seines Grundirrhums sein wohlgemeintes System noch am Ende seines Lebens durchstrich, sattsam bewiesen, und Jeder kann an jedem Kinde das Fehlschlagen einer solchen Erziehung, welche mit ihm auch seine Sünde groß zieht, selbst erfahren. Die rechte Erziehung muß nicht bloß Entwicklung und Förderung, sie muß eben so sehr auch Gegenwirkung gegen die Verderbnis der menschlichen Natur, insonderheit gegen die Erbsünde der Selbstsucht seyn. Dies haben ernste Pädagogen wohl erkannt, und haben daher statt jener selbstgefälligen und lazen Methode, die die Jugend immer mehr verdirbt, eine strenge und demüthigende eingeschlagen. Es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß hierbei die Kinder oft nur unter das Gesez und seine Zuchttrühe gethan worden sind, daß das fördernde Element der Erziehung durch das reprimirende ganz unterdrückt ward, und daß daher ein gedrücktes, scheues, knechtisch furchtsames Wesen der Jugend eigen ward, welches dann nur zu leicht wieder in das Gegentheil der Ungebundenheit und verstockten Sicherheit überschlug. Es gibt kein Drittes zwischen jener fleischlichen und dieser gesetzlichen Erziehung, als die Evangelische, welche sich auf die empfangene Taufe gründet. Jene beiden bringen den Menschen nicht aus seiner natürlichen Selbstsucht heraus; denn nur Nutzen und Genuß, Ehre und Lohn, Furcht und Strafe sind die Triebfedern, die sie in Bewegung zu setzen haben. Die Evangelische Erziehung dagegen, fußend auf der Thatfache des Taufbundes, ist eben so demüthigend für den Menschen als erhehend, so reprimirend als fördernd, und eröfnet die Selbstsucht in der Liebe Christi, aus dessen Tod in der Taufe das ewige Leben quillt, Röm. 6, 3 f.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 24. Oktober.

N^o 85.

Rechtfertigung der Kindertaufe.

(Schluß.)

Die Taufe drückt der unwürdigen Kreatur das Siegel der göttlichen Kinderschaft auf, eine Würde, die göttlich groß ist an und für sich selbst und noch größer wird durch den Gegensatz der Unwürdigkeit des Empfangenden. Diese hohe Würde zu bewahren, muß die Aufgabe des ganzen Lebens, und sie in der Jugend schon hervortreten zu lassen, das Hauptziel der Erziehung seyn. Wie armselig ist daneben das selbstliche Ehrgefühl, das point d'honneur der eigenen Menschenwürde, welches nur durch den verfeinerten Egoismus des geistlichen Stolz den größeren der thierischen Lüste niederzuhalten sucht. Die Kinderschaft Gottes ist das Höchste, was einem Menschen zu Theil werden kann, und doch kann sie ihn nicht hochmüthig machen, weil sie aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ihn all sein Verdienst und Würdigkeit, ihm in der Taufe geschenkt ist. Hoch aus Gnaden — dies ist es, was zugleich erhebt und demüthigt, die Gemeinschaft mit Gott und den Abstand von ihm zugleich fühlbar macht, und die Seele eben so mit göttlicher Würde als mit kindlich dankbarer und hingebender Liebe erfüllt. In dieser Gesinnung allein können Christen Kinder als Kinder des Hauses Gottes frei und edel und doch mit heilsamer Zucht und weiser Strenge erzogen werden; diese Gesinnung kann aber nur aus der Taufe hervorgehen; denn ohne sie sind die Kinder entweder nur jüdische Kinder des Gesetzes, oder heidnische Kinder der Natur. — Die Taufe gibt aber die göttliche Kinderschaft nur in und mit der Vergebung der Sünden oder der Gerechtigkeit Christi, des Sohnes Gottes, der nur durch die Vergebung unserer Schuld uns die Macht gegeben, Kinder Gottes zu werden, Joh. 1, 12. Sie versenkt den Säugling in den Tod des Herrn, Röm. 6, 3 f., sie taucht ihn in sein Leiden, sie löset den Fluch des Gesetzes mit dem Lösegeld seines Blutes, sie wäscht alle Brandmale der Schuld von ihm ab, Eph. 5, 26 f. Die Taufe ist nicht selbst die Erlösung, aber sie ist die Zueignung der Erlösung vom Fluche der Sünde; das getaufte Kind erst ist ein erlöstes; es ist gerechtfertigt und gereinigt vor Gott, und mit der Unschuld Christi geschmückt. Welche Verpflichtung,

welcher Antrieb liegt hierin für das Kind und seine Erzieher, das empfangene Kleid der Gerechtigkeit von aller Befleckung durch wirkliche Sünde und Untugend möglichst rein zu erhalten, und den Bund der rechtfertigenden Gnade, den Bund des guten Gewissens mit Gott, 1 Petr. 3, 21., unverletzt zu bewahren und die schon verheißene Seligkeit nicht mutwillig zu verschmerzen. Wie irrig ist es daher, den Segen der Taufe vermehren zu wollen, dadurch, daß man sie aufschiebt, da nicht die erst zu empfangende, sondern nur die schon empfangene Taufe die Kraft der Gnade hat, die zur Heiligung treibt. Denn eben indem sie rechtfertigend ist, ist sie auch heiligend, und so wie sie im Namen des Vaters die Kinderschaft und im Namen des Sohnes die Rechtfertigung, so gibt sie auch im Namen des heiligen Geistes die Verheißung und die Kraft der Heiligung; sie ist das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung des heiligen Geistes, welchen er ausgegessen hat über uns reichlich durch Jesum Christum unseren Heiland, Tit. 3, 5 f. Ohne die Taufe, die uns faktisch mit unserm Heiland verbindet, gibt es keine Gemeinschaft des heiligen Geistes und also auch keine Heiligung und Erneuerung, die überhaupt nur in dem gerechtfertigten Kinde Gottes stattfinden kann. Aber ohne den heiligen Geist, der den alten Menschen unterdrückt und den neuen zum Bilde Gottes herantreibt, gibt es auch keine christliche Erziehung. Wie soll aber der Geist der Gnade einem Kinde erbeten oder mitgetheilt werden, was noch gar nicht in den Bund der Gnade aufgenommen ist, und weder den Sohn noch den Vater hat, sondern nur unter dem Naturtriebe oder höchstens unter der Herrschaft des Gesetzes steht? Man wird sagen, daß es durch das Gnadenmittel des Wortes könne bearbeitet werden. Allein dies kann ohne die Taufe, so weit es wenigstens das Wort des Evangeliums anlangt, nur unbestimmt und im Allgemeinen geschehen, weil die faktische Beziehung desselben auf das Individuum, oder die Versiegelung seiner Gnadenverheißungen, die eben durch die Taufe an den Individuen geschieht, noch mangelt. Höchstens kann ein ungetauftes Kind zu einem künftigen Christen oder Kinde Gottes, nicht aber als Christ, als Kind Gottes erzogen werden, und dies ist ein großer Unterschied. Immer kann in jenem Falle nur die gesetzhliche Richtung vorherrschen, die, wenn sie in strenger Wahrheit geübt werden soll, die liebliche Frische und Freude

der Jugend, statt sie zu heiligen, unterdrückt, und daher nur zu leicht wieder der fleischlichen Lasterheit weicht. *) Man wende nicht ein, daß ja nach der Dekonomie der Offenbarung das Gesetz des Alten Bundes dem Evangelio des Neuen der Zeit nach vorgehe. Denn erstlich hatte auch der Alte Bund sein Evangelium der Gnade und der Zukunft des Erlösers und ein Siegel desselben (Röm. 4, 11.) in der Beschneidung der Unmündigen, und zweitens läßt sich ja die Vergleichung der geschichtlichen Zeitalter und der menschlichen Lebensalter nicht auf alle Verhältnisse derselben ausdehnen, und drittens ist überhaupt das Gesetz und das Evangelium, so wie der alte und neue Mensch in uns, nicht bloß etwas Successives, sondern auch etwas Coexistirendes, und gerade in der Coexistenz derselben besteht ihre beiderseits heilsame Wirksamkeit, indem sie nur so gleichmäßig sowohl dem Trost als der Vergeltung des natürlichen Menschen entgegenwirken. Auch das getaufte Kind steht durch die Heberrettung der Sünde des alten Menschen fortwährend noch unter dem Gesetze, und die Taufe soll durch das ganze Leben hindurch ihrer eigentlichen Bedeutung nach (Röm. 6, 4.) sowohl eine mortificatio veteris als eine vivificatio novi hominis bewirken, worin ja eben das christliche Leben hier auf Erden besteht, welches kein Seyn, sondern ein Werden ist. So wie unser natürliches Leben aus der natürlichen Geburt, so soll unser geistliches Leben aus der in der Taufe im Kleinen begonnenen Wiedergeburt immer größer werdend sich fortsetzen. Alles, was zur Mortifikation des alten und dadurch zur Belebung des neuen Menschen oder zur Heiligung dient, also auch alle Trübsale des Lebens (welche oft die Schrift versenkenden Wassern vergleicht) sollen in der Kraft und in dem Glauben der Taufe, als zu ihrer Wirksamkeit gehörig, und der Tod des alten Menschen, der im Glauben an den Tod Christi zur seligen Auferstehung des neuen führt, als die Vollendung derselben angesehen werden. „Da verstehst du nun,“ sagt Luther vom Babylonischen Gefängnis der Kirche, „daß Alles, was wir in diesem Leben thun, das da dienet, das Fleisch zu tödten und den Geist lebendig zu machen, zu der Taufe gehöre, und Alles, was wir leben, soll die Taufe seyn und das Sakrament der Taufe erfüllen. Das Sakrament der Taufe ist nicht ein geschwinde übergehender Handel, sondern ein beständig währender; denn obgleich derselben Gebrauch bald vergehet, so bleibt doch das bis in den Tod, ja bis zur Auferstehung am jüngsten Tage, was dadurch bedeutet wird,“ Walch. Th. 19. S. 81. 82.; vgl. auch im kleinen Katechismus die Frage: Was bedeutet solch Wassertaufen?

Wenn demnach die heilige Taufe in unserer tief gesunkenen Zeit, wenn insonderheit die Kindertaufe nicht kräftig und heilbringend auf das ganze Leben wirkt, wenn die Wassertaufe nicht Geistestaufe wird, so ist es nicht ihre, sondern unsere Schuld; es ist die Schuld des Unglaubens an das göttliche Sakrament, der lauen Geringschätzung aller Gnadenmittel, und der verbreiteten Irthümer in den göttlichen Dingen überhaupt. Die Christenheit ist dadurch abermals in ein Babylonisches Gefängnis gerathen, woraus nur eine gläubige Rückkehr zu dem alten Evangelischen Zion sie befreien, und statt der unheilkräftigen Irthümer ihr die heilkräftigen Wahrheiten wiedergeben kann. Derweilen müssen wir Fleiß thun, mit Gottes Hülfe dem verführerischen Irgeiste nachdrücklich zu widersprechen und dürfen ihm in seinen Angriffen auf die Kindertaufe nicht einen Finger breit weichen,

füßend auf die untrüglichen Worte des Herrn, deren Siegel die Taufe ist: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Himmelreich.

D.

C—s.

Der Streit zwischen Herrn Dr. Tholuck und Herrn Dr. Fricksche. *)

Es würde sich eine Berührung dieses Streites für die Ev. K. Z. nicht eignen, käme er nur als gelehrte Bekämpfung und Vertheidigung eregetischer Ansichten, auf welchen Inhalt uns wenigstens der Titel der Streitschriften schließen ließe, in Betracht. Allein die Stellung des Angreifenden (Dr. Fricksche) sowohl, die er „den Neuevangelischen“ gegenüber annimmt, wie auch ihm nach der herrschenden Unkenntnis der Kirchengeschichte oder nach einer willkürlichen Fiktion die Protestantischen Bekenner der Protestantischen Symbole heißen — als auch theilweise der Gegenstand des Angriffes und der Vertheidigung, so wie die Art und der Ton beider gehen die Kirche an und haben kirchliches Interesse.

Daß der Angreifende, Herr Dr. Fricksche, in Herrn Dr. Tholuck die ganze neu erwachte Vertheidigung der Evangelischen Kirche zu Schanden machen will, erklärt er selbst deutlich genug. Sagt er ja doch nach einigen Nügen angeblicher Verstöße gegen die gewöhnlichsten Regeln der Griechischen Formenlehre (S. 4.): „Einer löblichen Absicht ist der Herr Consistorialrath sich bei diesen Licenzen gewiß bewußt. Er will die biblische Exegese neu gestalten und sein Möglichstes thun, daß die Evangelische Zeitungs-Theologie immer tiefer begründet und immer weiter verbreitet werde, fest überzeugt, nur dadurch könne der Wissenschaft, der Menschheit und der ganzen Welt gründlich geholfen werden. Ohne nun häufigst ein quid pro quo zu nehmen, ohne sich alle nur denkbaren eregetischen Licenzen zu erlauben, ist bei solchen Bestrebungen schlechterdings nicht fortzukommen. Da es uns indeß durchaus nicht gelingen will, zu der Höhe der Neuevangelischen uns zu erheben, wir auch überdies des Glaubens leben, daß eine gegen die unlängbarsten Sprachgesetze ankämpfende und auf philologische Schnitzer basirte Reformation nimmermehr bestehen könne, so dürfen wir uns nicht abhalten lassen, des Verfassers lexicographische und syntaktische Bemerkungen wissenschaftlich zu prüfen. Daß wir Vieles von Herrn Tholuck Gesagte für Schnitzer, größtentheils recht grobe, erklären müssen, thut uns zwar sehr leid. Aber ändern können wir's nicht; der Sprachgebrauch verlangt diese Redeweise.“ Und am Ende der Schrift (S. 145.) heißt es abermals: „Wissenschaftlicher Streit hat sein Outes. Zeigen Sie mir also, Herr Consistorialrath, daß Ihre von mir gerügten Schnitzer (Sie verzeihen den Ausdruck, der Sprachgebrauch fordert ihn, und unus est tyrannus) keine Schnitzer sind. Das muß Ihnen einen Namen machen. So stoßen Sie Formlehre und Syntax und Kritik, ja alle Sprach- und Forschungsgesetze um; mit Ihnen beginnt eine neue Epoche und das Zeitalter Tholuck's heißt auf ewige Zeiten die Periode des theilweisen Umsturzes der Grammatik,

*) Es ist daher auch die Meinung derer nicht zu billigen, die die Kindertaufe nur als eine gesellliche Johannaestaufe betrachten.

*) Ueber die Verdienste des Herrn Consistorialrath und Professor Dr. A. Tholuck um die Schrifterklärung u. s. w. von Dr. C. F. A. Fricksche in Moskau. Halle bei Gebauer, 1831. Beiträge zur Spracherklärung des N. T., zugleich eine Würdigung der Recension u. s. w. von Dr. A. Tholuck. Halle bei Anton, 1832.

Kritik, Vernunftlehre u. s. w. Mit Bedacht sage ich des theilweisen Umsturzes. Denn ganz sind diese Wissenschaften doch nicht aus der Welt zu bringen, und zur Reformation, die Sie beabsichtigen, genügt es, wenn sie und alle andere Wissenschaften nur nichts weiter seyn wollen, als Mägde der Berliner Evangelischen Zeitungstheologie." Der Historiker weiß, daß die G. R. Z. die Theologie der Reformatoren, die symbolischen Bücher der Evangelischen Kirche als schriftgemäßen Ausdruck unversälfchten Schriftglaubens und unversälfchter Schrifterkenntnis gegen die Parthei der antikirchlichen Nationalisten versichert. Wer von Historie nichts versteht, sieht in den Streitenden zwei Partheien. Für beide Beobachter ist die Art des Angriffs nun zuverderst als Charakteristik der Gesittung wichtig, von welcher schon das Mitgetheilte dem, der das Ganze nicht gelesen hat, einige Proben geben mag. Man sollte erwarten, daß Herrn Frizsche's Schrift, gegen welche die Art eines Janus Campton noch anständig erscheint, wenigstens das sittliche Gefühl beleidigte. Wenn nun Zeitschriften von der Parthei des Angreifenden seine Sanftmuth und Fassung bewundern (s. Thol. S. V.), so könnte der Gesittete wenigstens darüber in's Reine kommen, daß der Kampf von einer ganzen Parthei bereits mit jener Leidenschaft geführt wird, welche selbst dem Gefühl und der Erkenntnis nach von Schranken der Sitte und des Anstandes nichts mehr weiß, während die Widerlegung Tholuck's mit einem Bekenntnis seiner Mängel (S. 15 fg.) beginnt, mit einer Erklärung, daß er Herrn Frizsche alle persönlichen Beleidigungen verzeihe, schließt (S. 158); der Gegner selbst aber ohne alle persönliche Injunctive mit gelehrter Abwendung der bedeutenderen und auf wirklichen Thatfachen beruhenden Angriffe in ruhiger Haltung widerlegt.

Dies Urtheil kann Jeder gewinnen, wenn er auch sonst von der ganzen Sache nichts versteht. Zu solchen Ausdrücken und Wendungen wie: guter Consistorialrath, die Ausrufungszeichen stehen da als Markzeichen Ihrer Beschränktheit (S. 94.); man solle denken, die Accentsetzung rühre von einem in der Philologie sehr schwachen Studenten oder einem verwaarloseten Gymnasiasten, nicht von einem Consistorialrath und Professor her (S. 99.); Herr Tholuck ist also entweder unreif von der Schule abgegangen, oder hat seine vormalige Primanerreise als Professor und als Commentarschreiber wieder verloren (S. 101.); wenn die leidige Philologie nicht wäre, so würde schon mancher pietistische Handwerksmann (Schnapschenker, Stellmacher, Schneider), mancher gelehrte oder doch ungelehrte Deconom, und, daß wir die studirten Herren nicht vergessen, mancher Jurist, ohne auch nur ein Wort im Griechischen und Hebräischen zu verstehen, sich zu einem tiefen Schriftgelehrten aufgeworfen haben (S. 138) u. s. w. u. s. w., — wird sich kein auch nur mit gewöhnlichem Schicklichkeitsgefühl Begabter bekennen wollen. Dies könnte sich auch nicht anders gestalten, selbst wenn der Sachkundige sagen müßte, alle von Herrn Frizsche gerügten „Schnitzer“ existiren wirklich in Tholuck's Commentare. Dem Sachkundigen jedoch verstärkt sich der Widerwille nur noch aus anderen Gründen.

Der Philologe vorerst muß ein fatales Gefühl bei dem Pomp, der Wichtigkeerei und Ummassung haben, womit Herr Frizsche gegenüber der, nach seiner Darstellung, freilich bodenlosen Ignoranz seines Gegners, die Kenntnisse der ordinärsten, grammatischen Beobachtungen und Regeln zur Schau trägt. In ein solches Benehmen bei Entdeckung neuer Wahrheiten schon widerwärtig, wie vielmehr hier, wo ja doch, wie das Herr Frizsche selbst zugesichert wird, gar nichts Neues, ja gar nicht einmal etwas bedeutendes Altes, vielleicht der Vergessenheit

anheimgefallenes, beigebracht wird. Ja die pomphafte Uebertreibung, mit der er einen dem Ruße nach sehr gelehrten Mann plötzlich als Stümper will dargelegt haben, macht ohne prüfende Vergleichung im Voraus die Wahrscheinlichkeit des Versprechens und die Nützlichkeit der Mittel zweifelhaft. Was aber soll man erst nach genauerer Prüfung zu einem solchen Töne sagen? Denn Jedem, der von der Sache versteht, ergeht es, wie Dr. Tholuck von sich selbst sagt (S. 16.): „Bei dem ersten flüchtigen Durchblick der Schrift des Gegners wunderte ich mich, daß der Fehler so außerordentlich viele und so gräßliche begangen seyn sollten. — Jener erste Eindruck änderte sich aber, als ich die Schrift im Einzelnen mit genauer Vergleichung meines Commentars und anderer Hilfsmittel durchging; da ergab sich mir denn erstens, daß in vielen Fällen wie von dem Gegner bei mir gerügte und lächerlich gemachte Ansicht zugleich die der berühmtesten älteren und neueren Theologen war, eines Beza, Grotius, Morus, Bretschneider, Winer, de Wette u. s. w. — Zweitens: eine Anzahl seiner so zuversichtlich, ja fest hingestellten Behauptungen sind bloße Meinungen, denen bei genauerer Untersuchung die Begründung fehlt. Ein dritter Theil seiner Nügen besteht in leeren Erythindigkeiten. Ein vierter Theil in eigenen Versehen und Verstößen, welche die Leidenschaft ihn hat begehen lassen.“ Dieses Urtheil bestätigt nun Tholuck in seiner Schrift mit genauen und gründlich durchgeführten Belegen. Bei einzelnen Punkten hatte er freilich ein leichtes Spiel. So z. B. war uns bei früherer Lektüre der Frizsche'schen Commentare eine Unkenntnis der Rabbinischen Literatur aufgefallen, die durch unkritisches und unhistorisches Nachsprechen von Auctoritäten wie Bertholdt selbst dem minder Kundigen bemerklich wird. Um so erstaunter waren wir über die Sprache des Herrn Dr. Frizsche (S. 12 fg.), wo er sagt, seinem Gegner sey es nicht gelungen, sich als einen tiefen Kenner des Talmudischen geltend zu machen „versteht sich bei den Altewangelischen oder Ungläubigen, welche Kenntnis von der Sache haben; denn die Neuevangelischen, welchen diese Kenntnis abgehe, würden gewiß seine Ausführungen des Rabbinischen als tiefe Gelehrsamkeit aufsaunen.“ Und nun ergibt sich, daß Herr Frizsche z. B. eine talmudische Phrase, über welche er (S. 11. seiner Schrift) sagt: mein Herr Consistorialrath, muß hier Recens. dem Verf. zurufen, Sie haben die talmudische Phrase gar nicht verstanden! so sehr nur aus Tholuck's Commentar kennt, daß er über einen Druckfehler in Citate, den er für ächte Lesart hält, eines Weiteren sich verbreitet, und Herrn Tholuck geringe Kenntnis der Sprache und ziemliche Unklarheit des Geistes vorwirft! (s. Thol. S. 48 fg.) Ebenso verhält es sich mit der Rüge des Aramäischen, wo er mitten im Corrigiren selbst einen Fehler macht (Thol. S. 113 fg.), mit „der Nativität“ im Arabischen, die „ein Freund“ dem Herrn Frizsche bei Tholuck nachgewiesen hat und andern Ausstellungen der Art, wie es bei dem Verhältnis der Kenntnisse des Herrn Dr. Tholuck seinem Recensenten gegenüber leicht zu erwarten war. (Man vgl. Thol. S. 114—117.) Die ganz unwürdige Weise, mit welcher Herr Frizsche Druckfehler in Hebräischen Wörtern als grobe Unkenntnis der gemeinsten Regeln behandelt, neben anderen aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen über einzelne Hebräische Phrasen waren ebenfalls genügend und mit leichter Mühe der Nichtigkeit zu überführen. (S. Thol. 117—23. 91 fg. 68 fg.) Man kann diese Angriffe neben die Behauptung (S. 143 fg. bei Frizsche) stellen, „daß man es Anderen überlassen wolle, zu ermitteln, ob Tholuck in seiner Muttersprache viel stärker sey,

als in den alten Sprachen des Morgen- und Abendlandes," in denen, wie sein Gegner erwiesen haben will, er nicht viel mehr als gar nichts versteht. Solche Angriffe widerlegen sich selbst. Oder gibt Herr Frischi zu, daß aus den Druckfehlern in seinen Commentaren auch solche Schlüsse gezogen werden dürfen? So unwürdig die Angriffe sind, so dankenswerth ist es, daß Herr Dr. Tholuck bei dieser Gelegenheit zu Hindeutungen veranlaßt wurde, z. B. über Berthold's Christologie (S. 53—61) über die Verbalwurzel der Nomina (S. 61—68.) u. A., die an sich eben so sehr Beachtung verdienen als sie auf Punkte verweisen, deren behutsame und gründliche Erörterung grade bei dem jetzigen Zustande theologischer Dogmatik und Sprachforschung von großer Wichtigkeit ist.

(Schluß folgt.)

Vom rechtfertigenden Glauben Abraham's.

Mit der unermüdeten Geschwätzigkeit des Alters und mit einer, alle Gegenstände verachtenden Ueberzeugungstreue, wiederholt es Dr. Paulus zu Heidelberg in allen seinen vielen Schriften, Schriftchen und Recensionen, daß der rechtfertigende Glaube der Bibel nichts Anderes sey, als die Treue gegen die selbstgemachte, subjektive Ueberzeugung, wobei es nicht auf den wahren oder falschen Inhalt derselben, sondern nur auf das entschiedene Festhalten daran ankomme. Es verlohnt sich nicht der Mühe, diese thörichte Meinung, wonach auch die schändlichsten Unthaten der Schwärmerei und Barbarei, monach auch Mordmord und Menschenfressen, wenn sie nur mit Ueberzeugung geschehen, vor Gott gerecht machen, zu widerlegen, zumal da auch keiner der neueren Rationalisten — zu ihrer Ehre sey es gesagt — bis jetzt sie jenem Altmeister der Sekte nachgesprochen hat. Sie gehört zu den theologischen Curiositäten des Mannes, womit er sich, seit er nach langem Stillschweigen und Stillstehen wieder als theologischer Sprecher hervorgetreten, eingebildet auf seinen düngläubigen Schafstall, in einer unheimlich affektirten Sprache überaus breit zu machen pflegt, ohne doch irgend Jemand, außer sich selbst, davon zu überzeugen. Sie haben so wenig Einfluß auf die theologische Litteratur, sie tragen ihre Widerlegung dergestalt in sich selbst, sie fallen oft so sehr in's Abgeschmackte, ja durch die geschraubte Sprache in's Lächerliche (wie z. B. in dem sonst sehr traurigen Buche vom Leben Jesu), daß man sie ihm immerhin unangefochten lassen kann; denn sie schaden der Kirche weit weniger, als die weit verführerischer, eingekleideten Lehren der Herren Nähr und Wegscheider. Wir wollen hier nur eine Stelle der Bibel berühren, womit er seine Meinung von der rechtfertigenden Ueberzeugungstreue am häufigsten zu bestätigen sucht, nämlich die Stelle von dem rechtfertigenden Glauben Abraham's 1 Mos. 15, 6, welche von dem Apostel, Röm. 4, 3., zum Beweise der evangelischen Rechtfertigungslehre angeführt wird. Der Glaube Abraham's soll nun einen ganz anderen Inhalt gehabt haben, als der des Apostels, und da dieser ihm dennoch die Rechtfertigung zuschrieb, so folge daraus, daß sie nicht von dem Inhalt oder der Substanz des Glaubens, sondern nur von der Qualität oder der, gleichviel mit welchem Inhalt gefüllten, Form desselben abhängen, oder daß nicht der Glaube, sondern das Glauben,

b. h. die Ueberzeugungstreue, rechtfertige. Hierüber ist nun um derer willen, die über die Verschiedenheit des Alt- und Neutestamentlichen Glaubens die Einheit desselben übersehen, Folgendes zu bemerken:

Es ist nur die eine freie Gnade Gottes und der einzige Christus, wodurch Alle vom Anfang bis zum Ende der Welt gerechtfertigt werden, Apostelgesch. 10, 43., 15, 11., 4, 12., Joh. 14, 6. Die Art der Offenbarung der Gnade Gottes in Christo ist aber zu den verschiedenen Zeiten verschieden; im Alten Testament bezieht sie sich mit einer fortschreitend zunehmenden Bestimmtheit auf den zukünftigen Christus, im Neuen mit vollendeter und ganz entwickelter Bestimmtheit auf den gekommenen Christus; im Alten Testament bezeugt sie sich durch mehrere, vorbildliche Erlösungen aus irdischer Noth und Knechtschaft, und durch Gewährung zeitlicher Güter, im Neuen durch die höchste Erlösung aus ewiger Noth und geistlicher Knechtschaft, und durch die Gewährung himmlischer Güter; überall aber ist es dieselbe Barmherzigkeit, die den Sündern wohl thut ohn all ihr Verdienst und Würdigkeit, vgl. Melancthon's schöne Bemerkungen hierüber mit Anwendung auf das 11te Capitel des Briefes an die Hebräer in der ersten Ausgabe seiner Loci, neu edit von Augusti (Leipzig 1821) S. 93—104. Er thut dort dar, etiam corporalium rerum promissiones per se (nicht bloß durch Allegorie) fuisse promissionem gratiae, spricht S. 93. ausdrücklich von der dem Abraham, 1 Mos. 15., gegebenen Gnadenverheißung und zeigt zuletzt S. 104.: quod in primam promissionem de semine Hevae omnes reliquae directae sunt. Ideo expectabatur posteritas, quia semen illud expectabatur, scilicet Christus. Atque ita renovata est promissio Hevae facta in promissione Abrahae facta cum inquit Genes. 22.: benedicentur in semine tuo omnes gentes terrae, quod nisi de Christo exponi non potest; atque ita interpretatur Apostolus ad Galat. 3.: in semine tuo, qui est Christus. Hoc in causa est, cur nullo discrimine Paulus quasvis promissiones Abrahae factas citat Gal. 3., Rom. 4. Demnach erfährt also der rechtfertigende Glaube Abraham's die göttliche Barmherzigkeit, die aus ihm, dem geringen und seines Unwerths sich wohl bewußten Manne (1 Mos. 18, 27.) einen Gnadensegnen über alle Völker verbreiten und eine unermessliche Nachkommenschaft der Gläubigen ihm bereiten will durch den Sohn der Verheißung, der in dem Neuen Testamente geoffenbaret ist in Jesu Christo, Gal. 3, 6 fg. Der Herr selbst bezeugt diese Beziehung des Glaubens Abraham's auf ihn, dessen er vorknauchend sich freute mit seliger Freude, Joh. 8, 56. Es ist demnach keinem Zweifel unterworfen, daß der rechtfertigende und beseigende Glaube Abraham's seinem wesentlichen Gegenstande nach derselbe ist, wie der des gläubigen Christen, indem ihr Unterschied nur in jenem verschiedenen Maße der Entwicklung seines Inhaltes besteht, wodurch überhaupt die Zeiten des Alten Testaments von denen des Neuen sich unterscheiden. Wie allein dieser Glaube die wahre, kindliche, heilige Liebe zu dem gnadenreichen Gott und den willigen Gehorsam gegen seine Gebote, oder die gottgefällige Rechtchaffenheit in den Herzen sündiger Menschen bewirkt, dies zu zeigen, ist für Evangelische Christen überflüssig, und für Dr. Paulus, der genugsam bewiesen, wie er in neuerer Zeit in der Theologie weder etwas zugelehrt, noch etwas verlernt hat, vergeblich.

Ss.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 27. Oktober.

N^o 86.

Der Streit zwischen Herrn Dr. Tholuck und Herrn Dr. Friszsche.

(Schluß.)

Die Diskussion über die Erklärung des Griechischen Textes hätte bei den bekannten Kenntnissen des Herrn Dr. Friszsche in dieser Sprache und seiner Gabe grammatischer Subtilität nicht ohne Interesse seyn können. Aber richtige Ausstellungen nicht durch die That ungemessenen Hohns und zügelloser Leidenschaftlichkeit auf widerliche Weise ungenießbar geworden, und die Begierde, zu entehren, hat ihn zur eigenen Schande zu unwahren Behauptungen und thörichten Uebertreibungen geführt. Was für einen Eindruck macht es, wenn Herr Friszsche, nachdem er eine Menge grober „Schnitzer“ gegen das Verikon hergezählt hat, die Herr Tholuck sämmtlich, bis auf drei Fälle, die eine rechtfertigende Entschuldigung bedurften (ὁ δαρσύνος, λογίζεσθαι und κατὰ ἐξῆς), mit guten Gründen verteidigen konnte und verteidigt hat (S. 19—32.); wenn nach solchen ungegründeten Beschuldigungen Herr Friszsche in die Worte ausbricht (S. 25.): „nicht den zwanzigsten Theil der lexikalischen Fehlpümer, welche Rec. sich aus des Verf. Buche angemerkt hatte, konnte er bisher aufzählen, und schon muß er, da er nicht Geduld genug besitzt, um alle Fehler des Verf. zu rügen und eine das unwissenschaftliche, von Unbilden jeglicher Art strotzende, Buch am Umfange noch überbietende Recension zu schreiben (wie er müßte, wenn die bedeutenderen Fehler sämmtlich berichtigt werden sollten), sich einem anderen Punkte zuwenden.“ Allerdings muß man hier wünschen, von Herrn Dr. Friszsche nicht mit den anderen 19 Theilen belästigt zu werden.

Nach solchen Wahrnehmungen erschrickt man freilich auch nicht mehr vor der charakteristischen Einleitung zu seiner Censur der syntaktischen Verstöße (S. 25.), wo er sagt: „einleitend siehe hier die Bemerkung, daß der Verf. nicht einmal von den vulgärsten syntaktischen Regeln Kenntniß hat, daß er bei syntaktischen Schwierigkeiten so naiv in's Blaue hineinredet, daß seine Unschuld den Rec. oft amüßirt haben würde, wenn man solchen groben Sünden nicht vielmehr zürnen

müßte.“ *) Womit will denn Herr Friszsche die groben Verdrehungen gut machen, die er sich zu diesem Behufe, wie Herr

*) Fern sey es von uns, Herrn Dr. Friszsche mit gleicher Münze bezahlen zu wollen. Aber in den vulgären Regeln der Syntax sicher zu seyn, sollte er nicht so hoch anschlagen, je mehr geistreiche und selbstständige Philologen bei feineren sprachlichen Punkten an Herrn Friszsche auch eine „Unschuld“ rügen dürften, wenn sie auf seinen Ton eingehen könnten. Originalität ist das Kennzeichen großer Sprachforscher. Daß Herr Friszsche die nicht hat, machen wir ihm nicht zum Vorwurfe. Der Theologe benützt den Philologen, eine Disciplin arbeitet der anderen in die Hände, sonst gedeiht keine. Herr Friszsche hat vorhandene philologische Auctoritäten fleißig studirt. Davon muß man aber nicht so großes Aufheben machen. Man ist damit noch nicht vor Fehlpümmern geschützt. Herr Friszsche würde nach seiner Art bei manchen seiner eigenen Bemerkungen nach einem halben Jahre Ausrufungszeichen machen. Wir halten jetzt nur Einzelnes an philologische Auctoritäten. So z. B. würde er über das καλ als Bindeglied adversativer Sätze nicht so unbedacht geredet haben, wenn Tholuck's schlagende Bemerkungen, die von ihm dort angeführten philologischen Auctoritäten, und Hartung über die Gr. Partikeln Bd. I. S. 147., ihm nicht ganz fremd gewesen wären. Ferner macht er zu Tholuck's Uebersetzung von γὰρ mit „nämlich doch“ zwei Ausrufungszeichen (S. 27.). Er bedachte nicht 1) die etymologische Berechtigung dazu γα und ἀγα, 2) den „argumentativ-explicativen“ Gebrauch der Partikel (nämlich bloß explicativ; doch verwandt mit ja, besonders Hervortretend in Provincialismen u. s. w.), vgl. Hartung I. 359. Ebenso wird Herr Friszsche uns nicht glauben machen wollen (S. 30.), als hätte man nur die Auctorität verschollener Philologen für die Thatfache, daß οὐν auch die bloße Fortführung einer Auseinandersetzung bezeichnen könne, unser also im doppelten Gebrauche der Partikel, argumentativ und continuativ. Ueber den Gebrauch von γα γὰρ schreibt er ohne weitere Forschung Hermann ab (S. 48.). Er vergleiche dagegen Hart. I. 59 fg. Tholuck bemerkt Nichtiges über die verkehrte Akrise des Herrn Friszsche in Bezug auf ἐπεὶ und ἐπεὶ (S. 145 fg. Thol.). Herr Friszsche hat überhaupt die Methode, alte Bemerkungen bis auf die äußerste Spitze hinauszutreiben. Das wird dann Karrikatur, weit entfernt, Originalität zu seyn. So Vieles in der Polemik gegen den als Sprachgelehrten so achtungswerthen Herrn Dr. Winer. Wie fehlt

Tholuck ihm nachweist, hat zu Schulden kommen lassen? Mit der anderen Hälfte richtiger Mägen von Ungenauigkeiten, welche in dem Commentare seines Gegners sich finden? Und da Herr Dr. Frigische selbst den Streit nicht als einen Streit zweier Gelehrten, sondern zweier Partheien will betrachtet sehen, — ist

er mit den eben genannten Partikeln geht, kann er ebenfalls aus Hartung lernen. S. über *εως* I. 339. 343., über *εως* 407 fg. 411. Ueber eine Erklärung, von der Interpret einer Neutestamentlichen Stelle es für *εως* gesetzt erachtete, möchten wir wenigstens nicht so wegwerfend urtheilen, wie Herr Frigische (S. 43.) thut. „Es kommt ja in der späteren Graecität für *εως* vor. Freilich wissen wir nicht, ob Win. Gr. S. 143. noch eine Auctorität für Herrn Frigische ist. Auch möchten wir als rationelle Philologen nicht behaupten, daß *διανοοῦν* und das entsprechende Hebräische Wort irgendwo Güte schlechweg, an allerwenigsten daß es „unwidereprechlich“ (S. 40.) so 2 Cor. 9, 9 fg. heiße. Ja selbst mit vulgären syntaktischen Regeln können wir Einzelnes nicht reimen, was Herr Frigische in Gedränge mit dogmatischen Vorurtheilen z. B. über Röm. 9, 5. beibringt. Herr Tholuck hatte *ὁ ὢν ἐπὶ πάντων* *θεὸς εὐλογητός κτλ.* auf Christus bezogen und sich 1) auf die Stellung des *εὐλογητός* und 2) das Unpassende des *ὁ ὢν* bei der anderen Auffassung als selbstständige Doxologie gegründet. Gegen Nr. 1. bemerkt Herr Frigische, das Subjekt sey des Nachdrucks wegen wie LXX. Ps. 68, 19. vorangestellt, wie Röm. 1, 25. dieselbe Stellung von der Konstruktion herbeigeführt worden sey. In diese Anmerkung kann sich kein Philologe hineinfinden. Denn 1) gesetzt es liege der Nachdruck auf dem Subjekt, obwohl wir nicht wissen, wie er grade nur in diese Doxologie gegen allen Mißbrauch der anderen Stellen hineinkommen soll, so müßte es heißen *ὁ θεὸς ὁ ὢν* oder *ὁ ἐπὶ πάντων ὢν*. Welcher Grieche würde auf eine Nebenbestimmung mit dem des Nachdrucks ganz unfähigen *ὢν* alles Gewicht gelegt und dieses vor das Subjekt gestellt haben! 2) Kann das Subjekt gar nicht dem *εὐλογητός* vorangestellt werden nach der Regel, von der wir in den LXX. und dem N. T. keine Ausnahme finden, das nämlich, wo in Selbstoppreisungen, Segenswünschen, Verfluchungen das Objekt oder Particium das Zeitwort Seyn implicirt, es vor das Subjekt gestellt wird (vgl. das Deutsche selig der Mann, beatus ille u. f. w.). So also entweder: *εἴη τὸ ὄνομα κυρίου εὐλογημένον* oder *εὐλογημένον τὸ ὄνομα κυρίου*, vgl. Gen. 3, 14. 17., 1 Sam. 25, 32. 33. 26, 25., Ruth 3, 10., Jer 17, 5. 7., Ps. 113, 2. 135, 21. 144, 1. 15. 145, 9. 18. 119, 1. 2. u. c. 3) Sind die zwei Stellen, welche Herr Frigische dagegen anführt, unbegreifliche Citate. Ps. 68, 19. heißt es: *κύριος ὁ θεὸς εὐλογητός, εὐλογητός κύριος ἡμέραν κατ' ἡμέραν*. Die Stelle soll doch nicht für die unsrige etwas beweisen? Herr Dr. Frigische muß ja doch die bekannte rhetorische Umkehrung, die hier statt findet, zu benennen wissen; oder sagt er: im ersten Parallelglied liegt der Nachdruck auf *κύριος* ὁ *θεός*. im zweiten aber nicht mehr? Oder wäre es zu verkennen, daß die regelrechte Wortstellung des zweiten Parallelgliedes die syntaktische Wortfügung des ersten eben so zulässig macht, als sie dieselbe erklärt und erläutert? Und vollends Röm. 1, 25. wo es heißt: *παρὰ τὸν κτιστὰν, ὃς ἐστὶν εὐλογητός εἰς τοὺς αἰῶνας* — wie kommt das hier? Nr. 2., nämlich die Bemerkung, daß *ὁ ὢν* nicht passe, macht Herr Frigische mit drei Ausrufungszeichen lächerlich. Wir verweisen auf das eben Gesagte und auf andere Stellen, in denen das *ὢν* eben so wie hier die Aufmerksamkeit auf das vorhergegangene Subjekt enthält, z. B. Joh. 1, 49. 11, 31. 3, 13. 1, 18. Act. 18, 24. Alle sprachlichen Gründe gelten Herrn Dr. Frigische hier nichts gegen die fixe Idee der modernen Theologie, als passe diese Auffassung nicht für die Paulinische Theologie, die sie sich zurechtgelegt haben. Soll nur so weit die Grammatik festhalten? Doch wir fürchten, schon mit diesen Bemerkungen die Grenzen dieses Blattes überschritten zu haben, und brechen daher ab.

das der Ruhm und Glanz, den er seiner Parthei zuwendet, daß sie ihre Gelehrsamkeit mit Unredlichkeit besetzte und ihre Siege mit Unwahrheiten erkaufe? Soll das ein Zeugniß der wahren Religiosität, des wahren Christenthums seyn, mit solchen Waffen einen angeblichen Irrglauben zu bekämpfen? Oder sollte das von Dr. Tholuck bei ihm Gerügte nur als Uebereilung seines Gegners betrachtet werden, — wie möchte er auf eigene Uebereilung den bittersten Hohn gründen, der so nur auf ihn zurückfällt? Wir dürfen hier nicht auf Einzelheiten eingehen. An Herrn Dr. Frigische ist es nun, das gelehrt zu widerlegen, was ihm Herr Dr. Tholuck gelehrt als irrtümlich nachgewiesen hat (z. B. in Bezug auf *ἡν νῦν* S. 68 fg., *ὃς καὶ* S. 78—81., *μενοῦν* S. 82—86., die Stelle Röm. 3, 25. 26. u. A.); an ihm ist es, zu zeigen, wie die Angriffe, die Herr Dr. Tholuck als ungerechte dargehen hat, gegründet und gerecht seyen; sonst hat er nicht einmal in Bezug auf die Person seines Gegners bewiesen, was er beweisen wollte.

Die Art, wie übrigens Herr Dr. Frigische angebliche oder wahre Versehen und Irrthümer eines Einzelnen als Grundzug einer ganzen sogenannten Parthei darzustellen sich bestrebt, ist beachtenswerth. Um ihre sittliche Würdigung kann kein Geistesverleger seyn. Was würden wir zu der Urtheilskraft und der Tendenz des Katholiken sagen, der die Uebersetzungsfehler Luther's als Basis und als charakteristischen Grundzug der Reformation darstellte? Während sie, die Reformatoren, und wir, die wir ihre Principien und die Grundlagen der Evangelischen Kirche festhalten und verteidigen, sagten und sagen: „Das können wir nicht läugnen: wiewohl das Evangelium allein durch den heiligen Geist gekommen ist und täglich kommt, so ist es doch durch Mittel der Sprachen gekommen, hat dadurch zugenommen, muß auch dadurch erhalten werden; und: so lieb uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten;“ *) während wir mit ihnen diejenigen nicht als „religiösi“, sondern als „fastidiosi“ betrachten, welche „die Sprachen, diese heiligen Gaben Gottes verachten, und Alles vom Geiste lernen wollen.“ **) und uns wohl jenes alten, frommen Lutheraners erinnern, der sein tägliches Lesen in der Grammatik mit der Bemerkung zu begleiten pflegte: „Die Grammatik und die Bibel lerne Niemand aus.“ ***) Möchte nur Herr Frigische bei seiner Zuversichtlichkeit, Alles zu wissen, diese letzte Behauptung beherzigen!

Von diesen Principien der Reformatoren und der gereinigten Kirchen schließt uns, die anderwärts genannten Symbolaläubigen, Herr Dr. Frigische, freilich auf sehr wohlfeile Weise, durch die Benennung nämlich der Neuevangelischen, aus, während er sich und seine Parthei Altevangelischen heißt. Wir wissen nicht, woher diese Selbstsirene, oder in welches Jahrhundert das „Alt“ oder welches „Evangelium“ da in Betracht kommt. Herr Dr. Tholuck gibt S. 139—43. in wörtlicher Uebersetzung aus den Commentaren Frigische's die Resultate seiner historischen Auslegung. Ob das das Evangelium der Reformatoren, das Evangelium unserer Kirche, das Wort, die seligmachende Kraft Gottes mehr sey, überlassen wir dem Urtheile der christlichen Leser. Im Auszuge kommt es darauf hinaus: nach jüdischen Meinungen ward Maria erfunden schwanger vom heiligen Geiste, nur daß man aus der heili-

*) Luther. **) Bucer. ***) Neimann.

gen Schrift selbst nicht nachweisen kann, Joseph sey Vater Christi gewesen. Mit jüdischen Meinungen redet der Engel den Joseph an; der Aberglaube, welcher die Magier nach Palästina trieb, hängt genau mit der Flucht Joseph's nach Egypten zusammen, eine Flucht, die gar keine Wahrheit, sondern bloß ein Gerücht zum Grunde hat und wohl um der Stelle im Hoseas willen fingirt wurde. Ebenso ist's mit dem Kindermorde. Der Täufer Johannes und Christus behielten die jüdischen Meinungen über das Himmelreich bei, wie sie bei Bertholdt zusammengestellt sind. Ebenso ist's auch mit dem Zorn Gottes, mit welchem Johannes droht. Es sind das die nach jüdischer Meinung, wie man sie bei Bertholdt lesen kann, von Gott zu verhängenden Strafen. Daß Johannes bei der Taufe Christum als Messias erkannte, erzählt Matthäus, indem er nur besagte, was dem allgemeinen Menschenverstande sogleich als angemessen erscheinen mußte. Es gibt Leute, welche über diese ganze Erzählung von der Taufe urtheilen, es sey eben eine aus dem A. T. abgeleitete Meinung der späteren Juden gewesen, der Messias werde mit einer ausgezeichneten Kraft des heiligen Geistes begabt seyn, und Jedermann weiß, daß damit die Lehre Christi und der Apostel übereinstimmt. Was Volksmeinung der Juden war, daß Satan den heilsamen Plänen des Messias sich auf alle Weise, aber fruchtlos, widersetzen würde, das widerfuhr nun Jesu wirklich, und wird im vierten Capitel des Matthäus erzählt. Daß Satan unter Anderem so gar große Herrlichkeiten verspricht, darf nicht Wunder nehmen. Er spricht so Kraft der Macht, die ihm von der damaligen jüdischen Volksmeinung gegeben war. Jesus thut auch Wunder. Sie natürlich erklären und sie im Allgemeinen läugnen — mit beidem ist nichts geschehen. Vielmehr mußte man erweisen, entweder daß Niemand je an Wunder geglaubt, oder daß die heiligen Schriftsteller solche portenta verabscheut hätten. Bei der Heilung des Knechtes (E. 8. B. 11.) sagt Christus: Viele Heiden würden mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tische sitzen. Dies ist wörtlich zu nehmen, da die Juden einen großen Theil der Glückseligkeit im Reiche des Messias in ausgesuchte Gastmähler setzten. Daß Dämonische Christus als Messias anreden, ist nicht auffallend. Der Evangelist stellte sich wohl vor, daß die bösen Geister von selbst leicht erkannt hätten, der Messias werde sie einst richten. Den Jüngern gibt Jesus Macht über die bösen Geister, weil der Messias nach der Meinung der Rabbinen eine besondere Kraft über sie hat, wie er auch die andere jüdische Meinung von der unglücklichen Zeit berührt, die der Seligkeit des Messianischen Reichs vorangehen müsse, indem er sagt: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwerdt.“ Christus soll auch sein Leiden vorhergesagt haben. Hier aber muß man ungeschert gestehen, daß sowohl mehrere Aussprüche erst nachher von den Evangelisten dahin gedeutet, als auch daß nach dem geschehenen Verlauf einzelnen Vorhersagungen größere Deutlichkeit und Bestimmtheit gegeben worden sey. Die Verklärung Christi ist aus dem alten Glauben zu erklären, daß ausgezeichnete Männer mit einem solchen splendor vultus als besonderer Gnadenerweisung von Gott geschmückt würden. Daß Jesus die Namen des Moses und Elias nennt, ist bloß von Matthäus substituirt. Es bezieht sich auf eine jüdische Volksmeinung. Auf die Gebetserhöhung verweist Christus seine Jünger, weil nach der Meinung der Juden die Bitten guter Menschen eine große Kraft bei Gott hätten.

Was man so ganz verkehrt auf die Zerstörung Jerusalems bezieht, sind Zeitmeinungen der Juden, die Christus gegen das Ende seines Lebens noch einmal recht ausspricht u. s. w.“ Und nun hiezu solche Auslegungen, wie im Commentar zu Matthäus, wo als Inhalt der Bergpredigt angegeben wird: *beati sunt, qui non initiati judaicae sapientiae studiis acerbam adeunt fortunam obstinata virtute insignes*; nam talibus dabitur in Messiae regno civitas — oder als Inhalt der Predigt des Täufers: nur die guten Menschen (*nonnisi probos homines*) würden in das Reich des Messias kommen — oder ebendasselbst, wo Christus bei der Heilung des Paralytischen mit den Worten: *Dir sind deine Sünden vergeben*, sich bloß auf die Volksmeinung der Juden bezieht, nach welcher Krankheit Folge von Sünde ist, eigentlich aber nur gesagt seyn soll: *Du wirst durch mich wieder gesund werden!* — ferner in der Schrift gegen Tholuck, wo er die Stelle Röm. 8, 26., der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichen Seufzern, so erklärt: daß er (der Geist) tief aufseufze, und die Bemerkung hinzusetzt: der Gedanke möge so lange fremdlich erscheinen, als man ihn nicht in Zusammenhang mit der Theologie der späteren Juden setze — ferner seine ausdrückliche Erklärung (S. 71. der Schrift gegen Th.), daß der thätige Gehorsam im kirchlichen Sinne ihm unbiblisch und praktisch schädlich scheine, und so gegen ihn polemisiert, daß er sagt: je willkommener indeß der Satz ist, daß Christus für sie das ganze Gesetz erfüllt habe, woraus sie schließen, daß sie es nicht zu erfüllen brauchen (!), desto größeren Beifall wird Herr Tholuck bei ihnen finden — was sollen wir zu diesen und so vielen anderen gleichlautenden Erklärungen und Behauptungen sagen? Ist das ein christlicher Gottesgelehrter? Wenn wir nur einmal einzusehen vermöchten, um was die paar Goldkörner, die aus einem solchen Evangelium übrig bleiben, besser sind als das, was jeder aufgeklärte Jude aus dem Talmud und den Rabbinen sich zum beliebigen Bedarfe zusammenlegt? Was wir an einem solchen Buche voll abgeschmackter Meinungen und Fabeln haben? Und ob wir uns nicht schämen müssen, der Weisheit eines Sokrates, eines Platon, eines Seneca, eines Celsus und Porphyrius gegenüber uns Christen zu nennen?! Wo aber in aller Welt bleibt die altevangelische Gesinnung, das altevangelische Bekenntniß? Es ist uns absolut undenkbar, daß irgend Jemand im Ernst etwas der Art nach dem Mitgetheilten bei Herrn Dr. Frigische finden kann. Zum Ueberflusse sagt er selbst, wer mit den Reformatoren übereinstimme. S. 100. seiner Schrift heißt es: „Die Vorliebe unserer Pietisten für die exegetischen Schriften der Reformatoren läßt sich in der That nur daraus erklären, daß sie dogmatische Rücksichten, welche doch der Exegese ganz fremd seyn sollen, in ihre Bibelerklärung mischen. Vorzugsweise ürgiren die Reformatoren die Dogmen vom Sündenfalle, von der hieraus hervorgegangenen menschlichen Ohnmacht und Schwäche, von der göttlichen Gnade, welche allein den Armen helfen könne, und der gelehrt (!) Theologe weiß, daß dies damals geschah, um dem Katholicismus erfolgreich entgegenzuarbeiten. (Abscheulich! Glänzender kann man die Katholische Kirche nicht rechtfertigen. Mit Unwahrheit ist sie bekämpft worden, Irrthum war Lieblingsdogma der Reformatoren, gehegt wurde er, wie eine jesuitische Lüge, um den Gegner zu Boden zu werfen und dies sagt — ein Protestant! und das heißt Protestantische Gelehrsamkeit!) Grade dies aber sind die Lieblingsdogmen des jetzigen Pietismus, der gar zu gern die

wissenschaftlichen Forschungen dreier Jahrhunderte hinwegräumen und uns in die Morgendämmerung des 16ten Jahrhunderts zurückführen möchte."

Uns dünkt es, als würde man es uns nicht verargen, wenn wir hiermit die Feder niederlegten. Es wird Niemand von unsern Lesern auf die Art und Weise begierig seyn, wie Herr Dr. Frick'sche dogmatische Ansichten seines Gegners angreift, und eine Apologie Escholt's wäre eben so überflüssig, als sie nicht unsere Aufgabe ist. Es sollte nur der Evangelischen Kirche eine Notiz dieses Streites gegeben, die Seiten bezeichnet werden, von denen aus er allgemeinere Aufmerksamkeit verdient. Es thut uns leid, daß wir so viele häßliche Worte wiederholen und bei einer so unerfreulichen Erscheinung so lange verweilen mußten. Die arme Protestantische Kirche, die von ihren eigenen Gliedern entweiht und zerstört wird! Die armen jugendlichen Gemüther, die von dem Spott und Hohn, von all' dem scheinbaren Glanze, mit denen sie mißbrauchte Gaben blenden, von der Stimme eines Mannes, der ihr Seelforger, ihr Führer zu dem seyn sollte, ohne den Niemand zum Vater kommt, irregeleitet werden, und, was an ihm ist, des Glaubens und der Hoffnung, der Liebe und des einzigen Trostes verlustig gehen! Freilich ist es wahr, daß der Geist einer solchen Schrift eher das verkannte Evangelium zur Anerkennung bringen und seinen Bekennern eine glänzende Rechtfertigung verschaffen sollte. Aber ob es so ist? Und wenn nicht, so ist es nicht der kleinste Beweis für den Grund zu den lauten Klagen, mit denen wir den Verfall der Protestantischen Kirche betrauern.

Wie dem sey, wir möchten nicht anders von dem Manne scheiden, als Escholt es thut. „Ich scheide,“ sagt er, „von ihm mit dem Wunsche, daß der höchste Richter ihm einst seine Verfündigungen gegen das Heilige ebenso vergeben möge, als ich bereit bin, ihm seine persönlichen Beleidigungen gegen mich zu vergeben; mit dem Wunsche, daß es ihm gelingen möge, je länger desto mehr die schönen Gaben, welche ihm Gott anvertraut, zum Heil der Kirche Jesu Christi anzuwenden; und endlich mit dem Wunsche, daß er in dem demuthsvollen Glauben an den gekreuzigten Erlöser der Welt einen höheren Schatz und eine höhere Freude finden möge als die ist, welche Grammatik und Kritik dem bedürfnisvollen Menschenherzen gewähren.“ —

Die Synoden der Graffschaft Mark über Conventikel.

1. Kreisynode Egest. Conventikel können in unserem Reich so wenig wie Mysticismus gedeihen; alle Kopfhängerei und Frömmerei ist von jeher aus unserer Mitte verbannt geblieben, und wir haben auch nicht so leicht zu befürchten, daß sie bei uns einzuwurzeln werde, denn unser Volk ist an körperliche Anstrengung und schwere Arbeit gewöhnt, und hat zum Grübeln keine Zeit.

2. Kreisynode Hamm übergeht diesen Punkt.

3. Kreisynode Unna. Wenn man unter Conventikel einen kleinen Verein von Personen versteht, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit zusammenkommen, sich gegenseitig zu erbauen und für das Heil ihrer Seele zu sorgen, so besteht ein solcher in der Stadt Unna. Es versammeln sich jeden Sonntag Abend 15 bis 25 Personen im Hause des Landrichters Rathmann, wo durch Gesang, Gebet, Vorlesung und Erklärung eines biblischen Abschnitts,

man sich zu erbauen, und in dem zu wachsen sucht, der das Haupt ist, Christus. — Bis jetzt hat dieser Conventikel keine Spur von Hineinigung zum Separatismus, oder Losagung von kirchlicher Gemeinschaft gezeigt; vielmehr besuchen die Glieder die Kirche fleißig und finden sich bei der Feier des Abendmahls gehörig ein. — Die Separatisten in Unna, die gar nicht, oder nur wenig zur Kirche und zum Tische des Herrn kommen, sind aus diesem Verein nicht hervorgegangen, und sind von dem Verdachte, als ob sie Anhänger des Conventikelwesens wären, ganz frei.

4. Kreisynode Hattingen. Erbauliche Privatversammlungen finden nur in der Stadt Hattingen statt; sie bestehen aus Gesang, Gebet und Vorlesung. Wenn die Theilnehmer desselben, deren Zahl doch nicht wächst, von einem Anfluge geistlichen Stolzes, und von einseitiger Geistesrichtung auch nicht frei seyn mögen, so ist ihnen doch das Zeugniß zu geben, daß sie einen anständigen Wandel führen, von fanatischen und separatistischen Grundsätzen sich rein erhalten, und am öffentlichen Gottesdienste fleißig Theil nehmen.

5. Kreisynode Iserlohn. In dieser Diocese sind keine Conventikel entstanden als das in Iserlohn in der Stadt, unter der Leitung eines getauften Juden, Namens Bernheim, das aber auch unschädlich ist.

Die übrigen Kreisynoden berichten nichts von Conventikeln.

Nachrichten.

(Belgien.) Wie sehr das Ansehen der Kirche und ihrer Bischöfe gesunken ist, beweist unter Anderem, daß Belgische Zeitungen einen im Journal de la Haye gestandenen Artikel über den Bischof von Lüttich weiter verbreiten. Derselbe hatte nämlich den Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, der von seinem Bruder, König Leopold, am 28. Juli 1832 in Lüttich empfangen wurde, mit einer Lobrede begrüßt, welche mit den Worten endigte: Es lebe Leopold. Nun äußert sich das Journal also: „Wenn der Herzog von Coburg glauben sollte, in diesen Versicherungen der Treue an seinen Monarchen von Seiten eines Bischofs einige Gewährleistung für die Festigkeit des Thrones Leopold's zu finden, so wollen wir ihn lehren: daß Herr van Bommel (Name des Bischofs) mit dem Altkirchen de Potter und mit dem Jakobiner Lilemans sich gemeinschaftlich gegen seinen rechtmäßigen Monarchen zu einer Zeit verschworen hat, wo er nicht nur durch die Pflichten der Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, sondern auch durch einen feierlichen Eid gegen diesen Monarchen verbunden war. Die geleistete Eidesformel ist aber folgende:

„Ich schwöre und gelobe auf das heilige Evangelium Gehorsam und Treue gegen Seine Majestät den König der Niederlande, meinen rechtmäßigen Herrn. Ich gelobe auch kein Einverständnis zu haben, noch irgend einer Versammlung beizuwohnen, noch irgend einen verdächtigen Vertrag einzugehen, weder innerhalb noch außerhalb des Königreichs, welcher gegen die öffentliche Ruhe wäre, und wenn ich in meiner Diocese oder anderswo vernehmen sollte, daß sich etwas zum Nachtheil des Staates anzettelt, so will ich es dem König, meinen Herrn, anzeigen.“

Seine Hoheit, der Herzog von Coburg, kann aus diesem Gesagten den Grad des Glaubens beurtheilen, den man der Aufrichtigkeit des Herrn van Bommel beimessen darf, wenn dieser meinedige Priester ausruft: Es lebe Leopold!

Gewiß ist es, daß Gottes Wort und ewige Wahrheit weder das Belgische Volk noch seine Hirten und Priester durchdrungen hat. Möge es bald Tag werden! —

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 31. Oktober.

N^o 87.

Die Predigerwahl in Wandsbeck im April 1832. Lüneburg 1832, bei Herold und Wahlstab.

Nach dem im Sommer 1831 erfolgten Ableben des Pastor Schröder in Wandsbeck sollte am 8. April 1832 die Wahl eines neuen Predigers stattfinden. Die drei vom Könige zur Wahl präsentirten Candidaten waren Pastor Hansen aus Rendsburg, Pastor Hansen aus Wilster und der ordinirte Candidat Claudius, welcher letztere vier Jahre hindurch seinem in Folge eines Schlagflusses gelähmten Schwager, durch dessen Tod das Pastorat Wandsbeck nun erledigt war, abjüngirt gewesen. Der größte Theil der Gemeinde hegte den lebhaften Wunsch, ihn auf gesetzmäßigem Wege zu der Stelle berufen zu sehen. Die Gründe dieses Wunsches enthält die nach geschehener Wahl von einem großen Theile der Wandsbecker Bürger an den König von Dänemark eingereichte, im Anhange der vorliegenden Schrift abgedruckte Bittschrift: „Es ist nicht etwa allein oder hauptsächlich die Rücksicht auf die verehrungswürdige Familie des Mannes, was uns zu diesem Wunsche bewog, nicht nur das Andenken an seinen in ganz Deutschland gefeierten Vater, welcher in unserer Mitte lebte und starb, nicht der Gedanke an die Freude der ehrwürdigen, noch unter uns wohnenden Mutter, wenn sie ihren Sohn zum Seelsorger der Gemeinde berufen sähe, deren Mitglied sie von ihrer Geburt bis in ihr jetziges hohes Alter gewesen ist. Aber Herr Claudius ist auch geistig der Sohn und Erbe seines unergesslichen Vaters. Seitdem er vor vier Jahren mit seltener Uneigennützigkeit die Stelle eines Adjunkts bei dem verstorbenen Herrn Pastor Schröder übernahm, hat er als musterhafter Seelsorger auf's Segensreichste in dieser Gemeinde gewirkt. Er war uns der Prediger der lauternden und reinen Lehre des Evangeliums; der treueste Freund der Kranken, namentlich auch der Ärmern unter ihnen, thätiger und gewissenhafter Vorsteher der Schulen, Trost und Stütze der Bedürftigen und der ganzen Gemeinde ein Vorbild untadelichen Wandels. Laut dürfen wir diese seine Verdienste rühmen, denn sie sind von dem größten Theile der Gemeinde eben so laut als dankbar anerkannt worden. Nicht der natürliche Wunsch allein, statt eines abermaligen Wechsels denjenigen Geistlichen zu behal-

ten, an den man sich durch mehrjährige Bekanntschaft gewöhnt hat, sondern die Gewißheit, daß er sein Werk mit rastloser Treue fortsetzen werde, wie er es mit dem edelsten Eifer bereits begonnen hat, die Ueberzeugung, einen wahrhaft christlichen Seelsorger an ihm zu haben, ließen bei der bevorstehenden Wahl fast allgemein den Wunsch laut werden, daß dieselbe auf ihn fallen möge.“

Diese Darlegung der Gründe, welche einen großen Theil der Gemeinde für Claudius stimmten, läßt schon ahnen, von welchen Motiven eine andere ihm feindselige Parthei geleitet wurde, die Alles aufbot, dem Pastor Hansen aus Wilster die Stelle zu verschaffen. Diejenigen, denen die Predigt des Evangeliums ein Geruch des Todes zum Tode gewesen, konnten nicht anders als Alles aufbieten, um für die Zukunft von dieser lästigen Predigt befreit zu seyn. Daß sie sich nicht täuschten, wenn sie in der Wahl des Pastor Hansen ein Mittel zur Erreichung ihres Zweckes zu erblicken glaubten, zeigte die Wahlpredigt desselben, die in der vorliegenden Schrift also charakterisirt wird: „Arlarheit und Ordnung, diese unbedingten Haupterfordernisse jeder guten Predigt, welche die zuerst gehörte auch vortheilhaft auszeichneten, fehlten in dieser gänzlich, außerdem schien sie — selbst nach der ruhig ausgesprochenen Ansicht einfacher Bürger, durchweg polemischer Natur, schien auch zu verrathen, daß der Prediger ausführlich erfahren, was einem Theile der Wandsbecker Gemeinde in den Predigten des Pastor Claudius nicht gefallen habe, denn er bekämpfte die Ansicht desselben, aus welcher dieser nie ein Fehl gemacht, er schien überhaupt auf einem ganz andern Grunde zu stehen. Ja, warum sollten wir's nicht gradezu sagen, so wie Pastor Claudius in seinen Predigten, und nicht minder in seinem Wandel und Leben, sich allezeit als einen ächt evangelischen, biblischen, im treuen Glauben dem Worte Gottes gehorsamen Prediger gezeigt, so gab Pastor Hansen sich hier als einen solchen zu erkennen, der zu den sogenannten Aufgeklärten und Denkgläubigen gerechnet seyn will, welche vom Worte der Schrift nur so viel gelten lassen, als ihrer stolzen und übermüthigen Vernunft beliebt und ihrem eigenliebigen Herzen bequem ist und zugesagt, und du irrst nicht, lieber Leser, wenn du vielleicht in dieser Verschiedenheit des Glaubens dieser Männer den Grund finden möchtest, warum der Eine gebrandmarkt mit

dem Namen eines Mystikers, verstoßen und verjagt ward, und der Andere, der den Kindern der Welt predigt, darnach ihnen die Ohren jucken, von diesen mit Freuden an und aufgenommen worden ist. Wie sie es getrieben, zeigt sich auch darin, daß nach beendeter Predigt die Anhänger des Pastors Hansen sich nicht entblödeten, die Kirche ganz vergessend, gleich als wären sie im Theater, laute Zeichen des Beifalls zu geben, sich sogar einander laut zuzurufen: „Die Predigt sey vorzüglich geworden, dieser und kein Anderer müsse erwählt werden.“ Einige der Besucherinnen haben aber nach dem Gottesdienst gestanden: sie hätten an dieser Predigt Gottes Wort nicht gefunden, keine einfache Verkündigung des Evangeliums, vielmehr sey sie ihnen erschienen als ein eitles Wortgepräge, als eine deklamatorisch vorgetragene Stipulation voll schöner Nebensarten ohne Kraft und wahres Leben.“ Die Mittel nun, welche von der letzteren Partei, ihrer Gesinnung vollkommen entsprechend, gebraucht wurden, um ihren Zweck durchzusetzen, und welche das für jeden von der Lage der Dinge Unterrichteten höchst auffallende Resultat (116 Stimmen für Pastor Hansen, 98 Stimmen für Candidat Claudius) herbeiführten; werden in dieser Schrift aus Nachrichten, welche, wie wir wissen, aus vollkommen zuverlässigen Quellen geschöpft sind, dargelegt. Wir begnügen uns hier mit der Mittheilung der kürzeren Darstellung derselben in der betreffenden Stelle der schon angeführten Witzschrift. „Bereits einige Zeit vor der Wahl sprach das Gerücht laut von mehrfachen Umtrieben, welche in Bewegung gesetzt würden, um dem jezt dem Anschein nach gewählten Herrn Pastor Hansen diesen Erfolg zu sichern. Wir glaubten indeß diese Vorfälle, selbst wenn sie wirklich statt finden sollten, um so eher ihrer eigenen Strafbarkeit überlassen zu dürfen, da sie unserer Erwartung nach höchstens vereinzelt dastehen, und auf das aus freier, selbstgegründeter Uebersetzung der Mehrzahl hervorgehende Resultat keinen irgend bedeutenden Einfluß haben könnten. Aber sofort nach der Wahl sind uns aus den reinsten und unmittelbaren Quellen so zahlreiche und mannichfache Nachrichten, an deren Zuverlässigkeit wir nicht zweifeln dürfen, über die in Beziehung auf jene Wahl vorgefallenen strafbaren Handlungen zur Kunde gekommen, daß wir uns nicht verpflichtet halten können den dringenden Wunsch hinsichtlich der wichtigsten Angelegenheit unseres geistigen Lebens lediglich den sträflichen Umtrieben einzelner Andersdenkenden auszuopfern, vielmehr uns gedungen fühlen, diese Sache der Weisheit und Gerechtigkeit unseres allernächtigsten Königs zur Entscheidung submissiv vorzulegen.“

Wir wagen es, aus der Menge der uns bekannt gewordenen Thatfachen nur einige wenige beispielsweise zur Begründung unserer Beschwerde hervorzuheben. Einestheils hat man vor der Wahl nicht allein mit zudringlichen Ueberredungen die Leute bekümmert, sondern sowohl Drohungen als Versprechungen angewandt, um dem Herrn Pastor Hansen eine Anzahl Stimmen im Voraus zuzusichern. So wurde ein Schlichter von einem seiner bedeutendsten Kunden mit dem Verluste dieser für ihn wichtigen Kundschaft, ein Wirth mit der Feindschaft von Seiten eines seiner Gäste bedroht, falls sie nicht nach dem Willen derjenigen, die sich nicht entblödeten, solche Concessionen anzuwenden, für Herrn Pastor Hansen stimmen würden. Man versichert sogar mit Bestimmtheit, was uns freilich unglaublich scheinen muß, daß die Stimmen für den Letzteren zum Theil förmlich mit Geld erkaufte worden seyen! Nicht anders läßt sich wohl das Faktum erklären, daß fast alle Vollmachten

für Pastor Hansen ausgestellt worden sind, so wie daß Herr Pastor Hansen aus Rendsburg, obgleich seine Wahlpredigt allgemein für die beste gehalten wurde, gleichwohl nicht eine einzige Stimme erhalten hat.

Anderentheils ist die Stimmgebung selbst mitunter ganz gegen den Willen der dazu Berechtigten ausgefallen, ja es müssen sich die Mitglieder der gedachten Partei die größten Falsa mehrfach haben zu Schulden kommen lassen! Daß circa 13 Stimmen, welche für Herrn Candidaten Claudius abgegeben worden seyen, wegen Mangels an Vollmachten nicht angenommen werden konnten, ist allerdings ein Umstand, der auf die formelle Gültigkeit der Wahl ohne Einfluß seyn würde, wenn er gleich schon genügt, um den Beschluß der wirklichen Majorität zweifelhaft zu machen. Aber wie könnte man es als gültig hingehen lassen, daß Curatoren im Namen ihrer Curandinnen, Bevollmächtigte für ihre Vollmachtgeber gegen den ausdrücklich erklärten Willen der Letzteren hinterrücks für Pastor Hansen gestimmt und demselben dergestalt nicht wenige Stimmen zugewendet haben, die nach der Absicht des allein zur Entscheidung Berechtigten auf Herrn Candidat Claudius abgegeben worden sollten? Wie läßt es sich entschuldigen, daß bei der Wahlhandlung selbst Personen sich als Bevollmächtigte für solche, die zu entfernt standen, aufgedrungen, und gleichwohl das dem Herrn Candidaten Claudius zuge dachte Verbum treulos unterschlagen haben? Officiell würden sich diese und ähnliche notorische Thatfachen größtentheils dadurch constatiren lassen, daß auf solche Weise Hintergangene sofort, nachdem sie den Betrug nach beendigter Wahl erfuhren, ihre Protestationen bei den Behörden angebracht haben sollen, wodurch freilich eine Abänderung des formellen Resultates nicht ohne Weiteres bewirkt worden konnte.

Dieses sind Beispiele aus einer großen Menge von allgemein bekannt gewordenen Thatfachen, die sich durch eine Untersuchung sehr leicht zu unumföhllicher Gewisheit erheben lassen würden. Wären dieselben minder zahlreich, so möchte man sich begnügen, diejenigen, welche solche bei der in Rede stehenden Angelegenheit doppelt gehässige Schuld auf sich geladen haben, den Vorwürfen ihres Gewissens und der verdienten bürgerlichen Strafe zu überlassen. Bedenkt man aber, wie nun zehn von den auf solche Art erschlichenen oder ungültigen Stimmen den Ausschlag gegeben, und wie es durchaus keinem Zweifel unterliegt, daß anstatt des jetzigen Resultates Herr Candidat Claudius mit einer überwiegenden Stimmenmehrheit an die zu besprechende Stelle gewählt seyn würde, wenn bei der Wahl Alles rechtlich und geschäftmäßig zugegangen wäre, so wird unser Widerstreben, unsere innigste Ueberzeugung den strafbaren Umtrieben einiger Räukemacher auszuopfern zu sollen, so wie unsere zurechtstehende Erwartung, daß eine solche mit Unrecht sogenannte Wahl sich nimmermehr der Bestätigung Ew. Majestät zu erfreuen haben könne, vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Der Sinn und Zweck des unserer Gemeinde zuständigen Wahlrechtes ist doch gewiß kein anderer, als daß der von Ew. Majestät allernächtigst zu confirmirende Geistliche das volle aufrichtige Vertrauen der ganzen Gemeinde, oder wirklich des größten Theils derselben, genießen möge; wie ist es aber denkbar, hievüber zur Gewisheit zu gelangen, wenn Furcht und Zwang die freie Aeußerung der Ueberzeugung hemmen, wenn durch Bestechungen und Betrügereien die Stimmen verfälscht und unterschlagen werden!“

Der Ausgang der Sache ist kurz folgender. Die erwähn-

ten Thatsachen wurden am Tage nach der Wahl dem Gerichte in Wandsbeck denunciirt; eine Anzahl Zeugen wurden vernommen, und diese bestätigten den Inhalt der Denunciation und erklärten sich theilweise bereit, ihre Aussagen eidlich zu erhärten. Während der Untersuchung aber ging vom königlichen Obergericht die Weisung ein, sie nicht fortzusetzen, und auf das an den König eingesandte Gesuch erfolgte ein abschläglicher Bescheid. — Ekdandius verwaltete bis zu der geraume Zeit verögerten Einführung des Pastors Hansen mit unermüdeter Treue und Selbstverläugnung das ihm noch anvertraute Amt, predigte mit derselben Kraft und Freudigkeit, wie zuvor, das reine Evangelium nach dem lauterem Worte der Schrift, und versäumte keine Gelegenheit, mit aufopfernder Liebe seiner Gemeinde durch Rath und That nützlich zu seyn, erhielt von Vielen seiner Pfarrkinder rührende Beweise der Liebe und Anhänglichkeit, drückte seiner geliebten Mutter noch die Augen zu, und hielt ihr, die dies lebhaft gewürdigt, die Leichenpredigt, wies seine Gemeinde in der Abschiedspredigt noch einmal mit eindringlichen Worten auf den alleinigen Grund des Heiles, bezugte ihr die Liebe, mit der er auch in der Ferne ihrer gedanken werde, und empfahl sie, die er nicht mehr weiden sollte, zur treuesten Pflege dem allertreuesten Hirten. Wir sind mit dem Verf. der festen Zuversicht, daß er dereinst, wenn der Herr ihm eine andere Thür geöffnet hat, mit Joseph zu seinen Gegnern wird sprechen können: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“

Dieser Vorfall ist in mehr als einer Beziehung lehrreich. Wir heben hier nur eine Seite hervor. Die Ertheilung des Nichtes der freien Wahl ihrer Seelsorger wird in jetziger Zeit von Vielen für ein Hauptmittel gehalten, dem gesunkenen kirchlichen und christlichen Leben wieder aufzuhelfen. Wir sind weit entfernt, zu verkennen, daß dieses Recht neben seinen Nachtheilen auch seine Vortheile hat, daß es der todten Gleichgültigkeit entgegenarbeitet, mit der ein von der Behörde gesetzter Prediger von der todten Gemeinde gewöhnlich aufgenommen wird. Wir halten es für ebenso unrecht als unweise, den Gemeinden dies Recht zu nehmen, wo sie es schon besitzen. Wir wissen zu gut, daß die Wahlen bei Patronatsstellen oft ein ebenso trauriges Resultat liefern als die vorliegende, daß hier wie dort die Welt das Ihre lieb hat. Aber wir kennen auch die Schäden unserer Kirche und ihre Ursachen zu tief, als daß wir von dieser oder von irgend einer anderen äußeren Veränderung ihre Heilung erwarten sollten. Man sage doch nicht, daß sich aus einem einzelnen Beispiele keine allgemeinen Consequenzen ziehen lassen. Schrift und Vernunft sagen es von vornherein, da das, was hier die Verdrängung des treuen Dieners Christi bewirkte, nicht etwas Zufälliges, sondern ein nothwendiges Erzeugniß der Stellung des natürlichen Menschen zur christlichen Wahrheit und ihren Bekennern ist, und die Erfahrung bestätigt es, daß die Gesichte dieser Wahl die bei weitem der meisten in denjenigen Gegenden ist, die sich nicht eines besonders reichen göttlichen Segens erfreuen. Schrift, Vernunft und Erfahrung widerlegen auf gleiche Weise den Traum von einer dem Volke, im Gegensatz gegen die höheren Stände und namentlich die kirchlichen Behörden, einwohnenden Christlichkeit, den jetzt so Viele träumen. Von der Profanation des Heiligen, wie sie bei den Predigterwahlen ganz oder zum großen Theil fleischlicher Gemeinden oft vorkommt, haben nur Augenzeugen einen entsprechenden Begriff; Viele, die jetzt für die Gemeinden das Recht der freien Wahl als ein großes

Gut ansehen, würden von dem errungenen sich mit Abscheu wenden. Es ist nichts häufiger, als daß Menschen, die seit Jahren der Kirche und dem Abendmahl Lebewohl gesagt haben, sich an die Spitze der Partheien stellen; Bierbänke und Brantweinshäuser sind die gewöhnlichen Schauplätze ihrer Machinationen. Das Gotteshaus selbst wird nicht selten zu einer Satanskapelle entweiht. Davon gibt die vorliegende Schrift selbst ein merkwürdiges Beispiel. In der Kirche äußerte sich während der Wahl die größte Vereiztheit, vor und während der Wahl setzte man mit der größten Leidenschaftlichkeit die Untriebe fort; Geldbestechungen und alle Arten von Unterschleifen sollen, nach dem Zeugnisse unparteiischer Augenzeugen, dort vorgefallen seyn. Nach der Wahl brachen die Sieger, gleich als wären sie im Schauspielhause, in laute Beifallsbezeugungen aus. — Auch der Grund für die freien Wahlen, den wir so oft in Erwiderung unserer Einwendungen vernommen, daß doch dann die Gemeinde, wenn sie keine gute Wahl treffe, gerecht leide, läßt sich, wie schon dieser Vorfall zeigt, leicht widerlegen. Auf dem politischen und auf dem kirchlichen Gebiet ist ein durch Stimmennmehrheit durchgegangener Beschluß bei weitem nicht immer der, welcher den Wünschen der Mehrzahl der Stimmenden zusagt. Wie leicht ist es einer Parthei, welcher ihre Gewissenlosigkeit den Gebrauch jedes Mittels gestattet, eine künstliche Mehrheit zu erlangen! — Laßt uns besser werden, so wird's besser seyn, das stellen wir diesem so wie allen ähnlichen äußeren Verbesserungsvorschlägen entgegen. Man trachte nur darnach, sich erst selbst von ganzem Herzen dem Herrn hinzugeben und dann ihm andere Seelen zu gewinnen; so werden gewiß durch die Wahl der Patrone den Gemeinden eben so viele tüchtige Seelsorger gegeben werden, wie durch ihre eigene. Leiderlei Arten von Wahlen haben ihre Vortheile und ihre Nachtheile; die letzteren muß man gesähtlich bei denjenigen äußerlichen kirchlichen Einrichtungen hervorheben, welche der Zeitgeist liebt und einzuführen trachtet, damit die Bessergesinnten, die sich seinem Einflusse nicht ganz haben entziehen können, vor einer schlimmen Täuschung bewahrt bleiben. Dies ist der Schlüssel zu der ganzen Stellung, die wir gegen die neueren kirchlichen Bestrebungen genommen haben. Daß sie von so vielen Seiten mißkannt worden ist, thut uns eben so leid, als es uns unbegreiflich ist. Wendete sich der Zeitgeist zur Abgötterei mit dem entgegengesetzten System, so würden wir dieses mit derselben Entschiedenheit angreifen, und zeigen, wie thöricht es sey, das Leben bei den Todten zu suchen.

Nachrichten.

(Canton St. Gallen.) Während der Kampf um die politische Freiheit in einigen Cantonen der Schweiz auch zugleich der religiösen und kirchlichen Freiheit Bahn gemacht hat, wie im Canton Bern und zum Theil auch im Canton Waadt, blieb es in dieser Beziehung doch in manchen anderen gänzlich beim Alten. Da sieht man oft diejenigen, die für Erhaltung einiger politischen Freiheiten und Rechte mit aller Macht stritten und redeten, und nichts eifriger suchten, als für ihre Ueberzeugung Tausende zu gewinnen, und für sie vollkommene Freiheit verlangten, denen, die in religiöser Hinsicht anderer Ueberzeugung sind, mit derselben Kraft entgegenzutreten, und die Freiheit, die sie für sich in politischer Hinsicht in Anspruch nehmen, Anderen in religiöser Beziehung streitig machen; namentlich da, wo die Religion nicht bloß Sache des Gedanknisses und Verstandes oder der bloßen hergebrachten Gewohn-

heit ist, sondern Geist und Leben wird. Nachdem in der westlichen Schweiz sich der Sturm gelegt, und die Fäuste der Ungläubigen sich zur Ruhe begeben haben, scheint sich derselbe Sturm gen Osten gezogen und daselbst andere Fäuste in Bewegung gesetzt zu haben, gegen die, die da halten an der Wahrheit, die in Christo Jesu ist.

Schon seit mehr denn zwölf Jahren regte sich im oberen Toggenburg ein religiöses Leben: unter den Laien, während es unter denen, die es erwecken sollten, größtentheils mangelte. Stillings'schriften waren die Missionare in vieler Herzen. Durch sie ging Vielen ein Licht auf über ihre bisherige Laubbild und Gleichgültigkeit gegen das Wort des Allerhöchsten, sie forschten und lasen in demselben nun fleißiger und fanden zum Theil bedeutende Abweichungen vom lebendigen Worte in den Vorträgen ihrer Prediger; man fing nun an, diejenigen aufzusuchen, von denen man sich überzeigte, daß sie ihre Predigten nach Gottes Wort einrichteten, und wo man solche nicht in der Nähe finden konnte, da begnügte man sich mit der Lesung kräftiger Predigtbücher. Gemeinlich wurden sie angeschafft, gemeinschaftlich auch gelesen. So entstanden Versammlungen, in denen nur etwa von Zeit zu Zeit ein Sprecher sich hervorthat. Von diesen Vereinen wurde die Evangelische Missionsfache unterstützt, ehe ein förmlicher Verein, der erst im Jahre 1819 zu Stande kam, gebildet wurde. Die Männer dieser Vereine waren die eifrigsten Beförderer der Bibelverbreitung, als auf Vorschlag des Dekan Loosers in Cappel eine Bibelgesellschaft gegründet wurde. Während diese nun von manchen Geistlichen benützt wurde, um wohlfeile Neue Testamente für die Schulen zu erhalten, und sich etwa durch Austheilung einer Bibel bei einem oder dem anderen Armen einen Dank zu verdienen, zeigte sich doch ein bitterer Haß gegen die Theilnehmer an der Missionsfache. Den Theilnehmenden unter den Geistlichen wurde von Seiten des St. Gallischen Kirchenrathes, der dazu von der Toggenburger Capitels-Commission ernannt wurde, Mäßigkeit und Klugheit empfohlen, die erwähnte Commission aber fand dies zu wenig, fügte noch ein Schreiben bei, in dem den Geistlichen förmlich untersagt wurde, an einem Missionsverein Theil zu nehmen, und namentlich mußten drei Geistliche, die schon Mitglieder des Vereines waren, persönlich im Hause des oben erwähnten Dekans erscheinen, um diesen Befehl mündlich zu erhalten — welche aber erklärten, der Missionsfache gewissenhalber dienen zu müssen, jedoch den Missionsversammlungen nicht beizuwohnen zu wollen.

Seither hielten sich die Gläubigen als die Stillen im Lande, lasen gute Schriften, auf welche sie sich gerne durch die Evangelische Kirchen-Zeitung aufmerksam machen ließen, beteten und sangen im Schooße ihrer Familien und bisweilen im Vereine mehrerer Familien. Kam bisweilen ein gleichgesinnter Geistlicher, ein Missionszögling oder sonst ein erleuchteter Bruder zu Besuch in eine solche Familie, so war dieses ein wahres Fest für diese und die benachbarten Gleichgesinnten. Dabei muß man es ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie die Versammlungen ihrer Prediger nicht verließen, aber oft ihre Noth klagen mußten, daß sie an dieser trockenen Moral, an diesem politischen Zeitungsgezwänge auf der Kanzel keine Freude finden konnten, noch weniger Trost und Erbauung.

So ereignete es sich denn, daß ein junger Geistlicher aus der

Genfer Schule nach E. kam, und daselbst bei einem Manne als Privatlehrer seiner Kinder eintrat und seit December 1831 wöchentlich einigemal Privaterbauungsstunden hielt, die bald anfangen, Theilnahme zu gewinnen, und sehr gesegnet waren, was zum Preis, Lob und Dank Gottes laut bekannt werden muß. Aber die Freunde der kleinen Zahl Erbauungsuchender dauerte nicht lange. Der Gemeindevorstand gab vor, Befehl vom Kirchenrath erhalten zu haben, was wir zur Ehre des St. Gallischen Kirchenrathes nicht glauben können und wollen, daß dieser junge Geistliche eiligst und ohne allen Aufschub die Gemeinde verlassen müsse. Man würde ihn sogar mit Jägern über die Grenze haben führen lassen, hätten sich nicht vier rechtliche und angesehenen Männer bei dem Amman eingestellt und erklärt, daß sie ihn selbst begleiten wollten. Was denn auch, da die Christen Gehorsam auch einer ungerathenen oberen Behörde zu leisten stets bereit sind, ohne Weiteres geschah. Nun aber erhoben sich die furchtbarsten Gerüchte über das kleine Häuflein der Versammlungsbefuchenden. Lügen über Lügen wurden verbreitet, und man ging so weit, einigen derselben nachlässiger Weise unter Drohungen, Schimpfreden und fürchterlichen Klagen, die Fenster einzuschlagen. Selbst Zeitungsblätter in Lichtensteig und St. Gallen gaben sich dazu her, diese Leute zu verunglimpfen und lächerlich zu machen. Kein Wunder freilich, da selbst von mehreren Kanzeln herunter gegen sie losgezogen wurde, und die Zuhörer vor ihnen, als Verirrten und solchen, die die heilige Schrift nach eigener Weise auslegten, gewarnt. Dürfte man denn aber da nicht auch vor manchem Prediger warnen, der dasselbe nach seiner eigenen Manier thut? Und ist, was dem Einen recht ist, nicht auch dem Anderen billig?

Möge der Herr doch noch Mancher Augen öffnen, daß sie sehen, welches da ist der rechte Weg zum Himmelreich, und doch diejenigen wenigstens hineinlassen, die hinein wollen. Wehe dem, der es ihnen wehret! Dessen ungeachtet gehen aber die Versammlungen fort, und statt des freien Redners dient nun eine kräftige Predigt von Hofacker, Krummacher oder Wichelhaus, oder die heilige Schrift allein.

Da hören wir nun wohl die eine dieser Seelen rufen: „Lieben Brüder, der Herr hat hier ein kleines Feuer angezündet, o betet doch auch für uns zum Herrn, daß es größer werde und um sich greifen möge, damit das Licht in dem armen Toggenburg auch aufgehe!“ und eine andere Seele: „Aus diesem Wenigen werdet ihr, lieben Brüder! schließen können, in was für einer Lage wir sind, wie sehr wir der Fürbitte bedürfen, um nicht in den Versuchungen und Verfolgungen zu unterliegen und dem Herrn untreu zu werden. Gedenket unserer vor dem Herrn!“ Und wir sollten solche Bitten überhören? Nein, wo ein Glied leidet, da leiden alle mit — und darum bitten wir die Leser der Evangelischen Kirchen-Zeitung, auch mit ihrem Gebet jener Christen zu gedenken, und den Herrn zu bitten, daß er dem Canton St. Gallen neben der bürgerlichen Freiheit auch die religiöse schenke, und diejenigen wenigstens nicht gehindert werden, ihren alten Glauben in lebendigem Herzen zu bewahren, die in der rationalistischen Dürre verschmachten müßten. Doch Gewitterstürme sind auch heilsam. — die Wurzeln der erschütterten Bäume schlagen tiefer, und treiben herrlichere Früchte. Möge es doch auch im Canton St. Gallen also geschehen!

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 3. November.

№ 88.

Das Stillstehen der Sonne Jos. C. 10.

Die betreffende Stelle der Schrift hat von jeher den Feinden der Offenbarung zur Zielscheibe ihrer Angriffe gedient; noch neuerlich hat Dr. Breitschneider sich mehrfach auf sie, als auf einen handgreiflichen Beweis für die Unhaltbarkeit der älteren Ansicht von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift berufen. Die gläubigen Theologen in älterer schon, noch mehr aber in neuerer Zeit befinden sich in sichtbarer Verlegenheit, wie sie diesen Angriffen begegnen sollen. Dies durch eine gründliche Untersuchung nachzuweisen, zu zeigen, wie man bei unbefangener Prüfung der Stelle weder den Gegnern gefährliche Zugeständnisse machen, noch statt einer göttlichen Thatfache eine menschliche Erfindung vertheidigen und dadurch die wahrhaft göttlichen Thatfachen zugleich mit verdächtigen dürfte, ist der Zweck unserer Abhandlung.

Wir wissen wohl, daß ihr Resultat Vielen von vornherein verdächtig seyn wird. Wir wünschen selbst nichts weniger, als daß es von den Gläubigen ohne scharfe Prüfung der Gründe begierig ergriffen werde. Man hat bei wahrhaft göttlichen Wundern, namentlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, aus falscher Nachgiebigkeit schon so oft ein ähnliches Verfahren angewandt, so oft, um Menschen zufrieden zu stellen, Gott das Seinige genommen, daß Behutsamkeit hier strenge Pflicht ist. Wir sehen auch voraus, daß Gegner der Offenbarung es versuchen werden, unser Verfahren, als mit jenem verwerflichen aus einer und derselben Quelle, der Verlegenheit, in welche eine unnatürliche Ansicht von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift stürze, hervorgegangen darzustellen. Alles dies kann uns aber nicht von der Ausführung unseres Vorsatzes abhalten. Wir haben das Vertrauen, daß unsere Gründe die Gutwilligen — und diese allein sind der Berücksichtigung werth — überzeugen werden, daß sie, und nicht die Neigung unser Resultat herbeigeführt haben. Wir glauben, daß die Wahrheit zu sagen, zu aller Zeit an der Zeit ist und Frucht schafft. Wir gehen daher ganz getrost zur Sache.

Die freiwillige Uebergabe der Stadt Gibeon wurde die Veranlassung der baldigen Unterwerfung des ganzen nachmaligen

Gebietes der Stämme Juda und Benjamin. Sie beschleunigte die Verbindung der Könige dieser Gegend, als deren mächtigster der König von Jerusalem, der Hauptstadt der Jebusiter, genannt wird. Der Angriff der Verbündeten richtete sich zunächst nicht gegen Israel, sondern gegen das in ihren Augen treulose Gibeon. Jesua, davon in Kenntniß gesetzt, eilte aus dem Lager zu Gilgal den Belagerten augenblicklich zur Hülfe. Er legte mit seinem Heere in der Nacht den Weg von 8 — 9 Stunden zurück, und kam frühmorgens vor Gibeon an. Die erste Schlacht, welche die Israeliten in Palästina lieferten, fiel für sie glücklich aus. Die Feinde wurden aufs Haupt geschlagen. Die Fliehenden nahmen ihren Weg nach Süden zu, in der Absicht, sich in ihre festen Städte zu werfen. Als der erste Ort, wohin die Israeliten sie verfolgten, wird Bethoron genannt. Nach 1 Chron. 7, 24. gab es ein doppeltes Bethoron, ein oberes und ein unteres. Damit stimmt unsere Erzählung überein. Es ist in ihr die Rede von einem Wege hinan von Bethoron und von einem Abhange von Bethoron. Wahrscheinlich lag Ober-Bethoron auf der Höhe, Unter-Bethoron am Fuße des Abhanges. Von da flohen die Feinde auf Uselah und Makedah, südlicher als Bethoron, das erstere ungefähr Jerusalem parallel und westlich von demselben. Ein vernichtendes Hagelwetter, das die fliehenden Feinde traf, ohne den in einiger Entfernung ihnen folgenden Israeliten zu schaden, machte den letzteren fühlbar, daß sie den Sieg nicht durch eigene, sondern allein durch Gottes Kraft erschaten, der auch ihren Waffen Glück gegeben, den ersteren, daß nicht menschliches Unrecht, sondern Gottes Gericht ihres Unglücks Ursache sey.

Es heißt nun in der Relation, nachdem das Erzählte berichtet worden: „Damals redete Josua zum Herrn, an dem Tage, da der Herr preisgab die Amoriter den Kindern Israel, und sprach vor gegenwärtigem Israel: Sonne, siehe still zu Gibeon, und Mond im Thale Asalon. Und es stand stille die Sonne, und der Mond blieb stehen, bis das Volk sich rächte an seinen Feinden. Steht das nicht geschrieben in dem Buche der Gerechten? Und es blieb stehen die Sonne in der Mitte des Himmels und eilte nicht unterzugehen einen ganzen Tag. Und war diesem Tage nicht gleich einer vor ihm und nach ihm, daß Jehovah also erhört hätte die Stimme eines Mannes.

Denn der Herr stritt für Israel. Und da kehrte zurück Josua und ganz Israel mit ihm zum Lager gen Gilgal."

Wir wollen zuerst blos referirend die verschiedenen Ansichten über diese Stelle darlegen. Sie lassen sich auf vier Klassen zurückführen:

1. Bei weitem die meisten Vertheidiger hat in der älteren Zeit die Meinung gehabt, daß die ganze Stelle streng buchstäblich aufzufassen sey, daß die Sonne auf Josua's Befehl stille gestanden, und also ein Doppeltag statt gefunden habe. Der älteste Schriftsteller, bei dem sie sich findet, ist Jesus Strach. Er sagt E. 46. B. 6.: Ein Tag wurde zu zweien. Noch Buddeus entnimmt nach dieser Ansicht aus unserer Stelle einen Grund gegen das Copernicanische Sonensystem. Die Gründe für dieselbe findet man am besten zusammengestellt bei Buddeus, h. eccl. V. T. p. 828 ff., bei Calmet, bibl. Untersuchungen, aus dem Franz. von Mosheim 3. p. 1 ff., und bei Vilienthal, die gute Sache der göttlichen Offenb. 5. p. 154 ff. und 9. p. 296 ff.

2. Andere folgen zwar ebenfalls der buchstäblichen Auffassung, sind aber zu der Annahme geneigt, daß nicht die Sonne, sondern die Erde stille gestanden, oder behaupten wenigstens, daß das Gegenheil nicht aus unserer Stelle geschlossen werden könne. So z. B. Mosheim in den Anmerkungen zu Calmet's angef. Abh. p. 45. Er bemerkt: In dem gewöhnlichen Sprachgebrauche werde von allen natürlichen Dingen nicht so geredet, wie sie in der That beschaffen seyen, sondern wie sie unter die Sinne und namentlich in die Augen fallen. Diese Niederweise sey auch, außerhalb des Gebietes der strengen Wissenschaft, die richtige, da also von den Dingen geredet werde, wie sie aller Welt vorkommen. Selbst die Gelehrten können und wollen sich ihr im gemeinen Leben nicht entziehen, indem sie z. B. sagen, der Mond scheine, obgleich er doch kein eigenes, sondern ein erborgtes Licht habe, die Luft sey blau, die Sonne gehe auf und unter u. s. w. Die Schrift habe sich nun nothwendig, wenn sie von der Mehrzahl derer, für welche sie geschrieben worden, verstanden werden, und nicht ihre Bestimmung vergebend, sich in physische Deduktionen einlassen, und dadurch ihre Leser von ihrem Ziele ablenken wolle, dem allgemeinen Sprachgebrauche anbequemen müssen. — Ohne jetzt noch zu entscheiden, ob diese Bemerkungen auf den gegenwärtigen Fall anwendbar seyen, müssen wir doch bemerken, daß es schwerlich Jemanden gelingen wird, ihre Richtigkeit im Allgemeinen mit Erfolg zu bestreiten. Die optische Niederweise von natürlichen Dingen findet sich in der Schrift vom ersten Buche bis zum letzten, in den Reden Christi nicht weniger, wie in der Schöpfungsgeschichte. Es ist dies nur eine einzelne Aeußerung der durchgängigen Weise der Schrift, Alles abzuschneiden, was von ihrem erhabenen Ziele abführen könnte; vgl. die trefflichen Bemerkungen von Kessler in dem Aufsätze: Theologie und Naturwissenschaften, Jahrg. 1830, S. 404.

3. Andere meinen, ungewöhnliche Lufterscheinungen haben den Israeliten die Stelle der Sonne und des Mondes ersetzt, nachdem sie zu leuchten aufgehört; in halb dichterischer Darstellung werde dies Ereigniß so berichtet, als ob Sonne und Mond selbst über die gewöhnliche Zeit am Himmel gestanden. Daß diese Klasse eine Menge einzelner Meinungen unter sich begreifen muß, läßt sich leicht denken, da hier der Willkühr freier Spielraum eröffnet ist, und man die Freiheit hat, sich in dem ganzen Gebiete leuchtender Phänomene umzusehen und eins auszuwählen. So nimmt J. D. Michaelis an, nach dem Ha-

gelwetter habe es noch überall gewetterleuchtet; dies Wetterleuchten habe den Israeliten die Verfolgung der Feinde erleichtert, und diese verhindert, sich irgendwo zu verbergen, oder festen Fuß zu fassen. Spinoza meint, die Strahlen der untergehenden Sonne haben sich in dem Hagel gebrochen. Clericus denkt an Refractionen, wie die, vermöge deren man jenseits der Polarcircel die Sonne schon über dem Horizont sehen könne, obgleich sie wirklich noch unter dem Horizonte sey. Und was dergleichen Hypothesen noch mehr sind.

4. Andere nehmen die ganze Schilderung durchaus poetisch und uneigentlich. So der jüdische Philosoph Maimonides, More Nebochim II. c. 53. Nach ihm soll die Bitte Josua's nur das sagen wollen, Gott möchte ihm doch so viele Zeit lassen, seine Feinde noch vor Einbruch der Nacht zu schlagen. Gott erhörte sein Gebet so, daß er ihm seine Feinde in die Hände lieferte, und ihm einen so vollkommenen Sieg gab, daß er keinen längeren Tag hätte wünschen können, um seine Feinde gänzlich aufzureiben. Zu derselben Ansicht scheint sich auch Datable, Professor zu Paris zur Zeit der Reformation, zu bekennen, wenn er das Gebet Josua's so umschreibt: Herr, laß nicht zu, daß das Licht der Sonne und des Mondes uns mangle, bis wir unsere Feinde gänzlich überwunden haben.

Gehen wir nun zur Prüfung dieser verschiedenen Ansichten über, so zeigt es sich gleich, daß die dritte nach allen ihren Modifikationen unhaltbar ist. Nimmt man an, daß in unserer Stelle der Verfasser des Buches rede, so muß man Alles eigentlich und buchstäblich verstehen. Denn er bedient sich durchgängig einer ganz einfachen historischen Darstellung, ohne alle rhetorischen und poetischen Ausschmückungen und Uebertreibungen. Es ist daher ganz widersinnig, anzunehmen, daß er in diesem einzigen Falle aus seiner Rolle gefallen sey, und es durch seine Darstellung unmöglich gemacht habe, den einfachen Hergang der Sache mit Sicherheit zu erkennen. Ebenso widersinnig aber ist es, mit Einigen anzunehmen, daß Josua und sein ganzes Heer aus Unkunde der Naturwissenschaft sich getäuscht und den Schein einer Nebensonne für den fortdauernden Schein der Sonne selbst gehalten haben. Eine solche Täuschung ist gewiß ohne Beispiel; nur das lebhafteste Interesse konnte sie möglich und wahrscheinlich finden. Selbst ein Kind wird beides leicht unterscheiden können. Nimmt man dagegen an, daß der Verf. nur die Worte eines Anderen anführt, und zwar eines Dichters, so schwindet wiederum aller Grund für diese Ansicht. Man hat dann gar keine Ursache, ein besonderes Naturphänomen anzunehmen. Nur Unkenntniss mit der kühnen Bildersprache der Orientalischen Poesie, oder ein Uebermaas profanischer Befangenheit kann glauben, der bildliche Ausdruck eines alten, nicht einmal den Charakter göttlicher Eingebung tragenden Liedes erfordere nothwendig eine solche historische Grundlage. In diesem Falle ist die vierte Erklärung unbedenklich vorzuziehen. Man vergleiche den 18ten Psalm, wo David's Sieg über die Feinde der Theokratie unter dem Bilde eines furchtbaren, mit Erdbeben verbundenen Gewitters dargestellt wird, und zwar nicht vergleichungsweise, sondern so, daß die Niederlage wirklich, als durch ein Gewitter erfolgt, erscheint; man vergleiche den Siegesgesang der Kinder Israel nach ihrem Durchzuge durch das rothe Meer, Exod. 15., den Siegesgesang der Deborah, Richter 5., wo nach B. 20. sogar die Sterne aus ihren Bahnen gegen Sissera streiten, man vergleiche so viele hochpoetische Stellen in den Propheten, z. B. bei Habakuk, und man wird zugestehen, daß diese Stelle selbst von manchen in der Schrift an Kühnheit überboten wird.

Schon aus diesen Bemerkungen in Bezug auf die dritte Erklärung geht hervor, daß für die Entscheidung, ob die erste oder zweite — welche bei dieser Untersuchung als eine zu betrachten sind — oder ob die vierte Erklärung für die richtige zu halten, Alles darauf ankommt, ob die Stelle die Worte des Verf. enthalte oder nicht. Denn wäre das erstere, so stände für Alle fest, der Verf. unseres Buches sey wirklich davon überzeugt gewesen, daß das größte aller Wunder statt gefunden, und für diejenigen, welche die göttliche Auctorität des A. T. anerkennen, zugleich, daß die Sache sich wirklich also verhalte. Diese würden sich dann durch alle, zum Theil allerdings scheinbare Gründe nicht irre machen lassen, welche man gegen die also aufgefaßte Erzählung vorgebracht hat. Wäre das letztere, so könnte nur eine der fleischlichen Wunderthuen das Gleichgewicht haltende fleischliche Wundersucht, oder ein der fleischlichen Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeist parallel gehender fleischlicher Widerspruchsgeist, der sich hier um so stärker regt, je greller der Gegensatz ist, auf der streng buchstäblichen Auffassung des biblischen Ausdrucks beharren.

Daß ein Theil der Stelle nicht von dem Verf. herrühre, sondern aus einem alten Liede entnommen sey, ist über allen Zweifel erhaben. Der Verf. citirt selbst B. 13. das Buch der Gerechten, und daß dies ein poetisches Buch war, geht theils aus dem poetischen Charakter der daraus allgemein zugestanden angeführten Worte, in denen sich der Parallelismus nicht verkennen läßt, theils aus der Thatsache hervor, daß 2 Sam. 1. 18. auf dieses Buch als das Klagelied David's über Saul und Jonathan enthaltend verwiesen wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es eine successiv entstandene Sammlung von Liedern zum Preise theokratischer Helden; denn durch Jescharim, Grade oder Gerechte, werden auch sonst die wahren Theokraten bezeichnet. Nun fragt es sich aber ferner, ob das, was nach dem Citate folgt, ebenfalls noch aus dieser Liederammlung entnommen ist, oder ob es die eigenen Worte des Verf. enthält. Wäre das letztere, so würde das Wunder immer noch feststehen. Da ja auch in einem Gedichte historische Wahrheit enthalten seyn kann, so würde daraus, daß der Verf. in schlichter Prosa dasselbe als historische Wahrheit berichtet, folgen, daß auch der Sänger sich in diesem Falle einfach an die historische Wahrheit gehalten habe. Hier erscheint es nun aber wenigstens überwiegend wahrscheinlich, daß die ganze Stelle aus dem Liede eingeschaltet worden. Besonders kommt hier der Vers in Betracht, welcher den Schluß der ganzen Stelle bildet: „Und da kehrte zurück Josua und ganz Israel mit ihm zum Lager gen Gilgal.“ Legt man diesen Vers dem Verf. bei, so weiß man gar nicht, was man mit ihm anfangen soll. Daß Josua damals wirklich mit dem ganzen Heere nach Gilgal zurückgekehrt sey, kann unmöglich angenommen werden. Der Verf. fährt B. 17. grade da fort, wo er B. 11. aufgehört hatte. Es wird ausführlich erzählt, wie Josua den Sieg verfolgte und wie das Heer einen Zug in die von Gilgal noch weiter entfernte südliche Gegend unternahm, und die Städte der feindlichen Könige eroberte. Erst B. 43. wird berichtet, wie Josua, nachdem er ihr ganzes Gebiet sich unterworfen, nach Gilgal zurückgekehrt sey. Man hat hier eine doppelte, gleich unzulässige Aushülfe ergriffen. Einige, wie Calvin und Masius, erklären den Vers für unächt, ohne beweisende äußere Auctorität, ohne sich auf irgend gesicherte Analogie in den Schriften des A. T. berufen zu können, ohne das sich absehen ließe, wie ein Glossator auf den Gedanken kommen konnte, den Vers hier an einer so ganz unpassenden Stelle ein-

zuschalten. Wenn er schon in der Alexandrinischen Uebersetzung, wenigstens in den ältesten Handschriften, der Vaticanischen und der Alexandrinischen, ausgelassen ist, so beweist dies nach dem sonstigen Charakter dieser Version nichts weiter, als daß schon der Uebersetzer nicht weniger wie die späteren Ausleger die Schwierigkeit gefühlt hat, daß schon er den Knoten, den er von seiner Ansicht aus nicht zu lösen vermochte, zerhauen zu müssen glaubte. Andere, wie Buddeus, suchen sich auf weniger gewaltsame Weise durch andere Erklärung zu helfen. Sie überlegen: Josua wollte eben nach Gilgal zurückkehren. Josua soll schon im Begriff gewesen seyn dies zu thun, aber seinen Entschluß geändert haben, als er hörte, daß die fünf Könige in der Höhle bei Makedah verborgen seyen. Allein, selbst ein solcher Vorfall ist hier kaum denkbar. Könnte es Josua wohl in den Sinn kommen, durch eine voreilige Rückkehr nach Gilgal sich aller Früchte seines Sieges zu berauben, und sich der trefflichen, so deutlich vom Herrn gewährten Gelegenheit zur Einnahme des ganzen Landes nicht zu bedienen, die er später mit unendlich größerer Anstrengung und Gefahr zu unternehmen gezwungen gewesen wäre? Dazu kommt, daß B. 43. buchstäblich dieselben Worte wiederkehren. Sind sie nun dort von einer wirklichen Rückkehr zu verstehen, so kann eine andere Auffassung an unserer Stelle kaum für etwas Anderes gelten, als für eine unsatthafte Nothhülfe.

Dazu kommt noch, daß der poetische Ausdruck nicht allein in B. 12. und der ersten Hälfte von B. 13., sondern auch in der zweiten Hälfte von B. 13. und in B. 14. unverkennbar ist. Dies erkennt selbst Masius, einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten älteren Commentatoren unseres Buches, an, obgleich er der wunderbaren Auffassung treu bleibt. Er bemerkt: „Es kann kein Zweifel seyn, daß die Worte: und die Sonne blieb stehen in der Mitte des Himmels und eilte nicht unterzugehen einen ganzen Tag, rhythmisch und aus dem Buche der Gerechten herübergenommen sind. Die ganze Ausdrucksweise und die Construction zeigt es auf's Deutlichste.“ Wir machen nur noch darauf aufmerksam, was allerdings für sich nicht zum Beweise hinreichen würde, daß das durch Josua bewirkte Wunder eines Commentarstandes sonst nirgends in der Schrift vorkommt, daß die Propheten und Psalmisten, so voll von dem Preise Gottes wegen seiner Großthaten in der früheren Geschichte Israels, seiner mit keinem Worte gedenken, während sie auf verhältnißmäßig Geringeres, wie den Durchgang durch das rothe Meer und durch den Jordan, beständig zurückkommen, daß der Verf. des Briefes an die Hebräer in seiner Darstellung der Wirkungen des Glaubens unter dem A. B. es übergeht, obgleich er doch die That der Mauer der Mauer Jerichos u. s. w. anführt.

Wir geben jetzt eine übersichtliche Darlegung unserer Ansicht von der ganzen Stelle. Der Verf., nachdem er die beiden mächtigen Erweisungen der göttlichen Gnade gegen die Israeliten, den Sieg, den der Herr bei Gibeon ihren Waffen verliehen, und den Hagel, durch den er die stiehenden Feinde heimgesucht, berichtet hat, bricht den Faden der Erzählung auf einen Augenblick ab, um eine Stelle aus einem alten Liede einzuschalten, in welchem die Großthaten dieses Tages gepriesen werden. Josua, berichtet der Sänger, habe zum Herrn geredet: „Sonne siehe stille zu Gibeon und Mond im Thale Ajalon.“ Leicht erklärt es sich, wie gesagt werden könne, Josua habe zum Herrn geredet, da doch gleich darauf die Anrede an Sonne und Mond gerichtet wird. Denn nur scheinbar ist das Verlangen

Josua's an sie gewendet; der Herr der Heerschaaren war es, zu dem es eigentlich ging. Hier entsteht nun vor Allem die Frage, zu welcher Zeit und an welchem Orte Josua diesen Wunsch ausgesprochen habe, oder vielmehr, zu welcher Zeit der Sänger ihn denselben aussprechen lasse. Das damals kann uns bei dieser Bestimmung nicht leiten. Denn es ist ganz offenbar, da es sich nicht auf das unmittelbar Vorhergehende, auf die Flucht der Feinde bis nach Asebah, bezieht, so da Josua erst als er bis zu diesem Orte gelangt, das Gebet ausgesprochen, sondern auf die ganze Begebenheit des Tages, den ganzen Sieg über die Feinde; dies geht hervor aus den eine nähere Erklärung des damals bildenden Worten: „an dem Tage, da der Herr die Amoriter den Israeliten preisgab.“ Wir müssen uns also nach anderen Kennzeichen umsehen. Es heißt B. 13., die Sonne sey stehen geblieben in der Mitte des Himmels. Es war also gegen Mittag, als Josua den Wunsch aussprach. Mit dieser Zeitbestimmung stimmt denn auch die Ortsbestimmung vollkommen überein, wie sie sich aus B. 12. ergibt. Die Worte: Sonne stehe still zu Gibeon und Mond im Thale Aialon, lassen sich nur dann erklären, wenn man sie als zu Gibeon gesprochen denkt. Dort, wncht Josua im Gedränge der Schlacht, soll die Sonne stille stehen; zur Zeit des Mondscheins hofft er auf der Verfolgung der fliehenden Feinde zu Aialon zu seyn. Dort soll der Mond ihm seinen Schein nicht eher entziehen, als bis er seiner nicht mehr bedarf. Aialon nämlich lag nach E. 21, 42. in dem nachmaligen Gebiete des Stammes Dan, südwestlich von Gibeon, also in der Gegend, wohin die fliehenden Könige sich zunächst wenden mußten, und nachher auch wirklich wandten, nahe bei Asebah. — Der Sänger löst also den Josua mitten in der Schlacht bei Gibeon den Wunsch aussprechen, daß Sonne und Mond stehen bleiben, d. h. in profaischer Auflösung, daß der Tag sich nicht eher enden möge, bis die Niederlage der Feinde vollendet sey. Dieser Wunsch wurde vollkommen erfüllt, und der Sänger berichtet dies B. 13. so, daß er in dem angefangenen Bilde fortfhrt. Josua besiegte die Feinde so vollkommen, daß der Tag sich verlängert zu haben, und zu einem Doppeltage geworden zu seyn schien. B. 14. geht dann der Sänger zu einem allgemeinen Preise der Herrlichkeit dieses Tages über. Wenn er sagt, so herrlich wie dieser sey keiner vor oder nach ihm gewesen, so heißt es die Worte auf eine selbst bei einem Historiker unzulässige Weise pressen, wenn man auch hieraus einen Beweis für eine wunderbare Verlängerung des Tages entnehmen will; gehören aber die Worte dem Dichter an, so darf man noch weit weniger sich umsehen, ob sich nicht in der Geschichte irgend eine Begebenheit finde, welche das Wunder des Sonnenstillstandes bei Seite gesetzt, dieser an Wichtigkeit gleichkomme. Man vergleiche nur Joel 2, 2. Der Sänger schließt nun mit der Rückkehr Josua's nach Gilgal. Das Detail über die Verfolgung der Könige, die Einnahme ihrer Städte u. s. w. eignete sich nicht mehr für die Poesie, sondern gehörte der Geschichte an, deren Faden nun der Verf. des Buches Josua wieder aufnimmt.

Wir wünschen, daß diese Abhandlung auch Anderen Veranlassung zu genaueren Forschungen über den behandelten Gegenstand geben möge, und werden uns freuen, wenn wir dadurch

Veranlassung erhalten, unsere Ansicht zu berichtigen, oder fester zu begründen und weiter zu entwickeln.

Einige Bemerkungen über Synodalverfassung mit Bezug auf die Aeußerungen der Ev. K. Z. ber diesen Gegenstand, von Dr. R. H. Sack, ord. Professor der Theologie und Pfarrer der Evangelischen Gemeinde in Bonn. Bonn bei Weber, 1832.

Wir beginnen mit der Bemerkung, daß die Differenz zwischen uns und dem verehrten Verfasser der vorliegenden Schrift keineswegs so groß ist, wie es nach seiner Darstellung erscheinen möchte. Unser Angriff war gegen diejenigen gerichtet, welche von der neuen Einführung einer kirchlichen Repräsentativverfassung in Ländern, wo sie bisher nicht bestand, und wo nach ihrem eigenen Bekenntniß das kirchliche und christliche Leben tief gesunken war, alles Heil erwarteten. Wenn wir ihre Ansichten, mit aller bestimmt genug ausgesprochenen Achtung für ihre Personen und für den innersten Grund ihres Strebens als Produkte der ghen-dienereischen Zeit, als elende Stzungen der Welt, als ein blutloses Phantom bezeichneten, so dachten wir wahrlich nicht daran, „Manchem, der in Mhe und Freude zugleich eine gute Reihe von Jahren sein synodalisches Leben mitgeführt,“ bange zu machen, ob er nicht selbst, ohne es zu wissen, so lange einem blutlosen Ghen gedient habe, vorausgesetzt nämlich, daß er die kirchliche Form, zu deren Theilnahme Gott ihn berufen, nicht überschätzte, ihr nicht beilegte, was nur dem Geist und Wesen gehören kann, eine Voraussetzung, die sich bei denen, die wirklich schon unter dieser kirchlichen Verfassung stehen, gewiß fast durchgängig realisiert finden wird. Wir sprachen es nachdrücklich aus, daß wir die repräsentative Verfassung da, wo sie schon bestche, für die rechtlich begründete halten, und die Prinzipien, die wir gegen die neueren Bestrebungen auf dem kirchlichen Gebiete geltend machten, sind gewiß die einzigen, wodurch man auch ihre Unantastbarkeit darthun kann. Auf der anderen Seite erklärt der verehrte Verf. (S. 3.), es sey zu erwarten und in mehrfacher Rücksicht zu rechtfertigen gewesen, daß unser Blatt sich gegen die neueste Befreundung und Vermischung kirchlicher und politischer Bestrebungen erklären werde; auch denen, welche nicht in aller Hinsicht mit den Grundsätzen der Ev. K. Z. bereinstimmen, müsse es schmerzlich seyn, daß ein politischer Geist, der mindestens oft weit entfernt sey von dem, worauf alles Heil der Kirche beruhe, sich auch jener Ideen bemächtigt, und in schnellsfertiger Weisheit das Wohl der christlichen Gemeinden auf gut constitutionell zu fördern meine. Er bemerkt (S. 9.) kein Kndiger werde behaupten, die Synodalverfassung an sich sey im Stande, ein kräftiges christliches Leben zu entwickeln, besonders kein Gläubiger und selbst an solchem Leben Theilhabender werde es. Er sagt sich (S. 19.) förmlich los von jeder Formenbildung, welche nicht aus dem Leben hervorgeht, sondern nur den Mangel des Lebens verdecken soll. Sein Hauptbestreben ist nur das ihm gerichtet, die freie Verfassung, da wo sie besteht zu schtzen, also mit dem unsrigen gar nicht in Widerspruch.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 7. November.

N^o 89.

Einige Bemerkungen über Synodalverfassung mit Bezug auf die Aeußerungen der Ev. K. Z. über diesen Gegenstand, von Dr. K. H. Sack, ord. Professor der Theologie und Pfarrer der Evangelischen Gemeinde in Bonn. Bonn bei Weber, 1832.

(Schluß.)

Auch darin sind wir nicht geneigt dem Herrn Verfasser zu widersprechen, daß die Synodalverfassung mehr als die Consistorialverfassung im Stande sey, das schon kräftig vorhandene christliche Leben zu nähren und zu erhalten. Nur über den Grad dieses Vorzuges möchten wir wohl verschiedener Ansicht seyn; wir meinen, die wesentlichen Vortheile werden auch unter der Consistorialverfassung durch formlose, rein geistliche Verbindung der Genossen des Glaubens, Geistlicher und Laien, erreicht; Etwas, worin diese Verbindung im Nachtheile ist, wird doch auch sicher durch die Nachtheile aufgewogen, welche die nie vollkommen auszuscheidenden unreinen Bestandtheile der förmlichen Verbindung bringen. Doch wollen wir, wie gesagt, nicht läugnen, daß der freien Verfassung immer noch ein gewisser Grad des Vorzuges bleibt, nur vor Ueberschätzung desselben warnen. Vor dieser bewahrt man sichersten die Vergleichung von Gegenden, wie das Wuppertal (nicht das ganze Bergische Land; denn jeder Kundige weiß, daß dort Schatten und Licht gleich stark vorhanden sind, und im Jülich- und Cleveschen, worauf sich der Verf. ebenfalls beruft, noch stärker), mit anderen, wo sich die Kirche unter der Consistorialverfassung täglich schöner baut, wie z. B. mehrere Gegenden in Pommern. Wichtiger ist aber eine andere Differenz, ja sie möchte die bedeutendste seyn, die zwischen uns und dem verehrten Verf. statt findet. Wir würden, auch den Fall vorausgesetzt, daß die Evangelischen Landesfürsten auf ihre kirchlichen Rechte freiwillig verzichteten, es für ein sehr trauriges Ereigniß halten, wenn in irgend einem Lande, das unter der Consistorialverfassung steht, unter den jetzigen Verhältnissen die Synodalverfassung eingeführt würde. Nach unserer Ansicht fehlt es an den nothwendigen Bedingungen ihres Gedeihens entweder gänzlich, oder sie sind, freilich in verschiedenen Graden, aber doch aller Orten zu schwach, um den bewirkenden Ursachen des Misslingens und einer damit zusammenhängenden noch größeren Ver-

wüstung der Kirche das Gleichgewicht zu halten. Der Verf. hat eine heitlere Ansicht von der Zeit. Er sucht sie S. 17. durch die Bemerkung zu begründen, daß in den Gemeinden sich so viel mehr christlicher Sinn erhalten habe, als viele Prediger fähig seyen zu nähren, daß das Bestreben ganzer Fakultäten, die theologischen Studien mit christlichem Sinne zu beleben, doch nicht vergeblich gewesen seyn könne (wobei sich freilich die Frage aufdrängt, wie viele ganze Fakultäten dies denn seyen, und wie sich ihre Zahl zu der der entgegenstehenden verhalte, welche, zum Theil schon seit länger als einem halben Jahrhundert, die theologischen Studien mit heidnischem Sinne tödten), daß der neu-erwachte evangelischere Geist vieler jüngeren Geistlichen kein so sich zurückziehender, kein so kleinlauter, so stummer und schwacher sey, daß die Stimme der Wahrheit und der Gemeinschaft nirgendes vernommen würde. Dies ist nun aber eine Differenz, die so lange unlösbar seyn muß, bis Einer oder der Andere durch vielseitigere Erfahrung und unbefangene Beobachtung seine Ansicht ändert, und die wir daher hier nicht weiter berühren wollen. Nur bemerken wir, daß die Ansicht des Herrn Verf. von der Zweckmäßigkeit der Einführung der Synodalverfassung wesentlich auf dieser Grundanschauung von der Zeit beruht, und daß daher diejenigen sehr fehlen würden, welche ohne jene Grundanschauung zu theilen — wir wissen, daß dies unter denen, welche uns und dem Herrn Verf. als competente Beurtheiler erscheinen, gewiß nur sehr wenige thun — dieser Ansicht beipflichten wollten.

Gehen wir jetzt zu Einzelem über. Einem der Hauptgründe der Vertheidiger der Kirchenfreiheit, dem, es sey ungerneimt, daß Jemand durch die Geburt Träger einer Würde in der Kirche werde, hatten wir vorgeworfen, daß er auf der so gangbaren Verwechslung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche beruhe, welche von dem Verfasser der vertrauten Briefe über das geistliche Recht so trefflich in ihrer Blöße dargelegt worden. Wir hatten gezeigt, daß beide am weitesten auseinander treten in Kirchen, wo, wie in der unseren, die Mitgliedschaft nicht durch die Geburt von oben, sondern durch die fleischliche Geburt und die an sie geknüpfte Taufe gegeben ist, ohne daß auch nur ein Versuch gemacht würde, durch eine schonungslos gehandhabte Kirchengucht den Weizen von der Spreu zu sondern. Nehmen wir eine solche Kirche einmal als gegeben,

so könne es durchaus nichts ihrer Idee Widersprechendes haben, wenn die Leitung ihrer Angelegenheiten ebenso an die fleischliche Geburt geknüpft sey, wie ihre Mitgliedschaft. Wir hielten diesen Grund für unwiderleglich, und was der Herr Verf. gegen ihn bemerkt, hat uns nur in dieser Ansicht befestigt. Er behauptet (§. 7.) diejenige Auffassung der Kindertaufe, nach welcher sie die Mitgliedschaft an der Kirche in sich schliesse, sey eine unrichtige, weil sie dem wesentlichen Begriffe der Kirche widerspreche, wonach diese nur die Gemeinschaft und Versammlung der Gläubigen sey. Wir brauchen uns hier gar nicht darauf einzulassen, die Richtigkeit dieser Behauptung zu prüfen. Wir hatten ausdrücklich erklärt, daß unsere Argumentation nur gegen diejenigen gerichtet sey, welche, das Ganze als rechtsbefähig anerkennend, ihre Angriffe gegen die wohlbegründeten Rechte Einzelner richteten. Indem nun der Verf. sich genöthigt sieht, die Rechtsbefähigkeit des Ganzen zu läugnen, gesteht er dadurch stillschweigend zu, daß für die, welche dasselbe beibehalten wollen, keine Ausflucht übrig sey. Daß in der bestehenden Kirche das Recht der Mitgliedschaft an die Taufe geknüpft werde, daß der nachher sich kund gebende Mangel des Glaubens nicht davon ausschliesse, daß von Kirchenzucht auch nicht eine Spur vorhanden sey, wer möchte das läugnen? Wer übt, um nur ein Beispiel anzuführen, wo alles von Beispielen wimmelt, in den Gemeinden, wo die freie Verfassung herrscht, alle kirchlichen Rechte aus, wer wählt die Geistlichen, wer ist wohlfähig in's Presbyterium? Etwas die Gläubigen? Jeder weiß ja, daß durchaus nur Nothwendigkeiten dazu erforderlich sind. So lange also, bis die ideale, nur Gläubige umfassende Kirche des Herrn Verf. errichtet seyn wird, was um so mehr Schwierigkeit haben dürfte, da er auf derselben Seite sagt, Niemand könne darüber abprechen, wer zu den wahren, achtungswerthen Gliedern der Kirche gehöre, während die von demselben Princip ausgehenden, die Wiedergeburt als Bedingung der Mitgliedschaft der äußeren Kirche betrachtenden Separirten in der Französischen Kirche nun doch auch consequent behaupten, die Kirche und jedes wahre Glied derselben könne mit Sicherheit über die Wiedergeburt der Aufzunehmenden entscheiden — wird auch der Besitz der Landesfürsten in der Evangelischen Kirche als rechtmäßig anerkannt werden müssen, und daß er so lange feststeht, ist um so wichtiger, da, so viel wir wissen, alle neueren Anträge auf die Emancipation der Kirche die Grundlage unserer Argumentation unangefast lassen, und damit zufrieden sind, was wir eben verhüten wollen, der bedenklichen Folgen wegen, die nach dem Ausspruche des Herrn überall daraus entstehen, einen neuen Lappen auf ein altes Kleid zu flicken.

Wir hatten behauptet, auch denen, welche die ganze Basis unserer Kirche verwürfen, und denen daher von dieser Seite nicht beizukommen wäre, würde es nicht freistehen, dieser Kirche selbst ihre Reform aufzudringen; sie müßten die in ihr bestehenden Rechte achtend von ihr ausgehen und wie Zinzendorf that, eine neue Kirche gründen, in welcher sie das Recht hätten, ihre Principien geltend zu machen, es sey denn, daß die Berechtigten in der bestehenden Kirche sich freiwillig ihrer mit den neuen Principien unverträglichen Rechte entäußerten. Dagegen stellt der Herr Verf. §. 8. die Behauptung auf, könne erwiesen werden, daß die Ausbildung einer gewissen Form der Zusammenwirkung und Lebensäußerung in der Kirche unter gegebenen Umständen das lebendige christliche Einssein im Glauben und in der Liebe mehr fördern werde als die Nichtausbildung derselben, oder das Festhalten einer bisherigen, dann sey das Bestreben, sie zur Wirklichkeit zu bringen,

innerlich kirchlich und rechtmäßig und keiner Art von kirchlichen Rechten zuwider; denn die Grundvoraussetzung, unter welcher alle Rechte bestehen, sey die Gesinnung, Geist und Gemüth offen zu erhalten für das Heil der Kirche, und ein Recht, welches nur äußerlich ohne alles Bekennen und Hegen dieser Gesinnung sich bloß juristisch gesichert hielte, möchte wohl kaum ein kirchliches genannt werden dürfen. Der Herr Verf. hat wohl kaum alle Folgerungen bedacht, welche sich aus diesem consequent angewandten Satze ergeben. Er rechtfertigt die ganze Stellung der Rationalisten in unserer Kirche, die doch der Verf. selbst, wie es nicht anders seyn kann, nach §. 15. für eine höchst unrechtmäßige hält; nach ihm hätte ein sich zum Katholicismus hinneigender das volle Recht in unserer Kirche selbst so viel an ihm wäre ihre Grundlagen zu untergraben; er beschönigt das schreiende Unrecht, was die Römische Kirche von ihren eigenen Mitgliedern sowohl, wie von außen stehenden schon erlitten hat und täglich noch erleidet, worüber zu unserm großen Leidwesen zuweilen selbst christliche Stimmen sich frohlockend vernehmen lassen; er übergibt es subjektivem Belieben, ob die freie Kirchenverfassung, da wo sie eingeführt ist, fortbestehen soll oder nicht. Jeder, dessen Privatüberzeugung im Gegensatz mit seiner Kirche steht, meint ja erweisen zu können, daß es für die letztere höchst heilsam seyn werde, wenn seine Überzeugung in ihr zur Herrschaft gelange, und über diese Meinung können wir doch wohl nicht herauskommen, da es ja kein allgemein anerkanntes Tribunal gibt, welches entscheiden könnte, ob der Beweis wirklich geführt sey oder nicht. Auch dieser Satz ist hervorgegangen aus jener fruchtbaren Mutter der Irrthümer, der Verwechselung der Kirche an und für sich, und der einzelnen Kirchen, wie sie in der Erscheinung vorhanden sind. Zinzendorf verstand beide zu unterscheiden. Er sagt in der abgenöthigten Gewissenstrüge S. 19.: „Der Papst ist ein großer Fürst und in der gesammten Kirche, die sich zu dem Concilio zu Trident bekennt, das rechtmäßige Oberhaupt. Was er in Gottes Augen persönlich ist, kommt auf sein eigen Herz an.“ Noch besser der Verf. der vertrauten Briefe, nur daß er, in das andere Extrem verfallend, das Wesen zu sehr von der Erscheinung trennt.

Wir hatten unter anderen Besorgnissen, die uns die projectirte Einführung repräsentativer Kirchenverfassungen einflöste, auch die ausgesprochen, daß die Synoden sicher darauf ausgehen würden, unserer Kirche das köstlichste Kleid, das sie noch besitzt, die reine Lehre des Evangelii, zu rauben. Was der Verf. in Bezug hierauf bemerkt, ist großentheils schon in unserer früheren Darstellung vollständig berücksichtigt, die uns etwas zu sehr ignorirt scheint. Namentlich sind die Fragen des Verf.; wie es denn wohl schlimmer werden könne, als es nach unserer eigenen Darstellung schon wirklich sey, was die Abschaffung der Bekenntnisschriften schaden werde, da man sich ja doch nicht scheue, öffentlich ihrem Inhalte zuwider zu lehren und zu decretiren, warum eine solche Abschaffung von den Synodalbehörden eher zu erwarten sey, wie von den Consistorialbehörden, dort schon beantwortet, und wie sehen nicht, daß der Verf. einen Versuch gemacht hätte, das dort Gesagte zu widerlegen. Anderes, wie die Entwicklung der Ansichten des Verf. über symbolische Bücher überhaupt, gegen die wir nur wenig einzuwenden haben, besonders nur das, daß uns das Wesen der theologischen Fakultäten verkannt zu seyn scheint, wenn er, wie es das Ansehen hat, ohne ihr enges Verhältniß zur Kirche zu beachten, sie als bloße literarische Institute betrachtet — eine Ansicht, die schon in den Hallischen Streitigkeiten hinreichend besprochen worden ist, gehört nicht streng zur Sache.

Wir scheiden von dem Herrn Verf., dessen Handbuch der Apologetik uns so manche Belehrung und Freude gewährt hat, mit dem Ausdrucke inniger Hochachtung und Liebe, in dem lebendigen Bewußtseyn der Gemeinschaft des Glaubens und der Hoffnung, mit dem Wunsche, daß bald die Zeit kommen möge, wo, nachdem der Herr selbst die Leitung seiner Herde übernommen, aller Streit über Kirchenverfassung aufhören wird.

„Alles ist in dieser Welt provisorisch, die Kirche, wie alles Andere, und es ist nicht nöthig für eine Nacht, welche wir hier zubringen, eine Festung zu bauen; ein leichtes Gezelt, ein bedeckter Wagen, wie sie die Nomadenvölker haben, reichen völlig hin; Morgens, wenn es dem Herrn gefällt, werden wir in der Gottesstadt seyn.“ *)

Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus der Französischen Schweiz.

Meine Besuchsreise in unserem reichgesegneten Waadtlande erfüllte mich auch jetzt wieder mit hoher Freude, aber mit einer Freude, die diesmal um so ruhiger und inniger war, je mehr ich den religiös-kirchlichen Zustand des Landes, so weit ich es sah oder durch Erzählungen kennen lernte, nach den unvermeidlichen Bewegungen und Gegenbewegungen, womit die erste Erweckung begleitet gewesen, selbst sich zur Ruhe und Innerlichkeit hinneigen sah. Ich meine damit sowohl die ungestörte und stillere Ausbreitung des Evangeliums, als die Consolidirung des subjektiven Christenthums in den Einzelnen und in den religiösen Vereinen. Was letztere anbelangt, werden auch Sie leicht errathen haben, daß grade diejenigen Ereignisse, die den Feinden des neuen religiösen Lebens einen augenblicklichen Triumph bereiteten, der Gnade unseres großen Gottes und Heilandes nur als Werkzeuge dienen mußten, seine Ehre in den Seinigen desto mächtiger zu befördern, analog so vielen anderen ähnlichen Fügungen in der Kirchen- und Menschengeschichte, und zur Bestätigung seines Wortes, daß der Fall der Einen ja die Auferstehung der Anderen wird. Als sich, um kurz zu reden, die Donatistischen Irrthümer der separirten Gemeinde von Nyon und Yverdon, besonders an letzterem Orte, unter der Leitung des ehemaligen Pfarrers Lardon und des Dr. Med. Develey, in eine Antimontanistische Fanatismus verwandelt hatten, — Lardon wurde zum Apostel ernannt, Develey zum Propheten und ein neuangekommener Candidat der Theologie aus Deutschland zum Lehrer (*διδασκαλος*, 1 Cor. 12, 28.); — als die gewaltigsten Gegenvorstellungen und Anreden der anderen separirten Prediger, die persönlich hinkamen, Nochat und Olivier, nicht den geringsten Eingang fanden; als vielmehr die neue Gemeinde sich aufs Entschiedenste von ihrer Gemeinschaft los sagte und Alle vom Christenthum ausschloß, welche nicht „die Wahrheit“ hören, d. h. welche die neue Sekte nicht für „den im Fleisch geoffenbarten Christus“ anerkennen wollten; als selbst die vergeblichen Versuche der Sektenhäupter, Wunder zu thun, ihre und ihrer Anhänger Verblendung nicht heben konnten: da gingen dafür vielen Anderen, die vielleicht schon mit einem Fuße denselben Irrpfad betreten, die Augen auf, und obgleich wohl wenige den Irrthum bis auf seinen theoretischen Grund durchschauten, und die affektirte äußerliche Nachahmung des apostolischen Gemeinwesens und Gemeinordnung, die Zerrei-

fung alles historischen Zusammenhangs und Verwerfung der Wahrheit von Gott geleiteten, wie gegründeten, Katholisch-Evangelischen Kirche, als den Anfang der abscheulichen Häresie erkannten, schauerte doch das unmittelbare christliche Bewußtseyn selbst der strengsten und engherzigsten Separatisten vor den praktischen Resultaten zurück, und trieb sie zu einer größeren Wachsamkeit über sich selbst und zu einer umfassenderen Liebe der Brüder im Glauben an. Ihre Thätigkeit wurde mehr von der äußeren Form und Disciplin hinweggelenkt auf die Wahrheiten des Evangeliums, und ihre Verkündigung desselben gewann an Gehalt und an Wirksamkeit. Vorzüglich erhält in dieser Beziehung die separirte Gemeinde in Lausanne, die jetzt unter der ausschließlichen Leitung des trefflichen Olivier steht, ein rühmliches Zeugniß. In Lehre und Ordnung hat sie vielmehr den Charakter der Independentenkirchen Englands (wo Olivier gebildet und ordiniert worden) als den unserer gewöhnlichen Separirten auf dem Continente, und im moralischen Wandel leuchten ihre Mitglieder meistens den Mitbürgern und Mitchristen vor. In dem Maße aber, in dem diese und ähnliche separirte Gemeinden wahrhaft gedeihen, macht auch das religiöse Leben in der Staatskirche Fortschritte, zum Theile selbst durch ihren unmittelbaren Einfluß. Ein Beispiel des letzteren und einen sicheren Beweis dessen, was ich die Consolidirung der Erweckung im Allgemeinen nannte, gaben mir die gottesdienstlichen Versammlungen der Separirten in Lausanne, denen ich beizuwohnte. Nicht nur war die Predigt voll rein evangelischen Gehalts, sondern der bloße Anblick des Auditoriums belehrte mich über die Veränderungen, die seit einigen Jahren eingetreten. Statt daß es damals bei weitem zum größten Theile aus Personen des anderen Geschlechts bestand, war jetzt fast die Hälfte des geräumigen Saals mit Männern gefüllt. Dabei Personen aus allen Ständen, besonders den niedrigeren, auch Leute vom Lande. Und dennoch hat sich die Anzahl der Separirten selbst nicht verhältnismäßig vermehrt, sondern obgleich in den Versammlungen, wo das Evangelium gepredigt wird, sich die Männer beinahe in gleichem Verhältnisse einsinden, befinden sich in der separirten Kirche selbst weit weniger, so daß unter ihren Mitgliedern das Verhältniß der Männer zu den Frauen wie 1 zu 5 seyn soll. Da nun auch noch ein Theil der weiblichen Zuhörer aus nicht separirten besteht, so läßt sich leicht schließen, wie viele Personen in diesen Versammlungen die Evangelische Predigt aufsuchen, ohne an der häretischen Disciplin theilnehmen zu wollen.

Wenn sich die separirten Gläubigen in größerer Liebe ihren Brüdern nähern, so haben dagegen manche gläubige Prediger der Nationalkirche größere Einsicht in die Verwerflichkeit des Separatismus und in die Nothwendigkeit, ihm entgegenzuwirken, sowohl durch eigene Befestigung in Leben- und Lehre, als durch Erfahrungen an Anderen erhalten. Eine erst kürzlich von Olivier in Paris geschriebene Schrift, die das System der Independenten in seiner ganzen Schwäche entwickelt (*L'Eglise et les Eglises*, *) Lausanne 1832. S. 52. in 8.), wird ohne Zweifel hiezu beitragen, und hat auch bereits eine Antwort gefunden in der dem Missions-Direktor Grandpierre in Paris zugeschriebenen, durch die vielseitige und liebevolle Behandlung der Streitsache ausgezeichneten Schrift: *Adresse fraternelle aux Chrétiens Dissidens de France et de Suisse* (Paris chez Risler), welche als der erste Versuch einer ordentlichen,

*) Neff, in den nächstens anzuzeigenden Bänden aus dessen Lehen, von Gerold Meyer von Knonau, Erlangen 1832.

*) Die Kirche heißt dem Independenten nur die unsichtbare, weil sie allein, ihm zufolge, eine Einheit bildet. Alles Sichtbare ist ihm zertheilt: *dissecta membra Poetae*, würde Haman sagen;

obgleich immer noch nicht wissenschaftlichen Polemik in der jehü- gen Französisch-christlichen Litteratur zu betrachten ist. Diese Erscheinung ist daher allerdings erfreulich für uns, die wir wissen, daß wahre Einigung durch wahre Polemik nicht gehindert, sondern gegentheils nur die gründliche Behandlung und Erledigung der einmal historisch-vorhandenen und nicht durch Stillschweigen hinwegzuläugnenden Streitfragen das Ende des Streits vorbereiten kann. Aber herzerhebender ist doch der Anblick der unmittelbaren evangelischen Thätigkeit so vieler Geistlichen des Waadtlandes, und wessen Herz, wenn es Gott kennt, würde nicht überfließen von Dank und Anbetung, wenn ich ihm längs dem Gestade des Sees und zwischen den Nebenhügeln, und auf den Berghöhen des Landes, und weiter zurück in den Thälern und Ebenen bis in die Schluchten des Gebirges hinein, bis auf den kahlen Rücken des Jura und die steilen Gishäupter Aelons hinauf (zwischen denen einst ein Farel die Fackel des Evangeliums in die Höhe hielt), wenn ich ihm dort und hier, überall hingefät, die Kirchlein und Kirchthürme zeigen könnte, wo das Wort Gottes eine Stätte und einen lebendigen Mund gefunden hat, um das Land mit Gnade und Heil zu erfüllen! Oder wenn ich mit ihm einer der großen, christlichen Jahresversammlungen zu Gebet und zu Förderung der Bibel- und Missionsfache beiwohnen könnte, in der (wie letztes Jahr) bei achtzig Prediger des Cantons, außer den Fremden, gezählt würden!

Wie viel Hoffnung zu einer Neubelebung und Wiederherstellung der Reformirten Nationalkirche sey, kann aber nicht nur aus der Zahl und der Einzelthätigkeit der erweckten Prediger geschlossen werden. Auch unter den Laien, und im Gemeinwirken vorzüglich offenbart sich hier die Thatkraft des Glaubens. Bevay und Laufanne stehen als nachahmungswürdige Vorbilder da. In letzterem war, besonders vor der Ernennung des Ihnen bekannten trefflichen Zuchthauspredigers Manuel zum Stadtpfarrer, die Predigt des Evangeliums in der Nationalkirche dürrig, und dieser Mangel wurde um so empfindlicher, als der Besuch des separirten Gottesdienstes, in dem man nothgedrungen suchte, was die rechtmäßige Kirche ihren Kindern unrechtmäßig versagte, Manche zum Separatismus hinüberführte. Selbst die Erbauungsstunden, die seit Errichtung des Missionshauses darin gehalten wurden, und die besondere Association zu gegenseitiger Erbauung,*) die sich um dessen Vorsteher, Thomas, ein würdiges Mitglied der Nationalgeistlichkeit, aus Mitgliedern der Staatskirche bildete, konnten natürlich den Bedürfnisse einer öffentlichen, regelmäßigen Predigt des Evangeliums nicht genü-

jede disciplinirte Vereinigung der Gläubigen eines geographischen Bezirks der Erde bildet eine vollständige, geistig und äußerlich in sich abgeschlossene, unabhängige Kirche, ohne daß alle zusammen mit Vor- und Nachwelt eine Kirche bildeten.

*) Man vergleiche über den Nutzen solcher Verbindungen den Aufsatz aus dem Evangelical Magazine, Ev. K. Z. 1829, S. 486 ff. Wenn die auf ihre äußerliche Einheit und hierarchische Ordnung so eifersüchtige Kirche Roms in sich selbst den verschiedenen Brüderschaften und Orden freigebig Raum gestattet, sollte die Evangelische Kirche sich zu schwach dünken, und ihre Einheit zu wenig begründet, um eine solche Freiheit in der Einheit ertragen, eine solche Mannichfaltigkeit in der Uebereinstimmung hegen und pflegen zu können?

gen. Da fasten und vollführten einige Männer eine in unserer Zeit wahrhaft großartige Idee. Neben dem Hause, das vor wenigen Jahren für die immerfort herrlich blühende und allgemein bewunderte kleine Kinderschule errichtet worden, wurde rasch ein zweites, sehr geräumiges, einfaches und helles Gebäude aufgeführt, und der freien Predigt des Reformirten Lehrbegriffs inmitten der Reformirten Kirchengemeinschaft gewidmet. Kein bestimmter Prediger ist angestellt, um auch den Schein der Dissidenz zu vermeiden, aber alle Sonntage trifft einer der befreundeten Pfarrer vom Lande oder aus den benachbarten Städtchen ein, um da des Abends (um 5, jetzt um 4 Uhr) das Wort des Lebens einer heilsbegierigen Menge zu verkündigen. Ich sage einer Menge, denn die Zuhörer bestehen keineswegs bloß aus denjenigen Mitgliedern der Reformirten Kirche, die den Glauben derselben in Geist und Herz aufgenommen haben, und aus den einzelnen Separirten, die sich zuweilen einsinden, sondern auch, mehr als man vermuthen durste, aus Personen verschiedener Art, selbst solchen, die Niemand da erwartete und denen nur die Deffentlichkeit des Plazes und die förmliche Ordnung des Gottesdienstes den Muth gab, ein seit länger verhehltes oder erst erwachtes Bedürfniß nach Gottes Wort an den Tag zu legen. *)

In Bevay war man, wenn ich nicht irre, Laufanne zuvorgekommen. Auch hier wurde ein geräumiges Lokal zu öffentlichen, gottesdienstlichen Versammlungen eingerichtet, die unter der Leitung des ehemaligen Französischen Pfarrers zu Florenz, Herrn Recordon's, sonntäglich statt finden, jedoch in freierer Form, da darin auch Laien redend auftreten, zu gegenseitiger Förderung und mannichfaltigerem Zeugnisse von der Gnade des Herrn. Außerdem wohnen aber auch öfter andere Geistliche und Pfarrer der Stadt und Umgegend diesen Vereinigungen bei, und man kann überhaupt sagen, daß besonders in diesem Theile des Cantons das Christenthum bereits seinen kräftigen Einfluß selbst auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und das Leben der Masse zu äußern anfangte. So viel von den zwei Städten, die ich sah, und ihrem Wirken zur Verbreitung der Heilswahrheit. Denn von dem Lande könnte ich nur Allgemeineres berichten, obgleich auch das Sie freuen wird zu vernehmen, wie in ganzen Pfarrgemeinden (z. B. in der des Pfarrers Monneron zu Dron, dem noch vor wenigen Jahren von Bösewichtern aus seiner Gemeinde in's Haus geschossen worden war) die Erweckung immer festeren Fuß faßt und der Widerstand immer schwächer wird, oder wie in anderen Gegenden, z. B. um Bex in Aelen (Aigle), wo das Herz des Volkes seinen Felsen glich, seit kurzem ein steigender Durst nach dem göttlichen Lebensworte nicht zu verkennen ist, wie mir ein Geistlicher erzählte, der, früher an der Französischen Kirche in Basel, jetzt selbst in jener Gegend thätig ist, neben den angestellten Dienern des Evangeliums, oder wie in Gegenden, wo noch kein Bedürfniß sich zeigte, zur Erweckung desselben gewirkt wird, wie in den Kächütten des Jura, wo jetzt Genfer Colporteurs die Bibel verbreiten.

(Schluß folgt.)

*) Man bemerke indeß nöthigenfalls, daß diese herrliche Anstalt nur eine Frucht der unter größerer Schmach liegenden Privatversammlungen ist und seyn konnte. Die gehörige Form setzt überall ein thätiges Leben voraus, und mit jener den Anfang machen zu wollen, um dies zu begründen, heißt, nach einem alten Sprichworte, das Pferd beim Schwänze aufzäumen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonabend den 10. November.

N^o 90.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus der
Französischen Schweiz.

(Schluß.)

Und diese Thätigkeit des Glaubens erstreckt sich nicht etwa bloß auf die Ausbreitung der Lehre. Aber vom Privatleben, und vom inneren Leben der Gläubigen läßt sich nicht leicht berichten. Freuen nur kann sich der, und danken, der selbst die Fortschritte desselben sieht. Die Erzählung, wenn sie Allgemeines umfassen soll, kann sich nur im Allgemeinen, d. h. Uebersichtlich, halten. Und auch da läßt sich nicht sagen, was von den einzelnen Gläubigen für die verschiedenartigsten wohlthätigen Anstalten und Hülfsgesellschaften gewirkt wird. Nur zweierlei erlauben Sie mir daher zu erwähnen: eine Rettungs- und Erziehungsanstalt für arme Kinder, die allein von gläubigen Privatpersonen gestiftet wurde und fortwährend geleitet wird, nachdem das erste im Glauben angefangene Werk dieser Art, das von Herrn Pfarrer Scheler in's Leben gerufene Asyl Vaudois durch die Majorität seines übelzusammengesetzten Committee's seiner ursprünglichen religiösen Bestimmung war entrisen worden. Und zweitens das Missionshaus in Lausanne, das sich muthig harrend durch die mannichfaltigsten Vorfälle hindurcharbeitet — der erste ausgesandte Zögling mußte aus Canada zurückkehren, und der zweite, der ausgesandt werden sollte, erkrankt zu Genf, — und in dessen Erhaltung und Besorgung sich der werththätige Glaube besonders auf eine glänzende, ob auch unscheinbare Art an den Tag legt. So ist, was übrigens wohl die Welt als außerordentlich betrachten mag, was aber im Christenthume eben nur in der Ordnung ist, nicht nur der ganze Haushalt desselben von den Damen des Committee's geordnet worden, sondern es wird auch fortwährend von ihnen und ihren Freundinnen das nöthige Leinzeug &c. &c. der Zöglinge eigenhändig besorgt. Wo so dem Glauben des Herzens das Werk der Hände entspricht, da kann man auch den Herrn getrost bitten, daß er es segnen möge. —

In Bevan war mir noch ein besonderes Vergnügen bereitet gewesen. Der Prediger Burnier, der mehreren unserer

Freunde in Berlin bekannt ist, hatte die Güte, mir ein Schreiben mitzutheilen, das von einer Anzahl gläubiger Prediger daselbst verfaßt worden war, und so eben an ihn zurückkam, nachdem er es unter den Pfarrern und Pfarrvikaren hatte circuliren lassen. Es war ein Sendschreiben derselben an die Evangelische Gesellschaft in Genf, und drückte in einfach herzlichen Worten die Freude der Unterzeichner über deren Entstehung und Thätigkeit aus, und die völlige Uebereinstimmung mit ihren religiösen Grundsätzen, wie dieselben in den Adressen der Gesellschaft, im Gegensatz zu den herrschenden Lehren der Genfer Compagnie, waren ausgesprochen worden. Und dieses Schreiben war jetzt mit Unterschriften bedeckt, sämmtlich von Mitgliedern der Waadtländischen Nationalgesellschaft, zum Theil der ältesten Geistlichen, zum Theil der jüngsten Ministres, und die Zahl dieser Unterschriften war hundert und zwei und zwanzig.

Wenn Ihnen diese Erscheinung an sich schon auffallend ist, so muß sie noch mehr an Bedeutung gewinnen, sobald Sie sich in die hiesigen Verhältnisse hineindenken. Denn die rein wissenschaftliche Theilnahme, welche die neue theologische Schule zu Genf anderswo etwa für sich in Anspruch nehmen könnte, gegenüber der Unwissenschaftlichkeit der Genfer Akademie,*) kommt hier zu Lande kaum in Betracht. Alle Theilnahme, die sie findet, verdankt sie fast ausschließlich der Uebereinstimmung im Glauben oder doch dem gemeinschaftlichen Abscheu vor der Ketzerei des Arius. Denn diese und keine andere herrscht jetzt in Genf, begleitet von all den schönen Eigenschaften, die die Kirchengeschichte des 4ten Jahrhunderts an ihr zu preisen weiß. Ich meine namentlich eine geistliche — soll heißen pseudo-hierarchische (das Deutsche Wort ist zu unzart) — Intoleranz, die unter dem Mantel der Freisinnigkeit kein Mittel schlecht genug fand, den treugefinten Lehrer zu verdrängen, und die

*) Die Aufsätze im Stuttgarter Morgenblatte, welche dieselbe hinlänglich charakterisiren, werden allgemein einem gewiß nicht für die Stifter der neuen Fakultät partheiischen, in Genf selbst angefahrenen Deutschen Belletristen zugeschrieben.

dagegen so grell absteigende Präntion, die eigentlich orthodoxe (damals Katholische, jetzt Protestantische) Lehre zu bilden. Denn man würde sich sehr täuschen, dächte man sich die Reformirten Kirchen Genfs auf dem Punkte befindlich, auf dem eine abgefallene Geistlichkeit es für klug erachten könnte, sich rund heraus zu erklären. Die rohe Offenheit eines ihrer bekannten Mitglieder hat ihr schon seit länger so sichtbaren Schaden gethan, daß man sie gegenheils gerne verbessern möchte. Namentlich hielt sie es leghin für nöthig, in ihrem „Protestanten“, einer Art von Wochen- und Waschblatt, das, wie billig, nur in Genf ein wenig bekannt ist, eine Art von Protestation einzulegen gegen die Behauptung eines Unitariers in Paris, daß die meisten Mitglieder der Geistlichkeit Genfs seiner Lehre heimlich zugethan seyen. Die Pamphlete, worin diese Behauptung erschien, trugen nämlich zugleich mit empörender Kälte die blasphemischen Lehren des Englischen Deismus oder Deutschen Rationalismus als eben so viel Glaubenspunkte der Association unitaire de France vor. Die Protestation ihrerseits war aber mit so viel Lauteit abgefaßt, und in einem solchen Tone der Unsicherheit oder Vorsicht („wir glauben versichern zu können, ic.“), daß sie nicht sehr geeignet war, den Schrecken zu benehmen, den jene einflößen konnte. Noch dazu trug letztere schon an ihrer Stirne das charakteristische Muttermaul der gemeinsamen Familie, indem der Protestant von Genf mit der Versicherung anfang, wie warm und herzlich er auch den Unitariern in Paris das Glück wünsche, einige dem Christenthum entfremdete Seelen „zum Joche des Herrn zurückzuführen!“ Was aber das Bedeutsame und zugleich das Klügste war, das ist das Stillschweigen, mit dem der Protestant, der die drei namhaftesten Professoren der Theologie, Cellerier, Munier und Chenevière, unter seinen Redacteuren und Mitarbeitern zählt, über ein Brieffragment des zuletzt Genannten hinweggeht, das der Pariser Unitarier indiscret genug war, öffentlich mitzutheilen, und dessen Anfang in wörtlicher Uebersetzung also lautet:

„Ich freue mich, m. H., daß Sie sich meine Essais Théologiques angesehen haben; ich wollte das lange Stillschweigen brechen, das die Männer unserer Parthei beobachten, welche hier erstaunlich furchtsam sind.“

Fragen Sie mich aber nach den Gründen, aus denen diese Männer so prodigieusement craintifs sind, und die selbst auf den Brief- und Schriftsteller Chenevière noch einigen Einfluß äußern müssen, weil er, statt mit seinem Freunde in Paris unseren Herrn schlechtweg für den Sohn Joseph's oder gar eines Anderen zu erklären, ihn bis dahin noch „mehr als einen bloßen Menschen“ seyn ließ; fragen Sie mich, ob der moralische Zustand Genfs allein der Grund hievon ist, oder ob noch andere hinzukommen, wie ein Rest ererbter Frömmigkeit in einigen ausgezeichneten Mitgliedern oder die eignere und freiere Frömmigkeit Anderer und die Furcht vor ihrem Austritt und einem gewaltigen Schema die Akademie und Compagnie auf halbem Wege festhalte, oder wiefern dazu auch die Schlaffucht beitrage, die seit Jahrzehenden allen Geist gefangen hielt und die immer bei dem Franzosen um so bleierner ist (so oft er sich nämlich in der Lage der Genfer Theologen befindet), je weniger seine Natur Bedürfnisse kennt, die über das physische Wohlfeyn und den materiellen Genuß hinausgehen, — Stellen, Titulatur-Aemter und gesellschaftliche Ehrenbezeugungen mit eingeschlossen, — kurz, fragen Sie mich so viel oder gar noch mehr, so überfragen Sie

mich beinahe. Was Sie von der Nachwirkung des altewangelischen Glaubens vermuthen, scheint mir nicht unrichtig, wenn ich die Anstalten bedenke, welche die Compagnie, d. h. die Dirigenten derselben, zu treffen begonnen, um ihre verödeten Kirchen wiederherzustellen, gemäß dem neulich mit viel Zuversicht ausgesprochenen Principe Cellerier's, daß das beste Mittel zur Bekämpfung des Methodismus und zugleich zur Befriedigung des neuen religiösen Bedürfnisses der Reiz der Neuheit und größerer Reichthum an Formen des Kultus sey! Wie sicher auch dies Mittel eine entgegengesetzte Wirkung haben müßte, — hier, in einer altreformirten Stadt, und wo das neue Bedürfnis grade so verschiedener Art ist, daß man schon in den Kanzelreden allein der Form genug und mehr als genug fand; — Sie werden doch nicht verkennen, daß diese Versuche nur durch einen realen Grund, durch ein mißverstandenes Verlangen des Volkes hervorgerufen werden konnten, welches, so wie es die gegenwärtige Verfassung und Regierung noch zusammenhält, doch noch nicht auf dem Punkte angekommen ist, auf dem wir das papistische Frankreich und ganze Länderstrecken des rationalistischen Deutschlands erblicken, wo die gesunde Vernunft sich bereits dermaßen mit Sophistereien aller Art abgeschwächt, daß nur noch die abgeschmackte Frechheit einen Eindruck auf sie hervorbringt, und wo selbst der schöngeweihte Mensch bald keinen anziehenden Gegenstand mehr findet als die, wenn auch nicht antike, doch sansculottische Nachtheit. Hier dagegen schreitet der Unglaube noch im Prieslergewande, und streut mit sanftem Lächeln geweihte Phrasen aus; die Compagnie des Pasteurs wird von der Menge wie ein Papst verehrt, und muß sich daher wohl wie ein Papst benehmen. Und das behagt denn auch der müßiggängerischen Lebensucht, die Sie oft an ungläubigen Geistlichen vorzugsweise wahrgenommen, und bei den Genfern gewiß mit noch größerer Zuversicht voraussetzen dürfen. Oder wer will sich wundern, daß alle die kleindlichen Versuche zur Neubelebung der theologischen Wissenschaften demjenigen fremd sind und bleiben, der in seinen Armfuhr gelehrt und völlig gesättigt von dem Gefühl der Bequemlichkeit seines Daseyns und der feinen Civilisation seines Gemeinwezens, selbst Preußen als ein durch seine monarchische Verfassung immer noch halbbarbarisches Land ruhig bedauern kann? Wer will es auffallend finden, daß, wer nun auf die Vermehrung seiner Renten und den Genuß seines Landgutes bedacht ist, „einem jeden Staubfaden einer seltenen Blume“ seines Gartens „mehr Gewicht beilegt, als allen Ideen von Kant bis Hegel?“ oder daß er einen Anflug von Gelehrsamkeit und den Ruf derselben insofern zu achten vermag, als beide ohne große Mühe zu machen, auf Genf, dieses Zion der Protestantischen Theologie, ein neues Lustre zu werfen versprechen, von jedem realen Anfang gründlicher Forschung aber mit Verachtung oder Entsetzen sein Auge wendet, als von einem Rückschritt zum glücklich vergessenen und begrabenen Scholasticismus, oder gar von einem Versuche, neben seinem Zion ein Samaritanisches Garizim aufzurichten?! *)

*) Wenn die Phrase Sie anwidert, so denken Sie, daß dergleichen ursprünglich Französisch geschrieben war, nämlich in den beiden Protestanten von Paris und — von Genf: Genève n'est point „si petite entre les cités de notre Juda“ — — — Une ville qui produit une liste de théologiens et de prédicateurs commençant à Calvin et finissant à Cellerier n'a rien à envier aux cités d'Israël depuis Dan jusqu'à Beersebah!! Une ville, une

Wäre ich jetzt noch weiter vom Orte entfernt und hörte nur von Ferne die großen Worte: *Etudes approfondies, vives émotions, vaste érudition, piété, zèle, dévouement!* zu mir herüber tönen, ich würde vielleicht vortheilhafter urtheilen, und das nächste Phosphoriren für einen wirklichen Heiligschein und die lauten Donner des rhetorischen Sprachrohrs wenigstens für einen, wenn immerhin vergrößerten Widershall der leiseren Stimme der Weisheit halten, — kämen mir nur nicht auch dann, wie jetzt, die Beweise des Gegenheils, schwarz auf weiß, flockenweise in die Hände gefallen. Wollen Sie vergleichen? oder denkt vielleicht Jemand die thatächlichen Anstalten der Akademie, sich in die Höhe zu richten, mir entgegenzuhalten? Ich antworte auf Beides mit Einem, mit dem, was die Akademie selbst von ihren neuen Anstalten sagt, ob auch mit ganz anderen Ansichten und Absichten. Ansehn kann sie ja nur als Erweiterung ihrer löblichen Einrichtungen, was wir als vergeblichen Versuch zu einer kümmerlichen Wiederherstellung betrachten, und absehn konnte sie's nicht auf Bekanntmachung ihrer Schmach, als sie die neuen Anstrengungen ihres Eifers oder die Anstrengungen ihrer neuen Eifersucht in folgenden dürren Worten bekannt machte:

„Die Sommerkurse der theologischen Fakultät der Rationalsakademie von Genf sind mit Eifer und Fleiß benutzt worden: der Kurs des Chaldaischen, den Herr Professor Munier gab, von einem Duzend Studenten, der Kurs der Methodologie, den Herr Cellerier gab, von fünf und zwanzig. Wir sehen mit Freude den Erfolg einer Einrichtung, die ihres Theils dazu beitragen wird, die unvermeidlichen Lücken des theologischen Winterkurses zu ergänzen.“

Das heißt zu Deutsch, so unbegreiflich es in Deutschland seyn mag, daß die Professoren der Theologie bis auf dies laufende Jahr exclusive noch nie Sommerkurse gegeben, sondern vom Früh- bis zum Späthjahre den Ferien obgelegen haben. Und ferner: daß sie dies laufende Jahr zum ersten Male Sommerkurse gegeben, und zwar zwei an der Zahl, und kaum zwei Monate hindurch, den des Chaldaischen drei, und den der Methodologie und Encyclopädie zwei Stunden wöchentlich, machen 42 Stunden zusammen. Und drittens: daß sie dies theologische Kurse nennen und als Semesterkurse betrachten und als solche öffentlich bekannt machen.

Niemit schweige ich von der Akademie, mit Uebergehung ihrer noch unbedeutenderen Vorkehrungen. Wenn die neue theologische Schule so spärlich angefangen hätte, wie diese vom Staate eingerichtete, längst bestehende Fakultät, die nicht nur einer Landesakademie angehört, sondern auch für das Reformirte Frankreich von einer Bedeutung ist, deren sie sich immerfort rühmt, jetzt sich erweist, was würden ihre Gegner allerwärts über sie zu sagen gewußt haben! Ich glaube freilich, auch sie mit ihren Leistungen muß noch große Nachsicht in Anspruch nehmen. Nicht nur war sie eines Lehrers, seiner angegriffenen Gesundheit wegen das ganze Sommersemester hindurch beraubt, *) und kann jetzt noch nicht mit Sicherheit auf seine Wiederher-

stellung zählen; nicht nur konnte ein zweiter erst spät eintreffen und seine Vorlesungen beginnen; sie ist überhaupt eine junge Anstalt und hat mit all den Hindernissen zu kämpfen, die sich einer solchen entgegenzustellen pflegen; und wenn auch ihres Berufes gewiß und mit Freude zu dem Werke erfüllt, müssen doch die verschiedenen, so eben erst in ihre Laufbahn eingetretenen Lehrer sehr oft noch ihre Schwäche und Mangelhaftigkeit empfinden. Nichts desto weniger darf sie auch in wissenschaftlicher Hinsicht, wenn nur ein zeit- und ortgemäßer Maassstab angelegt wird, den Anfang ihrer Bestrebungen getrost nennen und ihre künftigen Leistungen auch einem größeren Publikum anzeigen. Beides geschah letzthin in den Archives du christianisme, und auch ich theile Ihnen hier kürzlich das Verzeichniß der Vorlesungen mit, damit Sie es, wenn Sie es für gut finden, in die *Er. R. Z.* aufnehmen können, wie ich Ihnen dies auch in Bezug auf die Nachrichten dieses Briefes freistelle.

In dem verfloffenen Sommersemester waren die öffentlichen Vorlesungen an der theologischen Schule, so wie sie angekündigt worden waren, folgende:

1. Erklärung des Evangeliums Matthäi, E. 1—11., vierstündig, von Steiger.
2. Allgemeine Einleitung in die Bücher des N. T., erst zwei: dann einstündig. Von demselben.
3. Allgemeine christliche Kirchengeschichte, bis zum Jahre 325. Dreistündig. Von Merle d'Aubigné.
4. Christliche Archäologie (zweiter Theil der im Januar angefangenen Vorlesungen). Zweistündig. Von dems.
5. Pastoralthologie, erster Theil. Zweist. Von Galland.
6. Erklärung des Platonischen Dialogs: Kriton, Zweist. Von Steiger.

Später kamen hinzu:

7. Geschichte der Hebräischen Sprache als Vorbereitung zur Grammatik. Dreist. Von Hävernick.
 8. Erklärung der Genesis (Anfang). Zweist. Von dems.
- Außer diesen öffentlichen Vorlesungen waren wöchentlich zwei Stunden zu wissenschaftlichen Uebungen in der Exegese und Kirchengeschichte des N. T. bestimmt, und vier Stunden zu Uebungen im Hebräischen und im Interpretiren des N. T. in zwei Klassen. Praktische Uebungen wurden einstweilen noch für un Zweckmäßig erachtet.

Für das Wintersemester 1832 sind folgende Vorlesungen angezeigt worden:

1. Geschichte der Theokratie. Fünfstündig. Von Hävernick.
2. Erklärung der Genesis und der wichtigsten Theile des Pentateuchs. Vierst. Von dems.
3. Erklärung des Evangeliums Matthäi, E. 12. bis Ende, sammt der Specialeinleitung in dasselbe. Vierst. Von Steiger.
4. Erklärung der Epistel an die Galater mit Uebungen im Interpretiren. Zweist. Von dems.
5. System der christlichen Theologie. Erster Theil. Von Gaussen.
6. Symbolik der christlichen Kirche. Zweist. Von Merle d'Aubigné.
7. Allgemeine Kirchengeschichte vom Jahre 325 — 604. Dreist. Von dems.
8. Praktische Theologie, zweiter Theil (der Geistliche als Missionar, Lehrer, Katechet und Prediger). Zweist. Von Galland.
9. Syntax der Griechischen Sprache, besonders des N. T. Zweist. Von Steiger.

Église, une université — — qui souffre sans ombre d'obstacle qu'à côté de sa Sion on élève un Garizim etc.!!

*) Herr Gaussen hatte unter Anderem eine Gesundheitsreise nach Italien machen müssen, aber nicht, wie Schweizer Zeitungen und auch die Preussische Staatszeitung mit allerlei Ausschmückungen erzählten, nach Rom.

Außerdem ein Privatissimum über die Arabische und Chaldäische Sprache, und verschiedene Uebungen im Interpretiren des N. T., im Behandeln kirchengeschichtlicher Stoffe und in Vorträgen.

Die Ankündigung für das Wintersemester ist auch nach Deutschem Ritus durch einen Index Lectionum geschehen, der dieses Mal einige quaestiones exegeticae über den XLV. Ps. (vom Licent. Hävernicks) enthält, zunächst in Bezug auf den neuesten Versuch Hitzig's, demselben einen nicht messianischen Sinn unterzulegen, dann aber auch von allgemeinerem Interesse, wie die exegetisch wichtige Untersuchung über die Bedeutung der Ueberschrift (משכיל) und der Ausdrücke in B. 10 und 15., die kritischen Bemerkungen über die durch Homoioteleuta entstandenen Lücken (bes. Jes. 17, 13.), und die tiefer in die allgemeine Philologie eingreifenden Versuche über Apposition und doppelten Genitiv, die hier zugleich von höchster dogmatischer Bedeutung sind. In Deutschland, wo man detaillirte Untersuchungen von Commentaren zu unterscheiden und gelehrte Leistungen auch im Einzelnen zu schätzen weiß, so wie auch in England und Holland, wird dieses erste Programm gewiß Antheil finden und erregen.

Schreiben an den Herausgeber aus Paris.

Paris, den 19. Oktober 1832.

Ich erkenne, daß ich schlecht die Verbindlichkeit erfülle, die ich übernommen hatte, Ihnen oft Nachrichten von den Fortschritten des Reichs Gottes in Frankreich mitzutheilen. Es wird mir leichter seyn, Sie von dem Laufe der Dinge in Kenntniß zu halten, wenn Sie mir erlauben, Ihnen nur kurze Briefe zu schreiben. Die Menge derselben wird Sie für ihre Kürze entschädigen.

Der gestrige Tag ist für unsere Kirche gesegnet gewesen, und ich hoffe, daß der Segen, den der Herr auf uns ausgebreitet hat, sich weithin erstrecken wird. Zwei von den jungen Christen, die in unserem Missionsinstitut unterrichtet sind, wurden zu dem heiligen Werke in der Kirche des lilien St. Marie eingeweiht. Hier war sonst eine katholische Kirche, wo die schöne Welt von Marais die Messe hörte; Frau v. Sevigné erzählt in einem ihrer Briefe, daß sie dort ihre Andacht zu üben pflegte. Ebendorthin nun kamen unsere Brüder Arboussset und Cazalis, um feierlich ihre Botschaft zu den Heiden von Südafrika zu erhalten, und dort waren auch die vier Missionare Lemü, Holland, Lisseur und Pelissier, die ihnen zuvorgegangen sind, eingeweiht. Die Versammlung war zahlreich. Der theure Direktor des Missionshauses, Herr Grandpierre, hatte die Worte Pauli zum Texte genommen: Dieweil wir aber denselben Geist des Glaubens haben, nach dem geschrieben steht: ich glaube, darum rede ich, so glauben wir auch, darum so reden

wir auch (2 Cor. 4, 13). Er sprach ein wahres Missionswort aus, indem er uns entwickelte, wie seit den ersten Zeiten des Christenthums, von Jahrhundert zu Jahrhundert, der Glaube das Bekenntniß der Wahrheit und der Unglaube das Schweigen hervorgebracht habe. Gott sey dafür gedankt, daß unsere Kirche von Neuem das Bedürfniß empfindet, die Wahrheit denen zu verkünden, die sie nicht kennen; dieses ist, nach meiner Uebersetzung, eins von den deutlichsten Zeichen des Erwachens, das in ihr begonnen hat.

Ein wichtiger Umstand unterscheidet diese Abreise von den beiden früheren. Unsere lieben Brüder reisen nicht allein; sie nehmen die eine von den Töchtern des Herrn Colan, Prediger zu Lemä, mit sich, die sich bei den Bechuanen mit dem Missionar Lemü, mit dem sie verlobt ist, vereinigen will, und einen christlichen Handwerker, Herr Gosselin, der, nachdem er in Frankreich als Bibelhändler um das Evangelium zu verkünden gearbeitet hat, sich gedrungen fühlt, dem Dienste des Evangeliums unter den Heiden sich zu widmen. Vor ungefähr einem Jahre schrieb Herr Bonnard, der achtungswerthe Dekan der theologischen Fakultät zu Montauban und einer der ausgezeichnetsten Christen Frankreichs, an unsere Gesellschaft einen weitläufigen Brief über die Nothwendigkeit, sich nicht darauf zu beschränken, den Wilden Prediger zu schicken, sondern auch Arbeiter, die sie in den nützlichsten Handwerken unterrichten, und ihnen mit dem Christenthum die Civilisation bringen sollten. Dieser Brief wurde in der monatlichen Gebetsversammlung vorgelesen. Gosselin war dabei und glaubte zu fühlen, daß dieses sein Werk sey; so erbot er sich denn, abzureisen. Wir kannten ihn schon längst, wir hatten oft die Gaben bewundert, die er empfangen hat, den gemeinen Leuten das Elend ihres Herzens und das Bedürfniß eines Erlösers zu zeigen und so nahmen wir seinen Vorschlag, nach Afrika zu reisen, an. Gosselin verstand bereits mehrere Handwerke; er ist Maurer, Zimmermann, Böttcher, Schlosser, Schuster, Dachdecker, Sattler, Ziegelbrenner. Unsere Gesellschaft hat ihn seit einem Jahre eine Menge Dinge lernen lassen, die ihm von großem Nutzen seyn können. Außerdem hat er, in der Normal-Elementarschule, eine Schule zu leiten gelernt. Dieser Mann, der aus Liebe zum Herrn, wie die anderen Missionare abreißt, wird viel dazu beitragen, die Einrichtung einer Station zu erleichtern. Die Wilden werden einsehen, daß es zu ihrem Vortheile gereicht, sich in der Nähe unserer Brüder zu halten und ist es gelungen, sie dorthin zu führen, so wird es auch leichter seyn, ihnen ordentliche Unterweisung zu geben.

Unsere lieben Freunde reisen in acht Tagen von hier nach London, wo sie sich nach dem Cap einschiffen werden. Möge Gott, der ihnen den Entschluß eingegeben hat, Alles zu verlassen, um ihm zu dienen, sie geleiten und die Heiden vorbereiten, das Wort, welches sie ihnen bringen wollen, aufzunehmen!

Ihr Französischer Correspondent.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 14. November.

N^o 91.

Einige erwiedernde Bemerkungen zu dem Aufsatze:
Ueber das Verhältniß der Christen zur Kirche und
der Kirche zum Staate, in der Ev. K. Z. Jahr-
gang 1832, Nr. 51 und 52. *)

Dem Verfasser des Schreibens, welches unter dem Titel:
„Theologisches Votum eines Juristen“ u. s. w. zu Nürnberg bei

*) Der Herausgeber erlaubt sich als Einleitung zu diesem und dem folgenden Aufsatze: „Wie siehest geschrieben, wie liestest du,“ folgende Stelle aus dem begleitenden Briefe des verehrlichen Einsenders hier abdrucken zu lassen, dessen Genehmigung hiezu er voraussetzen zu dürfen glaubt.

„Beide Aufsätze sind gegen Tendenzen Ihrer K. Z. gerichtet — das fühle ich wohl; beide aber auch in etwas Ueferem mit ihr einig, das hoffe ich zuversichtlich zu Gott. Der erste längere ist gegen die Beurtheilung meines s. g. Votums geschrieben und betrifft die Natur der Kirche im Sacrament und in ihrem Verhältniß zu weltlicher Gewalt. Möge er sich selbst zur Aufnahme bei Ihnen recht fertigen. Nur das bemerke ich, er soll keineswegs eine vollständige Bestimmung der Natur des Verhältnisses von Staat und Kirche enthalten. Diese Entwicklung, welche zugleich dogmatisch und historisch seyn müßte, wäre zwar hohes Bedürfniß grade für unsere Zeit, und ich beabsichtigte zuerst, sie bei dieser Gelegenheit mit aufzunehmen. Aber die Betrachtung, daß der Aufsatz dann wenigstens sechsmal so lang hätte werden müssen, daß dennoch nur Hauptgrundsätze gegeben werden könnten und diese bei einer großen Anzahl doch unverständlich geblieben seyn würden, weil die Neigung zu wahrhaft biblischer Geschichtsbetrachtung so sehr fehlt, bestimmten mich, bloß das unmittelbar Veranlassende niederzuschreiben. Der Geist Gottes wird schon mit wachsender Gefahr für Wehrung der Erkenntniß in dieser Beziehung sorgen und dann auch einmal sein volles Sonnenlicht gegen die Macht der Finsterniß aufgehen lassen.“

Durch den zweiten Aufsatz scheinen Sie, wenn er von Ihnen aufgenommen werden soll, auf eine schwere Probe gestellt zu werden. Sie sind in der Reformirten Kirche geboren — Sie vertheiligen in Ihrer Zeitung die Union. Ich habe in jenem Aufsätze die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Reformirte Kirche ketzerisch, die Union mit ihr ein Verrath an dem heiligen Gute der Wahrheit sey. Sinne ich Ihnen nicht etwas Absurdes an? Liegt in diesem Ansinne nicht eine große Selbstüberhebung? Beides würde

Naw, ohne sein Zuthun dem Druck übergeben, und in den vorangereizten Stücken der Ev. K. Z. theilweise einer Beurtheilung unterworfen worden ist, konnte nichts erwünschter seyn, als auf solche Weise Gegenstände zu allgemeinerer Verhandlung gebracht zu sehen, die ihn mit ganzer Seele beschäftigen und von denen er von Anfang an fühlte, daß sie wegen ihrer besonderen Wichtigkeit grade in unserer Zeit nicht in den Schranken einer einzelnen Anwendung beschloffen bleiben dürften, sondern auf dem

der Fall seyn, wenn es mir hier irgend auf meine Meinung ankäme. Aber das ist es nicht, wie ich nach tiefster Selbstprüfung fest versichern zu können glaube. Es ist der feste Grund des Wortes Gottes, um den es mir allein zu thun ist, und es ist die Ueberzeugung, daß auch Ihnen im innersten Grunde des Herzens nichts angelgentlicher sey, welcher mir das Vertrauen einflößte, Sie würden die Wahrheit, woher und in welcher Gestalt sie auch komme, nicht zurückweisen. So kommt es also auf die Ambition, Lutheraner oder Reformirter von Geburt zu seyn, uns beiden hoffentlich gar nicht an, sondern darauf, daß wir von Gottes Geiste gelehrt, Kinder der Auferstehung seyn mögen. Finden wir aber in dieser Lehre, daß Luther das auserwählte Nützzeug Gottes war; daß nur die in seiner Richtung fortgegangene Kirche die wahre sey, so wollen wir auch Gottes Wahrheit in der Geschichte nicht verachten, sondern sie als das besätigte Wort Gottes eben so theuer halten, wie das geschriebene selbst, d. h. dieser Kirche anhängen.

Ihre Anhänglichkeit an die Union hat, meines Erachtens, auch eine verhäßte Wahrheit zum Grunde, die aber auch der Erlösung bedarf. In gewissem Sinne haben sich jetzt die äußeren Kirchen, welche vor dreihundert Jahren entstanden, überlebt. Wer jetzt Reformirter oder Lutheraner ist, ist es erst wieder geworden, nachdem er es schon einmal nicht mehr gewesen. Damit ist denn allerdings der Beginn von etwas Neuem in unserer Zeit ausgesprochen, bei dem die Bruchstücke der alten Gebäude benutzt werden können, gleichviel zu welchen sie gehörten. Aber wenn sich so ehemalige Mitglieder der alten Kirchen zu Einer neuen zusammenfinden wollen, so kommt es doch darauf an, ob die neue auch vollkommen in der Wahrheit bestehe: und da Gottes Kirche, auch die äußere, nie aufhört, welches von den älteren Gebäuden wiedergebaut werde, von welchem also der Ais und der Felsenboden genommen werden soll, und dieses ist nur die Lutherische. Auch scheinen mir alle Unionsfreunde darin nicht vorsichtig genug, daß sie, dem Staat und der Welt gegenüber, von den vermeintlich geringen Differenzen der Re-

großen Plane „der ganzen Christenheit auf Erden“ im heiligen Geiste erörtert, und zu einer auch das Handeln bestimmenden Entscheidung gebracht werden mußten. Er stattet daher der Redaction der *Ev. R. Z.* für das Verdienst, welches sie sich durch Eröffnung ihres Blattes für so wichtige Verhandlungen erwirbt, zuvörderst seinen aufrichtigen Dank ab.

Zugleich aber hält er sich auch da, wo er in diese Form der Verhandlung, gleichsam auf einem allgemeinen christlichen Concilio, zu dem auch Laien zugelassen werden, etwas zur Ehre der Wahrheit beitragen zu können glaubt, verpflichtet, damit nicht zurückzuhalten. Möchte dieses christliche Concilium aber nur auch zugleich ein ganz freies seyn! Frei zuvörderst in den Mitredenden selbst, daß sie nicht Knechte des Vorurtheils oder Irrthums seyn, frei aber auch der Rede nach, wenn diese aus Freien in jenem Sinne hervorgeht. Das Erste steht in eines Jeden eigenem Hand, wenn er nur *Joh. 8, 31. 32. 36.* zur Richtschnur nimmt. Was das Zweite betrifft, so scheint es, wie die Sachen nun einmal stehen, der christlichen Klugheit angemessener, sich lieber einweisen der Beschränkung zu unterwerfen, welche der Text der *Ev. R. Z.* *Sp. 404.* andeutet, als auf die eben- daselbst hinzugefügte Anmerkung zu vertrauen.

Bevor wir auf die Punkte kommen, in denen wir von dem Beurtheiler abweichen zu müssen glauben, freut es uns, in anderen Stücken unsere Uebereinstimmung mit ihm erklären zu können. Dahin gehört, daß wir mit ihm die beiden Fragen, von

reformirten und Lutherischen Kirchen absehen zu können und nur die Hauptsache — die Erlösung durch Christi Blut — festhalten zu müssen glauben. Sie übersehen dabei, wie ich glaube, daß die Hauptflüsse gegen geschichtliche Mächte in der festgehaltenen Individualität des Bekämpften liegt. Hat die neologische Kirchenmacht, die sich mit dem Staat indifferenzirt, keine Lutherische und keine reformirte Kirche mehr gegen sich, sondern eine angebliche Union, so hat sie gewonnen. Die beiden Kirchen gleichen dann zwei Bündeln fascies, die um desto stärker zu werden — sich beide aufbinden und neben einander legen lassen, ohne zu bedenken, daß es nun an dem geschichtlichen Bande der Individualität fehlt und der Staat kommen und alle Stäbe einzeln zerbrechen wird. Daher ist mir geschichtliches Festhalten auch der äußeren Lutherischen Kirche Glaubenssache: der der Reformirten nicht auch, weil diese, meiner Ueberzeugung nach, nicht den Samen in sich hat, der die Pforten der Hölle überwinden und der allgemeinen Teufelsunion widerstehen kann.“

Der Herausgeber würde die in dem Plane der *Ev. R. Z.* ausgesprochenen Grundsätze verlegen, wenn er diesen auf der Basis eines festen und lebendigen Christenthums beruhenden Aufsätzen deshalb die Aufnahme verweigern wollte, weil sie Manches enthalten, was seiner persönlichen Ueberzeugung gradezu zuwiderläuft, was er für falsch, für schroff und einseitig halten muß. Eine Beleuchtung dieser Punkte wird erst später nachfolgen. Es wäre uns sehr lieb, wenn außer dem Mitarbeiter unseres Blattes, den wir speciell darum ersucht haben, auch Andere sich über die in Anregung gebrachten wichtigen Punkte aussprechen wollten. Je mehr die in diesen Aufsätzen ausgesprochenen Ansichten anfangen, auch außer Breslau kirchliche Bedeutung zu erlangen, je größer, wie wir aus sicherer Quelle wissen, die Aufregung ist, die dadurch an manchen Orten, besonders Schlesiens und der Lausitz, hervorgerufen worden, desto mehr ist es Pflicht, sie nicht, wie bisher meist geschehen, entweder zu ignoriren, oder zu reprimiren, sondern aus der Schrift zu zeigen, was in ihnen Wahrheit, was Irrthum sey. Von diesem Standpunkte aus reuen wir uns herzlich dieses Beitrages zu unserem Blatte; er wird Manchen diese Angelegenheit nahe rücken, denen sie sonst ferne lag.

der wesentlichen Gegenwart Christi (besser: des Leibes und Blutes Christi) im Sakramente und: in wie weit Differenzen über Lehrpunkte überhaupt und über diese Lehre insbesondere kirchliche Trennung begründen müssen, für eng zusammenhängend halten mit der Frage vom Verhältniß des Einzelnen zur Kirche und der Kirche zum Staat; jedoch nicht bloß in der jetzigen Breslauer Angelegenheit, sondern auch überhaupt. Ohne auf den über die erste Frage so vieles Schöne enthaltenen und auch die letzte Frage berührenden Aufsatz in der *Ev. R. Z.* Jahrg. 1832, Stück 40—43., eingehen zu wollen, sey es erlaubt, für eine zukünftige Bearbeitung hier nur einige Andeutungen hinzustellen.

Daß die Sakramente — denn auch die Taufe ist hier zu berücksichtigen und in der Breslauer Angelegenheit mit zur Sprache gekommen — zu den wesentlichen Stücken gehören, in denen Einheit herrschen muß, wenn eine Kirche bestehen soll, dürfte eben so wohl die heilige Schrift, als die Natur der Sache und die Geschichte lehren. Nach dem Geseß besteht in zweier oder dreier Zeugen Munde alle Wahrheit, mithin dasjenige, worauf allein eine Kirche gegründet seyn kann nach *1 Cor. 3, 12. 16. 17. vgl. Joh. 14, 14. 17, 6.* Drei sind es aber, die da zeugen auf Erden: der Geist, das Wasser und das Blut (*1 Joh. 5, 8.*), mit anderen Worten: der Glaube (im Bekenntniß und Gottesdienst), die Taufe und das Abendmahl. Will also eine Kirche bestehen, so müssen diese drei beisammen seyn und ein wahres Zeugniß für sie zeugen. Dasselbe fordert im Grunde auch *St. Paulus*, wenn er *Ephes. 4, 4—6.* einer so häufig gemißbrauchten Stelle als die wesentlichen Stücke der Einigkeit im Geiste angibt: „Ein Leib und Ein Geist, wie ihr auch berufen seyd auf Einerlei Hoffnung eures Berufs; Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe; Ein Gott und Vater Aller, der da ist über euch Alle und durch euch Alle und in euch Allen.“ nur daß er seinen Epheßern, denen er das Begreifen des Reiches Gottes nach der Breite, nach der Länge und nach der Tiefe und Höhe zutraute (*E. 3, 18.*), auch hier das Geheimniß in seiner ganzen Fülle, gleichsam nach den drei verschiedenen Dimensionen hin, offenbart. Denn dieses scheint er sagen zu wollen: sowohl die Gemeinde in sich selbst (wie sie von Gott von der Welt an zuvor versehen ist), als die Gemeinde in Gott (wie sie durch die Erlösungsanstalt zu Gottes Kinderschaft fortwährend zugezogen wird), als Gott in der Gemeinde (wie die Gemeinde in ihrer Verherrlichung beschaffen seyn wird), soll in jenen drei Stücken, deren Grund die Dreieinigkeit im Himmel ist, eine wahre Einheit bilden. In sich soll sie seyn *Ein Leib*, gleichwie der Sohn, der die Gottheit leibhaftig in sich trägt (*Coloss. 2, 9. 1, 18.*); *Ein Geist* nach dem Urbilde des Vaters, den sie im Geist und in der Wahrheit anbetet (*Joh. 4, 24.*); und *Eine Hoffnung* nach den Ersinken des Geistes, die wir empfangen haben, darinnen wir warten auf die Erlösung unseres jetzt noch verborgenen himmlischen Leibes (*Röm. 8, 23 fg., Ephes. 4, 30.*). Eben so soll sie aber auch im Verhältniß zu Gott haben *Einen Herrn*, der sie sich zu eigen erkaufte hat mit seinem Blut, und sie noch immer speist sowohl geistlich mit dem Glauben an ihn durch sein Wort, als wirklich durch sein Fleisch und sein Blut (*Joh. 3, 16. 6, 47—58.*), *Einen Glauben* an die unsichtbaren Dinge in Gott dem Vater, den Niemand je gesehen hat (*Hebr. 11, 1., Joh. 6, 46.*) und *Eine Taufe*, im Wasser und im heiligen Geist, ohne welche Niemand zur himmlischen Natur wiedergeboren werden kann (*Joh. 3, 5.*), denn auch in der Vollendung, wo der Vater Alles in Allem seyn und das ganze bisherige Daseyn sich um-

gekehrt haben wird, soll sein Ein Vater, der durch sich selbst ist über uns Alle (1 Cor. 15, 27. 28.; Ephes. 3, 15.), durch seinen Sohn durch uns Alle (1 Cor. 8, 6., Hebr. 1, 2. 3. u. s. w.), durch den heiligen Geist in uns Allen (1 Thess. 4, 8., 1 Joh. 2, 27., Röm. 8, 11.). — In der That nennt also Paulus für die jetzt noch streitende Kirche ganz dieselben Stücke, wie Johannes, nur in größerem Umfange, indem er das Sakrament des Altars, wie auch Joh. 6. geschieht, in dem noch weiter greifenden „Ein Herr“ einschließt.

Aber auch die Natur der Sache lehrt, und die Geschichte bestätigt die große Wichtigkeit der Sakramente für das Wesen der Kirche. Mit Recht macht der Beurtheiler aufmerksam auf die herrlichen Schriftwahrheiten über das Verhältniß der Gemeinde zu Christo, als des Leibes zu seinem Haupte. Sollte aber dieser mythische Leib, wie man ihn im Mittelalter nannte, mit dem wahren individuellen Leibe des Herrn, durch den er jenen stets nährt und zur einstigen Offenbarung seiner Herrlichkeit in heiliger Einheit mit sich erhält, nicht in nothwendiger engster Verbindung stehen? Müßte nicht mit der Abläugnung der Wiedergeburt des ganzen Menschen nach Leib, Seele und Geist in der heiligen Taufe, oder mit Abläugnung der leiblichen Speise und des leiblichen Tranks von Fleisch und Blut im heiligen Mahle sofort auch jener mythische Leib zu einer matten Niedeckung herabsinken? Wir dürfen aber noch weiter gehen. Sene drei: Geist, Wasser und Blut, oder Glaube, Taufe und Abendmahl, verhalten sich offenbar, wie im Menschen Geist, Seele und Leib. Der Leib ist die Basis, wie der Geist das Princip unserer Natur, das eine nicht entbehrlicher als das andere. Und beide würden für sich auch wieder nichts sein, wenn sie nicht durch die Seele, welche der eingehauchte Geist im Leibe erweckt (1 Mos. 2, 7.), zu einer Einheit vermittelt würden. Doch wenn wir ein Verhältniß der Würde unter ihnen setzen sollten, so müßten wir behaupten, daß im Geiste der Anfang und Grund, im Leibe die Vollendung und Wahrheit, in der Seele die Vermittelung unseres Lebens liege und insofern allerdings der Geist wichtiger sey als Leib und Seele. Eben so sind nun auch Glaube, Taufe und Abendmahl nothwendig beisammen und der Glaube zwar das vornehmste Stück unter ihnen, ohne welches die beiden anderen kein Nütze seyn würden, aber doch so, daß auch hier das wahre Leben in den Sakramenten, am Tiefsten im Sakrament des Altars liegt (denn des Leibes Leben ist im Blut, 4 Mos. 17, 11 — 14.); und eine Abweichung von der Wahrheit in ihnen immer am Unmittelbarsten das Leben der Gemeinde gefährden muß. Und dieses bestätigt nun auch die Geschichte. Der große Gegensatz zwischen der Griechischen und Römischen Kirche entspann sich zwar über dem Glauben; am Tiefsten ausgeprägt hat er sich aber offenbar darin, daß, während die Griechen, um die Sakramente unbekümmert, sich überwiegend der spekulativen Dogmatik hingaben, die Decidentalen vorzugsweise den Leib des Herrn erfasten, so daß für ihr christliches Leben die Kirche und das Sakrament charakteristisch wurden. Und wie merkwürdig ist der Ausgang, den beide nahmen! Die Griechische Kirche, da sie keine guten Früchte brachte, wurde wie ein abgelebter Baum abgehauen und in's Feuer geworfen; denn es war kein Saft und kein Leben mehr in ihr. Die Römische Kirche dagegen gleicht dem verlorenen Sohne, der, nachdem er sich in den Lüften des Fleisches verderbt hatte, und schwerer dafür gezüchtigt war, doch endlich zu sich kam und noch der Liebling seines Vaters wurde. Denn sie hatte Leben, nur verderbtes, in sich, und hier war eine Reformation möglich. In der Römischen Kirche

selbst ferner dürfte der nicht irren, welcher den Grund zugleich ihrer irdischen Herrlichkeit und ihres tiefen Versinkens in das Fleisch vorzugsweise in der Lehre von der Transsubstantiation und dem Messopfer sucht; denn so wie damit der individuelle Leib des Herrn an die irdische Creatur gekannt, und der Zauberer, der dieses Wunder wirkte, der Sache nach über ihn gestellt war, so mußte auch sein mythischer Leib, die Gemeinde, in's Irdische hinabgezogen und der Hierarchie unterworfen werden. Der Gegensatz von Geistlichkeit und Volk selbst aber, welcher dieser Hierarchie zum Grunde lag, wurde wieder dadurch festgesetzt, daß jene sich den Kelch, als den edleren Theil des Abendmahls, allein vorbehielt, und dafür auf die irdische Ehe einen scheinheiligen Verzicht leistete.

Wie vieles Blut aber hat nicht nachher diese Entziehung des Kelches gekostet! Und als endlich den Reformatoren durch Selbstdenken des Geistes wider das Fleisch gelungen war, wofür Huf noch vergeblich geklütet hatte, nämlich die Kirche völlig aus dem Schlamm des Mittelalters herauszuziehen, da entstand sofort wieder über dem Sakrament eine neue Spaltung, indem die Einen jene spirituelle Richtung dazu mißbrauchen wollten, der Kirche mit dem falschen irdisch-leiblichen auch das wahre himmlisch-leibliche Leben zu entziehen. Wenn die Evangelische Kirche von der Römischen der Geist getrennt hatte, so mußte sie sich von der Reformierten um des Blutes willen scheiden; eine Scheidung, die im kirchlichen Leben wieder in nicht geringerem Grade, obgleich auf andere Weise sichtbar wurde, wie früher zwischen der Griechischen und Römischen Kirche. Wer aber auf Luther darum einen Stein werfen will, daß er die Vereinigung mit den Schweizerischen Reformatoren bloß um des Sakraments willen zurückwies, der prüfe sich erst, ob er auch in unserer zugleich sinnlichen und idealistischen Zeit recht begriffen habe, worauf es bei dem Streit ankomme, ja ob er nicht etwa die vergeistigende Richtung zur Vollendung entwickelt in sich trage, zu der damals erst der Keim gelegt wurde. Prüft er aber recht, so möchte sich finden, daß die Kirche eben so gegen den falschen Idealismus keinen anderen Schild besitzt, als Wasser und Blut, wie gegen den falschen Realismus keinen anderen, als den rechten Geist.

Ein anderer wichtiger Grundsatz, welchen wir mit dem Beurtheiler anerkennen, ist der: in dubiis libertas, in necessariis unitas. Nur muß man dabei gegen den Mißbrauch sich verwahren, daß nicht etwas willkürlich unter die dubia gestellt oder schon alles das für zweifelhaft erklärt werde, worüber einmal verschiedene Ueberzeugungen obgewaltet haben. Auch ist bei den nothwendigen Stücken nicht zu vergessen, theils daß sämtliche Lehren des Christenthums in einem nothwendigen Zusammenhange mit einander stehen, und man daher mit Recht fragen kann (siehe Vorwort zu diesem Jahrgang der Ev. K. Z. Sp. 20.): „Was ist in der Religion unwesentlich?“ theils daß es mit dem christlichen Glauben oder der Treue gegen Gott ähnlich geht, wie mit dem Gewissen überhaupt. Es kann ein Punkt an sich sehr geringfügig erscheinen, und doch enthält er unter Umständen die Wichtigkeit eines Hauptpunkts. Das was nach dieser Richtung hin das Nothwendige von dem Unwichtigen scheidet, ist bloß etwas Subjektives — obgleich als solches auch wieder objectiv. Es kommt nämlich Alles darauf an, wie tief ein Mensch, eine Gemeinde oder eine ganze Zeit in das Wesen eines solchen Nebenpunkts geblickt hat, und ob demgemäß in dem Widerstreit der Meinungen bloßes Verschulden und Irrthum, oder aber Verlesung der inneren Wahrheit obwaltet. Gesezt (um

nur ein Beispiel anzuführen) es wäre zur Zeit der Reformation, wo Niemand an der Wahrheit, daß alles Böse in der Welt ursprünglich von einem gefallenen Engel herstamme, zweifelte, ein Streit darüber gewesen, ob man die Enttäuflungsformel bei der Taufe so faßte: Enttäuflgest du dem Teufel und allem seinen Wesen und Werken, oder so: Enttäuflgest du dem Bösen und allem seinen Wesen und Werken, oder ob man sie ganz wegließ, so würde dieses ein Streit über Nebendinge gewesen seyn. Wenn dagegen in einer Zeit, welche den Teufel und die Erbsünde läugnet, und in der Sünde nur eine der menschlichen Natur zur Erhöhung des Tugendverdienstes eingeschaffene Mitgift erkennt, derselbe Streit erhoben wird, so handelt es sich um eine Hauptsache, nämlich (um nur das Nächstliegende anzuführen), ob die Taufe ein Bad der völligen Wiedergeburt, oder nur eine Stärkung im Kampfe wider die Sinnlichkeit, oder — was davon nur graduell verschieden — eine Ceremonie zur Aufnahme in die sogenannte Kirche seyn soll. — Doch auch hierin scheint der Beurtheiler völlig einstimmt, wenn er sagt, daß bei der Anwendung des obigen Grundsatzes der Unterschied der Zeiten und Zustände der Kirche wohl ins Auge gefaßt werden müsse.

Als eine Differenz ist aber vom Beurtheiler selbst schon bezeichnet worden die Ansicht von der weltlichen Gewalt über die Kirche, und der übrige Theil seiner Beurtheilung enthält nur Gegenbemerkungen gegen die in der beurtheilten Schrift darüber ausgeprochenen Grundsätze.

Hier scheint der Beurtheiler zuerst dem Verfasser darin zu nahe getreten zu seyn, daß er den Satz: „Die Kirche solle keine fremde irdische Gewalt, kein weltliches Regiment über sich leiden,“ so ausgelegt hat, als wäre gesagt, sie solle weltliche Gewalt mit weltlicher Gewalt vertreiben. Gibt es denn keine andere Art, etwas nicht zu leiden? Nicht schon im Weltlichen durch Flucht, worauf, wie dem Beurtheiler gewiß nicht unbekannt, v. Haller selbst im Staatsrecht ein großes Gewicht legt, und welche bei religiösen Bedrückungen schon seit Christi und der Apostel Zeiten, und zum Theil nach ihrem Vorgange, so oft ohne Tadel angewandt worden ist? Ferner durch die eigenthümlich kirchlichen Mittel: das Schwert des Wortes und das Gebet, und im höchsten Nothfall durch das Ausscheiden, um sich fremder Sünden nicht theilhaftig zu machen? Und mußten nicht diese Arten, etwas nicht zu leiden, bei ehrllicher Auslegung zuerst verstanden werden, da hier von dem Nichtleiden einer Kirche die Rede war? Denn es steht geschrieben 2 Cor. 10, 4: „Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, aber mächtig vor Gott, zu zerstören die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebt wider die Erkenntniß Gottes.“ Freilich, da der Beurtheiler die Kirche als ein ganz, oder doch wenigstens halb weltliches Institut sich vorstellt, so mußte es ihm nahe liegen, auch an Feuer und Schwert, als ächt kirchliche Mittel, zu denken. Aber wenn auch noch eine Zweideutigkeit übrig geblieben wäre, hätte nicht das bisherige Betragen der Breslauer Lutheraner auf Berücksichtigung bei dem Ausseer Anspruch machen dürfen?

Ein zweiter Fall, wo der Beurtheiler einen nur imaginären Gegner bekämpft, tritt da ein, wo er uns das Streben, das politische Freiheits- und Gleichheitsprincip auf kirchlichen Boden zu übertragen, heimist oder doch zutraut. Er führt zwar eine Stelle aus dem beurtheilten Schreiben an, welche mit jenem Streben sehr conträfire — so daß also in uns selbst wohl nur Unklarheit in diesem Punkte herrschen müßte; aber möchte er

nur auch eine angeführt haben, welche ihn zu jener Meinung von uns berechtigte! Uns wenigstens ist es nach dem sorgfältigsten Durchgehen des Schreibens nicht gelungen, etwas zu entdecken, was auch nur entfernt einen Verdacht in dieser Beziehung gegen uns begründen konnte. Die Präsumtion des Beurtheilers muß also auf einem Vorurtheile beruhen, wogegen zu kämpfen vergeblich seyn würde. Doch, dem sey wie ihm wolle, von unserer Seite ist vielleicht die Vermuthung nicht ungegründet, daß, wenn wir uns mit dem Beurtheiler über die wahre Beschaffenheit der Kirche und der Kirchengewalt besser verständigt haben, auch jenes auf Vermischung des Politischen und Kirchlichen beruhende Vorurtheil schwinden werde. Dazu wenden wir uns also jetzt.

Der Beurtheiler sagt: „Die äußere Kirchenmitgliedschaft sey etwas zum Theil bei den erforderlichen Mitgliedern ganz weltlich.“ Eben so von der Kirchengewalt, die auf Erden ausgeübt wird, „sie sey in weltliche Hände gelegt,“ woraus von selbst folgt, daß sie eine weltliche Gewalt sey. Er redet daher auch von einer demokratischen Kirchenverfassung, und zieht den ganz folgerechten Schluß, daß die Kirchengewalt, welche von einer weltlich gesinnten Gemeinde ausgeübt werde, der legitimen Kirchengewalt Christi eben so direkt entgegensetze, wie die Gewalt eines weltlich gesinnten Papstes oder Kaisers. Alle diese Sätze sind aber eben so wohl der heiligen Schrift als den symbolischen Büchern zuwider. Christus spricht: „Mein Reich ist nicht (also auch nicht zum Theil) von dieser Welt.“ Und dasselbe gilt von seiner Kirche auf Erden, als seinem Leibe. „Sie sind nicht von der Welt, gleich wie auch ich nicht von der Welt bin,“ sie sind Menschen, die der Vater Christo von der Welt gegeben hat, die zwar in der Welt sind, wie Christus selbst in der Welt war, aber nicht von der Welt (Joh. 17, 6. 9. 11. 14. 16—18.), denn (Phil. 3, 20.): „Unsere Bürgerschaft ist im Himmel,“ und 2 Cor. 10, 4.: „Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu zerstören die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebt wider die Erkenntniß Gottes.“ Aus den symbolischen Büchern führen wir bloß Augsb. Conf. Art. 28. an: „Dieweil nun die Gewalt der Kirche oder Bischöfe ewige Güter gibt, und allein durch das Predigtamt geübt und getrieben wird, so hindert sie die Polizei und das weltliche Regiment nicht überall. Denn das weltliche Regiment gehet mit viel anderen Sachen um, denn das Evangelium; welche Gewalt schüzet nicht die Seelen, sondern Leib und Gut wider äußerliche Gewalt, mit dem Schwert und leiblichen Poenen. — Darum soll man die zwei Regiment, das geistliche und weltliche, nicht in einander mengen und werfen; denn die geistliche Gewalt hat seinen Befehl, das Evangelium zu predigen und die Sakramente zu reichen,“ oder wie es kurz vorher heißt, sie „sey, laut des Evangeliums, eine Gewalt, oder Befehl Gottes, das Evangelium zu predigen, die Sünde zu vergeben und zu behalten und die Sakramente zu reichen und zu handeln.“

So viel gegen das Princip des Beurtheilers, das auch offenbar durch den Titel indigni, den sich die alten Bischöfe (nach Pauli Vorgang 1 Cor. 15, 9.) beileigten, nicht gerechtfertigt, sondern widerlegt wird. Denn er gibt nur einen Beweis von der Demuth, die nichts Weltliches, sondern etwas Himmlisches ist. Der sollen wir auch die Gnade Gottes darum, daß sie sündigen und unwürdigen Menschen in der Welt widerfährt, etwas Weltliches nennen?

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 17. November.

N^o 92.

Einige erwidernde Bemerkungen zu dem Aufsatze:
Ueber das Verhältniß der Christen zur Kirche und
der Kirche zum Staate, in der Ev. K. Z. Jahr-
gang 1832, Nr. 51 und 52.

(Schluß.)

Aber, wird der Beurtheiler einwenden, alles das bezieht sich auf die innere Kirchenmitgliedschaft; ich habe bloß von der äußeren gesprochen. — Dieser Einwurf, auf die Kirchengewalt angewendet, zerfällt in sich selbst. Denn wie läßt sich auf Erden eine Kirchengewalt in der inneren Kirche (d. h. der Gemeinschaft der Heiligen) denken? Fällt hier, nicht innere und äußere Kirche — ein in dieser Auffassung unbillicher Unterschied, der überhaupt nur Verwirrung anrichtet — notwendig zusammen?

„Dann ist aber doch die Kirchenmitgliedschaft bei den erstorbenen Gliedern etwas nur ganz Weltliches.“ — Eben so wenig bei ihnen etwas ganz Weltliches, wie bei den lebendigen etwas zum Theil Weltliches. Es liegt bei dieser ganzen Ansicht der große Irrthum zum Grunde, als wenn die Kirche dadurch, daß sie hier auf Erden stets mit der Welt, der Sünde und dem Unglauben im Kampfe ist, ein weniger rein himmlisches Institut wäre. Das ist aber so wenig der Fall, daß die stetige Bekämpfung und Ueberwindung der Sünde, oder noch schärfer gefaßt, die Zugesehung der Welt und Sünde, als etwas Nichtiges zu der Gnade, gerade zum Wesen der Kirche Christi gehört. Es ist nun ein zweifacher Fall möglich, entweder ist die Sünde in einem Kirchenmitgliede wirklich vor der Gnade nichtig, — hier besteht die Kirchengewalt in dem *jus vitae*, dem Verweise, der Ermahnung, Tröstung, Absolution; oder sie weicht nicht vor der Gnade, sondern das Mitglied ist erstorben; dann besteht sie in dem *jus reus*, dem Bindschlüssel, der Ausschließung. Bis zu dieser Ausschließung gehört aber der Ungläubige noch völlig zu der Kirche, wie der erstorbene Zweig zum Baume, der verurtheilte Verbrecher zum Staate. Oder, wollte man das Gegentheil sagen, so würde man das Recht des Bindschlüssels, das doch eben etwas so rein Himmlisches und eben so vom Herrn der Kirche gegeben, wie der Bindschlüssel ist, für etwas bloß Weltliches erklären, oder weil es doch nur gegen solche, die in der

Kirche sind, zusehen konnte, — es ganz ablängnen müssen. Diese Grundsätze können auch durch den so häufigen Zustand der Kirche, daß die Mehrzahl ihrer Mitglieder Ungläubige sind, nicht widerlegt werden. Denn die Zahl der Ausnahmen hebt nie die Regel auf. Nur darin hat ein solcher Zustand etwas Eigenthümliches, daß wenn die Kirchengewalt fortwährend nicht ausgeübt wird, das Verderben aber immer weiter frisst und zuletzt auch die Grundsäulen der Kirche ergreift, der Herr selbst die Kirchenzucht übt, den Leuchter dieser Kirche von seiner Stätte fröst und den Gläubigen aus ihr auszuschneiden befiehlt (Offenb. 2, 5. 16. 3, 3. 16. 18, 4., 2 Cor. 6, 16. 17.).

Von selbst folgt nun, daß auch das Kirchenregiment dadurch, daß die, welche es üben, erforderene Glieder sind, nicht weltlich werden kann. Denn als Kirchenregiment selbst ist es etwas nicht Weltliches; die Person, in deren Händen es liegt, thut so wenig dazu oder davon ab, als zu dem Sakrament, welches ein Ungläubiger verwaltet; noch immer — da die Person nämlich noch Kirchenmitglied ist — gilt der Spruch: „Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich“ (Luc. 10, 16.). Wie denn auch Christus von seiner Zeit spricht, Matth. 23, 2. 3.: „Auf Moses Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Phariseer. Alles nun, was sie euch sagen, daß ihr thun sollt, das haltet und thut, aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun,“ vgl. Joh. 11, 49 — 52. Wie aber, wenn der weltlich gesinnte Kirchenvorsteher die Kirchengewalt mißbraucht, indem er Ketzerei begünstigt, und den Glauben verfolgt? Dann thut er Sünde, übt aber eben hierin keine Kirchengewalt mehr aus, nach 2 Cor. 13, 8.: „Wir haben keine Macht wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit,“ B. 10.: „Nach der Macht, welche mir der Herr zu kessern und nicht zu verderben gegeben hat.“ Und was in solchen Fällen Recht sey, sagt die Augsburg. Conf. Art. 28.: „Wo sie aber (die Bischöfe) etwas dem Evangelio entgegen lehren, setzen oder aufrichten, haben wir Gottes Befehl in solchem Fall, daß wir nicht sollen gehorsam seyn, Matth. 7, 15.: Sehet euch vor vor den falschen Propheten. Und St. Paulus zu'n Gal. 1, 18.: So auch wir oder ein Engel vom Himmel euch ein ander Evangelium predigen würde u. s. w., 2 Cor. 13, 8.: Wir haben keine Macht u. s. w., dergleichen B. 10.: Nach der Macht u. s. w. Also gebet auch das geist-

liche Recht 2. 9. 7. in cap. Sacerdotes und in cap. Oves. Und St. Augustinus schreibt in der Epistel wider Petilianum, man soll auch den Bischöfen, so ordentlich erwählt, nicht folgen, wo sie irren, oder etwas wider die heilige göttliche Schrift lehren oder ordnen.“

So kommen nun allerdings die Kirchengewalt einer weltlich gesinnten Kirchenbehörde und die Gewalt eines weltlich gesinnten Kaisers in der Kirche insofern völlig überein, daß man weder der einen noch der anderen, wenn sie etwas wider Gottes Gebot ordnen, gehorchen darf. Dagegen bleibt aber der große Unterschied, daß man der verweltlichten *) Kirchenbehörde, da wo sie nicht wider Gottes Wort etwas in der Kirche lehrt oder setzt, gehorchen muß, dem Kaiser aber in demselben Falle nicht gehorchen darf. Denn der Kaiser hat an und für sich in der Kirche nichts zu sagen, weil sein Regiment gar ein anderes, nämlich ein weltliches, ist; wer durch Gehorsam gegen seine Anordnungen sich darüber hinwegsetzen wollte, würde mit Christi Spruch: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist,“ auch zugleich Christi Kirchenregiment verwerfen; denn Niemand kann zweien Herren dienen. Es muß also dabei bleiben: „Duldet die Kirche eine fremde, irdische Gewalt über sich, so sagt sie sich los von Christo; also wenn Jemand, der nicht ihr Mitglied ist, ihre Gottesverehrung bestimmen, oder wenn er auch ihr Mitglied wäre, nicht als solches durch den heiligen Geist, in der Kirche, sondern vermöge eines weltlichen Regiments oder (wie in der Katholischen Kirche) als vermenschlichter heiliger Geist in ihr Anordnungen treffen wollte, so dürfte es die Kirche nicht leiden.“ Oder, um mit Luther zu reden (in dem sehr beherzigenswerthen Briefe an Melanchthon vom 21. Juli 1530. Bei de Wette 4. Thl. S. 105.): *Episcopus ut princeps* **) multo minus potest super ecclesiam imponere quidquam, quia hoc esset prorsus confundere has duas potestates et tum vere esset allotrioepiscopus, et nos si admitteremus eum, essemus paris sacrilegii rei. *Ibi potius est moriendum contra hanc iniquitatem et impietatem.* Loquor de ecclesia, distincta jam (im Neuen Bunde) a civitate politica.

Hessentlich wird nun der Beurtheiler selbst einsehen, daß, wenn er an diesen Grundsätzen Anstoß genommen hat, dieses doch auch „mit der allgemeinen falschen Vergeißelung zusammenhängen möchte, welche unsere Zeit beherrscht“ (S. g. Theolog. Votum S. 27.). Denn offenbar hat er sich den Gegensatz von weltlichem und Kirchen-Regiment, von dem in dem Schreiben die Rede ist, nicht als etwas objectiv Geschiedenes gedacht, sondern er macht ihn lediglich von der subjectiven Gesinnung desjenigen abhängig, der in der Kirche etwas anordnet, ganz dahin-

*) D. h. persönlich weltlich gesinnten. Wenn das Dogma aufgestellt wird, daß ein gewisses menschliches Institut nothwendig den heiligen Geist habe, wie der Papst oder die Concilien, so ist dieses eine verweltlichte Kirchenbehörde in dem Sinne, daß sie aufgehört hat, Kirchenbehörde zu seyn. Immer jedoch ist dieser Fall noch nicht so schlimm, als wenn gradezu eine weltliche Behörde das Kirchenregiment ausübt.

**) Also wenn er z. B. in einer landesherrlichen Verfügung — statt in einem Hirtenbriefe — oder indem er die Kirchengenossen nicht als solche ermahnt, sondern als Unterthanen befehligt u. s. w. — Das ganze Schreiben Luther's bezieht sich auf einen solchen Fall, wo die bischöfliche und die landesherrliche Gewalt in Einem Menschen vereinigt liegt und wo sich daher nur aus der Art seiner Erlasse ermitteln läßt, ob sie ex hac vel illa persona ausgegangen sind.

gestellt seyn lassend, ob er dieses als Bischof oder als weltlicher Fürst thue. Obgleich nebenbei auch die Vorstellung verwirrend eingewirkt zu haben scheint, daß wenn die Kirchengewalt einem solchen zusteht, der auch die höchste weltliche Macht hat, jene dadurch schon an und für sich etwas Anderes würde. *) Eben daher kommt es auch, daß er den Einfluß des Unterschiedes, ob der Anordnende derselben Kirche angehört oder nicht, nur in einer Note berücksichtigt, und auch da noch, um ihn recht auf Schrauben stellen zu können, das geschichtliche Faktum, daß zwei verschiedene Confessionen auch zwei verschiedene Kirchen gebildet haben, als Sache subjectiver Ansicht darstellt.

Endlich beruht auf derselben mangelhaften Unterscheidung von Kirchlichem und Weltlichem, in der That also auf dem jetzt herrschenden Egalitätsprincip — was der Beurtheiler von angeblich von uns beabsichtigter Einführung abstrakter Freiheit und Gleichheit in der Kirche äußert. Nach unserer Ueberzeugung soll allerdings „alle Kirchengewalt nur in die Hände der Glieder einer kirchlichen Gemeinschaft als solcher, mit Beseitigung aller weltlichen Unterschiede, gelegt werden“ (Beurtheilung Sp. 408.). Damit ist uns aber die Kirche so wenig eine indiffinente uniforme Masse, daß wir vielmehr, lediglich von biblischen Grundsätzen ausgehend, ein weit gegliederteres Gesamtweisen in ihr erblicken als der Beurtheiler. Zuvörderst nämlich erkennen wir die in der Bibel vorgeschriebenen Aemter, als Episcopos, Aelteste, Sacer, Diener u. s. w. bis zur Gemeinde herab an. Wir stimmen auch ein mit Paulus, daß wenn ein Aeltester wohl vorsteht, man ihn zwiefacher Ehre werth halten soll (1 Tim. 5, 17.). Was aber ferner die hiezu qualifizirenden Eigenschaften betrifft, so müssen wir zwar von allen „weltlichen Unterschieden“ völlig abstrahiren, laut der Schrift Röm. 10, 12., Col. 3, 11., Gal. 3, 28. und der Natur der Sache; denn wo das Ganze nicht weltlich ist, wie können da einzelne Theile durch Weltliches bestimmt werden? Dagegen haben wir einen doppelten Reichthum Gottes vor uns: 1) die mancherlei geistlichen Gaben, welche eben so wie die Erlösung selbst von Gott geschenkt werden (Röm. 12, 4—8., 1 Cor. 12., Ephes. 4, 11 fg.), 2) alles Natürliche des Menschen, welches durch die Erlösung und Heiligung in den Dienst des neuen inwendigen Menschen gestellt wird, wohin allerdings außer Alter, Geschlecht, Gesundheit u. s. w. auch hohe oder niedere Geburt, fürstliche Macht u. s. w. gehören. Auch haben alle diese Dinge einen Einfluß auf die Kirche. Hinsichtlich der Art desselben muß man jedoch unterscheiden solche Eigenthümlichkeiten des Menschen, welche von Gott unmittelbar aus der ersten Schöpfung kommen, als Existenz mit Geist, Leib und Seele, Geschlecht, Alter, allerlei natürliche Talente, und solche, welche der Mensch unmittelbar von dieser Welt und nur mittelbar von Gott hat, als Reichthum, Ehre von den Menschen, — also derselbe Unterschied, welchen Christus zwischen der Bekleidung der Lilie auf dem Felde und Salomo in aller seiner Pracht und Herrlichkeit machte. Die ersten Eigenthümlichkeiten stehen nicht bloß im Dienst des erlöbten Menschen, sondern sind dieser selbst; Schöpfung und Erlösung treffen hier zusammen, indem die letztere in ihrer Vollendung — der Auferstehung — nichts ist, als eine verklärte erste Schöpfung. Daher müssen nun alle Gaben und alle Schwächen dieser Art eben so wie die

*) Sollte dagegen gesagt werden, daß der Beurtheiler nur bei uns diese falschen Begriffe vorausgesetzt und dieselben in ihrer eigenen Ungereimtheit habe aufweisen wollen, so müßten wir wieder fragen: was ihn denn zu dieser Voraussetzung berechtigt habe?

geistlichen Gaben und gewissermaßen noch mehr, weil sie auch diesen wieder zum Grunde liegen, einen positiven Einfluß auf die verschiedene Stellung in der Kirche äußern, z. B. nur ältere Leute werden in der Regel zu Vorstehern bestellt, Weiber sollen schweigen in der Gemeinde, Diakonen dienen den Männern, Diaconissinnen den Weibern u. s. w. (1 Tim. 2, 8 fg., Cap. 3, 5. u. s. w.). Was dagegen die übrigen an sich irdischen oder auf das Irdische gerichteten Eigenschaften betrifft, wie z. B. die Ehre von Menschen, der „ungerechte“ Mammon u. s. w., so sind sie in der Erlösung nicht unmittelbar mit begriffen, sondern stehen zunächst bloß im Dienste des wiedergeborenen Menschen — daher die verschiedenen Pflichten von Freien, Knechten, Reichen, Armen, Fürsten, Unterthanen u. s. w. — Hinsichtlich der Stellung des Menschen in der Kirche aber haben sie einen nur negativen Einfluß, d. h. ausgezeichnete Eigenschaften dieser Art sind in der Regel mehr ein Grund, keine Auszeichnung in der Kirche zu verleihen. So mit dem Reichthum, irdischer Hoheit, irdischer Wissenschaft, Berühmtheit u. s. w. nach den bekannten Stellen 1 Cor. 1, 26—29.; Marc. 10, 23. Daher wählte auch Christus die Hohen und Gewaltigen in der Kirche aus den geringsten Ständen auf Erden. Daher gibt er das Gesetz: „Ihr wißt, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht seyn unter euch; sondern so jemand will gewaltig seyn unter euch, der sey euer Diener u. s. w., Matth. 20, 25 fg.“

Hieraus folgt nun aber auch von selbst, daß ein Evangelischer Christ weit entfernt seyn muß, mit dem Beurtheiler den Zustand der protestantischen Kirchen, wo das Bischofsamt mit dem Fürstenamt in denselben (oder den selben) Menschen vereinigt liegt, als etwas Vorzügliches, ja nur Normales zu betrachten. Christus stellt die Arten, in denen sich beide Ämter äußern, als das Widersprechendste dar, was sich überhaupt denken lasse. Wie soll es denn gut thun, wenn Widersprechendes in Einen Menschen zusammengethan wird? Wie soll der, dessen Amt es ist, Kriege zu führen, zugleich mit sanftem Stabe die Herde Christi weiden? Wie soll der, welcher herrscht, und vor dem sich, dem irdischen Regiment nach, Alle bücken müssen, zugleich alle Gewalt, am Entschiedensten verläugnen und ein Diener Aller seyn? Wir wollen nicht sagen, daß dieses etwas an sich Unmögliches sey. Christi, des ewigen Königs und Hohenpriesters Beispiel zeigt das Gegentheil. — Aber für die jetzige menschliche Natur ist es so gut als unmöglich. Wenn sich daher der Beurtheiler auf das Beispiel der protestantischen Kirchen beruft, so können wir nur sagen, daß sie jene Verfassung nur einem kläglichen Nothstande verdanken, daß in ihr gerade das weltliche, vom Evangelium nicht ganz durchsäuerte Element lag, welches sie von der katholischen Kirche noch beibehielt, und welches in vielen Gestalten furchtbare Verheerungen über sie brachte, daß sie also nur ungeachtet dieser durch ihre symbolischen Bücher wahrlich nicht zu rechtfertigenden Abnormität nicht durch dieselbe noch viel Gutes gewirkt haben; daß dieses überhaupt möglich gewesen, davon liegt, unserer Meinung nach, der Grund bloß darin, daß eben wegen der Unnatur jener Verbindung die meisten Fürsten sich um ihr Bischofsamt sehr wenig bekümmert, sondern es dem Weisen nach armen Geistlichen überlassen haben. Oder wollte Jemand dieses bezweifeln, so mache er den Versuch und bestelle consequent nach des Beurtheilers Kirchenrecht die Generale, Obersten u. s. w. zugleich zu Feldpredigten und Feldpredigern, die Früchte würden zeigen, was von dem Princip zu halten sey. Aber der Beurtheiler beruft sich noch auf das Alte

Testament, eine Prophezeiung bei Jes. 49, 23.: „Könige sollen deine Pfleger und Fürstinnen deine Säugamnen seyn,“ welche nach ihm in jenen protestantischen Fürsten erfüllt worden ist, und auf das Vorbild der Könige Israel. Jene Prophezeiung ist offenbar falsch angewandt; sie geht nach B. 22. auf eine Zeit, wo die Kinder Israel von den Heiden werden herzugebracht, und (nach B. 23.) die Fürsten und Könige vor Zion „zur Erde niederfallen auf das Angesicht und ihrer Füße Staub lecken werden,“ eine Zeit, welche, wie jeder redliche Schrift- und Geschichtsforscher zugefichen wird, noch nicht vorhanden gewesen ist. *) Was aber das Vorbild der Könige Israel betrifft, so hat der Beurtheiler nicht ganz Unrecht, aber freilich nicht in seinem Sinne. Allerdings lag nämlich in jener Constatuirung der protestantischen Kirchen ein Umkehren zu den schwachen und dürftigen Anfängen des A. T., um welcher willen Paulus zu den Galat. 4, 11. schreibt: „Ich fürchte euer, daß ich nicht vielleicht umsonst habe an euch gearbeitet,“ und um welcher willen Luther, als er die neuen Bischöfe, Philipp von Hessen an der Spitze, ihre Lehnseide dem Kaiser brechen und wider ihn zu Felde ziehen sah, schwere Stunden erleben mußte. Das einzige Heil für Deutschland war noch dieses, daß, weil Luther das Wesen des Leibes der Kirche, und darum auch des Unterschiedes zwischen weltlichem und geistlichem Regiment so tief erkannt hatte, man jene dem Bekenntniß widersprechende Richtung nicht so consequent verfolgte, wie z. B. in England und Schottland, wo der Beurtheiler in der Geschichte des 17ten Jahrhunderts ein schreckliches Beispiel von dem Gebahren jenes angeblichen „Zuchtmessers auf Christum“ finden wird. Aber er sagt: „Es sind in der christlichen Kirche noch viele „Kinder, die eines Zuchtmessers auf Christum“ bedürfen, und wo das Licht des Glaubens trübe brennt und die Liebe erkaltet, da sinken die Christen zurück auf den Standpunkt des Alten Testaments.“ Ganz recht; darum muß ein weltliches Regiment da seyn, durch welches die verzweifelten Buben, wie Luther sagt, Meißner Hansen überliefert werden. Aber soll darum der heilige Geist verläugnet werden? Dieses weltliche Regiment das geistliche abforbiren? Ist es geschickt, durch Kopfabhauen oder Ordnungsstrafen die Herzen zu erwärmen, den Glauben wieder zu beleben? Wahrlich, in diesem Falle hätte Paulus, dessen Galatische Gemeinde durch Verführung falscher Lehrer auch auf den Standpunkt des A. T. zurückgesunken war, statt der vielen Bitten und Ermahnungen im heiligen Geist, besser gethan, ihnen einen Elias wider die Baalspropheten zuzusenden, und sie selbst in eine Geldstrafe zu nehmen. Auch ist es denn zu verwundern, daß der Beurtheiler sich auf die Verweltlichung der römischen Kirche beruft, die es doch in der That an dem Alttestamentarischen Standpunkte zu einer Zeit, wo ihre Heerde auf diesen zurückgesunken war, mit Kezengerichten und Kirchenstrafen auch von ihrer Seite nicht hat fehlen lassen. Unserer Meinung nach war übrigens ihr Kampf mit den weltlichen Fürsten nicht der Grund ihrer Verweltlichung, sondern jener Kampf rührte umgekehrt von ihrer Verweltlichung und der Verwirrung der Begriffe her, die damals über das Verhältniß der geistlichen und weltlichen Gewalt herrschte. Hüten wir uns jetzt vor einer ähnlichen, nur von der entgegengesetzten Seite ausgehenden Begriffs-

*) Nur wenn man eine bloße Accommodation der Weissagung, wie Stilling den Ausdruck gebraucht, verstehen will, kann man sagen, daß jene Stelle schon in Constantin und allen späteren bekehrten Fürsten erfüllt sey.

verwirrung, damit nicht eben so traurige oder noch viel traurigere Folgen entstehen.

Am Schlusse wirft uns der Beurtheiler noch Erbitterung aus Mißverständnis, eigenwillige Unzufriedenheit u. s. w. vor. Wo sind die Beweise für solche Beschuldigungen? Nühren letztere aber bloß daher, daß die Wahrheit gesagt worden ist, warum unecht man die Wahrheit? — Die Beantwortung des in der Beurtheilung nun noch Folgenen eignet sich leider für diesen Ort nicht. Doch wird sie der Beurtheiler, wie jeder aufmerksame Leser, sich selbst sagen können.

Zuletzt können wir nicht umhin, der guten Absicht des Beurtheilers auch da, wo wir ihn bestreiten mußten, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mit ihm verabscheuen wir herzlich jede revolutionäre Bewegung. Möchten aber nur bei denen, welche als Christen diese Gesinnung hegen, nicht menschliche Theorien, die zwar im Gegensatz der Revolutionstheorien in löblicher Absicht gebildet, aber doch auch nur Menschenwitz und in ihrer letzten Konsequenz nicht minder gefährlich sind, die klare Einsicht trüben, die uns allein das untrügliche Wort Gottes, wie in alle Verhältnisse, so auch in das Verhältniß des Staats zur Kirche, und der verschiedenen Kirchen zu einander gewähren kann.

Wie stehet geschrieben? Wie liestest du?

Diese Fragen klingen gar sehr überein, sind aber so weit unterschieden, wie Same des Wortes Gottes und das verschiedene Erdreich, welches ihn aufnimmt. Gleichwie von diesem nur eines als das gute Land gerühmt wird, welches Frucht bringet, neben den übrigen, die zwar auch ein Erdreich sind und denselben Samen empfangen, aber um des einen oder des anderen Mangels willen keine Frucht bringen können, so stehet auch jedes einzelne Wort Gottes für Alle auf dieselbe Weise geschrieben, Alle lesen dasselbe, aber auf das Wie liestest du? kommt es an, und da gibt es meist unter vier Lesern nur Einen rechten. Der Schriftgelehrte, an den jene Fragen gerichtet wurden, hatte auch dasselbe gelesen, was geschrieben stand; der Herr selbst gibt ihm das Zeugniß: Du hast recht geantwortet. Aber ich denke mir, daß bei'm Aussprechen der Worte: Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe, und deinen Nächsten wie dich selbst, er den letzten Satz verworren und mit innerem Widerwillen vorgetragen habe; denn gleich darauf fragt er — und wie der Evangelist bezeugt, aus einem bösen Grunde seines Herzens: Wer ist denn mein Nächster? Es ist offenbar, um der Art willen, wie er gelesen hatte, konnte er des Segens des Wortes nicht theilhaftig werden. In unseren Zeiten freilich weiß man sich in solchen Fällen zu helfen. Man spricht von verschiedenen Auffassungsweisen, von verschiedenen Erkenntnißstufen, man warnt vor einseitigen Richtungen;

es soll Alles doch auf dasselbe Ziel hinausgehen, gleichviel ob durch die Thür, durch das Fenster, durch das Dach oder den Keller. Aber nach der Schrift ist es nicht so. Sie weist uns nicht nur bloß auf die Thür hin, sondern hat auch diese noch obendrein eng und den Weg dahin schmal gemacht. Man würde jetzt etwa von dem Schriftgelehrten sagen: Der Mann hat doch das Hauptbekenntniß getroffen; die Nächstenliebe war ihm noch nicht recht klar geworden; allein der Herr hat es ihm ja ausgelegt und um jenes Hauptbekenntnisses willen wird es mit dem andern keine Noth haben. — In der Schrift wird nichts davon gemeldet, daß, nachdem dem Manne der Staar gestochen war, er auch sehend geworden sey. Sie enthält auch gar andere Grundsätze und fast's von der andern Seite: Wer da nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat. So Jemand das ganze Gesetz hält und sündiget an Einem, der ist es ganz schuldig.

Solcherlei Gedanken erweckte in dem Schreiber dieses außer so mancher traurigen Veranlassung in dieser Zeit, auch eine erfreuliche, nämlich der schöne Aufsatz von S. über das heilige Abendmahl, in der Ev. K. Z. 1832, worin er darthut, daß unter den verschiedenen Abendmahlslehren, welche vor dreihundert Jahren, als der Herr des Alters das letzte Tagewerk der Bestellung vollbrachte, aufwuchsen, nur die der Lutherschen Kirche die richtige Mitte halte — besser wohl: die richtige sey oder die rechte Tiefe des Wortes Gottes einnehme, denn jener Ausdruck könnte zu sehr von der Zufälligkeit der beiden Ranten bestimmt werden und weist immer auf die Oberfläche hin.

Sollte nicht, dacht' ich bei Betrachtung dieser verschiedenen Lehren, auch hier ein verschiedenes Lesen zum Grunde liegen? Es kam ja auf das wesenhafte Wort, das im Anfange war und bei Gott war, auf das Brodt, das vom Himmel gekommen ist, an, und da wäre es wohl sehr natürlich, wenn sich dieselben Erscheinungen wiederholten, wie bei den verschiedenen Erdreichen, welche das gesprochene Wort aufnehmen. Machen wir den Versuch.

Wie stehet geschrieben? — Alle antworten recht:

Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird; solches thut zu meinem Gedächtniß — und bei'm Kelch:

Dieser Kelch ist das Neue Testament in meinem Blut; solches thut, so oft ihr es trinket, zu meinem Gedächtniß.

Aber wie liestest du?

Da gibt es mancherlei Lesarten; denn sie lesen nicht Alle recht. Wir wollen uns bemühen, diese subjektiven Lesarten durch Verschiedenheit der Schrift auszudrücken, indem wir das, was Jeder versteht oder zu verstehen meint, auch gesperrt, das Andere aber, das ihm widerwärtig und unverständlich ist, auf gewöhnliche Weise drucken lassen.

(Schluß folgt.)

Evangelische

Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 21. November.

N^o 93.

Wie stehet geschrieben? — Wie liestest du?

(Schluß.)

Der Papst mit den Seinigen las und ließ:

Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird; solches thut zu meinem Gedächtniß. — Dieser Kelch ist das Neue Testament in meinem Blut; solches thut, so oft ihr es trinket, zu meinem Gedächtniß.

Denn ihm, der das Reich Gottes irdisch haben und beherrschen will, ist es ärgerlich, zurückzudenken an das blutige Opfer, welches am Stamme des Kreuzes einmal gebracht ist, wegzunehmen vieler Sünden. Er macht daher aus dem Opfermahl, welches der Herr eingesetzt hat, ein Opfer, welches nun der hohe Priester mit Verläugnung der Wahrheit des N. T. wieder nach dem Schatten des A. T. oftmals bringet (Hebr. 9, 25 — 28.). Hat er aber ein Opfer und kein Opfermahl vor sich, so muß auch das Brodt völlig in den Leib, der Wein völlig in das Blut verwandelt seyn; denn Christi Leib und Blut und weiter nichts außer ihm, ist das Opfer des N. B. Auch muß nun das Nehmet esset, welches doch vor das ist steht, verachtet seyn und aus dem Mahle eine Monstranz werden, die der irreführte Haufe anbetet — wenn nicht vielmehr in ihr den Zauberer, der so große Gewalt hat, den Herrn der Herrlichkeit auf die Erde zu bannen. — So fiel etliches unter die Dornen und die Dornen wuchsen auf und erstickten es.

Zwingli mit den Seinigen liest:

Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird, solches thut zu meinem Gedächtniß. — Dieser Kelch ist das Neue Testament in meinem Blut; solches thut, so oft ihr es trinket, zu meinem Gedächtniß.

Denn sein fleischlich capernaitscher Sinn, zu hartem Willen gestellt (am Willensstolz lag es bei ihm im Entferntesten nicht), sprach: Wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben? Er machte daher flugs zu das ist eine Note: das bedeutet, und hatte ein fröhliches, irdisches Mahl zur Gedächtnißfeier eines zweiten Herkules, eines großen Kämpfers für Recht und Wahrheit, aber ohne ein Opfer, worauf sich das

Mahl bezog. Denn auch das für euch gebrochen wurde ihm von seiner Note ergriffen und der Sache nach dahin verstanden: gleichsam für euch gebrochen, da er seine Lehre bis zum Tode behauptete. — So fiel etliches an den Weg, da kamen die Vögel und fraßen es auf.

Calvin mit den Seinigen liest:

Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird, solches thut zu meinem Gedächtniß. — Dieser Kelch ist das Neue Testament in meinem Blut, solches thut, so oft ihr es trinket, zu meinem Gedächtniß.

Denn seine dem Idealen nachstrebende Vernunft fand sich durch den groben Materialismus Zwingli's nicht befriedigt, daher erspähete sie die reale Grundlage dessen, woran man sich nicht bloß erinnern, sondern was man auch nehmen und essen sollte. Aber, wie alle Vernunft, in der Tiefe herzlos und kalt (das bewies auch die Prädestinationslehre), wollte er sich selbst rechtfertigen und sprach: Christi Leib ist räumlich und jezt im Himmel; wie sollte der überall und in diesem Brodte seyn können? Daher rückte er das Nehmet, esset unmittelbar zu dem der für euch gebrochen wird, machte zu das ist die Note: gleichsam auf ideale Weise, und hatte so auf der einen Seite ein Opfer, auf der anderen ein Mahl; da er es aber zu einem Opfermahl zusammenfügte, verschwand ihm wieder beides; *) es blieb ihm der Ritt seiner Vernunft, die in stolzer

*) Auch das Opfer; man täusche sich nicht. Der Schriftgelehrte, welcher in der Nächstenliebe nicht fest war, glaubte und versicherte, Gott innigst zu lieben. Aber Johannes straft ihn Lügen 1 Epist. 4, 20.: „So Jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?“ So nun auch mit dem Vater und dem Sohne. „Wer den Sohn läugnet, der hat auch den Vater nicht“ (1 Joh. 2, 23.). Denn Niemand hat Gott je gesehen. Aber der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schooß ist, das Wort, welches Fleisch ward, und unter uns wohnte, dessen Herrlichkeit wir sahen, der hat es uns verkündigt (Joh. 1, 14, 18.). So ferner auch mit dem Sohne selbst. Wer ihn nicht mit den Hirten in Mariens Schooß gefunden, kann nicht mit Moses und Elias an seiner Verklärung auf Labor Theil

Spekulation gen Himmel fahrend, dort an ihren eigenen Erzeugnissen, der Idee ihrer Erlösung und der Realität der Aneignung dieser Idee in einer s. g. Seelenspeise sich weitete — im Grunde also sich selbst ein huldigendes Opfer darbrachte und durch dessen Feier sich verherrlichte. — So fiel etliches in das Steinichte, da es nicht viel Erde hatte, und ging bald auf, darum daß es nicht tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne aufging, verwelkte es und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürr.

Endlich Luther mit den Seinigen ließt:

Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird; solches thut zu meinem Gedächtniß. — Dieser Kelch ist das Neue Testament in meinem Blut; solches thut, so oft ihr es trinket, zu meinem Gedächtniß.

Denn demüthig, keusch mit einem Herzen voll tiefer Liebe — und Alles dies, weil er israelitisch-kindlichen Glauben an Gottes Wahrhaftigkeit hatte, nahm er die göttliche Rede, wie sie lautet, unverstümmelt, unbemäfelt. Nehmet, esset; es ist also eine Gabe und ein wirklicher mündlicher Genuß; aber weil diese Worte voranstehen, auch nur wenn genommen und gegessen wird, das Sakrament vorhanden. Das ist mein Leib; der Christ genießt also in, mit und unter diesem Brodte den wahrhaften wirklichen Leib des Herrn. Der für euch gebrochen wird; es ist also eine Gemeinschaft des für sie gebrachten Sühnopfers, in welche die Gemeinde, sein Leib, durch dieses Mahl eintritt. Solches thut zu meinem Gedächtniß. Es ist also nur ein Opfermahl, welches sie genießt, welches in Zukunft (im Passahlamm), in der Gegenwart (bei der Stiftung) und in der Vergangenheit (jezt im heiligen Abendmahl), wie auch dereinst in Ewigkeit (Offenb. 2, 7. 22, 2.), wie die Strahlen auf die Sonne, so auf den lebendigen Kreuzestamm zu Golgatha zurückweist, der ihr diese, jezt noch bittersüße, Frucht des ewigen Lebens zu essen gibt. Eben so mit dem Kelche. In Summa ist dieses Luther's und seiner Kirche Sinn: „O Herr, ob ich zwar nicht würdig bin, daß du in mein Herz eingestehst, so bin ich doch nothdürftig deiner Hülfe und begierig deiner Gnade, daß ich möge fromm und selig werden. Nun komm' ich in deiner andern Zuversicht, denn auf dein Wort, da du selbst mich zu die-

nehmen. So endlich auch mit dem Opfer Christi, welches, wohl zu bemerken, jezt, da wir ihn und sein Kreuz auf Golgatha nicht mehr sehen, auch in das Gebiet des Geistigen, des Glaubens, hinübergerückt ist. Wer also Leib und Blut des Herrn, welche noch jezt demüthig zu uns herabkommen, nicht arm am Geiste eben so wahrhaftig aufnimmt, wie der Mensch Jesus in untrennbarer Einheit Gottes Sohn geboren ist, und so die Früchte seines Opfers sich durchdringen läßt, der kann auch an den Versöhnungstod Christi nicht wahrhaft glauben. Daher ist das Abendmahl das Kriterium von Scheinjüngern und wirklichen Jüngern des Herrn, Joh. 6, 66 — 69. Noch so gläubig klingende Aeußerungen über den Glauben helfen dazu nicht. Denn auf dem Gebiet des Nicht-Liblichen ist geistige Substanz und bloßer Begriff für Menschen nicht zu unterscheiden. Ja ein Hegelianer erklärt sogar die lutherische Abendmahlslehre für richtig; er ist und trinkt aber nicht das lutherische Abendmahl, sondern nur seinen Begriff davon. Wenn diese Täuschung endlich auch noch in die Kirche eindringt — und die Anfänge sind schon gemacht —, dann wi d Matth. 24, 34. erfüllt; sowohl die Macht der Lüge als die der Wahrheit geht dann über den gewöhnlichen Lauf des Reiches Christi wie des Antichristen hinaus.

sem Tische ladest und sagest mir Unwürdigen zu: ich solle Vergebung der Sünden haben durch deinen Leib und dein Blut, so ich esse und trinke in diesem Sakrament. O, lieber Herr, ich weiß, daß deine göttliche Zusage und Worte wahrhaftig sind; daran zweifle ich nicht, und darauf esse und trinke ich; mir geschehe nach deinem Worte. O! Herr Jesu! vereinige dich mit mir, auf daß ich bleibe in dir und du in mir und ich von dir ungeschieden sei, hier zeitlich und dort ewiglich. Dein heiliger Leib, Herr Jesu Christe, speise mich; dein theures Blut tränke mich, dein bitteres Leiden und Sterben stärke mich; Herr Jesu Christe erhöre mich; in deine heiligen Wunden verberge ich mich; laß mich von dir nimmermehr abgeschieden werden; vom bösen Feinde errette mich, im wahren Glauben erhalte mich, auf daß ich dich sammt allen Auserwählten lobe und preise, hier zeitlich und dort ewiglich. Amen.“ (Das Abendmahlsgebet unmittelbar vor der Lusttheilung in den lutherischen Kirchen Bresslans vor Einführung der neuen Agende und Union daselbst.) — So fiel etliches auf ein gut Land und trug Frucht, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig. — Wer Ohren hat zu hören, der höre. —

Denn ein solcher guter Baum wuchs nun zur Freude des Gärtners mitten im Garten und brachte zu seiner Zeit seine Früchte, im ersten Jahrhundert (durch Luther) die Früchte des Glaubens, im zweiten Jahrhundert (durch J. Arndt) die Früchte der Liebe, im dritten Jahrhundert (durch Spener) die Früchte der Hoffnung. Und auch in der Nothdurft dieses irdischen Lebens blieb der Segen nicht aus. In vielen lutherischen Kirchen wird am Schlusse des Gottesdienstes und zu Anfang der Feier des Abendmahls Luther's Lied gesungen:

Verleih uns Frieden gnädiglich,
Herr Gott, zu unsern Zeiten,
Es ist doch ja kein ander nicht,
Der für uns könne streiten,
Denn du, unser Gott, alleine.

Gib unserm König und aller Obrigkeit
Fried und gut Regiment,
Daß wir unter ihnen ein geruhig
Und stills Leben führen mögen
In aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Amen.

Das hat einen tiefen Sinn. Der Apostel redet von Gerichten, von leiblichen Strafen, wegen des unwürdigen Genusses und des Nichtunterscheidens des Leibes und Blutes des Herrn; und sehr natürlich verbreitet sich der Segen der ewigen Obrigkeit mittelbar auch auf die zeitliche. Daher sehen wir nun auch in jenen drei Jahrhunderten in den Ländern des lutherischen Bekenntnisses die irdische Obrigkeit in Ehren und ein geruhig stilles Leben unter ihr, während die Schweiz, Holland und England eben so wie nachher Frankreich und die katholischen Länder von furchtbaren inneren Stürmen politisch zerrüttet wurden. Aber es ist bei uns noch so, wird es noch lange so bei uns bleiben?

O Epheesus, zu der der Herr sprach, der da hält die sieben Sterne in seiner Rechten, der da wandelt mitten unter den sieben Leuchtern, warum ist dein Leuchter weggestoßen? Ist's nicht darum, daß du nun die Bösen trägest; daß du nicht mehr versuchtest die, so da sagen, sie seyen Apostel und sind es nicht, und erfindest sie nicht mehr Lügner? Ist's nicht darum, daß du müde geworden bist, daß du die erste Liebe verlassen hast und wolltest nicht Buße thun? Ist's nicht darum, daß du nun die

Werke der Nikolaiten nicht mehr hassest, welche der Herr hasset, ja, daß du sprichst: mir reichet hin zu wissen: wie geschrieben stehet, wie unser Herr Jesus Christus gesprochen hat — Wie liebest du, kümmert mich nicht? — O gedenke, wovon du gefallen bist und thue Buße und thue die ersten Werke!

Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt: Wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem Holz des Lebens, das im Paradies Gottes ist.

Der Negeraufruhr und die Drangsale der Missionare in Jamaika.

Es ist in diesem christlichen Lande über die Verkündiger des Evangeliums eine Verfolgung ausgebrochen, welche die Theilnahme aller Freunde der Religion in Anspruch nimmt, und welche in einem heidnischen Staate nicht fürchterlicher hätte stattfinden können.

Jamaika ist eine von den auswärtigen Kolonien von England, wo mehr als in irgend einer anderen ein Geist der Frivolität und Feindschaft gegen das Evangelium sich findet. Wie in vielen Kolonien, so ist besonders in Jamaika seit langer Zeit das Wirken der Heidenboten unter den Negerflaven von den Eigenthümern derselben mit Unwillen angesehen worden, vorzüglich weil ihnen die Werkzeuge der Lust unter dem weiblichen Theile der Dienerschaft, die als Heidinnen sich durch Preisgebung der Unschuld an ihre Herren geehrt fühlten, entzogen wurden, sobald diese Armen den heiligen Willen eines höheren Herrn kennen lernten. Schon vielfach haben daher in Jamaika, vorzüglich gegen die Missionare der Methodisten und der Brüdergemeinde Aufstände statt gefunden, in denen die Kapellen niedergegriffen, die zur Andacht versammelten Neubekehrten von ihren Herren mit gezogenem Degen auseinandergetrieben und die Diener der Religion gemißhandelt wurden. Es ist bekannt, daß der Engländer, wenn er einmal die Schranke des Gesetzes durchbricht, auch gewalthätiger und roher austritt, als irgend eine Nation, und zumal geschieht dieses unter den nur von Gewinnsucht belebten, geldstolzen Pflanzern der Kolonien. Diesmal kam nun aber noch ein anderer Grund mit hinzu. Bekanntlich dringt ein Theil der Englischen Bevölkerung, und unter diesem ganz besonders die dort spottweise sogenannten „Heiligen“ auf gänzliche Freilassung der Sklaven. Diese Forderung ist gewiß eine unbedachtame, indem jeder Besonnenere anerkennen muß, daß eine solche plötzliche Freilassung keineswegs zum Wohl der Neger selbst dienen würde. Nicht nur, daß ihre Herren dadurch selbst zum Theil an den Bettelstab gebracht werden würden, und daß die Sklaven auf diesem Wege der Versuchung, sich der Herrschaft über ihre ehemaligen Herren zu bemächtigen, ausgesetzt werden, so sind sie auch größtentheils viel zu wenig von guten Grundfätzen durchdrungen, um durch Fleiß und Pflichttreue sich als freie Leute ihren Unterhalt zu erwerben; Viele würden gerade bei ihrer Freimachung dem größten Elend entgegengehen. Doch wie man auch darüber urtheilen möge, so ist das gewiß, daß jeder Verkündiger des Evangeliums unter ihnen sich es zu einer heiligen Pflicht machen mußte, nicht durch Aussichten dieser Art seine geistlichen Pflegebefohlenen zu erhitzen und ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse nach einer Seite hin zu lenken, wo

ihr Heil entweder gar nicht oder doch nicht vorzugsweise ruht. Die Missionare sollen vielmehr in den Sklaven das Bewußtseyn erwecken, welches Paulus bei den Sklaven seiner Zeit zu wecken sucht, „daß sie frei im Herrn“ seyn können. Nach dieser Freiheit mögen sie im Geiste trachten; die andere wird ihnen die Vorsiehung zu seiner Zeit verschaffen. Es scheinen indeß auf jener Insel manche von den Missionaren diese Vorsicht nicht beobachtet, sondern, wenn auch nicht zum Aufstande ermahnt (das hat gewiß keiner gethan), doch die Hoffnung in den Sklaven geistlich genährt zu haben, daß es den Bemühungen der Freunde in England bald gelingen werde, ihnen die bürgerliche Freiheit auszuwirken. Je öfter nun die Neger davon sprechen hörten, daß so etwas im Werke sey, desto mehr erhitze sich ihr Verlangen danach, am Ende wollte hie und da einer ein Zeitungsblatt gesehen haben, worin bereits der Parlamentsbeschluß ihrer Freiheit gestanden hätte, der ihnen nur vorenthalten würde, und so brach dann zuletzt unter der Negerbevölkerung ein blutiger Aufruhr aus, an welchem leider auch ein nicht geringer Theil christlicher Neger sehr thätigen Antheil nahm, während sich Andere nur gezwungen mit hineinziehen ließen. Wir wollen zuerst die Aussage eines dieser Neger im Verhör vernehmen.

Der Negerflave Gardner sagte: „Ich ging auf der Straße um Feu zu kaufen, begegnete Guthrie, der bat mich, nach der Kirche mit ihm zu frühstücken. Ich versprach's, ging zur Kirche, die Predigt machte mich schwanken, ich dachte: Freiheit kommt nicht, entschloß mich zu arbeiten, wie die Anderen thun. Wir gingen zu Guthrie, er sagte: Nun Leute, es freut mich, euch zu sehen, ich habe Branntwein und Wein, was wollt ihr trinken? Wir wählten alle Wein. Guthrie schenkte ein, nahm sein Glas und sagte: Leute, ich hoffe, die Zeit wird bald kommen, wo wir unser Privilegium haben werden und werden unseren freien Wein trinken. Wir werden bald Kleinhose unter den Füßen haben. Ich fragte, was Kleinhose wäre, hörte, es wäre sein Herr. Er sagte, er hätte ihn erzählen hören: Der König wollte uns Neger freigeben; ehe aber das geschehe, wollte er mit den übrigen Herren sein Blut vergießen. Ich will aber vorher mir den Spass machen, obgleich ich sein Sklave bin, ich will ihm eine Pille geben. Darauf brachte Guthrie eine Frauensperson herein und sagte: Diese wird Madame Guthrie werden, wenn alles vorbei ist. — Als ich nach Hause kam, fragten mich die Leute, was sie nach den Feiertagen thun sollten. Ich sagte, ich wollte zur Arbeit gehen, denn ich glaubte nicht, daß das Freipapier gekommen wäre. Sie sagten: Nein, wir wollen nicht arbeiten gehen, wir glauben, der König hat uns frei gemacht. Ich saß Dienstag Abends in meinem Hause, einer klopfte an die Thür. Ich machte auf, es ist Campbell, der sagt: Willst du nicht mit uns kommen? Ich sage: Wozu? Er sagt: Für die Freiheit zu sechten. Ich sage: Nein, es ist eine böse Sache. Ich sah heraus, da stand eine ganze Anzahl Männer mit Flinten und Säbeln. Sie verabredeten sich, am nächsten Abend nach Haslymph zu gehen. Ich ging auch, es waren Viele da, sie wußten nicht, was sie thun sollten, endlich steckten sie das Dreschhaus an u. s. w.“ Auf die gerichtliche Frage, ob er, dieser Gardner, irgend einen Prediger hätte aussprechen hören, daß sie frei wären, antwortete Gardner: „Ich bin seit acht Jahren ein Glied der Kirche und habe nie, weder von einem Geistlichen, noch von einem Aufseher Vorwürfe bekommen. Herr Burchell hat mich zuerst im Flusse getauft, aber mein Charakter ist hin, ich bin ein ruinirter Mann, ich würde von Jedem, auch von meiner Mutter sagen, daß sie

mich verführt haben. Aber wenn ich drum sterben soll, will ich keine Lüge von Herrn Burchell sagen. Armer Mann, ich fühle für ihn. Hätte ich seinen Rath befolgt, so wäre ich jetzt nicht in Noth. Böse Menschen und ein böses Herz haben mich verführt."

Man thut noch diesem gerichtlichen Aktenstücke, wie aus mehreren ähnlichen, die bekannt gemacht worden sind, einen Blick in den Gang der Sache, wie die Neger sich wechselseitig erbiethen und auch Wohlgesinnte mit hineingezogen wurden. Keiner hat ein positives Zeugniß abgelegt, daß die Missionare den Aufbruch begünstigten; nur das könnte ihnen zur Last gelegt werden, daß sie die Aussicht auf Befreiung zu sehr nährten und unterhielten. Bei der nun einmal auf Jamaika obwaltenden Feindschaft gegen das Evangelium und seine Diener, darf es aber nicht Wunder nehmen, wenn die ganze Last des Ingrimmes, welchen der Sklavenaufbruch erweckt hatte, sich gegen die Missionare wendete. Kaum war der Aufbruch gestillt, so brach ein Sturm gegen alle Bethäuser der Missionare los, mit Gewaltthätigkeiten gegen die Geistlichen selbst verbunden, und was das Furchtbarste war, die obersten Magistrats- und Militärpersonen und Geistlichen standen regelmäßig an der Spitze der bewaffneten Volkshaufen und feuerten sie zu ihrem frevelhaften Beginnen an. Es liegen uns darüber eine ganze Anzahl von gerichtlichen Angaben vor, wie auch von Zeitungsartikeln der Jamaikaer Zeitung (Jamaica-Courant), von denen wir nur einige mittheilen, um den Geist, der hiebei thätig gewesen ist, zu charakterisiren. „Die Baptistsche Kapelle in Falmouth hatte während der Kriegszeit dem Regiment St. Anna zum Quartier gedient, als am 7. Februar die Truppen abziehen sollten, wurde von der Magistratsperson Johann Gagner und von dem Adjutanten Samuel Tucker der Befehl erteilt, sie niederzureißen. Als sie sich zum Werk begaben, wurde sofort dem Lieutenant Tennisson, welcher den Oberbefehl führte, Anzeige gemacht, der aber die Antwort gab: „Was geht es mich an, ich glaube, sie werden sie auch verbrennen.“ Der Missionar Knibb kam nach dieser Zeit nach Falmouth zum Besuch; drei Nächte hindurch wurde fortwährend sein Haus mit einem Steinregen angegriffen und er durfte nicht ausgehen, indem ihm angezeigt worden war, daß ein Haufen Leute ihm aufpasse, um ihn zu Tode zu prügeln. — Am 24. Februar wurde die Kapelle zu Haues angesteckt und vom Feuer zerstört. Zwei Tage vorher war die Magistratsperson, Herr Wood, hingekommen, hatte die Fenster eingeschlagen und den Schlüssel weggenommen. — Am 6. April, um 10 Uhr Abends, kam ein Haufen weißer Leute mit Säbeln, Pistolen und Flinten vor die Kapelle in St. Andrews. Unterwegs begegneten sie einem alten Frei-Neger; fielen über ihn her, gaben ihm einige Hiebe über den Kopf und einen Bajonettschlag in die Seite. Sie drangen in das Haus des Missionars, schossen ihre Flinten hinein und brachen die Fenster mit solcher Gewalt entzwei, daß dieselben sammt den Fensterläden auf das Bett fielen, wo die Frau des Missionar Baylis sammt ihrem Kinde lag. Der Eine war im Begriff, die Stube in Brand zu stecken, wurde indeß daran verhindert; die Kapelle wurde niedergerissen.“ — Die Jamaika-Zeitung vom 7. Februar enthält folgenden Artikel: 1) „Die Post

soll nicht abgehen, ohne Ihnen zu erzählen, daß ich lange genug in Falmouth geblieben bin, um noch die Methodisten- und Baptistenkapelle niedergerissen zu sehen. Das Militär ist es, welches, von seinem Siege über die Rebellen zurückkehrend, diese herrliche That vollführt hat. Sie können sich denken, welche Massen von Seufzern dabei von den Heiligen und ihren Anhängern ausgestoßen wurden.“

2) „Das große und glorreiche Werk hat angefangen. Es ist jetzt 10 Uhr und alle Hände sind geschäftig, die Baptisten- und Methodistenkapellen niederzureißen. Das Dach von der letzteren ist noch nicht herunter, aber so mitgenommen, daß man eben so gut sagen kann, es ist herunter, als es ist noch darauf. Es steht noch, aber nur von wenigen Pfosten getragen. Die Leute sind jetzt nach Feuerhaken gelaufen, um das angefangene Werk völlig zu Stande zu bringen. Heut hält der Teufel den Heiligen und ihren Anhängern den Zahntag. Heulen und Weinen und Zähnkappen, Händeringen und Seufzen, zum Theil mit Verwünschungen gegen die Soldaten verbunden.“

3) „Die Drohen haben nicht länger einen Bienenstock, die Bienen haben sie herausgetrieben und den Stock zerstört. Mit welchem Vergnügen habe ich heut den braven und unerschrockenen Leuten vom Regiment St. Anna zusehen in der Zerstörung der Baptisten- und Methodistenkapellen. Das Werk fing um 8 Uhr an und geht noch fort; am nächsten Morgen wird kein Stein mehr auf dem anderen seyn. Ich hoffe, dieses Beispiel wird durch die ganze Insel hindurch nachgeahmt werden. Es war gar lustig, die Häufen der geistlichen Seufzflücker auf der Straße weinen und seufzen zu hören, wo ihre sogenannten Prediger würden Geld herbekommen, andere Kapellen zu bauen.“

Die Baptisten-Missionare haben an den Gouverneur von Jamaika, Lord Belmore, ein Memoire gerichtet, in welchem sie den allein ihren Gemeinden angerichteten Schaden auf die Summe von 20000 Pfund Sterling, über 120000 Thaler berechnen, abgesehen von dem Schaden, den die Methodisten und die Brüdergemeinde erlitten hat.

Gewiß wird man die vorstehenden Nachrichten nicht lesen können, ohne über die Feindschaft gegen das Christenthum zu erschrecken, welche sich in einem solchen Grade in einem christlichen Lande aussprechen kann. Freilich können wir diese, die brüderliche Theilnahme der Christen in Anspruch nehmende Mittheilung nicht schließen, ohne auch zugleich unsere Mißbilligung der Art und Weise zu wiederholen, wie so viele fromme Christen in England, und namentlich die Baptisten und Methodisten, deren Gotteshäuser jenen Sturm erfuhren, die Freilassung der Neger betreiben. Wir lesen in neueren Blättern, daß sie durch alle ihre Gemeinden jetzt Volksredner und Prediger schicken, welche die Drangsale der Sklaven (die nach den gegenwärtigen Einrichtungen in der That nicht mehr so groß sind) mit den schwarzesten Farben schildern, das Unchristliche der Sklaverei darstellen und sogar dazu auffordern, Niemanden zur Parlementswahl die Stimme zu ertheilen, als wer sich verpflichtet zur sofortigen Freilassung der Sklaven mitzuwirken. —

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Donnerabend den 24. November.

N^o 94.

Uebersicht der wichtigsten kirchlichen Ereignisse in England seit Anfang dieses Jahres.

Der große Kampf der politischen Gegensätze, der unsere Zeit bewegt, ist bekanntlich in England mächtiger, als in irgend einem anderen Europäischen Lande hervorgetreten, und jeder neue Zeitabschnitt seiner merkwürdigen Geschichte ist voll der interessantesten Ereignisse. Wie uns Großbritannien den Anblick eines Staates darbietet, der noch heut zu Tage, aller gewaltigen Erschütterungen seiner stürmischen Vorzeit ungeachtet, seine Wurzeln jenseit des Mittelalters hat, und während er aus der Europäischen Urzeit seine Kräfte saugt, immer neue Zweige aus seinem noch frischen Wipfel in die Höhe und Breite sendet; so sehen wir in England eine alte protestantische Staatskirche, merkwürdig, bei all' ihren mannichfaltigen Mißbräuchen, durch ihr evangelisches Bekenntniß, durch ihre, trotz ihres Verfalls, doch lebendige, organische Verbindung mit dem Staate, und seit dem Anfange dieses Jahrhunderts vorzüglich ausgezeichnet durch die große Anzahl acht evangelischer Bischöfe und Geistlichen, die ihre einzelnen Gemeinden leiten. Die Stürme der Zeit scheinen sich jetzt mit verstärkter Gewalt an dieser dreihundertjährigen Eiche versuchen zu wollen, und sie hat ohne Zweifel in der nächsten Zeit die Probe zu bestehen, in der sich zeigen wird, ob sie noch Lebenskraft hat, auch dann noch fortzugrünen und zu blühen, wenn nicht nur manche ihrer Auswüchse und erstorbenen Aeste abgehauen werden, sondern auch die von Unverstand und Leidenschaft geführte Art lebendige Theile angreifen und manchen Zuflor von Lebenskraft aus der Wurzel für immer vernichten sollte.

Das Parlament, welches seine lange Sitzung erst im letzten August beschloß, hat der Kirche in dem neuen Kirchenbau-Gesetz (Church-building-act) einen großen Vortheil zugewandt. Während nämlich bisher jede Dissentergemeinde an jedem beliebigen Orte gegen eine sehr geringe Abgabe eine Kapelle (Chapel, zum Unterschiede von den Churches der herrschenden Kirche genannt) errichten durfte, nur daß sie keinen Thurm erhalten konnte, war der Bau selbst einer Nebenkirche und die Errichtung einer Predigerstelle, welche zur Landeskirche gehörten, von der Erlangung einer förmlichen Parlamentsakte abhängig, welche denn wiederum durch alle mögliche Kabalen der auf irgend eine Weise

wirklich oder vermeintlich dabei Theilhabenden erschwert werden konnte. Das erwähnte Gesetz hebt diese große Beschränkung auf, und stellt fest, daß die Erlaubniß des Bischofs zu einer solchen Stiftung hinreiche. — Ein großer, ja ein schreiender Uebelstand in der Englischen Kirche ist bekanntlich die Einrichtung, daß mehrere Pfarrstellen oder Pfründen in einer Person vereinigt werden können; daher denn der Pfarrer (Rector oder Vicar) abwesend, „sich weidet“, die Heerde zu weiden aber einem Anderen (Curate) überläßt, und während das living (die Pfründe) ihm zuweisen tausend und mehrere Pfunde trägt, er jenem vielleicht kaum achtzig Pfund jährliches Gehalt gibt. Die Ersten selbst unter den High-churchmen (von der strengkirchlichen Parthei) geben zu, daß diese Einrichtung ein großer Mißbrauch sey; da es aber doch in der That viele sehr kleine Pfründen gebe, die keinen Pfarrer ernähren könnten, und in manchen Fällen die Vereinigung mehrerer daher nothwendig sey, so müsse zuerst für die Verbesserung dieser kleinen Stellen gesorgt, und damit der Weg gebahnt werden, den pluralities ein Ende zu machen. Der Evangelical party (die z. B. sich in dem Blatt „The Christian Observer“ ausspricht) ist dies Verfahren zu langsam, sie greift den verderblichen Grundsatz an. In der letzten Parlamentssitzung brachte der Erzbischof von Canterbury eine Bill in's Oberhaus, wodurch die Pluralitäten überhaupt aufgehoben werden sollten, außer für den Fall, wo der Erzbischof dazu eine Dispensation ertheile, von dessen Entscheidung dann noch eine Appellation an den Geheimen Rath (Privy council) statt finden solle; allein die Opposition des Lord Wynford, der, wie es hieß, grade seinem Sohne eine zweite Pfründe zu verschaffen im Begriff stand, durchlöchernte diese Bill, und im Unterhause ward sie aufgegeben.

Zwei Hauptursachen zu unaufhörlichen Klagen gegen die Kirche sind die ungleiche Vertheilung ihrer Einkünfte, und die Zehnten. Von den ersteren kann uns die Specification der geistlichen Einkünfte in der Diöcese von Peterborough einen Begriff geben, welche aus einem Hirtenbriefe des Bischofs derselben (des auch unter uns bekannten Dr. Herbert Marsh) entnommen ist. *) „Die Pfründen in dieser Diöcese belaufen sich auf

*) Quarterly Review, Juli 1832, p. 383 ff.

beinahe 300, obwohl es noch mehr Kirchen und Kapellen gibt. Ueber 120 dieser Stellen, also $\frac{2}{3}$ von allen, tragen unter, oder nicht über 200 Pfd. jährlich, 26 darunter sind unter 100 Pfd.; die Durchschnittssumme ihrer Einkünfte würde also noch nicht 150 Pfd. betragen. 74 Pfründen tragen zwischen 200—300 Pfd., deren Durchschnittssumme wir also auf 250 Pfd. festsetzen können; beide Summen zusammen, 194, fast $\frac{2}{3}$ von allen, tragen denn also im Durchschnitt 200 Pfd. Von den noch übrigen stehen 73 zwischen 3—500 Pfd., 15 etwa auf 550, und die wenigen übrigen im Durchschnitt auf 800 Pfd.“ Die Durchschnittssumme aller würde also etwa 290 Pfd. jährlich (2000 Rthl.) betragen, in einer Diocese, welche die meisten übrigen an Reichthum übertreffen soll; denn als die Durchschnittssumme aller Pfarreinkünfte wird in der Schrift des Lord Henley, „Plan of Church Reform.“ 185 Pfd. jährlich (über 1250 Rthl.) angegeben. Diese Summe könnte in unserem ärmeren Deutschland noch immer sehr bedeutend scheinen; aber die Durchschnittssumme des benachbarten Schottlands übertrifft noch die Englische, denn durch das Parlament ist dort das Kircheneinkommen auf 260000 Pfd. festgesetzt, und die Zahl der Geistlichen beträgt 936, welches für jeden jährlich 278 Pfd. gibt. Wir müssen daher bei Beurtheilung der Größe dieser Summe die Landesgröße, den Werth des Geldes u. in Betracht ziehen, und da muß es als eine starke Auctorität gelten, daß diese Durchschnittssummen in der That als nicht hoch von Freunden und Feinden der Kirche angesehen werden; auch klagen alle, die nicht überhaupt gegen die Verbindung von Kirche und Staat sind, und daneben alles Kirchengut als Staatseigenthum betrachten, über welches das Parlament disponiren könne, nicht sowohl über den zu großen Reichthum der Kirche überhaupt, als über die sehr ungleiche Vertheilung desselben, besonders die schlechte Besoldung der eigentlich thätigen Geistlichkeit (working clergy). — Ein anderer Gegenstand häufiger Beschwerde ist die Zehnten-Abgabe (the tithes-system). Nur an sehr wenigen Orten wird dieselbe in natura entrichtet; meistens ist sie in eine Geldrente verwandelt. Der Haß gegen diese Abgabe ist jetzt sehr groß. Vergebens ist von den Vertheidigern derselben ausgeführt worden, daß der Zehnte, selbst seiner Entstehung nach, durchaus keine willkürlich aufgelegte Abgabe, und nicht von einer gewöhnlichen Grundrente, wie sie Privatpersonen sehr häufig besitzen, verschieden sey; ein Archidiaconus Hall hat z. B. vor Kurzem in einem Erlaß an die Geistlichkeit von Colchester gezeigt, daß mehr als zwölf Kirchen seines Archidiaconats noch jetzt die Erwerbung ihrer Zehnten aus Geschenken von Privatpersonen im 11ten bis 13ten Jahrhundert urkundlich nachweisen könnten; ein mit der Zehnt-Abgabe behaftetes Gut gehe also nur zu neun Zehnttheilen an den Successor über, und das Verlangen desselben, den Zehnten aufgehoben zu sehen, sey nichts Anderes, als der Wunsch, sein rechtmäßig erworbenes Eigenthum auf unrechtmäßige Weise auf Kosten eines Anderen um ein Zehnthheil zu vermehren. Der Widerwille gegen diese Abgabe ist jetzt so heftig, daß es schwer seyn wird, dem Extreme Einhalt zu thun. Ganz besonders ist dies in Irland der Fall. Dort ist die herrschende Kirche allerdings nicht auf rechtmäßige Weise in den Besitz ihres Vermögens gekommen; wie überhaupt die Geschichte dieses unglücklichen Landes seit Jahrhunderten eine der grauenvollsten und düstersten, mit nur wenigen lichten Zwischenperioden, ist, so ist auch die theilweise Einführung und die Gründung der Herrschaft der Protestantischen Kirche daselbst, bis in die zweite Hälfte des 17ten Jahrhunderts hinein, mit Ty-

rannie und Blutvergießen besetzt. Aber was soll nun werden? Soll ein mehr als hundert und funfzigjähriger Bestand wieder aufgehoben werden, und nach welchem Princip? Seit die Englische Regierung zuerst durch die Emancipation der Katholiken in einem wesentlichen Punkte die Bahn verließ, auf der sie früher wie instinktmäßig fortgetragen wurde, schwankt sie ohne alles feste Princip in Behandlung der Irischen Katholiken umher, und kann es keiner Parthei recht machen. Der alte Kriegsheld, Herzog von Wellington, hatte zwar die von einem Tory unzertrennliche Anhänglichkeit an die Englische Kirche; allein nicht nur seinem Lebensberufe, sondern auch seinem Charakter war wohl ein tieferes Interesse an den Kirchenangelegenheiten fremd, und eben so sehr fehlte ihm und seinen Collegen die tiefere Einsicht in die der Englischen Kirchen- und Staatsverfassung zu Grunde liegenden Ideen; deren prachtvoller Organismus überhaupt, wenn ihre kurzfristigen, einseitig praktischen Vertheidiger fortfahren, in ihrer gedankenarmen Theorie den Gegnern Recht zu geben, und nichts als die starre, saturnähnliche Gewalt des Positiven ihnen entgegenzustellen, der Zerstörungswuth des nivellirenden Zeitgeistes über kurz oder lang unterliegen muß. Seitdem durch die Emancipationsakte (Relief-act) jenes alte Princip verlassen war, wonach die Katholiken zwar völlige religiöse Duldung genossen, aber als solche von Obrigkeit wegen ignoriert wurden, ist nun in alle Irländische Regierungsmassregeln unter Tory- und Whigministern ein Schwanken, eine Schwäche und Halbheit gekommen, die nicht kläglich seyn kann. Denn nunmehr haben es die Irischen Demagogen durchgesetzt, daß auch das ganze Katholische Erziehungswesen vom Staate unterstützt wird. Die Debatten über diesen Gegenstand waren insofern sehr merkwürdig, als gegen jene Ministerialbill, wonach verstümmelte Bibeln in den Schulen eingeführt werden sollten, alle ernstere, christlich-gesinnte Personen in und außerhalb des Parlaments opponierten, und zwar eben so sehr unter den Dissenters als unter den Mitgliedern der Kirche, so daß ein Journal derselben (The Baptist Magazine) im Mai d. J., als das Greysche Ministerium abtreten sollte, ungeachtet der großen Hoffnungen, welche diese Parthei von der Reformbill hegte, dennoch über den Sturz der Minister die größte Freude bezeugte, weil damit jener gottlose Schulplan auch falle. Wie es nun unter diesen Umständen mit der Irischen Zehnt-Abgabe werden soll, ist noch nicht abzusehen. Bis jetzt hat die Regierung Miene gemacht, die Kirche bei ihrem Eigenthum schützen zu wollen; bedenkt man aber, daß in der letzten Parlamentssitzung dem Demagogen O'Connell auf seine Behauptung: „Das Kirchengut in Irland müsse doch Staats-eigenthum seyn, weil der Rechtstitel der Kirche nur auf dem Staatsgesetz beruhe, welches den Raub gebilligt habe,“ gar keine genügende Antwort gegeben wurde, und die jetzigen Minister dem Princip der Volkssouveränität aufs Erklärteste huldigen, so kann es wohl kaum zweifelhaft bleiben, was aus den Irischen Zehnten wird; und ist hier einmal dieser Hauptbestandtheil des Kircheneinkommens vernichtet, wie sollte die Kirche von England ihr Eigenthum gegen die Dissenters und Radikalen noch lange vertheidigen können? So viel ist gewiß, daß im nächsten Parlament zunächst gegen die Irischen, sodann aber auch gegen die Zehnten überhaupt ein gewaltiger Sturm sich erheben wird.

Die Englische Staatsverwaltung zeichnete sich bisher durch die merkwürdige Eigenthümlichkeit aus, daß sie nie eine alte Institution mit der Wurzel ausrottete, nicht leicht ihr Princip

antastete, sondern, wenn sie gar nicht mehr zu halten war, wenigstens dem Namen nach sie stehen ließ, oder ihr durch leise Modificationen eine andere Richtung gab. Dadurch machte sie es möglich, daß augenblickliche Thorheiten des Zeitgeistes nicht leicht einen dauernden Schaden anrichten konnten, indem es immer noch möglich war, von dem schon betretenen Wege wieder umzulenken; daß eine Menge schlummernder Kräfte der Nation erhalten wurden, die aufs Neue wieder in's Leben traten, wenn die Noth der Zeit es erforderte; und daß an allen diesen auf lebendige, organische Weise entstandenen und fortgebildeten, erstrebenden und wiederauflebenden Instituten ein historischer Nationalfönn sich bilden konnte, wie er in keinem Volke der neueren Zeit gelebt hat. Mit diesem Geiste der Staatsverwaltung stand die zarteste Schonung der Privat- und Corporationsrechte in Verbindung, deren Mißverhältnisse man eher auf hundert anderen gültigen Wegen, als auf dem einer gewaltsamen Aufhebung, abzuschaffen suchte. Seit der Reformation hat sich aber hierin eine wesentliche Veränderung zugetragen; die Rechte einer großen Anzahl von Corporationen sind nach einem willkürlichen Verstandesprincip aufgehoben worden, und die verkehrte Theorie einer Omnipotenz des Parlaments hat sich zum ersten Male wirksam bewiesen. Bisher nahm nun auch in negativer Hinsicht die Englische Kirche an jener Eigenschaft der Britischen Staatsverwaltung Theil. Nun aber einmal auf dem politischen Gebiete der Damm durchbrochen ist, kann auch die Kirche dem sogenannten Reformproceß schwerlich entgehen. Insofern waren übrigens die Veranlassungen zu heftigeren Radicalreformen auf kirchlichem Gebiete dringender, als in der That es der Kirche schon seit Anfang des vorigen Jahrhunderts an allen eigenthümlichen Organen der Gesetzgebung und Verwaltung fehlte; denn das geistliche Parlament, die sogenannte Convocation, die gleichfalls ihr Ober- und Unterhaus früher hatte, existirt seit 1718 nur noch *pro forma*, und alle Erneuerungsversuche sind bis jetzt fehlgeschlagen. So sitzt denn im Unterhause kein Vertreter kirchlicher Interessen, und im Oberhause können die Bischöfe, wenn sie die kirchlichen Angelegenheiten zur Berathung bringen, selten das nöthige Interesse finden. Es kann nun wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß im nächsten Parlament ein Plan zur Kirchenreform, ganz in der Art und dem Geiste der früheren Parlamentsreform, in Antrag gebracht werden wird. Ob die Minister mit demselben vortreten werden, ist wohl sehr zweifelhaft, da unter ihnen Keiner zu seyn scheint, welchen die Kirchenangelegenheiten sonderlich interessieren. Dagegen ist von Seiten der Regierung eine Vorbereitung für eine solche Maaßregel getroffen worden, indem eine Königl. Commission zur Erforschung des Einkommens aller Bischöflichen und Collegiatstifter niedergesetzt worden ist. Inzwischen ist unter dem Vorstehe des schon erwähnten Lord Henley eine „Kirchenreformations-Gesellschaft“ zusammengetreten, welche folgendes Circulare an eine bedeutende Anzahl angesehenen Männer herungeschickt hat: „Mein Herr! Der Verwaltungsrath der R. N. G. erlaubt sich, Ihre Aufmerksamkeit auf die beigefügte Darstellung ihrer Grundsätze und Zwecke zu richten. Sie hält die Gefahren, welche gegenwärtig die Kirche von England bedrohen, für sehr groß, ist aber überzeugt, daß sie durch das Gebet und die vereinte Anstrengung frommer Leute noch abgewandt werden können. Sie ist der Meinung, daß der sicherste Weg zu diesem Ziele, unter Gottes Beistande, eine kräftige, gläubige Anstrengung ist, die bestehenden kirchlichen Mißbräuche abzuschaffen, und sie wünscht, daß diese Thätigkeit von Männern ausgehe, bei denen die christlichen Rück-

sichten die politischen überwiegen. Der Verwaltungsrath bittet dringend um Ihre Bemerkungen und Mittheilungen, und wird sich glücklich schätzen, wenn Sie ein Mitglied der Gesellschaft werden. Ich habe die Ehre ic. Henley, Präsident.“ — „Grundsätze und Zweck der Kirchenreformations-Gesellschaft. Der Verwaltungsrath der R. N. G. hat in einer Versammlung, gehalten in der Greter-Halle am 6. September 1832, beschloffen, folgende Uebersicht der Grundsätze und Zwecke der Gesellschaft bekannt zu machen: Die Gesellschaft spricht als wesentlichen Grundsatz ihrer Errichtung aus das entschiedene Bekenntniß und die Aufrechthaltung der Artikel, der Lehren und der Liturgie der Kirche von England, die Unverletzlichkeit der Nationalkirche, wie sie durch das Landesgesetz festgestellt ist; daß es unerlaubt sey, das Kirchengut zu anderen, als kirchlichen Zwecken zu verwenden, und daß das Bischöfliche Amt schriftmäßig und apostolisch sey. In der Ueberzeugung, daß ein starkes, allgemeines Verlangen nach einer Reform in der Verwaltung der Kirche durch das ganze Land herrscht, und in der Besorgniß, daß dies Verlangen sich auf eine die Sache des Christenthums gefährdende Weise äußern möchte, wird die Gesellschaft sich anzuwenden lassen zu verhüten, daß ihre Schritte einen politischen Charakter annehmen, und jede Reformmaaßregel, die sie vorschlagen dürfte, auf eine rein christliche und schriftmäßige Basis zu gründen. Da sie die Ueberzeugung hegt, daß die Bischöfe und Geistlichen selbst die Organe seyn sollten, durch welche eine solche Maaßregel an das Parlament gebracht werden sollte, so empfiehlt die Gesellschaft vor Allem, zu wirksamerer Förderung ihrer Zwecke, die Einreichung von Vorschlägen an Seine Majestät und beide Häuser des Parlaments, um Erlassung von Gesetzen, wodurch die Convocation eine wirksame kirchliche Synode, als vollständig und ordentlich die Geistlichkeit repräsentirend, werde. Die Zwecke der Gesellschaft sind aber diese: 1) Die allmähliche Abschaffung der Pluralität von Pfründen, womit Seelsorge verbunden ist; 2) das Verbot der Abwesenheit der Geistlichkeit aller Grade von ihren Stellen (*non-residence*); 3) durch Abschaffung sämmtlicher *Sinecuren* und allmähliche Anweisung auf die größeren Pfründen der unverhältnißmäßigen Spärlichkeit der Einkünfte einiger Geistlichen abzuhefen, den kirchlichen Grundbesitz zu vermehren, und volkreiche Gegenden mit Kirchen und Geistlichen zu versehen; 4) die Nothwendigkeit streng theologischer Studien und einer Probezeit für Candidaten des geistlichen Standes einzuschärfen, um die Ausbildung tüchtiger Prediger für ihr heiliges Amt zu sichern; 5) die Dotirung von Kirchen zu erleichtern, und für die Armen Plätze in denselben zu schaffen; 6) die Emeritirung alter oder schwacher Prediger zu befördern; 7) den Uebeln des gegenwärtig bestehenden Patronatrechts entgegenzuarbeiten; 8) Vorschläge zu einer zweckmäßigen Umänderung der Zehnt-Abgabe zu machen; 9) die große Verschiedenheit in den Einkünften der Bischöfe auszugleichen, und damit die Nothwendigkeit von *Commentaries* [d. h. das Einziehen der Einkünfte einer Pfründe für den Bischof während ihrer Erledigung, der sie durch einen Anderen für sich verwalten läßt] zu verhindern, die Versuchung zu Verschönerungen abzuschneiden, und die Theilung der ausgebeuteten Diöcesen und die Wiedereinführung von Suffraganbischöfen zu befördern; 10) zu untersuchen, ob wirklich, nach Wiederherstellung einer wirksamen Convocation, die kirchlichen Interessen die Anwesenheit der Erzbischöfe und Bischöfe im Parlament nöthig machen; und sollte dies nicht der Fall seyn, dann zu empfehlen, daß kein wirklich angelegter Prälat künftig im Hause der Lords sitze; 11) eine Revision der *Canones* vorzuschlagen;

12) für die Wiedereinführung von Diöcesan-Synoden Sorge zu tragen; 13) auf verschiedenen Wegen die Gutachten wohlunterrichteter, urtheilsfähiger, frommer Männer über die beste Abstellung der bestehenden Mißbräuche in der Kirchenverwaltung einzuholen; 14) die Anzahl derer, welche einer wirksamen und in christlichem Geiste zu ergreifenden Kirchenreformmaßregel günstig sind, kennen zu lernen, indem die Gesellschaft überzeugt ist, daß eine genauere Bekanntschaft mit ihren Grundfätzen und ihrem Charakter manchen Argwohn und manche Besorgniß zerstreuen wird, welche man gegenwärtig ohne Grund hegt; 15) Bittschriften an Se. Majestät und beide Häuser des Parlaments, und Denkschriften an die Erzbischöfe und Bischöfe zu Stände zu bringen, welche Maßregeln, die zur Wohlfahrt der Kirche notwendig zu ergreifen sind, betreffen."

Die letzte Parlamentssession war auch deshalb noch merkwürdig, weil in derselben ein Gesetzesvorschlag zur besseren Beobachtung des Sonntags (gewöhnlich Sabbath genannt) vorbereitet worden ist. Zwar bestehen seit alter Zeit Gesetze darüber, indeß sind diese zum Theil eingeschlafen, zum Theil nicht ausreichend, um jenes Ziel, welches der größten Anzahl der Gläubigen in England so ungemein am Herzen liegt, wirklich zu erreichen. Das letzte Unterhaus hat eine Commission niedergesetzt, welche Thatfachen zu diesem Behufe gesammelt hat, die später einem Vorschlage zum Grunde gelegt werden sollen. Die wider Erwarten leichte Durchscheidung dieser Maßregel, so wie den vorzugsweise milden Charakter, den die Cholera in England, besonders in London, gehabt hat, sehen die Gläubigen aller Partheien als einen göttlichen Segen an, den der Herr auf die Feier des Fast- und Bitttages im Frühjahr und die vielen vereinten Gebete an diesem Tage gelegt habe. — Merkwürdig war auch noch im letzten Parlament eine Verhandlung über die Theater. Der Beamte, welcher die Erlaubniß zur Aufführung der Stücke zu geben hat, Herr Coleman, war einer zu großen Strenge in seinem Verfahren beschuldigt worden; er wurde deshalb vor einer Commission des Unterhauses verhört, und er erklärte hier, sein Grundsatze sey, in seinem Theaterstücke eine Anspielung auf die heilige Schrift, oder Flüche oder Eide in dem Munde irgend einer handelnden Person durchzulassen, und mit Abscheu bemerken die christlichen Blätter den profanen Sinn, mit welchem mehrere Parlamentsglieder bei der cross-examination sich über den gewissenhaften Mann lustig gemacht; wie ihn einer daran erinnert habe, daß doch in seinen eigenen (Herrn Coleman's) Schauspielen dergleichen Anspielungen auf die Bibel, und namentlich ein sehr guter Witz über die Eva, vorkomme; worauf Herr Coleman's erwidert habe, er habe jenes in seiner Jugend, da er ein leichtsinniger, unmoralischer Schriftsteller gewesen sey, geschrieben.

Ein Gegenstand beschäftigte zu Anfang dieses Jahres das christliche Publikum sehr lebhaft: die Ernennung eines neuen Bischofs von Calcutta, an der Stelle des im Sommer vorigen Jahres gestorbenen Bischofs Dr. Turner. Die Diöcese von Calcutta, wozu außer der Border-Indischen Halbinsel auch alle Besitzungen der Engländer auf Malakka und den Sunda-Inseln, so wie in Neu-Holland gehören, umfaßt eine Bevölkerung von beinahe 100 Millionen Menschen. Auf wunderbare Weise hat das gleichsam wider Willen der Engländer entstandene ungeheure Reich in Indien (von dem es jetzt gilt,

was Livius vom Römischen sagt, quod jam magnitudine laborat sua) der Ausbreitung des Evangeliums, wie kaum eine andere Gestaltung großer Weltverhältnisse, dienen müssen; Indien wird mit christlichen Missionen und Erziehungsanstalten jährlich mehr angefüllt, und nach langjähriger Arbeit will es scheinen, als ob an der Südspitze dieses merkwürdigsten aller heidnischen Länder, in Tinnevely und Travancore, wo Tausende schon den Götendienst verlassen haben, der Umsturz des größten heidnischen Kolosses, den die Weltgeschichte kennt, allmählig sich vorbereite. Aber gewiß ist es nicht bloß von Wichtigkeit, auf Erweiterung der Missionen unter den Hindus zu denken, sondern auch an die große Bevölkerung der in Indien sich immermehr ausbreitenden Ramenchristen, deren Gottlosigkeit eines der größten Hindernisse für die Ausbreitung des Christenthums in Indien bildet. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint die Stiftung des Bisthums Calcutta als höchst wichtig; wäre es nur nicht das Einzige in dem ungeheuren Raume! Noch immer aber haben die dringenden Bitten der ersten Glieder der Englischen Kirche, welchen Indien am Herzen liegt, kein Gehör gefunden, daß doch in jeder der drei Presidency's, d. h. außer Calcutta noch in Madras und Bombay Bisthümer errichtet werden möchten. Die Ostindische Compagnie scheut die großen Ausgaben, und es kommt ihr dabei die elende Engherzigkeit einiger High-churchmen zu Hülf, welche in diesem Falle die Losreißung der Indischen Kirche von der Britischen besorgen, da zwei Bischöfe zur Wahl und Consekration eines dritten hinreichen, und dann also keiner mehr Behufs der Consekration nach Europa zu kommen brauchte. So mangelhaft aber der gegenwärtige Zustand der Dinge dort seyn mag, immer wird es ein Umsand bleiben, welcher der Englischen Kirche zu hoher Ehre gereicht, und viele Schmähungen gegen sie wirksamer, als eine theoretische Vertheidigungsschrift, zurückweist, daß die vier Männer, welche bis jetzt in einer kurzen Zeit (seit 1815) Bischöfe gewesen sind, sämtlich Männer von ernstem, evangelischem Sinn waren. Schon von dem ersten derselben, Middleton, galt dies, obwohl er mehr ein Gelehrter war (er ist Verfasser der auch unter uns bekannten Schrift über den Griechischen Artikel, mit Anwendung aufs N. T.); welcher ein vorzüglicher Mann der zweite derselben, Heber, war, ist der ganzen christlichen Welt bekannt; auch der dritte, James, wirkte in einem ernsten Geiste; und der im vorigen Jahre verstorbene Dr. Turner war ein warmer, inniger Jünger des Herrn. Kurz vor seinem Ende hatte er die Visitation der ganzen Halbinsel vollendet. Mit Schmerz hatte er auf derselben die sehr geringe Zahl von angestellten Geistlichen (Chaplains) bemerkt, deren es von Bombay südlich auf der ganzen Küste Malabar keinen gibt. Mit Nachdruck suchte er Missionen und Schulen zu befördern, und für die bessere Beobachtung des Sonntags unter den Engländern wirkte er durch ein Circular an alle ernstere Personen in Calcutta, worin er sie aufforderte, sich zu der Beobachtung dieser heilsamen Pflicht förmlich zu vereinigen. Seine letzten Worte auf dem Todtbedte waren: „Du Gott aller Gnade, frächtige, stärke und gründe uns, erbarme dich über alle Menschen, daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen und selig werden, denn es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, in dem sie könnten selig werden, und einen anderen Grund kann Niemand legen!" —

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 28. November.

N^o 95.

Uebersicht der wichtigsten kirchlichen Ereignisse in England seit Anfang dieses Jahres.

(Fortsetzung.)

Die allgemeine Spannung über die Wahl seines Nachfolgers endete im März d. J. auf das Freudigste, denn ein Mann wurde dazu ernannt, der in Entschiedenheit der evangelischen Gesinnung, so wie in einem wahrhaft geistlichen und heiligen Eifer für die Sache des Herrn seine Vorgänger alle vielleicht noch übertrifft, Herr Daniel Wilson, bisher Vikar von Islington, einem Theile von London. Er gehört zu den sogenannten Evangelical, und ist ein langjähriger Mitarbeiter an der Zeitschrift The Christian Observer gewesen. In seiner großen Parochie hielt er sich auf seine Kosten vier Hülfsgeistliche, mit denen, so wie mit anderen Amtsbrüdern, er häufig Zusammenkünfte zu Gebet, gegenseitiger ernster Ermahnung und Förderung in ihrer Wirksamkeit hielt. Unter anderen Schriften hat er vor drei Jahren die neue Herausgabe der herrlichen Schrift des alten Nonconformistenpredigers Richard Baxter, „The Reformed Pastor,“ *) mit einer Einleitung begleitet, die voll Geist und Leben die Ermahnungen jenes unvergleichlichen Glaubensmannes auf die jetzige Zeit anwendet. In dieser Einleitung sagt er unter Anderem: „Wie hat es wohl bisher mit unserer Fürsorge für die Familien und die einzelnen Glieder unserer Herde gestanden? Diese Frage glaubte Baxter im Jahre 1655 dringende Veranlassung zu haben, seinen Amtsbrüdern vorzulegen; ach, um wie viel mehr muß man sie 1829 thun! Sind wir wie Hirten unter unseren Heerden gewesen? Haben wir uns mit zärtlicher Sorgfalt um jedes einzelne Schaf insonderheit bekümmert? Haben wir unsere Bequemlichkeit, Lust und Freude verläugnet, um Christi Schafen nachzugehen, „das Verlorene zu suchen, das Verirrte wieder zu bringen, das Verwundete zu verbinden und des Schwachen zu warten?“ Was legen die Straßen und Gassen unserer Städte für ein Zeugnis

über uns ab? Was sagen die „Landstraßen und die Säune“ von unserer Treue und unserer Liebe zu den verlorenen Sündern? Wovon reden die Häuser und die Hütten und die Krankenhäuser unserer Gemeinden? Wo sind wir gewesen? Womit haben wir uns beschäftigt? Hat Christus uns seinen Fußstapfen nachfolgen, „umherziehen und wohlthun“ sehen? Liebe Brüder, wir haben in dieser Hinsicht eine schwere Schuld auf uns! Wir haben uns mit den öffentlichen Predigten begnügt, und nicht jede einzelne uns anvertraute Seele zu einer Bekümmerniß um ihre Seligkeit zu erwecken gesucht. Wir haben lange nicht genug jedem einzelnen verlorenen Sünder Christum und sein Heil vor die Augen gestellt; wir haben sie nicht „genöthigt hereinzukommen“ mit einer solchen Herzlichkeit und Dringlichkeit, und so anhaltend, als es Noth war.“ Weil ihm selbst seine Versäumnisse in dieser Hinsicht schwer auf dem Gewissen lagen, suchte er auch andere seiner Amtsbrüder zur Reue darüber zu erwecken, und vor einigen Jahren hielt er mit ihnen eine Zusammenkunft, worin sie feierlich und mit Thränen Gott ihre Vergehungen abtaten, und ihm und sich unter einander eine größere Treue für die Zukunft gelobten. Welcher Christ, der an der Ausbreitung des Evangeliums herzlichen Antheil nimmt, sollte sich nicht innig freuen, daß ein solcher Mann den Indischen Bischofsstuhl bestiegen hat! — In Indien selbst hat, namentlich, wie schon erwähnt worden, in dem südlichen Theile, das Gedeihen der Missionen auch in diesem Jahre wieder zugenommen, und die herrlich blühende Tinnevellysche Mission ist durch Deutsche Mitarbeiter verstärkt worden. Eine große Freude hat es erregt, daß das Gesuch einiger vornehmen Hindus, um Wiederaufhebung des Verbots der Wittwenverbrennung, welches sie mit der Gewissensfreiheit beschönigen wollten (sie hätten ihre schönen Gründe in Europa noch verstärken lassen können, wenn hier nicht zufällig die humane Sentimentalität der Zeit zugleich verletzt würde), von dem königlichen Geheimen Rath verworfen worden ist. Gegen eine andere obrigkeitliche Sünde in Indien, die Erhebung von Abgaben von den Hindu-Wallfahrern (die pilgrim-tax), wodurch der scheußlichste Götzendienst gewissermaßen legalisirt wird, hat die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß (Society for promoting Christian knowledge), eine schon 1699 gestiftete Gesellschaft, die über 60000 Pf. St. Einkünfte hat, und an deren

*) Wovon in wenigen Wochen hieselbst, bei G. Eichler, eine Deutsche Uebersetzung erscheinen wird.

Spitze die Erzbischöfe von Canterbury und von York stehen, der Ostindischen Compagnie eine Denkschrift eingereicht, auf deren Erfolg man gespannt ist.

Schon früher ist in diesem Blatte die Rede gewesen von der Bildung einer neuen Bibelgesellschaft, im Gegensatz gegen viele Grundsätze der großen „Brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft“, welche sich den Namen „Trinitarian Bible Society“ deshalb gab, weil sie zur Bedingung der Aufnahme auch nur unter die beitragenden und wählenden Mitglieder das Bekenntniß des Glaubens an den dreieinigen Gott machte. Am 7. December v. J. hielt diese neue Gesellschaft ihre erste öffentliche Versammlung in der Exeter-Halle, unter dem Vorsitz des Herrn Spencer Perceval, desselben Parlamentsgliedes, welches auf die Haltung eines Fast- und Bußtages antrug; der frühere Juden-Missionar zu Amsterdam, Thelwall, eröffnete die Zusammenkunft mit einem Gebet, und es wurden mehrere Reden gehalten, welche größtentheils die Tendenz hatten, die Grundsätze der anderen Bibelgesellschaft anzugreifen, und die der neuen zu vertheidigen. Die Eistiftung dieser Gesellschaft war indeß nur eine der vielen Bestrebungen einer Parthei, welche ihre meisten Anhänger in der herrschenden Kirche zählt, jedoch sich auch in mancherlei Schattirungen außerhalb derselben verbreitet hat, und die sich, was man auch sonst, und größtentheils mit Recht, gegen sie vorbringen mag, durch merkwürdige Originalität unter der Masse der sonst bis zu ermüdender Langweiligkeit nach einem Muster gemodelten leitenden Personen der Evangelischen in England auszeichnet. Schon vor mehreren Jahren zeichnete sich diese Parthei, und das war damals wohl das einzige Einigungsband derselben, durch ein starkes Hervorheben eines immer mehr sich ausbildenden chiliasischen Systems (der Lehre vom tausendjährigen Reiche Christi auf Erden) aus; sie beförderte besonders eifrig die Missionen unter den Juden, und das Aufblühen der (nur der Englischen Kirche angehörigen) Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, war dieser Parthei vornehmlich zu danken. Aus dem Adel zeichnete sich Lord Mandeville, von anderen bedeutenderen Personen der originelle Banquier, H. Drummond, vor Allem aber der sonderbare Prediger Irving, von der sogenannten Caledonischen Kirche (der Schottisch-Presbyterianischen zu London), und der Vorsteher des Missions-Seminars der Gesellschaft für die Juden, Boys, unter dieser Parthei aus. Außerdem schrieben für das chiliasische System dieser Parthei besonders die Geistlichen der herrschenden Kirche, Hugh Mac Neil und Gerard Noel. Das chiliasische System dieser Parthei ist nun freilich schwach genug; es fehlt darin gänzlich eine Grundlage fester exegetischer Principien über die Auslegung von Weissagungen überhaupt, und der Alttestamentlichen insbesondere; mit dem Vorderatz, daß ja die erste Erscheinung Christi in den Propheten buchstäblich, und von einer realen, auf Erden vorgesehnen Thatsache zu verstehen sey, machen sie sich Bahn zu der Behauptung, daß nun auch alle damit in Verbindung gesetzte Weissagungen noch unerfüllter Ereignisse im Reiche Gottes eben so buchstäblich zu nehmen seyen, vor Allem aber die Zurückführung der Israeliten in ihr Vaterland; und weil damit in einigen Prophetenstellen (Jes. 11. u. a.) die Wiedervereinigung der getrennten Reiche Israel und Juda in Verbindung gesetzt wird, so war es unter einigen untergeordneten Christenstellern dieser Parthei eine Zeit lang ein Lieblingsbestreben. Die Ueberreste der zehn Stämme in irgend einem verborgenen Winkel der Erde aufzufuchen, die dann bald unter den Karaiten in

Rußland, bald unter den Talschas in Abhissinien, bald im inneren Asien, bald unter den Nordamerikanischen Indianern, bald unter den Irländern (!!) nach irgend einer zufälligen Aehnlichkeit entdeckt wurden. (Es ist unglaublich, wie viel Unsinn über diesen Gegenstand von übrigens ganz verständigen, ja geistreichen Männern zusammengeträumt und geschrieben worden ist.) Dann werde Christus leiblich auf die Erde kommen, und zu Jerusalem den Sitz seines Reiches aufschlagen; alle Gläubigen, die schon gestorben waren, werden auferstehen, und mit ihren lebenden Brüdern über verschiedene Länder der Erde regieren; die bekehrten Juden werden thätige und wirksame Missionare zur Bekehrung der Heiden werden. Es erklärt sich, wie die Aufmerksamkeit dieser Parthei durch ein solches System ganz vorzüglich auf die Juden gerichtet werden mußte. Alle Kirchen der Heidenchristen unserer Zeit betrachteten sie als im fortschreitenden Verfall begriffen; noch einmal sollte das Heil von den Juden kommen. Darum hielt diese Parthei wenig von der Beförderung der Heiden-Missionen; alle jetzt bestehenden Bestrebungen der Art, sagte sie, seyen löblich und wegen der Gesinnung, in der sie geleitet würden, aller Anerkennung werth; aber was jetzt mühselig und ermüdend langsam durch wenige zerstückelte Vereine und zerstreute Vorläufer geschehe, das werde nach der Bekehrung der Juden wie mit einem Schlage durch die Boten aus dem auserwählten Geschlechte ausgerichtet werden. Nun verbreitete sich rasch ein ungewöhnliches Interesse für die Juden unter allen Klassen christlicher Bekenner; vornehme Damen lernten in Menge Hebräisch, ja die Töchter des Grafen von Orford heirathete sogar einen jüdischen Proselyten und Juden-Missionar. Der Hochmuth der leicht entzündlichen Proselyten stieg hie und da bis zum Wahnsinn, indem sie triumphirend schon auf die Zeiten hofften, wo die armen Heidenchristen, im buchstäblichen Sinne, froh seyn würden, die Brocken aufzufressen, die von ihrer Herren Fische fielen, und es war ein Glück, daß diese an Wankelmuth ihren Vätern in der Wüste gleichende Klasse — wir nehmen, versteht sich, einige, desto erfreulichere, Fälle aus — durch wiederholentliche grobe Rückfälle etwas kaltes Wasser unter den aufsteigenden Fanatismus gossen. Das praktisch Nachtheilige, was aus diesem zum Theil aberthuerlichen Vorkesseln für den Ausbau der christlichen Kirche des Vaterlandes und die Heiden-Missionen hervorging, weckte vor 4 — 5 Jahren eine starke Opposition unter den Dissenters, und, bei manchen Unvollkommenheiten, läßt es sich den Christen der gegen jene Millenarier auftretenden Theologen dieser Parthei nicht absprechen, daß sie viel Schönes und Nichtiges über die Auslegung der apokalyptischen Weissagungen, weniger von einem gründlichen Studium ächter Bibelauslegung, als von einer klaren Einsicht in die wahre Natur des Reiches Christi und einem lebendigen christlichen Bewußtseyn ausgehend, geschrieben haben. — Auf die chiliasischen Gegner machte dies freilich wenig Eindruck. An ihre apokalyptischen Lehren schloß bei Vielen dieser Parthei sich ein Gegensatz gegen die Trennung von Kirche und Staat an. Während sonst es ein Axiom unter den meisten Evangelischen Englands (so wie Nordamerikas, Frankreichs, der Schweiz ic.) ist, daß eine gänzliche Scheidung beider zu dem Heile der Kirche eben so sehr als des Staates, nothwendig sey, während in den geist- und inhaltsleeren, und darum desto gefährlicheren Staatstheorien viele derselben unbekümmert Gemeinschaft halten mit den weltlichgefinntesten, atheistischen Politikern, und, wie nach der wohlfeilsten Regierungsform, so auch nach dem wohlfeilsten Denken darüber trachten,

war es ein löbliches Bestreben jener Parthei, dem Strom sich entgegenzustemmen, und von der Aufhebung der Test-Amte an die Gefahr des Verlassens der alten Grundsätze der Verfassung zu zeigen, wie denn recht charakteristisch der schon genannte Herr Drummond vor einigen Jahren in einer öffentlichen Versammlung der Continentalgesellschaft sich stark gegen die „atheistische Londoner Universität“ aussprach — weil sie grundsatzmäßig alles religiöse Fundament von sich weist — und dabei bemerkte, die Behauptung, man könne ein eben so guter Staatsmann seyn, als wenn man kein Christ sey, laute, biblisch ausgedrückt, so: „Man könne als Gottes Diener eben so gut das Gute belohnen und das Böse bestrafen, wenn man ein Werkzeug des Satans, als wenn man mit dem heiligen Geiste erfüllt und von ihm regiert sey,“ welche Aeußerung damals mit starkem Jischen aufgenommen wurde. Aus der fortschreitenden Auflösung des Bandes zwischen Kirche und Staat nehmen diese Männer vorzüglich ihre Beweisgründe für den zunehmenden Verfall der christlichen Kirchen unserer Tage her, und zeigen immer auf die unter den Radikalen und Liberalen und mit allen ihren Bestrebungen sich immer mehr verbreitende Gottlosigkeit hin. Auch hier verleitet sie aber starrs Schroffheit, die Größe des Werkes Gottes in unserer Zeit und seinen eigenthümlichen Gang zu verkennen, indem ja auch hier der Satan an seiner eigenen Kette schmiedet, und die Auflösung alter Bande schon jetzt hier und da ein wesentliches Mittel zur Verbreitung und Reinigung der Gemeinde des Herrn geworden ist, und gewiß noch mehr werden wird; obwohl sie richtiger als sehr viele ihrer füglich philanthropischen Gegner, aus so vielen nach christlicher Menschenliebe klingenden Tönen unserer Zeit die alten Weisen der Schlaflieder des Satans für ein nervenschwaches, weiches Geschlecht herauszuhören wissen. Dieser Parthei hat England den dies Jahr gefeierten Fast- und Bußtag zu danken; aber leider theilte die Parlamentsrede des Herrn Spencer Perceval auch die Auswürfe des Geistes seiner Parthei, und streifte hier und da an's Fanatische. Eine bei dieser Gelegenheit vorgekommene Aeußerung des bekannten Radikalen Joseph Hume, das Einnischen der göttlichen Vorsehung in Staats-sachen sey „hum-bug“ (ein lächerlicher Ausdruck für leeres, frömmelndes Geschwätz), hat nachher bei den vorläufigen Bewerbungen für die bevorstehende Parlamentswahl (cannass) von Middlesex (wozu ein großer Theil Londons gehört), eine Art Appellation an den religiösen Volksgeist veranlaßt, indem die Gegner jenes Mannes einen Zettel drucken und circuliren ließen mit der Ueberschrift: „Warum stimmen Sie nicht für Herrn J. Hume?“ Antwort: „Weil er die Einnischung der göttlichen Vorsehung in Staatsangelegenheiten „hum-bug“ genannt hat.“ Etwas Merkwürdiges, da dergleichen in Paris schwerlich geschehen könnte — kaum, kaum, die Sache in's Deutsche übersezt, bei uns!! — In eine traurige Verwirrung ist jedoch jene Parthei seit vorigem Jahre gerathen. Schon aus der obigen kurzen Darstellung ihrer chiliasischen Grundsätze ergibt sich, daß sie die jegige sowohl als die zukünftige Entwickelungsgeschichte des Reiches Gottes in ihren Hauptmomenten als durch Wunder bestimmt ansehen. Durch die unablässige Richtung auf solche Dinge erzeugen sich denn bald auch Erscheinungen, die allerdings aus einem höheren Gebiete des Lebens sind, und wunderbar genug aussehen, darum aber lange noch nicht Wunder im biblischen Sinne des Wortes sind. Eine Miß Fancourt wurde vorig Jahr von einer gänzlichen Bähmung plötzlich auf das Gebet eines gläubigen Mannes geheilt,

und dieser Fall gab zu einer Menge Schriften über das Wunderbare der Neutestamentlichen Oekonomie Veranlassung, aus denen aber wohl von beiden Seiten wenig theologisches Ergebnis folgte, weil man dabei nicht allzusehr in die Tiefe ging. Leider blieb es aber dabei nicht stehen; sondern der Prediger Irving und seine Anhänger gingen weiter. Dieser sonderbare Mann vereinigt eine spekulative Geistesrichtung, die ihn zu sonderbaren Verirrungen in der Lehre geführt hat — er behauptet; ähnlich wie Menken, daß Christi menschliche Natur mit der Erbsünde behaftet gewesen, und er vermöge der göttlichen sie überwunden habe, und über die Nothwendigkeit eines Begreifens der Lehre von der Dreieinigkeit redet er ganz in denselben Ausdrücken, wie unsere Hegelianer — mit einer wahrhaft eisernen Starrheit in der Praxis und der ganz eigenen Art von Schwärmergeist, die von jeher einen merkwürdigen Zug in dem Charakter des Schottischen Volkes gebildet hat. Die Gemeinde des Herrn, die sich immer mehr in den Kreis seiner Anhänger concentrirte, sollte an allen wunderbaren Geistesgaben der apostolischen Zeit Antheil haben; sie beteten um Wunder, als charakteristisches Kennzeichen des achten Christenthums, und — sie erhielten sie, freilich von wem? — Es traten mehrere Personen nach einander in seiner Gemeinde auf, die in unbekannten Zungen redeten, und andere, welche die Zungen für die Gemeinde auslegten; es waren Aussprüche, die sich meist auf die nahe Zukunft des Herrn, das Einbrechen von Strafgerichten, bezogen, und zur Befehrung ermahnten. Neugierige in Menge wurden durch das abentheuerliche Schauspiel herbeigeloct, und die Kirche wurde durch profane Ausbrüche von mancherlei Art entweiht. — Der Prediger Irving und sein Anhang hatten von Anfang einen beträchtlichen Bestandtheil der Stifter und Mitglieder der trinitarischen Bibelgesellschaft gebildet. Als aber seine Irrlehren immer notoriischer, jene ihre fanatische Richtung immer entschiedener hervortraten, war es mehreren Mitgliedern jener Gesellschaft bedenklich, mit ihnen Gemeinschaft zu halten; im Mai wurde über diesen Gegenstand in einer allgemeinen Sitzung abgestimmt, und siehe da, Irving's Anhang blieb in der Majorität! Dies veranlaßte das Ausscheiden der sehr bedeutenden in der Minderzahl gebliebenen Parthei, und hatte die Auflösung der Gesellschaft zur Folge, wenn sie nicht vielleicht noch unter Irving's Anhängern fortbestehen wird. Dieser ist übrigens nunmehr von dem Collegium der Preekyter seiner Kirche abgesetzt worden, und hat sich genöthigt gesehen, zu seinen Zusammenkünften einen besonderen Saal zu mietzen; und ein bedeutender Mann der chiliasischen Parthei, der Prediger Gerard Roel, hat in der öffentlichen Sitzung der großen Bibelgesellschaft im Mai sein Unrecht bekannt, was er in Bekämpfung der Grundsätze derselben gehabt habe. Es fragt sich, ob diese theilweisen Niederlagen jene eigenthümliche religiöse Parthei allmählig zerstreuen, oder ob sie sich um einen anderen Einigungspunkt sammeln werden; das Wahre und Achte, was bei allem Irrigen in ihren Bestrebungen liegt, läßt wünschen, daß sie sich von den Schladen befreien und reinigen, und zum Dienste Christi tanglicher machen lasse.

Die thätige Betriebsamkeit der Dissenters für das Reich Gottes hat auch in diesem Jahre nicht geruht. Sowohl die Independenten als die Baptisten haben ihre thätigen „einheimischen Missionsgesellschaften“ (home miss. Soc.), welche durch Missionare diejenigen Gegenden bescheiden, die von gläubigen, evangelisch gesinnten Predigern entblößt sind. Diejenige dieser Gesellschaften, welche den Independenten angehört, scheint indeß in

einem reineren Geiste insofern geleitet zu werden, als darin nicht das Bestreben der Verbreitung sektirerischer Grundsätze vorwaltet, sondern ihre Missionare nur so lange an einem Orte und in einer Gegend wirken, bis irgend ein Prediger, der das lautere Evangelium verkündet, sey er auch von welcher Parthei er wolle, dort angestellt ist. Sehr schön ist es, daß der Geist der Vereinigung der zerstreuten Gemeinden (auch die Baptisten sind verfassungsmäßig in lauter für sich stehende Gemeinden zertheilt) unter beiden Partheien jetzt sich immer mehr verbreitet. Die Baptisten haben dies Jahr zuerst eine sogenannte denominational meeting veranstaltet, d. h. eine Zusammenkunft, welche eine Vereinigung der ganzen Baptistenfekte in eine Art beratender Generalsynode beabsichtigte; nur wurde leider diese Versammlung nicht sehr vollständig besucht, weil die Absicht dieser Einrichtung verkannt wurde, und, wie es scheint, Viele die Entfickung eines Kirchenregiments fürchteten. Die Baptisten haben dies Jahr eine Art von Statistik ihrer Sekte bekannt gemacht, aus der sich ergibt, daß seit 1790 die Zahl ihrer Gemeinden nur in sehr wenigen Grafschaften abgenommen, in einigen sich verdoppelt, in anderen sogar verdreifacht hat. Da jedoch auch die Bevölkerung Englands in diesem Zeitraum fast um das Doppelte gestiegen ist, so dürfte daraus noch nicht so sehr viel zu schließen seyn. Da in dieser Sekte viel ächt evangelischer Geist verbreitet ist, so ist diese Erscheinung übrigens unter die erfreulichen zu zählen. Eine Abtheilung der Baptisten, die aus einer Art Grille entstand, die Seventh-day-Baptists, welche statt des ersten den letzten Wochentag als Sabbath feierte, ist im Erlöschen; sie hat nur drei kleine Gemeinden. — Zu Anfang dieses Jahres ermittelten die thätigen Independenten zu London, daß in der Grafschaft Suffex allein sich 120 Dörfer befänden, in denen es keine gläubige, evangelische Prediger gebe; zugleich wurde bemerkt, daß dies die Gegend sey, wo zu Anfang des vorigen Jahres so viele Brandstiftungen vorgekommen waren; und es entstand nun gleich ein Verein zur Verbreitung des Evangeliums in jener Gegend. — Viel Aufmerksamkeit herrscht auch noch unter den Dissenters auf die Nordamerikanischen Erweckungen, und ein eifriges Bemühen, durch vereinte Gebete und angestrebtere Thätigkeit denselben Segen auf England herabzuziehen; es wird dabei viel über den trägen, lauen Geist in vielen Dissentergemeinden geklagt. Ein schönes Beispiel ist hier anzuführen, welches auch in unserm Vaterlande Nachahmung verdiente. In den Städten New-Castle und Gateshead haben sich zwanzig Prediger und vierzehn Gemeinden der Methodisten, Presbyterianer, Independenten und Baptisten zu einer Gesellschaft vereinigt, um eine stärkere und weitere Ausgießung des heiligen Geistes zu ersehen; sie halten abwechselnd in verschiedenen Kapellen gemeinschaftliche Gebetszusammenkünfte, die sie bereits für sich sehr gesegnet gefunden haben. In Wales hat sich in diesem Jahre an einigen Orten ein neues Leben aus Gott in den Dissentergemeinden gezeigt, und verspricht eine immer weitere Verbreitung.

Im Allgemeinen klagen alle kirchlichen Partheien über die Zunahme von Gottlosigkeit, Unglauben und Sittenverderbniß in England. „Noch nie hat es wohl irgendwo ein Volk gegeben,“ sagt der Christian Observer, „ein christliches oder heidnisches, wo solche Masse von Unsinn, Lügen, Verläumdungen, Gottes-

lästerungen und Gräueln täglich, wöchentlich, monatlich und vierteljährlich von der Presse ausgegangen ist.“ Unbegreiflich ist, daß die wahrhaft frommen Dissenters nicht mehr einsehen, wie bedenklich es sey, gemeinsame Sache mit der politischen Parthei zu machen, welche die Rechte der herrschenden Kirche bekämpft, daß sie nicht fühlen, welch ein Strom von Gottlosigkeit sich über das Land ergießen muß, wenn auch dieser Damm durchbrochen ist! Aber davon halten sie die falschen, unter ihnen verbreiteten, politischen Theorien eben so sehr zurück, wie sie die Französischen Protestanten in dem Journal „le Semeur“ vorig Jahr veranlaßten, auf den ohnehin hart genug angefochtenen Erzbischof von Paris auch ihrer Seits noch Steine zu werfen. Immer herrscht bei diesen Partheien, wie auch bei unseren Separatisten, die Vorstellung, es würde der Ausbreitung des Christenthums ungemein vortheilhaft seyn, wenn sie statt jenes Gemisches von Unkraut und Weizen, von Licht und Finsterniß in einer mehr oder weniger verderbten christlichen Kirche, eine tabula rasa vor sich hätten, wo sie dann nach ihrem gleichsam direkt vom Himmel ihnen in den Schooß gefallenen Grundriß ein neues Gebäude aufzuführen könnten. Gleich als ob es den Aposteln bequemer gewesen wäre, wenn verruchte Barbarenhände erst den Tempel in Jerusalem und alle seine Gottesdienste zerstört, und die vielfach zur Selbstgerechtigkeit und Heuchelei gemißbrauchte Haushaltung des Alten Bundes bis auf die Erinnerung vertilgt hätten, ehe sie unter den Juden Christum verkündigt hätten; als ob es besser gewesen wäre, wenn kein keidnischer Dichter gesungen hätte: „Wir sind seines Geschlechts,“ kein Altar des unbekannten Gottes in Athen gestanden, und Gott nicht den Völkern Ziel gesetzt, wie lange und weit sie wohnen sollten, daß sie den Herrn suchten, ob sie ihn doch fühlen und finden möchten; als ob es besser gewesen wäre, wenn nichts als das Gerippe der Abstraktion „Mensch, Sünder,“ der Predigt des Wortes gegenübergestanden hätte! So ist es denn doch gewiß kein zufälliges Ereigniß, sondern ein Zeichen der Zeit; wenn die christlichen Zeitschriften klagend berichten, daß die politischen Unionen in England vorzugsweise ihre Lesezimmer am Sonntage öffnen, wenn auf den Straßen zu London, unter den Bewegungen über die Reform, Parodien des kirchlichen Katechismus abgelesen, und das apostolische Glaubensbekenntniß in ein Bekenntniß zu dem Grenichen Ministerium travestirt wurde. Doch allerdings ruht die Thätigkeit der Gläubigen aller Partheien nicht, um dies Verderben zu bekämpfen. Die beiden Gesellschaften „Christian Instruction Society“ und „District Visiting Society,“ welche beide den Zweck haben, durch Boten des Evangeliums die elendeste, verlassenste Klasse in dem ungeheuren London in ihren Wohnungen aufzusuchen (die erste ist ohne Rücksicht auf kirchliche Partheien, die letzte mehr in Verbindung mit der Geistlichkeit der herrschenden Kirche thätig), haben auch in der letzten Zeit ihre Anstrengungen vermehrt, und sogar Gelegenheit gefunden, ihre Wirksamkeit auch über London hinaus zu erweitern. Die „Mäßigkeitsgesellschaften“ sollen in den großen Handelsstädten schon fühlbaren Einfluß auf die Abnahme des Lässers der Trunksucht gehabt haben. Und so gibt es denn in diesem merkwürdigen Lande noch immer einen gewaltigen Kampf des Lichts mit der Finsterniß, und weit mehr, als unter uns, haben die Glieder des Herrn dort ihre Verpflichtung erkannt, zu wirken, weil es Tag ist.

(Fortsetzung folgt später.)

Evangelische

Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 1. December.

№ 96.

Der Pfarrvikar Lutz und die Gemeinde Karlsruhl auf dem Donaumoos im Jahr 1832.

Die Vorfälle in der Katholischen Gemeinde Karlsruhl auf dem Donaumoos in Baiern, der Uebertritt ihres Seelforgers, des Pfarrvikar Lutz, zur Evangelischen Kirche, und sein späterer Rücktritt in die Katholische, dessen Beispiel jedes Mal die Mehrzahl der Gemeindeglieder willig folgte, sind Begebenheiten, welche die Theilnahme der Evangelischen Kirche in ganz Deutschland, ja bis England und Nordamerika, in Anspruch nahmen. Vieles in diesen Vorfällen muß solchen, welche nicht Gelegenheit hatten, den Hergang der Sache in der Nähe zu beobachten, dunkel und im höchsten Grade räthselhaft erscheinen. Ihnen soll hier aus gedruckten und ungedruckten, mit den Begebenheiten gleichzeitigen Mittheilungen der betheiligten Personen, und aus den Berichten treuer Ohren- und Augenzeugen ein Ueberblick der wichtigsten Momente in dieser Geschichte gegeben werden, der, so hoffen wir, die Räthsel darin lösen, und dem unefangenen Leser ein Urtheil über Personen und Sachen möglich machen wird, zugleich aber mit der Hülfe des Herrn den reichen Stoff von Belehrung und Warnung, den sie enthält, enthüllen möge.

Es darf wohl mit Grund vorausgesetzt werden, daß Keinem, der diese Zeilen liest, die vier Hefchen unbekannt geblieben sind, welche unter dem Titel: Geschichtliche Notizen über die bürgerlichen und religiösen Verhältnisse der Kelsonissen-Pfargemeinde Karlsruhl auf dem Donaumoos, Augsburg 1832, von Lutz selbst herausgegeben worden sind. Besonders in den zwei ersten derselben, und noch im dritten, steht ausführlich beschrieben, wie es ihm unter mächtigem Beistande des Geistes der Gnade gelang, in vier bis fünf Jahren (vom 23. August 1826 an) durch die Predigt des Evangeliums und Verbreitung von Bibeln und Neuen Testamenten aus der gänzlich heruntergekommenen und verwilderten Gemeinde dem Herrn eine sehr bedeutende Anzahl von Bekennern zu gewinnen, welche auch durch Ablegung ihres alten ausschweifenden und liederlichen Wandels ihr Bekenntniß bekräftigten. Mit immer wachsender Theilnahme ließ man darin, wie das neu erwachte Leben in der Gemeinde und in ihrem Prediger durch viele innere Kämpfe und Anfechtungen sich zu läutern und zu befestigen, und wie beide einander zur

Stütze und zu weiterem Wachsthum gegenseitig die Hände zu reichen scheinen.

Aber bald erhob sich das Geschrei: Lutz führe vom wahren Katholischen Glauben ab, — welches, ausgegangen von dem verworfensten und schlechtesten Theil der Gemeinde, von benachbarten Geistlichen fleißig unterstützt und genährt wurde, und endlich eine förmliche Denunciation bei dem bischöflichen Ordinariat in Augsburg zur Folge hatte. Doch genügte Lutz bei seiner Citation nach Augsburg am 26. April 1830 noch in allen Punkten seines Bekenntnisses seinen kirchlichen Obern (zunächst dem damaligen Domkapitular Kirchle, der doch, wie er selbst im vierten der erwähnten Hefte p. 17. sagt, „der Katholischen Dogmatik und dem jus canonicum auch nicht ein Jota vergab“), und empfand nur darüber nachher Gewissensbisse, daß er den Primat des Papstes anerkannt habe, ob er gleich (Heft IV. p. 17.) „schon seit einigen Wochen eingesehen habe, daß der Glaube an diesen Primat zur Seligkeit durchaus nicht nothwendig sey.“ — Noch unterm 25. December 1830 schreibt er, nicht von sich, sondern nur von Gliedern seiner Gemeinde (Heft IV. p. 31. unten): „Mehrere fühlen sich — in ihrem Gewissen sehr beängstigt, das heilige Abendmahl nur halb, nur unter einer, und nicht unter beiden Gestalten empfangen zu dürfen. Ich redete schon mehrmal mit ihnen darüber, und suchte sie zu beruhigen, aber sie bleiben, nach mehreren Versuchen, immer gleich unruhig, und es sind solche, die sonst einen recht kindlich-gläubigen, demüthigen Sinn haben. — Was gilt's, der Lärm geht bald wieder an!“

Der Lärm ging auch an, und schien sowohl Lutz als seiner Gemeinde die Augen zu öffnen: „Nein,“ sagten die gläubig gewordenen Gemeindeglieder, „wenn der Glaube, den diese haben (die Lasterer des Werkes Gottes in der Gemeinde nämlich, liederliches Volk, Säuffer, Flucher und Raufbolde, wie Lutz sie schildern läßt Heft IV. p. 47.), der ächt Katholische ist, so wollen wir nicht mehr Katholisch seyn. Wenn wir, um Katholisch zu seyn, glauben und leben müssen, wie diese glauben und leben, so werden wir lieber Alles, nur nicht Katholisch. Und diese müssen doch den rechten Katholischen Glauben und das rechte Katholische Leben haben, sonst würden die Geistlichen nicht zu ihnen helfen.“ — Lutz aber schrieb unterm 19. Mai 1831 an

Pr. R... in E...: „Ich glaube mich in der Katholischen Kirche nicht mehr in die Länge mit gutem Gewissen halten zu können. — Sehr viele Familien meiner Pfarrei wünschen sich auch eine evangelische Freiheit, und möchten übertreten.“ — Ferner am 20. Juni 1831 an Pr. v. R... in E...: „Geliebter Freund! nach zahllosen Stürmen und Kämpfen von innen und außen ist nun unter vielem Gebet und Thränen der Entschluß, zur Evangelischen Kirche überzutreten, zur Reife gekommen. Ungefähr sechzig Familien erklären sich entschieden und freudig hiefür. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie uns hiebei zu Muthe ist. Ach Herr! leiste du uns und die ganze Sache, wir sind ja dein!“

Gleichwohl lesen wir mit Verwunderung in einem Briefe vom 30. Juni 1831, der im vierten Heft p. 49 und 50. abgedruckt ist, folgende Stelle: „Vor zehn Tagen (also vier Tage vor obigem Brief an Pr. v. R..., worin er schreibt, daß der Entschluß, zur Evangelischen Kirche überzutreten, „unter vielem Gebet und Thränen nun zur Reife gekommen sey“) waren mehrere Männer aus der Pfarrei auf meinem Zimmer — erzählten von den Machinationen benachbarter Geistlichen und feindlich gesinnter Gemeindeglieder — und setzten hinzu: Wenn man diesen Männern und den Geistlichen, mit denen sie verbunden sind, glaubt, so treten mehr als hundert Familien von uns aus der Katholischen Kirche aus, denn wir wollen nichts, als was Christus und seine Apostel auch wollten und den Gläubigen gaben, und wenn das in der Katholischen Kirche eine Sünde ist, so wollen wir keine Gemeinschaft mehr mit ihr haben. — Dies machte mich sehr betroffen. — Ich ging und gehe nie darauf aus, mich oder meine Gemeinde von der Katholischen Kirche loszureißen.“

Welcher Widerspruch in diesen Aeußerungen! — Aber so unbegreiflich er auf den ersten Anblick erscheint, so öffnet er uns doch einen tiefen Blick in die Natur Luthers' Entschlüsse. Sie flossen eigentlich nie aus einer bestimmten Einsicht und Uebersicht seiner Lage und Verhältnisse, die zu erlangen auch in der Regel mehr Zeit erfordert, sondern was ihn bestimmt, ist der Eindruck des Augenblicks. Sein Seelenkampf um diese Zeit war außerordentlich; er schildert ihn selbst Heft IV. p. 51 und 52., aber immer begnügte er sich mit einer wiederkehrenden ruhigeren Seelenstimmung, die er Klarheit und Gewisheit nennt, auch ohne daß sie Resultat einer gewonnenen sicheren Ueberzeugung war, eine Verwechslung, deren klägliche Folgen der weitere Verlauf der Geschichte noch besser zeigen wird.

„Am 10. August,“ erzählt er Heft IV. p. 61., „kamen mehrere Männer zu mir in den Pfarrhof. Sie ersuchten mich im Namen der Anderen, ich möchte im Namen der Gemeinde an das bischöfliche Ordinariat in Augsburg schreiben und um folgende Punkte bitten:

- 1) Daß der Gemeinde der Gebrauch der heiligen Schrift zu ihrer Belehrung und Erbauung amtlich erlaubt werde;
- 2) daß die Gemeinde das heilige Abendmahl, der Einsetzung Jesu und dem Gebrauche der alten Kirche gemäß, unter beiden Gestalten genießen dürfe;
- 3) daß beim Gottesdienste statt der unverständlichen Lateinischen Sprache die Deutsche eingeführt werden dürfe;
- 4) daß einige, bloß den Aberglauben befördernde, Ceremonien und Gebräuche dürfen weggelassen werden.

Ich machte ihnen aber leicht begreiflich, daß solches in der Katholischen Kirche reinweg unmöglich sey, und

das bischöfliche Ordinariat dieses nie gestatten werde, eine Eingabe also ganz vergeblich sey.“

Als aber drohende Gerüchte sich verbreiteten, und die Gegner immer entschiedener behaupteten, man werde die Sache nicht untersuchen, sondern Luth ohne weitere Umstände versetzen, kamen ungefähr achtzig Männer aus der Pfarrei zu ihm, am 14. August des Abends, und besprachen sich mit ihm, was zu thun sey. „Wir beredeten,“ schreibt er Heft IV. p. 64., „vor dem Herrn die ganze Sache, und wurden in folgenden Punkten Eins:

- 1) Wir bestehen darauf, daß die Sache genau untersucht, und die ganze Gemeinde verhört werde, nicht bloß die Gegner;
- 2) wenn man uns erlaubt, daß wir die heilige Schrift frei lesen, das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten empfangen, die Deutsche Sprache beim Gottesdienste einführen, und die bloß den Aberglauben befördernden Ceremonien weglassen dürfen, so bleiben wir in der Katholischen Kirche; geschieht aber

3) dieses nicht, so treten wir aus der Katholischen Kirche aus, schließen uns an die Evangelische an, unter der Bedingung, daß uns eine unseren religiösen Bedürfnissen angemessene Kirchenverfassung und Liturgie genehmigt werde, und suchen dann auf diese Art das Heil, das wir in Christo Jesu gefunden haben, uns und unseren Nachkommen möglichst zu sichern.“

Noch folgte indeß eine Zeit äußerer Ruhe, dann aber erneuerte sich das Gerücht von Luthers' Versetzung mit der größten Bestimmtheit. Um diese Zeit schrieb er in sein Tagebuch (am 10. Oktober, siehe Heft IV. p. 73.): „Es wird mir von Tag zu Tag klarer und gewisser (man vergl. aber, was schon am 10. und 14. August besprochen, und schon am 20. Juni geschrieben worden war), daß wir uns in der Römischen Kirche nicht mehr halten können. Der Evangelischen Wahrheit können wir nicht entsagen, und so duldet uns der Römisch gesinnte Klerus nicht mehr. Wir werden aber, auch ausgetreten, manch harten Kampf zu bestehen haben, wenn wir uns in der evangelischen Freiheit behaupten, und so uns den Segen des Evangeliums, der uns aus Gnaden zu Theil wurde, auch für die Zukunft sichern wollen. Herr Pfarrer ... hat sich schon in mancher Hinsicht gegen uns erklärt, und es ist zu besorgen, daß wir zwischen zwei Feuer kommen.“

Der letztere Punkt wird noch später vorkommen. Doch ist so viel aus dem Bisherigen klar, daß Luth und seine Gemeinde bis dahin an nichts Anderes dachten, als, wenn sie in der Katholischen Kirche mit gutem Gewissen nicht länger bestehen könnten, an die Evangelische sich anzuschließen.

Am 11. Oktober schrieb noch Luth in sein Tagebuch: „Ich hatte den ganzen Tag gegen Muthlosigkeit und Verzagtheit zu kämpfen, so daß ich manchmal schier ganz verzagte. Immer kam ich es noch nicht glauben, daß man mir meine geliebte Gemeinde entreißen, und dadurch den Niederstlichen den Sieg über die gute Sache in die Hand spielen will.“ Aber am 15. Oktober des Abends kam das Versetzungsgedekret wirklich, d. d. 7. Oktober 1831, in ehrenden Ausdrücken abgesetzt, wodurch Luth die sehr einträgliche Pfarrei Bayerföhen, Landgerichts Schongau, übertragen wurde. — Dagegen wandten sowohl er als die Gemeinde sich bittend an den König, sie doch in dem bisherigen Verbands zu lassen, und die allergnädigste Untersuchung ihrer Sache anzuerkennen, und Luth machte selbst unterm 19. Oktober hievon dem bischöflichen Dr-

binariat die Anzeige, und bat, mit der anderweitigen Befehung von Karlsruh noch zu zögern. Aber ehe die Königl. Entscheidung da seyn konnte, kam vom Ordinariat umgehend eine abschlägige Antwort, und am 24. Oktober von demselben die Anweisung, daß Luz bis zum 29. Oktober dem neu ernannten Vikar die Pfarrwohnung zu räumen habe.

Nun war die Zeit der Entscheidung gekommen. Luz mußte entweder die ihm übertragene Pfarrei antreten, oder er war ohne Platz, denn in Karlsruh war seines Bleibens nicht länger. Aber, schrieb er damals in sein Tagebuch, Heft IV. p. 83.: „Römisch-Katholisch im Sinne meiner geistlichen Gegner bin ich weder in meinem Glauben, noch in meiner Lehre, noch in meinem Leben, will es nicht seyn, und hoffe es mit Gottes Gnade nie zu werden, indem ich fest überzeugt bin, daß auch nicht Petrus, der heilige Apostel, Römisch-Katholisch war. Nähme ich aber die Pfarrei Bayersohn an, so müßte ich auf die Römischen Grundsätze schwören; da ich nun aber, durch Gottes Gnade überzeugt bin, daß diese Grundsätze nicht biblisch — dem Worte Gottes nicht gemäß sind, so kann und darf ich sie mit gutem Gewissen nicht beschwören. Die restrictio mentalis aber hält ich für eine schwere Sünde, und eine Sünde sollt ich wissentlich begehen?“ Er entschloß sich daher, ohne weiter auf Untersuchung zu dringen, den Pfarrhof zu räumen, und die Pastorat der Pfarrei, insofern dieselbe im Verbande mit der Römischen Kirche bleiben wollte, dem neu ernannten Vikar abzutreten. Diesen seinen Entschluß theilte er der Gemeinde mit dem Bemerken mit, daß er es ganz ihr anheim stelle, was sie thun wolle; jedes solle sich genau vor Gottes Auge prüfen und seiner Sache gewiß zu werden suchen, und dann — mit Entschiedenheit und Festigkeit handeln. Siehe Heft IV. p. 83.

Die Gemeinde aber ihrerseits konnte wohl wissen, daß sie unter einem Römisch-Katholischen Priester, wie ihn das bischöfliche Ordinariat jetzt schicken werde, die geistliche Nahrung nicht finden werde, die sie brauchte und begehrte. Beiderseitiges Bedürfnis vereinigte sie daher mit ihrem geliebten Seelsorger am 26. oder 27. Oktober zu Beschlüssen, davon die wesentlichsten folgende waren (Heft IV. p. 89 und 90.):

„1) Da wir überzeugt sind, daß die symbolischen Bücher der Evangelischen Kirche mit der Lehre der heiligen Schrift übereinstimmen, so bekennen wir uns auch zu diesen, und schließen uns somit an die Evangelische Kirche an.

2) In Beziehung auf kirchliche Ordnungen und Disciplin wünschen wir Folgendes:

- a) eine eigene, der heiligen Schrift und der Sitte der ersten, apostolischen Kirche möglichst gleichkommende Liturgie;
- b) die Gestattung des öfteren Genusses des heiligen Abendmahls und der Beibehaltung der täglichen Erklärungen der heiligen Schrift, der Abendbetrachtungen über das Leiden und den Tod Jesu in der Fastenzeit, und der bisherigen Beichtordnungen;
- c) die Presbyterialverfassung;
- d) eine dem Worte Gottes und den Bedürfnissen der Gemeinde möglichst entsprechende Kirchenzucht.

3) Unter der Bedingung, daß uns diese Gegenstände genehmigt werden, treten wir förmlich zur Evangelischen Kirche über. Sollten sie uns aber, wie Jemand (ohne Zweifel W. M. in U. M.) bestimmt versichert, nicht genehmigt werden, so bleiben wir frei stehen und konstituieren eine freie, Evangelische Kir-

chengesellschaft, indem wir unser Gewissen nicht fesseln lassen, und des Segens des Evangeliums, dessen wir aus Gnaden theilhaftig wurden, verlustig werden können.“

„Das wäre nun,“ schreibt Luz, Heft IV. p. 91., „nach meiner innigsten Ueberzeugung, der rechte Weg, und die aufrichtigste und einfachste Art zu handeln gewesen. Ich genoß auf diese Art in Beziehung auf die Sache sehr viele Klarheit, Gewißheit, Ruhe und Freundigkeit.“ Gleichwohl erhielt sie mit einem Male eine andere Wendung. Ein Freund griff Luz wegen seiner Bereitwilligkeit, sich dem Beschele des Ordinariats zu fügen, heftig an, rieth ihm, schleunigst gegen denselben zu protestiren, die Entscheidung des Königs abzuwarten, den neuen Vikar, falls er doch käme, zurückzuschicken, und an seinem Posten zu verbleiben, bis er durch Vorweis einer allerhöchsten Ordonnanz vertrieben würde.

„Dieses Schreiben paßte nicht in meine Führung,“ sagt Luz selbst, Heft IV. p. 95., „paßte nicht in meinen Idengeang. Ich wollte aber nicht eigenfünig und eigenwillig handeln, und weil ich den theuren Verfasser desselben sehr achtete und liebte, so fügte ich mich den Forderungen desselben und schrieb an das bischöfliche Ordinariat.“ — So abhängig von Menschenrath und Wohlmeinen werden wir, wenn wir uns angewöhnen, durch augenblickliche Eindrücke unsere Handlungsweise bestimmen zu lassen. Gewiß, die Weisheit von oben her läßt ihr sagen, aber sie ist nicht mehr Weisheit, wenn sie Alles thut, was man ihr sagt! Doch reicht auch die große Schwäche Luzen's in diesem Stücke nicht hin, genügend zu erklären, wie er seinen ganzen so wohl überlegten und schlicht verfolgten Gang mit einem Male verlassen, und einen so verkehrten Weg betreten konnte; wir wagen einen Gedanken in seiner Seele zu suppliren, für den wir der Wahrscheinlichkeitsgründe nur zu viele noch später werden darzulegen haben, nämlich den: Auf diese Art könnte ich ja vielleicht mit meiner Gemeinde verbunden bleiben, ohne abzutreten! — Diese Vorstellung scheint ihn überwältigt und zu der unbegreiflichen Hast und Eile gebracht zu haben, mit der wir ihn jetzt handeln sehen. Am 27. Oktober Abends war obiger Brief gekommen, noch in derselben Nacht ging ein expresser Bote mit einem Schreiben an das bischöfliche Ordinariat ab, welches, wie Luz selbst, wenig schmeichelhaft für den theuren Verfasser jenes Briefes, sagt (Heft IV. p. 95. Anm.), „ganz in dem Tone desselben,“ d. h. „rauh, unehrerbietig, und darum auch unchristlich,“ ja „roh und brutal“ abgefaßt war, und wegen dessen er „den edeln und geliebten Bischof öffentlich und herzlich“ um Verzeihung bittet, und zu seiner Entschuldigung bemerkt, „daß dies (und noch ein anderes Schreiben gleichen Sinnes und Tones) weder aus seinem Herzen noch aus seiner Feder (!) gekommen sey.“

Der Ausgang war, wie leicht vorauszusehen, endlich der, daß ihm am 3. November auf Veranlassung des bischöflichen Ordinariats Augsburg ein Befehl der Königl. Regierung des Ober-Donaukreises (deren Sitz auch in Augsburg) an das Königl. Landgericht Neuburg an der Donau von dem dasigen Landrichter in der landgerichtlichen Kanzlei eröffnet wurde, dem gemäß das Landgericht ihn über seine irrigen Ansichten von dem Stand der Sache erst in Güte zu belehren, falls aber dies nicht fruchten sollte, mit den geeigneten Zwangsmitteln den Anordnungen des bischöflichen Ordinariats Eingang zu verschaffen habe. —

Hierauf gab Luz zu Protokoll, „daß er zwar der offenbaren Gewalt weiche, aber wegen der aus dieser gewaltsamen Ver-

fügung nothwendig sich ergebenden Infamierung seiner geistlichen und staatsbürgerlichen Person und Ehre den Rechtsweg der Vertheidigung und Ehrenrettung einschlagen werde." —

Noch auf dem Heimweg von Neuburg ergriff ihn die Neue über seine Abirung von der „aufrichtigen und einfachen Bahn, die sie sich acht Tage zuvor vorgezeichnet hätten," und „er entschloß sich entschieden und fest, mit des Herrn Gnade wieder einzulenken, und die oben bezeichnete Bahn ruhigen, aber festen Schrittes zu verfolgen." Ueber seine ganze Lage war sein Gemüth „sehr ruhig, klar und getrost. Nur der unchristliche, unehrerbietige Ton, in welchem die Schreiben an das bischöfliche Ordinariat waren abgefaßt worden, schmerzte ihn, und sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe, bis er es ernstlich bereut, und sich entschlossen hatte, darüber förmliche Abbitte zu thun."

Er räumte nun am 4. November in aller Stille den Pfarrhof, und zog in sein eigenes Haus nach Unter-Maxfeld. Schon am 5. früh Morgens reiste er aber ab nach München, mit dem Wunsch, die königliche Regierung zu einer Untersuchung seiner Sache bewegen zu können, weil seine Wirksamkeit auf dem Donaumoos auch als schwärmerisch und staatsgefährlich von seinen Gegnern angegeben worden sey. „Ich sehe diesfalls der strengsten Untersuchung getrost entgegen" (damit schließt er das IVte Heft seiner geistl. Notizen), „indem ich weiß, daß sie nur zu meinen Gunsten ausfallen kann, wenn man nur auch mich hört."

Von da an hörten wir von ihm und seiner Gemeinde nichts, bis wir im December 1831 durch eine Abschrift folgenden Briefes, den er an Pr., einen Evangelisch gesinnten Katholiken in M. schrieb, überrascht wurden:

Unter-Maxfeld den 15. December 1831.

Liebster Bruder!

„Nun ist Alles entschieden. Gegen 750 Seelen, bloß aus meinem Pfarrbezirk, haben freiwillig und mit erstaunlicher Freudigkeit ihren Beitritt zu einer eigenen Gemeinde erklärt, die Unterschriften sind alle gesammelt, das Glaubensbekenntniß und alles Andere angefertigt, und heute noch mit der Supplik an das Ministerium des Innern abgefordert. Es ist mir Alles klar und gewiß. Der Herr wirkt wunderbar. — Von auswärtigen Gläubigen ließ ich keines unterschreiben. Ihre Zahl beträgt auch gegen 100 Seelen, die sich Alle heiß sehnen, recht bald beitreten zu dürfen. — Die Klarheit, Gewisheit, Freudigkeit und Gefasheit der Leute ist unbeschreiblich. Was doch der Herr kann! Dabei ist ein völliges Mißtrauen auf eigene und anderer Menschen Kraft!" u. s. w.

Den Inhalt dieses Briefes bestätigte und erläuterte ein anderes Schreiben von Luz an Candidat Pö., d. d. Unter-Maxfeld den 2. Januar 1832, woraus wir folgende Stellen ausheben:

„1) Am 16. December 1831 erklärten 694 Seelen ihren Austritt aus der Römisch-Katholischen Kirche an den jetzigen Pfarrvikar von Karlsruh, Tags darauf schlossen sich wieder bei 40 Personen an, wenigstens 100 Seelen werden gleichfalls nächstens ihren Austritt erklären, aus benachbarten Katholischen Pfarren schließen sich, sobald die Sache nun die allerhöchste Genehmigung wird erhalten haben, wenigstens 50 Personen an, ich glaube aber mit den Kindern mehr als 100.

2) Den 18. December erklärte auch ich meinen Austritt aus der Römisch-Katholischen Kirche, und zwar an das bischöfliche Ordinariat Augsburg.

3) Die Gemeinde hat sich an Se. Majestät den König gewendet, mit der Bitte, eine eigene kirchliche Gesellschaft bilden zu dürfen, und legte zu diesem Behufe ihr Glaubensbekenntniß und ihre gottesdienstlichen Ordnungen bei. Auch bat sie, mich ihr als Prediger wieder zu geben. — Ich glaube, daß es schlechthin nothwendig sey, uns (vor der Hand) zur eigenen Gemeinde zu konstituiren, und bin dabei ganz überzeugt, daß es der Herr gewiß herrlich macht. Die Gründe hiefür sind zu licht und stark, als daß ich anders handeln könnte. Wenn ich's Euch einmal erzähle, so werdet Ihr mir sämmtlich Recht geben. — Unser Glaubensbekenntniß ist die Augsburgische Confession, unsere gottesdienstlichen Handlungen sind dieselben, wie ich sie Dir vergangenen Sommer erzählte, beide sind unter der Presse, und da sie binnen vierzehn Tagen fertig werden, so bekommst Ihr sie gedruckt.

4) M. in U. M. ist total gegen die gottesdienstlichen Ordnungen, auch ist er entschiedener und offener Gegner der Bildung einer eigenen Gemeinde, er schadet aber dadurch sich selbst gewaltig, und kränkt meine 900 Leute tief.

5) Ich sitze hier in Maxfeld und lese, schreibe, meditiere, bete, weine und singe. Das Lied Luthers: Eine feste Burg ic. ist nun mein Lieblingslied. Ihr könnt gar nicht glauben, welch unbefreibliches Maas des Glaubens, der Freudigkeit und der Hingabe an die Sache des Evangeliums der Herr den Leuten und auch dem armen Luz gibt. Er tauschte mit keinem Reichsprälaten. Nie hätt' ich's geglaubt, daß es Einem so wohl und leicht um's Herz werden könnte! Nie hätt' ich's geglaubt, daß der Herr in meinen Leuten so stark wirken würde!" u. s. w.

Was Luz und seine Gemeinde so ohne Weiteres zu diesem Schritt bewog, der doch nach allen vorangegangenen Besprechungen nur für den äußersten Fall aufbehalten war, wenn die Evangelische Kirche ihre beim Uebertritt für nothwendig erachteten Bedingungen nicht genehmige, muß dunkel und räthselhaft erscheinen. Unmöglich konnte die Aeußerung des Pf. M. in U. M. (Heft IV. p. 89.): „Man habe nichts dagegen, wenn die Gemeinde Karlsruh mit ihrem Geistlichen zur Evangelischen Kirche übergehe, daß sie aber eine eigene Liturgie und eine eigene kirchliche Verfassung bekomme, werde man nie zugeben, sondern mit aller Kraft dagegen arbeiten;" — allein so viel Gewicht für sie haben, ob dies gleich Luz in einem Brief vom 31. Mai 1832 behauptet. Aber derselbe M. scheint nur zu richtig den Plan durchschaut zu haben, wenn er schon untern 20. December 1831 nach M. schreibt, Luz wolle eine Deutsch-Katholische Kirche gründen. An sie, hoffte man, würden dann alle Evangelisch gesinnten Katholiken in Baiern freudig sich anschließen, Größeres noch mögen die (Katholischen) Freunde in M., die an diesem Plane gewiß keinen geringen Antheil hatten, ihm vorpiegeln haben, und wie leicht bestimmbar Luz durch Zureden von Freunden war, haben wir oben schon einmal gesehen. Aber was diesen Weg wohl mit am meisten seinem Herzen empfahl, war die Hoffnung, so würde er am sichersten mit seiner geliebten Gemeinde verbunden bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 5. December.

N^o 97.

Der Pfarrvikar Luz und die Gemeinde Karlskuld
auf dem Donaumoos im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Doch alle diese geheimen und offenbaren Triebfedern konnte damals Niemand voraussetzen, der nicht in Luzen's näherer Umgebung war (die vier Hefte geschichtlicher Notizen waren noch nicht im Druck erschienen), am wenigsten seine Evangelischen Freunde in E., die ihn nicht persönlich kannten, und mit Ausnahme der eben angeführten Zeilen, welche Luz an sie schrieb, weder in mündlichem noch schriftlichem Verkehr mit ihm standen; ein Brief, den v. R. in Angelegenheit einer Armenanstalt an ihn geschrieben hatte, kommt hier nicht in Betracht. Man suchte daher den Grund seines Fehlschritts in seiner Unbekanntschaft mit den kirchlichen und politischen Verhältnissen in Baiern, und Pr. R. fühlte sich theils aus eigener Bewegung, theils durch die Aufforderung anderer Freunde der guten Sache gedrungen, ihm Folgendes zu schreiben:

E. den 27. December 1831.

„In Christo hochgeehrter und geliebter Freund!

Wir kennen uns einander nicht persönlich, aber es ist Ihnen nicht unbekannt, daß Sie in R. und der Umgebung viele Freunde haben, zu denen auch ich gehöre, die durch briefliche Nachrichten und durch Augenzeugen vielfach gehört haben von dem reichen Segen, in welchem Sie in Ihrer Gemeinde auf dem Donaumoos das laute, schriftgemäße Evangelium verkündigen in Beweisung des Geistes und der Kraft, und die mit wachsender Freude und Theilnahme ihre Aufmerksamkeit der Gemeinde zuwandten, in welcher der Herr Ihrer evangelischen Predigt und treuen Seelenpflege eine so weite Thür aufgethan, und ein so kräftiges Werk seiner Gnade begonnen, und bis hierhin fortgeführt und geschützt hat. Die jüngsten Nachrichten von den Einschreitungen, durch die Sie gezwungen wurden, Karlskuld zu verlassen, ließen uns einem entscheidenden Schritte entgegen sehen, und wir haben nichts Anderes erwartet, als daß Sie mit allen denjenigen Gliedern Ihrer Gemeinde, die sich mit Ihnen in ihrem Gewissen die Römisch-Katholische Kirche zu verlassen gedrungen fühlen, ohne Weiteres zur Evangelischen Kirche Augs-

burgischen Bekenntnisses übertreten würden. Daß Sie aus voller Ueberzeugung sich mit diesem Bekenntniß würden vereinigen, und es mit freudigem Gewissen für den Ausdruck Ihres eigenen Glaubens erklären können, sehen wir nach Allem, was uns von Ihnen zur Kunde gekommen, als ausgemacht voraus. Auch können wir nicht zweifeln, daß Ihnen die zweite Beilage zur Verfassungsurkunde des Königreichs, das Religionsedikt vom Mai 1818, wohl bekannt sey, nach dessen Bestimmungen es zum Uebertritt von einer zur anderen der drei anerkannten christlichen Religionsgesellschaften bloß einer einfachen Erklärung dieser Entschliesung bei demjenigen Theile, wo man austritt, und bei demjenigen, wo man eintritt, bedarf, womit die gesellschaftliche Verbindung des Uebertritts vollständig erfüllt ist. Was die Kirchenordnung und kirchliche Disciplin betrifft, so stand Ihnen frei, die Presbyterialverfassung der Reformirten Gemeinden zu wählen, eine Verfassung, durch welche Ihrer Gemeinde für alle Zeiten das freie Wahl- oder Präsentationsrecht der Geistlichen, und die Handhabung einer dem Worte Gottes genau angemessenen Kirchenzucht gesichert worden wäre, und unzweifelhaft würde Ihnen diese Verfassung auf Ihr und Ihrer Gemeinde Begehren von der Protestantischen obersten Kirchenbehörde ohne alle Schwierigkeit zugesandt worden seyn. Mithin hatten Sie und der mit Ihnen übereinstimmende Theil der Gemeinde mittelst des einfachen Uebertritts zur Evangelischen Kirche einen offenen und gebahnten Weg, auf welchem der wichtige Schritt sofort ohne alle Schwierigkeit bewerkstelligt, und zugleich, so weit Ihr Vermögen und Ihre Verantwortung diesherab reichte, möglichst für die Zukunft gesorgt war. Denn eine kirchliche Gemeinschaft zu gründen, die sich, wie rein sie anfangs seyn möge, in dieser Reinheit auf die Dauer erhalte, ist aus einleuchtenden Gründen und nach allem Unterricht der Erfahrung und Geschichte, so wie auch nach deutlicher Weisung unseres Herrn in dem Gleichniß Matth. 13, 24 fg., ein unausführbares Unternehmen. Ich sehe auch nicht, wie das allerdings große und zu Tage liegende Verderben in der Protestantischen Kirche Sie hätte abhalten dürfen, sich an dieselbe anzuschließen, da Sie sich an diese Kirche ja nicht um ihres gegenwärtigen Zustandes, sondern um ihres Bekenntnisses willen angeschlossen hätten, welches Bekenntniß nie zurückgenommen worden ist, und an welchem der gläubige Theil,

wie sehr er auch zusammen geschmolzen (er wächst aber doch gegenwärtig auch wieder), unverrückt mit Leib und Leben festhält.

Nun sehe ich aber aus Ihren an H. Pr. in M. gerichteten Zeilen vom 15. d. M., die mir in Abschrift durch Freundeshand mitgetheilt worden sind, daß Sie mit jenen 750 Seelen, die mit Ihnen entschlossen sind, aus dem Verband der Römisch-Katholischen Kirche auszutreten, statt zur Evangelischen Kirche überzutreten, die Gründung einer neuen besonderen Kirchengemeinschaft beabsichtigen, und dieserhalb auch schon öffentliche Schritte gethan haben. Unmöglich kann ich Ihre Erwähnung eines neu entworfenen Glaubensbekenntnisses und einer beim Königl. Ministerium des Innern eingereichten Supplik anders als so deuten, denn beim Uebertritt zur Evangelischen Kirche wäre das neue Glaubensbekenntniß eben so überflüssig wie die Supplik, da eine bloße Anzeige hinreicht. Wie Sie nun diese Wahl haben treffen können, ist mir und Ihren übrigen hiesigen Freunden, bei dem Zutrauen, das wir nicht nur zu Ihrer Gesinnung, sondern auch zu Ihrer Einsicht gefaßt haben, unbegreiflich, und wir sind bekümmert, weil wir dafür halten, daß Sie sich und die Gemeinde ohne Noth und Verursachung in ein Labyrinth von Schwierigkeiten und Leiden verwickeln, welches in Ihrer Lage, wie wir dafür halten, hätte umgangen werden können und mußte.

Zuerst halten wir Ihr Unternehmen auf dem von Ihnen betretenen Wege für unausführbar. Der Staat kann und darf nach der gesetzlichen Ordnung nicht anders, als Ihre Supplik derjenigen kirchlichen Oberbehörde zuweisen, unter der Sie stehen, und aus deren Jurisdiktion Sie mit Ihrer Bittschrift nicht hinaustreten, und von der Sie mit dem Inhalt dieser Bittschrift, der Natur der Sache nach, nicht erhört werden. Sie behalten bei dem von Ihnen gewählten Wege zu Ihrem nächsten gesetzlichen Richter diejenige Behörde, mit der Sie sich durch Ihre Bittschrift unausweichlich in Opposition stellen. Was also soll diese Supplik?

Für das Andere müssen Sie, da Sie sich zu keiner der drei anerkannten Kirchengemeinschaften halten, sondern eine neue bilden wollen, sich gefallen lassen, daß man Sie ohne Weiteres für einen Sektierer, und die Gemeinde für eine durch Sie verführte erklärt, — oder daß man einen Verhaftsbefehl wider Sie auswirft, und einen Prozeß wider Sie einleitet, der sich, anderer Möglichkeiten zu geschweigen, unabsehblich in die Länge ziehen kann. Die auf solche Weise von Ihnen getrennte Gemeinde wird Versuchungen zu bestehen haben, bei denen nicht zu verwundern wäre, wenn auch diejenigen, die jetzt alle mit Ihnen eines Sinnes sind, sich wieder in Partheien spalteten.

Ich habe, obwohl noch nicht jeder hieher gehörige Punkt von Wichtigkeit berührt worden ist, genug gesagt, um Ihnen klar zu machen, warum Ihre oben erwähnten Zeilen an H. Pr. uns schwere Besorgnisse um Sie und Ihre Gemeinde eingefloßt haben. — Die ungemessene Hochachtung, die mir so viele Nachrichten von Ihrem freudigen evangelischen Glauben, von Ihrer lebendigen Liebe zum Herrn und von Ihrer Eingebung für Ihre Gemeinde, und von Ihrer reich gesegneten Arbeit eingefloßt haben, und die herliche Liebe zu Ihnen, deren ich mir bewußt bin, würden an sich allein mich nicht dahin bringen, zu denken, daß ich einen Verursacher hätte, Ihnen Obiges zu schreiben, zumal, da ich von dem näheren Stande der Sachen nicht unterrichtet bin, und so weit ich unterrichtet bin, mein Rath zu spät kommt. Aber Ihre durch den lieben E. mir eingehändigten (oben angeführten) Zeilen vom Monat Mai, worin Sie mit so großem und vollem Vertrauen mir mittheilten, daß Sie sich in der rö-

misch-Katholischen Kirche nicht mehr in die Länge mit gutem Gewissen halten zu können glauben, machen es mir zur Pflicht, in diesem Augenblick mein bisher beobachtetes Schweigen zu brechen, und die in jenen theuren Zeilen Ihrer Hand mir ausgebrückten Gesinnungen dadurch mit Vertrauen und Liebe zu erwidern, daß ich Sie bitte, meine und mehrerer Freunde Besorgnisse einer sorgfältigen Prüfung zu würdigen."

Als dieser Brief in die Hände von Luz kam, war Alles, was darin vorausgesetzt wird, bereits eingetroffen. Die strengste Untersuchung hatte begonnen, eine eigene Commission war dazu niedergesetzt und in Karlsruh eingetroffen. Den ausgetretenen Gemeindegliedern ward jedes Zusammenkommen zu gemeinschaftlicher Berathung scharf verboten, die Gensd'armen umschwärzte Tag und Nacht das Dorf, gegen Luz selbst war ein Prozeß eingeleitet, und ihm eben insinuiert worden, daß er sich aus der Gegend wegzugeben hätte (ob er gleich in Unter-Maxfeld ein eigenes Haus hatte, also ansäßig war), weil man seinen Einfluß auf die Gemeinde nicht länger dulden wollte. In dieser Lage schrieb Luz an R.:

„Unter-Maxfeld den 4. Januar 1832.

Innigst verehrter, geliebter, väterlicher Freund!

Borgestern Abends erhielt ich Ihr liebes, sehr wichtiges Schreiben. — Hätte ich das, was Sie mir darin so väterlich theilnehmend sagen, vor drei Wochen gewußt, so hätte ich es anders gehandelt. — Jedoch glaube ich, daß sich die Sache auch jetzt noch ganz gut machen lasse, ich finde aber hiezu für notwendig, Sie mit einem Besuche zu belästigen, um Alles mündlich bereden zu können, und werde deshalb übermorgen von hier abreisen, so daß ich bis Sonntag oder Montag in E. seyn werde."

Sonntag den 8. Januar kam er auch in E. an, und besprach sich mit den dortigen Freunden. Alles, was ihm diese rietzen, so wie ihre Gründe, ist in obigem Briefe schon ausgedrückt. Luz schien vollkommen überzeugt. Noch in E. setzte er im Namen sämmtlicher, aus der Katholischen Kirche ausgetretener Gemeindeglieder ein Schreiben an das Königl. Ministerium auf, worin sie ihre Bitte, eine eigene kirchliche Gesellschaft bilden zu dürfen, zurücknehmen, und ein anderes an das Königl. Ober-Censur-Bureau, worin sie ihren Entschluß aussprechen, sich an die Evangelische Kirche anzuschließen, und dabei nur bittweise um die Gewährung folgender Punkte nachsuchen: 1) daß Karlsruh eine selbstständige und unabhängige Gemeinde bilde, d. h. nicht nach Unter-Maxfeld oder sonst wohin eingepfarrt werde, 2) die Presbyterialverwaltung und täglichen Gottesdienst bekomme, 3) alle Sonntage das Abendmahl halten, 4) eine Christmässige Kirchenzucht üben dürfe, und 5) Luz als Geistlichen beziehe (so gibt Luz die fünf Punkte in einem Brief vom 31. Mai 1832 selbst an), welche Bitten mit einleuchtenden Gründen unterstützt werden konnten. *)

*) Nach diesem Bericht über den Hergang der Sachen ist die Äußerung in einem lithographirten Schreiben von Pr. in M. zu erläutern und zu berichtigen, daß die Freunde in M. und E. Luz beredet hätten, er möchte den Plan, eine eigene Gemeinde zu errichten, aufgeben, und graden Weges zur Evangelischen Kirche übertreten. — Wie fern diese Freunde von dem Streben waren, der Evangelischen Kirche an ihm einen Proselyten zu gewinnen, beweist am besten die Thatsache, daß K. ihm auf den Brief vom 19. Mai 1831, worin er ohne alle Veranlassung von Seiten K. s. ihm schreibt, er glaube sich mit gutem Gewissen nicht länger in der Katholischen Kirche halten zu können, gar nicht antwortet, und erst dann

Am 17. Januar reiste Luz selbst nach München ab; um die Sache seiner Gemeinde beim Ober-Consistorium zu betreiben, und erhielt von den Räten mündlich die Gewährung ihrer Bitten zugesichert, auch wurden alsbald die ausgetretenen Karlsruher angewiesen, ihre Uebertretterklärung nach den bestehenden Gesetzen einzeln und persönlich bei Pf. M. in Unter-Maxfeld zu Protokoll zu geben, wodurch ihren Bedrängnissen ein Ziel gesteckt wurde. — Aber noch im Januar schrieb Dr. von München die räthselhaften Worte: Luz werde sich in der protestantischen Kirche auch nicht halten können. Luz aber, statt, wie er versprochen hatte, nach N. zurückzukehren, ging am 28. Januar nach Augsburg, um an Dekan G. seinen Uebtritt zur Evangelischen Kirche zu erklären, und beschloß eine Zeit lang dort zu bleiben, ob er gleich früher in E. geäußert hatte, unter allen Orten, die ihm zum Aufenthalt angewiesen werden könnten, würde ihm keiner peinlicher seyn als Augsburg. Herr B., ein angesehener protestantischer Bürger in Augsburg, nahm ihn in Herz und Haus auf als einen theuren Bruder im Herrn. Aber kaum in Augsburg angelangt, erhielt er durch einen Befehl von der Regierung des Ober-Donaufreises daselbst Stadtarrest, weil eine Untersuchung wegen Sektirerei gegen ihn eingeleitet sey: wie wir kaum anders denken können, eben in Folge jenes Mißgriffs, daß er nicht sogleich zur Evangelischen Kirche übergetreten war, den seine Feinde schau benutzten. Als daher das Königl. Ober-Consistorium mit rühmlichem Eifer sein Ziel, Luz seiner Gemeinde sobald als möglich wiederzugeben, verfolgend, ihn schon in den ersten Tagen des Februar anwies, sich unverweilt in Ansbach zu einer für ihn außerordentlichen Weise zu haltenden Prüfung zu stellen, *) war er durch seinen Stadtarrest gebunden, mußte um Verlängerung des Termins nachsuchen, und hatte auch dann noch viel Schwierigkeit, von Augsburg loszukommen. Dies der erste Anstoß, den der Verlauf der Sache seit seinem Uebtritt fand, offenbar durch seine eigene Schuld, in N. wäre er dem auch wahrscheinlich entgangen. Er beschäftigte sich nun in Augsburg mit Ausarbeitung der oft gedachten geschichtlichen Notizen, und erklärt in der vom 15. Februar 1832 datirten Vorrede zum ersten Hefte p. 5.: „Ich glaube von ganzem Herzen, daß die Lehre der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments, diese oberste Regel und Richtschnur des Glaubens und Lebens, wofür ich sie mit voller, innigster Ueberzeugung erkenne, in der unveränderten Augsburger Confession genau enthalten sey, und erkläre somit diese auch für mein Glaubensbekenntniß;“ und p. 7.: „Es reuet mich nicht, den Schritt, so ich gethan habe, wirklich gethan zu haben; ich genieße nun in meinem Innern eine Ruhe, einen Frieden und eine Seligkeit, die mir um alle Welt nicht feil wären.“

ihm mit seinem Rathe beispringt, als er aus der Katholischen Kirche bereits ausgetreten, und im Begriff war, den größten Mißgriff zu begehen. — Luz selbst äußert sich in dem Brief vom 31. Mai 1832 über Frs. Schreiben noch sehr unzufrieden.

*) Zum Beweis, wie das Königl. Ober-Consistorium Luzen's Sache ansah und behandelte, diene folgende Bemerkung in einem Manuscript dieser Behörde an das Consistorium zu Ansbach, sein Examen betreffend: Man müsse bedenken, daß man es hier mit einem Manne zu thun habe, der durch die Predigt des Wortes mehrere hundert Seelen zur lebendigen Erkenntniß des Evangeliums geführt habe, und daher auf eine ganz andere Weise zu behandeln sey, als ein Candidat, der eben von der Universität zurückkehrt. (Aus einem Briefe von B. in A. an Candidat Pa.)

Unterdeß war der Uebtritt der aus dem Katholischen Kirchenverband entlassenen Karlsruher in den Evangelischen zu Unter-Maxfeld ruhig und in bester Ordnung erfolgt, sie selbst bezeugen dem Pf. M., „daß er sich bei dieser Gelegenheit als ein Christ benommen habe.“ Gegen ein vom 11. Februar 1832 datirtes Erkenntniß des Landgerichts Neuburg a. d. D. aber, wonach Luz, als der Schwärmererei überwiesen, unter besonders polizeiliche Aufsicht gestellt wurde, ergriff er den Rechtsweg unter der Leitung eines ausgezeichneten Advokaten in N. — Alles konnte sich noch in's Gleiche richten, da geschah ein neuer Mißgriff, der die ganze Angelegenheit in die größte Verwirrung zu bringen drohte. Unversehens erschien nämlich im Buchhandel ein: Bekenntniß der christlichen Wahrheit, wie solche in der Pfarrei Karlsruh auf dem Donaumoos erkannt und geglaubt wird, mit angehängter Kirchen- und Gemeindeordnung.

Den Eindruck, den sein Erscheinen auf die Freunde der guten Sache machte, und welcher Art diese Schrift sey, schildert am besten folgender Brief, den K. aus E. auf diese Veranlassung an Luz schrieb.

E. den 29. Februar 1832.

„Hochgeehrter und geliebter Freund im Herrn!

Der Gedanke, daß ich Ihnen vielleicht wehe thue, macht es mir schwer, Ihnen diese Zeilen zu schreiben. In einer Lage, wie die Ihrige gegenwärtig ist, wo man von den Feinden gedrängt wird, thut das Wort eines Freundes, wenn ein Stachel darin ist, oft doppelt wehe. Nur die Theilnahme an der Sache und die Liebe zu Ihnen kann mich zu den folgenden Aeußerungen bewegen.

Die eben geschehene Herausgabe des durch die Katolsche Buchhandlung mir zugekommenen Karlsruher Glaubensbekenntnisses ist ohne allen Zweifel ein wesentlicher Fehlschritt, welcher der guten Sache bei Feinden und Freunden nur schaden kann. Ein Anderes ist es, wovon Herr B. redet, mit der Herausgabe einer treuen Erzählung des historischen Hergangs der Sache, (obwohl mir auch hier die Nothwendigkeit der Eile nicht einleuchten will, da die früheren öffentlichen Berichte über die Vorgänge in Karlsruh einen überaus günstigen Eindruck aller Orten gemacht haben), aber die Herausgabe dieses Karlsruher Glaubensbekenntnisses, ohne daß irgend zu Anfang oder zum Schlusse bemerkt wird, wie es sich mit demselben denn eigentlich verhält, kann meines Erachtens nur Verwirrung anrichten und Unzufriedenheit erregen, und die Gemeinde wird sich, statt sich Freunde dadurch zu erwecken, viel eher Freunde und Unterstützung damit verschlagen. Ist es doch ein durch Eingabe der Gemeinde an das Königl. Ministerium und Uebtrittserklärung zur Evangelischen Kirche zurückgenommene Bekenntniß, und jetzt wird es durch die Veröffentlichung gewissermaßen neu adoptirt. Solche neue Adoption kann doch die Meinung nicht seyn, und doch läßt sich der Schritt, ohne nähere Deutung, nicht anders als so verstehen. Wie soll insbesondere das Königl. Ober-Consistorium ihn ansehen? Wird nicht die nach Ihrer letzten Nachricht von Seiten des Königl. Ober-Consistoriums noch fehlende förmliche Anerkennung des Uebtritts der Gemeinde hiedurch jener Behörde geradezu und zwar auf das Aeußerste erschwert? Wird nicht diese Behörde, deren schnelle und sachgemäße Verfügungen bis dahin Ihnen schwerlich etwas zu wünschen übrig ließen, durch die Erscheinung dieser Schrift gewissermaßen mit compromittirt und in Verlegenheit gesetzt?

Lassen Sie mich noch Folgendes beifügen. Ihre ich, so ist mein die Freude, daß ich geirrt; ist Wahres darin, so wird es

ja von Ihnen gewürdigt werden. Ihre und Ihrer Gemeinde Wünsche, die Liturgie, die Gottesdienstordnung und kirchliche Verfassung betreffend, scheinen mir, dem wesentlichen Inhalt nach, völlig gegründet und gerecht, und ich sehe auch in der Constitution kein Hinderniß, warum diese Wünsche beim Uebertritt zur Evangelischen Kirche nicht sollten erfüllt werden. Zu der Entwerfung eines Karlsruhder Glaubensbekenntnisses aber hatten Sie in Ihrer Lage, nach meinem Dafürhalten, keinen Beruf. Sie treten der Augsbургischen Confession in allen wesentlichen Punkten, sogar wörtlich bei, und gewiß, nur wenn Sie in einem oder vielen wesentlichen Punkten davon abweichen, dürfte Ihnen eine so hohe und wichtige Sache, als die öffentliche Ausfertigung eines neuen Glaubensbekenntnisses unter dem Namen des Karlsruhder, ein Gegenstand ernstlicher Ueberlegung werden. Dann konnten Sie, unbefriedigt durch das Bekenntniß der Römischen, wie durch das der Evangelischen Kirche, an einen Beruf denken; ähnlich wie der Beruf der Reformatoren des 16ten Jahrhunderts war. Sie hatten und haben eingestandenermaßen diesen Beruf nicht. Der Entwurf selbst beweist dies auch deutlich durch sein Gutes, wie durch seine Fehler. Das Gute darin ist ja mit dem Inhalt des Augsbургischen Bekenntnisses so zu sagen identisch, das Eigenthümliche des Entwurfs besteht demnach zunächst in seinen Fehlern, worunter ich rechne: a) einiges Schriftwidrige, besonders p. 12. die Erklärung, daß auch im Fall des wirklichen Ehebruchs der unschuldige Theil nicht frei seyn soll, eine anderweitige Ehe einzugehen, womit Sie eine Ausnahme für unsatthast erklären, welche der Herr selber ausdrücklich Matth. 5, 32. gemacht hat; b) mehrere in eine Confessionsschrift nicht hingehörende Unbestimmtheiten, deren ich z. B. auf der elften Seite zwei finde, die Beichte und die Ordination betreffend. So scheint es auch inconsequent, eine andere Confession, wie hier die Augsburger, so wörtlich zu Grunde zu legen, und ihrer dabei doch mit keinem Worte zu gedenken. Ueber das Alles würde ich, nachdem der Schritt von der Gemeinde zurückgenommen worden, kein Wort weiter verloren haben, aber Sie sehen daraus, daß meine Verwunderung über die Herausgabe und meine Furcht vor den Folgen dieses Schritts um so größer ist.

Was es werth ist, einer Kirche anzugehören, in der volle Freiheit der Verkündigung des Evangeliums statt hat, scheint noch nicht ganz von Ihnen gewürdigt zu werden. Sie haben mehr haben wollen, als Sie auf dem einfachen gesetzlichen Wege haben konnten, und riskiren darüber auch das zu verlieren, was vor der Hand lag, und von Ihrer Gemeinde für immer getrennt zu werden. Die Differenzen mit Herr Pf. M. in U. M. erscheinen mir gegen alles Uebrige als eine Kleinigkeit, womit es sich von selbst geben würde, wenn wir nur einmal die Hauptsachen, Ihren und der Gemeinde Uebertritt und Ihr Examen hinter uns hätten.

Verübeln Sie mir dieses offene Freundeswort nicht. Wie viel lieber wollte ich Sie trösten und beitragen zu Ihrer Aufreiterung, Freude und Stärkung nach bestem Vermögen. So wollte es uns hier auch dünken, Sie hätten es an Vorsicht in der pflichtmäßigen Sorge für Ihre persönliche Freiheit und Ehretheit fehlen lassen, indem Sie Augsburg zum einstweiligen Aufenthaltort gewählt" u. s. w.

Wer nun der Veranlasser dieser ganzen Verwirrung war, müssen wir den geneigten Leser bitten, sich aus den hier folgenden Angaben selbst zusammen zu reimen, weil wir es nicht können. B. in A. schreibt d. d. 7. März an P. A.: „An der zu frühen Ausgabe des Glaubensbekenntnisses haben wir hier nicht die geringste Schuld. Prechter in Neuburg und Pr. in M. haben es ausgegeben und verschickt, bevor wir hier nur wußten, daß es fertig sey, und so halfen die Gegenbefehle nichts mehr.“ Luz selbst erklärt sich in der Antwort auf obigen Brief von A. in E., ebenfalls vom 7. März 1832, darüber also: „Hier in Augsburg habe weder ich noch der theure Bruder B. ein Exemplar von dem Glaubensbekenntnisse ausgegeben. Sie lagen alle in Neuburg bei Buchbinder Prechter. Diefem schrieb ich 5—6 Mal, es dürfe davon durchaus keines ausgegeben werden, bis er von mir specielle Erlaubniß dazu habe. Ungeachtet dessen hatte er sie aber schon bei vierzehn Tage vorher, ehe ich auch nur eines zu Gesichte bekam, nicht nur an Freunde, sondern — in den Buchhandel — ganz gegen meinen Willen gegeben, denn in Buchhandel wollte ich sie gar nie kommen lassen.“ P. A. aber schreibt unterm 23. Oktober in zwei Briefen an B. Beschlüsse, er habe selbst in Neuburg den Brief von Luz an Prechter d. d. 14. Februar gesehen, worin er diesem die Orte angibt, wohin das Glaubensbekenntniß geschickt werden solle. —

So unangenehm indeß dieser Vorfall war, so brachte er doch in der Gesinnung des Ober-Consistoriums im Wesentlichen keine Veränderung hervor, und B., der eigens dieser Angelegenheit halber nach München gereist war, brachte die wiederholte Zusicherung zurück, daß „die gottesdienstlichen Ordnungen, so wie sie im Glaubensbekenntnisse verzeichnet sind, genehmigt,“ und „alle Uebergetretenen der Expositur Karlsruhd einverleibt, keine Seele nach Unter-Maxfeld eingepfarrt werden solle.“ Nur in einem Punkt glaubt das Ober-Consistorium die früher erregten Hoffnungen nicht erfüllen zu können, nämlich Luz sollte nach bestandnem Examen nicht sogleich wieder nach Karlsruhd kommen, sondern erst wenn er sich einige Jahre auf anderen Pfarrverweisungen als tüchtiger Seelsorger bewährt habe, alsdann sich als Pfarrer nach Karlsruhd melden dürfen. Unter dessen wollte das Ober-Consistorium Sorge tragen, daß die übergetretene Gemeinde einen wackeren christlichen Vikar bekäme, und zielte gleich von Anfang damit auf den Candidaten P. A., einen vertrauten lieben Freund von Luz, an den mehrere seiner Briefe gerichtet sind, aus denen wir oben Auszüge mitgetheilt haben, und der dazu der Gemeinde schon bekannt war und ihr Vertrauen besaß. — Und welcher unbefangene Leser kann diese Maßregeln anders als höchst billig, ja zuvorkommend gegen die Karlsruhder finden? Wohl hatten sie und Luz Grund zu wünschen, daß sie sobald als möglich wieder zusammen kämen, wer wollte dies Verlangen ihnen verargen? Aber hatte denn das Ober-Consistorium gar kein Recht, nach so viel Mißgriffen nun auch einmal erst zuzusehen, wie Luz und die Gemeinde sich weiter benehmen würden, ehe es alle ihre Wünsche ohne Ausnahme erfüllte; ja war es nicht seiner äußeren Stellung diese Vorsicht sogar schuldig?

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 8. December.

N^o 98.

Der Pfarrvikar Lutz und die Gemeinde Karlsruhl
auf dem Donaumoos im Jahr 1832.

(Fortsetzung.)

Allein schon Lutz äußert sich hierüber (in dem Briefe vom 7. März) auf eine Art unzufrieden, welche zugleich aufdeckt, daß er noch immer nicht die alten Nebenabsichten auf seine Freunde unter den Katholiken, die ihn damals zu dem Entschluß gebracht hatten, eine eigene Kirche gründen zu wollen, mochte fahren lassen: „Meine Freunde in der Katholischen Kirche, besonders die Geistlichen, haben gewünscht, und nach den früheren Versprechungen des Königl. Ober-Consistoriums bestimmt erwartet, ich werde bei der neuen Gemeinde belassen werden. Sie haben gewünscht, daß Karlsruhl in gewisser Beziehung eine Muster-Gemeinde für sie werden möchte, auf die sie sodann hinweisen, an die sie sich nach und nach anreihen könnten. Mein Nicht-Einkommen wird sie nun sehr befremden und in mancher Beziehung irritiren. Mich fürchte ich, es könnte dieses selbst unter den Uebergetretenen widerliche Eindrücke veranlassen. So liegt es auch am Tage, daß diejenigen, welche sich aus den benachbarten Katholischen Gemeinden anschließen wollen, dadurch auf eine für sie bedenkliche Probe gesetzt werden.“ (Als ob eine solche Probe nicht eher wünschenswerth als zu fürchten wäre!) — Noch stärker aber äußert sich Dr. in dem schon erwähnten lithographirten Schreiben. Er findet, trotz dem, daß das Ober-Consistorium Alles, was der Gemeinde früher versprochen worden war, den einzigen Punkt, welcher Lutzen's Person betraf, für sich ausgenommen, wiederholt bestätigte, „die nunmehrige Erklärung desselben den früheren bestimmten Aeußerungen ganz entgegengesetzt,“ meint, „die Sache habe nun den höchsten Punkt von Schwierigkeit und Ungewißheit erreicht,“ und setzt naiv hinzu: „Es handelte sich von jeher und handelt sich auch jetzt noch hauptsächlich und vor Allem darum, daß Lutz und seine Gemeinde beisammen bleiben.“ — So spricht er hier schon die später noch mehr hervortretende Triebfeder aller Vor- und Rückschritte Lutzen's und seiner Gemeinde mit klaren Worten aus; Schritte, von denen man meinen sollte, daß sie nur Gewissens halber hätten gethehen dürfen.

Von der Zeit an datirt sich bei Lutz eine Bitterkeit gegen das Ober-Consistorium, die ihn alle Maassregeln desselben ungerathen beurtheilen ließ. Aber diese Unlauterkeit in seinem Herzen sollte noch besser hervorgezogen werden und an den Tag kommen, indem nun wirklich eine kleine Geduldsprüfung für ihn und die Gemeinde begann.

Gedachter P^a. wurde zum Vikar von Karlsruhl ernannt. Aber seine Instruktion, die ihm vom Königl. Consistorium zu Baireuth durch Dekan G. mitgetheilt wurde, enthielt einige Punkte, die Lutz in einem Briefe vom 2. April so angibt:

- „a) Die 600 Uebergetretenen sind zum Pfarramt Marfeld angewiesen,
- b) P^a. ist dem Pfarrer M. subordinirt, hat nomine M. zu pastoren, wohnt so lange in Marfeld, bis sich die Karlsruhl durch ein polizeiliches Attest ausweisen können, daß sie eine angemessene Vikarswohnung und ein taugliches Lokal zum Gottesdienst haben, und der Gottesdienst wird für sie bis dahin in Marfeld gehalten;
- c) die besondern Gottesdienste haben zu unterbleiben, und Marfeld ist diesfalls die Norm für Karlsruhl;
- d) die Uebergetretenen haben demungeachtet ihren Vikar zu erhalten,“ u. s. w.

Diese Instruktion des Consistoriums zu Baireuth schien allerdings den gegebenen Versprechungen des Ober-Consistoriums nicht gemäß, P^a. reiste daher, noch ehe er sein Amt in Karlsruhl antrat, nach München, um sich dort näher zu erkundigen. Er kam mit beruhigenden mündlichen Versicherungen zurück, daß Alles nur provisorisch sey, und daß die wesentlichsten Wünsche der Gemeinde (Agende, Katechismus, die Presbyterialverfassung, und ein anderes Gesangbuch betreffend, als das in den übrigen Evangelischen Gemeinden Baierns eingeführte) erfüllt werden würden. Mittlerweile war Lutz nach Augsburg zum Examen gereist, welches am 9. April den Anfang nahm. Doch war er nur für die Dauer desselben aus seinem noch fortwährenden Stadtarrest entlassen worden, und mußte unmittelbar darauf nach Augsburg zurück.

Wie es der Gemeinde anfangs unter P^a's. Leitung ging, beschreibt folgende Stelle eines Briefes von B. d. d. 24. April 1832.: „Von Karlsruhl empfangen ich die besten und erfreulichsten Berichte; der theure P^a. arbeitet in großem Segen, und

besonders wurde die Feier des heiligen Abendmahls von der ganzen Gemeinde mit einer großen Beugung des Herzens begangen. Die Predigten des lieben P. a. weckten aufs Neue Alles auf dem Noose auf, und auch die Wiedertäufer der dortigen Gegend bezeugen ein großes Verlangen, sich der Evangelischen Gemeinde Karlsruhl anzuschließen."

Doch das dauerte nicht lange, diese heiteren Aussichten trübten sich bald wieder. — Am 1. Mai gingen P. a. und die sieben Ältesten der Gemeinde in's Landgericht nach Neuburg und zeigten an, daß für den Vikar eine Wohnung in Karlsruhl bereits in Ordnung, auch eine Scheune zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen da sey, welche sie in den gehörigen Stand setzen wollten, und die Genehmigung des Landgerichts jetzt verlangten. — Durch diese Genehmigung wäre der Forderung b) in P. a.'s Instruktion Genüge geschehen, allein das Landgericht hatte schon zum Voraus darüber an die Königl. Regierung des Ober-Donaufreises in Augsburg berichtet, und diese schlug das Gesuch ab. — Dagegen konnte die Gemeinde mit Recht reklamiren, und that es auch bei dem Königl. Ober-Consistorium. Aber daß sie noch zwei andere Gesuche an diese Behörde beifügte, das eine, um Bildung eines selbstständigen, von Marxfeld unabhängigen Vikariats, das andere, um die bestimmte Zusicherung der ihnen vom Ober-Consistorium mündlich versprochenen Freiheiten in Einrichtung ihres Gottesdienstes und ihrer kirchlichen Verfassung, — erscheint voreilig und als ein Werk der Ungebuld, wozu auch P. a. sich mit hineinziehen ließ. Denn die Bildung eines selbstständigen Vikariats in Karlsruhl hing von dem Nachweis der Substanzmittel der Gemeinde ab, zu deren Herbeischaffung zwar schon wirksame Anstalten getroffen waren, aber der Erfolg noch mit ein wenig Geduld hätte abgewartet werden sollen. Aber zu so ungestümm Eile trieb die Gemeinde ein tief gewurzelter Widerwille gegen den Pf. M. in Unter-Marxfeld, der ihren Plänen, wie schon mehrmals erwähnt, abhold schien, — und die wie ein Gespenst sie verfolgende Befürchtung, noch einmal zu ihm eingepfarrt zu werden. — Die förmliche und definitive Genehmigung ihrer übrigen Forderungen hing aber mit der erlangten Selbstständigkeit der Gemeinde auf's Engste zusammen.

Von dem inneren Zustand der Gemeinde sagt P. a. in demselben Briefe, worin er die Ergreifung dieser Maßregeln meldet (d. d. 20. Mai), daß sie einer Sichtung sehr bedürfe, denn auch die Eifrigsten seyen matt geworden (wie denn bei dem unruhigen Treiben und Tagen nicht anders seyn konnte), und Mehrere, denen lange kein Stern der Hoffnung auf baldige reichliche Unterstützung aufging, seyen wieder Römisch-Katholisch geworden, und befänden sich jetzt wieder ganz wohl in dieser Kirche, was ihnen vorhin doch nicht möglich gewesen wäre.

Alle diese Punkte, sammt einigem Anderen, was Luzen's Person und die Gefahr betraf, welche die unbedingte Huldigung seiner Freunde, besonders Pr's in jenem lithographirten Briefe, ihm zu drohen schien, hielt K. ihm in einem Briefe vom 27. Mai in großer Liebe vor. Aber es war zu spät. Luz hatte die Geduld eben so gut verloren wie seine Gemeinde. Die Verzögerung, welche die vollständige Gewährung seiner gleich beim Uebertritt im Namen der Gemeinde gestellten Bitten erlitt, hatte ihn bereits dahin gebracht, daß er bereute, seinen früheren Plan zur Gründung einer eigenen Kirche fahren gelassen zu haben, und zwei Stimmen aus Jr., so wie der Umstand, daß die evangelisch gesinnten Katholiken im Bisthum Augsburg durch die Schwierigkeit, welche die Karlsruhler fanden, irre gemacht,

sich nun ganz zurückzogen und alle Lust zum Uebertritt verloren, — bestärkten ihn noch in dieser Stimmung. Doch es sollte noch besser herauskommen, was in seinem und der Gemeinde Herzen war; dazu mußte ein Rescript des Königl. Consistoriums zu Baiereuth dienen, dessen Inhalt Luz (in einem Briefe vom 31. Mai) so angibt:

- a) In Karlsruhl darf nie Gottesdienst gehalten werden,
- b) die Kirche in Marxfeld wird erweitert und die Uebergetretenen werden dahin eingepfarrt,
- c) dadurch wird ein eigener Vikar (P. a.) entbehrlich,
- d) man habe gehört, daß die Gemeinde das Baiेरische Gesangbuch noch nicht angenommen habe, und eine andere als die bestehende Agende wolle, — dies könne durchaus nicht gestattet werden;
- e) bis dies Alles im Reinen sey, bleibt die Sache wie jetzt, der Vikar dürfe aber ohne Vorwissen und Genehmigung des M. nichts vornehmen, und nichts ohne den M. mit den Leuten berathen" u. s. w. *)

Die Maßregel, welche Luz und die Gemeinde hierauf ergriffen, war diktiert von dem tiefen Unmuth ihres Herzens. Ohne mit P. a., der doch jetzt der eigentliche Seelforger der übergetretenen Karlsruhler war, und insofern Luzen's Stelle eingenommen hatte, die geringste Rücksprache zu nehmen, ja ohne ihn nur davon in Kenntniß zu setzen, beschloß Luz: „die seit dem Uebertritt aus der Hand gelassenen Zügel selbst wieder zu ergreifen,“ und auf seinen Rath schrieb die Gemeinde am 31. Mai an den Pf. M. in U. M., den Dekan G. in A., das Königl. Landgericht Neuburg a. d. D. und die Königl. Regierung des Ober-Donaufreises: „daß sie sich nie und unter keiner Bedingung nach Marxfeld einsparen lasse, und deshalb von heute an die dortige Kirche nicht mehr besuche.“ (Was auch von dem größten Theile der Gemeinde also geschah.) An demselben Tage gingen drei Berichte an das Königl. Ober-Consistorium ab, „worin die Gemeinde mit aller Ruhe (?) erklärt, daß sie von den Punkten, welche sie als zur Sicherung der guten Sache und zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse notwendig erkannt, und welche ihr auch ein Königl. Ober-Consistorium als ganz evangelisch wiederholt zugesichert habe, nicht abgehen könne, und daher eine kategorische Antwort in der Sache wünsche.“ — „Dieser Schritt mußte gethan werden,“ meint Luz, „um die ganze Masse der Uebergetretenen zusammen zu halten, denn ich bin vollkommen überzeugt, daß sonst die ganze Sache zersplittern würde, — so aber bleibt das Ganze beisammen, und erstarkt in Glauben, Gebet und Geduld!“

Grade als wollte das Königl. Ober-Consistorium durch seine Geduld den gänzlichen Mangel derselben bei der unruhigen Gemeinde ersehen, erließ es gegen die Mitte des Juni seine Entschließung dahin, daß **): 1) die Karlsruhler sich nicht grade nach

*) So hatte, wie schon bemerkt, Luz den Inhalt des Rescripts angegeben, und wer hätte in seine Angabe damals einen Zweifel setzen wollen? Nun aber schreibt P. a. d. d. 23. October, daß Luz dieses Rescript sehr entstellt habe, denn die Punkte a) und b) seyen Vorschlag des Landgerichts an die Regierung gewesen, und das Consistorium fordere das Pfarramt Unter-Marxfeld auf, zu berichten, ob diese Punkte ausführbar, und die übergetretenen Karlsruhler auch damit zufrieden wären. Luz aber stellt diesen Vorschlag und Anfrage als Befehl und Beschluß hin. —

**) Diese Angabe ist aus einem Briefe P. a.'s d. d. 21. Juni genommen.

dem Ritus der Marxfelder Kirche zu richten brauchten, 2) die Dettingische Agende (um die sie nachgesucht hatten) nehmen, und auch ändern dürften, nur mit Bescheidenheit, wie solches überhaupt einem Evangelischen Geistlichen nach Umständen erlaubt sey, 3) das gewünschte Gesangbuch (Sammlung geistlicher Lieder mit einem Anhang von Gebeten, Basel bei Spittler, wovon ihnen eine Anzahl Exemplare durch Freunde gratis zugekommen und noch mehrere versprochen waren) einsteuilen gebrauchen dürften, bis sie mit der gehörigen Anzahl Exemplare des Baierschen Gesangbuchs versehen seyen, 4) das Abendmahl feiern könnten, so oft Kommunikanten sich meldeten, nur 5) ein selbstständiges Vikariat zur Zeit noch nicht erhalten könnten (weil ja der Nachweis der Subsistenzmittel noch fehlte), und 6) die Gewährung des Wunsches, ihren früheren Seelsorger Luß wieder zu bekommen, der Zukunft noch anheim geben müßten, weil für jetzt sich ihr gar zu große Schwierigkeiten in den Weg stellten. (Die Königl. Regierung in A. hatte dem Vernehmen nach erklärt, daß Luß wegen der zu großen Aufregung für jetzt nicht nach Karlsruh gesetzt werden dürfe.)

Man sollte meinen, das Königl. Ober-Consistorium habe gethan, was es nur immer unter den bestehenden Verhältnissen thun konnte. Gleichwohl muß P.ä. unterm 26. Juni schreiben: „Meine Gemeindeglieder sind seit einigen Tagen sehr aufgeregt. Ich habe mehreren die Ober-Consistorial-Rescripte mitgetheilt, und da bemerkt, daß, wenn ihnen nicht Alles, und zwar in kürzester Zeit bewilligt werde, sie nach ihrer Aussage wieder austreten, wo denn die Schwachen wieder Katholisch, die übrigen vor der Hand Separatisten werden. Es wollten meine Worte, meine Bitten und Vorstellungen, meine Erklärungen, daß sie Manches falsch auffassen, und daß das Ober-Consistorium es höchst gut meine, nichts fruchten. Vielleicht warten sie doch noch einige Zeit, ich bat sie recht dringend. — Dem Ober-Consistorium habe ich gestern schleunigst diese Stimmung angezeigt — auch vorgestellt, was noch fehle, und was die Gemeinde genehmigt wünsche, nämlich: bestimmte Bewilligung des Gesangbuchs und eines selbstständigen, von U. M. unabhängigen Vikariats, wo der Vikar sein Siegel und seine Matrikel führen, und unmittelbar unter dem Dekanat stehen dürfe.“ Am Schluß bemerkt er noch als P. S.: „Gott Lob und Dank, daß die Leute wieder ruhiger werden und warten wollen! Gestern erfuhr ich noch bei M., daß künftigen Sonntag der Dekan G. und Consistorialrath Obr. von B. auf Visitation kommen.“

So standen die Sachen, als K. in E. noch einmal die Feder ergriff, um an Luß, zum letzten Mal in dieser Angelegenheit, zu schreiben:

E. den 26. Juni 1832.

„In Christo, dem Herrn, hochgeehrter und geliebter Freund!

Nur mit der Furcht, durch die ganz freie und aufrichtige Äußerung meiner Herzensüberzeugung bei Ihnen anzustoßen, oder Ihnen damit beschwerlich zu werden, konnte ich es entschuldigen, wenn ich die freien und aufrichtigen Äußerungen in Ihrem lieben Schreiben vom 31. v. M. unbeantwortet lassen wollte. Solche Furcht gehört nicht zur Liebe, die bisher unter uns durch nichts getrübt worden ist. Darum muß ich wohl antworten, ich wurde auch nur durch Berufsarbeiten bis heute daran verhindert, und hätte es sonst gerne umgehend gethan.

Mit Betrübniß ersah ich aus Ihrer lieben Mittheilung den Inhalt der beiden Rescripte des Königl. Consistoriums Baireuth,

des ersteren,*) das Sie anfangs April, und besonders des letzteren, das Sie gegen Ende Mai erhielten. Daß das letztere der Gemeinde mitgetheilt wurde, und daß Sie unter diesen Umständen den Zügel wieder in die Hand nahmen, und die Gemeinde zu einem bestimmten energischen Schritt leiteten, darin bin ich mit Ihrem Verfahren vollkommen einverstanden.***) Ja die Gemeinde durfte mit förmlicher Beschwerdeführung gegen das (es sey durch wen es wolle) irre geleitete Königl. Consistorium Baireuth bei dem Königl. Ober-Consistorium einkommen, und bei dieser Gelegenheit unumwunden erklären, daß sie nur unter der Voraussetzung der Bildung einer selbstständigen Gemeinde (versteht sich immer, nach geschehener Nachweisung der erforderlichen Subsistenzmittel) und der Genehmigung ihres rechtmäßigen Verlangens, die kirchliche Verfassung und Liturgie betreffend, zur Evangelischen Kirche übergetreten sey, und dürfte dieserhalb vom Königl. Ober-Consistorium eine bestimmte Erklärung begehren. Das war, meines Erachtens, aber auch die Grenze, über die Sie für jetzt nicht hinaus durften, und ein solcher Schritt hätte auch vollkommen hingereicht, um die ganze Zahl der Uebergetretenen auf einige Wochen weiter bis zum Eintreffen der Entschließung des Königl. Ober-Consistoriums in Einigkeit zusammen zu halten. Erst wenn ein solcher Schritt bei der obersten Kirchenbehörde sich erfolglos bewiesen hätte (was doch nach dem bisherigen Benehmen dieser Behörde nicht zu erwarten stand), war es Zeit, neue Entschließungen zu fassen, wozu dann die Gemeinde auch um so mehreres Recht und um so freiere Hand gehabt hätte, wenn die Sache, wie von Anfang rein stand, und kein wesentlicher Fehlschritt gemacht worden war. Diese Grenze ist, wie ich mit Verwunderung und Betrübniß aus Ihrem Briefe ersehe, überschritten worden. Sie haben sich, zunächst durch Ungeduld über H. Pf. M. und H. D. G., als die Veranlasser jenes Rescripts,***) bestimmen lassen, anders zu handeln, und von jenem Rescripte gleich Anlaß genommen, an Ihre Protestation gegen dasselbe eine Entschließung anzuknüpfen, die ich, nach meiner Gewissensüberzeugung, nicht anders als geradezu mißbilligen kann. Mit Recht, und aus vielen guten Gründen, die uns auch, durch H. P.ä. bekannt geworden, sind die Uebergetretenen entschlossen, sich nicht nach Marxfeld einzufaren zu lassen; aber was hat hiemit die Entschließung zu thun, schon von jetzt an die Kirche von Marxfeld nicht mehr besuchen zu wollen? Soll's zu einer Art Uebergang dienen, die Gemeinde nun doch als eine separirte zu gründen, so ist der Schritt, von seiner Voreiligkeit abgesehen, lange nicht offen und kräftig genug. Was aber soll sonst damit erzielt werden? Das Königl. Landgericht Neuburg und die Königl. Regierung in A. werden sich dadurch gewiß nicht bestimmen lassen; auf diesen Grund hin der Gemeinde nun zu verwilligen, was sie ihr bisher verweigert, die Freiheit zur gottesdienstlichen Versammlung in Karlsruh selbst. — Oder sollte durch diese Entschließung das Königl. Ober-Consistorium zu schnelleren Maßnahmen bewegen und auf die Probe gestellt werden? Dazu hätte aber eine nachdrückliche Beschwerdeführung bei dieser Behörde über jenes Rescript des Königl. Consistoriums B. hingereicht. Wem zu Dienst also hat

*) P.ä's. Instruktion enthaltend.

**) Doch hätte es wenigstens mit Wissen P.ä's geschehen sollen, der einige Tage nachher erst erfuhr, durch wen die Eingabe veranlaßt, und von wem sie gemacht werden sey.

***) Dafür hielt und als solche nannte sie Luß in seinem Briefe vom 31. Mai.

die Gemeinde jetzt ohne Noth auf unbestimmte Zeit sich selbst des Gnadenmittels des gemeinsamen und öffentlichen Gottesdienstes beraubt? Oder wem trogt sie damit? Ich kann darin ganz und gar nicht ein Mittel für die Gemeinde erkennen, um in Glauben, Gebet und Geduld zu erstarken, wie Sie sagen, sehe aber wohl Gefahr darin zu wirklicher Zersplitterung in der Gemeinde, zumal da sie nach Allem, was wir bisher vernommen, mit P.'s. evangelischer Gesinnung und treuer Amtsführung zufrieden ist. Ist es vor Christo, dem Herrn, Recht, wenn die Gemeinde in der Ungeduld über das, was noch nicht erreicht ist, gering achtet oder verschmäh't, was sie schon hat? Ich darf Sie, theurer Freund, hier wohl an das rührende Exempel der Geduld der Gallneukirchner erinnern. Darum nun wünsche ich sehr, um der guten Sache, um Ihrer Person und um der Gemeinde willen, daß von Ihnen anerkannt, und bald und bestens wieder zurechtgelegt werden möge, was in Uebereilung (nicht nur nach meiner, sondern nach aller christlichen Freunde, die ich darüber vernommen, übereinstimmender Ueberzeugung) gefehlt worden ist, und was, wenn es nicht erkannt und zurechtgelegt wird, allerdings in Verwirrung zu bringen (sie kommt durch nichts in Verwirrung, so lange Sie und die Gemeinde keine wesentlichen Fehlschritte machen), und die Kraft des in den gedruckten Nachrichten enthaltenen guten Bekenntnisses zu schwächen geeignet ist. — Wenn die übrigen evangelisch gesinnten Katholiken im Bisthum A. sich vorgestellt haben, daß es beim Uebertritt ganzer Abtheilungen von Gemeinden zur Evangelischen Kirche, mitten im Katholischen Lande, weniger Schwierigkeit absehe, und weniger guten Kampf, besonders in der Geduld (der Geduld des Herrn), koste, als bei Ihnen und der Karlskühlder Gemeinde, so schadet es gar nichts, ist vielmehr ein Gewinn, wenn sie davon durch Ihr Beispiel zurückkommen." u. s. w.

Auch Pr. v. R. schrieb bittend und ermahnend einen Brief an P., der der Gemeinde mitgetheilt werden konnte und sollte, und den wir nicht umhin können, zum Zeugniß wider sie, hier mit abdrucken zu lassen:

„Mein lieber Freund in dem Herrn!

Es wird mir schwer, Ihren Brief zu beantworten. Die Verhältnisse der Gemeinde Karlskühl, welche von Anfang höchst einfach waren, werden täglich verworrener, so daß es uns fernher Stehenden nicht leicht ist, klar in der Sache zu sehen. — Die Gemeinde war durch fleißiges Bibellezen und die ächt evangelische Predigt ihres treuen Seelsorgers zu einer religiösen Ueberzeugung gelangt, welche von der Lehre der Katholischen Kirche sehr abwich, daegen mit der Augsburgerischen Confession ganz übereinstimmte. Das Glaubensbekenntniß der Gemeinde bezeugt dies, einige unwesentliche Abweichungen desselben hat der l. P. selbst nachträglich berichtigt. Es war natürlich, daß sich die Karlskühlder getrieben fühlten, der Kirche sich auch äußerlich anzuschließen, zu deren Confession sie sich innerlich bekannten; die Baisersche Constitution stellte ihnen den Uebertritt frei. Zu allererst wollten sie übertreten, kamen aber dann auf den Gedanken, eine besondere Gemeinde zu stiften, später überzeugten sie sich, es sey doch besser, sich der Evangelischen Kirche anzuschließen, und traten nun wirklich zu dieser über.

Nicht der gegenwärtige Zustand einer Kirche bestimmt mich, ein Glied derselben zu werden, sondern ihr Glaubensbekenntniß. Jener Zustand ist wandelbar, das Bekenntniß bleibt. Stimmt das Bekenntniß, die kirchliche Lehre, nicht mit dem Worte Gottes, so darf sich der Christ, wenn er das einseht, dieser Kirche nicht anschließen, ohne sein Gewissen zu verlegen. Sind auch einzelne Glieder einer solchen unchristlichen Kirche durch Gottes Gnade bewahrt geblieben, so kann er hierauf nicht fußen. Umgekehrt, stimmt das Glaubensbekenntniß einer Kirche mit dem Worte Gottes, so darf sich der Christ gar wohl dieser Kirche anschließen, wenn auch viele, sehr viele Glieder derselben vom Glauben abgefallen wären. Der fromme Simon, und Hanna, die Tochter Phanaels, welche auf den Trost Israels warteten, dienten Gott mit frommen Herzen in einem und demselben Tempel mit den Pharisäern, unter der Debat des Herrn gegen dies Otterengezüchte.

Und wer kennt denn alle Glieder einer durch ihr Bekenntniß dem Herrn angehörigen Kirche, wer darf wie Elias klagen: Ich bin allein übergeblieben! ohne der Antwort zu gewärtigen: Ich habe mir lassen überbleiben 7000! Ja wer darf sich messen mit dem Propheten des Herrn, und sich allein nennen? Ist nicht das Ziel, daß ein Hirt und eine Heerde werde, sollen wir uns nicht drum in Liebe aneinander schließen, so viel nur immer Gewissens möglich? Ist es denn nicht der bestimmte Wille des Herrn: das Unkraut solle aufwachsen mit dem Weizen bis zur Erndte, zum jüngsten Gericht; hat er uns nicht bestimmt verboten, es vor der Zeit auszufäten, weil wir das Geheimniß der Gnade und der Erwählung nun und nimmermehr durchschauen, und oft Weizen als Unkraut ausräumen würden?

Darum, lieben Brüder! richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr komme, richtet am wenigsten eine ganze Kirche; überlaßt das dem Herzenskündiger, und sorgt Ihr nur, Eure Erwählung fest zu machen! — Dies sage ich in Bezug auf die Frage: Ob Karlskühl sich an die Evangelische Kirche hätte anschließen sollen oder nicht. Ich sage es aber, als wenn es noch in Frage stände, wie man vor der Hochzeit fragt, ob man ein Mädchen heirathen solle oder nicht. Aber nach der Hochzeit hat das Fragen ein Ende, so, meine ich, ist's auch nach dem geschenehen Uebertritt. Mit diesem Uebertritt, sollte man glauben, sey nun der lange gehegte Herzenswunsch der Gemeinde erfüllt, alle ihre Glieder würden Gott preisen, daß ihnen jetzt das Wort Gottes lauter und rein gepredigt werden darf, daß der segnete Kelch ihnen nicht mehr vorenthalten wird. Wie oft gedachten wir in dieser Zeit der treuen, stillen Sünder in Gallneukirchen, welche sich nun seit etwa zwölf Jahren nach dem sehen, was die Gemeinde Karlskühl jetzt schon besitzt, wie sich jene Leute in dem Herrn freuen und Lobpsalmen singen würden, wenn sie das auch erhielten! Ach, von Karlskühl her hören wir jetzt keine Lobpsalmen herüber schallen, wohl aber Aeußerungen der Ungeduld, des Hasses, der Spaltung. Der Herr erbarme sich der armen Gemeinde, daß sie, da sie für Viele ein Segen werden konnte und noch kann, nicht ein Aergerniß gebe und sich schwer versündige! —

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 12. December.

N^o 99.

Der Pfarrvikar Luz und die Gemeinde Karlsruhl
auf dem Donaumoos im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Woher aber jene Ungeduld, jene Gereiztheit der Gemeinde? Daher, heist es, weil das Ober-Consistorium ihr nicht das gewährt, was einzelne Glieder jener Behörde den Gemeinde-Deputirten bei Ankündigung des Uebertritts versprochen. — Ich habe Gelegenheit gehabt, die Gesinnung wichtiger Glieder des Ober-Consistoriums gegen die Gemeinde Karlsruhl kennen zu lernen. Sie zeigten sich durchaus wohlwollend; es sind hier aber Schwierigkeiten zu überwinden, wozu eine christliche, ausdauernde Geduld von Seiten der Behörde wie der Gemeinde gehört, — ja auch von Seiten der Behörde. — Ich will auf die wichtigsten einzelnen Punkte eingehen.

1) Verlangt die Gemeinde sogleich wieder mit ihrem theuren Pf. Luz vereint zu werden. Wer wollte ihr das zum Vorwurf machen, wer wird sich nicht vielmehr über die gegenseitige Liebe von Pfarrer und Gemeinde herzlich freuen? Wenn nun aber für jetzt die größten Schwierigkeiten in den Weg treten, der Prozeß des Pf. Luz, die Herausgabe des Glaubensbekenntnisses nach dem Uebertritt, die Besorgniß, es möchte vor der Hand noch eine starke Aufregung gegen die Person von Luz bei den Katholisch gebliebenen Karlsruhlern statt finden, eine Aufregung, welche sich hoffentlich mit der Zeit legen wird, — wenn nun solche Schwierigkeiten in den Weg treten, so sollte meines Erachtens eine christliche Gemeinde nicht gegen ihre gegenwärtige Obrigkeit, das Ober-Consistorium, zürnen, ihm böse Absichten beimeßen, sondern vielmehr ernst prüfen: Was der Herr sie wohl durch eine temporäre Entziehung des geliebten Pfarrers lehren wolle? Da glaube ich nun, die Gemeinde soll hiedurch stark unmittelbar an unser Aller Herrn und Meister, an Jesum Christum, gewiesen werden; sie soll, nachdem sie den Dienst der Heiligen verworfen, auch lernen, ihren bisherigen Pfarrer nicht als ihren Mittler zwischen sich und dem Mittler Jesu Christo zu verehren. Und der gnädige Gott bringt ihr dies milde bei, indem die wohlwollende Oberbehörde ihr nach bestem Wissen und Gewissen einen treuen Seelsorger zukommen

ließ, von welchem sie überzeugt war, daß er die Gemeinde liebe, und daß die Gemeinde ihn wieder lieben, und ihm ihr Vertrauen schenken werde. — Zur rechten Zeit, wenn nur der Pf. Luz und die Gemeinde fest auf den Herrn vertrauen, welcher die Herzen der Obrigkeiten leitet wie Wasserbäche, wenn beide in christlicher Geduld ausbauern, so werden beide, geläutert und gereinigt, gewiß wieder vereinigt werden.

2) Die Gemeinde verlangt einen eigenen Vikar. Den kann sie nur erhalten, wenn sie als eine selbstständige Gemeinde fundirt ist; zur Fundation aber gehört Geld. Sobald das da ist, wird der Punkt gewiß leicht erledigt. Geld aber gehört zu dem „Alles,“ was denen zufällt, welche in Geduld zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachten. Aber Unglaube, Ungeduld; Hader, kurz alles und jedes Ungöttliche und Ungerechte, was sich in der Gemeinde regt, muß und wird gewiß jenen verheißenen Segen vernichten.

3) Die Dettinger Liturgie ist zugestanden, der Punkt ist also auch abgethan.

4) Die Baseler Liedersammlung ist ebenfalls so gut als zugestanden, da die Gemeinde sich ihrer bedienen kann, bis alle Glieder mit Baierschen Gesangbüchern versehen sind. Ja, wenn das Ober-Consistorium hinzusetzte: Wir werden nächstens so viel Baiersche Gesangbücher senden als nöthig sind, dann stände es bedenklich. Warum das Ober-Consistorium aber, auch beim besten Willen, sich hier nicht anders fassen, nicht als oberste Behörde gegen das im Protestantischen Baiern nun einmal gesetzlich eingeführte Gesangbuch auftreten, sondern nur zulassen kann, ist ja klar.

Dies sind, so viel ich weiß, die Hauptpunkte, von denen das Aergerniß herkommt. Ich muß immer wieder auf die Galleneiherner kommen; wie würden diese sich freuen, wenn sie über sonst nichts zu klagen, wenn sie freien Gebrauch der Bibel und christlicher Bücher, einen christlichen Prediger, den Genuß des Abendmahls hätten! Wie würden sie aber staunen, wenn sie hörten, daß die Gemeinde Karlsruhl neuerdings sich selbst von der Kirche excommunicirt, der Erbauung und Stärkung durch Predigt und Sacramente sich selbst beraubt hat, durch eine Eingabe, welche, nach meiner und der hiesigen christlichen Freunde innigster Ueberzeugung, von einer Ungeduld und

einer Gesinnung gegen die Obrigkeit zeugt, welche wir bei einer so lieben christlichen Gemeinde, wie Karlsbuhl, nicht erwartet hätten. Ein Geduldiger ist ja besser als ein Starker (Spruchw. 16.). Möchte die Gemeinde doch das Beispiel der ersten Christen, welches ja Viele ihrer Glieder aus Milner's Kirchengeschichte kennen, fest im Auge behalten! Nicht durch Trotz, sondern durch Glauben und Geduld überwandten jene christlichen Helden die Welt. Sie folgten dem Wort und Beispiel ihres Herrn und Meisters in Sanftmuth und Demuth, beteten wie er, für die Feinde; so fanden sie Ruhe mitten in der Unruhe einer bösen Welt, einen Frieden, wie ihn die Welt nicht gibt. —

Ja, wenn Feinde auch wirklich nachstellten, so spricht der Christ mit David: Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht, was können mir die Menschen thun? Mit unserer Macht ist's freilich nicht gethan, auch nicht mit unserem Ungestüm, sondern „unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet.“ Der Glaube aber ist in Liebe thätig, in einer Liebe, die langmüthig ist und freundlich, die sich nicht ungeberdig stellt, sich nicht erbittern läßt, Alles verträgt, Alles hofft, Alles duldet. Der Herr schenke uns Allen eine solche Liebe. Die Liebe wird uns leiten, den Weg bereiten“ (Pied 248.).

So weit v. R. — Zu so vielfacher Ermahnung und Zurechtweisung kam endlich noch die oben erwähnte Visitation, und schien wirklich guten Erfolg zu haben. Consistorialrath Obr. redete nach der Predigt, die P. in seiner und des Dekan G. Gegenwart gehalten hatte, vom Altar die Leute freundlich an, und besprach sich mit ihnen über ihre Anträge und Wünsche, die ihnen auch, wie P. selbst schreibt, „so weit zur Zufriedenheit genehmigt wurden,“ wenigstens zeigten sie sich geneigt, einstweilen wieder nach U. R. in die Kirche zu kommen. Dazu hatte der den Karlsbuhlern (freilich, wie jetzt am Tage liegt, besonders deswegen, weil er ihre Unlauterkeit durchschaut zu haben scheint) so verhasste M. sich um eine andere Stelle gemeldet, die er nunmehr auch wirklich erhalten und bereits angetreten hat. — Aber ein neues, das unerwartetste aller Ereignisse in dieser verwirrtten Geschichte, veränderte jetzt noch einmal die ganze Gestalt der Sache. —

Daß Luzen's Stimmung nicht die beste sey, hatte man schon aus seinen letzten Briefen gesehen. Die Besorgnisse um ihn vermehrten sich beträchtlich, als eine Katholische Freundin von Luz am 6. Juli in M. erzählte: Luz habe gegen sie vertraulich geäußert, es lasse schwer auf ihm, daß er seine Katholischen Brüder so im Stich gelassen habe, indem sie den Plan gehabt hätten, eine Christ-Katholische Kirche zu bilden, zu welcher noch viele Katholiken übergegangen seyn würden; statt dessen hätte er eine Untreue an ihnen begangen, indem er zur Evangelischen Confession übergetreten wäre, und dies könne er nur dadurch wieder gut machen, wenn er sich wieder ganz aufrichtig erkläre, mithin austrete.

Aber bald wurden jene Besorgnisse nur zu sehr gerechtfertigt, ja es geschah mehr, als man befürchtete:

Luz trat nicht bloß aus der Evangelischen Kirche wieder aus, sondern auch, und zwar ohne alle Bedingung, zu der Römisch-Katholischen zurück.

Was wir über den wirklichen Hergang dieser Thatsache aus dem Gewebe von Unwahrheiten und halben Wahrheiten, womit sie umstrickt ist, haben herausbringen können, ist Folgendes:

Am 6. Juni besuchte Luz auf sechs Tage seine Freunde in München. „Schon damals,“ erzählt Pr. in einem zweiten lithographirten Schreiben vom 27. August 1832, „habe Luz zu ihm

und ein paar anderen Freunden bei Gelegenheit eines Besuchs gesagt: „„Er habe durch zweite Hand den Antrag erhalten, wenn er wieder zur Katholischen Kirche zurückkehrte, käme er gleich wieder als Pfarrer nach Karlsbuhl, und dürfte gar nichts widerrufen; wir möchten ihm darüber unsere Meinung sagen.““ —

„So unerwartet und unbegreiflich uns dieser Antrag schien,“ fährt Pr. fort, „so glaubten wir doch an dessen Wahrheit, und sagten ihm dann ungefähr Folgendes: Da ihm schon diese zwei wichtige Punkte angetragen worden, so könne er allerdings noch einige Conditiones machen, und sich alles dasjenige vorbehalten“ (soll wohl heißen: die Freiheit vorbehalten, alles dasjenige nicht anzunehmen), „was am meisten (!) gegen Gottes Wort und die wahre Apostolisch-Katholische Kirche freite.“ (Wahrlich, ein merkwürdig lazes Gewissen gegen Abweichung von Gottes Wort spricht sich in diesem Rathe aus, und läßt auf wenig Aufrichtigkeit des Herzens schließen.) „Wenn ihm nun dieses Alles bewilligt werde, so sollte er nur wieder zurückkehren. Dieses rietten wir ihm um so unbedingter, als wir ihm vollkommen zutrauten, er werde die Prudentia Romana wohl kennen, und nicht das Geringste gegen sein Gewissen und bessere Ueberzeugung thun.“ (Pr. scheint sich den Fall gar nicht denken zu können, daß das leichtsinnige Hinüber- und Herüberlaufen von einer Confession zur anderen, wodurch man doch bald dies bald jenes feierlich und vor aller Welt als den wahren Inhalt des göttlichen Wortes bekennt, an sich schon gegen Wahrheitsfun und Gewissenhaftigkeit gradezu freite.)

Seit dieser Reise nach München (schreibt W. aus M. d. d. 11. Juli 1832) sey Luz sehr verstümmt, und fast seinem ganzen Wesen nach verändert gewesen. Besonders habe man dies aus seinen bitteren Aeußerungen und leidenschaftlichen Ergüssen gegen das Verfahren des Ober-Consistoriums gesehen. Bald nach seiner Rückkunft erhielt er ein Dekret von demselben, wodurch ihm die Verweisung der Pfarrei Wassertrüdingen übertragen wurde. Er verschob seinen Entschluß in dieser Sache, und machte erst eine Reise zu seinen Freunden, den erweckten Katholischen Geistlichen in Schwaben, von wo aus er schon an W. nach M. schrieb, daß er sich nunmehr bestimmt entschlossen habe, die Pfarrverweisung in Wassertrüdingen nicht anzunehmen, ohne jedoch einen Grund beizufügen. Von dieser Reise, die er ohne obrigkeitliche Erlaubniß unternommen (nach einer Entscheidung der Königl. Regierung in seiner oben angeführten Prozeßsache durfte er Augsburg nicht ohne eine solche verlassen), und dadurch seinen gastfreundlichen Wirth V. in nicht geringe Verlegenheit gesetzt hatte, kam er Donnerstag den 5. Juli zurück. Zwei Tage darauf mußte W. eine Geschäftsreise nach Stuttgart machen und wollte Luz mitnehmen, der schon lange willens gewesen war, einmal dahin zu gehen, und noch ganz einverstanden schien. W. bat ihn, sich einen Paß zu holen, er konnte aber, nach seiner Aussage, die Erlaubniß zur Reise so schnell nicht erhalten, weil man ihm die Weisung erteilt habe, sich erst schriftlich deshalb an die Regierung zu wenden, doch versprach er mit Hand und Mund, in zwei Tagen bestimmt nachzukommen, und W., dessen Geschäft keinen Aufschub litt, reiste allein ab. — Darauf schien Luz gewartet zu haben. Mit dem Vorgeben gegen W's. Frau, daß er bloß auf einige Tage einen Freund besuchen wolle, verließ er das Haus, worin er sechs Monate wie ein Bruder gepflegt worden war, ging zu einem Katholischen Geistlichen in Augsburg, S., mit dem er schon früher öfter conversirt hatte, und reiste den anderen Tag mit diesem ab. Schon am 10. Juli kam ein Schreiben von ihm an das

Protestantische Dekanat in Augsburg, worin er um sein Austrittszeugniß aus der Evangelischen Kirche bittet, da er, durch viele betrübende Erfahrungen belehrt, sich entschlossen habe, zur Katholischen Kirche zurückzukehren; das Zeugniß möge man ihm in den Pfarrhof zu Unterroth, Landgerichts Illerdisen, schicken.

Am 9. Juli hatte B. in A. von Luz ein Billet erhalten, worin er ihm anzeigt, daß er nach Dillingen abreisen, und daß sich bald Dinge zutragen würden, die kein Mensch vermuthete, er werde ihn von den ferneren Ereignissen benachrichtigen. Auf dies Billet reiste Cand. Th. aus A. ihm nach Dillingen nach, um ihn noch zu sprechen, traf ihn aber nicht, denn er war, wie sich später zeigte, gar nicht nach Dillingen gegangen, auch wäre er jedenfalls zu spät gekommen.

Das Versprechen, B. von den weiteren Ereignissen zu benachrichtigen, hielt er aber auch nicht. Erst Ende Juli erhielt B. einen Brief aus Unterroth bei Illerdisen, d. d. 24. Juli 1832, folgenden wesentlichen Inhalts:

„Lieber Freund und Bruder im Herrn!

Ich habe Dein Schreiben aus Stuttgart vorgestern erhalten, und freue mich der theilnehmenden brüderlichen Liebe und Sorgfalt, die sich darin ausspricht.“ (Wahrscheinlich ist dies ein Brief, den B. schrieb, ehe er von Luzen's Schritten Nachricht hatte.) „Zugleich mit diesem Schreiben erhielt ich einen Brief von S.“ (eben jenem Katholischen Geistlichen, mit dem er von A. abgereist war) „worin er mir unterm 18. d. M. schreibt:

„Herr B. war gestern bei mir, und erkundigte sich nach Dir. Er hält sich für einen Betrogenen und durch Dich vor der ganzen Welt proflituirt. Er sagte, er werde Dich in öffentlichen Blättern als einen Betrüger darstellen, Rechnung ablegen und sich rechtfertigen.“

Lieber theurer Freund! erlaube mir, Dir Folgendes vorzulegen:

1) Es war nicht recht, daß ich Dir meinen Entschluß, aus der Protestantischen Kirche wieder auszutreten, nicht mitgetheilt habe, aber für's Erste befürchtete ich, Dich zu kränken, und dann wurde ich in diesem Betreffe erst am Sonntag und Montag ganz entschieden, nachdem Du schon nach Stuttgart abgereist warst.“

(Wir können uns nicht entbrechen, hier einzuschalten, daß diese Entschuldigung, so ungenügend, ja lächerlich sie auch an sich schon ist, doch noch obendrein eine Unwahrheit zu enthalten scheint. Denn wenn ist nicht schon aus dem Erzählten klar geworden, daß der Beschluß zum Austritt schon bei jenem Besuch der Katholischen Freunde in Schwaben, von wo aus Luz die Annahme der Pfarrverweisung in Wassertrüdingen so entschieden ablehnt, muß gefaßt worden seyn, und von diesem Besuch war er am 5. Juli zurückgekommen. Ueberdies schrieb Luz unterm 8. Juli an Pr. in W. (siehe dessen zweites lithographirtes Schreiben): „Ich habe in D... W... und U... besucht; davon mündlich. Unser Rücktritt zur Katholischen Kirche ist nun fest beschlossen und bereits ganz eingeleitet; es ist aber noch nichts bekannt. Schweige ja doch, und schreibe nicht einmal mir davon, bis ich Dir wieder schreibe, es ist dies durchaus nothwendig“ &c. — Entweder also, der feste Beschluß, zurückzutreten und die ganze Einleitung dazu, die doch erst nach dem Beschluß getroffen werden konnte, ist in der Zeit von W's. Abreise bis zu dem Augenblick, wo Luz diesen Brief an Pr. schrieb, also in höchstens zweimal 24 Stunden, getroffen

worden, oder die Stelle in seinem Briefe an B. enthält eine Lüge!!)

Doch Luz fährt in diesem Briefe fort: „2) Du weißt, was mir vor dem Uebertritt zur Protestantischen Kirche mit aller Bestimmtheit versprochen wurde“ (wer ihm vor dem Uebertritt etwas mit aller Bestimmtheit nur versprechen konnte, ist uns unbekannt, was ihn aber zum Austritt aus der Katholischen Kirche bewogen habe, sagt er ja selbst in seiner gedruckten Darstellung oft genug), „unter welchen Voraussetzungen und (gleichsam) Bedingungen ich diesen Uebertritt vornahm; Du weißt, daß von Allem beinah grade das Gegentheil geschah“ (der Leser wird aus der altemäßig treuen Darlegung des Thatbestandes gesehen haben, was an dieser Behauptung Wahres ist), „weist, wie sehr mich das beunruhigte und in die peinlichste Lage versetzte; Du weißt auch, wie oft ich mich erklärte, daß es mir nicht möglich sey, gradezu Protestantischer Pfarrer zu werden.“ (Wir erinnern hiebei den Leser nur an die fünfte der Bitten, welche Luz seiner Uebertrittserklärung an das Königl. Ober-Consistorium anhing: daß er seiner Gemeinde Karlsuld als Geistlicher möchte wiedergegeben werden. War es ihm aber unmöglich, gradezu Protestantischer Pfarrer zu werden, wie war es ihm denn möglich, Protestantischer Pfarrer der übergetretenen Gemeinde Karlsuld werden zu wollen? — Oder bedeutet dies: „gradezu“ nur so viel: In Karlsuld habe er es wohl werden können, nur nirgends anders? Gewiß ist dies die richtige Erklärung; denn, daß das Ober-Consistorium ihn nicht sogleich wieder nach Karlsuld setzen wollte, das allein war es, was ihn so sehr beunruhigte und in die peinlichste Lage versetzte, wie dies Pr. [zweites lithographirtes Schreiben] ohne Umschweif ausspricht: „Die Annahme oder Nichtannahme eines Protestantischen Pfarramts machte ihm viel Sorgen und Bedenklichkeiten, indem er von jeher nie gesonnen, viel weniger entschlossen war, eine Protestantische Pfarrstelle anzunehmen. Sein ganzes Streben und Sehnen war immer nur nach seinem Donaumoos gerichtet, und jeder Gedanke und Anschein, als wenn er nicht mehr hinkäme, war ihm peinlich, ja anfangs unerträglich. Die ihm von Freunden gemachte Hoffnung, gewiß wieder hinzukommen, wenn er zur Protestantischen Kirche überträte, bewog ihn allein schon zu diesem nachher so oft bereuten Schritt.“ — Dieselbe, durch zweite Hand ihm gemachte Hoffnung aber war es [wie er Pr. bei jenem Besuch in München im Juni erzählte], die ihn lockte, zur Katholischen Kirche zurückzukehren, — und so hätten wir denn den Schlüssel der ganzen Geschichte — in Luzen's in diesem Punkt gänzlich unerkannten und ungebrochenen Eigensin zu finden. —) Der geneigte Leser wird diesemnach selbst wissen, was er davon zu halten hat, wenn Luz in seinem Briefe an B. fortfährt: „Protestantischer Pfarrer konnte ich Gewissens halber nicht werden. Ich fürchte den Nationalismus, weil ich ihn in seiner wahren Gestalt kennen lernte, und ihm deshalb nicht nahe kommen will.“

Alles Mitleids werth erscheint aber der unglückliche Mann, wenn er weiter schreibt: „Ich genieße jetzt auch ungemein viele Klarheit, Kraft und Freudigkeit in mir, und denke, der Herr soll es mir immer reichlicher geben. — Du kannst nicht glauben, wie tief der Eindruck ist, den mein Austritt bei allen evangelisch gesinnten Geistlichen und Laien des Bisthums Augsburg gemacht hat. Alles lebt neu auf, und gewinnt an Freudigkeit, des Herrn Werk zu schaffen und zu fördern. Du wirst es aber

noch erfahren, daß dieser Schritt mehr zur Förderung des Evangeliums beiträgt, als man glaubt."

Ja, das gebe Gott, daß das warnende Beispiel, das Luz aufstellt, viel beitrage zur Förderung des Evangeliums! Ihm aber gibt mit Recht ein Brief aus Fr. vom 25. August zu bedenken: „Wenn ich jetzt höre, daß Sie noch von neuem Aufleben, von neuem Muth, das Evangelium zu verkündigen, unter Ihren früheren Amtsbrüdern, reden, als Folge Ihres Schrittes, so kann ich nicht vergessen, daß Sie dasselbe behauptet haben nach einem jeden von Ihnen gefaßten Entschluß. Das vermindert mein Vertrauen, das muß ich gestehen, nicht zu Ihrem Wahrheitsinn, sondern zu Ihrer Einsicht in die Sache;" — und folgende Stelle aus demselben Briefe möchte richtiger die Eindrücke schildern, die sein Schritt bei Freunden und Feinden der guten Sache hervorbringen muß: „Haben Sie überlegt, daß Ihre Schriften, dem Publikum auf mancherlei Weise mitgetheilt, nun zu einem großen Aergerniß werden, indem die heiligsten Lehren der Bibel, die heimlichsten Erfahrungen des christlichen Lebens bei Manchen, was nicht als Fabel, doch wenigstens als Täuschung gelten werden? — Was ist Licht? was ist Bekehrung? — Frömmerei, Ueberspannung, Ungewissheit, Heuchelei! wird die Welt schreien. Das werden auch vielleicht Kleine glauben! Wehe dem, der Einen von diesen Kleinen ärgert! O möchte man dann dies satanische Werk vernichten, — o möchte man nur sagen können: der hatte das Christentum weder gefaßt, noch gefühlt, der versteht es noch nicht, der liebt es noch nicht, der wirft wüthend das N. T. zu Boden und heßt es nicht auf. — Allein das ist unmöglich! Es bleibt wahr, daß Sie des Evangeliums theilhaftig waren. — Könnte man sogar beweisen, daß Sie durch und durch geheuchelt hätten, so wäre die Sache nicht so schädlich, als die Untrue, für das Reich Gottes!" —

Doch wir wollen uns noch einen Augenblick zu der Gemeinde Karlsbuh wenden. — Was leicht vorauszu sehen war, geschah. Schon Luzen's Beispiel mußte von entscheidendem Einfluß seyn, doch ließ er es seinerseits dabei gar nicht bewenden. Mittwoch den 11. Juli schon, also unmittelbar nach seiner Abreise von Augsburg, bestellte er drei Männer aus der Gemeinde nach Sandizell, ein paar Stunden von Karlsbuh, und trug ihnen auf, die leicht dazu willig waren, die Leute zum Wiederaustritt aus der Evangelischen Kirche mit der Verheißung zu bewegen, daß dann Luz wieder nach Karlsbuh käme. Dieselbe falsche, weil eigenwillige, Liebe und Anhänglichkeit, welche Luz betrogen hatte, sollte also auch seine Gemeinde zu Falle bringen, und leider! sie vermochte es. Tag und Nacht betrieben Luzen's Agenten, Wahrheit und Aufrichtigkeit in dieser Sache so wenig achtend als ihr Lehrer, ihre Werbungen, ja einer derselben trat selbst erst dann aus, als er eine große Anzahl Anderer, den gleichen Schritt mit ihm zu thun, berebet hatte, und vertauschte damit seine Confession zum vierten Male. Wenn nicht Alle wieder austreten, und nur fünf Familien bleiben, sagten sie, so kommt Luz nicht auf das Moos. Darum sollen Alle austreten! — Luz selbst half mit Briefen nach, die durch Abschriften vervielfältigt, in der Gemeinde circulirten; in einem derselben (d. d. Unterroth 23. Juli), der zunächst an seine Verwandten gerichtet war, jedoch mit dem ausdrücklichen Auftrag, ihn auch Anderen mitzutheilen, drückt er sich so aus:

„Der Joh. *) welcher zu meiner großen Freude gestern hierher kam, sagte mir, daß Ihr nicht wisset, woran Ihr eigentlich seht. Ich will Euch nur meine eigene innigste Ueberzeugung mittheilen, und daran haltet dann. — Die Sache an und für sich ist wahr und gut, denn sie ist aus Gott, aber der Austritt aus der Katholischen Kirche war ein Fehler. Da ich nun zur Katholischen Kirche wieder zurückkehre, falle ich nicht von Christo, nicht von der Wahrheit, vom Evangelio ab, sondern mache nur diesen Fehler wieder gut. Ich habe Christum, die Wahrheit, das Evangelium, schon gefunden gehabt, ehe ich zur Protestantischen Kirche übertrat, und ich habe durch diesen Uebertritt nichts gewonnen. Christus und sein heiliges Evangelium sind und bleiben mir Ein und Alles in Zeit und Ewigkeit. Was ich bisher glaubte, predigte und that, werde ich auch in Zukunft glauben, predigen und thun, und das ist gewiß recht und nicht gefehlt. Für Christum und sein Evangelium lasse ich gerne mein Blut und Leben, aber nicht für die Lutherische Kirche." (!) — „So ist's auch bei Euch, auch Ihr seht nicht erst seit dem Uebertritt zur Gnade und Erkenntniß Christi und seines Wortes gekommen, sondern schon lange vorher, und durch den Rücktritt verliert Ihr dieselbe nicht, sondern werdet noch mehr darin besessigt werden." (Wie wenn man sagen wollte, weil Luther noch als Augustinermönch und Anhänger des Papstthums zur Erkenntniß der Wahrheit und einer besseren Ueberzeugung gekommen war, durfte er nicht aus dem Römischen Kirchenverband austreten, mußte vielmehr, nachdem er ausgetreten, dahin zurückkehren, und mit Wort und That die erkannten Irrthümer und Mißbräuche gut heißen, — um — sich in der erlangten richtigeren Erkenntniß dadurch noch mehr zu besessigen!) — „Ich rathe Euch deshalb," fährt Luz fort, „aufrichtig und von ganzem Herzen, tretet dieser Tage noch zur Katholischen Kirche zurück, und bittet Gott, daß er alle Bedenlichkeiten von Euch wegnehme, und Euch dafür Muth und Freudeigkeit verleihe." — „Ich bin in meinem Gewissen ganz ruhig und getrost, und weiß ganz gewiß, daß ich durch meinen Rücktritt nicht gefehlt, sondern recht gethan habe. Ich freue mich sehr, bald wieder in die Seelsorge eintreten und mein liebes altes Evangelium predigen zu können. Ihr wisset es ja selbst, daß es nie meine Absicht war, ein Protestant zu werden." (!) — „Lasset Euch von Niemand dadurch irre machen, daß man sagt, ich sey von Christo abgefallen, das ist eine Lüge und eine Verläumdung. Meine Ueberzeugung von der Gnade Gottes in Christo ist und bleibt unveränderlich, nur will ich Christum in seiner Kirche. Es sind zwar viele Dinge in der Kirche, die nicht dabei seyn sollten, diese lasse ich aber stehen, und halte mich an Christum, an sein Wort und an seine sieben heiligen Sacramente." (Man vergleiche hiemit die oben abgedruckte Stelle aus Heft IV.: Römisch-Katholisch bin ich weder in meinem Glauben etc. — und was er dort von der restrictio mentalis sagt.) „Mit dem was ich Euch hier schreibe, sind sehr viele gottesleuchtete und fromme Seelen einverstanden, darum nur getrost und unverzagt, und indem Ihr fest haltet, was Ihr habt, schließet Euch freudig an die Katholische Kirche an."

(Schluß folgt.)

*) Ein Bruder des Luz.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 15. December.

N^o 100.

Der Pfarrvikar Luz und die Gemeinde Karlsruhl
auf dem Donaumoos im Jahr 1832.

(Schluß.)

In einem späteren Briefe vom 14. August, ebenfalls an einen Karlsruhler, schreibt er: „Meinen Rücktritt zur Katholischen Kirche betreffend, bin ich ganz ruhig und getrost, und werde von Tag zu Tag ruhiger und getroster, ich habe nicht nur nichts verläugnet, sondern die Wahrheit des Evangeliums mit freudigem Herzen bekannt.“ („Warum hatten Sie den Römischen Verband verlassen?“ fragt ihn die oben schon erwähnte strafende Stimme aus Fr., und diese Frage gehört eben hieher: „Warum konnten Sie damals Bayerschen nicht annehmen? Ihre Bücher sagen es noch laut [Heft IV. p. 83.]. Die Furcht vor einem gewissenwidrigen Eide hat Sie abgehalten. Wie ist Ihnen denn dieser Eid leichter geworden? Was haben Sie Neues in dem Worte Gottes darüber gefunden? Welches neue Licht hat Sie zurecht gewiesen?“ — „Wo man die Vernunft nicht findet, da ist irgend eine Leidenschaft zu fürchten. Welche wäre sie?“) Wir meinen, Luz nennt sie, wenn er fortfährt: „Protestant wollte ich nie werden. Der Uebertritt geschah bloß, weil wir meinten zum Ziele zu kommen, und aus Liebe zur Gemeinde! Die Protestanten haben uns nichts gehalten von All dem, was sie uns versprochen haben, und wenn sie jetzt auch wieder alles Mögliche versprechen, so ist es doch wieder nichts, wenn sich auch Einige täuschen lassen. Das Verderben in der Protestantischen Kirche ist viel größer als in der Katholischen, und wird alle Tage noch größer. Auch das ist ausgemacht, daß die Protestantische Kirche nur einen Theil von der Lehre“ (und hat doch die ganze Bibel!) „und den Sakramenten Jesu Christi hat, aber nicht das Ganze;“ (so sehr vergißt Luz die Entziehung des Kelchs in der Katholischen Kirche, die doch ihn und die Gemeinde sonst so beunruhigte; er meint aber wohl die fünf Sakramente, die der Evangelischen Kirche fehlen!) „ich überzeuge mich davon immer mehr, und bekomme hierin immer mehr Klarheit und Gewißheit.“ Am Schlusse des Briefes sagt er noch: „Ich höre, daß noch Manche in die Katholische Kirche

nicht eingetreten sind, aus Furcht, daß das ein Abfall von Christus und eine Verläugnung der Wahrheit sey. Sage ihnen, ich lasse sie recht herzlich und brüderlich grüßen, und sie sollen ja solchen Bedenlichkeiten kein Gehör geben. Sie dürfen ja nichts abschwören, nicht einmal ein Buch hergeben, sie dürfen alle Bücher behalten, die Ceremonien sind freilich zur Seligkeit nicht nothwendig, aber sie sind Meilenzeiger auf dem Wege zur Seligkeit“ u. s. w.

Durch diese Briefe und die eifrigen Bemühungen der in Sandbühl bestellten Agenten, war bald die Zahl der treu bleibenden Evangelischen auf circa 200 Seelen herunter gebracht. Die Ausgetretenen schlossen sich aber noch nicht alle wieder an die Katholische Kirche an, sondern bleiben einweilen allein stehen, und wollen warten, bis Luz wieder kommt! —

Aber was die große Anzahl der zuerst Uebergetretenen durch Ungeduld sich selbst verschlug, und auch gar nicht verdient hatte, scheint jetzt dem kleinen Häuflein der treu Bleibenden zu gelingen. Die lang verweigerter Erlaubniß zur Einrichtung des Evangelischen Gottesdienstes in Karlsruhl selbst, ist durch die vereinigten Bemühungen des Pf. M. in U. M., des Dekan G. in A. und des Consistoriums in B. endlich erwirkt worden. Der Vikar P.ä. wohnt jetzt in Karlsruhl (freilich in keinem Pfarrhaus, sondern in dem Haus eines Kolonisten, worin er kaum aufrecht stehen kann), und auch ein betternes Kirchlein von 40 Fuß Länge, 24 Fuß Breite und 16 Fuß Höhe im Lichten steht fertig da, ist mit einem Thürmlein und Glocken geschmückt, mit dem nöthigsten Kirchengeräthe durch milde Gaben christlicher Freunde versehen und schon am 30. Septbr. eingeweiht worden. Nicht ohne Grund hofft daher P.ä., daß Manche der ihre Geführe wieder kommen werden, wenn sie sehen, daß nun Alles doch so zu Stande gekommen ist, wie sie immer gewünscht, und zu erlangen voreilig verzweifelt hatten, einige sollen das schon laut geäußert haben. Nur Eins könnte auch diese Hoffnung zerstören, wenn Luz wirklich noch nach Karlsruhl käme. Doch darauf darf er sich wohl keine Rechnung machen, denn nicht nur würde die Evangelische Kirchenbehörde wohl alles Ernstes dagegen protestiren, sondern auch die Katholische selbst wird ihm schwerlich noch einmal die Leitung einer Gemeinde anvertrauen, mit der er so ganz machen kann, was er will. So viel wir bis jetzt

gehört haben, ist er noch bei seinem Onkel, dem Pf. Lbg. in Unterroth, einem außerordentlich treuen und eifrigen Anhänger der Römisch-Katholischen Kirche, und soll noch gar nicht wieder in den katholischen Klerus aufgenommen seyn. —

Wir aber bitten nun noch inständig durch unseren Herrn Jesum Christum, Alle, die sein Reich lieb haben, die milden Beisteuern, die sie der Gemeinde Karlskuld zugedacht haben, nicht zurückzuhalten, weil sie so zusammengeschmolzen ist. Ist auch der Haufe kleiner, so ist er doch bewährter, und das ist nun einmal nicht anders, wenn der Herr die Befenner seines Namens in's Sieb wirft, so fliegt allemal mehr über den Rand, als vollwichtig erfunden wird und liegen bleibt. —

Und damit könnten wir denn diesen Aufsatz schließen, wenn wir nicht noch ein Wort an diejenigen hätten, die vielleicht mit wahrer Bekümmerniß die Frage aufwerfen: Und war denn nun alles das Schöne und Herrliche, was Luz in den drei ersten Heften seiner geschichtlichen Notizen erzählt, nur eitel Trug und leerer Dunst? —

Diesen antworten wir aus voller Ueberzeugung: Nein! Wir haben zu dieser Annahme keinen Grund, das Gegentheil davon beweist schon das Häuflein der treu geliebten Befenner, die doch auch durch seinen Dienst zum Herrn bekehrt worden sind. — Aber einen großartigen Beleg finden wir in unserer Geschichte zu den Worten des Herrn:

Der aber auf das Steinigte gefäht ist, Der ist es, wenn Jemand das Wort höret, und dasselbige bald aufnimmt mit Freuden: aber er hat nicht Wurzel in ihm, sondern er ist widerwendisch, wenn: sich Trübsal und Verfolgung erhebt um des Wortes willen, so ärgert er sich bald.

Dem steinigten Acker ist aber jedes Menschen Herz von Natur gleich, so lange es nicht durch den Hammer des Gesetzes zerschlagen, und zu gründlicher und wahrhaftiger Buße erweicht ist, und an dieser Vorbereitung hat es Luz gefehlt, was er aber nicht hatte, konnte er weder bei seiner Gemeinde vermissen, noch ihr erwerben helfen. Darum konnte er bei dem hellen Licht des Evangeliums, das ihm leuchtete, die Eigenliebe nicht erkennen, mit der er in dem Segen, den Gott auf seine Arbeit in Karlskuld gelegt hatte, das Werk seiner Hände liebte; entdeckte nicht, daß sein vermeintlicher Beruf, die Gemeinde auf dem betretenen Wege weiter zu führen, dem er Alles, Gewissen und bessere Ueberzeugung, Wahrheitsliebe und das natürliche Gefühl der Dankbarkeit, opferte, eine Vorpiegelung seiner eigenwilligen Lust war, die von dem Schauplatz seines Ruhms nicht lassen wollte; eben so liebte die Gemeinde in Luz den Prediger, der sie zu schätzen wußte, und beide streuten einander abgöttisch Weibrauch. Darum merkten sie auch nicht, wie viel Antheil an dem Plan, eine eigene Deutsch-Katholische Kirche zu gründen, die Eitelkeit hatte, alsdenn das Haupt und der Mittelpunkt der neuen Schöpfung zu seyn. Aus demselben Grund vermissen wir bei Luz auch gänzlich das gerechte Mißtrauen gegen das eigene Herz, wozu nur eine ernste Gesehenschule führt, und finden, daß er augenblicklichen Eingebungen des Gefühls folgt, wie göttlichen Befehlen, und zum Maassstab und zur Richtschnur seiner Handlungsweise nicht das klare, objektive und unveränderliche Wort Gottes, sondern die eben vorhandene, subjektive und wechselnde Empfindung von Ruhe und Freudigkeit nimmt. Geht doch seine Sicherheit über sich selbst so weit, daß er in der Vorrede zum IVten Heft seiner geschichtlichen Notizen drucken läßt: „Ich ward bald auf den Altar bald auf den

Pranger gestellt; Gott Lob und Dank! der Altar schadete mir so wenig als der Pranger, und diesen scheue ich so wenig als jenen;“ — „es ist mir aus Gnade gegeben, bei dem mancherlei Gerede der Menschen ruhig und fest in meinem Herzen zu bleiben;“ — während er doch zu Ende des IIten und Anfang des IIIten Heftes erst selbst erzählt hat, wie wenig er „bei dem mancherlei Gerede der Menschen ruhig und fest in seinem Herzen“ geblieben sey, und die ganze hier erzählte Geschichte nur eine Reihe von unsicheren und unüberlegten Schritten ist, zu denen immer das Gerede der Menschen (denn das ist auch der verständigste Rath für den, welcher ihm blindlings folgt, ohne ihn nach Gottes Wort und seinem Gewissen erst ernstlich zu prüfen) ihn verleitete. — Soll daher Luz zurecht kommen, — und wer wollte das nicht von ganzem Herzen dem armen Manne wünschen, — so bedarf er, wie ein in den Wegen Gottes wohl erfahrener Mann sagt, offenbar einer neuen Zucht der inneren Gesehenschule. „Er bedarf der Schärfung seines Gewissens namentlich in der Pflicht der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, insbesondere aber bedarf er der Erkenntniß der Hauptquelle seiner Verirrung, der tieferen Aufdeckung der Abgründe der Eigenliebe in seinem Herzen, sammt seiner damit zusammenhängenden Schwachheit und Menschenfurcht und Menschengeselligkeit, und seiner vielfach an den Tag gekommenen großen Abhängigkeit von dem Einfluß der grade gegenwärtigen Personen und von den Eindrücken des Augenblicks.“ —

So viel von Luz und seiner Geschichte. Wer aber dieses liest, und sollte noch nicht wissen, was er daraus lernen kann, dem möchten wir es zusammengefaßt in den Worten des Apostels sagen: Darum, wer sich läßt dünkeln, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle! —

(Aus Baiern.)

Felix Meff

nach der Schrift: Züge aus dem Leben des Felix Meff, gewesenen Predigers bei den Evangelischen Gemeinden der Hoch-Alpen. Nach dem Französischen bearbeitet von Gerold Meyer von Knorau. Mit einem Vorwort von Dr. G. H. Schubert. Erlangen, b. Seyder 1832. Preis 7 Sgr. 6 Pf.

Der theure Mann, aus dessen Leben wir unseren Lesern wenigstens einige Züge mitzutheilen uns gedrungen fühlen, gehört der jüngsten Vergangenheit an. Erst seit dem 12. April 1829 ist er heimgegangen zu dem Herrn, der ihn als ein leuchtendes Exempel seiner Wunder wirkenden Gnade, als einen zweiten Oberlin hingestellt hat auf die Hoch-Alpen, hingestellt zur Ermüthigung der lauen Christenheit und zur Erweckung des Glaubens an die wunderbare Kraft und Wahrheit seines ewigen Evangeliums. Dem Evangelium des Friedens hat er gedient mit einer Unermülichkeit und Ausdauer unter den vielfältigsten Beschwerden, daß man ersannen muß über die Macht des kindlichen Glaubens: Verzehrt hat sich dieser theure Knecht im Dienste seines Herrn, der Eifer um das Haus Gottes hat ihn aufgerieben und wohl mag man ihm mit vollem Rechte die Grabchrift setzen, welche Offenb. 2, 3. geschrieben steht: „Du hast vertragen, Geduld gehabt, um meines Namens willen gearbeitet und bist nicht müde geworden.“

Freilich, der Name Meff glänzte weder in den Feldlagern,

noch auf der Niederbühne, noch in den Akademien; auch zeigte er seine Bereitschaft nicht vor den Großen der Erde. Armen Berghirten war sein Leben geweiht, in die Schneeregionen, in die Genn- und Strohütten brachte er das Evangelium. — Nun aber ist er eingegangen zu seines Herrn Freude, — nun ist er von den Alpen hoch emporgehoben in das stille Land der Ruhe, wo alle Stürme schweigen, wo er das linde Säusen eines ewigen Friedens an seinem beseligten Herzen in Ewigkeit erfährt.

Schon in seiner Jugend, die er bei seiner Mutter in einem Dorfe bei Genf zubrachte, zeigte Neff viele schöne Fähigkeiten. Von dem Pfarrer des Ortes unterrichtet, las er mit großer Begeisterung den Plutarch, und diese Lektüre stößte ihm Liebe zu großen Handlungen ein, welcher er stets treu blieb. Auch Johann Jakob Rousseau, mit dem er in der lebendigen und originellen Empfindungsweise viele Aehnlichkeit hatte, war einer seiner Lieblingschriftsteller. Leichtfertige Schriften waren ihm schon in seinen Knabenjahren verhaßt. Es regte sich frühe in seiner Seele ein Widerwille gegen alles Gemeine und gegen alle weichen Belustigungen. — In seinem siebzehnten Jahre wurde er Soldat, im neunzehnten Unteroffizier bei der Artillerie in Genf. Hier studirte er, begabt mit einem seltenen Gedächtniß und durchdringenden Verstand, Mathematik und Naturwissenschaften. Aber bei allen seinen wissenschaftlichen Studien empfand er eine Leere in seinem Gemüthe und einen Durst nach Befriedigung seiner Herzensbedürfnisse, welcher durch menschliches Wissen nicht gestillt werden konnte. Allmählig erkannte er, daß seine besten Werke und seine ganze Moral nur auf sein Ich berechnet waren, und da er noch ungläubig war, so wurde seine Betrübnis und Angst darüber groß. Zu dieser Zeit verfaßte er folgendes kleine Gebet, das er auch später öfter wiederholte, wenn er von seiner Bekehrung sprach: „O mein Gott, weß du auch bist, lehre mich die Wahrheit erkennen, und sey so gnädig, dich meinem Herzen zu offenbaren.“ Aber schon dieser Durst nach Wahrheit war ein Ruf und Zug dessen, der sich niemals den Menschenkindern unbezeugt läßt. — Zu dieser Zeit, da er freiwillig aus der Bibel Gott nur noch als einen Richter erkannte, gab ihm ein Geistlicher das inhaltreichere Büchlein von Thomas Wilcocks: „Köstlicher Honigtropfen aus dem Felsen Christo,“ in die Hände, das ihm großes Licht brachte. Er entschloß sich, sein Leben dem Heilande zu weihen und sein Evangelium zu predigen, und sofort fing er rüstig an, in den Kasernen, im Spital, in den Gefangenhäusern das Wort vom Kreuze zu verkünden. Im Jahre 1819, nachdem er zuvor sich mit den Christen der neuen Kirche in Genf vereinigt hatte, zog er zum großen Erstaunen seiner Offiziere das Militärkleid aus, um sich nun ganz dem Amte hinzugeben, für welches er sich von Gott berufen glaubte. Nun besuchte er die Dörfer um Genf, las in allen Häusern aus dem Worte Gottes vor und erklärte dasselbe. Seine einfache Weise, seine fast immer von Gegenständen und Arbeiten des Feldbaues hergenommenen Vergleichen machte ihn für Jedermann verständlich, und reicher Segen folgte ihm überall, wohin er kam. Dabei ließ ihn sein Eifer nicht an Schonung seiner Gesundheit denken. Man sah ihn z. B. den Jura an seinen steilsten Theilen erklimmen, um einen armen Hirten zu besuchen, in welchem durch eine dicke und grobe Schaaie hindurch einige Spuren geistlichen Lebens hervorbrachen. Auf diese Weise verfloßen mehrere Monate. Er studirte die Bibel mit der größten Sorgfalt — so daß er ganze Bücher hersagen konnte. Als er im Jahre 1819 oder 1820 aufgefordert wurde,

einen Mörder in einem Waadtländischen Gefängniß zu besuchen, hatte er die Freude zu sehen, wie er zum Glauben kam. Dadurch kam er mit mehreren Predigern des Waadtlandes in Verbindung, auf welche der Einfluß Neff's, da er sie mit großer Freimüthigkeit und Liebe auf ihr heiliges Amt und ihre schwere Verantwortung aufmerksam machte, von großem Segen war. Auch in einigen anderen Kantonen der Schweiz predigte er um diese Zeit vielfältig und stiftete mehrere religiöse Versammlungen, wovon viele noch jetzt bestehen. Nicht als ob Neff separatistische Ansichten gehabt hätte, nein, grade davon war er weit entfernt. Er erkannte die Nationalkirche mit allen ihren Mängeln als eine in den Gnadensplan des Herrn gehörige und gesegnete Anstalt an, und erinnerte an das Reg der Parabel, das alles Mögliche aufnimmt und daß wir eher gebrauchen und ausbessern, als zerreißen und zerstören sollen.

Nach diesem segneten Aufenthalt Neff's im Waadtländischen verließ er eine Zeitlang, nachdem er die Ordination erhalten, die Stelle des Pfarrers Boniface in Grenoble. Hier zeigten sich bei großer Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit wenige Früchte seiner Wirksamkeit. Nach sechs Monaten wurde er Vikar eines Pfarrers zu Mens. Hier entstand alsbald eine große Erweckung. Die Kirchen füllten sich, weit her strömten die Zuhörer herbei, man bat ihn um Bücher und vornehmlich um die Gebete, die er in der Kirche hielt. Die Romanleserei wurde abgeschafft, die Katechumenen versammelten sich, gemeinschaftlich die Bibel zu lesen. Neff mußte oft von 5 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends sprechen. Oft mußte er an einem Sonntage fünf- bis sechsmal Gottesdienst halten. Auf allen Dörfern und Weibern des Kirchspiels hielt er Versammlungen, zu denen man nach vollendeter Tagesarbeit von weitem herbeiströmte. Bei seinen Krankenbesuchen ließ er die Nachbarn zugegen seyn, auch die Begräbnisse benutzte er zu ernstlichen Erweckungsreden. So nahmen denn je mehr und mehr Leute von jedem Stand und Alter ihre Zuflucht zu dem Gekreuzigten. Die Todtengestirben wurden weiß zur Erde und besonders zeigte sich unter Neff's Katechumenen ein großes Regnen des Geistes. Fielen einige als taube Blüten ab, so spornete dieses seine Wachsamkeit. „Das Werk Gottes erhält sich,“ pflegte er zu sagen, „allein wenn das Pferd schlecht ist, so fährt auch der Wagen nicht schnell. Indessen wie groß auch die Dürre und Trockenheit in meinem Innern seyn mag, so lasse ich nicht nach, die Liebe des Vaters zu verkündigen. Die nämliche Nacht, welche aus dem Felsen in der Wüste Wasser hervorrinnen ließ, läßt auch aus meiner Brust lebendiges Wasser hervorquellen, obgleich ich selbst keinen Tropfen habe, mit dem ich den Durst löschen könnte.“

Um den Bauern der Gegend recht verständlich zu werden, lernte er das Patois, und ließ sich auf's Kindlichste zu ihrer Fassungskraft herab.

Nur in einem Dorfe, la Baume, wollte das Wort nicht haften. Nachdem Neff an einem Sonntage mit großer Salbung das Evangelium gepredigt, übermannte ihn am Schlusse dieser Predigt eine große Wehmuth, so daß er, das Haupt in seine Hände gelegt, mit tiefen Seufzern zu beten anfang. Als man ihn betroffen fragte, ob er unapflich sey, antwortete er: „Ich bin nicht krank, meine Freunde, allein ich gedenke mitummer daran, daß die Mehrzahl von euch das so eben Gesagte schon vergessen hat! Indessen steht geschrieben: Heute, so ihr seine Stimme höret, verstocket eure Herzen nicht. Lasset uns nur fürchten, daß wir die Verheißung,

inzukommen zu seiner Ruhe, nicht versäumen und unser Keiner dahinten bleibe." Diese Worte machten einen tiefen Eindruck. Mehreren rollten die heißen Thränen von den Wangen herab, und dies war der Anfang einer großen Erweckung, welche sich durch die lieblichsten Früchte als ein Werk Gottes bewährte.

Unermüdblich war seine Sorgfalt, die jungen Pflanzkn zu pflanzen. Im Winter besuchte er zuweilen bei schlechtem Wetter, wenn der Schnee ihm bis an die Knie reichte, seine Pfarrkinder. Wenn diejenigen, welche er mit dem Evangelium bekannt machen wollte, nicht lesen konnten, so gab er sich auf der Stelle die große Mühe, sie lesen zu lehren, zeigte ihnen mit einer bewunderungswürdigen Sanftmuth die Buchstaben und buchstabirte die Sylben mit ihnen. Die kleinsten Anlässe verstand er mit großer Geschicklichkeit zum Heile der ihm anvertrauten Seelen zu benutzen. Durch die Erzählung der Geschichte irgend einer frommen Person, oder seiner eigenen Bekehrung, machte er auf die Nothwendigkeit der Wiedergeburt aufmerksam; diese Klugheit und weise Sorgfalt hinderten ihn aber nicht, kräftig mit denen zu reden, welche nicht recht schaffen vor Gott wandelten. Einem Geistlichen, der ihm klagte, daß sein Herz durch allerlei boshafte Streiche seiner Gemeindeglieder verwundet sey, erwiderte er: „Sie wissen noch nicht, daß die Dornen stechen, die Messer schneiden, das Feuer brennt, und die Fingern Jesu von der Welt gehasset werden. Sie wollen bei Ihrer außerordentlichen menschlichen Klugheit mitten durch den Regen gehen, ohne naß zu werden. Ich fürchte, daß Sie verwegen in den Dienst des Evangeliums getreten sind, und daß Sie demjenigen nicht nachgeahmt haben, der vor dem Thurm die Baukosten berechnete. Blicken Sie auf Jesum, seyen Sie kein kleingläubiger Mann! Wenn eine Fluth von Uebeln Sie bedecken würde, so könnte Sie der Herr aus derselben erröthen.“ Diesem fügte er dann noch die zärtlichsten Beweise brüderlicher Liebe bei, um den gesunkenen Muth des Niedergeschlagenen wieder aufzurichten.

Während Neff zu Mens allen nur möglichen Rängen ausgesetzt war, wurden ihm verschiedene Stellen angeboten. Allein eine Pfarrstelle in den oberen Alpen zog ihn vor Allem an, und der Gedanke an die große Beschwerlichkeit dieses Postens schreckte ihn nicht ab. Wirklich nahm er diese Stelle an, die dem Missionseposten eines Heiden-Missionars gleicht. Die physische und moralische Versunkenheit, namentlich der Bewohner von Fressinière und anderer Dörfer, in welchen Neff das Evangelium predigte, grenzt an's Unglaubliche. Für Alles mußte dort gesorgt werden, für Unterricht, für Bauart und Ackerbau. — Viele Häuser in dortiger Gegend haben keinen Schornstein und fast keine Fenster. Die sehr enge Küche ist nur eine dunkle Kioke. Die ganze Familie steckt während der sieben Wintermonate in dem Mist eines Stalles, der nur einmal jährlich gereinigt wird. Die Nahrung und Kleider sind eben so grob als unreinlich. Man bäckt einmal des Jahres Brodt und zwar bloß aus grob gemahlenem und gesiebertem Roggen. Ist Ende Jahres kein Brodt mehr da, so werden in der Küche Kuchen gebacken. — Wird Jemand krank, so ruft man keinen Arzt herbei, auch weiß man weder Fleischbrühe noch Gerstentrunk zu

bereiten. — Die Frauen werden roh behandelt, sie sitzen beinahe nie, knien oder kauern an der Stelle, wo sie sich befinden; setzen sich weder an den Tisch, noch essen sie mit den Männern. Dazu herrschten hier Spiel, Tanz, Prozesse, Zänkereien, und es wurde vielfach geschworen. — Die Schullehrer zu Fressinière waren höchst unwissend; für die fünf oder sechs Monate, in welchen sie unterrichteten, bekamen sie einen Louisd'or. Neff that sein Möglichstes, tüchtige Schullehrer dorthin zu bringen, auch legte er selbst Hand mit an, ein zweckmäßiges Schulhaus zu bauen. Da er aber in vielen Gemeinden thätig seyn mußte, so schaffte er die Predigten von Nardin an, welche in seiner Abwesenheit vorgelesen wurden. Allmählig gewannen die Leute diese Predigten ausnehmend lieb. Eine der reichsten Familien des Ortes wollte gern im Besitz derselben seyn und beschloß, weil das Buch doch einen höheren Werth habe, statt eines Schweines, welches jährlich geschlachtet wurde, einen Ziegenbock für die Haushaltung zu mästern. — Ein anderer Mann zu Dourmilouse beschloß in den Steinbrüchen zu arbeiten, um sich das Buch anschaffen zu können. — Die Privatgottesdienste wurden allmählig fleißig besucht. Indessen geistliches Leben war bis dahin in der Gemeinde nicht erwacht. Erst im April 1825 zeigte sich unter Neff's Augen an mehreren Orten eine wahrhaftige Erweckung. Nur die Katechumenen blieben noch unergiffen, was ihren Hirten sehr schmerzte. Als er ihnen aber eines Tages bezeugte, wie großen Schmerz es seinem Herzen verursache, daß alle seine Sorgfalt nur ihre Verdammung vermehre, da wurden ihrer Mehrere ergriffen. Bald überzeugte er sich, daß der Herr in Vielen ein großes Werk habe. Ströme wurden gegoßen auf das dürre Land, und die Wüsten und Einöden begannen zu blühen wie die Lilien. Ganze Schaaren begannen zu weinen und zu jammern über ihre allzulange Gleichgültigkeit gegen das Evangelium. Wenn Neff diese Ergriffenen um sich versammelte, so konnten nur wenige Leute vor Nüßrung singen. Um den Charfreitag und das Osterfest folgte eine Versammlung der anderen, in jeder neuen schien eine belebende Flamme gleich einem elektrischen Funken von Einem auf den Anderen überzugehen. Während acht Tagen hatte Neff nicht dreißig Stunden Ruhe. Man kannte weder Tag noch Nacht; vor, nach und zwischen den öffentlichen Gottesdiensten sah man alle jungen Leute zwischen den Granitblöcken, wovon das Land bedeckt ist, in verschiedenen Gruppen bei einander und sich gemeinschaftlich erbauen. Hier las man die Sonigtropfen aus dem Felsen Christo, dort des Christen Wallfahrt nach der himmlischen Stadt. „Nun,“ sagt Neff, „kam mir dieses wilde Land angenehm vor und wurde mir theuer, seitdem es von Brüdern bewohnt war. Keineswegs vergesse ich, daß es im Frühling mehr Blüthen als im Herbst Früchte gibt, und daß es im Augenblick einer religiösen Erweckung scheint, daß viele Seelen durch eine allgemeine Bewegung hineingezogen, daran Theil nehmen, wie man einen mitten in einer Gluthpfanne liegenden Stein für eine lebendige Kohle nehmen könnte. Wie dem aber auch seyn mag, es ist ein Werk des Herrn; ihm sey Ehre und Ruhm durch Jesum Christum von Ewigkeit in Ewigkeit!“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 19. December.

N^o 101.

Felix Neff.

nach der Schrift: Züge aus dem Leben des Felix Neff, gewesenen Predigers bei den Evangelischen Gemeinden der Hoch-Alpen u. s. w.

(Schluß.)

Der unermüdete treue Neff benutzte die Erweckung dieser Herzen, um eine Bibelgesellschaft zu Greiffenriede zu stiften. Nicht lange währte es, so konnte die Hälfte der Familien mit Bibeln, fast alle aber mit Neuen Testamenten versorgt werden.

Am 6. Mai stieg Neff mit mehreren seiner Katechumenen über den Col d'Orsière. „Wie viele Male,“ sagte einer derselben, „habe ich den Gefahren getrogt, wenn ich den wilden Bock an diesen Abgründen verfolgte! Ich sparte weder Zeit noch Mühe, stand Kälte, Ermüdung, Hunger aus; erstieg die schauerlichsten Felsen und setzte hundert Mal mein Leben auf's Spiel. Werde ich eben so viel für Jesum Christum thun? Werde ich das ewige Leben mit ähnlichem Eifer verfolgen? — Und doch, welche Vergleichung?“

Die gottesdienstlichen Versammlungen, welche Neff hielt, wurden allmählig so stark besucht, daß ihm trotz aller getroffenen Vorkehrungen das Athmen schwer wurde. — Für das irdische Wohl der Gemeinde bewies er sich fortwährend in Oberlin's Weise thätig. So sorgte er für die Anlegung von Bewässerungskanälen, wodurch der ganzen Gegend erstaunliche Vortheile zu Theil wurden. Auch lehrte er seine Leute einen besseren Anbau der Kartoffeln, wofür noch jetzt alle jene Gemeinden ihm dankbar sind; er machte die Häuser durch Bauveränderungen gesunder und sorgte für Reinlichkeit. Alles dies erhöhte die Achtung und Liebe dieser Waldenser zu ihrem Seelenhirten, und er widerlegte von diesen Alpen aus ungemein die falsche Behauptung, daß man an sein Heil nicht denken könne, ohne seine zeitlichen Pflichten zu vernachlässigen.

Auch eine Schule legte Neff in Gourmillouse an, worin er selbst mit unermüdlicher Treue unterrichtete und die Freude hatte, einer ganzen Schaar junger Leute eine recht gute bürgerliche Ausbildung zu verschaffen.

Da Neff durch Arbeit abgehärtet und kräftiger Constitution war, so konnte er die Anstrengungen seines Berufs trotz

des rauhen Klimas in den oberen Alpen, trotz der beständigen Wanderungen und Entbehrungen mancherlei Art während beinahe acht Jahren aushalten. Auf manche Unpässlichkeiten, die sich einstellten, achtete er nicht. Allein allmählig wurde doch der Körper durch die beständigen Anstrengungen heftig angegriffen und eine Quetschung am Knie, die er sich zugezogen, als er über die Trümmer einer ungeheuren Schneelawine gegangen war, brachte ihn vollends zurück.

Fortwährend aber hatte der theure Mann die Freude zu sehen, wie der Herr immer mehrere Seelen hinzuthat zu der gläubigen Gemeinde, und allenthalben, wo er erweckte Christen entdeckte, gründete er Versammlungen, trennte aber die Geschlechter, um die Herzensergießungen und gegenseitigen Rathgebungen desto weniger zu hemmen.

Endlich reiste er auf die inständigen Bitten seiner Freunde nach Genf, wo er sehr leidend ankam. Auf die Verordnung seines Arztes besuchte er nun die Bäder von Plombières. Dort lernte er die Frau von Champlouis, Gemahlin des Präfekten der Vogesen, kennen, die ihm vorschlug, den anwesenden Protestanten einen sonntäglichen Gottesdienst zu halten. Nie hatte Neff eine so glänzende Zuhörerschaft gehabt, dessen ungeachtet predigte er ihr mit eben der Freimüthigkeit wie den Alpenbewohnern. Zwei große Säle konnten die Zuhörer kaum fassen.

Brieflich blieb er fortwährend in genauer Verbindung mit seinen Allgemeinden, die er auf dem Herzen trug. — Wie gern theilten wir, wenn der Raum dieser Blätter es gestattete, einige dieser köstlichen Briefe und überhaupt so Manches aus den Tagebüchern des Seligen mit! Wir sind aber genöthigt und fühlen uns gedrungen, alle Leser der Ev. K. Z. zu bitten, das köstliche Büchlein selbst zu lesen, und theilen nur noch Einiges aus den letzten Schmerzentagen dieses lieben Zeugen mit.

Ja, es waren Schmerzentage. — Die Verdauungsthätigkeit ließ je länger je mehr nach, seine Pein wurde groß. — Unterredungen mit seinen treuen Freunden waren ihm untersagt. Fortwährend wurden ihm Brennchinder aufgelegt. Aber sein Auge funkelte von Muth und Demuth. „Nie habe ich's so lebendig gefühlt als jetzt,“ sprach er einst, „wie glücklich wir sind, daß wir aus Gnaden selig werden, und wenn ich auf

etwas Gutes in meinem Leben zurückschauen darf, als auf ein Verdienst, oder einen Beweggrund zum Vertrauen, so halte ich Alles für Schaden in Vergleichung mit der überschwenglichen Erkenntniß Christi Jesu, meines Heilandes, auf daß ich Christum gewinne. Ja, in ihm wünsche ich erfunden zu werden, als einer der keine eigene Gerechtigkeit hat, sondern die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben an Christum kommt. Ich kann und will nur wie der letzte der Sünder, wie der am Kreuz bekehrte Schächer erlöset werden; und ich erkenne vollkommen vor Gott, daß von dem ersten guten Wunsche an bis zum letzten erbaulichen Worte, das ich werde reden können, Alles von Gott und einzig von Gott kommt, der aus reiner Gnade und nach seinem Wohlgefallen mich Aremen und Unwürdigen von Ewigkeit her erwählte und mich zur rechten Zeit zu sich rief, damit ich ein Denkmal seiner Barmherzigkeit würde."

Endlich wurde er sehr schwach; aber keine Klage kam über seine Lippen. Ungemein dankbar war er für die sorgliche Liebe seiner Freunde. — Einmal bekümmerte es ihn, daß er, den seine brennende Menschenliebe im 31sten Jahre aufs Todtenbette gebracht hatte, in der Anwendung seiner Stunden untreu gewesen und eitlen Ruhm gesucht habe. — Als er seinen Freunden zeigen wollte, wie sein Glaube fest und von Allem, was bloße Phantasie ist, ferne sey, sagte er: „Ich habe mit den Nägeln so lange gekragt, bis ich von dem lebendigen Stein allen Sand, allen Mörtel weggeschafft habe; allein der Stein ist geblieben.“ — In Gegenwart seiner ihn unbefähiglich liebenden Mutter nahm er eine Festigkeit an, die an Vorwurf grenzte; sobald sie ihn aber verließ, konnte er seine Thränen nicht zurückhalten, er blickte ihr mit Järtlichkeit nach und sprach: „Arme Mutter!“ —

Als man ihn fragte, ob er bei alle dem bleibe, was er seinen Gemeinden und den Katechumenen gelehrt und geschrieben habe, antwortete er mit einer schwachen Stimme, die nichts mehr von menschlicher Kraft zu haben schien, und mit vieler Salbung: „Es dünkt mich, ich sollte ihnen dieses Alles noch vom Himmel herab verkündigen!“ — Mit schwacher Hand schrieb er einige Tage vor seinem Ende einige Zeilen an verschiedene innig verbundene Brüder und Schwestern, die er mit den Worten schloß: „Ich steige in vollem Frieden zu unserm Vater empor! Sieg! Sieg! Sieg! durch Jesum Christum!“

Schrecklich war sein letzter Todestkampf. Aber jeder Hauch seiner leuchtenden Brust schien von einem Gebete begleitet zu seyn, und in dem ernstesten Augenblick, wo der Tod in seiner vollen Schwere über ihm lag, war er lebendiger als alle Umstehenden durch den feurigen Ausdruck seiner Wünsche. Seine Freunde meinten um ihn her, seufzten über die Länge seiner Leiden; allein die Kraft seines Glaubens war in seinem Blick noch sichtbar. Sie verstanden immer vollkommener seinen sehnlichstvollsten Gedanken, so daß sie zuletzt aus Einem Munde riefen: „Komm Herr Jesu, komm bald!“ — Er verschied Sonntags den 12. April 1829 Morgens ein Viertel auf neun Uhr.

Nun feiert er den ewigen Sabbath. Im Segen bleibe das Ende dieses Gerechten und unser Ende sey wie das Seinige.

Der Verein von Freunden Israels in Basel.

In Nr. 43. der Co. R. Z. d. J. las ich einen Aufsatz über die Verbreitung des Christenthums unter den Juden, der mir Freude machte. Es ist gewiß an der Zeit, daß die Christen nachdrücklich an dieses Volk erinnert werden, das ihnen so

nahe steht, und an dessen Befehrung sie entweder nie denken oder so leicht daran verzagen, weil sie hier die Schwierigkeiten in der Nähe haben, die man bei den fernem Heiden eher übersieht. Wenn einmal die Christen Israel lieben und von allen Seiten her die liebende Sorge für ihre Seelen diese armen Irrenden umfängt, so wird auch die Stunde bald kommen, wo sie in Masse, wie es verheißen ist, zu ihrem Gott sich bekehren. Bis dahin muß es Vereine geben, die dieses Volkes Wohl auf dem Herzen tragen und jene schöne Zeit vorbereiten helfen.

Es wird dem Verfasser jenes Aufsatzes und manchem Andern mit ihm Freude machen, zu hören, daß auch in Basel mit dem 1. März 1831 ein neuer „Verein von Freunden Israels“ entstanden ist, der sich, gestützt auf die Verheißungen Gottes und bewegt durch das Elend des jüdischen Volkes, zum Zweck gesetzt hat: „Aus Liebe zu unserem Haupte Jesu Christo und zu dessen Brudervolke nach dem Fleische zum geistlichen und deshalb auch zum leiblichen Wohle Israels mitzuwirken.“ Es will dieser Verein gerne für Israel lautwerden, und hat daher seinen Festberichten und einigen Circularberichten seine Grundsätze und seine bisherige Geschichte schon manchen Freunden Israels mitgetheilt. Die Festberichte sind als Beilagen zum Calwer Missionsblatt abgedruckt, und enthalten nebst der Geschichte dieses neuen Vereins manches Wort, das derselbe gegen allen Christen zurufen möchte. Der oben erwähnte Aufsatz rückte mir aber die vielen Leser der Co. R. Z. vor die Seele, welche eben nicht auch das Calwer Blatt lesen, und diente mir zur Aufforderung, seinem Worte der Liebe dadurch mich anzuschließen, daß ich solchen Lesern, welchen die Sache noch unbekannt ist, einen Auszug aus den genannten Festberichten vor die Augen lege. Möge Israels Heil auch dadurch manchem Herzen näher treten!

Im Jahre 1830 kam Missionar Moriz auf einer Besuchreise von Frankfurt a. M. nach Basel. Einige schwere Erfahrungen hatten ihm den gefährvollen Zustand wahrheitsfindender Juden sehr nahe gelegt, die von den Ihrigen ihres Suchens willen verfolgt und verstoßen werden und dann verlassen dastehn. Er sprach mehreren Freunden seinen Schmerz darüber und das Bedürfnis aus, daß solchen Seelen auch im Aeußeren hilfreiche Hand geboten werde, und seine Worte fanden Anklang. Doch erst, als im December desselben Jahres Missionar Oster aus Straßburg nach Basel kam und die Sache aufs Neue anregte, traten einige Freunde zusammen, und entwarfen die Statuten eines Vereines, der sich mit dem 1. März 1831 als solcher gestaltete, unter dem Namen: „Verein von Freunden Israels in Basel.“ Es hatten dabei die Zusammen tretenden allerdings das Darreichen einer christlichen Bruderhand zu leiblicher Hülfe nöthig und nützlich gefunden, aber sie hatten sich auch bewogen gefühlt, das geistliche wie das leibliche Wohl Israels in's Auge zu fassen und darnach zu verlangen, daß der Herr sie überhaupt zum willigen Volke mache, um an seinen Brüdern nach dem Fleische zu arbeiten, wie er es ihnen geben werde. Die Thätigkeit des neuen Vereines gestaltete sich nun so:

1. Eine seiner ersten Sorgen war, eine Betstunde für die Mission unter den Juden einzurichten. Gebet schien ihm das erste und kräftigste Mittel, wirksam zu seyn. „Der Herr“, sagt der erste Festbericht von 1831, „hat die Befehrung Israels verheißen (Hesek. 37., Sach. 12, 10., Röm. 11, 25–31.). Hier und in anderen Stellen ist die Verheißung so reichlich, daß wir es kaum fassen können, wenn wir so das arme Volk von seinem geistlichen und leiblichen Gerichte niedergedrückt vor uns sehen. Was sollen wir denn nun thun? Sollen wir nur da-

stehen und warten, bis der Herr seine Worte erfüllt? Oder sollen wir immer nur jagen und denken: Jetzt ist's noch nicht Zeit! — ? — Nicht doch! Wir wissen ja Alle, was Ordnung im Vaterhause ist: Der Vater gibt ein ewig festes Verheißungswort und die Kinder ergreifen dasselbe und sind rüstig daran, wie ein Mann sich um den Vater zu versammeln und ihn um das, was er verheißt hat, zu bitten; und dabei wissen sie, daß sie die Bitte haben, um die sie ihn bitten. So ist's immer im Reiche des Herrn zugegangen, und von dieser Ordnung weiß die besondere und die allgemeine Erfahrung der Christen viel zu rühmen; darum auf! wundern wir uns doch nicht, wenn Israel noch verstockt ist, sondern beten wir! und der Vater wird hören und dem rufen, was nicht ist, daß es sey." — Der Verein hielt daher nicht nur in seinen Sitzungen das Gebet für einen Hauptzweck desselben, sondern wünschte, daß eine große Gebetsgemeinschaft für diese Sache entstehe. Daher bestimmte er jeden ersten Donnerstag im Monat die Abendstunde von 7 bis 8 Uhr zu einer für Jedermann passenden Gebetsstunde, und ließ nicht nur die Freunde in der Nähe dazu ein, sondern rief auch denen in der Ferne zu: „Es wird uns große Freude seyn, wenn unsere auswärtigen Freunde die Gläubigen ihrer Umgebungen zum gemeinschaftlichen Gebet für die Bekehrung der Juden vereinen, wenn in Gemeinschaften, Versammlungen, im Hausgottesdienste, im stillen Kämmerlein des Gebets der erbarmenden Liebe immer mehr wird, und der Herr lasse uns diese Sache also hochachten, daß wir gewiß sehen, nicht vergeblich gearbeitet zu haben, wenn auch der Herr uns zu nichts Anderem hinstellen wollte, als für Israel zu beten und zu rufen: Kommt! laßt uns Alle zum Vater gehen, daß wir ihn anrufen um die Erfüllung seiner gewissen Worte." — Diese Abendstunden werden mit Gesang und Gebet begonnen; dann werden Nachrichten aus der Missionsthätigkeit unter den Juden vorlesen; nachher meistens auch eine Stelle aus Gottes Wort erklärt, damit man Bibelgrund darüber erhalte, daß Gottes Auge noch über sein Volk offen sey und daß die Mission unter ihm göttlichen Auftrag und göttliche Verheißung habe; und endlich wird mit Gesang und Gebet geschlossen. Die Bibelbetrachtung nimmt hierbei eine wesentliche Stellung ein, denn es ist nicht nur der sehnliche Wunsch des Vereines, die Herzen der Zuhörer Israel näher zu bringen, indem ihnen der Blick in die Endentwicklung dieses Volkes und in Gottes Absichten mit demselben geöffnet wird, sondern er hofft davon für das richtige Lesen und Auffassen der Bibel überhaupt einen Segen, denn eben der Blick auf Israel nöthigt uns, aus dem unbestimmten und willkürlichen Deuten prophetischer Stellen herauszutreten und die rechte Einsicht und Wahrheit zu suchen, womit die Bibel gelesen werden muß. Daher ruft auch der Verein in seinem zweiten Festberichte in Folge mehrerer Selbstbekenntnisse sich und seinen Freunden zu: „Keine Missionsbetstunde darf ohne getreue Vorarbeit gehalten werden. Freilich finden wir uns hier vielfach auf einem neuen Felde, das gar manche Arbeit fordert, denn es handelt sich am Ende um nichts Geringeres, als um einen besonderen Abschnitt der großen Aufgabe: die merkwürdige Kirchengeschichte unserer Tage zur Kenntniß der Gläubigen zu bringen, die lange vernachlässigten Theile der heiligen Schrift den Herzen wieder näher zu führen, damit doch kein Gläubiger mehr ein Fremder oder Unwissender in Gottes Wort und Walten sey, sondern als Priester wohlbekannt im Vaterhause und in Allem gerüstet mit dem Anker und Schwerde des Wortes. Und das ist der Arbeit werth!" —

2. Ein zweiter Gegenstand der Thätigkeit des Vereines war die Fürsorge für Proselyten, die von verschiedenen Seiten an ihn kamen. Er machte hiebei mehr schwere als freudige Erfahrungen, was aber gewiß wohlthätig auf seine innere Stellung wirkte, denn das Herz wird darüber stiller, demüthiger und anspruchsloser, und schaut mehr auf den Herrn. Nachdem der zweite Festbericht darüber einen kurzen Bericht abgestattet, werden darin über Proselytenpflege folgende Bemerkungen gemacht: „Geliebte Freunde! Ja, das Werk an Israel ist schwer. Es ist ganz richtig, was uns ein Freund schrieb: „Sehen Sie jeden Proselyten, der zu Ihnen kommt, als eine Prüfung an, die Ihnen vom Herrn zugefandt wird.“ Sollen wir aber dazu scheel sehen, wenn der Herr bei solchen Gelegenheiten uns zeigt, wie unverständlich, wie unerfahren im Werk, in der Weisheit und in der Geduld der Liebe wir noch sind, wie wenig kräftigen Glauben wir haben? Ist es nicht Gnade, wo er uns demüthigt? Gerade die betrübenden Erfahrungen, die wir machen, zeigen uns die Größe der Noth. Woher kommen denn die Hindernisse? Eben von dem jammervollen Zustande dieses zerstreuten Volkes. Weil ihre Schulen so schlecht sind, weil sie da nichts lernen, darum verstehen sie nichts, oder Alles nur oberflächlich, darum scheint ihnen das Geringste, was sie gelernt haben, so groß, und ihr Stolz brüstet sich damit. Weil sie nie zu ordentlicher Arbeit angehalten werden, darum verstehen sie keine und haben dazu weder Fleiß noch Geschick. Wenn der Jude die Wahrheit zu erkennen anfängt, so ist er wohl zu jeder Arbeit willig; aber er weiß noch nicht, was arbeiten heißt, und wenn er's erfährt, so wird es ihm so schwer. Weil sie in so großer Verwahrlosung aufwachsen und von Jugend auf über das, was Gott geboten hat, so verkehrte Begriffe empfangen, darum ist die Sünde so tief gewurzelt und tritt so oft und so unerwartet wieder hervor. Darum bitten wir also unsere Freunde: Sagen Sie es Jedem, wem Sie können, daß er die Juden nicht hasse, nicht verfolge, nicht hinabschöpfen helfe, damit er nicht in das gedrohte und sicher über alle diejenigen hereinbrechende Gericht fälle, die Juda verachten. Jedes Gute, das ihnen gethan wird, ist eine Vorbereitung zu ihrer Bekehrung. — Erhalten sie gute Schulen, so können sie um so besser Gottes Wort lesen, und verstehen, was man ihnen sagt. Lernen sie irgend einen Beruf recht, so ist ihnen ihr ganzer Gang so sehr erleichtert, wenn sie einmal den Herrn kennen lernen. Sehen sie bei irgend einem Christen Liebe im Betragen, Treue und Gewissenhaftigkeit im Beruf, den Geist des Friedens im häuslichen Leben, so ist's eine Predigt und ein Zeugniß für sie. Wer es vermag, rufe es seiner Zeit zu in Schriften, oder predige es von der Kanzel, oder sage es seinen Gefährten, und vor Allem: er birte vom Herrn, daß er die Herzen der Obrigkeit und Unterthanen leite und mächtig unter denen walte, die Christen heißen, daß sie bewußt oder unbewußt zum Werke dienen und Israel zu seinem Herrn auf ihren Armen tragen helfen.“

„Eine große Schwierigkeit verursacht das Unterbringen eines jeden ankommenden Proselyten. Er ist vielleicht weit hergerührt und hat schon dadurch geistlichen Schaden gelitten. Nun wäre ihm unverzüglich Beschäftigung nöthig; aber die will sich nicht finden, und er ist all unserem geordneten Leben so fremd! Endlich wählt er einen Beruf, aber da sind Zustverhältnisse im Wege, oder die Welt mit ihrem Leitfinn bringt Gefahr, und die unsichte Seele kommt so lange nicht in den rechten Kreis des stillen, thätigen Lebens, das da milde demüthigt und stärkt.

Was ist da zu thun? Wir möchten hier dringend um eine erwünschte Handreichung bitten: Prüfe sich jeder Gläubige, welches Berufes er sey, Landmann, Handwerker, Kaufmann, Künstler, Lehrer, Gelehrter: Kann ich einen wahrheitsjuchenden Juden bei mir aufnehmen und ihm meinen Beruf lehren? Und wenn er es vor dem Herrn erwogen hat, so melde er es uns, und frage dann alle seine Brüder im Herrn dasselbe. So könnten wir und mit uns unsere Schwesergesellschaften ein Verzeichniß bereitwilliger Brüder aus der Nähe und Ferne erhalten, und manche Schwierigkeit wird von vorne herein beseitigt seyn. Wendet sich aus der Ferne ein Proselyt an uns, so müssen wir ihn dann nicht die weite Reise nach Basel machen lassen, sondern wissen ihm unterwegs einen bereitwilligen Christen, der ihn aufnimmt, und bei dem er nach geschehener Prüfung seiner Absicht, früher zur Ruhe kommt. Gerne tragen wir die Kosten und selbst mit mehr Freudigkeit, denn wir wissen, daß unser Zweck so besser erreicht ist. Und kommt ein Proselyt in unsere Stadt zu uns, so wissen wir ihm dann bald den Arbeitskreis, der seinen Kräften angemessen ist, und wo er nicht unter der Welt und unter Fremden sich findet, sondern Seelenpflege genießt. Nichts würde dann uns binden, denn die weite und reiche Aue der christlichen Liebe stände uns offen. Das wäre ein rechtes Werk der Gemeinschaft. Hier muß auch die freie Bereitwilligkeit in Christo uns entgegenkommen; denn Israels Befehring ist ein Werk der Liebe."

"Mit der Pflege der Proselyten wird es aber den Kindern Gottes überhaupt gehen, wie es den Eltern mit der Erziehung ihrer Kinder geht: Entweder sie müssen sich von dem Herrn sammt ihren Kindern mit erziehen lassen, oder die Kinderzucht ist verfehlt. Ach, mit Schmerz müssen wir hier die mancherlei Unarten in's Auge fassen, die unter denen gewöhnlich sind, welche den Herrn kennen, Unarten, die wir nicht scharf genug beachten und so mitunter laufen lassen. Hier aber stellen sie sich gradezu hindernd in den Weg. Der Herr hat es uns an unserem eigenen Beispiele vor die Augen gestellt, und wir glauben es hier laut und allgemein ausprechen zu müssen: Wir lieben das Neue und Interessante im Reiche Gottes, wir sagen darnach; wir stellen einander hoch, wir loben uns, wir ziehen die Gegenstände unserer kindischen Liebe hervor, wir verhätscheln uns gerne. Das ist nun zwar ein Krebs an unserem inneren Leben, aber wir merken es eben so bald nicht; hingegen an den Proselyten merken wir's, denn da entbrennt der Stolz des Herzens zu heller Flamme und verzehret Alles. Da thut es Noth, nach ernster und stiller Liebe zu ringen, die das Menschliche verläugnet und auf den Herrn sieht. — Es wird uns so schwer, die Sünde wirklich als den gemeinsamen Feind anzusehen und des Bruders Last mit auf unseren Schultern zu tragen. Darum schweigen wir und ermahnen nicht, wenden unsere Herzen ab von dem Fehlenden, und unsere Liebe wird kalt, weil sie nichts zu genießen hat. Das geht aber hier nicht! Was wir dem Proselyten verschweigen, das wird sicherlich als ein giftiges Unkraut hervorbrennen, und wer ihm nicht in Leiden und Geduld wohl thun und seines alten Menschen Wesen nicht tragen will, muß von der Sache bleiben. Oder auch, wir sind treu im Strafen und Unterstützen, aber wir werden der Seele durch unseren Willen zu gewaltig, wollen ihre Wiedergeburt und Heiligung selbst erzwingen, beurtheilen sie nach unserem Stand

und fordern von ihnen, was Gott nie von uns gefordert hat. Das geht bei der Proselytenpflege wieder nicht, das bricht! Der Herr muß uns einen liebenden, erbarmenden Blick in die geistliche Noth dieses Volkes, und einen demüthigen Blick in die Freiheit seiner heiligen Führungen geben, damit wir's vermögen auszurichten. — Ja, es ist eine schwere und eigenthümliche Sache um die Proselytenpflege! da wird so Vieles bei uns zu Schanden! Zu Schanden wird unsere Geschäftigkeit in Committiren und Vereinen, — daß wir uns ihrer auch gar nicht rühmen dürfen; zu Schanden Alles, was wir unternehmen, so wir's nicht von ganzem Herzen und ganzer Seele thun; denn der Proselyt muß eine stete, genaue und brüderliche Aufsicht haben, die ihm zugleich Achtung und Zutrauen abnößtigt, wenn er gedeihen soll; zu Schanden werden wir, wenn irgendwie ein Papst in unserem Herzen wohnt; zu Schanden werden unsere Unlauterkeiten, denn sie werden bald bemerkt und benutzt. Wer sich's nicht will gefallen lassen, zu nichts zu werden vor dem Herrn, bleibe von den Proselyten fern; denn es ist ihm zu schwer. Wer aber des Herrn Wege versteht, mache sich herzu und merke, welch ein Segen auf die zurückfällt, die Israel lieben. Es wird uns gegeben, „daß des Herzens Blöße und der Gottheit Größe uns werd recht bekannt."

„Was sollen wir nun sagen? Ist es noch nicht die rechte Zeit, an Israels Befehring zu arbeiten? Noch immer wird dies behauptet, noch immer hält dies Wort die Herzen vieler Brüder von der Mitwirkung zu Israels Wohl ab, wir müssen auf diesen vielsinnigen Ruf hier antworten. „Die Zeit ist noch nicht da, daß man des Herrn Haus baue.“ — das ist ja die Sprache, die der Herr seinem Volke so abelnimmt! Er antwortet selbst darauf (Haggai 1.): „Aber eure Zeit ist da, daß ihr in getäfelten Häusern wohnet? Und dies Haus muß wüste stehen.“ Da müssen wir schweigen und dieser Sprache des unfreien Herzens uns entschlagen; denn der Eifer um den Bau des Tempels Gottes weiß wenigstens Steine und Holz zuzubereiten, wenn auch die Zeit des Aufbaues selbst noch nicht da wäre, damit es dann, wenn sie kommt, schnell und still vorangehe. Auch mögen wir billig aufmerken, wenn der Herr denen, die so sprechen, zuruft: „Schauet, wie es euch gehet! Ihr säet viel und bringt wenig ein; ihr esset und werdet doch nicht satt; ihr trinket und werdet doch nicht trunken; ihr kleidet euch und könnt euch doch nicht erwärmen, und welcher Geld verdient, legt es in einen löcherichten Beutel. Ihr wartet wohl auf viel und siehe, es wird wenig, und ob ihr's schon heimbringt, so zerflaube ich's doch. Warum das? spricht der Herr Zebaoth. Darum, daß mein Haus so wüste steht und ein Jeglicher eilet auf sein Haus.“ — Ja, so geht es uns! so sieht es auch in unserem geistlichen Leben aus, es fehlt noch so sehr an Leben, Frische, Kraft und am rechten belebenden Thau von oben. Wie wenig ist noch die geistliche Speise unter uns gesegnet! Wie wenig erfreuen sich die Christen des Kleides der Gerechtigkeit und ihrer Kindschaft! Ja, so geht es uns. So gebe uns der Herr, uns zu fürchten vor seinem Wort, damit er dann auch unseren Geist erwecke und wir willig am Bau des Tempels arbeiten, wovon ja Israels Wiederkehr ein Haupttheil ist! —

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Samstag den 22. December.

N^o 102.

Der Verein von Freunden Israels in Basel.

(Schluß.)

Sollte es noch nicht Zeit seyn? Ist eine gerettete Seele nicht mancher Jahre Arbeit und Erfahrung werth? Und siehe, es sind in unseren Tagen manche einzelne Seelen aus Jakob errettet worden, im Verhältnisse nicht weniger als aus den Heiden. Würde die ganze Heidenzahl aus acht Millionen Menschen bestehen (welches ungefähr die Zahl der Juden ist), die Berichte aus der Heiden-Mission würden nicht anders aussehen, als die aus der Juden-Mission. Nun aber sind der Heiden hundertmal so viel. Ist der eigene Segen gering zu achten, der wir über unserer Arbeit an Israel empfangen, der Segen aus Gottes Wort, der Segen der Demüthigung und Liebe? — Sind wir es nicht, die das ganze Volk dürfen zum Herrn kommen sehen, so dürfen wir doch Werkzeuge der vorbereitenden Gnade seyn, und — wer weiß, wie bald auch jenes geschehe? Eine Stunde vor Sonnenaufgang ist's noch finstlich! — An der Zeit aber ist es, das große Ereigniß vorzubereiten; an der Zeit ist es, die einzelnen Seelen, die zum Lichte kommen, zu pflegen und zu schützen, ihnen eine Freistätte unter uns zu bereiten, darum achten wir auch die Sorge für ihr Leibliches als unsere Pflicht; an der Zeit ist es, Gottes Wort ihnen zu bringen; an der Zeit ist es, den Kindern Gottes zuzurufen: Sammelt euch in Liebe für Jakob, beegnet ihnen mit Armen des Erbarmens und flehet für sie im Gebet vor dem Herrn."

3. Dieses zuletzt Genannte, unter den Christen selbst Liebe zu Israel zu erwecken, ist ein dritter Gegenstand der Thätigkeit des Vereins und ein Hauptaugenmerk desselben. Wenn einmal die Christen ihre Pflicht gegen das alte Bundesvolk des Herrn erkennen, dann — hofft der Verein — werden wir auch bald größere Werke des Herrn schauen dürfen. Die Juden leben unter der Christenheit, haben unter derselben ihres Fluches Schwere erfahren, und — wissen Betragen, wissen Haß oder Nachlässigkeit hat bisher die Bekehrung derselben verspätet? Gewiß es ist billig, daß dagegen die Gläubigen beginnen, als eine Gesamtheit für das Volk der Juden aufzu-

stehen, durch Liebe ihnen vorzuleuchten, ihr Vertrauen zu gewinnen und so ein großes Netz zu bilden, das sie dem Herrn zuführt. Dann aber hätten wir Schaa ren von Juden-Missionaren. Ist nicht jeder Gläubige ein geborener Missionar? Soll er doch seines Glaubens Grund geben können, und hat das Gebet und Gebet zur Verbreitung des Reiches Gottes. — Nun haben wir keine, die man Heiden nennt, unter uns; aber Juden haben wir unter uns, und diese sollten billig in jedem Gläubigen, mit dem sie im Geschäftsleben, als Nachbar, oder auf irgend eine Weise in Berührung kommen, ein liebendes Herz finden, das sich ihnen nicht entzieht, sondern sich bemüht, sie zur Erkenntniß ihres geistlichen Glucks zu führen, sie auf die Zeugnisse und Verheißungen Gottes im Alten Bunde hinzuweisen, damit sie dieselben wieder erkennen und ihnen glauben mögen; ein Herz, das mit Kraft Zeugniß geben kann, Jesus sey der Christ, weil es das an sich selbst seliglich erfahren hat. Freilich, da müssen erst wir uns recht zu den Füßen des Gotteswortes setzen, müssen durch die That es höher achten als Menschenworte, müssen es mehr lesen, darin forschen, darin zu Hause werden, und es unsere Macht und Weisheit seyn lassen. Da müssen erst wir es wieder recht einsehen, daß wir ein priesterliches Volk sind, daß also in dem Herrn Christo, unserem Haupte, Priestergaben, Priesterrechte, Priestersplichten für uns bereit liegen, müssen darnach hungern und ihn anrufen, damit wir aus seiner Fülle nehmen, was wir jetzt noch nicht haben und nicht können. O wohl uns, wenn es dazu kommt! wenn die Liebe zu Israel uns zu dem Genuße der Segnungen bringt, die wir selbst als Gottes Volk besitzen.

So legt der erste Festbericht des Vereins das Bedürfniß dar, auf dessen Befriedigung unter den Christen selbst zu Gunsten Israels hinarbeiten ist. Um dies zu thun, hat der Verein

a) den Wunsch ausgesprochen, daß die Gläubigen sich überall zu thätiger Wirksamkeit vereinen möchten. Hierüber äußert sich der Verein: „O daß es doch viele Schwefelergesellschaften gäbe, die in einem Geiste, obschon an Form und besonderen Zwecken verschieden, dieser heiligen Sache sich annehmen, alle unter sich eins, gleichstehend durch brüderliche Liebe und daher alle einander auch Hülfe leistend! — Wo eine Gemeinschaft von Gläubigen besteht, oder wo einzelne Brüder in Christo kleinere

Bruderkreise bilden, da sind die einfachsten und natürlichsten Juden-Missionsvereine schon gebildet. Wenn nur die Theilnahme an Israels Wohl in ihrem Herzen lebt, wenn sie es nur auf ihr Herz nehmen, vom Herrn sich Willigkeit und Weisheit erbitten, und mit anderen Freunden Israels sich in Verbindung setzen, so ist die Sache schon im Wesen da. Jedes einzelne Häuflein thue dann, nachdem ihm vom Herrn gegeben ist, viel oder wenig; es gestalte sich, wie es kann und mag, eine große Gemeinschaft reger Thätigkeit wäre denn doch vorhanden. Auch um der Pflege der Proselyten willen sehnen wir uns, daß bald viele thätige Vereine entstehen mögen; denn es kann mehr geschehen, wenn jeder diejenigen aus seiner eigenen Umgebung besorgt, und wenn der Proselyt, weil er in der Nähe christliche Auffassung und Hilfe findet, des gefährlichen und unsteten Reisens überhoben ist. — Wenn auch viele Kreise von Brüdern oder einzelne Gläubige sich an uns anschließen, so wollen wir uns doch keineswegs als eine Muttergesellschaft angesehen wissen. Auch ist unsere Meinung durchaus nicht die, als ob wir — als Hauptverein — eine Anzahl Hilfsvereine stiften wollten, die uns ihr Geld zusendeten. Wir werden uns immer nur als Schwestergesellschaft jedes Kreises fühlen, der zu Gunsten Israels rege wird, und werden Handreichung nur insofern fordern, als sie ein Glied vom anderen begehren kann, aber doch eine tiefere und durchgreifendere und wieder eben darum eine allgemeinere und leichtere Handreichung, als wenn es sich bloß um Geld handelte. Wir stehen auf dem Boden unseres Missionswerkes selber. Sie sind uns ja nahe, die Gegenstände unserer Sorge; da gibt es gar Manches und Mancherlei, worin wir uns gegenseitig unterstützen können. Jeder sey bereitwillig, nachdem er kann, nicht nach dem er nicht kann, und Niemand ist darum geringer, weil er eben nicht das kann, was andere Glieder. Die Liebe ist unser Band und der Herr Jesus unser Haupt und unsere Einheit. Man glaube es nur, und es wird sich erwahren. — Auch an solchen Orten, in deren weitem Umkreise keine Israeliten wohnen, können thätige und vom Herrn gesegnete Vereine von Freunden Israels entstehen, denn es ist ja gar nicht die unmittelbare Missionsarbeit unter den Juden selbst, die hier ins Auge zu fassen ist. Man kann für Israel beten, sich vorläufig selbst mehr mit seinem Zustande bekannt machen, aus Gottes Wort sich rüsten und stärken, Kinder aus anderen Gegenden bei sich aufnehmen, erwachsenen Proselyten, die vielleicht aus der Ferne kommen, zu Arbeit und Brodt, Unterricht, Leitung und Pflege verhelfen.“ — Die Wünsche des Vereins blieben nicht ohne Erfüllung. In der Schweiz, in Süddeutschland und längs des Rheines fühlten sich seitdem manche Freunde angeregt, auf diese Weise zusammenzutreten, und kleine Kreise zu Israels Wohl zu bilden. Gott segne sie, lasse sie wachsen und ihrer viele werden!

b) Der Verein benutzte die Missionsblätter von Barmen, und besonders von Calw, um öffentlich zu den Christen zu reden, und viele Herzen daran zu erinnern, sie möchten Freunde Israels werden. Er gedenkt, dies von Zeit zu Zeit auch ferner zu thun.

c) An seine Freunde in der Nähe und Ferne sendet der Verein von Zeit zu Zeit Cirkularberichte, worin von seinem Wirken und seinen Erfahrungen ausführliche und vertrauliche Mittheilung geschieht, damit die Freunde sich mitfreuen und mittheilen, die Gegenstände der Fürbitte kennen und mit der Sache immer mehr bekannt werden. Diese Cirkularberichte sind nicht zu öffentlicher Mittheilung geeignet, sondern nur für die Freunde und ihrer Discretion empfohlen.

d) Eben so sendet der Verein an diejenigen seiner Freunde, welche Missionsbetsunden halten, die Nachrichten über die Juden-Mission überhaupt, die er aus den Englischen und anderen Berichten gesammelt hat, damit diese Freunde Stoff zu Mittheilungen in den Missionsbetsunden haben mögen. So hofft er, daß das Werk der Verbreitung des Evangeliums unter den Juden den Brüdern eine recht nahe und bekannte Sache werde, — nahe, bis ein Brausen der Eingeweide daraus wird.

e) Eben als Anregung der Christen ist dem Verein die Mittheilung von Missionsnachrichten und die Bibelbetrachtung in der monatlichen Betsunde wichtig. Aber um solche Christen, die das Judenvolk lieben, zu befähigen, mit Juden zu reden und nach Gelegenheit ihnen das Heil in Christo zu verkündigen, hat der Verein noch überdies eine besondere Unterrichtsstunde eröffnet, die er Sonntagschule nennt. Da wurde Hebräisch-Deutsch gelesen, es wurden die Weissagungen auf Christum, die Weissagungen über das Schicksal Israels, die Bibelworte über die Verklärung des Alten Bundes im Neuen betrachtet, und die Stunde mit dem Gebete für die Wiedererweckung des Hauses Jacob angefangen und geendet. Es ward in dem Herzen der Theilnehmenden eine Liebe zu Israel genährt, es war zugleich Erbauung, Anleitung zum Bibelverständniß überhaupt, Anleitung, seines Glaubens Rechenschaft zu geben. Die Form war verschieden, zuweilen wurde eine Bibelfelle erklärt, zuweilen darüber Katechisirt, zuweilen von den Lernenden Fragen aufgeworfen, zuweilen durch sie gemachte Einwürfe beantwortet, zuweilen auch nur ein passender Traktat gelesen. Seit ein Mann diese Stunde leitet, der seit Jahren mit Israel genau bekannt ist, hat sie sehr gewonnen.

Die verschiedenen unangenehmen Erstlingserfahrungen des Vereins haben ihm, statt zu schaden, Frucht getragen. Im zweiten Jahre seiner Wirksamkeit folgte dafür schon manche Erquickung vom Herrn. Vorerst wurde der Verein dazu geführt, einen Bruder aus seiner Mitte zu seinem Agenten anzustellen. Seither haben nicht nur seine Geschäfte mehr Ordnung und Regelmäßigkeit gewonnen, sondern der Herr fängt auch an, ihn mit Arbeit und Erfolg zu segnen und zu erfreuen.

Ueber die angebliche Entwendung der Gefäße der Aegypten durch die Israeliten.

1 Mos. 15, 13. 14. Da sprach Gott zu Abraham: Das sollst du wissen, daß dein Same wird fremd seyn in einem Lande, das nicht sein ist, und da wird man sie zu dienen zwingen und plagen vierhundert Jahre. Aber ich will richten das Volk, dem sie dienen müssen. Darnach sollen sie ausziehen mit großem Gute.

2 Mos. 3, 20 — 22. Und ich strecke meine Hand aus und schlage Aegypten mit allen meinen Wundern, die ich thun werde in seiner Mitte. Darnach wird er euch ziehen lassen. Und ich gebe die Gnade dieses Volkes in den Augen der Aegypten, daß wenn ihr ausziehet, ihr nicht leer ausziehet. Und es verlangt ein jedes Weib von ihrer Nachbarin und Hausgenossin silberne Gefäße und goldene Gefäße und Kleider, und ihr leget sie auf eure Söhne und eure Töchter und beraubet also Aegypten (Ander: entwendet sie den Aegyptern).

2 Mos. 11, 1 — 3. Und der Herr sprach zu Moses: Ich will noch eine Plage über Pharao und Aegypten kommen lassen,

darnach wird er euch von hinnen lassen, und wird nicht allein Alles lassen, sondern euch auch von hinnen treiben. So sage nun vor dem Volke, daß sie verlangen ein jeglicher von seinem Nächsten und eine jegliche von ihrer Nächstin silberne und goldene Gefäße. Und da gab der Herr die Gnade des Volkes in den Augen der Aegypter. Auch war Moses sehr groß im Lande Aegypten, in den Augen der Knechte Pharaos und in den Augen des ganzen Volkes.

2 Mos. 12, 35. 36. Und die Kinder Israel thaten, wie Moses gesagt hatte, und verlangten von den Aegyptern silberne und goldene Geräthe und Kleider. Und der Herr gab die Gnade des Volkes in den Augen der Aegypter, und sie gaben ihnen gern (Anderer: sie liehen ihnen) und so beraubten sie Aegypten (Anderer: sie entwandten es den Aegyptern).

Diese Erzählung hat von jeher den Gegnern der Offenbarung zu einem Hauptzielpunkte ihrer Angriffe gedient. Daß schon Heiden sie zu diesem Zwecke zu benutzen wußten, zeigt das angelegentlichste Bestreben, ihr Anstößiges zu beseitigen, bei Philo im Leben Moses, so wie die uns bei Tertullian erhaltene jüdische Fabel von einem Rechtsfreier der Aegypter und der Juden vor Alexander dem Großen über jene goldenen und silbernen Gefäße, bei dem die Aegypter mit ihrer Anklage gänzlich abgewiesen seyn sollen. Daß die Gnostiker, namentlich Marcion, sich ihrer bedienten, um ihre Herabsetzung des A. T. zu rechtfertigen, erhellt aus Irenäus B. 4. C. 49. und Tertullian c. Marcionem B. 2. C. 20., in Bezug auf die Manichäer dasselbe aus Augustinus c. Faustum I. 2. c. 71. Die Englischen Deisten nahmen von ihr Anlaß, C. t. über eine Religion auszugießen, welche Lüge, Betrug und Diebstahl heilige (vgl. z. B. Tindal, Christenthum so alt als die Welt C. 13. p. 452. 610.). Daß die Französischen Atheisten und Religionspötker sie nicht unbenuzt ließen, versteht sich von selbst, und daß sie von ihnen auf unsere Rationalisten überging, läßt sich nach der allgemeinen Beschaffenheit ihrer Kistkammer, in die Alles, was nur den Anschein eines Einwandes gegen die Schrift trägt, aufgespeichert wird, so elend, so verbraucht es auch seyn mag, nicht anders erwarten. Schon der elende Verfasser der übrigen noch ungedruckten Werke des Wolfenbüttelschen Fragmentisten, Berlin 1787, bemerkt C. 53., betrachte man die Handlung an sich selbst, so werde ein Jeder sagen müssen, daß es alles Unwahrheit, Betrug, Diebstahl sey. „Wie aber, wenn nun die Worte hinzukommen: der Herr hat gesagt oder befohlen, wird bloß dadurch Unwahrheit und Lüge zur Offenbarung werden? bloß dadurch die ärgsten Gottlosigkeiten zu göttlichen Handlungen? So kostet es nicht viel, aus Falschheit eine Offenbarung, aus der Bosheit eine Tugend und Frömmigkeit zu machen, so hört alles Kennzeichen dessen, was göttlich oder ungöttlich ist, auf, so ist die Religion und der Gottesdienst von den gräulichen Lügen und Vübereien nur durch die paar leeren Worte: Gott hat es gesagt, unterschieden.“ Und bis auf den heutigen Tag ertönen ähnliche Stimmen von allen Ecken und Enden, aus dem Studirzimmer der Gelehrten bis zu Hegelschen Philosophen hinauf (Die neulichen Aeußerungen Herrn Daumer's geben denen des Fragmentisten nicht im Geringsten etwas an Bitterkeit und Festigkeit nach), und aus den Zechstuben vorwiegend praktischer Rationalisten. Der auf diese Erzählung gegründete Einwurf gehört zu den wenigen, welche im Gemeinbestige aller Rationalisten, ohne Unterschied des Standes und der Bildung, sind, er steht im Vademecum für aufgeklärte Leute, bildet einen Hauptbestandtheil ihrer sonst so sehr ärmlich einge-

richteten Haus- und Reiseapotheke. Was aber wichtiger ist als das, er beunruhigt manche redliche gesinnte Seelen, denen sich der göttliche Charakter der Schrift noch nicht so vollständig kund gegeben hat, daß sie einzelne Einwürfe in der festen Ueberzeugung, daß es eine Lösung für sie geben müsse, ruhig stehen lassen können, ohne selbst im Besitze dieser Lösung zu seyn. Alles dies Grund genug, die Sache einmal in einer Kirchenzeitung so zu behandeln, daß den Lästern der Mund gestopft und die Wohlmeinenden beruhigt werden; zugleich als Anfang einer Reihe von Erörterungen über diejenigen Einwürfe gegen das A. T., welche in der Gegenwart die verbreitetsten und populärsten sind.

Diesen Anfang grade mit unserer Erzählung zu machen, fühlen wir uns um so mehr veranlaßt, da die meisten und verbreitetsten angeblichen Lösungen der Schwierigkeit eher geeignet sind, sie zu verstärken, als sie zu beseitigen, so daß die Vertheidiger der heiligen Schrift hier durchaus nicht von dem Vorwurfe losgesprochen werden können, ihren Gegnern in die Hände gearbeitet zu haben. Diese sich die Erzählung nicht anders rechtfertigen, als wie es von den Meisten geschieht, so hätten die Angriffe ihren guten Grund. Dies wird sich zeigen, wenn wir die vorzüglichsten jener verwerflichen Vertheidigungsversuche hier aufzählen. Gemeinsam ist ihnen allen das Zugeständniß an die Gegner, daß von einem Leihen von Seiten der Aegypter und von einem Entwenden von Seiten der Israeliten im Texte die Rede sey. Von diesem Standpunkte aus, der gar keine Rechtfertigung zuläßt, werden nun folgende Rechtfertigungen versucht:

1. Das Eigenthumsrecht der Israeliten auf die Geräthe gründet man auf Gottes, als des Eigenthumsherrn der ganzen Schöpfung, unbeschränkte Befugniß, die irdischen Güter von dem einen Besitzer auf den anderen zu übertragen. Diese Ansicht der Sache ist unter allen die verbreitetste. Sie findet sich schon bei einigen jüdischen Auslegern, z. B. bei Aben Ezra, welcher sagt: Gott, so wie er Alles geschaffen, so verleiht er nach freiem Belieben Güter, welchen er will, dem Einen nimmt, dem Andern gibt er, und es kann hier von keiner Schuld die Rede seyn, weil Alles Gottes ist. In der Lutherischen Kirche war sie ganz die traditionelle, vgl. Pfeiffer dub. vex. p. 226. Calov bibl. illust. zu Ex. 3, 21.; Budeus h. eccl. V. T. u. a. bei diesen Angef. Calvin trägt sie also vor: „Diesen, welchen diese Weise, das Volk zu bereichern, als wenig übereinstimmend mit Gottes Gerechtigkeit erscheint, beachten selbst wenig, wie weit die Gerechtigkeit, von der sie reden, sich erstreckt. Ich gestehe, daß es ihr eigenthümlich ist, Jedem sein Recht zu bewahren, Diebstähle zu hindern, Betrug und Raub zu verurtheilen. Aber sehen wir, was denn eines Jeden ist. Wer wird sich wohl rühmen, daß sein sey als nur was von Gott gegeben ist? und zwar also, daß leihweise die Einzelnen besitzen, was Gott gefällt, dem es freisteht in jedem Augenblicke zu nehmen, was er gegeben. Die Hebräer haben die Aegypter beraubt. Mögen sie mit Gott rechten, daß er seine Wohlthaten von ihnen auf Andere übertragen! Wird wohl diese Klage gehört zu werden verdienen, Gott, in dessen Hand sind die Grenzen der Erde, der nach Belieben den Völkern ihre Grenzen anweist, der Könige in Dürftigkeit versteht, habe einige Menschen ihres Hausrathes und ihrer Gefäße beraubt? Es wird von Mehreren eine andere Vertheidigung beigebracht, die Hebräer hätten nichts Fremdes geraubt, sondern nur ihren schuldigen Lohn empfangen, weil sie ungerechter Weise zu Sklavendiensten genöthigt worden, und dabei ärmlich von dem Ihrigen gelebt haben. Und sicher war es billig, daß sie für ihre Arbeit einen

gewissen Ersatz erhielten. Allein, es ist gar nicht nöthig, Gottes Urtheil nach dem gemeinen Geseze zu schäßen, da wir schon gesehen, daß sein sind alle Güter der Welt, damit er davon den Einzelnen zutheile, so viel ihm beliebt. Doch stelle ich ihn auf diese Weise nicht außerhalb des Gesezes; denn wenn auch seine Macht über alle Geseze erhaben ist, so ist doch, weil sein Wille die sicherste Regel der vollkommensten Billigkeit bildet, Alles was er thut das Gerechteste, und deshalb ist er von Gesezen frei, weil er sich und Allen Gesez ist. Auch sage ich nicht schlechthin mit Augustinus, es sey ein Befehl Gottes, über den nicht geurtheilt, sondern dem gehorcht werden müsse, weil er wisse, wie gerecht er befehle, dem Knechte aber obliege, gehorsam zu thun Alles, was er befehle. Dies ist zwar richtig, aber man muß jenen höheren Grundsatz festhalten, da durch Gottes Freigebigkeit allein die Einzelnen besitzen, was sie das Ihrige nennen, so sey kein gerechterer Besitzthum als aus seiner Schenkung. Wir werden also sagen, die Hebräischen Weiber haben dasjenige geraubt, was Gott ihnen zu nehmen befohlen, und was er ihnen schenken wollte; weil er aber nur von dem Einzigen geschenkt hat, so wird Niemand ihn der Ungerechtigkeit zeihen können."

Es ist kaum begreiflich, wie so scharfsinnige Männer nicht einsahen, daß dies ganze Räsonnement nur beweist, was keines Beweises bedarf, dagegen den Punkt, in welchem die Schwierigkeit eigentlich liegt, ganz unberührt läßt. Daß Gott der Eigenthumsherr seiner ganzen Schöpfung ist, daß es ihm daher frei steht, eine neue Vertheilung der Güter dieser Erde vorzunehmen, daß derjenige, dem er gibt, was ein Anderer früher besessen, es als rechtmäßigen Besitz betrachten kann, wer wird dies wohl läugnen? Schwemmt ein Strom, was er hier fortgerissen, dort wieder an, wie z. B. das ganze Delta auf diese Weise entstanden ist, findet Jemand einen Schatz, dessen Besitzer er nicht ausmitteln kann, scheitert ein Schiff, dessen Eigenthümer unbekannt ist, wer wollte wohl behaupten, es sey Unrecht, den hieraus erwachsenden Vortheil als ein Geschenk aus der Hand Gottes anzunehmen, oder Gott habe nicht das Recht, ihn zu ertheilen? Dies behaupten, hieße Gottes ganze Weltregierung angreifen. Denn der Satz, daß er der Eigenthumsherr seiner ganzen Schöpfung ist, daß er nach freier Wahl erheben und erniedrigen, geben und nehmen, arm und reich machen kann, liegt ihr durchgängig zu Grunde. Eine constitutionelle Regierung ist bis jetzt im Himmel noch nicht eingeführt. Treten wir näher an den vorliegenden Fall heran, so könnte gar kein Zweifel seyn, daß die Gefäße der Aegypter ein rechtmäßiger Besitz der Israeliten gewesen wären; wenn sie als Volk gegen Volk gegen die Aegypter in einem rechtmäßigen Kriege begriffen gewesen wären, und Gott nun ihren Waffen den Sieg verliehen, und ihnen die Beute ihrer Feinde preisgegeben hätte. Wer wollte wohl behaupten, daß Hiskias, als das Heer der Assyrier vor Jerusalems Mauern durch Gottes Engel vernichtet worden, verpflichtet gewesen sey, die Beute des verlassenen Lagers sorgfältig gesammelt und verpackt nach Assyrien zu senden? Allein das Verhältniß der Israeliten zu den Aegyptern war ja ein ganz anderes. Mit ihrem Einzuge in Aegypten waren sie

Pharao's Unterthanen geworden, wenn gleich mit mehreren Freiheiten begabt, wie die übrigen. Ihr Verhältniß war ein wesentlich anderes, wie das frühere in Canaan, wo sie den Grund und Boden, den sie einnahmen, noch frei voranden und von Niemanden damit belehnt wurden, wo ihre Stammväter als freie Fürsten anerkannt waren, denen Niemand das Recht freitrag machte, innerhalb ihres Kreises die höchsten obrigkeitlichen Rechte auszuüben, und nach Außen Bündnisse zu schließen und Kriege zu führen. In Aegypten dagegen wurde Jakob von Pharao mit der Landschaft Gosen förmlich belehnt; sein ganzes Betragen gegen ihn zeigt, daß er sich als seinen Vasallen, nicht als einen selbstständig ihm gegenüberstehenden Fürsten betrachtete. Hatte Pharao später seine landesherrlichen Pflichten gegen sie verletzt, so war es Gottes Sache, ihn dafür zu strafen; sie wurden dadurch ebenso wenig ihrer Unterthanenpflichten entbunden, wie ein Sohn durch das ungerechte Betragen seines Vaters seiner Kindespflichten. Die Pflicht der Gerechtigkeit ist ja keine relative, eine solche die aufgehoben ist, wenn der Andere sie verletzt hat, oder, was auf dasselbe herauskommt, wenn wir meinen, daß er sie verletzt habe. Dies mit Fries behaupten, heißt die menschliche Gerechtigkeit von ihrer Quelle und ihrer Norm, der göttlichen, losreißen, und sie somit ganz aufheben. Ein Krieg zwischen Israel und Aegypten konnte daher, so lange das erstere noch im Lande war, gar nicht stattfinden, nur eine Empörung, und was sie durch diese etwa gewonnen, konnte nie gerechter Besitz seyn. Diese Ansicht von dem Verhältniß der Israeliten und der Aegypter wird bestätigt durch Gottes ganzes Verfahren bei ihrer Befreiung. Wie Gott überhaupt die natürlichen Ursachen und die menschlichen Mittel gewöhnlich zum Substrate macht, an dem seine übernatürliche Kraft und Gnade sich äußert, so hilft er auch seinem Volke gewöhnlich dadurch, daß er es selbst mit Stärke gegen seine Feinde waffnet. Hier aber schlägt er ein ganz anderes Verfahren ein. Nur er handelt, das Volk muß ruhen. Dies Verfahren wird selbst da noch fortgesetzt, als die Israeliten sich schon an der äußersten Landesgrenze befinden, nicht mehr wie früher vereinzelt, sondern militärisch geordnet, 2 Mos. 13, 18., an Zahl den Feinden unendlich überlegen, bloß des Kriegesmuthes entbehrend, den ihnen der Herr, der Inhaber des Geistes der Stärke, in einem Augenblicke ertheilen konnte, wie er es später so oft gethan. „Der Herr wird für euch streiten“ — sagt Moses zu Israel E. 14, 14. — „und ihr werdet schweigen.“ — Ließe sich aber der Besitz der Gefäße nicht als ein rechtmäßiger rechtfertigen, wenn Israel sie von den Aegyptern in offenem Kriege erbeutet hätte, und also der Befehl hiezu nicht als ein göttlicher, wie viel weniger denn hier? Nicht mit dem ihnen feindlichen Könige haben es die Israeliten zu thun, nicht mit dem ganzen Volke, was als solches an seiner Verschuldung Theil nahm, sondern nur mit Individuen, mit solchen, welche wie das überall wiederholte: der Herr gab die Gnade u. s. w. zeigt, ihr Elend mit Mitleid und Liebe gegen sie erfüllt hatte, die nach 2 Mos. 3, 20 — 22. durch nachbarliche und freundschaftliche Verhältnisse mit ihnen verbunden waren.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Mittwoch den 26. December.

N^o 103.

Ueber die angebliche Entwendung der Gefäße der
Aegypter durch die Israeliten.

(Fortsetzung.)

Diesen reden sie, ihr durch diese Verhältnisse erzeugtes Vertrauen mißbrauchend, vor, es handle sich nur um eine kurze Entfernung, und nehmen dann der gutmüthigen Leichtgläubigkeit spottend, das geliebene Gut als eine gute Beute mit davon. Was sollte wohl lügen, trügen und stehlen heißen, wenn nicht dies? Wer würde nicht eröthen zu behaupten, daß dergleichen auch unter Völkern erlaubt sey, welche sich in offenem Kriege befinden? — Mehrere nun haben behauptet, die That der Israeliten sey allerdings gegen das natürliche Gesetz, Gott aber habe als der höchste Gesetzgeber das Recht, in einzelnen Fällen das natürliche Gesetz aufzuheben, und davon zu dispensiren. Das ist aber eine sehr schlimme Vertheidigung einer schlimmen Sache. Es heißt Gott zugleich und das Gesetz auf's Tiefste erniedrigen, wenn man das letztere als eine bloße willkürliche Satzung betrachtet. Das Gesetz ist der Ausfluß und Abdruck des Wesens Gottes. Wie Gott nicht anders seyn kann, als er ist, so kann er auch von den Seinigen nie etwas Anderes verlangen, als daß sie seyn sollen wie er. Er spricht: ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig. Behaupten, daß er zuweilen auch eine unheilige Handlung befehlen könne, heißt demnach zugleich die Blasphemie aussprechen, daß in seinem eigenen Wesen Heiligkeit und Unheiligkeit mit einander verbunden seyen. — Unzulässig ist auch ein Ausweg, den Augustinus an der angeführten Stelle einzuschlagen scheint, der nämlich, den Befehl aus der Beziehung auf die Fleischlichkeit und Herzenshärtigkeit Israels zu rechtfertigen. „Fleischlich“ — sagt er — „war noch jenes Volk und eingenommen von der Begierde irdischer Dinge. Die Aegypter aber heilighumsschänderisch und unbillig. Denn was das Erste betrifft, so machten sie von jenem Golde, d. h. von der Kreatur Gottes, einen schlechten Gebrauch und dienten, mit Beeinträchtigung ihres Schöpfers, ihren Götzenbildern, und was das Andere betrifft, so hatten sie fremde Menschen durch unbezahlte Arbeit ungerecht und grausam gequält. Würdig waren

also die Einen, solchen Befehl zu erhalten, und die Anderen, solches zu leiden.“ Hierbei ist übersehen, daß das Sittengesetz für alle Stufen der Offenbarung dasselbe ist, und weil in Gottes Wesen begründet, nothwendig dasselbe seyn muß. Die göttliche Herablassung bewegt sich stets nur in dem Gebiete, worauf das Sittengesetz keinen Einfluß äußert. Seine Allmacht und Majestät kann Gott verhüllen, um sich dem schwachen Sterblichen faßbar zu machen; seine Heiligkeit und Gerechtigkeit nie. Denn dann würde die wahre Religion in das Gebiet der falschen Religionen hinübertreten. Schon ein guter menschlicher Vater und Erzieher wird ja nicht wegen des niedrigen sittlichen Standpunktes der zu Erziehenden je an und für sich Unrechtes ihnen gebieten. Dulden und tragen kann Gott auch in dieser Beziehung, und daß er dies thut, davon zeugt die ganze Geschichte Israels; davon ist aber hier nicht die Rede, sondern von einem Befehle, und zwar von einem solchen, der ohne alle Veranlassung von Seiten des Volkes von Gott gegeben wurde. Welch ein greller Widerspruch zwischen dem bald nachfolgenden: Du sollst nicht stehlen, und laß dich nicht gelüsten, und diesem Befehle! Man darf sich nicht etwa darauf berufen, daß Gott doch auch durch Moses den Israeliten die Ehescheidung, eine an und für sich unerlaubte Handlung, wegen ihrer Herzenshärtigkeit erlaubt habe. Zwischen einem durch nichts veranlaßten Befehle, wie er hier statt findet, und einer bloßen Erlaubniß, d. h. einer Erklärung, daß man nicht strafen wolle, ist ein großer Unterschied, und was noch mehr zu beachten ist, nicht sittlich, sondern nur bürgerlich wird die Ehescheidung als erlaubt erklärt, und der Irrthum der Pharisäer, welche die bürgerliche Zulassung mit der sittlichen verwechselten, vom Herrn schwer gerügt. Der Staat kann unter Umständen das geringere Vergehen unbefraft lassen, um größeres zu verhüten. Hier aber kann nur von sittlicher Billigung einer unerlaubten Handlung, ja von förmlicher Anreizung zu derselben die Rede seyn, so daß, was ferne sey, Gott es eigentlich seyn würde, der die Aegypter belogen und betrogen.

2. Noch schwächer ist ein anderer Versuch der Rechtfertigung, die Behauptung, die Israeliten haben nichts weiter gethan, als sich selbst bezahlt gemacht, sich selbst einen geringen

Thet des ihnen ungerecht entzogenen Lohnes für ihre saure Arbeit verschafft. Dieser Versuch scheint unter allen der älteste zu seyn. Er findet sich schon bei Philo, und die Kirchenväter, außer Tertullian und Irenäus, am angeführten Orte z. B. Clemens Alexandrinus, Strom. 1. 1., und Theodoret z. d. St., tragen ihn mit großer Zuversicht und Uebereinstimmung vor. Grotius de jure b. et p. 1. 2. c. 7. §. 2. hat ihn auszuschnücken gesucht. Gesezt, das Faktum wurde ohne alle Einmischung Gottes bloß als ein den Israeliten angehöriges erzählt, so würde dieser Grund weiter nichts beweisen, als daß sie sich nicht so schwer versündigt haben, wie dies bei Jakob und seinen Söhnen der Fall seyn würde, wenn sie gleiches gethan hätten. An eine Rechtfertigung wäre auch dann gar nicht zu denken. Der Begriff der Repressalien gehört gar nicht hieher. Denn wir haben schon gezeigt, daß die Israeliten zu den Aegyptern gar nicht in dem Verhältnis einer unabhängigen Macht zu der anderen standen. Auch wo dies Verhältnis statt findet, und wo beide Mächte sich in offenem Kriege mit einander befinden, wird schon die natürliche Moral verlangen, daß des Privateigenthums so viel als möglich geschont werde. Man denke nur an die öffentliche Anerkennung, welches das neueste Verfahren des Königs von Holland in dieser Beziehung im Gegenfaze gegen das Verfahren der Engländer gefunden hat. Hier haben wir ja aber ein reines Verhältnis von Individuen zu Individuen vor uns. Die einzelnen Israeliten nehmen die Güte der einzelnen Aegypter, mit denen sie näher verbunden waren, in Anspruch. Sie geben sich als Freunde und handeln als Feinde. Wer einem Individuum aus einem feindlichen Volke ein Darlehn nicht zurückgeben, ein Kaufmann, der seine Schuld nicht bezahlen wollte, würde durch das feindliche Verhältnis der beiden Völker nicht vor dem gerechten Vorwurfe der Schurkerei bewahrt werden. Wie viel mehr würde dieser Vorwurf hier eintreten, wo ja unter denselben Verhältnissen geliehen und nicht wiedergegeben wird! Und nun geht der Befehl zu dieser Unthat gar von Gott aus, bei dem jede Entschuldigung gar nichts gilt, dessen jede Handlung unwürdig ist, die nicht mit seinem eigenen heiligen Geseze in der vollkommensten Uebereinstimmung steht. Konnte nicht derjenige, der durch so viele Wunder Pharao's verstockten Sinn gebrochen, seinem Volke eine Anzahl von Geräthen zuwenden, ohne es zu einer elenden Lüge zu verleiten?

3. Einige nehmen an, das Leihen in dem Verlangen der Israeliten an die Aegypter sey nur eine Art von seinem Ausbruck für das Schenken gewesen, und so haben es auch die Aegypter aufgefaßt, die wohl gemerkt, daß die Israeliten für immer aus dem Lande ziehen, daß daher an eine Rückgabe nicht zu denken sey. So scheint schon Josephus die Sache aufgefaßt zu haben, wenn er S. 2. C. 14. §. 6. so erzählt: „Auch verehrten sie den Israeliten Geschenke, die Einen, damit sie desto schneller wegzögen, die Anderen auch aus nachbarlicher Freundschaft.“ Denn daß er, wie gewöhnlich angenommen wird, ohne weiteres an ein Schenken von Seiten der Aegypter gedacht habe, wird dadurch sehr unwahrscheinlich, daß die Griechische Uebersetzung, welcher er bei seiner äußerst mangelhaften Kenntniß des Hebräischen zu folgen pflegt, nur von einem Leihen weiß. Auch Clericus hat diese Meinung vertheidigt. Es läßt sich nicht läugnen, daß sie weniger anstößig ist wie die bisher angeführten. Doch ist sie nicht geeignet, alle Schwierigkeit zu heben. Wie weit jeder einzelne Aegypter die Forderung

nahm wie sie lautete, oder ihr jenen anderen Sinn unterlegte, das konnten die Israeliten nicht wissen, Sie konnten daher die Gefäße selbst dann nicht mit gutem Gewissen behalten, wenn die Forderung von ihnen ausging. Ist aber schon für sie das zurückbleibende Quantum von Verschuldung noch zu viel, wie unendlich mehr dann für Gott!

4. J. D. Michaelis, durch die bisher aufgeführten Rettungsmittel nicht befriedigt, sann ein neues aus, oder vielmehr, er suchte eine schon früher vorgetragene Ansicht (denn eine mit der seinigen im Wesentlichen übereinstimmende wird schon bei Lilienthal, gute Sache d. göttl. Offenb. Th. 4. S. 930. angeführt und widerlegt) mehr zu begründen und auszuschnücken. Diese ist folgende: Den Israeliten wird angeboten, goldene und silberne Geräthe zu borgen, zum voraus aber kein Wort davon gesagt, daß sie das Erborgte behalten sollten; denn was lange vorher von eben der Materie C. 3, 22. steht, wußten die Israeliten nicht, sondern es kommt nur in einer Rede Gottes an Moses vor. Sie borgten also mit dem Vorsatze, das Geborgte wieder zu geben, ohne etwas von dem zu wissen, was die verschwiegene Vorsehung vorhatte. Plötzlich werden sie in eben der Nacht von ihrer Wahlzeit weg, und aus Aegypten vertrieben; man ließ ihnen keine Zeit, noch etwas zu besorgen, sondern sie sollten augenblicklich ausziehen. Dies wollten Pharao und die Aegypter, weil in jedem Hause eine Leiche war. Nun stelle man sich vor, wie wir selbst in solchem Falle mit Geborgtem verfahren würden. Stehen und liegen würden wir es nicht lassen, denn dadurch würde es nicht wieder an seinen rechten Herrn kommen, sondern die Beute des ersten werden, der es fände. Wir würden es also mit uns nehmen, aber mit dem Vorsatze, es bei der ersten Gelegenheit dem Eigenthümer wieder zu überliefern. So verfahren auch die Israeliten. Sie nahmen die Sachen mit um sie bei erster Gelegenheit dem Eigenthümer wieder geben zu können. In wenigen Tagen änderten sich die Sachen gänzlich. Die Aegypter verfolgten Israel mit einem großen Heere. Dies war ein Bruch des Versprechens zwischen zwei Völkern, und von Seiten der Aegypter ein ungerechter Hensiofrieg. Nun konnten die Israeliten die Gefäße der Aegypter behalten und als Beute ansehen. Die Vorsehung, die es so schickte, daß Pharao sein Versprechen brach und ihnen selbst dadurch das Recht gab, sich an den Gütern seiner Unterthanen zu erholen, hatte sie ihnen geschenkt. — Auch diese Ansicht zeigt sich aber bei näherer Betrachtung als unhaltbar. Es ergeht ihr wie den meisten Rettungsversuchen ihres scharfsinnigen Urhebers. Sie empfehlen sich auf den ersten Anblick, aber fast immer tritt nachher eine Schwierigkeit hervor, die nur durch das blendende Raisonnement verkleidet worden. — Was die Hauptsache ist, auch hier kann nur von einer Entschuldigung, nicht von einer vollkommenen Rechtfertigung des Verfahrens der Israeliten die Rede seyn. Um die letztere zu erzwingen, verwandelt der Verfasser die Israeliten in ein den Aegyptern ebenbürtiges Volk, was sie doch erst mit dem Augenblicke wurden, da sie den Aegyptischen Boden verließen, und was noch schlimmer ist, er stellt den schon widerlegten Grundsatz auf, Privatverhältnisse zwischen einzelnen Individuen kriegführender Völker brauchten nicht heilig gehalten zu werden, und wenn dies dennoch in der gewöhnlichen Praxis geschehe, so habe man dabei nur den eigenen Vortheil im Auge. Solche Moral ist nicht einmal eine menschliche, viel weniger eine solche, nach der Gottes Handlungen beurtheilt werden können.

ten. Dadurch daß Pharao den Israeliten Unrecht that, wurden diese ja nicht im Geringsten berechtigt, ihren Freunden das gegebene Wort zu brechen. Und nun, wie unwahrscheinlich ist nicht der ganze Vergang nach dieser Annahme. Läßt sich wohl annehmen, daß die Israeliten mit dem Vorzuge erborgt haben, wieder zu geben? Diese Annahme ist mit dem Texte ganz unverträglich. Die Bitte der Kinder Israel wurde ja nach 2 Mos. 12, 35. 36. erst im Augenblicke des Abzuges gethan, als die letzte Plage schon vorgefallen war und Pharao selbst Israel zur höchsten Eile des Abzuges antrieb. Diese Schwierigkeit hat Michaelis selbst gefühlt. Er übersetzt deshalb: Es hatten aber auch die Israeliten nach dem Befehle Moßis goldene und silberne Geräthe von den Aegyptern geborgt, und Gott hatte sie so beliebt bei den Aegyptern gemacht, daß diese ihnen liehen. Allein diese Uebersetzung wird nicht durch 2 Mos. 11, 1—3. erfordert. Nur nach oberflächlicher Ansicht konnte man annehmen, daß dort die Sache schon erzählt worden, hier also eine Erinnerung an früher schon Berichtetes angenommen werden müsse. Zwischen der vorletzten Plage und der letzten erhält dort Moses den Auftrag, dem Volke zu sagen, daß sie von den Aegyptern goldene und silberne Gefäße verlangen sollen, weil die Stunde des Auszuges nun ganz in der Nähe sey. Darauf wird gesagt, wie Gott, nachdem er die Israeliten aufgefordert zu bitten, nun auch die Aegypter von vorn herein geneigt gemacht, zu geben. Die Erzählung der Vorführung des göttlichen Befehles durch die Israeliten, und der thätigen Bewährung der von Gott bewirkten Gerechtigkeit durch die Aegypter folgt erst E. 12, 35. 36. Jene Uebersetzung von Michaelis ist aber noch dazu ganz sprachwidrig. Die Sprachgesetze lassen nur die eine Erklärung zu: und da (nämlich als die Israeliten aus dem Lande getrieben wurden) verlangten sie, und da (als die Israeliten verlangt hatten) gab Gott u. s. w. Ziel aber die Sache erst in den Stunden des Auszuges vor, so ist die Absicht des Wiedergebens gar nicht denkbar. — Doch gesetzt auch einmal sie wäre früher vorgefallen, wer wird es wohl wahrscheinlich finden, daß die Israeliten die Gefäße mit nach Canaan nahmen aus gewissenhafter Sorgfalt, damit sie ihren Besitzern nicht verloren gehen möchten? Wie würde man einen Dieb auslachen, der eine ähnliche Entschuldigung vorbrächte! Die Besitzer waren ja in den meisten Fällen ganz in der Nähe. Es heißt ausdrücklich, die Israeliten haben von ihren Nachbarn und Hausgenossen geliehen. — Und lassen wir einmal alle schon als falsch erwiesenen Voraussetzungen von Michaelis stehen, so sieht doch die Sache noch immer einer Betrügerei so ähnlich, daß es keinem Aegypter zu verdenken war, wenn er sie dafür hielt, und daß es gewiß auch manchem Israeliten ebenso schwer werden mochte, mit ihr aufs Reine zu kommen, wie allen jüdischen und christlichen Auslegern vor Michaelis. Sollte aber wohl der Gott, der uns das: Meidet allen bösen Schein, vorschreibt, selbst diese Vorschrift so wenig befolgen? Sollte er es so ganz ohne Ursache außer Augen setzen?

Wir haben bisher gezeigt, daß alle Ansichten, welche ein Leihen von Seiten der Aegypter und ein Entwenden von Seiten der Israeliten voraussetzen, mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Dagegen haben schon mehrere frühere Ausleger und Apologeten die Annahme einer Schenkung aufgestellt, bei der natürlich alle Schwierigkeit wegfällt. So z. B. Sarenberg in einer besonderen Abhandlung in der bibliotheca Bremensis 7 p. 625 ff., Lienthal l. c.; Rosen-

müller in den scholl., Winer (Lex. s. v. ⁷⁸²W) und Tholuck in der Beurtheilung der Schrift von Daumer in seinem literarischen Anzeiger. Sehen wir einmal den Fall, daß beide Auslegungen mit den Worten des Textes gleich verträglich seyen, so sprechen für die letztere folgende Gründe:

1. An ein Schenken kann schon wegen der Umstände nur gedacht werden, unter welchen die Israeliten den Aegyptern ihr Verlangen vortrugen. Dies geschah, wie wir schon gesehen, unmittelbar vor dem Auszuge. Wie konnte da noch von einem Leihen die Rede seyn? Dies könnte nur unter der Voraussetzung angenommen werden, daß die Aegypter gemeint, die Israeliten werden, nachdem sie ein Fest in der Wüste gefeiert, zurückkehren. Allein diese Voraussetzung ist sicher falsch. Sie kann sich nicht etwa darauf stützen, daß Moses von Pharao nichts weiter verlangt. Diese mäßige Forderung wurde nur bei den früheren Plagen gestellt. Sie diente dazu, den Pharao auf die Probe zu stellen. Gott trat nicht gleich mit seinem ganzen Plane und Verlangen hervor, damit seine Verstocktheit sich um so greller offenbaren, nicht in der Größe der Forderung eine Entschuldigung finden möchte. Hätte Pharao dieses Verlangen gewährt, so würde Israel nicht über dasselbe hinausgegangen seyn, aber hätte Gott nicht vorausgesehen, was er wiederholt sagt, vgl. z. B. E. 3, 18., daß er es nicht erfüllen würde, so würde er es nicht also gestellt, so würde er von Anfang an seine ganze Absicht offenbart haben. So schon Augustinus (quaest. 13. in Ex.). „Obgleich Gott wußte, was er thun wollte, so sagte er doch, weil er vorher wußte, daß Pharao nicht einwilligen würde, das Volk zu entlassen, zuerst nur jenes, was auch urprünglich geschehen seyn würde, wenn Pharao entlassen hätte, nachher aber bewirkte Pharao's Hartnäckigkeit, daß Alles also geschah, wie die Schrift es bezeugt.“ So wurde also durch diese Einrichtung der Forderung der Zweck erreicht, den Pharao zu seiner Bestimmung geeigneter zu machen, welche die ist, in seiner Person ein lebendiges Bild eines verstockten Sünders darzustellen, der alle, auch die billigsten Anforderungen Gottes zurückweist, und von einer Stufe der Verhärtung zur anderen fortschreitet, bis endlich das göttliche Gericht ihn niederschmettert, ein Gesichtspunkt, aus dem das ganze Verfahren Gottes gegen Pharao erst in seinem rechten Lichte erscheint, der in die dürrn Gebeine der Geschichte erst den Lebensodem hineinbringt, sie als eine in Fleisch und Blut gekleidete Lehre erscheinen läßt, auf den Pharao im eigenen Herzen aufmerksam macht. Was aber die Aegypter betrifft, so hielten sie das Verlangen Moßis von Anfang an für das, was es nicht war, für bloßen Vorwand. Es hatte so viel von den Verheißungen an die Patriarchen unter ihnen verlautet, daß sie, ehe noch Moses geboren war, schon die Befürchtung hegten, das Volk möchte einmal aus dem Lande wegziehen, 2 Mos. 1, 10. Nachdem Pharao wegen des gänzlichen Versagens der Bitte schwer geirrt worden, verlangt er die Kinder, und nachher doch wenigstens die Herden als Unterspänder zurückzubehalten, und als die Israeliten hierauf nicht eingehen wollen, erklärt er dies für ein thätig-sächliches Geständniß, daß sie ganz etwas Anderes beabsichtigten, als sie vorgaben. Wie hätte nun aber wohl nach dem leichten und schwersten Gerichte noch irgend ein Gedanke an eine zu erwartende Rückkehr Israels übrigbleiben können? Diese wurde ja von Moses gar nicht mehr versprochen, und die Aegypter verlangten sie so wenig, daß sie vielmehr, vgl. E. 12, 32., die gefährlichen Gasse um jeden Preis für immer loszuwerden

wünschten. Diese nahmen alle ihre Habe mit, hatten also gar nichts mehr, was sie nach Aegypten zurückrief. Schon daß Pharaon später die Israeliten verfolgt, zeigt, daß er, wenn er sie nicht zurückholte, sie für immer verloren glaubte, und die Bemerkung E. 14, 5., nach dem Auszuge habe sich das Herz Pharaon's und seiner Knechte gegen Israel verändert, führt darauf hin, daß, ehe diese Veränderung eintrat, sie sich darin gefunden hatten, Israel für immer aus ihren Grenzen zu entlassen.

2. Es wird an allen drei betreffenden Stellen nachdrücklich hervorgehoben, daß die Bewilligung der Forderung der Israeliten durch die Aegypter ein Werk der göttlichen Allmacht sey, welche die von Natur den Israeliten abgewandten Herzen der Aegypter mit Barmherzigkeit und Liebe gegen sie erfüllen werde, wozu Calvin bemerkt: „Gott bildet nicht immer durch den Geist der Wiedergeburt die Menschen zur Mildigkeit, so daß sie aus Wölfen in Schafe verwandelt werden, sondern zuweilen erweicht er sie ohne ihr Wissen durch einen geheimen Trieb auf kurze Zeit.“ An der einen Stelle, E. 10., wird jenem geheimen inneren Einflusse, dem die oberflächliche Betrachtungsweise das natürliche Mitleid der Aegypter substituiren würde, welches durch die stolze Härte des Königs in solchem Grade erregt worden; daß es ihre Abneigung gegen die Israeliten besiegt habe, noch eine zweite Ursache hinzugefügt, das Ansehen, was sich Moses durch die mächtigen Beweise, daß eine höhere Hand mit ihm war, in ganz Aegypten bei Hoch und Niedrig erworben hatte. Denken wir an ein Leihen, so läßt sich gar nicht einsehen, wie von einer geringfügigen Sache so viel Aufhebens gemacht werden kann. Dazu bedurfte es doch wahrlich nicht solcher mächtig wirkenden Ursachen. Die Hauptthätigkeit kam dann ja nicht Gott, sondern den Israeliten selbst zu, welche das Geliehene sich aneigneten.

3. Nur bei der Annahme einer Schenkung tritt diese Begebenheit in ihr rechtes Licht. Es kann gewiß nicht ihr alleiniger Zweck seyn, gleichviel auf welche Weise, den Israeliten eine gewisse Anzahl von Gefäßen in die Hände zu liefern. Dies würde sehr wenig in den hier statt findenden ganzen Zusammenhang göttlicher Handlungen passen, aus dem doch ein Einzelnes nicht herausgerissen werden darf. Der Zweck ist überall in einem lebendigen Beispiele darzulegen, wie Gottes Wunderkraft an den Gegnern seiner Gemeinde Vergeltung übe und sie besiege, und damit die Ausübung dieses göttlichen jus talionis, welches später die Seele der prophetischen Verkündung bildet, um so deutlicher erkannt werde, tritt auch in der Form der Strafe eine Analogie mit der Verschuldung hervor. Man bemerke z. B. nur Folgendes. Der Stab, mit dem Moses die Plagen über das Land Aegypten herbeiführt, steht in deutlicher Beziehung auf den Stab, mit dem die Aegyptischen Frohnwölge Israel gezüchtet. Bestätigt wird uns dies durch die Vergleichen von Jes. 10, 24. mit B. 26. Das Sterben der Erstgeburt in ganz Aegypten weist darauf hin, daß Pharaon Gott seinen erstgeborenen Sohn Israel vorenthalten. Pharaon erklärt, die Heerden der Israeliten nicht ziehen lassen zu wollen. Moses dagegen, er werde zur Strafe dieses seines Trohes ihnen selbst noch von seinen Heerden mitgeben müssen, und daß dies geschehen, daran dürfen wir nicht zweifeln. Dasselbe Element, dessen sich die Aegypter zum Untergange Israels bedienen woll-

ten, ohne ihren Zweck zu erreichen, da das Volk vielmehr, wie stets die Gemeinde des Herrn, durch seinen unter dem Kreuze verborgenen Segen, um so stärker anwuchs, je mehr es gedrängt wurde, 2 Mos. 1, 12., mußte nachher Pharaon und sein ganzes Heer verschlingen. Sobald nun hier von einem Schenken die Rede ist, so paßt unsere Begebenheit trefflich in diesen Zusammenhang. Die Aegypter hatten Israel beraubt und sich von seinem Gute und seiner Arbeit bereichert. — Zur Genugthuung trägt nun Israel den Raub Aegyptens davon und das ohnmächtige Volk wird durch seine mächtigen Unterdrücker bereichert. Der Triumph Gottes, den ja Aegypten nach den Vorstellungen der abgöttischen Welt in der Schmach seines Volkes mit zu erniedrigen glaubte, vgl. z. B. E. 5, 2., ist um so vollständiger, da er den Aegyptern ihr Gut nicht etwa auf äußere Weise entreißt, sondern sie, was unendlich größer ist, durch einen geheimen Einfluß auf ihre Herzen innerlich besiegt, so daß sie ohne äußeren Zwang ihm und seinem Volke mit Geschenken huldigen. Nimmt man dagegen ein Leihen an, so verliert die Begebenheit ganz ihre großartige Bedeutung, sie wird ganz ohne Idee, eine Handlung Gottes, die von seinem Wesen losgerissen nicht den Keim und die Bürgschaft einer ganzen Reihe ähnlicher in sich enthält. Der Kern, Gottes im Dienste seiner Gerechtigkeit zum Besten seiner Gemeinde wirkende Allmacht, geht dann ganz verloren. Nicht Gott, sondern Israel gebührt die Ehre, wenn überhaupt eine solche statt findet.

Wir haben bisher von der Voraussetzung aus argumentirt, daß die Worte des Hebräischen Textes ebenso wohl auf ein Leihen, als auf ein Schenken bezogen werden können. Diese Voraussetzung ist aber entschieden unrichtig. Die Annahme der Schenkung ist die einzige sprachlich begründete. Jene gibt 1) dem Verbo **שָׁחַ** E. 12, 35. 36. ganz willkürlich die Bedeutung leihen. Diese kann es schon an und für sich durchaus nicht haben. Das Verbum **שָׁחַ** verlangen kann in Hiphil nur heißen: einen Anderen verlangen machen. Dies steht dann von freiwillig und zuverkommend dargebotener Gabe, im Gegensatz gegen eine solche, die nur aus äußerem Zwange oder um des unverschämten Geissens willen erteilt wird. Wer freiwillig gibt, fordert den Anderen gleichsam zur Bitte auf, dieser kann ihn nicht zu viel und nicht genug bitten. Bestätigt wird diese Bedeutung durch den Sprachgebrauch; an der einzigen Stelle, wo das Hiphil des Verbi **שָׁחַ** außerdem vorkommt, 1 Sam. 1, 28., wo Hanna von Samuel sagt **וְשִׁחַתְיוּ לַיהוָה**, ist die Erklärung: ich habe ihn dem Herrn willig und freudig dargebracht, die allein zulässige, die: ich habe ihn dem Herrn geliehen, völlig abjur. Ebenso auch durch den Context an unserer Stelle. Das: sie (die Aegypter) machten sie (die Israeliten) bitten, steht in deutlicher Beziehung auf das vorhergehende: sie (die Israeliten) basten, und diese Beziehung führt hier auf einen Wertpreis des Bittens und des Gebens, bei dem das letztere die Oberhand behält. Es wird unmittelbar angeknüpft an das: der Herr gab die Gnade des Volkes in den Augen der Aegypter, und als eine Folge desselben bezeichnet. Das freudige Geben der Aegypter ging hervor aus der Liebe und Zuneigung, welche der Herr in ihren Herzen zu Israel erweckte.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1832.

Sonnabend den 29. December.

N^o 104.

Ueber die angebliche Entwendung der Gefäße der
Aegypten durch die Israeliten.

(Schluß.)

2) Sie gibt dem E. 3. und E. 12. vorkommenden Verbo
die Bedeutung entwenden, stehlen. Diese kann es aber
nie haben. Es hat ohne Ausnahme den Begriff eines Weg-
nehmens, welches durch Gewalt, nie eines solchen, welches durch
List realisiert wird. Und doch wäre nur das letztere an seiner
Stelle, wenn von einem Leihen die Rede wäre. Nehmen wir
ein Schenken an, so ist das erstere ganz an seiner Stelle. Der
Verfasser hebt es hervor, daß Israel gleichsam mit der Beute
seiner mächtigen Feinde beladen, zum Zeichen des Sieges, wel-
chen Gottes Allmacht seiner Ohnmacht verliehen, davon gezogen
sey. Indem er also die Geschenke der Aegypten als eine Beute
bezeichnet, welche Gott seinem Heere, wie Israel E. 12, 41.
genannt wird, zugetheilt, macht er darauf aufmerksam, daß die
Ertheilung dieser Geschenke, die sich äußerlich als ein Werk der
Gutmüthigkeit der Aegypten darstellte, tiefer betrachtet, von
einem anderen Geber herrühre, daß die äußerlich freie Hand-
lung der Aegypten durch einen innerlichen göttlichen Zwang, dem
sie nicht widerstehen konnten, bewirkt wurde. Zugleich ist der
Ausdruck gewählt mit Bezug auf das Verfahren der Aegypten, für
das sie hier Gott und seinem Volke Genugthuung liefern mußten.
Sie hatten Israel beraubt; jetzt trägt Israel Aegyptens Raub davon.

Es bietet sich uns noch die Frage dar: Was hat denn bei
diesem so klaren Gegengründen jene unglückliche Erklärung her-
vorgerufen, was hat ihr eine so allgemeine Geltung verschafft?
Offenbar ein an und für sich geringfügiger Umstand, ein Fehler
in der fehlervollen Alexandrinischen Uebersetzung, welche dem
Schenken das Leihen substituirt. Durch sie wurde Hierony-
mus, der gewöhnlich ihr folgt, zu gleichem Irrthum verleitet,
und durch diesen wieder Luther, der sich meist an seine Ueber-
setzung, die Vulgata, anschließt. Die Kirchenväter und die
Theologen des Mittelalters konnten den richtigen Sinn nicht
herstellen, weil sie aus Mangel an Hebräischer Sprachkenntniß
auf den Gebrauch der Griechischen oder der Lateinischen Ueber-
setzung beschränkt waren. Auf den in diesen ausgedrückten Sinn
bauten sie in der arglosen Voraussetzung seiner Richtigkeit ihre
Rechtfertigungen, und je mehr diese stehend wurden, und ihre

Schwierigkeiten durch die Gewohnheit verdeckt, desto weniger
dachte man auch in den Zeiten nach der Reformation daran,
genauer zuzusehen, ob denn auch das Fundament, worauf sie
gebaut worden, ein festes sey. Die Einzelnen, welche dies läug-
neten, wurden abgewiesen, weil man fürchtete, ein Versuch, die
hergebrachte Erklärung aufzugeben, könnte im Fall seines Miß-
lingens als ein thatächliches Bekenntniß der Unzulänglichkeit
der bisherigen Rechtfertigungen betrachtet werden, und diese
Furcht machte sich um so mehr geltend, weil man wirklich, wie
es nicht anders seyn konnte, diese Unzulänglichkeit fühlte. Von
den rationalistischen Auslegern ließ sich Besserung des Fehlers
nicht erwarten, da sie ein Interesse hatten, ihn nicht wahrzu-
nehmen. Allein aus diesem Interesse ist es erklärlich, wenn
z. B. Gesenius und de Wette noch so thun, als ob diese falsche
Erklärung die einzige überhaupt vorhandene und mögliche wäre.

Wir erklären zum Schluß mit vollem Bedacht, daß, nach-
dem einmal mit unwiderleglichen Gründen — nicht etwa von
uns zuerst — die gänzliche Richtigkeit dieser Erklärung darge-
than worden, ihre fernere Beibehaltung und der Gebrauch des
auf sie gegründeten Argumentes gegen die Offenbarung, nur die
Wahl haben kann, ob sie sich lieber aus der Unwissenheit, oder
aus der Böswilligkeit, oder aus beiden zusammen ableiten lassen
will, und fürchten nicht, daß man uns durch Widerlegung die-
ser Gründe nöthigen wird, unsere Behauptung zurückzunehmen.

Uebersicht der wichtigsten kirchlichen Ereignisse in
England seit Anfang dieses Jahres.

(Schluß.)

Als Ergänzung zu unserer neulich gegebenen Uebersicht thei-
len wir unseren Lesern Auszüge aus zwei merkwürdigen Auf-
sätzen mit, welche auf die in jener Uebersicht erwähnten Ereig-
nisse in naher Beziehung stehen, beide entnommen aus dem
Novemberheft des Christian Observer. Der erste ist die Bisi-
tationsrede des Bischofs von Litchfield und Coventry (Dr. Ryder)
von diesem Jahre (A Charge addressed to the Clergy of
the Diocese of L. et C. At his third Visitation, Aug. 1832.
By Henry, Lord Bishop of that Diocese.). In Bezug auf
die kirchliche Gesetzgebung des letzten Parlaments sagt der Bi-
schof darin: „Die Zehnten und die Pluralitätsbill haben noch

nicht im Parlament die nöthige Beachtung und gesetzliche Sanction erlangt, wegen der alles andere Interesse verschlingenden politischen Fragen. Die Rechte der Kirche, namentlich auf den Zehnten, werden in unserem Vaterlande glücklicher Weise von Niemand angefochten, dessen Urtheil oder Charakter ihn zu irgend einem Einfluß auf die öffentliche Meinung berechtigte. *) In der That haben die ersten Staatsbeamten und namentlich die höchste juristische Auctorität, der Lord Kanzler, diese Rechte wiederholtentlich in eine Klasse gestellt mit ihren eigenen Rechten zu ihrem Eigenthum, und erklärt, daß kein Atom davon, ohne schreiende Ungerechtigkeit, zu anderen Zwecken verwandt werden dürfe. Aber in Bezug auf die Veranschlagung und Einnahmung der Zehnten scheinen Verbesserungen sehr zu wünschen; bevor jedoch ein Substitut erdacht werden kann, scheint mir noch immer der Plan zu den besten zu gehören, wonach die Zehntverpflichtung vom Pächter auf den Grundherrn übergeht, und im Fall der Abwesenheit desselben eine gesetzliche Sicherheit bestellt wird. — Die gänzliche Aufhebung der Pluralitäten, so wünschenswerth sie in der Theorie erscheinen mag, ist doch offenbar unausführbar, bis für jede Parochie ein angemessenes Einkommen für einen scheinbartheitenden Geistlichen ermittelt ist. Wenn wir nun von guter Hand hören, daß es noch immer über 3000 Pfarren gibt mit weniger als 150 Pf. jährlich, und wenigstens 1500 mit weniger als 100 Pf. jährlich, so fürchte ich, daß wir schwerlich in unserer Zeit jenes allerdings zu wünschende Resultat schon erreichen werden. — Die vor zwei Jahren niedergesetzte kirchliche Commission sollte namentlich auch die Mängel in der bestehenden Kirchenzucht untersuchen, und Besserungsvorschläge machen. Die Hauptgegenstände der Verbesserung betreffen: 1) Eine größere Einheit der bischöflichen Jurisdiktion zu geben, so daß sie mit dem Umfange der Diöcesen zusammenfalle (es bestehen nämlich in England noch alle jene zahlreichen Eremtionen von der bischöflichen Jurisdiktion, welche die Päpste Stiftern oder Pfarren zu bewilligen pflegten); und 2) die Verleihung einer wirksamen und summarischen Gewalt an die Bischöfe, um Uebertretungen der Kirchengesetze zu verhindern oder zu bestrafen. Der Mißbrauch des alten High Commission Court (unter dem Hause Tudor und den ersten Stuart's bis zur Revolution) erregte die Eifersucht gegen alle Arten von Kirchengewalt, und diese hat selbst den guten Gebrauch der bischöflichen Gewalt aufgehoben, und so viel Hindernisse ihrer Ausübung in den Weg gelegt, daß sie gegenwärtig mehr ein Gegenstand der Verachtung als der heilsamen Furcht ist. Die Synoden der Presbyterianer, ja die Conferenzen der Methodisten sind in ihren Maafregeln viel schneller und wirksamer, als die Bischöfe bei dem jetzigen Zustande der Gesetze. Der in dem Berichte jener kirchlichen Commission vorgeschlagene Besserungsplan scheint mir gerecht gegen die Kirche, die sehr wesentlich leidet bei dem schlechten Wandel ihrer Diener, und geeignet, allen gegründeten Klagen Abhilfe zu schaffen. — Weiterhin gibt der Bischof eine Statistik seiner Diöcese. „Aus dem letzten Census geht hervor, daß wir, verbunden mit den eximirten Geistlichen innerhalb des geographischen Bezirks der Diöcese, Rechnerschaft zu geben haben von 1,065,090 Seelen. Eine furchtbare, ernste Verpflichtung! wenn wir den unendlichen Werth einer

einzig unsterblichen Seele erwägen, und bedenken, daß ihre ewige Seligkeit oder Verdammniß so sehr von der Treue und Hingabe, so wie von der Unweisheit und Trägheit der Geistlichen abhängen kann! Im Durchschnitt kommen auf einen Geistlichen 1600 Seelen — eine beinahe schon zu große Zahl für einen Seelsorger; aber in der Praxis legt die ungleiche Vertheilung der Bevölkerung auf manche eine Last, unter der auch der eifrigste und treueste Geistliche verzweifeln möchte, während die verhältnißmäßig geringe Zahl anderen einen Vorwand für die Trägheit und weltliches Leben gibt. Meine Untersuchungen haben ergeben, daß die Kirchen und Kapellen der Diöcese eine Anzahl von 32000 Menschen fassen, also leider weniger als ein Drittel der Bevölkerung, bei gleicher Vertheilung. Doch bringt die ungleiche Vertheilung noch viel größere Uebelstände hervor; in Birmingham hat ungeachtet der reichlichsten Selbstbewilligungen nicht mehr als ein Siebentel der Bevölkerung Raum in den Kirchen und Kapellen (in Berlin sicher noch nicht ein Zwölftel, die vier neugebauten Kirchen vor der Thoren mit eingerechnet!), in Derby etwas über ein Fünftel u. c. Ein anderer großer Uebelstand ist die geringe Zahl der unentgeltlichen Kirchensitze; bei weitem die Mehrzahl unserer Pfarrkinder besteht aus Leuten der niedersten Klasse, und doch ist nur der vierte Theil der Sitze unentgeltlich. Der Kirchenbesuch ist, leider zum Theil gewiß in Folge dieser Hindernisse, im Ganzen wenig zahlreich; im Durchschnitt beträgt er nicht mehr als ein Drittel des Umfangs, in dem er möglich wäre; und kaum ein Viertel derer, welche die Kirche besuchen, genießen das heilige Abendmahl. Diese Berechnungen, ehrwürdige Brüder, sollen ernste und schmerzliche Gefühle in uns erwecken, die wir wachen sollen über die Seelen der Menschen, als solche, die Rechenschaft von ihnen zu geben haben. — In Bezug auf Wochen- und Sonntagschulen sind die Resultate meiner Nachforschungen gleichfalls sehr betäubend. Funzig Parochien befinden sich ohne alle Schulen. Der Mangel einer Sonntagschule in einer Gemeinde, die nicht außerordentlich klein oder arm ist, erregt, ich gestehe es, bei mir immer den Verdacht, daß die Schuld an dem Prediger liegt. Ich hoffe zuversichtlich, daß derjenige, in dessen Parochie ein so großer Mangel sich findet, es mit anzeigen werde; ich bin vielleicht im Stande, dem abzuhelpen. Ein Geistlicher, der ganz zufrieden da sitzen kann, ohne daran zu denken, wie er dieser schrecklichen Noth abhelfen möge, hat sicherlich den Auftrag des Herrn vergessen: Weide meine Lämmer! — An diesen Gegenstand schließt sich von selbst der letzte Gegenstand meiner Nachforschungen an, die Zahl der Gotteshäuser und Schulen der verschiedenen Klassen von Dissenters (Römisch-Katholische mit einbegriffen). Ueberall, wo wir es an dem rechten Eifer und der angestrengten Thätigkeit fehlen lassen, besonders in Bezug auf die Armen und die Erziehung ihrer Kinder, da bemächtigen sich sogleich die von uns im Glauben oder in der Kirchenverfassung abweichenden Sekten dieses leeren Raumes. Gern will ich zugestehen, daß in vielen Fällen diese Abweichungen auf wirklicher Gewissenhaftigkeit beruhen; mit Freuden werde ich der Gesinnung und der Arbeit der Liebe gegen die Armen Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber ohne Jemand zu nahe zu treten, möchte ich doch immer unserer Lehre und Verfassung den Vorzug geben. Gotteshäuser von Dissenters gibt es grade so viel, als Kirchen und Kapellen (von der herrschenden Kirche), aber in der Regel fassen sie nicht so viel Menschen; Schulen etwas über halb so viel. — In den letzten Jahren hat die Zahl der non-resident incumbents (der von ihren Stellen abwesenden Pfarrer) um ein Reuntel abgenom-

*) Und dennoch hält Lord John Russell, der Sohn des Herzogs von Bedford, Kriegszahlmeister, durch den die Reformbill eingebracht wurde, ein fruchtbarer politischer Schriftsteller, alles Kirchengeneigenthum für „pay“, d. h. Unterhalt, den das Volk der Kirche bewilligt!

men, und dennoch hat die Zahl der curates (der Vikare) etwas zugenommen [woraus also hervorgeht, daß eifrige Prediger Gehülfen angestellt haben]. Die Zahl der angestellten Geistlichen hat in dieser Zeit um 40 zugenommen. Im Jahre 1823 gab es 263 Kirchen und Kapellen, worin zweimal Gottesdienst gehalten wurde; 1831 dagegen 354; 91 Distrikte genießen daher jetzt diese große Wohlthat. In dieser Zeit sind zwanzig neue Kirchen eingeweiht, und zehn andere sind schon erbaut oder noch im Bau begriffen, so daß in neun Jahren Platz für 45000 Personen mehr ist, als früher.“ — Bei dieser unvermeidlichen Mangelhaftigkeit der Seelsorge empfiehlt der Bischof dringend die Stiftung von Besuchs-Vereinen (Visiting Societies), wo eine Anzahl von Laien sich mit dem Geistlichen verbindet, um jede Familie in der Parochie zu besuchen, den Mangel an Bibeln und christlichen Schriften, den Schulbesuch der Kinder und den Kirchenbesuch der Erwachsenen u. dgl. m. zu erforschen, und darüber sich gegenseitig Bericht zu erstatten. „In der Auffindung, der genauen Ermittlung und der Abhülfe leiblichen Elends,“ sagt er, „und in der noch viel schwierigeren Erforschung des geistlichen Elends und seiner Ursachen bei den Pfarrkindern, kann eine solche Verbindung unter Gottes Segen dem Pfarrer von dem größten Nutzen werden, um dem hereinbrechenden Strom von Gottlosigkeit, der jetzt Alles in Schrecken setzt, sich entgegenzustellen. Solch eine Verbindung ist ein Segen, sowohl für die, welche geben, als für die, welche empfangen. Es ist eine heilsame und anziehende Anwendung der Mußestunden, und legt die empfangenen „zehn Pfund“ auf die vortheilhafteste Weise an. Durch nichts können die Bande zwischen dem Prediger und der Gemeinde fester und inniger werden, — nichts verbindet so die Reichen mit den Armen, und nichts dürfte geeigneter seyn, wenn auch nur einigermassen, das Bild der Gemeinschaft der ersten Christen unter uns zu erneuern, für welche unser Heiland vor seinem Leiden bat: „daß sie Alle eins seyn, gleich wie du, Vater, in mir, und ich in dir, daß sie auch in uns eins seyn.““ In dieser Einrichtung geht der Apostel Paulus mit seinem Beispiel uns voran, den wir ja so oft seinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen dankend finden. Einige der frommsten und thätigsten Geistlichen unserer Kirche haben dieser Einrichtung bereits ihren Beifall gegeben, und die Erfahrung hat die Hoffnungen gekrönt, die man davon hegte. Ich kann mich auf Fellington und St. Giles in London, *) auf Southwark, auf Hull und Sheffield in Yorkshire, auf Brighton, auf Bristol und mehrere Parochien der Diocese von Chester berufen. **) Auch aus unserer eigenen Diocese könnte ich einige schöne Vorgänge aufzählen, besonders zu Birmingham. Einige Papiere über die Bildung solcher Gesellschaften habe ich mitgebracht; jeder Geistliche eines volkreichen Bezirkes kann, wenn er will, einige davon mitnehmen. Möchte es Gott gefallen, dieses heilsame Hilfsmittel für die Arbeiten der Geistlichen reichlich zu segnen!“ ***).

*) Das erstere ist die Parochie des zum Bischof von Calcutta ernannten Herrn Dan. Wilson, wovon in dem früheren Theile dieses Aufsatzes schon die Rede war.

**) Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch, daß wir früher eine Visitationsrede des Bischofs von Chester mittheilten, worin er zu einer solchen Einrichtung aufforderte.

***) Diese herrliche, eines christlichen Bischofs wahrhaft würdige Ermahnung bestätigt eine schon mehrmals früher von uns gemachte Bemerkung, daß der Weg Gottes mit allen an der reinen Lehre festhaltenden Kirchenabtheilungen nicht der einer Zersörung der ganzen Form wegen ihrer Mängel, sondern der Reinigung derselben

Nachdem der Bischof noch einige ähnliche, äußere aber doch wichtige Gegenstände berührt, macht er den Beschluß mit einer kräftigen Ermahnungsrede an die Geistlichen: „Ob ein jeder von euch mit einer begründeten, nüchternen Herzensüberzeugung bei seiner Ordination die feierliche Frage des Bischofs beantwortete: „Glaubt ihr, daß ihr innerlich durch den heiligen Geist getrieben worden seyd, euer Amt zu übernehmen?““, ob ihr seitdem mit Treue und Eifer euch euren Berufe hingegeben, das wage ich nicht zu entscheiden und auszusprechen. Nur das weiß ich und erinnere euch ernstlich daran, daß Gott nicht nach dem Außersichsein richtet, sondern nach der Gesinnung des Herzens; und wie diese beschaffen ist, so erscheint ihm auch das Werk, es sey Gold, Silber und Edelfstein, oder Holz, Heu und Stoppeln. So weit aber der Außersichsein ein Urtheil begründen kann, so bin ich, Gott sey Dank, froh, daß ein bedeutender Theil meiner Zuhörer solche sind, die ich nur anzuregen und zu ermahnen habe zu größerer Treue. Diesen sind die Gesinnungen, die Wünsche, die Hoffnungen, die Leiden und die Freuden ächter Hirten in Christi Herde nicht fremd, sie sind ihnen sogar wohl bekannt und innig theuer. Ihr, m. Br., wißt, auf wen ihr ein ganzes Vertrauen zu setzen, und durch wen und zu wem ihr alle Menschen zu ziehen habt, die ihr selig zu machen wünscht. Euch habe ich bloß zu sagen: Beharret in demüthigem findlichem Glauben, in brünstigem Gebet, in sorgfamer Wachsamkeit, in rastloser Thätigkeit, und haltet euch versichert, daß dann eure Arbeit nicht vergeblich seyn werde in dem Herrn. Andere sind dagegen, denen ich nachdrücklichere Worte der Erweckung und Ermahnung zurufen möchte. Steht ihr noch immer am Scheidepunkte der beiden Wege, und wollt ihr noch immer zweien Herren dienen? Predigt ihr etwa Christum, aber immer mit dem Vorbehalt des Selbstvertrauens und der eigenen Gerechtigkeit? Oder preiset ihr ihn zwar den Menschen an, aber ohne daß ihr zugleich die Nothwendigkeit einer wahren Bekehrung, eines eigenen persönlichen Antheils an seiner Versöhnung und der Heiligung durch seinen Geist zeigt? Leben einige von euch die Woche hindurch vielleicht in der Gemeinschaft und Gleichstellung mit der Welt, vor der ihr des Sonntags warnt? Besuchet ihr die öffentlichen Vergnügungs- und Zerstreuungsorte, oder laßt ihr selbst die unschuldigen Freuden der Geselligkeit euch die notwendige Zeit zu euren Studien und eurer Seelsorge rauben? Beschäftigt euch eure Landwirthschaft länger, als ihr es verantworten könnt, mehr, als es zu eurem Unterhalt oder zu einer gesunden Erholung nöthig ist? Lasset in Liebe euch ermahnen, m. Br. Mir ist wehe um's Herz bei dem Anblick solcher Leute. Sehet zu, daß eure Frömmigkeit nicht sey wie der Morgenthau; daß eure Sonne nicht untergehe, und ihr in die alte Nacht zurücksinket! Wachtet auf aus dem Schlafe eurer Sorglosigkeit und falschen Sicherheit, und bittet Gott in Christo um Gnade und Vergebung: Ringet im inbrünstigen Gebet, daß ihr wieder von Neuem anfangen könnt, und, wenn ein Demas unter euch ist, daß ihr den verlassenen Weg ächter Treue und völliger Hingabe an den Herrn wieder betreten möget. So allem könnt ihr euch selbst und die euch hören selig machen! — Und sollten nicht auch solche hier seyn, die sich noch weiter von dem Pfade ihrer Hirtenpflicht entfernt haben, die, wenn auch nicht voll bitterer Galle und Feinde der Gerechtigkeit, doch Knechte einer Sünde sind, welche alle ihre Arbeiten vernichtet? Und die, wenn sie auch noch der Mäße ihrer Oberen sich entziehen, dies nur dadurch möglich machen, daß sie in ihrer Gemeinde durch ihr Beispiel eine völlige Gedankenlosigkeit über göttliche Dinge hervorgerufen haben, die ihnen zu desto größerer Verdammniß gereichen wird? Möchte ich doch keinen solchen in meiner Diocese haben! Doch sollte es seyn, dann bitte, dann flehe, dann beschwöre ich ihn, daß er in seinem Sündenlaufe, dem Abgrunde

von einer Seite her ist, von wo man es nicht erwartete. Der Gärtner reinigt die Aebeln, welche Frucht bringen, daß sie mehr Frucht bringen. So erkeft der Herr jetzt der an Früchten des Geistes immer reicher werdenden Englischen Kirche den Mangel einer lebendigen Presbyterialverfassung durch diese herrliche Einrichtung; möchten doch unsere Geistlichen, besonders diejenigen, welche früher und auch jetzt noch so stark nach einer solchen Verfassung verlangen, jenen Vorgang in England sich zum Muster nehmen!

zu, still stehe; daß er um Wiße stehe, weil es noch Zeit ist, um wahre Bekehrung und Erneuerung, wenn er auch noch nie darum gebetet hatte; daß er seine rechte Hand sich abhauen, und sein rechtes Auge sich ausreißen möge lieber, als mit zwei Händen und zwei Augen in das höllische Feuer geworfen zu werden; und nach dem Ort der Quaal zu eilen, wo eine Verdammnis, weit schrecklicher als aller anderen, den treulosen Knecht Christi und Prediger seines Wortes erwartet. Ist er aber fest entschlossen, auf seinem Pfade, der ins ewige Verderben führt, zu beharren: o möchte er dann doch die Kirche Christi befreien von dem Aergerniß seines Beispiels dadurch, daß er sein Amt niederlegt, und sich selbst befreien von den fürchterlicheren Strafen der Verdammnis, die er täglich mehr auf sich herabruft durch das Blut der Verlorenen, das von seiner Hand wird gefordert werden!"

(Der Bericht an das Haus der Gemeinden wegen der Beobachtung des Sonntags muß wegen Mangel an Raum auf eine spätere Mittheilung verspart bleiben.)

Nachrichten.

(Ueber den christlichen Verein im nördlichen Deutschland.)

Den 9. December 1832.

— So eben kommt mir die beifolgende Anzeige zu Händen, durch welche der Pastor Uhle zu Helbra bei Eisenleben Nachricht gibt, daß, auf seinen Wunsch, das bisher von ihm geführte Amt eines Secretärs in dem Vorstande des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland dem Pastor Westermeyer zu Biere übertragen worden ist. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, wenn es mir ist, als hätte ich in unserer Ev. K. Z. über diesen Verein noch niemals Mittheilungen gefunden. Das weiß ich aber, er ist es werth, gekannt und beachtet zu werden von Allen, die irgend an der Förderung evangelischen Sinnes und Lebens ein lebhafteres Interesse nehmen. Denn es hat derselbe seit dem Jahre 1811 durch die von ihm verbreiteten, großen Theils ausgezeichneten christlichen Schriften eine zwar stille und verborgene, aber in vielen Fällen nachweisbar reichlich gesegnete Wirksamkeit für die Sache der lauterer evangelischen Wahrheit bewiesen. Die meisten dieser Schriften haben eben den ehrwürdigen Uhle zu ihrem Verfasser, der bis hieher in tieferem Sinne als Vereinschreiber fungirt hat. Viele Leser der Ev. K. Z. kennen gewiß den lieben gesalbten und mit der schönen Gabe einer klaren, faßlichen und an die Volksbegrißtheit geknüpften Vortrages vom Herrn begnadigten Zeugen. Andere, die ohne ihn zu kennen, als Durstige nach dem rechten Lebenswasser die eine oder die andere seiner Schriften dargereicht bekamen (ich nenne hier von diesen nur: Offenbarung Gottes in Geschichten des A. T., 4 Bändchen; die Apostelgeschichte nach St. Lucas, zur Beförderung eines richtigen Verständnisses der heil. Schrift und eines erbaulichen Bibellesens, 1 Bändchen; und insonderheit die treffliche evangelische Hauspostille, von welcher bis jetzt 3 Bände erschienen sind und die Erscheinung des 4ten erwartet wird) haben wohl durch diese sich längst mit ihm befreundet und zum Theile Ursache gefunden, ihn als einen zuverlässigen Wegweiser zur lebendigen Quelle dankbar zu segnen.

Den Vorstand des Vereins bildeten in der jüngsten Zeit der regierende Herr Graf zu Stolberg-Wernigerode, Herr von Kroßig auf Nachmannsdorf (Anhalt-Vernburg) und A. Uhle. An die Stelle des letzteren tritt von nun an der Pastor Westermeyer in Biere. Derselbe wird bei allen Freunden der lauterer Bibellehre, welche etwa das eben von diesem Verein herausgegebene Buch: Christlicher Unterricht für solche, die nach dem rechten Himmelswege fragen, 2 Bde., bereits kennen, oder welche sich durch diese Mittheilung bewegen lassen, es kennen zu lernen, gewiß ein günstiges Vorurtheil für sich erwecken, wenn wir ihnen sagen, daß er dieses könnigen Erbauungsbuches Bearbeiter und Verfasser ist. In gleicher Weise wird ihn auch die bei seinem Amtswechsel im vorigen Jahr gehaltene und in Magdeburg bei Heinrichshofen er-

schienene „Abschiedspredigt am Erntedankfeste vor den Gemeinden Glöthe und Ulnig“ allen denen, welchen das Wort vom Kreuze göttliche Kraft und göttliche Weisheit ist, nicht wenig empfehlen; und dies um so gewisser, wenn es ihnen etwa darum zu thun seyn sollte, ein überführendes Zeugnis dafür zu haben, daß auch im Herzogthume Magdeburg solche Stimmen sich wie der vernehmen lassen, welche im ächt evangelischen Geiste Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen und zu Zion sagen: Dein Gott ist König! —

Gnade und Friede von Gott dem Vater, durch unsern Herrn Jesum Christum in der Gemeinschaft des heiligen Geistes! Amen.

Der Unterzeichnete, bisheriger Secretär des christlichen Vereins, hat in dem Vorwort zu unserer jüngst herausgegebenen Vereinsrechnung, das öffentliche Akenntnis abgelegt, daß er, in Folge seiner letzten Krankheit, sich nicht mehr tüchtig finde, den Posten eines Secretärs im Ganzen, ohne Nachtheil für seine anderweitigen heiligen älteren Amtsverpflichtungen, gebührend auszufüllen. Er darf die Hoffnung hegen, daß wenigstens diejenigen unserer verehrten Mitglieder, welche eine Vorstellung von den mit solchem Posten verbundenen Sorgen, Mühen und Lasten haben, den Hilferuf des gedrückten Dieners mit christlicher Theilnahme und mit dem Wunsche werden vernommen haben, es möge der Herr bald einen rüstigen Jünger erwecken, der das begonnene, und durch seine Gnade so lange in Segen bestandene Werk, in seinem Geiste und nach seinem Wohlgefallen fortzuführen Muth und Freudigkeit habe. Dieser Wunsch ist nun erfüllt, und ich beile mich, nachdem ich der Genehmigung des von mir innigst verehrten Vereinsvorstandes versichert worden bin, Herrn Pastor Westermeyer in Biere,

(bei Calbe a. d. Saale, unweit Magdeburg),

als meinen definitiv beständigen Herrn Nachfolger der zutrauensvollen christlichen Liebe aller unserer geehrten Mitverbundenen, wie aller Derer zu empfehlen, welche etwa noch dem christlichen Vereine beizutreten sich möchten bewegen finden. Meine bisherigen Herrn Collegen, die resp. Herren Comiteesecretäre erlaube ich insbesondere brüderlich, mit obgenannten Herrn Pastor Westermeyer, dessen Bekanntschaft Ihnen, wie ich gewiß versichert bin, zur Freude und zum Segen gereichen wird, sofort in schriftliche Verbindung zu treten.

Dabei darf ich auch wohl zugleich die angelegentlichste Bitte aussprechen, daß Sie mir fernerhin Ihr christlich-geneigtes Andenken, Ihre mir stets theuer gewesene brüderliche Liebe und Ihre christliche Fürbitte gönnen wollen. So wenig ich der Zeit vergessen kann, in der wir zu gemeinsamen Wirken für den Herrn vereinigt waren; so wenig kann ich Ihrer vergessen, so wenig vergessen der Gemeinschaft mit Ihnen, und des in solcher Gemeinschaft mir reichlich zugesprochenen höheren Segens. Ich drücke Sie dafür Alle mit innigem Herzensdank im Geiste an mein Herz, verpflichte mich jedem Einzelnen zu jeglichem Liebesdienste, wie ich ihn irgend zu leisten vermag, empfehle Sie sammt und sonders der waltenden Gnade des Herrn, daß er Sie schütze und schirme, stärke und befähige, tröste und erquickte — zuletzt von allem Uebel Sie erlöse und Ihnen aufschelse zu seinem himmlischen Reiche. Ich werde, wie Sie schon wissen werden, noch ferner, so lange der Herr es will, dem christlichen Verein als thatiges Mitglied angehören, und so mit Ihnen noch weiter, so viel ich es durch Gottes Gnade vermag, dahin zu wirken trachten, daß der heilige Zweck unserer christlichen Verbindung je mehr und mehr erreicht werden möge.

Wenn ich denn auch dereinst gewürdigt werde, mit Ihnen froh anbetend vor dem Angesichte des Herrn zu stehen; wenn ich Sie dann, die ich, dem größten Theile nach, hier ungesehen liebe, von Angesicht erkennen werde, dann wird meine Liebe zu Ihnen rein und vollkommen, und unsere gemeinschaftliche Freude vollkommen und ewig seyn. Und dahin helfe Ihnen und mir der Gott aller Gnade durch Jesum Christum unseren Herrn, hochgelobt in alle Ewigkeit. Amen.

Helbra den 13. November 1832.

J. G. Uhle, Pastor.

GTU Library



3 2400 00276 2577

v.10-11
1832

BPac

Evangelische Kirchenzeitung.

v.10-11
1832

